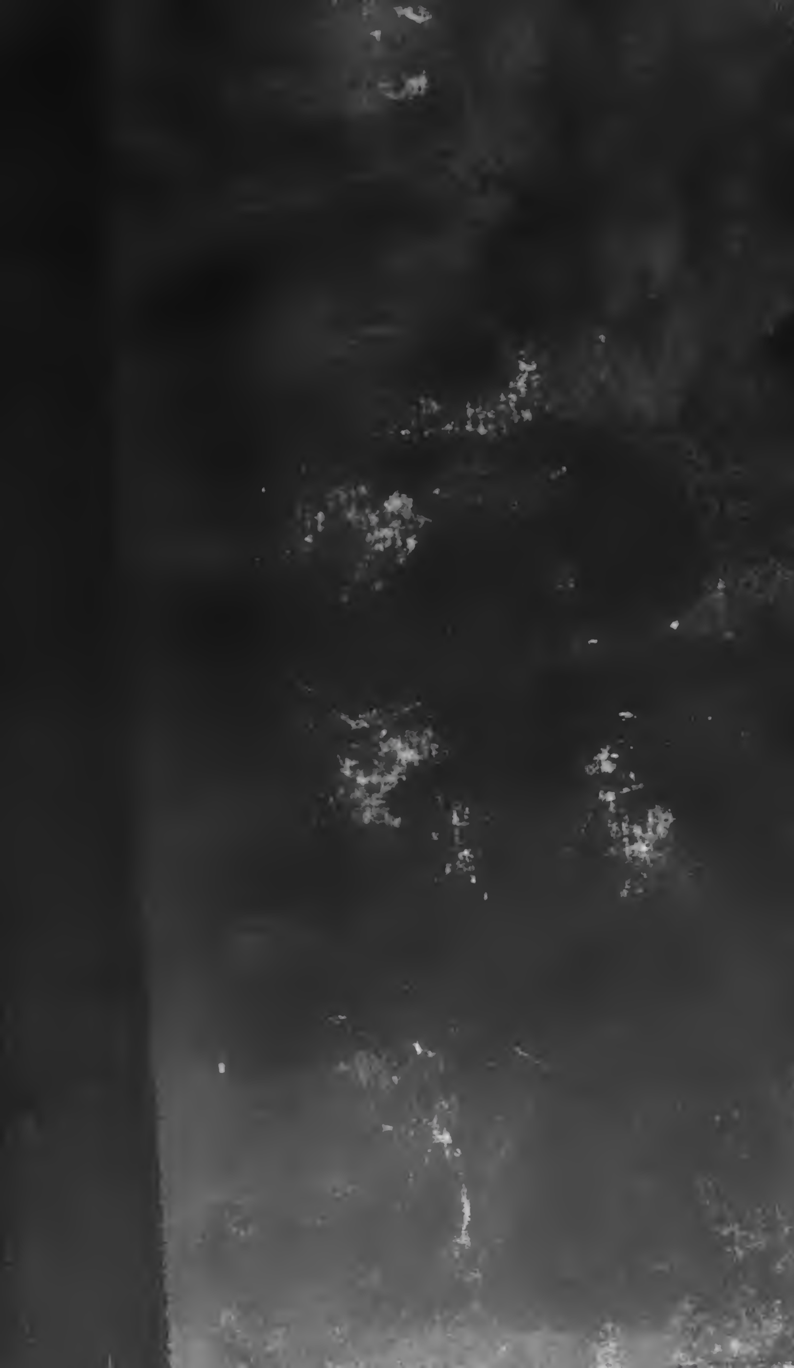
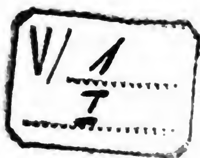




<36622055320010



Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Vierter Band.

G und H.

Anzeige.

Von der sechsten Original-Auflage dieses Werks sind sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortsetzung zu diesem Werke, die übrigens auch als ein für sich bestehendes Ganze kann angesehen werden, da sie sich ausschließlich mit den Ereignissen der neuesten Zeit beschäftigt, erscheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Conversations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und ist eben so wie das Hauptwerk, in sechs verschiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Drnckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Nr. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatpersonen, die sich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Exemplare zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Vierter Band.

G und H.

Sechste Original-Auflage.

Wie sie der Verfasser schrieb.
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1824.

G.

G, der siebente Buchstabe des Abc, ein Gaumenbuchstabe, welcher etwas härter als j, und etwas gelinder als k ausgesprochen wird. — Mit diesem Buchstaben bezeichnet man in dem modernen Tonsystem die fünfte diatonische Klangstufe. Von diesem Tone hat der G-Schlüssel seinen Namen, wodurch die Linie des Liniensystems bestimmt wird, auf welcher man das eingestrichene g vorstellt. (S. Ton und Tonart). dd.

Gäa, die Erde als cosmologische Gottheit der Alten. Nach dem Chaos, sagt Hesiod,

> Ward die gebreitete Erd' ein dauernder Sitz der gesammten
> Ewigen, welche bewohnen die Höhn des beschneiten Olympos.

Was aus ihr, nach ihr und auf ihr sich bildet, ward von ihr erzeugt. Ohne befruchtende Liebe gebar sie den sternichten Himmel (Uranos), die hohen Gebirge und den Pontos (das Meer); Uranos erzeugte mit ihr den Oceanos, Käos, Kreios, Japetos, Hyperion, Theia, Rheia, Mnemosyne, Themis, Phöbe, Tethys, Kronos (s. Titanen), die Cyklopen und Hekatoncheiren (Centimanen). Da Uranos jedes dieser Kinder gleich nach der Geburt einkerkerte, sann Gäa auf Rache, erfand die demantene Hippe, und beredete die Söhne, damit den Vater zu entmannen. Kronos verübte die That. Gäa empfing die der Wunde entrieselnden Blutstropfen und gebar, dadurch befruchtet, die Erinnyen, Giganten und melischen Nymphen. Mit ihrem Sohn Pontos zeugte sie nachher Nereus, Thaumas, Phorkys, Keto und Eurybia. Unzufrieden auch mit Kronos verhieß sie ihrer Tochter Rheia, den neugebornen Zeus aufzuziehen, und trug ihn nach Creta. Als er erwachsen war, half sie ihm auf den Thron, indem sie ihm rieth, die eingekerkerten Hekatoncheiren und Cyklopen zu befreien.

Gabalis (Graf v.). Unter dem Titel Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes erschien in dem letzten Viertel des 17. Jahrh. ein Roman, dessen Verfasser der Abbé de Villars war, ein Zweig der adeligen Familie v. Montfaucon in Languedoc und Verwandter des berühmten Archäologen Montfaucon. Er wurde 1640 geboren, und 1675 von einem seiner Verwandten auf einer Reise erschossen. Bei allen Anlagen der Natur und allen Ansprüchen des Talents gelang es ihm doch nicht, als Geistlicher sein Glück zu machen, und daran hatte eben jener Roman Schuld. Villars hatte die Cabbala lächerlich gemacht; die Freunde derselben beschuldigten ihn, heilige Wahrheiten angegriffen zu haben, und so wurde ihm die Kanzel verboten. Dem Roman liegt der Chiave del Gabinetto von Borry zum Grunde. Die Fabel desselben ist ganz einfach. Ein berühmter Adept, der Graf von Gabalis, meint, in dem Verfasser natürliche Fähigkeiten für die Geheimnisse der Cabbala gefunden zu haben, und entwickelt ihm daher diese erhabene geheime Wissenschaft in fünf Unterhaltungen. Wahrscheinlich würden auch diese längst vergessen, oder doch nur denen bekannt sein, welche sich mit der Geschichte der mystischen Philosophie der

Cabbalisten, Gnostiker und Neuplatoniker, jenem Zusammenfluß orientalischer Poesie, griechischer Philosophie und christlicher Religion beschäftigen, wenn nicht neuere Dichter die hier vorgetragene Dämonenlehre so zweckmäßig für ihre Fictionen gefunden hätten, daß sie derselben poetische Beglaubigung durch eingeführten Gebrauch gaben. „Dieser unermeßliche Raum zwischen der Erde und den Himmeln," sagt der Graf, „hat viel edlere Bewohner als Vögel und Insecten; dieses so weit ausgedehnte Meer noch ganz andere Gäste als Wallfische und Seehunde; die Tiefe der Erde ist nicht allein für die Maulwürfe da, und das Element des Feuers, weit edler als die drei andern, ist nicht gemacht, um unnütz und leer zu bleiben." Nach diesem Eingang wird das System von den vier Elementargeistern vorgetragen, welche sind: die Sylphen (Luftgeister), die Ondinen (Wassergeister), die Gnomen (Erdgeister), und die Salamander (Feuergeister). Die nähere Charakteristik jeder Classe behalten wir eigenen Artikeln vor. Wie willkommen ein solches System der Geisterlehre den Dichtern sein mußte, die durch die christliche Religion eine sehr wirksame Maschinerie verloren, und in den Feen und Zauberern noch keinen hinlänglichen Ersatz gefunden hatten, und wie viel die romantische Poesie dadurch gewonnen habe, bedarf nicht erst eines Beweises. dd.

Gabel. Der Gabeln wird zuerst in einem fürstl. Inventario über Silberwerk vom J. 1379 gedacht. Vorher kannte man blos das Messer beim Zerlegen mancher Speisen. Aus Italien kam der Gebrauch derselben zu uns; man hielt es so sehr für Tafelluxus, sich derselben zu bedienen, daß manche Klosterordnungen den Religiosen den Gebrauch der Gabel untersagten.

Gabriel (Held Gottes), nach der jüdischen Mythologie einer der sieben Erzengel, der dem Propheten Daniel seinen Traum auslegte und in der Erzählung von Tobias vorkommt. Nach der christlichen Mythologie verkündigte er dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilands. Nach den Rabbinen ist er der Todesengel für die Israeliten, und alle israelitischen Seelen werden von den Unterseeleneinnehmern (dies sind Engel, welche blos zum Abholen einer bestimmten Seele geschaffen worden und nach deren Ablieferung von der Welt vergehen) an ihn abgeliefert. Nach dem Talmud ist Gabriel ein Fürst des Feuers und über den Donner und das Reifen der Früchte gesetzt. Er brannte auf Jehovas Geheiß den Tempel mit an, ehe Nebucadnezars Krieger ihn anzündeten, und der Tempel stimmte über sich selbst ein Klaglied an. Einst wird er Jagd auf den Fisch Leviathan machen und ihn mit Gottes Hülfe überwältigen. Nach der mohammedanischen Mythologie ist er einer der vier von Gott besonders begnadigten Engel, mit Aufzeichnung der göttlichen Rathschlüsse beschäftigt, und Engel der Offenbarung, als welcher er dem Mohammed den ganzen Koran eingab. Einst verzückte er den Mohammed in den Aether und führte ihn so schnell durch alle sieben Himmel, daß der Prophet den bei der Hinfahrt umgestoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch vom völligen Umsturz abhalten konnte. A.

Gabrieli (Catharina), eine der berühmtesten Sängerinnen des 18. Jahrh., geb. zu Rom 1730. Nachdem ihr großes angebornes Talent zufällig entdeckt worden war, genoß sie den Unterricht Garcias (lo Spagnoletto) und Porporas. Im J. 1747 sang sie auf dem Theater von Lucca und war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Kaiser Franz I. berief sie in der Folge nach Wien. Der Unterricht, den sie von Metastasio empfing, vollendete ihre Bildung. Ihr Talent

war mit vielem Eigensinn gepaart und sind darüber viele Anekdoten in Umlauf. Nach England zu gehn, konnte sie, aus Besorgniß, dort ihren Launen nicht folgen zu dürfen, sich nicht entschließen. 1765 berief die Kaiserin Catharina sie nach Petersburg und engagirte sie auf zwei Monate. Als von ihrer Gage die Rede war, foderte sie fünftausend Ducaten. „So viel," antwortete die Kaiserin, „erhält keiner meiner Feldmarschälle." „So dürfen," erwiderte die Sängerin, „Eure Majestät ja nur einen ihrer Feldmarschälle singen lassen." Die Kaiserin zahlte die verlangte Summe. Gegen das J. 1780 begab sie sich nach Mailand, wo sie ihr äußerstes that, um Marchesi zu übertreffen und durchfallen zu lassen. Die Sänger überhaupt scheuten sich, mit ihr zu spielen. Pacchiarotti hielt sich für verloren, als er das erste Mal mit ihr auf der Bühne erschien. Sie sang eine ihrer Stimme vollkommen angemessene Bravourarie, und entwickelte dabei ihr ganzes Talent in solchem Umfang, daß der arme Pacchiarotti mit lauten Seufzern hinter die Coulissen floh, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, wieder aufzutreten. Er spielte die Rolle des Liebhabers und sang mit so tiefem Ausdruck eine zärtliche Arie, die er an die Gabrieli richtete, daß sie sowol als die Zuhörer davon innig bewegt wurden. Am vollkommensten hat diese Sängerin unstreitig die siegende Gewalt ihrer Stimme zu Lucca im J. 1745 entwickelt, als Guadagni ihr Held auf dem Theater und im Concert war. Sie starb 1796, nachdem sie sich seit 1780 vom Theater zurückgezogen hatte. M.

Gaëta, eine auch in den Kriegsgeschichten unserer Tage berühmt gewordene neapolitanische Festung, 25 Stunden von Rom und 15 von Neapel, auf einer schroffen Landzunge, welche nach Virgil (Aen. 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Aeneas Amme, hat. Sie wurde vor Rom gegründet, hatte nach dem Untergange des römischen Reichs eine Zeit lang eine republikanische Verfassung, und wurde darauf von Herzogen regiert, die den Papst als Lehnsherrn anerkannten. Sie ist eine der stärksten Festungen Europas, wozu ihre Lage, welche nur von der Seite der schmalen Landzunge den Angriff erlaubt, viel beiträgt. Ihre Umgebungen sind höchst reizend, und die vielen zierlichen Landhäuser der Vorstadt — schon die Römer hatten deren an dieser fruchtbaren Küste eine große Menge — machen das Ganze äußerst romantisch. Gaëta ist schon im Mittelalter und namentlich im J. 1435 von König Alphons von Aragonien belagert worden; aber auch in der neuern Zeit hat es in einem Jahrhundert drei denkwürdige Belagerungen, durch welche es jedes Mal erobert worden, erfahren. Die erste 1702 von den Oesterreichern, die es nach drei Monaten unter General Daun mit Sturm nahmen; die zweite 1734 von den vereinigten Waffen Frankreichs, Spaniens und Sardiniens, vom Anfang Aprils bis zum 6. August, bis sich die Besatzung auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Seitdem noch mehr befestigt, wurde es zuletzt 1806 von den Franzosen belagert. Bei den schnellen Fortschritten der französischen Heere in Neapel, im Februar jenes Jahres, wurde ihnen unter mehreren Festungen auch Gaëta von der neapolitanischen Regierung zugesichert, aber der Commandant derselben, der heldenmüthige Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal, verweigerte die Uebergabe, und nöthigte durch seine tapfere Gegenwehr den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Mit unerschütterlichem Muthe hielt er sich bis zum Juli, und nur eine fast tödtliche Verwundung durch eine Bombe, die ihn nöthigte, sich nach Sicilien überschiffen zu lassen, konnte es endlich dahin bringen, daß die Festung am 18. Juli capitulirte.

Gährung nennen wir die von selbst erfolgende Mischungsveränderung, welcher alle organische Körper, nachdem die Vegetations- oder Lebensverrichtungen aufgehört haben, unterworfen sind. Die chemischen Affinitätsgesetze, welche von der Lebenskraft beherrscht wurden, werden nach dem Tode einzig wirksam und es erfolgt die freiwillige Entmischung. Es sind zur Gährung drei Bedingungen nothwendig: ein gewisser Grad der Wärme, ein bestimmtes Maß von Feuchtigkeit, und der freie Zutritt der atmosphärischen Luft. Die Körper verändern durch die Gährung ihre ganze Natur und Beschaffenheit und gehen in andre Substanzen über, welche nach dem Grade und der Dauer der Gährung verschieden sind. Man unterscheidet nämlich drei Grade oder Arten der Gährung: die Weingährung, die saure Gährung und die faule Gährung, welche letztere auch Fäulniß heißt. Wenn schleimichte Flüssigkeiten aus dem Pflanzenreiche, zu deren Bestandtheilen auch der Zuckerstoff gehört, z. B. der Most von Weintrauben und andern Beeren, desgleichen Obstsäfte u. s. w., einer Temperatur von ungefähr 70 Gr. Fahrenheit ausgesetzt werden, so nimt man bald eine Veränderung der Mischung ihrer Bestandtheile wahr. Der Most leidet eine innere Bewegung, wird trübe, in einen größern Umfang ausgedehnt, braust und entwickelt ein kohlensaures Gas, welches durch Verbindung eines Theils des Sauerstoffs mit einem Theile Kohlenstoff entsteht und die Ursache des Brausens ist. Auf der Oberfläche der Flüssigkeit sondert sich eine schleimartige Masse ab, welche man Gäsch oder Gäscht (Hefen) nennt. Im Fortgange der Gährung verbindet sich ein anderer Theil des Sauerstoffs mit dem Wasserstoffe und einem Theile des Kohlenstoffs, welches ein Alkohol (möglichst gereinigten Weingeist) gibt. Das Alkohol und das kohlengesäuerte Gas sind also die Erzeugnisse des ersten Grades der Gährung, der Weingährung. Die Flüssigkeit, die vorher Most hieß und Zuckerstoff enthielt, hat nun keinen Zucker mehr, weil sich dieser in seine Bestandtheile, Wasserstoff und Kohlenstoff, aufgelöst hat und beide ganz andere Verbindungen eingegangen sind. Der durch diesen ersten Grad der Gährung entstandene Wein verändert sein Mischungsverhältniß aufs neue, sobald Wärme und Luft fortdauernd auf ihn wirken, und es erfolgt die saure Gährung, wodurch der Wein, indem der Sauerstoff der atmosphärischen Luft sich mit ihm, oder genauer, mit dem Wasser- und Kohlenstoffe verbindet, in Essig verwandelt wird. Bei dem Uebergange des Weins in Essig bemerkt man folgende Veränderungen. Die Flüssigkeit trübt sich aufs neue, es setzt sich eine fadenähnliche Materie auf der Oberfläche an, und zugleich sondert sich eine fadenartige Masse ab. Der geistige Geruch und Geschmack, so wie die berauschende Kraft, welche beim Weine vom Alkohol herrührten, sind nicht mehr vorhanden; das Alkohol ist zersetzt und die Flüssigkeit schmeckt nun sauer. Um indeß den Wein in Gährung zu bringen, ist erforderlich, daß er noch nicht ganz von seinen schleimichten Bestandtheilen befreiet, der freien Luft und einer Wärme von 75 bis 85 Grad Fahrenheit ausgesetzt sei. Die dritte Art der Gährung, die **Fäulniß** (s. d. Art.), erfolgt, wenn man den Essig ferner der Luft und Wärme aussetzt. Es geht dabei der Wasserstoff in Gasgestalt, und der Sauerstoff, in Verbindung mit dem Kohlenstoffe und Wärmestoffe, als kohlensaures Gas fort. Der Geruch ist nunmehr fade, ekelhaft und faulicht; der Geschmack nicht mehr sauer, sondern faul. Die faule Gährung bietet nach Beschaffenheit der Umstände sehr verschiedene Erscheinungen dar. Ihr sind alle Körper der beiden organisirten Naturreiche unterworfen. Doch ist wohl zu merken, daß keineswegs alle Körper

nach und nach die Weingährung, die Essiggährung und die Fäulniß in einer nothwendigen Stufenfolge durchlaufen. Thierische Körper gehen ohne diese unmittelbar in Fäulniß über, weil sie keinen Zuckerstoff enthalten. Andere Körper gerathen in die Essiggährung und aus dieser in Fäulniß, ohne daß die Weingährung vorausgegangen. Fourcroy nimt noch eine Zucker- und eine Teiggährung an, und begreift unter der ersten die Bildung des Zuckerstoffs in verschiedenen Pflanzenkörpern, besonders in Früchten, die grün abgenommen, nachher erst reifen und zuckersüß werden; unter der letztern aber die Gährung des Mehlteiges, die nach ihm der Anfang einer von selbst erfolgenden Zersetzung ist, die mit Fäulniß endigen würde, wenn man sie nicht durch das Backen verhinderte. Die Gährung ist überhaupt als diejenige Wirkung der Natur zu betrachten, durch welche sie die organischen Körper wieder in ihre Grundbestandtheile auflöst, um diese alsdann zur Bildung neuer organischen Wesen anwenden zu können.

Gagern (Hans Christoph Ernst, Freih. v.), geb. 1766, ein als politischer Schriftsteller und Redner ausgezeichneter Staatsmann, königl. niederl. Staatsrath, gewesener außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs der Niederlande als Großherzogs von Luxemburg bei dem deutschen Bundestage, und bei der freien Stadt Frankfurt. Bereits in sehr jungen Jahren wurde ihm die Leitung der nassau-weilburgischen Geschäfte als Präsident aller Tribunale anvertraut. Das Gewicht dieser Linie im fürstlichen Hause legte die Leitung der politischen Angelegenheiten, so weit es Deutschland betraf, in seine Hände. Gleich nach dem Frieden zu Lüneville ging er also nach Paris, gehörte unter die von Taleyrand am meisten ausgezeichneten Unterhändler, und bewirkte nicht nur eine reiche Entschädigung in den Jahren 1802 und 3, sondern rettete auch den älteren Namen des fürstlichen Hauses in der großen Crisis 1806, und erwarb demselben bei der Mediatisirung den bedeutendsten Zuwachs. Veranlaßt durch diesen Erfolg, wendeten sich hernach so manche deutsche Fürsten des Nordens an ihn, um den Zweck der Erhaltung und des Beitritts vermöge des nassauischen Präsidialamtes der Fürstenbank zu erreichen, und viele solcher Beitrittsurkunden befinden sich in den Staatsacten von ihm unterzeichnet. Er scheint nachher in Napoleon Mißtrauen gesetzt zu haben, verließ den Dienst, und ging deswegen, oder aus andern Gründen, nach Wien. Um diese Zeit schrieb er das durch historische Kenntnisse, Geist und Darstellung gleich ausgezeichnete Werk, welches ohne seinen Namen erschien: Die Resultate der Sittengeschichte. I. Die Fürsten. II. Die Vornehmen. III. Demokratie. IV. Der Staaten Verfassungen, und neuerlich V. und VI. Freundschaft und Liebe; dann VII. der Einsiedler. Zu Wien erschien 1812 in 4. der erste Theil der Nationalgeschichte, ein Werk, das besondere Sensation machte, aber zu wenig in den Buchhandel kam. Eine Fortsetzung soll folgen. Er stand zur selbigen Zeit in Wien mit Hormayr und Erzherzog Johann in genauer Verbindung, hatte Theil an einem Entwurfe zu einem neuen Aufstande in Tyrol im J. 1812—13, der an der Aufhebung eines englischen Couriers in Brünn scheiterte, wurde nun aus Oesterreich entfernt und ging in das russisch-preuß. Hauptquartier, und dann nach England. Allenthalben wirkte er für die Befreiung Europas und die Ehre Deutschlands. 1814 verwaltete er als dirigirender Staatsminister die oranischen Fürstenthümer. 1815 nahm er als Gesandter des Königs der Niederlande Theil an den Geschäften des Congresses zu Wien, und unterzeichnete den 27. April die Zutrittsacte des Königs der

Niederlande zum wiener Bunde der europäischen Hauptmächte (vom 25. März 1815) gegen Napoleon Buonaparte; auch stimmte er in dem Ausschusse für die Erlassung einer neuen Erklärung des Congresses gegen den Usurpator, welche den 12. Mai d. J. erfolgte, und von ihm mit unterzeichnet wurde. Den 31. Mai unterzeichnete er den Vertrag des Königs der Niederlande mit Preußen, England, Oesterreich und Rußland, durch welchen die vereinigten Niederlande und die belgischen Provinzen als ein Königreich anerkannt, Luxemberg als Großherzogthum und deutscher Bundesstaat, nebst der Bundesfestung Luxemberg, dem König der Niederlande statt seiner Fürstenthümer Neu-Dillenburg, Siegen und Hadamar, erb- und eigenthümlich überlassen, und die Grenzen des Königreichs und Großherzogthums bestimmt, Dillenburg, Dietz, Siegen und Hadamar aber an Preußen abgetreten wurden. Den 8. Juni unterzeichnete er, als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande, für seine deutschen Staaten die deutsche Bundesacte. Von da ging er nach Paris zum Congreß, bewirkte die Erweiterung des neuen niederländischen Königreichs, bestand vergeblich auf der Rückgabe des Elsasses an Deutschland, aber trug ungemein dazu bei, daß die Sammlungen der Kunst und Natur an ihre rechten Eigenthümer zurückkamen, wie aus Martens Recueil hervorgeht. Dann erschien er bis 1818 am Bundestage, wo seine Vota viel Scharfsinn und Genialität, Einsicht, Freimuth und Patriotismus athmeten. In seinen Staatsschriften und Reden am Bundestage (vorzüglich in der bei Eröffnung des Bundestages) hat Deutschland den hellen Blick und die kräftige Sprache dieses für die politische Würde, die Nationalehre und den innern Rechtszustand des deutschen Bundes eifrig bemühten Staatsmanns mit Achtung anerkannt. In seinem Briefwechsel mit dem Fürsten von Metternich, vor Eröffnung des Bundestages, drang er stets auf die Ausführung solcher Maßregeln, welche die politische Einheit der deutschen Nation feststellen könnten. Er zeigte unter andern die Wichtigkeit, den Namen Reich, und das Symbol der Einheit des deutschen Bundes in der Kaiserkrone beizubehalten. Auch war er es, der ein nachdruckvolles Wort sprach für die Erörterung der landständischen Verfassung in den deutschen Bundesstaaten, und darauf antrug, daß der Bundestag dem Großherzog von Sachsen-Weimar seinen Dank bezeugte, für das am 2. Dec. 1816 dem Bundestage zur Gewährleistung vorgelegte sachsen-weimarische Verfassungsgesetz. 1818 arbeitete er mit dem Ausschusse, der Maßregeln wegen der Seeräubereien der Barbaresken in Hinsicht auf Deutschland vorschlagen sollte. Noch wurden von ihm die Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France, Francf. 1816, herausgegeben. Ueber seine dem Bundestage mitgetheilte Denkschrift, die Auswanderung betreffend (Frankf. a. M. 1817. 4.), s. d. Art. Auswanderung. Im J. 1820 wurde er zum Mitglied der hessen-darmstädtischen Landstände erwählt und privatisirt jetzt auf einem seiner Landgüter, nachdem er vom niederländischen Hofe pensionirt worden. K.

Gahr nennt man alle Körper, die durch Zubereitung vermittelst des Feuers, des Wassers, der Salze, Laugen u. s. w. in den Zustand gekommen sind, worin sie versetzt werden sollen. Eben so drückt sich der Begriff in den Worten: lohgahres Leder, Gahrkupfer u. s. w. aus.

Gail (Jean Baptiste), einer der ersten jetzt lebenden französischen Hellenisten, geb. zu Paris 1755, erhielt 1792 die Professur der griechi-

schen Sprache am Collège royal. Damals erschien die erste Ausgabe seiner Idylle des Theokrits. 1809 ward er in die dritte Classe des National-Instituts aufgenommen. Ludwig XVIII. ertheilte ihm 1814 das Kreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im Nov. d. J. zum Aufseher über die griechischen und lateinischen Handschriften der königl. Bibliothek. Mehrere Jahre hindurch las er öffentlich über griechische Sprache und Literatur. Als Schriftsteller war er unausgesetzt thätig, doch mußte er wegen kühner und unhaltbarer Behauptungen (vorzüglich in seinen Recherches historiques et militaires sur la géographie comparée par époques, worin er zwei Städte des Alterthums, Delphi und Olympia, aus den Karten ausstreichen und ganz neue Ansichten von den Schlachten bei Mantinea, Platäa und Marathon aufstellen wollte) von seinen Collegen lauten Widerspruch erfahren. Eine tiefe Kränkung erlitt er 1810, wo die zur Bestimmung der Decennal-Preise von Napoleon niedergesetzte Jury nicht ihm, sondern einem in Paris lebenden Griechen, Coray, den ersten Platz unter den ausgezeichneten Hellenisten zuerkannte. Es sind drei Sammlungen von Gails Schriften über die griechische Literatur erschienen: eine in 18., eine in 4. von 28 Bänden und eine in 8. von 33 Bänden, meistens Ausgaben griechischer Schriftsteller, vorzüglich: Thucydide, 12 vol., griechisch, lateinisch und französisch, mit 2 Bd. kritischen Noten und den Lesarten aus 13 Handschriften; Oeuvres de Xénophon, griechisch, französisch und die verbesserte lateinische Uebersetzung des Leunclavius, mit 3 Bd. Lesarten, Zeittafeln, Karten und Kupfern. 10 Bde. 4. 1795 ffg. (mit Garamont's neuen griechischen Typen). Anacréon, griechisch, lateinisch, französisch, mit Anmerkungen und Musik. Ferner französische Uebersetzungen von Lucians Gesprächen, von Theokrits, Bions und Moschus Idyllen u. s. w. K.

Gaillarde oder ital. **Gagliarda**, ein veralteter italienischer Tanz von fröhlichem Charakter und lebhafter Bewegung, dessen Melodie in 3/4 Takt gesetzt ist. Man nannte ihn auch Romaneske, weil er ursprünglich aus Rom stammen sollte.

Galaktit, **Milchstein**, ein grauer Stein von schönem Ansehen, der gepülvert einen Milchsaft gibt.

Galaktometer, ein Milchmesser, von Cadet de Vaux Erfindung. Grad ein, zeigt die ganz reine Milch; Grad zwei, Milch mit einem Viertel Wasser; Grad drei, Milch mit einem Drittel Wasser; Grad vier, Milch mit der Hälfte Wasser. Indeß ist bekanntlich jede letzte Milch fetter, als die erste bei der Melkung, ferner die Milch einer schwerträchtigen Kuh fetter als diejenige einer frischmilchenden; auch übt die Nahrung und die Jahreszeit, ja die Regenzeit, einen Einfluß auf den Butterreichthum der Milch. Der Gebrauch scheint daher unsichern Resultaten unterworfen zu sein.

Galatea, eine Tochter des Nereus und der Doris. Der Cyklope Polyphem verfolgte die reizende Nymphe mit seiner Liebe, ohne für seine Seufzer und Wehklagen mehr als Spott zu gewinnen. Glücklicher war der schöne Schäfer Acis in Sicilien, welcher sich ihrer Gegenliebe bis in den Tod erfreute, den er für sie litt. Denn als sie einst von Polyphem in zärtlicher Umarmung überrascht wurden, schleuderte derselbe in eifersüchtiger Wuth ein Felsstück auf beide, welches den Acis zerschmetterte, während Galatea ins Meer flüchtete. Acis in einen Bach verwandelt, eilte nun dem sichern Aufenthalt seiner Geliebten zu, wo sie fortan ungestört ihrer Liebe pflegen konnten. M.

Galatien, ein Theil Großphrygiens, bewohnt von den Gala-

tern, einem Gemisch von Griechen und Galliern (Celten); daher auch der Name Gallogräci, woraus später Galatä wurde.

Galba (Sergius oder Servius Sulpicius), der Nachfolger des Nero in der Kaiserwürde, stammte aus dem alten und berühmten Sulpicischen Geschlechte und wurde 750 (nach Erbauung Roms) geboren. Man ließ ihn vor dem gesetzlichen Alter zu Staatsämtern gelangen. Nach der Prätur ward er Statthalter von Aquitanien und ein Jahr darauf Consul. Caligula ernannte ihn zum Feldherrn in Deutschland an des Getulicus Statt. In diesem Posten erwarb er sich nicht nur durch die schnelle Zurücktreibung der Deutschen, die in Gallien eingefallen waren, sondern auch durch die Herstellung der alten Kriegszucht großen Ruhm und die Hochachtung des Kaisers. Nach dessen Tode ließ er seine Völker dem Claudius schwören, der ihn dafür in die Zahl seiner vertrautesten Freunde aufnahm, und ihn als Procunsul nach Afrika schickte, wo Unruhen ausgebrochen waren. Galba führte in zwei Jahren die Ordnung zurück, empfing nach seiner Rückkehr die Triumphinsignien und wurde unter die Priester des August aufgenommen. Seitdem lebte er bis in die Mitte der tyrannischen Regierung des Nero in stiller Eingezogenheit, um keinen Verdacht zu erregen. Aber Nero ernannte ihn aus eigener Bewegung zum Statthalter von Hispania Tarraconensis, ward jedoch bald so gegen ihn erbittert, daß er Befehl gab, ihn heimlich hinzurichten. Ehe noch der Befehl vollzogen werden konnte, empörte sich Galba, fand aber größere Schwierigkeiten, als er erwartet hatte, und fing schon an, sein Unternehmen zu bereuen, als auf einmal die Nachricht von Neros Tode kam, und daß er selbst von den prätorianischen Cohorten in Rom zum Kaiser ausgerufen worden sei. Bald erschienen Gesandte vom Senat, ihm seine Erhebung bekannt zu machen. Er begab sich nach Rom, und ließ verschiedene Aufrührer mit Strenge hinrichten. Hierdurch aber, so wie durch die Nachsicht gegen seine Freunde, die er unumschränkt walten ließ, und durch übertriebenen Geiz erregte er bald allgemeine Unzufriedenheit. Kaum hatte er sein zweites Consulat angetreten, als sich die Legionen in Oberdeutschland gegen ihn empörten. Dies bewog ihn, sich unter dem Namen eines adoptirten Sohnes einen Mitregenten zu wählen. Statt des Otho, den die Soldaten liebten, ernannte er dazu den Piso Licinianus, der wegen seiner strengen Tugend verhaßt war. Otho, durch diese Zurücksetzung beleidigt, faßte den Entschluß, sich der Herrschaft mit Gewalt zu bemächtigen. Die prätorianischen Cohorten erklärten sich zuerst für ihn, und Galba, umsonst bemüht, die Ordnung wiederherzustellen, wurde, als er sich geharnischt nach dem Prätorium tragen ließ, überfallen und niedergehauen. Er war 72 Jahr alt und hatte nur wenige Monate regiert. Unstreitig würde er ein vortrefflicher Fürst gewesen sein, wenn er bessere Rathgeber gehabt oder wenigstens den bösen nicht so viel Gewalt über sich verstattet hätte. M.

Galeere, eine Art langer, schmaler Schiffe mit niedrigem Bord, auf welchem man sowol Segel, als Ruder gebraucht. Die gewöhnliche Länge ist 22 Klaftern. Nebst zwei Kanonen von mittelmäßiger Größe und zwei kleinern führt sie auf dem Vordertheil noch einen Vierundzwanzigpfünder, welcher Corsiero, Coursier, heißt. Auf jeder Seite sind 25 bis 30 Ruderbänke, und an jeder Ruderbank fünf bis sechs Ruderknechte. Außer dem mittelländischen Meere, wo die Galeeren am meisten gebraucht werden, haben dergleichen Frankreich auf dem Ocean und Rußland und Schweden auf der Ostsee. Die Türken und Barbaresken gebrauchen zur Arbeit auf den Galeeren, welche

besonders im Rudern besteht, hauptsächlich Christensclaven; in den europäischen Staaten hingegen müssen eigens dazu verurtheilte Verbrecher diese schwere Arbeit verrichten.

Galen, berühmter unter dem Namen der Kelten oder Celten, waren ein in der alten Welt weitverbreitetes Volk von ungewisser Abkunft. Ihren Namen leitet man ab von Wallen, wie Wallia, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wanderungen derselben in Asien und Italien. (Liv. I, 33, 38, 16. Flor. 2, 11.). Gallien ward ihnen eigen, und von da aus drangen Schwärme von ihnen nach Britannien und den dazu gehörigen Inseln. Die alten Caledonier, Picten und Scoten sind mit ihnen einerlei Stammes, und die Provinz Wales zeugt noch mit dem Namen dafür. Außerdem war Oberitalien, der untere Theil von Deutschland längs der Donau bis Pannonien und Illyricum, so wie Helvetien, mit Colonien von ihnen besetzt. Zu der Zeit, wo die Geschichte zuerst ausführlicher von ihnen spricht, erscheinen sie schon nicht ganz ohne Bildung. Wir finden bei ihnen die merkwürdige Druiden-Religion, Gesänge der Barden, und eine Art Staats- und Kriegs-Einrichtung, die zuletzt den Römern unterlag, weil die Uneinigkeit ihrer Fürsten sie selbst ins Verderben stürzte. Oefters waren sie der Römer furchtbarste Feinde; ein Zug von ihnen drang bis Griechenland, Thracien, Kleinasien vor, und wurde unter dem Namen der Galater (Paus. Att. 3) mehr als einmal furchtbar. In Frankreich dürfte indeß von den alten Galen wenig mehr übrig sein. Früher auf der einen Seite von den Belgen und Kymren, auf der andern von den Römern verdrängt, wurden sie am Ende von teutonischen Nationen überwunden, so daß Galen und galische Sprache nur noch an den äußersten Enden ihrer Besitzthümer, in Irland, den Hebriden und dem schottischen Hochland gefunden wurden. (S. übrigens **Gallier**.) dd.

Galen (Christoph Bernh. von), Bischof von Münster, war einer der berühmtesten Kirchenprälaten des 17. Jahrh., wenn auch nicht eben durch Thaten, die eines Bischofs würdig sind, doch durch solche, die einem Fürsten in der Geschichte einen großen Namen verschaffen. Er war aus einem alten Geschlechte Westphalens, trug anfangs die Waffen, legte sie aber, ohne seine Neigung dafür aufzugeben, nieder, um ein Canonikat von Münster anzutreten. Zum Bischof von Münster 1650 erwählt, das sich ihm widersetzte, belagerte und eroberte er es 1661, und ließ eine Citadelle erbauen. 1664 wurde er zu einem der Führer des Reichsheers gegen die Türken in Ungarn ernannt, fand aber nicht Gelegenheit, seinen Muth zu beweisen, da gleich nach seiner Ankunft der Friede geschlossen wurde. Im folgenden Jahre legte er den Harnisch für England gegen die Holländer an, und trug mehrere Vortheile über sie davon. Der Friede wurde 1666 auf Ludwigs XIV. Vermittlung geschlossen, aber 1672 brach der Krieg um eine Herrschaft, welche Holland ihm vorenthielt, von neuem aus. Im Bunde mit Frankreich entriß er den vereinigten Staaten mehrere Städte und feste Plätze. Nachdem ihm der Kaiser genöthigt hatte, Frieden zu schließen, verband er sich mit Dänemark gegen Schweden, und machte neue Eroberungen. 1674 verband er sich mit Spanien und lieferte den Holländern, seinen alten Feinden, Truppen. Er war ein Mann von seltenem Unternehmungsgeist, einer der größten Heerführer seiner Zeit, ein gewandter Diplomat in der Schule Fürst Ferdinands von Bayern, und würde, wenn er so viel Macht als Muth besessen hätte, ein zweiter Alexander geworden sein. Er starb den 19. Sept. 1678 in seinem 74sten Jahre.

Galenus (Claudius), ein berühmter griechischer Arzt, wurde im J. Chr. 113 zu Pergamus in Kleinasien geboren. Sein Vater, Nikon mit Namen, ein geschickter Baumeister und Mathematiker, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung geben, und widmete ihn, durch einen Traum dazu bewogen, der Arzneikunst. Nachdem Galenus den Unterricht mehrerer berühmten Aerzte genossen, besuchte er Lycien, Palästina und Alexandria, welches auch damals noch der Mittelpunct der gelehrten Welt war. Er befleißigte sich besonders der Anatomie, und kehrte, 24 Jahre alt, in sein Vaterland Pergamus zurück, wo er eine öffentliche Anstellung erhielt. Ein Aufruhr bewog ihn in seinem 30sten Jahre nach Rom zu gehen, wo er durch glückliche Curen, besonders durch seine große Geschicklichkeit in der Prognostik großen Ruhm gewann, und den Neid der andern Aerzte in solchem Grade auf sich zog, daß er seine öffentlichen anatomischen Vorlesungen, ihrer unablässigen Anfeindungen wegen, aufgeben, und endlich sogar nach Griechenland gehen mußte, gerade als in Rom eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Er durchreiste wieder verschiedene Länder, um merkwürdige Naturerzeugnisse und Arzneimittel an Ort und Stelle zu untersuchen, und wurde nach einem Jahre von den Kaisern Marc Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. Hier bereitete er nach seiner Ankunft den Theriak. Galen hat als Arzt und Philosoph große Verdienste, besonders dadurch, daß er die empirische Pathologie mehr aufklärte und zu einer richtigen Theorie der Empfindungen und der eigentlich thierischen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Seine vielen Schriften zeugen von einer sehr gründlichen, durchdachten, nicht blos historischen Kenntniß der ältern griechischen philosophischen Systeme, und verbreiten sich über alle Theile der Medicin. So zahlreich sie auch sind, so besitzen wir doch nur einen Theil derselben, denn viele verbrannten, als sein Haus in Rom von den Flammen verzehrt wurde. Nach Fabricius haben wir von Galen 82 echte Schriften, 18, welche offenbar untergeschoben sind, Bruchstücke aus 19 verloren gegangenen, und Commentare über 18 Schriften des Hippocrates. Von seinen verloren gegangenen Schriften werden in Fabricius Bibliothek 50 medicinische und 118 meist philosophische angeführt. Eine alte vortreffliche Ausgabe ist die von Conr. Gesner, Bas. 1562. Die einzige vollständige Ausgabe, griech. und lat., ist von Chartier 1660, Paris, in Fol. 13 Bde. (zusammen mit dem Hippocrates). Seit 1819 hat Hofrath D. Kühn in Leipzig eine neue Ausgabe unternommen, zu welcher er von der sächs. Regierung einige Unterstützung erhält. Sie ist Verlag von Cnobloch in Leipzig und sind davon bis 1822 3 Bde. erschienen. Deutsche Uebersetzungen einzelner Schriften haben wir von Sprengel und Nöldecke.

Galenisten, s. Wiedertäufer.

Galeone oder Gallione hießen sonst bei den Spaniern und Portugiesen gewisse Kriegsschiffe von eigener Bauart, die drei bis vier Verdecke über einander hatten, jetzt aber nicht mehr gebräuchlich sind. Gegenwärtig versteht man unter den Galeonen gewisse Schiffe, auf welchen die Spanier die Schätze aus Peru und Terra-Firma abholten. Die dabei interessirten Kaufleute bekamen davon den Namen Galionisten.

Galeote oder Galiote, eine Art kleiner Galeeren, die zum geschwinden Lauf geschickt sind, und auf der Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, deren jede nur mit einem Ruderknecht versehen ist. Die Ruderknechte sind zugleich Soldaten, welche die Muskete führen.

Bombardiergaliote, s. d. Art.

Galiani (Fernando), als Staatsmann, Denker, geistreicher Schriftsteller und witziger Gesellschafter gleich ausgezeichnet, war der Sohn eines königl. neapolit. Auditeurs. Sein Oheim, Celestino Galiani, Erzbischof von Tarent und Großcaplan des Königs, ließ ihn sehr jung nach Neapel kommen, und vertraute ihn, als er 1740 nach Rom gehen mußte, den Cölestinern zu Neapel an, welche ihn in der Mathematik und Philosophie unterrichteten. Als aber der Erzbischof zurückgekehrt war, nahm er ihn wieder zu sich, um ihn die Rechte studiren zu lassen. In einem Alter von zwanzig Jahren las er in einer academischen Gesellschaft eine Abhandlung über den Zustand des Geldes zur Zeit des trojanischen Krieges. Der ihm gewordene Beifall feuerte ihn an, diesen Gegenstand weitläuftiger in einem großen Werke über das Geld abzuhandeln, welches er, ohne sich zu nennen, in dem folgenden Jahre herausgab. Er hatte das Vergnügen, seine Grundsätze von der Regierung angenommen zu sehen. Um diese Zeit widmete er sich dem geistlichen Stande, und ging, wohl ausgestattet mit Pfründen, nach Rom, wo er vom Papst Lambertini freundlich aufgenommen wurde. Er besuchte Padua, Turin und die übrigen Hauptstädte Italiens. In der Folge erwarb er sich einen Namen in Staatsangelegenheiten. In der Eigenschaft eines Gesandschaftssecretärs ward er nach Paris zu dem Grafen Catillana, damaligem neapolitanischen Gesandten daselbst, geschickt, und verwaltete die Geschäfte allein, als bald darauf der Gesandte einen sechsmonatlichen Urlaub erhielt. 1766 hatte er mit vorgängiger Erlaubniß Paris verlassen, und wollte eben dahin zurückkehren, als ihm sein Hof eine wichtige Sendung übertrug, durch welche er Mitglied des Commerzcollegiums ward. Er zog jedoch die Stelle eines Legationssecretärs für einige Zeit vor. Von Paris ging er nach England und in der Folge nach Holland, die so verschiedenen Constitutionen beider Länder zu studiren. 1768 kehrte er nach Neapel zurück, um seinen Platz in Commerzcollegium einzunehmen, unterbrach aber nicht seinen Briefwechsel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Batteux, Arnauld, Barthelemy, Mad. d'Epinay und andern, deren Briefe an ihn mehr als 20 Bände ausmachen. Mit seinen seltenen Einsichten diente er dem Staate in den wichtigsten Angelegenheiten bis an seinen Tod, den 30. Oct. 1786, während er immer in mehreren Fächern der Wissenschaften fortarbeitete. Die ungemeine Schnellkraft seines Geistes machte ihm leicht, was andern schwer fällt. Vieles, was er nie studirt hatte, ergründete er so schnell, daß er vortrefflich darüber sprechen und schreiben konnte, er schrieb aber am liebsten über neue, wenig bearbeitete Gegenstände, und solche, die den Nutzen und Ruhm seines Vaterlandes zum Zwecke hatten. In einem Briefe vom 13. Dec. 1770 an Frau von Epinay sagte er über sich und seine Schriften folgendes: „Wenn bei dieser Gelegenheit ein Zeitungsschreiber über mein literarisches Leben etwas sagen will, so wisse er, daß ich 1728 den 2. Dec. (zu Chieti in Neapel) geboren bin, daß ich 1748 durch einen poetischen Scherz und eine Leichenrede auf unsern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannoccone, ruhmwürdigen Andenkens, bekannt wurde, daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754 meine Gespräche über das Getreide herausgegeben, 1755 aber meine Abhandlung über die Naturgeschichte des Vesuvs geschrieben habe. Sie ist nebst einer Sammlung vesuvischer Steine dem Papste Benedict XIV. überschickt und nie gedruckt worden. Ferner sollen sie wissen, daß ich 1756 zum Mitglied der Academie von Herculanum ernannt wurde, und daß ich viel an dem ersten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich sogar eine

große Abhandlung über die Malerei der Alten geschrieben; daß ich 1758 die Leichenrede auf Papst Benedict XIV. (welche mir von meinen Werken am besten gefällt) herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden und in Frankreich nur Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht gesehen" u. s. w. Die Schreibart der oberwähnten Dialogues sur le commerce des bleds bewundert selbst Voltaire; sie bekämpfen mit treffendem Witze die damals herrschend gewesene Partei der Oekonomisten, und sind, obgleich nur Bruchstück, unstreitig das ausgezeichnetste der bis jetzt bekannt gewordenen Werke ihres Verfassers, aus dessen ansehnlichen literarischen Nachlasse 1818 zu Paris eine Correspondance inédite avec M. d'Epinay, le B. de Holbach, le B. de Grimm et autres personnages célèbres du 18. Siecle etc. in zwei Bänden erschienen ist. M.

Galiläa hieß zu den Zeiten Jesu die nördlichste Provinz von Palästina, welche gegen Morgen von dem Flusse Jordan, gegen Mittag von Samaria, gegen Abend von dem mittelländischen Meere und Phönizien und gegen Mitternacht von Syrien und dem Gebirge Libanon begrenzt, und meist von armen ungebildeten Fischern bewohnt war. Als die Wiege des Christenthums hat dies kleine Land allgemeines Interesse. Ueberall trifft man darin auf Stätten, die durch merkwürdige Auftritte aus dem Leben des größten und reinsten aller Menschen geweiht sind. Hier lag Nazareth, in dem Jesus aufwuchs; hier floß der Jordan, an dessen Ufern er sein Lehramt begann und seine Jünger sammelte; Kana, wo er sein erstes Wunder verrichtete, Capernaum, am See Tiberias, das ihn oft in seinen Mauern sah, Nain, wo er den Jüngling vom Tode erweckte, waren galiläische Städte; hier lag der Hügel, auf dem er seine Bergpredigt hielt (jetzt der Berg Christi genannt), hier der Berg Tabor, wo ihn die Jünger in seiner Verklärung sahen. Galiläa war der Schauplatz der meisten Thaten und Wunder Jesu. Die Bewohner dieses Landes wurden wegen ihrer geringen Bildung und einfachen Sitte von den Judäern verachtet, und daher auch die Christen anfangs, weil ihre Religion vorzüglich in Galiläa entstanden war, spottweise Galiläer genannt. Jetzt schmachtet Galiläa mit den übrigen Provinzen Palästinas als ein Theil der Statthalterschaft Damask in Syrien oder Soristan unter dem Drucke der türkischen Oberherrschaft, Beduinen und Räuberhorden schwärmen in einen verödeten Thälern umher, und nur jene heiligen Oerter werden noch von wenigen hart bedrängten Christen bewacht. E.

Galilei (Galileo). Dieser um die Naturlehre durch die wichtigsten Entdeckungen und Andeutungen unsterblich verdiente Mann wurde 1564 zu Pisa geboren. Sein Vater, Vicenzo Galilei, ein florentinischer Edelmann, widmete ihn den Studien, sobald er die Fähigkeiten des Knaben bemerkte, und ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Musik unterrichten, neben welchen Beschäftigungen er schon früh eine lebhafte Neigung zu mechanischen Arbeiten zeigte. 1581 besuchte Galilei die Universität Pisa, um die Arzneiwissenschaft und die Aristotelische Philosophie zu hören. Letztere, durch den Wust der Scholastik entstellt, erregte schon damals in ihm den Widerwillen, der ihn später zu ihrem erklärtesten Widersacher machte. Früh entwickelte er jenen seltenen Beobachtungsgeist, der ihn auszeichnete; kaum neunzehn Jahre alt, leiteten ihn die Schwingungen einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels, die er zuerst bestimmte und zur Abmessung der Zeit benutzte, wiewol die Idee

von der Anwendung des Pendels von ihm nur unvollkommen gefaßt, und erst später von seinem Sohne Vicenzo und besonders von Huygens vervollkommnet wurde, welchen letztern man als den wahren Erfinder der Pendeluhren anzusehen hat. Hierauf studirte er unter Ostilio Ricci die Mathematik, erschöpfte bald den Euklides und Archimedes, und wurde durch letztern 1586 auf die Erfindung der hydrostatischen Wage geführt. Mathematik und Naturwissenschaft beschäftigten ihn jetzt ausschließlich, und schon 1589 ward er Professor der Mathematik zu Pisa. Unablässig war er bemüht, die Rechte der Natur gegen eine verkehrte Philosophie geltend zu machen, wofür er jetzt als Vater der neuern Physik gepriesen wird, damals aber die härtesten Verfolgungen erdulden mußte. Vor vielen Zuschauern zeigte er durch Versuche, die er auf dem Thurme der Domkirche anstellte, daß das Gewicht auf die Geschwindigkeit fallender Körper keinen Einfluß habe. Dadurch reizte er die Aristoteliker gegen sich dergestalt, daß er sein Lehramt nach zwei Jahren niederlegen mußte. Er begab sich zu Filippo Salviati, wo ihn Francesco Sagredo, ein würdiger Venetianer, kennen lernte, auf dessen Empfehlung ihn der Senat von Venedig 1592 als Lehrer der Mathematik nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall; aus den entferntesten Gegenden Europas strömten ihm Schüler zu, unter welchen sich auch der große Gustav Adolph befand. Er hielt seine Vorträge in italienischer Sprache, die er zuerst für die Philosophie bildete. 1597 erfand er den Proportionalcirkel. Wichtiger sind die mathematischen Wahrheiten, die er seit 1602 entdeckte, z. B. daß die Räume, durch welche sich ein fallender Körper in gleichen Zeittheilen bewegt, wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7.. wachsen, d. h. daß der fallende Körper, nachdem er in der ersten Secunde 15 Pariser Fuß durchlaufen hat, in der zweiten 45, in der dritten 75 u. s. w. zurücklegt. Ob ihm die Erfindung des Thermometers gehöre, ist schwer zu bestimmen; vielleicht hat er dasselbe nur zweckmäßiger eingerichtet. Auch über den Magneten machte er interessante Beobachtungen. Das Telescop, das in Holland nicht blos unvollkommen, sondern auch unfruchtbar blieb, wandte Galilei gen Himmel und machte damit in kurzer Zeit eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erde, eine unebene Fläche habe, und lehrte die Höhen seiner Berge aus ihrem Schatten messen. Das Heer der Fixsterne sah er grenzenlos vermehrt. Den neblichten Fleck, welcher die Krippe heißt, löste er in seine einzelnen Sterne auf, und ahnete, daß sich die ganze Milchstraße mit schärferen Fernröhren eben so werde auflösen lassen. Am merkwürdigsten war die Entdeckung des Jupiterstrabanten, am 7. Jan. 1610. Auch das Dasein des Saturnringes bemerkte er, ohne jedoch von demselben eine richtige Vorstellung zu fassen. Die Sonnenflecken sah er etwas später, und schloß, aus ihrer gemeinschaftlichen Fortrückung von Osten gegen Westen, auf eine Rotationszeit des Sonnenkörpers und auf die Neigung seiner Axe gegen die Ebene der Erdbahn. Doch hat Joh. Fabricius, der dem Galilei die letztere Entdeckung streitig macht, allerdings den Ruhm, sie zuerst durch den Druck bekannt gemacht zu haben. Galileis Name war indessen so berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. 1610 als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen, und ersten Lehrer der Mathematik zu Pisa (wo er jedoch zu wohnen nicht verpflichtet war) zu sich berief. Er hielt sich theils zu Florenz, theils auf dem Lustschlosse Alle selve seines Freundes Salviati auf. Hier verschaffte er 1610 durch die Entdeckung des abwechselnden Lichtes

der Venus und des Mars dem Copernicanischen System den vollständigen Sieg, da durch dieselbe die Bewegung dieser Planeten um die Sonne und ihre Erleuchtung durch dieselbe außer Zweifel gesetzt wurde. Bald darauf richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Schwimmen und Untersinken der festen Körper im Wasser, und schrieb darüber ein wichtiges Werk, in welchem er, so wie in allen seinen übrigen Schriften, den Samen vieler neuen Lehren ausstreute. Während er sich so bemühte, die Grenzen der Naturlehre zu erweitern, zog sich ein Ungewitter über ihn zusammen, dem er zwar für dies Mal entging, das aber später desto furchtbarer über ihn losbrach. Galilei hatte sich in seinem Werke über die Sonnenflecken für die Copernicanische Weltordnung erklärt, und wurde deshalb von seinen Feinden, die das Ansehen der Bibel dadurch für gefährdet ansahen, verketzert. Die Mönche predigten wider ihn, und er ging nach Rom, wo es ihm gelang, durch die Erklärung, daß er sein System weder mündlich noch schriftlich weiter behaupten wolle, seine Feinde zu beschwichtigen; aber nicht zufrieden damit, suchte er bei dieser Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken, und wäre den Mißhandlungen des Inquisitionsgerichts schwerlich entgangen, wenn nicht der Großherzog, die Gefahr ahnend, ihn zurückberufen hätte. 1618 gab ihm die Erscheinung dreier Cometen Veranlassung, seinen Freunden allgemeine Betrachtungen über diese Körper mitzutheilen. Sein Schüler, Mario Guiducci, bildete daraus eine Schrift, worin er den Jesuiten Grassi scharf beurtheilte. Dieser, welcher Galilei für den Verfasser hielt, griff denselben an. Galilei antwortete in seinem Saggiatore u. s. w., einem Meisterstücke von Beredsamkeit, welches nach Algarotti die schönste Streitschrift ist, die Italien aufzuweisen hat, und ungeachtet der darin enthaltenen Irrthümer noch immer gelesen zu werden verdient. Er zog dadurch die Feindschaft der Jesuiten auf sich, die ihm in der Folge sehr nachtheilig ward. Um diese Zeit arbeitete er sein berühmtes Werk aus, worin er, ohne eine Entscheidung auszusprechen, drei Personen redend einführt, davon eine das Copernicanische, die zweite das Ptolomäische System vertheidigt, die dritte aber Beider Gründe dergestalt abwägt, daß die Sache dem Anscheine nach problematisch bleibt, so wenig auch das Uebergewicht der für Copernicus aufgestellten Beweise zu verkennen ist. Mit diesem unsterblichen Werke, in welchem die größte Eleganz und Schärfe des Styls mit dem strengsten und zugleich faßlichsten Vortrage gepaart sind, begab sich Galilei 1630 nach Rom, und es gelang ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem er eine gleiche Erlaubniß in Florenz ausgewirkt hatte, gab er es daselbst 1632 unter dem Titel: Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congressi di quattro giornate si discorre de' due massimi sistemi, Tolemaico et Copernicano, heraus. Kaum war dasselbe erschienen, als es von den Aristotelikern, am heftigsten aber von Scipioni Chiaramonti, Lehrer der Philosophie zu Pisa, angegriffen wurde. Urban VIII., der als Privatmann des Galilei Freund und Verehrer gewesen, wurde sein grausamster Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, Galilei habe in der Person des Simplicio seiner Einfalt spotten wollen, weil er den Druck eines so anstößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es seinen Widersachern nicht schwer werden, ihn den grausamsten und schimpflichsten Mißhandlungen Preis zu geben, zumal, da sein Gönner, Cosmo II., gestorben, und die Regierung zu Florenz in den schwachen Händen des jungen Fernando II. war. Eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, alle ge-

schworne Feinde Galileis, untersuchten sein Werk, verdammten es als höchst gefährlich, und forderten ihn vor das Inquisitionsgericht. Der Greis mußte sich im Winter 1633 nach Rom begeben, schmachtete einige Monate in den Gefängnissen der Inquisition, und wurde zur ewigen Schande des römischen Hofes verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, dem Ursprunge aller Wahrheit, auf den Knien liegend, die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzubitten. Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses, war die Formel, die er aussprechen mußte. In dem Augenblicke, da er wieder aufstand, soll er, beschämt, seiner Ueberzeugung zum Trotz geschworen zu haben, mit dem Fuße gestampft und mit verbissener Wuth gesagt haben: E pur si muove! (Und doch bewegt sie sich!) Dies geschah den 23. Juni 1633. Hierauf ward er auf unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen Davids zu beten, verurtheilt, sein Dialogo aber verboten und sein System, als der Bibel zuwider, verdammt. Man war so gnädig, die Kerkerstrafe in eine Verweisung in den bischöflichen Palast zu Siena, und bald nachher in das Kirchspiel Arceti unweit Florenz zu verwandeln. Hier verlebte er seine letzten Jahre hauptsächlich mit dem Studium der Mechanik und Ballistik. Früchte davon waren zwei wichtige Werke, über die Gesetze der Bewegung, welche der Grund der jetzigen Physik und Astronomie sind. Zugleich bemühete er sich, die Jupiterstrabanten zu Längenbestimmungen zu benutzen; und wiewol er damit nicht zu Stande kam, so war er doch der erste, der systematisch über ein solches Mittel zur Bestimmung der geographischen Länge nachdachte. Seine Augen wurden vom Staar befallen. Schon war das eine völlig blind und das andere fast unbrauchbar, als er noch 1637 die Libration (das Schwanken) des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit, Schlaflosigkeit und Gliederschmerzen vereinigten sich, dem großen Manne seine letzten Lebensjahre zu verbittern. Er brachte sie jedoch nicht müßig zu. „In meiner Finsterniß," schreibt er 1638, „grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche. Diese immerwährende Beschäftigung meines Geistes benimmt mir fast gänzlich den Schlaf." Er starb 1642 (dem Geburtsjahre Newtons) den 8. Jan. im 78. Jahre seines Alters, an einem langsam zehrenden Fieber in den Armen seines jüngsten und dankbarsten Schülers, Vincenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce zu Florenz beigesetzt, wo ihm 1737 neben Michel Angelo ein prächtiges Denkmal errichtet worden. Galilei war klein von Gestalt, sein Körper aber gesund und fest; seine Gesichtsbildung fand man einnehmend, seinen Umgang munter. Er liebte Musik, Zeichenkunst und Poesie. Den Ariost konnte er auswendig, und zeigte in einer erst 1793 gedruckten Schrift (Considerazioni al Tasso), die er in Musestunden hinwarf, seine Vorzüge vor Tasso, den er oft mit Hohn und Bitterkeit tadelt. Er besaß wenig Bücher. Das beste Buch, sagte er, sei die Natur. Sein Styl ist bündig, natürlich und fließend. Die vollständigste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien in 13 Bänden, 8. Mailand 1803.

Galizien. Dieses zur österreichischen Monarchie gehörige und das ehemalige Lodomerien mitbefassende Königreich grenzt gegen Abend an das österreichische Schlesien, gegen Mitternacht und Morgen an Polen, und gegen Mittag an Ungarn. Ehedem waren beide Länder Herzogthümer, die anfangs in einer gewissen Abhängigkeit von Ungarn

standen, dann an Polen kamen, bis sie bei der Theilung von Polen 1772 an Oesterreich fielen, und mit Einschluß verschiedener anderer Stücke, die sonst zu Kleinpolen gehörten, zu einem eignen Königreiche erhoben wurden. 1786 kam die Bukowina hinzu, welche schon seit 1777 österreichisch war. In Folge des wiener Friedens von 1809 trat Oesterreich ab und überließ an den König von Sachsen, um mit dem Herzogthum Warschau vereinigt zu werden, ganz West- oder Neugalizien, einen Bezirk um die Stadt Krakau, auf dem rechten Ufer der Weichsel, und den zamosker Kreis in Ostgalizien, einen Flächenraum von 957 Q.M. mit 1,470,024 Einw.; und an Rußland von Altgalizien 164 Q.M. mit 400,000 Einw. Der pariser Friede führte den frühern Zustand größtentheils wieder zurück. Die Größe des Landes beträgt jetzt 1526 Q.M. mit 3,800,000 Einw. Die Hauptstadt ist Lemberg. Das ganze Land hat einen größtentheils sehr fruchtbaren Boden, und liefert zur Ausfuhr Wintergetreide, ungeachtet der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird, und die Bevölkerung beträchtlich ist. Der Obstbau fängt erst an, sich zu heben. Wilde und gepflegte Bienen geben Honig und Wachs als Gegenstände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andere Gegenden verhandelt, und die zahlreichen Pferde zeichnen sich durch ihre Leichtigkeit und Abhärtung aus; vorzüglich schöne Pferde gibt die Bukowina. Von wilden Thieren findet man Auerochsen, Wölfe, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele Hasen; auch der Biber ist hier einheimisch, lebt aber wegen der geringen Anzahl nur nomadisch in Höhlen, deren Ausgänge sich in einem Wasser endigen, in der Gegend von Grubeck und am Bugflusse. Eine Art Schildläuse liefert die polnische, zum Scharlachfärben benutzte Cochenille. Unter den Mineralien ist vorzüglich das Salz von großer Wichtigkeit; es verbreitet sich durch alle bergichte Theile des Landes und wird als Steinsalz gegraben, oder auch aus Quellen ohne Gradirhäuser versotten. Auch Eisen findet sich in den meisten Gebirgen, das Erz ist aber nicht sehr ergiebig. Gold wäscht man aus der Bistriza; Flintensteine brechen vorzüglich im bochnianer und stanislawower Kreise häufig und von vorzüglicher Güte. Die vielen Alaunschiefer werden wenig benutzt. Mineralische und Sauerquellen hat Galizien an vielen Orten, mehrere werden auch zu Badeanstalten benutzt. 1781 war das Land in sechszehn Kreise abgetheilt, wozu noch 1786 die Bukowina als der siebzehnte hinzukam. Die Regierung des Landes wird zu Wien von der galizischen Hofkanzlei mit besorgt; zu Lemberg aber ist der Sitz des Landesguberniums, welches den Gouverneur zum Chef, 13 Räthe als Vorsitzer, sonst noch das nöthige Personale hat und alle Landesangelegenheiten besorgt. Die Justiz verwaltet das ebenfalls zu Lemberg errichtete Appellationsgericht, welches aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, 15 Räthen rc. besteht. Seit 1775 hat Galizien seine eignen Landstände, aus dem Herren- und Ritterstand und den wichtigsten Städten; die Geistlichkeit macht keinen eignen Stand, Bischöfe und Aebte sind unter dem Herrenstand begriffen. Sie haben das Recht, über die Herbeischaffung, Vertheilung u. s. w. der vom Hofe gemachten Forderungen zu verordnen, auch, wenn es nöthig ist, Vorstellungen an das Landesgubernium zu machen. Für den höhern Adel hat man 17 Erzämter errichtet, sie sind aber nicht erblich. Die Kunsterzeugnisse des Landes sind noch nicht von großer Erheblichkeit; doch gibt es Tabaks-, Leinwand- und Harrastuchmanufacturen, auch viele Glashütten; zur Beförderung des Handels, welcher größtentheils in den Händen der Juden ist, sind gute Straßen angelegt. Die herr-

schende Religion des Landes ist die catholische; ein Erzbischof hat zu Lemberg seinen Sitz. Es gibt aber viele unirte und nicht unirte Griechen und Armenier, welche alle unter eigenen Bischöfen stehen; so wie auch sehr zahlreiche Juden, die ihre Synagogen und einen Oberrabbi haben. Die Angelegenheiten der Lutheraner, hier noch aus dem polnischen Zeitalter Dissidenten genannt, besorgt der Superintendent von Lemberg. Zur gelehrten Bildung wirken die Universität zu Lemberg, das Lyceum zu Zamosk und sechs Gymnasien in den wichtigsten Städten des Landes.

Gall (Joh. Joseph), wurde 1758 in Tiefenbrunn, einem Flecken im Königreich Würtemberg, geboren, wo sein Vater ein Krämer war, und beide Eltern noch 1809 im hohen Alter lebten. Er studirte die Arzneiwissenschaft, und lebte nachher zu Wien als Arzt, wo er gegen das Ende des vorigen Jahrh. die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen anfing. Schon früher war er durch eine Schrift (philosophisch-medicinische Untersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen. 2 Thle. Wien, 1791, 8.) vortheilhaft bekannt geworden. Jetzt trat er mit seinen anatomisch-physiologischen Untersuchungen über das Gehirn und die Nerven auf, und erregte wegen mehrerer neuen Entdeckungen und psychologischen Bemerkungen auch unter den Nichtärzten Aufmerksamkeit, und diese Entdeckungen sind es, die unter dem Namen der Organen- oder Gehirnschädellehre allgemeiner verbeitet wurden. Er hatte nemlich schon auf der Schule bemerkt, daß einige Knaben, die ihn troß seiner angewandten Aufmerksamkeit im Auswendiglernen übertrafen, sich durch große Augen auszeichneten. Dieselbe Eigenschaft wurde er in der Folge auch bei großen Schauspielern gewahr. Hieraus folgerte er, daß die Anlage (das Organ) des Gedächtnisses sich wol an dieser Stelle des Kopfs befinden müsse. Zwar ging er nachher von dieser Idee ab, kam aber doch zuletzt wieder darauf zurück: daß es bei einzelnen Anlagen wirklich auf den Bau einzelner Stellen des Kopfs ankomme. Seitdem fing er an, Schädel zu sammeln, verglich sorgfältig, welche Erhabenheiten sie mit einander gemein und nicht gemein hatten, verglich auch die Schädel der Thiere, studirte das Leben der Thiere und der Menschen, den Bau ihres Körpers und Gehirns, und entdeckte so nach und nach die Anlage für einige zwanzig Organe, oder eben so viel verschiedene Sitze der hervorragendsten Geistesverrichtungen. Denn er meint, daß die geistigen Anlagen, als angeborne Fähigkeiten, an einzelnen Stellen des Gehirns ihren Sitz haben, daß diese Stellen also die Organe dieser Geistesfähigkeiten seien; daß, je hervortretender diese einzelnen Puncte des Gehirns seien, in desto größerem Maße die ihnen zukommenden Geistesverrichtungen Statt fänden, und daß der Theil des Gehirns, in welchem eine Geistesverrichtung vorzüglich thätig ist, die Schädelmasse nach außen treibe, und auf der converen Seite des Schädels eine Erhabenheit bilde, welche als äußeres Kennzeichen der Anwesenheit eines solchen Organs diene. Die Benennung dieser Organe wird dann von der Fähigkeit oder der Leidenschaft selbst entlehnt. (S. Schädellehre.) Gall setzte bisher seine Lehre nicht in eigenen Schriften auseinander, sondern in mündlichen Vorträgen, auf Reisen in den größren Städten und Universitäten Deutschlands, arbeitete sodann einige Jahre in Gesellschaft seines Freundes, des Doctor Spurzheim, zu Paris, wo er mit abwechselndem Beifall seine Vorlesungen gehalten hat, und noch gegenwärtig als practischer Arzt sich aufhält, an einem großen Werk in französischer Sprache, das, wenn es erst ganz erschienen ist, den Gallschen Ent-

deckungen ihren bestimmten Werth sichern wird, der vorzüglich in neuen anatomischen Entdeckungen, die Bildung des Gehirns betreffend, bestehen mag. Unter andern hat er bewiesen, was man vorher nur vermuthete, daß das Gehirn in der markigen Masse des Rückgraths anfange, sich von hier aus netzartig entfalte, und in das große und das kleine Gehirn sich theile. Einer von Galls Schülern, Herr Adelon, gab eine Analyse d'un cours du Dr. Gall, Paris 1808, 8. heraus, die Gall durchgesehen und genehmigt hat. Mit Spurzheim gab er daselbst 1810 in 4. und Fol. heraus: Anatomie et Physiologie du système nerveux en général, et sur celui du cerveau en particulier, wovon der erste Bd. und die erste Abth. des 2ten erschienen sind. Daß Galls Lehre sowol in Deutschland als in Frankreich viele Gegner finden mußte, war natürlich. Gegen mehrere ihm gemachte Vorwürfe, vorzüglich von pariser Gelehrten, vertheidigt er sich in seiner ersten Schrift: Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit, ou du Matérialisme etc. Paris, chez Schöll. 1812, 8. Spurzheim hat sich späterhin von Gall getrennt, und in England und Schottland Vorträge über des Letztern System gehalten, jedoch mit geringem Beifall. Auch hat Spurzheim in London ein Werk über seine und Galls Entdeckungen herausgegeben, das aber strengen Kritiken hat begegnen müssen. Unter andern erschien hier 1817 ein Spottgedicht in zwei Gesängen, die Craniade, oder Spurzheim bei Licht. Gall hat 1822 wieder ein neues großes Werk über sein System in Paris angekündigt.

Gallapfel ist ein Auswuchs auf den Blättern mehrerer Eichengattungen, welcher von dem Stich der Eichenblattwespe herrührt. Diese ist etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, und auf der Brust schwarz und orangengelb gestreift, der kugliche Hinterleib hat eine kastanienbraune Farbe. Diese Gallwespen umschwärmen im Frühjahre die Gipfel der Eichen und begatten sich, worauf das Weibchen mit ihrem hinten befindlichen Stachel ein Loch in die untere Fläche eines Eichenblatts bohrt und ihr kleines Ei hineinlegt. Die Säfte ziehen sich nach der verwundeten Stelle, häufen sich daselbst an, treten hervor und erharten an der Luft, wo sie nach und nach um das Ei herum einen runden Auswuchs bilden, der grün oder röthlich gefärbt ist. Das darin befindliche Ei wächst mit dem Gallapfel. Hat es seine Reife erlangt, so schlüpft eine Made aus, welche sich von dem wäßricht-schwammigen Gewebe des Gallauswuchses nährt, bald in den Nymphenstand übergeht, und aus diesem als ein vollkommenes Insect erscheint, welches die Galle durchfrißt. Die levantischen Galläpfel sind viel vorzüglicher als die europäischen. Sie sind kleiner, aber fester und schwerer. Ihre äußere Fläche ist nicht glatt, sondern höckerig; die meisten haben eine schwarze, bald ins Grüne, bald ins Blaue spielende Farbe. Die über Cypern zu uns kommen, sehen erbsengrau und weißgrau aus. Die levantischen Galläpfel sind ein bedeutender Handelszweig, und werden von Smyrna, Tripoli, Saida, und insonderheit von Aleppo nach Europa gebracht. Sie besitzen den allen Theilen der Eiche eigenen zusammenziehenden Gewächsstoff in einem weit höheren Grade, als unsere einheimischen Galläpfel, und sind deshalb in der Färberei von äußerster Wichtigkeit, wie sie denn auch bekanntlich einen der Hauptbestandtheile unserer gewöhnlichen schwarzen Dinte ausmachen. In der Medicin werden sie häufig gebraucht.

Galle ist eine zähe gelblichgrüne Flüssigkeit von bitterm Geschmack. Der Mensch und viele Thiere haben an einer eigenen Ausschweifung der untern Leberfläche eine besondere Blase, worin die durch die Leber

aus dem Blute abgesonderte Galle aufbewahrt wird (Gallenblase). Die Bestimmung dieser Flüssigkeit ist die Beförderung der Verdauung (s. d. Art.) Die Bestandtheile der Galle sind 1. Wasser, welches den ansehnlichsten Theil bildet und die übrigen Bestandtheile aufgelöst enthält; 2. ein gelblichtes, sehr bitteres, schmelzbares Harz, welches größtentheils die Ursache des Geschmacks der Galle ist; 3. ein geringer Antheil Natrum; 4. etwas mineral-alkalische Salze; 5. etwas Eisenoxyd; 6. eine geringe Menge einer gelben Substanz, welche nur zum Theil in dem Natrum aufgelöst ist; 7. eine nicht unbedeutende Menge Eiweißstoff. Die Gallensteine, gewisse Verhärtungen, welche sich nicht selten in der Gallenblase des Menschen und mehrerer Thiere finden, sind von bräunlicher, schwärzlicher Farbe, und bestehen aus einer dem Wallrathe oder Wachse ähnlichen Masse, welcher geronnener Eiweißstoff beigemischt ist.

Gallerie bedeutet in der Baukunst ein langes, schmales Zimmer, dessen Breite wenigstens dreimal in der Länge enthalten ist, durch welches Verhältniß sie sich vom Saale unterscheidet, so wie von der Bogenlaube dadurch, daß sie nicht nach der vordern Ansicht offen, sondern von vier Mauern geschlossen ist und Fenster hat. Bisweilen nennt man in großen Gebäuden wol auch die langen schmalen Gänge, die zur Verbindung der Zimmer dienen, und sonst Corridors heißen, Gallerien. Der eigentlichen Gallerien bedient man sich zu Spiel, Tanz, Musik, und sie sind deßhalb gemeiniglich mit Gemälden, Bildhauerarbeit und andern Kunstwerken verziert. Daher kommt es, daß auch Sammlungen von Gemälden und andern Werken der bildenden Künste Gallerien genannt werden, wenn sie auch nicht in einem, sondern in mehreren an einander stoßenden Zimmern sich befinden. Das erste Beispiel der Anlegung einer Gallerie aus dem Alterthum ist das von Verres, dem bekannten Plünderer Siciliens. In dem neuern Europa sind eine Menge derselben angelegt worden, unter denen die florentinische, von Cosmus II. angelegt, lange Zeit als die berühmteste und wichtigste mit Recht gegolten hat. Jetzt macht die Galerie du Louvre zu Paris jeder andern den Rang streitig, und steht, ungeachtet der Sichtung vom J. 1815, selbst vor der florentinischen und der des Palastes Pitti zu Rom. In Deutschland sind die berühmtesten zu Dresden, Wien, Düsseldorf, München, Berlin. (Vergl. Museen und Kunstsammlungen.) Bedenkt man, daß solche Gallerien, wenn sie Werke großer Meister aus allen Schulen und Perioden enthalten, dem Künstler vielfache Gelegenheit zu Vergleichungen geben, das Gute jeder Schule, jedes Meisters kennen zu lernen, und ihn fast nöthigen zu Betrachtungen über Werden, Blühen und Sinken der Kunst, über Styl, Manier und Behandlung der verschiedenen Künstler, so muß man gestehen, daß sie von einem durch nichts anders zu ersetzenden Nutzen sind. — In unsern Theatern nennt man Gallerie die obersten, der Decke nächsten, Plätze für die Zuschauer, welche, da sie die wohlfeilsten sind, von dem Theile des Publicums eingenommen werden, der die wohlfeilsten Plätze sucht. dd.

Gallert, französ. Gelée, ist eine weißgelbe, durchsichtige, etwas elastische Masse, welche durch starkes Kochen mit Wasser, besonders in verschlossenen Gefäßen, aus verschiedenen thierischen Theilen, z. B. aus den Muskeln, Sehnen, der Haut, und besonders aus den Hirschgeweihen erhalten wird. Sie ist ein wahrer Leim, und von dem Tischlerleim nur durch größere Reinlichkeit bei der Bereitung und einen größern Antheil von Wasser verschieden. Man gebraucht sie mit Wein

und Wasser vermischt als ein nährendes Mittel für Genesende. Sonst nennt man auch, wegen der ähnlichen Durchsichtigkeit und des zitternden Bestandes, mit Zucker eingedickte Früchte Gallerte. Die thierische Gallerte kommt mit dem Pflanzenschleime, einem Hauptbestandtheile der Gewächse, im Aeußern überein. Sie löst sich im Wasser gänzlich und klar auf, und hat wenig Geruch und Geschmack. Von dem Pflanzenschleime unterscheidet sie sich wesentlich dadurch, daß sie bei der Verdünnung mit Wasser zwar zuerst in die saure, bald darauf aber schnell in die faule Gährung übergeht.

Gallicanische Kirche ist der lateinische Name, mit welchem die catholische Kirche des französischen Reichs bezeichnet wird. Das Unterscheidende dieser Kirche bestand von jeher darin, daß sie eine größere Unabhängigkeit von dem päpstlichen Stuhle behauptete. Der erste Grund ihrer größern Freiheit ward durch die 1438 geschlossene pragmatische Sanction gelegt. Die in diesem zwischen dem Papste und dem Könige geschlossenen Vergleiche festgesetzten Bestimmungen wurden durch die Quatuor praepositiones Cleri Gallicani vom J. 1681 bestätigt und erweitert. Es entstand nemlich zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von den Königen ausgeübte Recht, während der Erledigung eines Bisthums die niedern geistlichen Stellen in demselben zu besetzen, la Regale genannt. Dieser Streit hatte die Folge, daß der König 1681 die französische Geistlichkeit zu Paris versammelte, welche die erwähnten vier Grundsätze abfaßte, in denen gesagt wird, daß zwar dem Statthalter Christi in geistlichen, nicht aber in weltlichen Dingen, Macht und Gewalt von Gott verliehen sei, daß aber auch diese Gewalt durch die Kirchengesetze und durch allgemeine Kirchenversammlungen beschränkt und gemäßigt werde, und daß das Urtheil des Papstes nicht für unverbesserlich (irreformabile) erklärt werden könne, wenn nicht die Uebereinstimmung der Kirche hinzukomme. Mehr als einmal hat sich Napoleon in seinen mannichfachen Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhle auf diese Grundsätze berufen. In der Lehre und in den Gebräuchen unterscheidet sich übrigens die gallicanische Kirche nicht von denen, welche im ganzen Umfange der catholischen Kirche eingeführt sind. Bis auf die Zeiten der Revolution war sie durch eine Menge großer Gelehrten, auch berühmter Kanzelredner, als Bossuet, Bourdaloue, Massillon, Fenelon und Flechier ausgezeichnet. Die Revolution stürzte die kirchliche Verfassung Frankreichs um, raubte den Geistlichen ihre Güter und Einkünfte, und zerstörte ihre Schulen und Seminarien. Buonaparte, damals erster Consul der französischen Republik, stellte durch das mit dem Papste Pius VII. geschlossene Concordat die kirchliche Verfassung wieder her (s. d. A.). Auch sind seitdem wieder Bildungsanstalten für die Geistlichkeit errichtet worden. Den alten Ruhm der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit aber hat dieselbe noch nicht wieder erlangen können, obgleich mehrere ausgezeichnete Männer, als Gregoire und der Cardinal Maury, welcher für einen der vorzüglichsten Kanzelredner galt und 1810 eine lesenswerthe Schrift über die Kanzelberedsamkeit herausgab, die theologische Literatur bereichert haben. Nach der Rückkehr der Bourbonen sind die Verhältnisse dieser Kirche 1817 durch ein neues Concordat wieder mehr den Wünschen des Papstes und zur Verbesserung der Lage des französischen Clerus geordnet worden. Dasselbe ist zwar noch nicht gesetzlich eingeführt worden, sichtbar treten aber doch allmälig seine Bestimmungen ins wirkliche Leben über.

Gallicismus oder Gallicism, eine Eigenheit der franzö-

fischen Sprache in dem Ausdruck oder der Wortstellung in einer andern Sprache angewandt.

Gallien, Gallia, Land der Gallier erstreckte sich zu der Römer Zeiten von den Pyrenäen nach Deutschland zu bis an den Rhein, gegen Italien aber über die Alpen bis ans adriatische Meer. Man theilte es ein in Gallien diesseit der Alpen (nämlich von Italien her, Gallia cisalpina) und G. jenseit der Alpen, (Gallia transalpina). I. Gallien diesseit der Alpen erstreckte sich von den Alpen bis ans adriatische Meer, umfaßte also alle Länder Oberitaliens. Mit Italien am meisten in Berührung, nahm es römische Sitten und Gebräuche an, erhielt das römische Bürgerrecht, und heißt von Annahme der römischen Toga auch Gallia togata. Es wurde eingetheilt 1. in Ligurien, das Gebiet von Genua und Lucca und ein Theil von Piemont, 2. Gallia transpadana und 3. Gallia cispadana, d. h. Gallien jenseit und diesseit des Po (Padus). Ligurien war von den Ligariern, Gallia transpadana vorzüglich von den Taurinern, Insubrern und Cenamanen, Gallia cispadana von den Bojern, Senonen und Lingonen, Völkern gallischer Abkunft, bewohnt. Die Städte, größtentheils römische Colonien, haben ihre alten Namen meist noch behalten; in Gallia transpadana: Tergesta (Triest), Aquileja, Patavium (Padua), Vincentia (Vincenza), Verona, Mantua, Cremona, Brixia (Brescia), Mediolanum (Mailand), Ticinum (Pavia), Augusta Taurinorum (Turin); in Gallia cispadana: Ravenna, Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma, Placentia (Piacenza). II. Gallien jenseit der Alpen, im Gegensatz der G. togata auch comata genannt, weil die dortigen Völker ihr Haar (coma) wachsen ließen, auch G. braccata, weil die Einwohner, besonders des südlichen Theils, Beinkleider (braccae) trugen, die den Römern fremd waren, war im Westen von den Pyrenäen, im Osten von dem Rheine, und durch eine Linie von dessen Quellen bis zum kleinen Fluß Varus (Var), nebst diesem Fluß, im Norden vom atlantischen und im Süden vom mittelländischen Meere begrenzt, umfaßte also das eigentliche Frankreich, die Niederlande, Helvetien, das linke Rheinufer und Holland. Fabius hatte den Theil Galliens jenseit der Alpen erobert, welcher zunächst an Oberitalien, südlich am mittelländischen Meere nach den Pyrenäen hin liegt. Da er zuerst römische Provinz wurde, so erhielt er vorzugsweise den Namen Provincia (woraus später Provence geworden ist). Die Landgrenzen machten die Alpen, Cevennen und der Fluß Rhone. Als hierauf Cäsar das transalpinische G. einnahm, fand er es, mit Ausnahme der Provinz, in 3 Theile eingetheilt: 1. Aquitanien, von den Pyrenäen bis an die Garonne, meist von iberischen Völkern besetzt, 2. Gallia celtica, von da bis an die Seine und Marne, 3. Gallia belgica, im Norden des Landes bis an den Rhein. Der Kaiser Augustus ließ durch Agrippa, wie andere Verhältnisse des Landes, so auch die geographischen ordnen, und das Land ward nun folgendermaßen eingetheilt: 1. Aquitanien ward bis zu der Loire vergrößert, um diesem Theile ein besseres Verhältniß zu den übrigen zu geben; der Hauptort Burdegale (Bordeaux). 2. Belgica, zwischen den Flüssen Seine, Saone, Rhone, dem Rheine und dem nördlichen Ocean. Hauptörter: Vesontio (Besancon), Treveri, (Trier) u. a. Es begriff dieser Strich also auch die Rheinländer und Helvetien mit, welche man aber nachher unter dem Namen Germania prima oder superior, und Germania secunda oder inferior, davon trennte; hier längs des Rheins Colonia Agrippina (Cöln), Moguntiacum (Mainz), Argentoratum (Straß-

burg). 3. Gallia Lugdunensis oder Celtica, umfaßte den noch übrigen Theil des Celtenlandes, alles was zwischen der Seine, Saone und der Loire liegt, bis südlich an die Cevennen und die Rhone. Hauptörter: Lugdunum (Lyon), Alessa (Alise), Bibracte, später Augustodunum (Autun), Lutetia Parisiorum (Paris) auf die Seineinsel zu Cäsars Zeiten noch beschränkt und unbedeutend, wurde bald durch seine Lage wichtig. 4. Gallia Norbonensis, die vormalige Provincia Romana; hier die Städte Narbo Martius (Narbonne), eine alte Colonie der Römer, Tolosa (Toulouse), Nemausus (Nimes), Vienna (Vienne), Massilia (Marseille), letztere eigentlich keine gallische Stadt, sondern eine uralte griechische Colonie in diesen Gegenden. ee.

Gallier, der Hauptzweig des großen Urvolks der Celten. Sie selber nannten sich Gaël, oder Gail, daher vermuthlich der Name Gallier, Gallien. Die Celten scheinen im Ganzen eine große innere Gleichförmigkeit gehabt, und, wie viele kleine Völkerschaften sie auch enthielten, kaum in wenige merklich verschiedene Stämme getheilt gewesen zu sein. Wahrscheinlich nahmen sie, vom Caucasus herabkommend, ihren Weg südlich der Donau, den zahlreichen Stamm der Thrazier hinter sich und die Germanier zur Seite; aber wann dies geschehen, darüber läßt sich in dem Dunkel so uralter Zeiten nicht einmal eine Vermuthung wagen. Unter verschiedenen Namen besetzte dieses Volk bei seinem ersten Eindringen viele Länder, so als Umbrer und Ausoner zum Theil Italien, als Taurisker (nachmals Rhätier), Vindelicier, Noriker, Helvetier, die Alpenländer. Von den Rhätiern ging wahrscheinlich ein neuer Schwarm, etwa 2000 vor Christus, unter dem Namen Rasena durch das Tridentinische nach Italien, wo sie von den benachbarten Völkern den Namen Tusker, Etrusker, erhielten, und 300 Städte der vorher dort herrschenden Umbrer erobernd, sich über einen großen Theil Italiens ausbreiteten. Dieser Etrusker frühe Bildung, alte Mythologie, kunstvolle Calendereinrichtung (die mit jener der Azteken in Mexiko manches ähnliche hat), so wie einige andere Spuren, möchten uns (was man auch von dem Einfluß der Griechen sagen mag) nöthigen, an eine uralte, vielleicht untergegangene oder doch vermischte Bildung dieses Volksstammes zu glauben. Manche Stämme der Celten blieben am adriatischen Meere, längs der Donau und im Süden von Deutschland sitzen, aber der Hauptstamm ließ sich zwischen den Pyrenäen und den Alpen, dem Oceane und Rheine, in dem Lande, das von ihnen seinen Namen erhielt, nieder, von wo aus sie auch Albion und Jerne (Großbritannien und Irland) besetzten. Ueberfüllung des Landes (eine sehr gewöhnliche Erscheinung bei halb rohen und zum Theil nomadischen Völkern), heftiges Andrängen germanischer und thrazischer Völker erregten um das J. 397 vor Christus eine große Bewegung unter den Galliern. Colonien vieler Völkerschaften zogen theils westlich über die Alpen nach Italien, theils östlich längs der Donau herauf. Dieser Zug der celtischen Gallier über die Alpen (gewöhnlich um 200 Jahr früher angesetzt) führte dies Volk gleichsam erst in die Geschichte ein, und wir können uns seitdem ein anschauliches Bild desselben verschaffen. Wir finden es in viele Völkerschaften getheilt, doch so, daß eine derselben (damals die Bituriger) den Vorrang, der an Oberherrschaft grenzte, ausübte. Mißbrauch dieses Vorrangs erregte Spaltungen, viele schlossen sich einem andern Staat an; so wechselten die vorherrschenden Staaten, das System blieb. Diese Clientelarverfassung ging durch das ganze Volk. Freie waren eigentlich nur der Adel (vorzugsweise die Krieger genannt) und die Priester, Druiden; die Gemei-

nen lebten in demüthiger Abhängigkeit, und schützten sich gegen Mißhandlungen nicht durch die Gesetze, sondern indem sie sich Mächtigern anschlossen. Unter dem Adel waren wieder die zahlreichen fürstlichen Geschlechter die ersten; bei großen Zügen scheint man einen Oberbefehlshaber gewählt zu haben. (Der Name Brennus bedeutet im Celtischen einen König, daher ihre Anführer auf den verschiedensten Heerzügen so genannt werden). Die Druiden und Druidinnen besaßen eigenthümliche Kenntnisse, die sie im Dunkel dichter Haine und verborgener Grotten geheimnißvoll fortpflanzten; Astronomie, Naturkunde und Poesie waren ihnen nicht fremd, aber ihre Religion war voll Priestergräuel und schrecklichen Aberglaubens (häufig Menschenopfer). Zweikämpfe und wilde Völlerei waren bei ihnen gemein, Städte selten, zahlreich ihre Dörfer, armselig und dürftig ihr Hausrath. Sie trieben wenig Ackerbau, und lebten vorzüglich von den Erzeugnissen ihrer Heerden. Eine Art Bier und Meth waren ihr Getränk, Weinbau ihnen fremd. Gold gaben den Vornehmern der Sand der Flüsse und einige Bergwerke. Der angesehene Gallier erschien in der Schlacht mit einem bunten gewürfelten und schimmerndern Mantel (wie noch jetzt die Bergschotten), übrigens nackt, aber mit dicken goldenen Ketten um Hals und Arm. Ihre lange Gestalt, ihr wildes Antlitz und struppiges gelbes Haar machten ihren Anblick furchtbar; ihr wilder, blinder Muth, ihre unermeßliche Zahl, der betäubende Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Trompeten, die gräßlichen Verwüstungen, welche ihren Zügen folgten (die Gefangenen wurden oft geopfert, die Schädel der Erschlagenen dienten als Triumphzeichen, oft auch als Becher), machten sie zu den furchtbarsten Volke der alten Westwelt, und lähmten die Völker, welche sie überzogen, mit Entsetzen. Aber so groß auch ihr Kriegssinn war, fehlte es ihnen doch an Einheit, an Ausdauer und an guten Waffen; denn ihre Schilder waren leicht und schlecht, und ihre ungeheuern kupfernen Schlachtschwerter bogen sich nach jedem Hiebe auf Eisen zusammen, und mußten nach jedem Streiche erst wieder gerade gezogen werden. Daher war für einen standhaften Feind nur eigentlich ihr erster Anprall fürchterlich. Diese furchtbaren Feinde, sei es, daß der Genuß des Weins, oder ein Etrusker, den die Verführung seines Weibes von einem Fürsten des Landes zum Zorn gereizt hatte, sie nach dem fruchtbaren Italien lockte, überfielen die gegen sie weichlichen Etrusker, welche auf der andern Seite mit den Römern zu kämpfen hatten. Denn an demselben Tage desselben Jahres (396), als Camillus Veji einnahm, sollen die Gallier Melpum, eine ansehnliche etruskische Stadt Oberitaliens, stürmend genommen haben. Aber der Sturm dieser Völkerwanderung wandte sich bald gegen Rom selbst, das, in dem Verderben der vorliegenden etruskischen Städte sein eigenes Schicksal vorahnend, durch Verhandlungen die Waffen der Gallier aufzuhalten versuchte. Bei diesen Unterhandlungen beleidigten die römischen Gesandten das Völkerrecht; die erbitterten Gallier, denen man Genugthuung versagt, ziehen gegen Rom, und vertilgen am Flüßchen Allia, 389 vor Christus, den Kern und die Blüthe der römischen Jugend, plündern und verbrennen die wehrlose Stadt, und belagern das Capitol, das im Begriff ist, sich mit 1000 Pfund Gold zu lösen, als Camillus rettend erscheint. (S. Brennus und Camillus.) Von dem Zuge der östlichen Gallier an der Oberdonau haben wir nur spärliche Nachrichten, doch auch aus diesen ersehen wir, daß er wichtige Veränderungen und Auswanderungen ganzer Völker verursachte; schon damals, scheint es, vermischte sich zum Theil ein germanischer Stamm, die

Cimrer oder Cimbern, mit den Celten. 109 Jahre nach der Verbrennung Roms brachen diese östlichen Gallier in dreimal wiederholten Zügen, 280—278 vor Christus, in das durch viele Kriege an Männern arme Macedonien und Griechenland verwüstend ein. Der macedonische König Ptolemäus Ceraunus und der Feldherr Sosthenes blieben, und Griechenland zitterte. Als sie aber hier den reichen und heiligen Tempel Apolls zu Delphi (durch seine natürliche Lage fest) plündern wollten, kamen die Schrecknisse der Religion und der Natur (Stürme und Hagelwetter) über sie; geschlagen, vollendete Mangel, Kälte und das Schwert der Griechen ihre Niederlage. Einige Stämme von ihnen gingen nach Kleinasien, wo sie unter dem Namen der Galater noch lange ihre Eigenthümlichkeiten und bis in die spätesten Kaiserzeiten ihre Sprache beibehielten. Die Rückwirkungen dieser Wanderungen auf das eigentliche Gallien scheinen bedeutend gewesen zu sein. Die Gallier längs der Donau und im Süden von Deutschland verschwinden seitdem, und germanische Stämme besetzen das ganze Land bis an den Rhein und zum Theil auch die jenseitigen Ufer dieses Flusses; jener von Galliern und Deutschen gemischte Stamm der Cimbern, oder wie die Gallier ihn nannten, der Belgen, besetzte den ganzen nördlichen Theil Galliens von der Seine und Marne bis zum Canal und Rheine, ging auch von da nach England über, wo er die früher eingewanderten Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hindrängte, und wo sie seitdem als Caledonier (Berggalen), später als Picten und Scoten in der Geschichte erscheinen. Diese Belgen in Gallien, oder Cimbern, sind die eigentlichen alten Britten. Die Celten in Gallien schritten indessen, obwol in ihren Hauptzügen ihre oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Verfassung und Sitten beibehaltend, zu größerer Bildung fort; der Umgang mit den Griechen in Massilia (Marseille), mit deren Buchstaben sie ihre Sprache schrieben, so wie mit den Carthagern, in deren Heeren sie häufig als Miethvölker vorkommen, mochte dazu viel mitwirken. Doch vermochten sie auch jetzt kaum mehr, den Germanen jenseit des Rheins zu widerstehen; wilder und tapferer als sie waren ihre Halbbrüder, die Belgen und Cimbern, so wie die Britten, welche sich zu bemalen pflegten, von Streitwagen herabstritten, und bei denen Vielmännerei und Vielweiberei eingeführt war. Völlig roh und barbarisch waren die Hochgalen (Caledonier) in Schottland, und die Bewohner Irlands, die sich nicht nur bemalten, sondern auch künstlich tattowirten, und denen Menschenfleisch, selbst in spätern Zeiten, ein köstlicher Bissen war, die aber auch ihre Freiheit kräftig zu vertheidigen wußten. Ihre überalpischen Brüder indessen (die diesseitigen Gallier, wie die Römer sie nannten) hatten sich, nachdem sie die Etrusker zum Theil südlich in das heutige Toscana, zum Theil nördlich in die rhätischen Alpen zurückgedrängt, in den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens niedergelassen. Von hier machten sie sich den Römern, oft in eigenen Kriegen, oft als Soldtruppen anderer Völker, noch lange Zeit furchtbar, aber nachdem diese den ersten punischen Krieg glücklich durchgekämpft hatten, schlug 172 Jahre nach der Einäscherung Roms für sie die Stunde der Rache. Vergebens riefen sie kriegerische Völker von ihren Brüdern über die Alpen; nach einem sechsjährigen Vernichtungskriege mußten sich die Reste dieses Volks den Römern unterwerfen. Zwar versuchten sie, als der große Carthager Hannibal das Schrecken seiner Waffen bis vor die Thore Roms trug, das Joch wieder abzuschütteln, aber die Römer, endlich auch in diesem Kampfe Sieger, nöthigten sie, sich vom neuen zu unterwerfen. 31 Jahre später (189 vor Christus) traf dasselbe Schicksal

ihre Halbbrüder in Asien, die Galater, auch diese wurden besiegt und ihre Fürsten (Tetrarchen) zinsbar; Dejotarus, für welchen Cicero die treffliche Vertheidigungsrede hielt, die wir noch besitzen, war einer dieser Fürsten in spätern Zeiten. Bald überstieg der Ehrgeiz der Römer auch die Alpen; sie hatten sich Spanien unterworfen, und es mußte ihnen viel daran liegen, einen Weg zu Lande zu haben, um ihre Truppen bequem dorthin schaffen zu können. Durch die Besiegung der Allobrogen und Arverner, welche letztere damals das herrschende Volk in Gallien waren, unterwarfen sich die Römer in den J. 128—122 den südlichen Theil Galliens von den Alpen bis zu den Pyrenäen längs der See. Von der Pracht der Könige der Arverner wird uns keine geringe Beschreibung gemacht; sie hielten Dichter an ihrem Hofe, und ein großes Hoflager. Auch wird erzählt, daß sie Hunde sowol zur Jagd als zum Kriege (wie die Spanier in Westindien) gehalten hätten. Noch einmal erschien das Schicksal, die Rechte zu Boden getretener Völker durch die Hände kraftvoller Barbaren an Rom rächen zu wollen. Der Zug der Teutonen und Cimbern, germanischer Völker, bewegte Europa vom schwarzen Meere bis Spanien. Viele, besonders gallische Völker, von Alters her mit den Cimbern verwandt und gemischt, schlossen sich an, vier consularische Heere wurden von ihnen nach einander vertilgt. Das weltbeherrschende Rom zitterte vor einem Einbruche der Barbaren in Italien, da rettete Cajus Marius, ein Mann von geringer Abkunft, aber geprüftem Feldherrnruhme, die römische Republik; in zwei mörderischen Schlachten bei Aix 102, und Verona 101 vor Chr. vernichtete er diese Nationen; ihre Weiber, nachdem sie vergebens gebeten, sie den vestalischen Jungfrauen und ewiger Keuschheit zu weihen, gaben sich und ihren Kindern den Tod. Nur diejenigen dieser Völker, die, den Ausgang erwartend, in Gallien zurückgeblieben waren, entrannen dem allgemeinem Verderben. 43 Jahre nach dieser Begebenheit erhielt Cajus Julius Cäsar, der größte und ehrgeizigste Feldherr seiner Zeit, die Statthalterwürde (das Proconsulat) über die Gallien benachbarten Landschaften. Er beschloß, sich ganz Gallien zu unterwerfen, und führte dies innerhalb zehn Jahren, 58 — 49 vor Chr., durch 8 sehr blutige Feldzüge aus. Cäsar fand Gallien in viel Parteien zerrissen; durch die Anfälle der Germanen, von denen sich ein Haufen unter ihrem Könige Ariovist (Ehrfest) jenseit des Rheins niedergelassen hatte, geschwächt; viele Völker, besonders die Aeduer, alte Bundesgenossen Roms, ihm geneigt. Sein großes Genie ließ ihn alle diese Vortheile auf das einsichtsvollste benutzen. Er trat anfangs als Retter und Befreier der Gallier auf, indem er die auswandernden Helvetier in ihr Land zurückzukehren nöthigte, auch den Ariovist nach Deutschland zurücktrieb. Später bezwang er die wilden Belgen, und trieb einige einwandernde deutsche Völker wieder zurück. Noch aber war der alte Kriegssinn der Gallier keineswegs erloschen, und hatten sie auch nicht mehr den wilden Muth ihrer Vorfahren, so waren sie desto geschickter, in Kriegssachen vieles leicht anzunehmen und nachzuahmen. Ihr Freiheitssinn wurde empört, als sie fortdauernd römische Truppen in ihrem Lande sahen. So entstanden häufige Aufstände, welche, oft erstickt, immer von neuem aufflammten. Die Gallier stritten tapfer für ihre Freiheit, und mehr als einmal erlitten die Römer empfindliche Verluste, aber der letztern ausgebildete Kriegskunst und Cäsars Genie und Glück trugen doch endlich (nach Aufopferung einer Million gallischen Seelen) den Sieg davon. Der letzte allgemeine Anführer der Gallier, der tapfere Vercingetorix,

mußte sich im siebenten Feldzuge Cäsars, 52 v. Chr., in die Stadt Alesia (jetzt Alise), einem Flecken nicht weit von Dijon, nachdem er eine der merkwürdigsten Belagerungen des Alterthums ausgehalten hatte, an die Römer ergeben. Einige spätere Versuche waren fruchtlos und Cäsar vollendete die Unterjochung Galliens, mit dessen Geld und Truppen er sich nachher das ganze römische Reich unterwarf. Durch viele Colonien, Beamte, und indem nach und nach mehrere gallische Staaten das römische Bürgerrecht erhielten, wurde die Herrschaft der Römer in diesem Lande immer sicherer. Tiberius und Claudius unterdrückten die Religion der Druiden, die sich mehr und mehr nach Britannien zog, wo diese Priester besonders auf den kleinen Inseln an der englischen Küste ihr geheimnißvolles Wesen trieben, von welchem sich wunderbare und schreckende Sagen im Alterthum verbreiteten. Doch traf auch bald die Britannier das Schicksal, von den Römern besiegt zu werden. Nach dem Aussterben der Familie der Cäsarn versuchten die Gallier noch einmal, mit Hülfe der Deutschen, wieder ihre Freiheit zu erlangen, aber vergebens. Sie blieben hierauf größtentheils ruhig und wurden nach und nach alle römische Bürger und völlig romanisirt, so daß selbst ihre alte Sprache, die celtische, durch eine verdorbene lateinische Mundart verdrängt wurde, doch so, daß viele celtische Wörter, besonders als Wurzeln, übrig blieben, woraus nachher, vermischt mit einigen fränkisch-deutschen Worten, die jetzige französische Sprache entstanden ist; denn um 486 bemächtigten sich die Franken des größten Theils von Gallien und machten der römischen Herrschaft in diesem Lande völlig ein Ende. Die eigentliche alte celtische Sprache lebt noch am reinsten, wiewol mannigfach geändert in dem Gallic der Bergschotten, oder der ersischen Sprache in Irland, die celtisch-germanische Sprache (der Belger oder Cimbern) im heutigen Wallis, in Cornwallis und in Niederbretagne. ec.

Gallimathias, so viel als Wortgewirr, Unsinn, Kauderwelsch. Der Ausdruck soll von einem französischen Bauer, Namens Mathias, herkommen, der über einen Hahn, lat. Gallus, einen Rechtshandel hatte. Sein Advocat, der vor Gericht nach damaliger Sitte lateinisch sprach, ließ dabei oft die Worte; Gallus Mathiae, der Hahn des Mathias, hören, versprach sich aber einigemal, und sagte Galli Mathias, der Mathias des Hahns. Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn gab, so nannte man nachher jeden sinnlosen Vortrag einen Gallimathias.

Gallizien oder Galicien, eine im Nordwesten von Spanien gelegene Provinz, welche den Titel eines Königreichs führt, meistens ein rauhes, feuchtes Clima, ein bergichtes, in der Mitte unfruchtbares, gegen die See zu aber an Weiden und gutem Wein fruchtbares Erdreich hat, und unter seine bedeutendsten Häfen Coruna und Ferrol zählt. Die Größe beträgt 650 Q.M., die Zahl der Einwohner 1,354,000. Der Oberst Cadalhaso schildert in seinen maroccanischen Briefen diese Einwohner also: „Sie sind stark und arbeitsam, ziehen in ganz Spanien herum, und suchen durch die beschwerlichsten Arbeiten etwas Geld zu verdienen, das sie alsdann mit nach Hause nehmen. Die Haltung ihrer Soldaten ist nicht so glänzend, wie in den übrigen Provinzen, dafür aber halten sie vortreffliche Mannszucht, und sind durch Strapatzen abgehärtet. Geduldig ertragen sie Hunger und Durst, und passen ganz vorzüglich zum Dienst der Infanterie. Mehrere Spanier und Franzosen nennen die Einwohner dieser Provinz die Gascogner Spaniens, und wirklich ist die Aehnlichkeit, sowol in Hinsicht auf

Lächerlichkeiten als Talent und Geiste zwischen beiden Völkern auffallend." Die Hauptnahrung im Lande ist Fischerei und Schifffahrt; in neueren Zeiten hat man Leinwandfabriken. Man zählt hier sieben Städte und sechzig Flecken. Darunter zeichnen sich aus: Ferrol, la Corunna, Vigo, Orense, Lugo. Berühmt ist San Jago de Compostella, in dessen Dom der Körper des Apostels Jacob, des Schutzpatrons von Spanien, der hier zuerst den christlichen Glauben gepredigt haben soll, der Sage nach aufbewahrt ist.

Gallo (Marzio Mastritti, Marquis von), ehemals Botschafter des Königs Ferdinand IV. von beiden Sicilien, in Wien u. a. O., dann Staatsminister in Neapel unter Joseph Buonaparte und Joachim Murat. Ferdinand IV. gebrauchte ihn bei den schwierlnsten Unterhandlungen während des Revolutionskrieges. Im Mai 1795 wurde er zum Premierminister an Actons Stelle ernannt, lehnte aber diesen Antrag ab. Als der König von Neapel 1797 seine Vermittelung zwischen Oesterreich und Frankreich anbot, wohnte Gallo den Conferenzen zu Udine bei und unterzeichnete den 17. Oct. zu Campo Formio den zwischen Ungarn und Böhmen und der französischen Republik abgeschlossenen Frieden. Sein Monarch benutzte abermals seine Dienste 1798, 1799 und 1800 in verschiedenen wichtigen Geschäften mit Frankreich. In der Zwischenzeit hatte er einen Kampf mit Acton zu bestehen, dessen System der Strenge er sich widersetzte. Als ernannter Vicekönig von Sicilien erhielt er den Befehl, daselbst nur in Uebereinstimmung mit Acton zu handeln. Gegen Ende des J. 1802 ging er als Botschafter des Königs beider Sicilien zur italienischen Republik und von da nach Frankreich. Bei der Krönung Napoleons zum König von Italien war er im Mai 1805 in Mailand gegenwärtig und den 21. Sept. d. J. unterzeichnete er einen Vertrag mit Frankreich wegen Räumung des Neapolitanischen von den französischen Truppen, welcher aber in dem Augenblicke der Unterzeichnung schon gebrochen wurde. Nach der Landung der Russen und Engländer in Neapel nahm er seinen Abschied, mußte aber im Jan. 1806, gleich nach der Rückkehr des Kaisers, Paris verlassen. Als Joseph Buonaparte den Thron von Neapel bestieg, ward er von demselben zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er begleitete ihn nach Bayonne, im Mai 1808, und ward Großdignitar des Ordens beider Sicilien. Auch unter Murat blieb er Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher unterzeichnete er den 11. Jan. 1814 das Bündniß mit Oesterreich, worauf die Feindseligkeiten zwischen England und Murat aufhörten. Hierauf unterzeichnete er den 3. Febr. zu Neapel einen Vertrag mit Lord Bentink. Auch in der verwickelten Lage, in welche Murat durch seinen doppelten Abfall, erst von Napoleon, dann von Oesterreich sich gebracht hatte, blieb er dem König treu, und diente ihm mit Eifer. Den 18. April 1815 begab er sich nach Ancona, wohin bald nachher Murat seinen Rückzug nahm, dem er auf der Flucht folgte. Nach der Revolution vom J. 1820 in Neapel, bestimmte ihn die neapolitanische Regierung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und später nach Wien, um dem dortigen Hofe über die Revolution Neapels und deren Folgen Aufklärung zu geben. Er kam bis Klagenfurt und fand dort eine Einladung des Fürsten Metternichs vom 2. Septbr. 1820, nicht weiter zu reisen, da der Kaiser ihm keine Audienz ertheilen könne, weil die neapolitanische Revolution den socialen Zustand der jetzigen Civilisation umgestürzt habe, weil solche alle Thronen, die alten Organisationen der Verfassungen und die Ruhe der übrigen Völker bedrohe. Der Marquis

mußte deshalb nach Bologna zurückkehren. Mit Schwierigkeit erhielt er später Erlaubniß, dem Könige nach Laibach zu folgen, konnte aber keine Abänderung der über Neapel gefaßten Beschlüsse des Congresses bewirken. Der Umsturz der Revolution in Neapel führte den Marquis ins Privatleben zurück.

Galmei ist ein steinähnliches Zinkerz von brauner, gelber, grauer oder weißlicher Farbe, auch ziemlicher Festigkeit und Härte, das aber am Stahle keine Funken gibt. Es ist ein Gemisch von Zinkkalk, Thon und Eisen, auch wol bisweilen noch Kalkerde und Blei, und kommt nur in Flötzen vor. Seine Anwendung findet besonders bei Bereitung des Messings Statt; in der Arzneikunst wird es wegen seiner trocknenden, zusammenziehenden und heilenden Kraft äußerlich als Pulver bei Wunden, auch zu Salben, bei Augenentzündungen 2c. angewendet. Uebrigens wird der Galmei in Deutschland sowol (besonders bei Goslar, Aachen und überhaupt in Westphalen), als auch in Spanien, England, Böhmen, Polen und Limburg häufig gefunden. Der meiste Galmei kommt aus Ostindien.

Galuppi (Baldessaro), ein berühmter Tonkünstler, auch Buranello genannt, von Burana, einer Insel bei Venedig, wo er 1703 geboren wurde. Er lernte die Elemente seiner Kunst zunächst bei seinem Vater, nachher in dem Conservatorio degli Incurabili. Der berühmte Lotti war sein erster Lehrer im Contrapunct. Noch sehr jung war er bereits ein fertiger Clavierspieler und gab Proben seines Genies für die Composition. Noch nicht 20 Jahre alt, ließ er zu Venedig seine erste Oper: Gli amici rivali, aufführen. Sie ward ungünstig aufgenommen; aber Galuppi, dadurch nicht abgeschreckt, war vielmehr bemüht, die ihm vorgeworfenen Fehler für die Folge zu vermeiden. Er machte so reißende Fortschritte, daß er sich in kurzem, so zu sagen, aller Theater Italiens allein bemächtigte. Er wurde Capellmeister von St. Marcus, Organist mehrerer Kirchen und Lehrer am Conservatorio degli Incurabili. In einem Alter von 63 Jahren ward er als erster Capellmeister mit einem Jahrgehalt von 4000 Rubeln, wozu noch freie Wohnung und Equipage kam, nach St. Petersburg berufen. Die erste Oper, die er von seiner Composition gab, war Didone abbandonata. Nach der ersten Vorstelluug machte ihm die Kaiserin ein Geschenk mit einer goldenen mit Diamanten besetzten Dose und tausend Ducaten. 1768 kehrte er nach Venedig in den Schoß seiner Familie zurück, zugleich um seine dortigen Aemter wieder zu verwalten. Vor seiner Abreise von St. Petersburg gab er noch die Oper Iphigenia in Tauris. In steter Thätigkeit mit ungeschwächter Phantasie, und Vater einer zahlreichen und begüterten Familie, setzte er seine Arbeiten bis an seinen Tod fort, welcher im Jan. 1785 erfolgte, und man behauptet, daß der Geist, Geschmack und Ideenschwung, welche er in seinen letztern Opern und Kirchenmusiken entfaltet, alles, was er früher herausgegeben, bei weitem übertreffe. Einzelne Mängel, in Ansehung der Reinheit der Composition, werden durch die Eigenthümlichkeit der Ideen und die Schönheit der Melodien hinlänglich aufgewogen. Seine Opern, deren Zahl sich beinahe auf 50 beläuft, gehören fast alle zur komischen Gattung, die er besonders liebte, und in der er unerschöpflich an Wendungen und Einfällen war. Aber auch seine heroischen Opern und seine Kirchencompositionen enthalten Arien und Chöre voll Feuer und Ausdruck. Gedruckt ist von ihm nichts als der Clavierauszug von der Oper Il mondo alla rovescia, Leipzig 1752, und vier Symphonien, ebendas. 1760. M.

Galvani (Aloisio), geb. zu Bologna 1737 oder 1744, studirte die Medicin, und trat mit Auszeichnung in diese Laufbahn, indem er 1762 eine Thesis über die Natur und Bildung der Knochen vertheidigte. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Anatomie und Physiologie. Bald bekam er den Auftrag, die Anatomie in dem berühmten Institut seines Vaterlandes zu lehren, und gab eine anziehende Abhandlung über die Uringefäße der Vögel heraus. Der Beifall, den diese Schrift erhielt, führte ihn zu dem Entschluß, die vollständige Physiologie der Vögel zu bearbeiten; allein er beschränkte sich auf eine Untersuchung der Gehörwerkzeuge. Der Zufall führte ihn hierauf zu der Entdeckung mehrerer Erscheinungen, die einen neuen Zweig der medicinischen Physik bilden und von den Gelehrten nach ihrem Erfinder Galvanismus benannt worden sind. (S. d. folg. Art.) Auf einer Reise, die er nach Sinigaglia und Rimini machte, war er auch so glücklich, der Ursache der bei dem Krampffische sich zeigenden electrischen Erscheinungen auf die Spur zu kommen, und schrieb eine gelehrte Abhandlung darüber. Einfach in seinen Sitten und Wünschen und mit einem natürlichen Hang zur Melancholie, mied er zahlreiche Gesellschaften. Der Verlust seiner geliebten Gattin machte ihn trostlos. Er zog sich aufs Land zurück, um in seinem Schmerz nicht gestört zu werden, pries ihre Tugenden in rührenden Versen, und starb nicht lange darauf, den 5. Dec. 1798. In Rom wurde eine Medaille mit seinem Bildnisse geschlagen.

Galvanismus. In dem Hörsale Galvanis zu Bologna stand eine Electrisirmaschine, aus welcher einer seiner Zuhörer zufälliger Weise Funken lockte, während ein anderer einen Frosch präparirte und die Schenkelnerven desselben entblößt hatte. Bei jedem Funken gerieth der Froschschenkel in Zuckungen. Galvani glaubte in dieser sonderbaren und damals ganz neuen Erscheinung einen Fingerzeig zu sehn, daß die Electricität das Mittel sei, welches die Muskelbewegung hervorbringe. Er verfolgte diese Versuche mit präparirten Fröschen eifrig, versuchte auch, atmosphärische Electricität auf sie einwirken zu lassen, wiederholte die Versuche, welche glückten, mit präparirten Muskeln anderer, zum Theil lebender Thiere, und zog aus diesem allen den Schluß: Jeder Muskel des thierischen Körpers sei eine electrische Batterie, im Kleinen, und jede Muskelfaser stelle eine Kleistische Flasche vor, deren Innerem die Nervenfäden Electricität zuführen. Diese Electricität werde während des lebenden Zustandes ununterbrochen in dem Gehirne erzeugt, ströme von dort durch die Nerven dem Innern der Muskeln zu, und lade sie, welche Ladung sie auch nach Tödtung des Thieres eine Zeit lang behalten sollen. Werden die äußern Theile des Muskels und der Nerve durch einen oder mehrere die Electricität leitende Körper in Verbindung gesetzt, so entlade sich diese thierische Electricität; und so wie eine gläserne Verstärkungsflasche beim Entladen erschüttert werde und töne, so komme auch der Muskel durch das Entladen zum Zucken. Galvani nannte daher das Wirkungsmittel in diesen seinen Versuchen thierische Electricität, und machte sie zuerst 1791 in seinem Werke über die Muskelbewegung bekannt. Der berühmte Physiker Volta aus Como, Professor der Physik zu Pavia im Mailändischen, zeigte indeß bald durch entscheidende Versuche, daß Galvani, durch vorgefaßte Meinung und unvollständige Versuche verführt, eine völlig unhaltbare Lehre aufgestellt habe, und daß es keine thierische Electricität gebe, wie er sie sich gedacht habe. Sind Nerv und Muskel des präparirten Frosches ganz rein und blutleer, und

setzt man sie durch einen Metallbogen, der durchgängig gleichartig ist, mit einander in Berührung, so erfolgt keine Zuckung, obgleich auch in diesem Falle die thierische Electricität des Muskels entladen werden müßte. Wenn man dagegen zwei Stellen des entblößten Nerven mit verschiedenartigen Metallen berührt, z. B. mit Silber und mit Eisen, so erfolgt im Augenblicke, in welchem man diese in Bewegung setzt, heftige Muskelbewegung, indeß sie nach Galvanis Theorie in diesem Falle nicht erfolgen sollte, da man blos zwei Stellen des Leiters, der zum innern Belege der Muskeln führt, in leitende Verbindung gesetzt hat. Eben so erfolgen Zuckungen, wenn der entblößte Muskel mit dem einen, und eine Stelle des Nerven mit dem andern der beiden verschiedenartigen, einander berührenden Metalle berührt werden. Dem zufolge schien diese Wirkung aus den verschiedenartigen Metallen zu entspringen, und Einige nannten sie deßhalb Metallreiz. Es gelang indeß Hrn. Volta darzuthun: 1. daß, wenn man durch den Nerven eines frisch präparirten Froschschenkels eine so geringe Masse von Electricität durchströmen läßt, welche das empfindlichste Electrometer noch nicht in Bewegung zu setzen vermag, doch der Schenkel durch sie in heftige Zuckungen versetzt wird; und 2. daß, so oft zwei verschiedenartige Metalle mit einander in Berührung gebracht werden, durch diese Berührung ihr electrisches Gleichgewicht aufgehoben, und das eine positiv, das andere negativ electrisch wird. Und daraus schloß er mit Recht, die durch zwei verschiedenartige sich berührende Metalle erregte Electricität sei es, welche bei ihrem Durchströmen durch den entblößten Schenkelnerven des Frosches diesen in Zuckungen bringe, so lange die Reizbarkeit des Froschpräparats nach dem Tode noch nicht ganz erloschen ist. Galvanis vorgebliche thierische Electricität, oder was Andere Galvanismus genannt hatten, sei also nichts anders als Electricität, auf eine neue, bis dahin ganz unbekannte Art, nämlich in der Berührung zweier verschiedenartigen Metalle, oder überhaupt zweier Leiter erregt. Galvanische Electricität ist daher auch der schicklichste Name für sie. Verhältnißmäßig die stärkste Electricität erregen in ihrer Berührung Zink und Silber, daher man diese Metalle, oder in Ermangelung des Silbers Zink und Kupfer, zu Erregern bei den Galvanischen Versuchen zu nehmen pflegt. Die Wirkungen, welche zwei solche Erreger hervorbringen, machen den einfachen Galvanismus aus. Der Entdecker des verstärkten Galvanismus ist Volta. Nimmt man mehrere Paare solcher Erreger, z. B. Zink- und Kupferplatten von gleicher Größe, wo in jedem der Zink nach einerlei Seite, z. B. unten, das Kupfer oben liegt, und baut aus ihnen eine Säule auf, indem man jedes Plattenpaar mit dem nächstfolgenden durch einen porösen, in Salzwasser oder in sehr verdünnter Säure getränkten Körper (z. B. Platten von Pappe oder Tuch) verbindet, so zeigt eine solche Säule an ihren Enden in dem Grade, in welchem der Plattenpaare mehrere sind, stärkere electrische Spannungen, als ein einzelnes Plattenpaar; z. B. eine Säule von 100 Plattenpaaren an dem Zinkende eine 100 Mal stärkere positive, und an dem Silberende eine 100 Mal stärkere negative Electricität, als ein einziges Plattenpaar. Man nennt eine solche Säule die electrische, oder zur Ehre ihres Erfinders die Voltaische Säule. Dem Apparate lassen sich noch andere Gestalten geben; dahin gehören der Becher-Apparat, der Galvanische Trog-Apparat, der Zellen-Apparat u. dgl. m. Man hat sie in außerordentlichen Größen ausgeführt, z. B. von 2000 Plattenpaaren Zink und Kupfer, auch von sehr großen Flächen. Volta

nennt alle diese Apparate Electromotore; Andere haben sie Galvanische Batterien genannt. Sie geben eine Menge überraschender Erscheinungen electrischer, chemischer und physiologischer Natur, durch welche unsere Kenntnisse in den letzten zehn Jahren außerordentlich erweitert worden sind. (S. Gilberts Grundriß der Naturlehre, Leipzig 1813). Hier können nur einige der vorzüglichsten dieser Erscheinungen angedeutet werden. Berührt jemand die beiden Enden der Säule mit ganz trockenen Händen, so empfindet er nichts, indem das nicht leitende Oberhäutchen der Haut, wenn es trocken ist, die Einwirkung verhindert. Hat er die Zeigefinger der beiden Hände genäßt und berührt mit dem einen das Zinkende, mit dem andern das Kupferende der Säule, so erhält er einen Schlag, der bis über die Handwurzel hinausgeht. Hat er beide Hände mit Salzwasser gehörig genäßt, faßt mit ihnen große Metallstäbe und berührt mit diesen die beiden Enden der Säule, so gehn die Schläge bis in die Schultern und er ist unvermögend, die Arme still zu halten. Bringt man das eine Ende der Säule mit einem Theile des Kopfes in Berührung, während man mit nasser Hand das andere Ende der Säule berührt, so sieht man Blitze vor den Augen und fühlt auf der Zunge einen Geschmack. Führt man von den beiden Enden der Säule Gold- oder Platindrähte in ein Gefäß mit Wasser, so wird das Wasser sogleich in die beiden gasförmigen Körper zersetzt, aus denen es besteht. Haben die Platten große Oberflächen, und ist ihre Anzahl nicht unbedeutend, so entsteht in dem Augenblicke, in welchem man die beiden Enddrähte mit einander in Berührung bringt, eine so große Hitze, daß kleine Metallmassen, z. B. Gold- und Silberplättchen, Eisen- oder Platindraht, dadurch nicht blos geschmelzt, sondern selbst mit dem hellsten, zum Theil farbigen Lichte verbrannt werden. Kohlenstreifen lassen sich auf diese Art unter Wasser weißglühend machen. Durch die Kraft mächtiger Galvanischer Apparate sind von Davy in London zuerst die Alkalien und Erden zersetzt, und die Metalle, aus denen diese Körper bestehn, dargestellt worden u. dgl. m. Es verdient schließlich bemerkt zu werden, daß die neueren französischen Naturforscher dem Galvanismus den Namen »Electricité développée par le contact» beilegen, welche Benennung, da sie zugleich den ersten Grund der Erscheinung angibt, wol unter allen den Vorzug verdienen möchte. U.

Gama (Vasco da). Das große, für den Gang des Handels und selbst für die Bildung und die Staatenverhältnisse Europas hochwichtige Ereigniß der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien sichert dem Namen des Mannes, der zuerst diesen neuen Handelsweg zu Indiens Schätzen befuhr, und den ersten Grund zu Portugals Handelsmacht in dem indischen Meere legte, seine weltgeschichtliche Wichtigkeit. Vasco da Gama war geboren zu Sines, einer kleinen Seestadt in Portugal, aus einem edlen Geschlechte. Als der Zögling Heinrichs des Seefahrers, dessen Kenntnissen und warmen Eifer Portugal seine glänzendste Zeit verdankte, König Emanuel der Glückliche, den Thron bestiegen hatte, übernahm er mit dem Erbe der Herrschaft auch die von seinem Vorfahren, Johann II., eifrig vorbereitete Ausführung des großen Gedankens, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 entdeckt und glücklich umschifft hatte, nach Indien zu reisen. Im zweiten Jahre seiner Regierung rüstete er vier, nur mit 160 Soldaten und Seeleuten bemannte Schiffe aus, zu deren Befehlshaber er den Vasco da Gama

ernannte, dessen Muth und Klugheit schon lange erprobt waren. Emanuel übergab ihm feierlich die Fahne, die er mitnehmen sollte; es war das Kreuz des Christordens, dessen Großmeister Heinrich der Seefahrer gewesen, darauf gestickt. Am 9. Juli 1497 bestieg er das Admiralschiff, das den Namen des heiligen Gabriel führte. Vascos Bruder, Paul, hatte den Oberbefehl über das zweite und Nicolaus Coelho über das dritte Kriegsschiff. Das vierte, eine Barke mit Lebensmitteln, führte Gonzalo Nuñez, ein Diener Gamas. Am 20. Nov. umschiffte Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, Anfang 1498 kam er an die Ostküste von Afrika, und am 1. März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo seine Mannschaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die angekommenen Fremdlinge Christen wären. Sein Geschütz rettete ihn. In Mombaza ward er eben so feindlich behandelt, aber desto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf, der ihm versprach, mit den rückkehrenden Schiffen einen Gesandten an den König von Portugal abzuschicken. Der Admiral nahm von Melinde einen, der Schifffahrt sehr kundigen Mohammedaner aus Guzerat und einen erfahrenen Piloten mit, und, gerade auf die Küste von Malabar steuernd, kam er im Mai, zu Anfang des Winters dieser Weltgegend, in Calcutta an, wo der mächtige Beherrscher des Landes, den man Zamorin, d. i. Oberkönig oder Kaiser, nannte, seinen Sitz hatte. Die Stadt war von Hindus bewohnt, und wurde sehr häufig von mohammedanischen Kaufleuten besucht. Als Gama dem Fürsten Nachricht von seiner Ankunft gegeben, sandte dieser ihm einen kundigen Piloten, um die Fremdlinge in den Hafen zu bringen. Am dritten Tage nach seiner Ankunft ward Gama zu dem Zamorin eingeladen. Er ging mit zwölf seiner Gefährten, und gab seinem Bruder Paul Befehl, die Nachricht von der glücklichen Entdeckung nach Portugal zu bringen, wenn er selber in dem fremden Lande umkommen sollte. Vasco und des Zamorin Abgeordneter wurden in Tragsesseln (Palankinen) von schnellfüßigen Malabaren leicht und sicher getragen. Der Zamorin, auf einem prächtig geschmückten Lager ruhend, empfing den Portugiesen freundlich, und nahm das Schreiben des Königs Emanuel aus Vaskos Hand. Diese günstige Aufnahme machte die mohammedanischen Kaufleute besorgt und eifersüchtig. Sie erweckten Argwohn bei dem Fürsten, daß die Fremdlinge, die bittend sich ihm nahten, bald mit Waffenmacht sein Land angreifen würden. Man überredete ihn sogar, die verwegenen Seefahrer wären Räuber, aber nicht Abgesandte. Der Zamorin verrieth diesen Verdacht laut, als Gama wieder vor ihm erschien; aber dieser antwortete mit so viel Würde und Festigkeit, daß der Fürst überrascht ihn anhörte und seinen Worten traute. Er bat die Portugiesen, auf ihre Schiffe zurückzukehren, und versprach, unterdessen eine befriedigende Antwort an den König Emanuel zu entwerfen. Aber Gamas Feinde machten einen neuen Anschlag. Sie nahmen sieben Portugiesen gefangen, und weder Bitten, noch irgend eine gelinde Maßregel konnte sie bewegen, die Gefangenen frei zu lassen. Einige Fischerkähne der Eingebornen gingen indeß in die See. Da ließ Gama Jagd auf sie machen, und zwanzig Fischer wurden gefangen. Darauf ließ er sogleich die Segel aufziehen, als ob er abreisen wollte. Dies wirkte. Der Zamorin schickte die Gefangenen zurück, und die Nachstellungen, welche die Portugiesen von seinen Unterthanen erfahren hatten, entschuldigend, sandte er dem Oberbefehlshaber den Brief an den König Emanuel. Gama reiste ab, und nahm einige der gefangenen Indianer mit, um diesen Fremdligen seine Heimath zu zeigen; dem

Zamorin aber ließ er schreiben, er wolle die Gefangenen nicht aus Rache für die erlittenen Kränkungen entführen, sondern sie sollten nur gleichsam ein Unterpfand sein, daß er eines Tages mit ihnen zu Indiens Küsten zurückkehren werde, wenn sein König sie gesehen und aus ihrem Munde genauere Nachrichten von ihrer Heimath erhalten hätte, wogegen sie ihrem Fürsten Kunde von Portugal bringen könnten. Auf der Rückkehr besuchte Gama wieder den König von Melinde, der ihn auch diesmal wohlwollend aufnahm. Nicolaus Coelho segelte den übrigen Schiffen voran, und erschien zuerst im Hafen von Lissabon, wo bald nachher auch Gama einlief, als er seinen Bruder Paul, der an einer Krankheit gestorben war, auf der Insel Tercera begraben hatte. Zwei Jahre und zwei Monate hatte er auf seiner Reise zugebracht, und von 160 Gefährten, die er mitgenommen, kehrten nur 55 mit ihm zurück. Nach seiner Ankunft in der Hauptstadt brachte er eine ganze Woche mit Andachtsübungen in dem Kloster zu, welches der Infant Heinrich erbaut hatte. Der König ließ ihn durch einige der ersten Männer von seinem Hofe begrüßen, und als Vasco darauf seinen festlichen Einzug in die Stadt hielt, wurden ihm zu Ehren allerlei öffentliche Lustbarkeiten angestellt. Emanuel ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Vasco selber erhielt für sich und seine Nachkommen den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der östlichen Meere und 3000 Ducaten Einkünfte; ein Theil des Reichswappens ward in sein Geschlechtswappen gesetzt und ihm erlaubt, bei jeder Reise nach Indien 200,000 Crusados auf eigenen Gewinn einzulegen. Einige Zeit nachher verlieh er ihm noch die Würde eines Grafen von Vidigueira. Der Erfolg dieses Unternehmens war so glücklich und versprach so glänzende Vortheile, daß alle Gegner der Entdeckungsreisen umgestimmt wurden, und bald nach Gamas Rückkehr sandte der König Emanuel ein neues Geschwader von dreizehn Segeln unter Pedro Alvarez Cabral nach Indien. Es wurden Bündnisse und Handelsverträge mit indianischen Fürsten abgeschlossen, und Cabrals Geschwader kam, so wie ein kleineres unter Juan Coelho, mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Es erwachte nun unter allen Ständen der regeste Eifer, bei dem Handel nach Indien zu gewinnen, und der Hafen von Lissabon füllte sich immer mehr mit fremden Schiffen, welche die Waaren des Morgenlandes abholten. 1502 ging auch Vasco, als Befehlshaber eines neuen, von dem König ausgerüsteten Geschwaders von 20 großen Schiffen zum zweitenmale nach Indien. Als er auf dieser Fahrt den bisher feindlich gesinnten König von Quiloa zinsbar gemacht hatte, steuerte er gegen die indische Küste, wo er die durch Cabral geschlossene Verbindung mit den Königen von Kananor und Kochim, welche gegen den Zamorin aufgebracht waren, noch mehr befestigte. Letzterer hatte seit Gamas erster Reise seine feindseligen Gesinnungen gegen die Europäer noch auffallender verrathen, und es waren zwei Jahre vorher, während Cabrals Anwesenheit in Indien, vierzig Portugiesen in Calcutta getödtet worden, als das Volk, durch die Ränke der Mohammedaner aufgereizt, das Factoreihaus der Fremdlinge stürmte. Vasco da Gama beschloß nun, den Zamorin zu züchtigen. Er erschien an der Küste von Calcutta, und, die friedlichen Vorschläge des bestürzten Königs nicht achtend, griff er die Schiffe an, welche im Hafen lagen, und ließ die Stadt beschießen. Die Kugeln seines Geschützes verbreiteten Schrecken und Verwüstung in der Stadt. Zugleich ließ er mehr als dreißig gefangene Araber an die Segelstangen aufhängen, schickte darauf die abgeschnittenen Köpfe, Hände und Füße

derselben dem Könige, und ließ die verstümmelten Leichname ins Meer werfen, damit die Wogen auch sie ans Ufer brächten. Als er diese Rache genommen, besuchte er mit seinem Geschwader den verbündeten König von Kochim, wo er Abgeordnete von den in der Nachbarschaft wohnenden Anhängern des christlichen Glaubens, den sogenannten Thomaschristen, erhielt, welche ihn um Schutz und Beistand gegen die Heiden baten. Auch erschien hier vor ihm eine angesehener Bramine, von von zwei Verwandten begleitet, und verrieth den Wunsch, mit ihm nach Portugal zu reisen, um sich im christlichen Glauben unterrichten zu lassen. Einige Tage nachher wußte derselbe ihn zu überreden, daß durch seine Vermittelung die Streitigkeiten der Portugiesen mit dem Zamorin vortheilhaft ausgeglichen werden könnten. Gama ließ sich desto leichter täuschen, da der Bramine seinen Sohn und seinen Neffen ihm als Unterpfänder seiner Aufrichtigkeit übergab. Er übertrug den Oberbefehl des Geschwaders einem erprobten Anführer, und segelte mit dem größten seiner Schiffe und einer Karavelle nach Calcutta, in der Hoffnung, sich unterwegs mit Vincent Sodre, der die Abgeordneten der indischen Christen in ihre Heimath zurückgebracht hatte, zu vereinigen. Der Bramine stieg ans Land, unter dem Vorwande, die Unterhandlung mit dem Zamorin einzuleiten; und um die Portugiesen desto sicherer zu machen, kam er einigemale mit Vorschlägen und Antworten zurück. Eines Tages aber erschienen plötzlich hundert wohlbewaffenete Fahrzeuge, umringten das Schiff des betrogenen Gama, und versuchten kühn, es zu verbrennen. Aber schnell ließ Gama die Ankertaue kappen, und als er sich von dem Brandschiffe losgemacht hatte, blieb dieses unter den feindlichen Fahrzeugen zurück, welche, während sie auszuweichen suchten, in eine Unordnung geriethen, die das Geschütz der Portugiesen noch vermehrte. Die vereinigten Geschwader des Admirals und des Vincent Sodre machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die nach einigem Verluste entflohen. Im Angesicht der Stadt wurden die Geißeln, welche der verrätherische Bramine gegeben, an die Segelstangen aufgehängt, und darauf die Leichen in eine Barke gelegt mit einem Briefe an den Zamorin, worin man ihn bat, dies Geschenk zum Danke für die List seines Boten anzunehmen. Gama kehrte alsdann nach Kochim zurück, und als er dort eine Factorei eingerichtet hatte, segelte er mit zehn Schiffen nach Kananor. Das Geschwader des Königs von Calcutta, aus 29 Schiffen bestehend, kam ihm entgegen. Man rüstete sich zum Kampfe. Gama ließ die leichtesten Schiffe gegen zwei feindliche Fahrzeuge, die sich von den andern entfernt hatten, voransegeln, und es wurden diese so muthvoll angegriffen, daß sie fast schon in der Gewalt der Portugiesen waren, als der Admiral mit den andern Schiffen ankam. Die übrigen feindlichen Schiffe flohen. Unter der reichen Beute, welche die Portugiesen mit den beiden eroberten Fahrzeugen gewannen, war auch ein kostbares Götzenbild aus lauterm Golde, mehr als 30 Pfund schwer, von abenteuerlicher Gestalt. Der siegreiche Gama trat darauf die Rückreise nach Lissabon an, wo er mit reichbeladenen Schiffen ankam. Bei seinem feierlichen Einzuge ward in einem silbernen Becken der Tribut des Beherrschers von Quiloa vor ihm hergetragen, woraus König Emanuel eine kostbare Monstranz machen ließ, welche er dem prächtigen Kloster zu Belem (Bethlehem) schenkte, das er, statt der von Heinrich dem Seefahrer errichteten kleinen Capelle, erbaute, um das Andenken des großen Urhebers der neuen Länderentdeckungen zu verewigen. Franz de Almeida und der große Alfonso de Albuquerque hatten Portugals Macht in Indien glorreich

befestigt, als der ehrenvoll ergraute Vasco da Gama von Emanuels Nachfolger, Johann III., noch einmal auf den Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten gesandt ward, wo, was er gesäet hatte, schon reiche Früchte trug. Er sollte als Vicekönig die Verwaltung der Ansiedelungen übernehmen, welche schon vom persischen Meerbusen bis zu den moluckischen Inseln reichten. Mit 14 Fahrzeugen segelte er 1524 ab. Gleich nach seiner Ankunft besuchte er einige kleine Ansiedelungen, und traf kräftige Vorkehrungen zum Schutze derselben und zur Erhaltung des Ansehens der portugiesischen Waffen unter den Eingebornen; aber mitten unter den Siegen, welche seine Geschwader erfochten, als er kaum drei Monate sein Amt verwaltet hatte, erlag er den Schwächen des Alters, und starb am 24. Dec. 1524 zu Goa. R.

Gambe (ital. Viola di Gamba, franz. auch Basse de Viole genannt), Beingeige, ein Saiteninstrument, dessen Bauart, Ton und Behandlung viel Aehnlichkeit mit dem Violoncell hat, nur daß bei jener sechs, wol auch sieben Saiten sich befinden; die Stimmung von der Höhe nach der Tiefe zu ist D, G, c, e, a, $\overline{d}$. Es ist zuerst in England aufgekommen, nachher aber in Italien, Frankreich und Deutschland eingeführt worden, wo es, besonders bei den Franzosen, viel Liebhaber und Virtuosen gefunden hat. Bei Concerten diente dieses Instrument ehedem sehr zur Verstärkung des Basses; allein seitdem man dem Violoncell mehr Vollkommenheiten gegeben hat, ist jenes ziemlich außer Gebrauch gesetzt worden. Einer der berühmtesten deutschen Gambisten war Ernst Christian Hesse. Man hat übrigens auch ein Orgelregister, welches diesen Namen führt, auch gibt es eine besondere Art von Clavier unter dem Namen Gambenwerk oder Geigen-Clavicymbel, wo vermittelst eines angebrachten Rades zehn bis zwölf kleinere Räder, welche mit Pegament überzogen, und mit Colophonium bestrichen sind, in Umtrieb gesetzt, und dadurch die mit denselben in Verbindung stehenden metallnen Saiten stark oder gelind, je nachdem man das Clavier anschlägt, angegeben, und auf eben die Art, wie die Saiten der Violine, von dem Bogen gestrichen werden; daher auch der Name Geigenwerk. Der Erfinder war zu Anfange des 17. Jahrh. Hans Hayden, ein nürnbergischer Tonkünstler (gest. 1613), welcher auch über die Verfertigung desselben ein Privilegium vom Kaiser Rudolph II. erhielt. Nachher sind (ums J. 1750) von Matth. Risch zu Ilmenau wieder dergleichen Instrumente gefertigt worden.

Ganerben (von dem alten Wort Gan, gemein, und Erben, Herren) hießen in dem mittleren Zeitalter, besonders in den Zeiten des Faustrechts, diejenigen Familien, welche sich zur gemeinschaftlichen Beschützung und Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinschaftlichen Schlosse (Ganerbenschloß oder Haus) vereinigten, wobei sie zugleich unter einander über den Mitbesitz jener Güter übereinkamen und ihre Grenzen bestimmten, welche Verträge der Burgfriede genannt wurden. In der Folge, als nach und nach das Faustrecht aufhörte, erloschen auch allmälig die Ganerbschaften, und nur in einigen Gegenden bezeichnet der Name Ganerbe einen Miterben oder Mitbesitzer, der mit andern an einem Gute Antheil hat.

Gang (Bergbau), ist eine aus flächenähnlichen Spalten bestehende besondere Lagerstatt der Fossilien, welche mit einer von der Gebirgsmasse mehr oder weniger verschiedenen, in Lagen getrennten Masse angefüllt ist, deren Breite in Verhältniß gegen ihre Ausdehnung in die Länge und Tiefe sehr gering ist, und die zwar in den Gebirgsmassen, welche sie jederzeit unter gewissen Winkeln durchschneidet, vorkommt,

aber nicht unmittelbar zu denselben gehört, auch auf eine ganz verschiedene Art ihr Dasein erhalten hat. Die Mächtigkeit der Gänge steigt von ungefähr 1/2 Zoll bis zu 20 bis 30 Lachtern. Ist die Mächtigkeit der Gänge schmaler als 1/2 Zoll, so werden sie in Sachsen Klüfte genannt. Flache Gänge heißen Trümmer. Nach dem Inhalte unterscheidet man die ausgefüllten oder eigentlichen Gänge von den unausgefüllten und dürren. Erstere sind Schmerklüfte, wenn sie Steinmark, Letten, Seifenstein u. s. w., faule Klüfte, wenn sie verwittertes Gestein, Wasserklüfte, wenn sie Wasser, edle Gänge aber, wenn sie Metalle, taube Gänge, wenn sie keine Metalle enthalten. Die Metalle sind enthalten und gemengt mit der Gangart, welche von der Gebirgsart, worin der Gang aussetzt, gewöhnlich ganz verschieden ist, und entweder unmittelbar mit derselben verwachsen oder auf beiden Seiten durch eine Ablösung von thonigem Gesteine (Saalband) getrennt ist. Die Neigung, in welcher die Gänge senkrecht in die Tiefe setzen, heißt ihr Fallen. In seinem horizontalen Verhalten nach den Weltgegenden wird es das Streichen genannt und nach dem magnetischen Meridian beurtheilt. Begegnen sich Gänge in verticalen Winkeln, so durchfallen, in horizontalen Winkeln oder im Streichen, so durchkreuzen sie einander. Vereinigen sie sich, so scharen sie sich. Ganggebirge, s. Geologie.

Ganganelli, s. Clemens XIV.

Ganges, einer der größten Flüsse Asiens, welcher auf dem Himmalaya in Tibet entspringt, mit dem Juma sich vereinigt, durch Bengalen strömt und sich nach einem Laufe von 355 Meilen in 9 Armen in den bengalischen Meerbusen ergießt. Der westliche, kleinere Arm wird durch die hochsteigende Fluth des Meeres so tief, daß Kriegsschiffe gegen 30 Meilen den Strom hinaufkommen können. Der größere östliche Arm ist weniger bekannt. In der Regenzeit ergießt sich der Strom weit über die angrenzenden Ebenen Bengalens und macht sie fruchtbar ohne andere Düngung. Dem Flusse, von dessen wunderbarer Entstehung die alte indische Mythologie erzählt, erweisen die Indianer göttliche Verehrung, und an verschiedenen Tagen ist es strenge Pflicht, sich im Ganges oder wenigstens in seinem Wasser zu waschen und zu reinigen, und Almosen auszutheilen. Aber auch außerdem verehren die Indier den Ganges beständig, weil sie glauben, er entspringe unmittelbar aus den Füßen des Brama, und habe vermöge seines heiligen Ursprungs große Wunderkräfte. Wer an seinem Gestade stirbt und vor dem Tode noch von seinem heiligen Wasser trinkt, braucht nicht wieder in die Welt zurückzukommen, um ein neues Leben anzufangen. Sobald daher ein Kranker von den Aerzten aufgegeben ist, eilen die Verwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, um ihm von seinem heiligen Wasser einzuflößen oder ihn in dasselbe zu tauchen. Die, welche zu weit von ihm entfernt wohnen, bewahren beständig etwas von diesem kostbaren Wasser, welches daher in Indien einen bedeutenden Handelsartikel abgibt, als ein großes Heiligthum, in kupfernen Flaschen auf, damit es ihnen in der Todesstunde gereicht werden könne. Auch hebt man von den Todten, wenn sie verbrannt sind, die übrig gebliebenen Knochen und die Asche sorgfältig auf, bis sich eine Gelegenheit findet, sie in den Ganges werfen zu lassen. M.

Gangliensystem begreift sämmtliche Nerven im thierischen Körper, welche ihre Versteigerungspuncte in den Nervengeflechten und Nervenknoten (Ganglien) des Unterleibes haben, und von da sich mit den Blutgefäßen in alle Organe der Verdauung, der Absonderung und

Ernährung begeben, sich folglich durch den ganzen Körper in die Regionen verbreiten, welche der Erhaltung (der Reproduction) zugewandt sind. Man kann es deshalb auch das reproductive Nervensystem nennen. Die physische bildende Kraft des Organismus hat ihren Sitz im Gangliensystem; die Nervenkraft desselben ist daher als Beherrscherin aller zur Bildung und Erhaltung des lebenden Körpers gehörigen Functionen anzunehmen. Die vorzüglichsten Organe dieser Functionen haben deshalb auch ein zu ihnen gehöriges eigenes Netz von Nervenknoten, die durch divergirende Nervenfäden mit einander zusammenhängen. Das bedeutendste, gleichsam alle übrige beherrschende darunter, ist das in der Gegend der Herzgrube zunächst unter dem Zwerchmuskel hinter dem Magen befindliche, welches man deshalb auch das Gehirn des Unterleibes, das halbmondfärbige Knotennetz oder das Sonnengeflecht nennt. Außer diesem haben noch die Leber, der Magen, die Milz, die Nieren, die Gedärme, die Eingeweide des Beckens, die Lungen und das Herz besondere Nervengeflechte, die jedoch mit einander in Verbindung stehen. Diese Verbindung unter einander sowol, als mit dem Rückenmark und dem Gehirn (dem Cerebral- und Vertebralsystem), wird durch den großen sympathischen Nerven vermittelt, welcher auf beiden Seiten der Wirbelsäule von dem obern Theile des Halses durch die Brust und den Unterleib bis in das Becken herabgeht, und mit Nervenfäden aus dem Gehirn und aus dem Rückenmarke, und mit den genannten Geflechten zusammenhängt. Die Nerven des Gangliensystems weichen von denen des Cerebral- und Vertebralsystems in Ansehung der organischen Masse und Bildung bedeutend ab, sie sind weich, gallertartig, graugelb, und röthlich, nicht in regelmäßiger Symmetrie verbreitet, sondern regellos und zerstreut, die Fortsetzung desselben bilden Netze und Geflechte um die Arterien, vervielfältigen sich mit deren Vertheilung, und begleiten sie bis in ihre feinsten Verzweigungen in die Haargefäßbildung. Von der Einwirkung auf die Nerven des Gangliensystems erhält die Seele dunkle Wahrnehmung von ihrem Körper. (S. d. Art. Gemeingefühl). H.

Gangräna, der heiße Brand, wo in den absterbenden Gliedern noch Empfindung, Bewegung und Wärme ist. (S. d. Art. Brand).

Gant oder Vergantung (vom lat. quanti, wie theuer), im südlichen Deutschland, der öffentliche Verkauf, welchen die Obrigkeit mit den Gütern eines verschuldeten Unterthanen vornimt; auch der Concurs des Schuldners selbst. Ganthaus, ein Versteigerungshaus. Gantmann, der Concursschuldner. Gantmeister, der Versteigerer, Auctionator. Gantprozeß, der Concursprozeß. Gantrecht, das Recht, nach welchem der Concurs eröffnet wird. Gantregister, das Verzeichniß derjenigen Sachen, die öffentlich versteigert werden sollen; der Auctionscatalog.

Ganymēdes, ein Sohn des Tros und Urenkel des Dardanus, des ersten Stifters von Troja, und der Kallirrhoe, der Tochter des Scamandros. Er war

— der Schönste der sterblichen Erdbewohner;
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der schönen Gestalt den Unsterblichen zugesellet. —

Jupiter entführte ihn unter der angenommenen Gestalt eines Adlers vom Berge Ida, und trug ihn, sanft schwebend, in den Klauen von der Erde zum Wohnsitze der Götter empor. Hier lebte er in der Gesellschaft der Unsterblichen, und sein Geschäft war, an der Tafel der Götter den Nectar einzuschenken, da Hebe sich dieses Amtes verlustig gemacht hatte. Dichtern und Bildnern hat dieser Mythus reichen Stoff

zur Behandlung gegeben. Wir haben in Gemälden, Statuen, Cameen und Intaglios noch Meisterstücke übrig, welche diesen schönen, eben aus dem Knabenalter getretenen Jüngling in reizender Anmuth darstellen. Man erkennt die Abbildungen des Ganymedes an der phrygischen Mütze und an dem bei ihm befindlichen Adler, der entweder neben ihm steht oder ihn ergriffen hat, um ihn zum Olymp zu führen.

Garamantit, ein edler Stein, der in Aethiopien und Ceylon gefunden wird, auswendig dunkelfarben und glänzend, inwendig durchsichtig und mit kleinen goldfarbenen Flecken bezeichnet ist.

Garat. I. Domin. Jos., Graf, geb. 1760; ein Mann, dessen öffentliches Leben vielfältig in die Geschichte der Revolution Frankreichs eingreift. Er war privatisirender Gelehrter und hatte sich namentlich durch eine Eloge von l'Hopital vortheilhaft bekannt gemacht, als er Mitglied der constituirenden Versammlung wurde, nach deren Auflösung der Strudel der Revolution auch ihn mit sich fortzog. Er trat in den mannichfachsten Verhältnissen in derselben auf, von welchen wir nur das anführen wollen, daß er 1792 als Justizminister den gräßlichen Auftrag erhielt, Ludwig XVI. seine Verurtheilung anzukündigen. Unter Napoleon wurde er Senator. Ludwig XVIII. hat ihn nicht angestellt und ihn aus dem Nationalinstitut, dessen Mitglied er war, bei der neuen Einrichtung desselben entfernt. Von ihm erschienen 1820 Mém. sur la vie de M. Suard et sur le XVIII. Siècle. II. Pierre Jean, des vorigen Neffe, einer der berühmtesten Sänger und ausgezeichnetsten Lehrer beim musicalischen Conservatorium in Paris. Die Stimme Garats ist die bewundernswürdigste, welche je die Natur gebildet hat. Sie vereinigt die verschiedensten Eigenschaften aller Organe und aller unter den besondern Benennungen bekannten Stimmen. Er singt Vocal- und Instrumentalparthien mit gleicher Richtigkeit und Leichtigkeit. In den Bravourarien entwickelte er alle Hülfsmittel seines Talents und Organs, alle Wundergaben der Natur und Kunst, aber auch für das Cantabile, für die Romanze, für die gefühlvolle Arie weiß er die Reinheit und die Einfachheit des Ausdrucks anzuwenden, welche diese verlangen.

Garcilaso de la Vega (eigentlich Garcias Laso de la Vega), genannt der Fürst der spanischen Dichter, war 1503 zu Toledo geboren. Sein Vater war Commandador Mayor von Leon des Ordens von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Catholischen und Gesandter desselben bei Leo X., seine Mutter war Donna Sancha Guzman. Beide Familien sind sehr alt, und wenn einer Nachricht in der Historia de las guerras civiles zu trauen ist, so erhielten die Garcilasos ihre Zunamen von den Kämpfen, welche sie in dem großen Thal von Granada, Vega genannt, mit maurischen Helden bestanden. Mit allen Eigenschaften ausgestattet, welche zu einem Dichter gehören, fand Garcilaso bald seine Bestimmung. Das Lesen der Alten, vorzüglich der Römer, entwickelte seinen Geist. Boscan hatte angefangen, die Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die spanische Poesie zu bringen. Garcilaso ward sein Nachahmer, vernichtete alle seine frühern Versuche, und fing an, nur die Italiener zu copiren. Dies gelang ihm so gut, daß er noch jetzt zu den besten spanischen Dichtern gezählt wird. Seine Schicksale kann man zum Theil aus seinen eigenen Werken kennen lernen. Er hielt sich eine längere Zeit in Italien auf, und durchreiste dann in den Diensten Carls V. einen Theil von Deutschland. 1529 wohnte er dem Feldzuge gegen Soliman und 1535 dem gegen Tunis bei. In dem letztern wurde er am Arme verwundet, und

lebte hierauf eine Zeit lang in Neapel. 1536 befehligte er dreißig Compagnien Fußvolk und zog mit dem Kaiser gegen Marseille. Auf dem Rückzuge hielt ein mit Mauren besetzter Thurm das Heer auf, man sagt, es sey der Thurm Muy bei Frejus gewesen. Der Kaiser gab den Befehl, ihn zu nehmen. Garcilaso, unter einem Hagel von Steinen, drang mit der Pike in der Hand vor; kaum aber hatte er den Fuß auf die Leiter gesetzt, als er gefährlich am Kopf verwundet zu Boden sank. Man brachte ihn nach Nizza, und hier starb er, den 21. Tag nach seiner Verwundung, im 33. Jahre seines Alters. Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Grabmahl seiner Familie beigesetzt, nachdem er zwei Jahre in der Kirche des heil. Dominicus zu Nizza war aufbewahrt worden. Bedenkt man Garcilasos kurze Lebensdauer bei einem unstäten und mühevollen Leben, so muß man doppelt über die Vollkommenheit seiner Gedichte erstaunen und seinem Genie die größten Huldigungen darbringen. Die spanische Poesie hat ihm unendlich viel zu danken, denn ohne ihn würde Boscan, als Ausländer, mit seinen Neuerungen um so weniger durchgedrungen sein, da er an Christoval de Castillejo einen furchtbaren Gegner fand. Boscan war dafür so dankbar, die Werke seines Freundes mit der größten Sorgfalt zu sammeln. Sie bestehen aus Eklogen, Episteln, Oden, Liedern, Sonetten und einigen kleinern Gedichten. M.

Gardel, berühmter Balletmeister der großen französischen Oper in Paris, s. Pariser Theater.

Garnerin (die Brüder). Der ältere, Jean Bapt. Olivier, ist Physiker, war vor der Revolution im Pachtbureau angestellt, dann in den Bureaux des Nationalconvents und trat als Zeuge im Prozeß der Königin gegen dieselbe auf. Späterhin ward er „Illuminateur“ im Hause der Exkönigin Hortensia, und Josephs Buonaparte. Im Sept. 1815 leitete er nebst dem Physiker Robertson die Versuche mit dem Fallschirm. Seine Tochter Elisa, 24 Jahr alt, ließ sich den 21. Sept., in Gegenwart des Königs von Preußen, aus einer Höhe von 1800 Klaftern mit dem Fallschirm herab; ein zweitesmal den 24. März 1816 und seitdem öfter. Die Luftschifferin nennt sich Aëroniste. Auch ihr Vater nennt sich Aëronaute, ist aber nie aufgestiegen. Sein jüngerer Bruder, André Jaques, ist nächst Blanchard der geschickteste und muthigste Luftschiffer. Er erfand das Herabsteigen im Fallschirm, und machte damit zu Paris im Juni 1799 den ersten Versuch; dann 1800 vor dem Hofe zu St. Petersburg. Er nannte sich jetzt le premier Aëronaute du Nord. Auch Lenormand u. a. Physiker haben mit dem Fallschirm Versuche gemacht. Den Anspruch seines Bruders auf den Ruhm dieser Erfindung bestritt er im Nov. 1815 in einer eignen Druckschrift.

Garrick (David), vielleicht der größte Schauspieler, dessen sich je die Bühne erfreut hat, war 1716 zu Heresford in England geboren, wo sein Vater, Capitän bei der Infanterie, auf Werbung lag. Seine, ursprünglich normannische, Familie, welche la Garrique hieß, hatte sich zur Zeit des Edicts von Nantes nach England geflüchtet. Garricks Talente für die Schauspielkunst entwickelten sich früh. In den Schulwissenschaften machte er keine großen Fortschritte, wiewol er 1735 dem Unterricht des gelehrten Johnson übergeben ward; eben so wenig konnte er bei seiner lebhaften Phantasie an dem trockenen Studium der Rechtsgelehrsamkeit Geschmack finden. Sein wenig begüterter Vater schickte ihn darauf nach Lissabon, wo er einige Zeit auf dem Comptoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach dem Tode des Vaters unternahm er

mit seinem Bruder gemeinschaftlich einen Weinhandel, gab aber auch diesen bald wieder auf, und trat im Sommer 1741 in die Laufbahn, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Er ward Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft und debutirte zu Ipswich in der Rolle des Abran, im Trauerspiel Oronoko. Der Beifall, den sein meisterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbreitete sich nach London, wohin man ihn berief. Er spielte nunmehr wechselsweise in London und Dublin, bis er 1747, in Verbindung mit Lacy, das Eigenthum des Drury-Lane-Theaters, nebst der Erneuerung des Privilegiums, kaufte und die Direction desselben übernahm. Hier spielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahr (1763 bis 1765) zu Reisen anwendete. Den 10. Aug. 1776 betrat er zum letztenmale in der Rolle des Don Felix in dem Wunder, einem Lustspiele der Madame Centlivre, das Theater. Hierauf begab er sich auf sein reizendes Landhaus bei London, konnte jedoch der Ruhe desselben nicht ungestört genießen, da er von heftigen Steinschmerzen befallen ward, und starb 1779. In einem Alter von dreißig Jahren hatte er sich mit der berühmten und überaus schönen Tänzerin Violetti verheirathet. Er war klein von Person, aber wohlgebaut und gut gebildet, hatte schwarze lebhafte Augen und eine reine melodische Stimme. Seine Gestalt, seine Mienen hatte er auf das bewundernswürdigste in seiner Gewalt; jede Leidenschaft stand ihm zu Gebote, alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derselben. Daher war er auch gleich groß im Tragischen und im Komischen, wiewol das letztere eigentlich sein höchster Triumph war. Lichtenberg, der ihn selbst sah, hat uns äußerst schätzbare Bemerkungen über einige seiner Rollen mitgetheilt. Wie genau Garrick den Ausdruck der Leidenschaften bis in die kleinsten Abstufungen kannte und beobachtete, beweiset folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben,“ sagte er einst zu einem französischen Schauspieler, „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anstand gespielt, nur — wenn Sie mir diesen kleinen Tadel verzeihen wollen — ihr linker Fuß war zu nüchtern.“ Von der Gewalt, die Garrick über seinen Körper hatte, zeugte folgende Anekdote, die er selbst erzählt hat. Der berühmte Verfasser des Tom Jones war gestorben, als man den Druck seiner Werke vollendete; man wünschte sein Porträt dazu zu besitzen, und Garrick versprach, es zu schaffen. Er ging hierauf zu seinem Freund Hogarth, begab sich bei demselben in ein Nebenzimmer, wickelte sich in einen Mantel, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und nahm ganz die Physiognomie Fieldings an. Eben so veränderte er seine Stimme, rufte dann Hogarth, und bat ihn zu malen. Hogarth erschrickt, er glaubt Fielding selbst zu sehen. „Eile, mich zu malen!“ sagt ihm Garrick. Dieser thut es; und dieses ist das Porträt, das in der englischen Ausgabe vor Fieldings Werken steht. Außer seinen Verdiensten als Schauspieler, trug Garrick als Schauspieldirector ungemein viel zur Verbesserung der englischen Bühne bei. Auch als Schriftsteller bewies er sich thätig, sowol in Verfertigung eigner Stücke, die nicht ohne Schönheiten sind (gesammelt in 3 Bänden, London 1798, 12.), als auch in Umarbeitung, Abänderung und Uebersetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl seiner zum Theil trefflichen Prologen, Episteln und andern Gedichte ist gleichfalls sehr beträchtlich. Unvollständig gesammelt in 2 B. 8., London 1785. Nach einer Nachricht im deutschen Museum (1777) soll er auch ein Werk über den mündlichen Vortrag hinterlassen haben. Sein Leichnam wurde von vier der vornehmsten Engländer getragen, und in der Westmin-

ster=Abtei an dem Fuße eines Denkmahls, das dem Andenken Shakspeares errichtet ist, beigesetzt. Er hinterließ ein sehr großes Vermögen, daß er theils seinem Glücke, theils seiner Sparsamkeit, die oft an Geiz gegrenzt haben soll, zu danken hatte. Eine Beschreibung seines Lebens von Davies ist auch ins Deutsche übersetzt.

Gartenkunst, Gärten. Herder, in seiner Kalligone, nennt die Gartenkunst die zweite freie Kunst der Menschen, Baukunst die erste. „Ein Bezirk," sagte er, „wo jedes Land und Beet das Seine, in seiner Art das Beste trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Moor, keine verfallne Hütte, keine unwegsame Wüstenei von der Trägheit ihrer Einwohner zeugt; wo diese schöne Kunst ein Land verschönt, bedarf es keiner Bildsäulen am Wege: lebend kommen uns mit allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan und Flora entgegen. Die Kunst ist zur Natur, die Natur zur Kunst geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß. Glücklich die Menschheit, die an Bemühungen und Gegenständen dieser Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie zu unterscheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und gebrauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur allenthalben zu erhöhen und zu versammeln; wäre dies keine schöne Kunst, so gäbe es keine." Es wird darauf ankommen, was man unter schöner Kunst versteht. Das Schöne vergnügt, gefällt; aber das Angenehme, das Nützliche, das Gute gefällt auch, ohne darum schön zu sein. Ein wohlbepflanzter Gemüsegarten, ein gut bestelltes Saatfeld sind unstreitig sehr nützliche Gegenstände, können auch sehr angenehm sein durch den Eindruck, den ihr bloßer Anblick macht; wir werden uns dabei des menschlichen Fleißes, der nützlichen Thätigkeit freuen, durch den Gedanken an das Gedeihen dessen, woran unsre physische Erhaltung einmal geknüpft ist, wol gar gerührt werden; allein das alles macht diesen Garten und dieses Feld noch nicht zu schönen Gegenständen. Selbst ein Blumengarten, worin sich des eigentlichen Nützlichen nichts, sondern blos eine Menge der lieblichsten Blumen fände, die den süßesten Wohlgeruch ausdufteten, worin wir zwar gern verweilen werden, weil die Gestalt, die Farben, die Düfte der Blumen uns ergötzen, erweckt an sich allein noch nicht das Gefühl des Schönen. Dies ist so wahr, daß Herder selbst nicht umhin konnte, über das Angenehme, Nützliche und Bequeme hinauszugehen. Wenn er fordert, daß die Gartenkunst den Charakter der Gegend kenne und gebrauchen lerne, das Schöne der Natur erhöhe und versammle, Harmonie und Disharmonie unterscheide, so fordert er lauter Dinge, die von dem blos Angenehmen, Nützlichen und Bequemen sehr verschieden sind, die mit dem Bedürfnisse der Sinne und der Sinnlichkeit, worauf er doch zuerst hauptsächlich sah, nichts gemein haben. Hätte er darüber nur etwas schärfer nachdenken wollen, so würde er sich leicht überzeugt haben, daß die Gartenkunst, als schöne Kunst, der Entstehung nach schwerlich die zweite gewesen sei. Zwar hat man frühzeitig schon gestrebt, die Gärten auch zu verschönern, allein von da bis zur Entstehung der wirklich schönen Gartenkunst verstrich doch in der That ein ungeheurer Zeitraum. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Kunst wird dies beweisen. Die so gepriesenen schwebenden Gärten der Babylonier mochte man immerhin zu den Wundern der Welt zählen; das, worüber man sich verwundert, braucht eben nicht schön zu sein. Künstliche Erhöhungen, unten auf Pfeilern ruhend, oben in dem aufgetragenen Erdreich mit Bäumen bepflanzt, in verschiedene Absätz

vertheilt, und durch eine gewisse Wasserkunst befeuchtet, sind zwar etwas Seltsames, was Erstaunen erregen kann, schwerlich aber ein Garten, oder gar ein schöner Garten. Die Gärten der Perser (Paradiese) nennt Xenophon lustige Plätze, fruchtbar und schön; es scheint aber, daß sie mehr natürlich angenehme Plätze, voll freiwillig wachsender Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als mit Absicht und nach einer Regel angelegte Gärten waren. Ob die Griechen, Meister in allen übrigen bildenden, architektonischen und Verzierungskünsten, nur allein in der Gartenkunst zurückgeblieben seien, ist eine noch unentschiedene Frage, an die sogar nur wenige Alterthumsforscher gedacht haben, weßhalb man um so mehr bedauern muß, daß der gelehrte und geschmackvolle Böttiger seine Racemationen zur Gartenkunst der Alten nicht fortgesetzt hat (s. N. teutsch. Merk. 1800. St. 2. 3). Die gepriesenen Gärten des Alkinoos (Odyssee VII. 112—132.) waren indeß doch nichts anders als gut angelegte, angenehme Obst- und Weinpflanzungen, nicht ohne Blumen. Romantischer ist allerdings die Grotte der Kalypso (Odyss. V. 63—73), doch aber wol nur Natur-, nicht Kunstanlage. Die gewöhnlichen Gärten, welche die Griechen an ihren Meiereien und Landgütern hatten, glichen mehr oder weniger denen des Alkinoos; für das Nützliche und Angenehme, Küchen- und Gartengewächse, Obst, Blumen, schattige Bäume und Bewässerungen war vor allem und allein gesorgt. Hohe schattige Plantagen, kühlendes Quellwasser, einige Statuen waren die einzigen Schönheiten in den Gärten der Philosophen zu Athen. Selbst die Beschreibungen der Gärten in den spätern griechischen Romanschreibern verrathen noch nichts von schöner Gartenkunst, und es wäre da wol noch zu untersuchen, ob nicht eben die Ursachen, welche bei den Alten die Landschaftsmalerei verhinderten, auch auf Entstehung einer schönen Gartenkunst hindernd eingewirkt haben. Sie standen zur Natur in einem andern Verhältniß, als wir. Selbst die Grotten (Nymphäen) verdanken ihren Ursprung nur dem Bedürfniß der Kühlung. Naturgrotten gaben die Veranlassung zu künstlichen Grottenzimmern, dergleichen man in Rom auch in den Stadtpalästen anlegte, und worin man die Natur, wie Plinius sagt, mit hangendem und zerfressenen Gestein nachkünstelte. Eine angelegte Grotte ist aber übrigens noch kein schöner Garten, und daß es den Römern daran mangelte, beweisen mehrere Stellen ihrer Schriftsteller, und die Nachrichten, die uns von ihren Gärten selbst übrig sind. In der Vorzeit, sagt Seneca, hatten sie nicht Häuser gleich Städten. Athem und freier Hauch im Offenen, und sanfter Schatten von Fels und Baum, und durchsichtige Quellen und Bäche, nicht durch Arbeit, noch Röhre, noch gezwungenen Weg veraltet, sondern freiwillig laufend, und Wiesen in kunstloser Schönheit, und hiezwischen eine ländliche Wohnung bäuerlich geschmückt. Wie contrastirt mit dieser Schilderung die Beschreibung, welche Plinius von seiner Villa liefert. Wahr ist es, man findet da alle Bequemlichkeit, Sicherheit, Schirm gegen jede üble Witterung, angenehme Mischung von Kühle und Wärme; alles Lobenswerthe bezieht sich aber lediglich auf die Gebäude, nicht auf den Garten, der mit seinen Legionen von Buchsfiguren und in der ganzen Behandlung möglichst geschmackvoll war. Von dem Garten Lucullś sagt Varro, daß er nicht durch Blumen und Früchte, sondern durch Gemälde der Villa sich ausgezeichnet habe. Nicht ungegründet dürfte Hirschfelds Vermuthung sein, man habe geglaubt, sich mit der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Reiz der Aussichten, den besonders die Villen auf den Anhöhen und an den Meeresufern hatten, begnügen zu

können, und der Verschönerung der Gärten weniger Sorge schuldig zu sein. Und als nachher die Menge der Villen den Boden zu verengen anfing, mußte es wenigstens in vielen Gegenden an Raum zu ausgedehnten Gärten mangeln. Nachdem aber das weströmische Reich durch Barbarenschwärme umgestürzt war, und ganz Europa eine neue Gestalt erhielt, wobei Künste und Wissenschaften in Verfall geriethen, war keine Zeit, der Gartenkunst einen Platz in der Reihe der schönen Künste zu verschaffen. Geschah doch kaum etwas für die Landwirthschaft, wie viel weniger für die Gartenkunst im höhern Sinn. Carl der Große richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Gartenbau, seine Anordnungen erstreckten sich aber nicht über einen Nutzgarten hinaus. (Antons Gesch. der deutsch. Landwirthschaft.) In Italien fing man, zur Zeit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften, auch wieder an, Lustgärten anzulegen, deren einige so berühmt wurden, daß man sie in Abbildungen dargestellt hat. Sie mögen angenehm genug gewesen sein, doch fehlt viel, daß sie schöne Gärten gewesen wären. Später bildete sich in Frankreich ein neuer Geschmack in Gartenanlagen. Die Symmetrie aufs äußerste getrieben, wurde nebst den graden beschnittenen Heckengängen und Baumpflanzungen nach der Schnur Mode, selbst in der Anlegung der Blumenbeete wandelte der böse Geist, der Natur Gewalt anzuthun. Le Notre wurde der Schöpfer der franz. Gartenkunst, welche freilich seine Nachfolger noch mehr verunzierten. Grandiös ist in dieser Gartenkunst jedoch ihre Anlage in Springbrunnen, die aus künstlichen Felsen u. s. w. entstehen. Freilich wirkte auch da, die Symmetrie Le Notres, zumal aber der englische Gartengeschmack that nicht wohl, diese Wasserbenutzung und die graden schattigen Laub- und Heckengänge ganz zu verbannen. An dieser Ausartung nahmen zuerst die Engländer ein Aergerniß. Addisson schrieb in dem Zuschauer seinen berühmten Versuch über die Gartenkunst, Pope machte in seinem vierten kritischen Brief die Schnörkelwerke und Puppenspiele dieser schnurgerechten Gartenkunst lächerlich, und legte den Garten in seiner kleinen Villa zu Twikenham in besserm Geiste an; eine Menge folgte nach, und die Praxis eilte der Theorie voraus (s. die Geschichte der neuen Gartenkunst von Hor. Walpole in dessen Werken übersetzt von A. W. Schlegel, S. 384). Diese neue Art von Gartenkunst verwarf allen Anschein von Regelmäßigkeit; überall sollte nur die Natur zu sehen sein, und man entwarf ein System der verschönerten Natur durch Nachahmung natürlicher Landschaften, welches aber freilich ebenfalls, wiewol von der entgegengesetzten Seite, in Fehler verfiel; besonders seitdem man mit der orientalischen, eigentlich chinesischen, Gartenkunst bekannt worden war (Chambers über die orientalische Gartenkunst, übersetzt von Ewald. Gotha, 1775.), blieb Uebertreibung nicht aus, und eine wilde Unnatur trat an die Stelle der allzugeregelten französischen. Wer kennt nicht den Wust von Gebäuden, die man in sogenannte englische Anlagen stopfen zu müssen glaubt! Nicht blos Urnen und Grabmäler, auch chinesische, türkische und neuseeländische Tempel, Häuser und Hütten, Burgen, Klöster, Einsiedeleien, Ruinen mußten da sein, und um die Natur recht getreu zu haben, abgestorbene Bäume und Steinhaufen; eine Hundehütte wurde zum Palaste, ein Stall zum Tempel, Hängebrücken, auf denen man den Hals zu brechen fürchtet, dumpfe Grotten, feuchte Gänge, stinkende Moräste, welche Seen vorstellen sollten, alles das und weit mehr noch wurde öfters in einen engen Raum so zusammengepreßt, daß es schien, als habe man eine Musterkarte des Sonderbaren aller Nationen zur Schau stellen wollen. Und

ein solches Machwerk schämte man sich nicht, einen Naturgarten zu nennen. Man würde freilich unrecht thun, wenn man alle englischen Anlagen für so geschmacklos halten wollte; allein wir haben doch gesehen, wozu sie führen konnten. Und an diesem Puncte stehen wir jetzt. Dürfen wir nun wol sagen, schöne Gartenkunst sei der Entstehung nach die zweite schöne Kunst? Scheint es doch fast, als wäre sie jetzt noch nicht vorhanden. Wenigstens darf man es manchen Aesthetikern so gar übel nicht nehmen, wenn sie die Gartenkunst lieber in die Reihe der angenehmen, als der schönen Künste setzen. Sind doch selbst mehrere solche Aesthetiker, welche die Gartenkunst in der Reihe der schönen Künste aufführen, in Verlegenheit, zu entscheiden, welche Art von Gartenkunst denn nun eigentlich die schöne genannt zu werden verdiene. Gewöhnlich entscheiden sie sich für die, welche im Großen darstellt, welche Landschaften schafft. So könnte denn ein kleinerer Garten nicht auch ein schöner Garten werden? Ist denn nur das Heldengedicht ein schönes Gedicht, nicht auch das kleine Idyll, das kurze Lied? Hier herrschen, auf welche Seite wir uns auch hinwenden mögen, Vorurtheile der verschiedensten Art. Hätte man nicht bisweilen gedacht, man müßte eben eine Landschaft anlegen, so würde man nicht darauf verfallen sein, sie in den Raum von einigen Morgen Land einzuschließen, wodurch die Kunst, statt der beabsichtigten Natur, nur um so greller in die Augen sprang. „Nichts," sagt Aikin, „entfernt sich mehr von der Natur, als wenn man ihre großen Werke im Kleinen nachbildet. Alle Täuschung hört im ersten Augenblick auf, und der prächtige Garten erscheint als ein Kinderspiel." Lassen wir aber vor der Hand dies dahin gestellt, und fragen: was ist es, das der landschaftlichen Natur Ansprüche auf Schönheit gibt? Auf keinen Fall etwas anderes als ein gewisser ästhetischer Charakter derselben, des Erhabenen, Großen, Schauerlichen, Furchtbaren, oder des Lieblichen, Anmuthigen, Niedlichen, des Romantischen, Idyllischen, Schwärmerischen u. s. w., wodurch wir bei der Betrachtung in eine entsprechende Gemüthsstimmung versetzt werden. Fragen wir nach den Ursachen davon, so finden wir diese in der Verbindung einzelner Naturgegenstände zu einer harmonischen Einheit, welche die Einbildungskraft leicht auffaßt. Diese Einheit ist entweder Einheit der Ansicht des auf einmal Anschaulichen für den auffassenden Sinn selbst, aus einem bestimmten Gesichtspuncte, oder Einheit der Uebersicht des nach und nach Aufgefaßten für die Einbildungskraft des wandelnden Betrachters. Wenn nun die Natur in ihren Landschaften dem Gartenkünstler das Urbild darstellt, folgt dann hieraus nicht nothwendig, daß er auf zweifache Weise seinen Zweck erreichen könne, entweder indem er eine auf einmal anschauliche Einheit für den auffassenden Sinn, oder eine allmälig wahrnehmbare für die Einbildungskraft darstellt? Demnach brauchte es eben nicht eine Landschaft selbst zu sein, in welcher die Gartenkunst sich als schöne Kunst bewährt, sondern schon in einer landschaftlichen Parthie kann sie es, womit denn auch kleinere Gärten von den schönen Gärten nicht ausgeschlossen bleiben. Wir erklären mithin die Gartenkunst als diejenige schöne Kunst, welche mehrere Naturerzeugnisse im Raume zusammenstellt, damit der Beobachter sie entweder auf einmal, oder durch seine Bewegung nach und nach, in der Zeit, als ein Ganzes von einem bestimmten ästhetischen Charakter in der Einbildungskraft auffasse. Die von der Natur entlehnten Materialien müssen also dem Betrachter eben sowol, wenn er in Ruhe einen bestimmten Gesichtspunct wählt, als wenn

er im Umherwandeln den Gesichtspunct fortwährend verändert, als schönes Ganze gefallen, und er muß dadurch entweder in ein bestimmtes ästhetisches Gefühl versetzt werden, oder wenn mehrere solche in ihm abwechseln, müssen sich diese doch am Ende in eine Harmonie auflösen. Mag nun aber der Betrachter einen Gesichtspunct wählen, oder wandelnd diesen verändern, so muß der Gartenkünstler für ihn stets Landschaftsmaler sein, und wie dieser nur solche Gegenstände vereinigen, deren Dasein neben einander, durch Form, Gruppirung, Harmonie der Farben, Perspective u. s. w. ein bestimmtes ästhetisches Gefühl zu erregen fähig ist. Erhalten dann unsere Ideen auch keine so bestimmte Richtung als in der Poesie und der Plastik, so erhalten sie doch eine ästhetische Stimmung, ähnlich der, welche die Musik erregt. (Vergl. Landschaft.) Uebrigens wollen wir diesen Artikel nicht schließen, ohne mit Dank eines Mannes zu gedenken, der um die Gartenkunst so vielfache Verdienste erworben hat. Hirschfelds Theorie der Gartenkunst (Leipzig 1779, 5 Bände, 4., mit Kupf.) ist im Ganzen ein immer noch unübertroffenes Werk. Wer über die Gärten ästhetisch unterhalten sein will, der wird in den didactischen Gedichten, welche über diesen Gegenstand Watelet, Mason, Marnezia und Delille geliefert haben, mannichfaltigen Genuß finden. dd.

Gärtner (Carl Christian), braunschweigischer Hofrath, wurde 1712 zu Freiberg im erzgebirgischen Kreise Sachsens geboren, wo sein Vater Postmeister und Kaufmann war. Auf der meißner Fürstenschule schloß er den Bund der Freundschaft mit Gellert und Rabener. In Leipzig fanden sich die drei Freunde als akademische Bürger wieder zusammen, und alle drei waren von einer gemeinschaftlichen Liebe zu den schönen Wissenschaften beseelt. Gottsched stand damals an der Spitze der Reformatoren des deutschen Geschmacks, und sein Freund Schwabe gab die Belustigungen des Verstandes und Witzes heraus, die, ungeachtet ihrer Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit, doch bei dem damaligen Zustande der deutschen Literatur manches Gute wirkten. Hier legte auch Gärtner die Erstlinge seiner Muse nieder, und seine Gedichte gehörten zu den besten dieser Sammlung. Unter Gottscheds Aufsicht arbeitete er an der Uebersetzung des Bayleschen Wörterbuchs und verdeutschte einige Bände von Rollins Geschichte. Aber bald sammelte er einen Kreis junger selbstständig aufstrebender Geister um sich her, denen die Armseligkeit der Gottschedischen Schule bald in ihrem rechten Lichte erschien. In dem Gefühl, etwas Besseres leisten zu können, vereinigte sich Gärtner mit seinen Freunden Cramer, Schlegel und Rabener zur Herausgabe der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, welche bald allgemeines Aufsehen erregten. Zu ihnen gesellten sich nach und nach Ebert, Giseke, Zachariä, Gellert, K. A. Schmid, Klopstock u. A. Mit reger Kraft strebten diese Jünglinge nach dem Lorbeer der Dichtkunst. Wenn Gärtner von den meisten in der Folge an schriftstellerischem Ruhm übertroffen ward, so hatte er in jener Bildungsperiode das große Verdienst, durch Urtheil und Rath sie geleitet und ermuntert zu haben. Um das J. 1745 verließ Gärtner Leipzig nach einem langen und thätigen Aufenthalt daselbst, und ging als Führer zweier jungen Grafen nach Braunschweig. Ein günstiges Schicksal führte mehrere seiner gelehrten Freunde an die Lehranstalt des Collegii Carolini mit Gärtnern, der hier Professor der Beredsamkeit und Sittenlehre wurde, und hielt zugleich Vorlesungen über Virgil und Horaz. In diesem Amte erwarb er sich bleibende und fortwirkende Verdienste, und konnte, unablässig mit seinen Amtsar-

beiten beschäftigt, zumal bei seiner Strenge gegen sich selbst, kein fruchtbarer Schriftsteller werden. Zufrieden mit seinem Schicksal, erreichte er ein hohes Alter, und konnte seine Thätigkeit bis an das Ziel seines Lebens fortsetzen. Nachdem er sein Lehramt fast 43 Jahre lang mit musterhafter Treue verwaltet hatte, starb er den 14. Febr. 1791.

Garve (Christian), einer der würdigsten Philosophen des verflossenen Jahrhunderts, geb. zu Breslau 1742, verlor seinen Vater, einen Färber, frühzeitig; aber seine treffliche Mutter erfüllte ihre Pflichten als Erzieherin gewissenhaft und treulich. Garve war zum Theologen bestimmt; allein seine körperlichen Umstände nöthigten ihn, diesen Plan aufzugeben. Im 21. Jahre ging er nach Frankfurt an der Oder, um Baumgartens Philosophie zu studiren; da dieser aber bald starb, ging er nach einem Jahre nach Halle, befleißigte sich hier der Mathematik, und studirte dann noch eine geraume Zeit in Leipzig, wo Gellert, Weiße u. A. seine Freunde wurden. 1767 verließ er die Universität, und kehrte mit Kenntnissen, Sittlichkeit und Tugend geschmückt zu seiner Mutter zurück, wo er so anhaltend fleißig arbeitete, daß er sich hypochondrische Zufälle zuzog. Nach Gellerts Tode (1769) ward Garve außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, und las einige Jahre Collegia über reine Mathematik, Logik u. s. w.; allein seine schwächliche Gesundheit bewog ihn, nach einigen Jahren das Amt niederzulegen, und so begab er sich 1772 wieder in seine Vaterstadt Breslau. Von 1770 bis 1780 ward er theils durch seine mit Anmerkungen bereicherten Uebersetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne, der Moralphilosophie von Ferguson u. s. w., theils durch seine eigenen, 1779 gesammelten, Abhandlungen, in der philosophischen Welt immer bekannter und beliebter, bis er endlich durch Friedrich II. (der ihm selbst zu sich kommen ließ, und sich mit ihm unterhielt) zu einer Uebersetzung des Cicero von den Pflichten aufgefordert wurde, die er 1779 in Charlottenburg begann, aber durch Kränklichkeit abgehalten, erst 1783 erscheinen lassen konnte. Von der Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieses Werks zeugen die schnell hinter einander (von 1783 bis 1792 viermal) erfolgten Ausgaben. In den letzten Jahren seines Lebens drängten sich die alten Uebel, Hypochondrie, Nervenschwäche u. s. w., um so stärker herzu, da er nun auch seine würdige Mutter (1792) und mehrere seiner geliebtesten Freunde durch den Tod verloren hatte. Sein Tod, 1. Dec. 1798, ward durch eine eben so schmerzhafte als widrige Krankheit (den Gesichtskrebs) beschleunigt. Garve war ein Mann von sehr liebenswürdigem Charakter, gestimmt für den Genuß der Freundschaft und Geselligkeit. An seiner Bildung hatte seine sehr achtungswerthe Mutter vielen Antheil, welches er auch mit dankbarer Liebe anerkannte. Als Philosoph hat er sich nicht durch tiefsinnige Untersuchungen und neue Entdeckungen oder Umgestaltungen, wol aber durch seine Bemerkungen und wohlgefällige Darstellungen ausgezeichnet. Seine Philosophie war daher mehr Lebens- oder Popularphilosophie, aber im edlern Sinne des Worts, indem er nicht blos bei der Oberfläche stehen blieb, sondern nach einer gründlichen und zusammenhängenden Erkenntniß der Dinge strebte. Als Schriftsteller hat er sich durch eine Menge eigner Schriften (worunter seine Abhandlungen über den Charakter der Bauern, über die Verbindung der Moral mit der Politik, über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben, über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre, deßgleichen über Gellerts und über Zollikofers Charakter, die merkwürdigsten sind), und durch Uebersetzung vortreff-

licher Werke aus dem Griechischen (Aristoteles Ethik und Politik), dem Lateinischen (Ciceros Bücher von den Pflichten, mit trefflichen Anmerkungen und Abhandlungen) und besonders dem Englischen (außer den obengenannten, Gerards Versuch über das Genie, Payleys Grundsätze der Moral und Politik u. s. w.) verdient gemacht. Seine Schreibart ist richtig, klar, einfach und edel, so daß er mit Recht zu den classischen Schriftstellern unsers Volks gezählt wird. Seinen schriftstellerischen Charakter hat Manso in einem eignen Programm, das Garves Namen an der Stirne trägt, und auch in den schlesischen Provinzialblättern von 1799 abgedruckt ist, gut gewürdigt.

Gas. Mit diesem Namen bezeichnet man alle bleibend-elastischen Flüssigkeiten, das heißt, jede Flüssigkeit, welche, unter einen größern Druck versetzt, sich in einen kleinern Raum zusammenzieht, ohne dadurch tropfbar flüssig zu werden, und beim Vermindern dieses Drucks sich wieder in einen größern Raum ausdehnt, und welche durch keinen bekannten Grad von Kälte in tropfbare Gestalt gebracht werden kann: also luftförmige Körper, welche unter jedem Druck und in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch sie sich von den gleichfalls elastisch-flüssigen Dämpfen unterscheiden. Alle Luft, glaubte man ehemals, sei von einerlei Art und Natur. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrh. fing man an, sich zu überzeugen, daß es unter den luftförmigen Flüssigkeiten eben so wesentlich verschiedene gibt, als unter den tropfbaren Flüssigkeiten, von denen z. B. niemand Wasser, Oele, Quecksilber u. dgl. m. für dieselbe Flüssigkeit nehmen wird. Gewöhnt, unter Luft das Wesen zu verstehen, welches das Luftmeer ausmacht, auf dessen Boden wir leben, wie viele Seethiere auf dem Boden des Meeres, wollte man die neuen künstlichen Luftarten anfangs nicht für eigentliche Luft erkennen, und nannte sie Gas, ein Name, der von dem deutschen Worte Giesch herstammt (Giesch des Biers u. s. f.), und den schon ein älterer Alchemiker, Joh. Bapt. v. Helmont, gebraucht hatte, um seinen sogenannten spiritus sylvestris zu bezeichnen. Jedes Gas besteht aus einem wägbaren Körper, welcher durch Wärme ausgedehnt ist, und die elastische Flüssigkeit erhalten hat. Die eigenthümlichen Eigenschaften desselben hängen von dem erstern Körper, die jedem Gas gemeinschaftlichen Eigenschaften von dem Wärmestoffe ab. Jedes Gas hat ein ihm eignes Gewicht, und sie sind darin bedeutend verschieden, wenn sie gleich alle mehrere hundertmal leichter sind als Wasser. Alle Arten von Gas sind durchsichtig, die mehrsten auch farblos, und daher nicht anders sichtbar, als wenn sie in Blasengestalt durch tropfbare Flüssigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit jedes Gases ist dem Drucke, unter welchem es steht, bei übrigens gleichen Umständen, angemessen; und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung, unter übrigens gleichen Umständen, um gleiche Theile seines anfänglichen Raums ausgedehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Frostpuncte bis zum Siedpuncte des Wassers um 0,375 desjenigen Raums, den es bei der Temperatur des Frostpuncts einnahm. Jedem Gas kann sein wägbarer Bestandtheil durch chemische Verwandtschaft anderer Körper zu demselben entzogen, und es dadurch fixirt werden, indem es mit einigen dieser Körper Verbindungen von fester Gestalt, so gut als mit andern von flüssiger Gestalt, zu bilden vermag. Und dabei wird der Wärmestoff des Gases mehr oder weniger, und schneller oder langsamer in Freiheit gesetzt. Sehr viele Arten von Gas werden endlich vom Wasser verschluckt, und durch Wasser in die tropfbar flüssige Gestalt gebracht. U.

Gasarten. Von den luftförmigen Körpern zeichnen sich meh-

rere durch wundervolle chemische Eigenschaften aus, und es geben sich uns in der Gasgestalt am reinsten einige der merkwürdigsten chemisch-einfachen Körper; die verschiedenen Gasarten spielen daher in dem chemischen Theile der Physik eine Hauptrolle. Hier etwas von einigen, die am mehresten gekannt zu werden verdienen. 1. Die atmosphärische Luft ist ein Gemeng aus mehrern Gasarten und aus Wasserdampf, und nicht, wie man ehemals glaubte, ein einfaches Element. Wird in ihr Phosphor in einer Glocke verbrannt, welche in einer Schale mit Quecksilber steht, so kann man es selbst durch wiederholtes Anstecken des Phosphors doch nur höchstens so weit bringen, daß von hundert Maß Luft 21 Maß verschwinden, 79 bleiben zurück, und in diesem Rückstande vermag weder irgend ein brennender Körper fortzubrennen, noch ein Thier zu leben. Jene 21 Maß bestehen aus einer Gasart, die man erst in den Jahren 1771 und 1474 kennen gelernt hat, und die man anfangs, weil sie eine unerläßliche Bedingung zur Unterhaltung des Feuers und des thierischen Lebens ist, Feuerluft oder Lebensluft nannte, jetzt aber allgemein mit dem Namen Sauerstoffgas (gas oxygène) bezeichnet. Der Rückstand besteht größtentheils aus einer wesentlich verschiedenen Gasart, dem Stickgas (gas azôte). Verbrennliche Körper kennen nur, wenn sie mit Sauerstoffgas in Berührung sind, verbrennen, und alles Verbrennen beruht auf chemischer Verwandtschaft des verbrennlichen Körpers zum wägbaren Theile des Sauerstoffgases; indem dieser sich mit dem brennenden Körper vereinigt, wird der in dem Gas gebunden enthaltene Wärmestoff frei, und erscheint als Licht und freie Wärme. In der atmosphärischen Luft sind die brennbaren Körper mit mehr Stickgas als Sauerstoffgas in Berührung; im reinen Sauerstoffgas verbrennen sie daher mit einer weit größern Lebhaftigkeit, und scheiden in gleicher Zeit weit mehr Licht und Wärme ab, als in der atmosphärischen Luft. Ein glimmender Holzspan oder ein glimmendes Wachslicht in Sauerstoffgas getaucht, entflammen sich sogleich; eine an der untern Spitze glühende Stahlfeder verbrennt darin mit Funkenwerfen und hellem Lichte, und brennender Phosphor verbreitet darin ein Licht, welches in einem dunkeln Zimmer gleich dem Sonnenlichte blendet. Thiere können nicht leben, wo es an Sauerstoffgas fehlt, befinden sich aber keineswegs im reinen Sauerstoffgas besser als in der atmosphärischen Luft, sondern erkranken endlich darin, weil der Lebensprozeß übermäßig beschleunigt wird. Die verbrennlichen Körper verwandeln sich beim Verbrennen häufig in Säuren, so der Schwefel, der Phosphor, die Kohle u. a. Deßhalb hat man den brennbaren Grundtheil dieses Gases Sauerstoff (oxygène) genannt, und daher rührt der Name dieser Gasart, welche in der Natur eine so große Rolle spielt, daß man die ganze Chemie für eine Geschichte der Eigenschaft des Sauerstoffes und des Sauerstoffgases ausgeben könnte. Um diese Gasart rein zu erhalten, erhitzt man in einer Weißglühhitze ertragenden, Retorte gepülverten schwarzen Braunstein (Manganoxyd), oder rothes Quecksilber-Präcipitat (rothes Quecksilberoxyd), oder Salpeter, oder Alaun, oder Knallsalz (oxygenirt-salzsaures Kali). Das Ende des Halses der Retorte oder einer darüber passenden Röhre muß unter dem Trichter der mit Wasser gefüllten, zu Entbindungen von Gasarten bestimmten Wanne, der sogenannten pneumatischen Wanne, liegen, und über dem runden Loche des Brettes, an welchem der Trichter mit seiner engen, aufwärts gerichteten Röhre befestigt ist, muß ein umgekehrtes Gefäß voll Wasser stehen, worin die sich entbindenden Gasblasen aufsteigen und

zurückgehalten werden. Aus einem Pfunde Braunstein lassen sich viele berliner Quart Sauerstoffgas erhalten. 2. Das reine Stickgas hat keine Eigenschaften, welche auf eine so ausgezeichnete Art in die Augen fallen. Es kann sich mit dem Sauerstoffe verbinden, und je nachdem dieses in verschiedenen Verhältnissen geschieht, entstehen dadurch Salpetersäure, Salpetergas oder sogenannte Wonneluft (oxydirtes Stickgas). Das Salpetergas hat die auffallenden Eigenschaften, Sauerstoffgas, mit welchem es in Berührung kommt, augenblicklich zu verschlingen und sich damit in salpetrigsauern Dampf zu verwandeln. Beim fortgesetzten Athmen der Wonneluft soll eine wunderbare, nie empfundene Wonne entstehen, eine Wonne, welche man indeß nicht mit Unrecht mit der zusammengestellt hat, welche bei den Erhängten dem Ersticken vorhergehen soll. 3. Läßt man Wasserdämpfe über Eisendraht oder Eisendrahtspäne in einer weißglühenden Röhre fortsteigen, und fängt die aus der Röhre hervorkommende Luft auf, so erhält man ein brennbares Gas, das die Erscheinungen des Verbrennens auf eine ausgezeichnete Art zeigt und im gemeinen Leben brennbare Luft heißt. Es verbrennt nur, wenn es in Berührung mit Sauerstoffgas angesteckt oder erhitzt wird, und zwar nur in der Berührungsfläche mit dem Sauerstoffgas oder der atmosphärischen Luft, mit einer weißen Flamme. Im Innern desselben vermag kein brennender Körper fortzubrennen, sondern erlischt sogleich. Das Product des Verbrennens ist Wasser, weßhalb man dieses brennbare Gas Wasserstoffgas (gas hydrogène) genannt hat. Es verzehren beim Verbrennen zwei Maß Wasserstoffgas ein Maß Sauerstoffgas, und bilden damit Wasser. Sind beide Gasarten nach diesem Verhältnisse gemischt, und man entzündet sie, so entsteht ein furchtbarer Knall, wobei selbst sehr feste Gefäße zersprengt werden können, daher man dieses Gas chemisch Knallgas genannt hat. In den sogenannten electrischen Feuerzeugen (Tachypyrien, Gasopyrien, Brennluftlampen rc.) wird ein Strahl Wasserstoffgas in dem Augenblicke, in welchem man ihn aus einem Gefäße in die atmosphärische Luft durch Drehen eines Hahns entweichen läßt, von einem electrischen Funken oder einem Stahlfunken entzündet, und brennt so lange fort, bis man den Hahn wieder zudreht. Ganz rein ist es funfzehnmal leichter, als die atmosphärische Luft. Man füllt daher damit die Luftbälle, welche in der Luft aufsteigen sollen, und wenn sie groß genug sind, mehrere Menschen zu sehr bedeutender Höhe mit hinaufheben können. Der Wasserstoff nimt die Gasgestalt an, nicht blos wenn er rein und für sich vorhanden, sondern auch wenn er mit Kohlenstoff, mit Schwefel, mit Phosphor oder mit einigen Metallen verbunden ist. In diesem Fall entstehen schwere brennbare Gasarten, die eben so schwer, oder etwa nur halb so schwer als die atmosphärische Luft sind; Kohlen-Wasserstoffgas, reines oder Sauerstoff haltendes, Schwefel-Wasserstoffgas, Phosphor-Wasserstoffgas u. dgl. m. Mehrere dieser letztern Gasarten haben sehr merkwürdige Eigenschaften. 4. Wenn Kohle in reinem Sauerstoffgas verbrannt wird, so ändert dieses zwar seinen Raum nicht, zeigt aber nach dem Verbrennen ganz andere Eigenschaften als zuvor. Kein Körper kann darin weiter brennen, Thiere ersticken darin sogleich (daher die Gefahr, brennende Kohlbecken in verschlossenen Kammern zu haben), Wasser schlürft das Gas ein, und erhält dadurch einen säuern pikanten Geschmack, und reines, völlig durchsichtiges Kalkwasser trübt sich sogleich, und wird milchicht, wenn es mit diesem Gas, welches alle Eigenschaften einer Säure hat, in Berührung kommt. Es entsteht nicht blos beim Verbrennen von Körpern, die Kohlenstoff in ihrer Mi-

schung haben, sondern auch beim Athmen, und ist in sehr geringer Menge (von einem oder einigen Tausendtheilen) in der Atmosphäre vorhanden, daher man es ehemals Luftsäure, später aber kohlenstoffsaures Gas, oder kohlensaures Gas nannte. Kreide, Marmor, Kalkspath, gemeiner Kalkstein, Austerschalen u. dgl. m. sind allesammt kohlensaurer Kalk. Durch Erhitzen in einer Retorte, oder durch Daraufgießen einer mächtigern Säure, kann man die Kohlensäure vom Kalk austreiben, und dann entweicht sie gasförmig, im letztern Falle unter heftigem Aufbrausen. Dieses ist die gewöhnliche Art, wie man sie sich verschafft. Sie ist die erste Gasart, welche man kennen gelernt hat, und damals (1755) nannte man sie fixe Luft. Sie ist um die Hälfte schwerer, als die atmosphärische Luft, verbreitet sich daher in dieser nur langsam, und kann in tiefen, eingeschlossenen Stellen (in Kellern, Brunnen, Höhlen, Gläsern) geraume Zeit bleiben, ehe sie sich in der Atmosphäre verbreitet. Auch läßt sie sich aus einem hohen Gefäß in ein anderes, fast wie tropfbare Flüssigkeiten, ausgießen. Sie ist das tödtliche Wesen in den Hundshöhlen bei Neapel und zu Pyrmont und in den Mofetten am Vesuv. Sie findet sich in allen Säuerlingen oder säuerlich und pikant schmeckenden Mineralwassern, z. B. dem selterser, fachinger, feinsberger u. a., welche nichts anders als kohlensaure Wasser sind, und sich künstlich ohne Schwierigkeit nachmachen lassen. Diese Wasser können Metalle auflösen, und die Eisen- oder Stahlwasser sind eisenhaltige kohlensaure Wasser, z. B. die pyrmonter u. a. 5. Noch mehrere andere Säuren haben für sich die Gasgestalt. Die Salzsäure ist von ihnen die merkwürdigste, besonders die Abänderung derselben, welche entsteht, wenn man das Kochsalz, aus dem man das salzsaure Gas durch Daraufgießen von Schwefelsäure austreibt, mit gepülvertem Braunstein zusammengetrieben hat. Dieses oxygenirt-salzsaure Gas hat zwei köstliche Eigenschaften: erstens zu bleichen, worauf die chemischen oder Berthollet'schen Bleichen beruhen; und zweitens die Krankheitsstoffe, welche sich durch die Luft verbreiten, zu neutralisiren und unschädlich zu machen, daher es zu den Guytonschen sauern Räucherungen in den ansteckenden Fiebern u. dgl. m. gebraucht wird, worüber man sehr belehrende und überzeugende Nachrichten findet in Gilberts Annalen der Physik, Jahrg. 1813, St. 1, oder Band 43, S. 1. Das flußsaure Gas kann zum Aetzen in Glas gebraucht werden. Noch gibt es eine große Menge anderer Gasarten, ihre Zahl steigt auf wenigstens 24 wesentlich verschiedene. Die Kenntniß derselben ist aber für den, der sich nicht mit chemischer Physik beschäftigt, ohne Nutzen. U.

Gasbeleuchtung. Hierunter versteht man die in neuern Zeiten eingeführte Art, Straßen und Gebäude mittelst des aus Steinkohlen entwickelten gekohlten Wasserstoffgases zu beleuchten. Schon seit einigen Jahrzehnten machten die Chemiker darauf aufmerksam, daß es vortheilhaft sein müsse, das bei der Verkohlung der Brennmaterialien verloren gehende gekohlte Wasserstoffgas noch weiter zu benutzen. Lampadius entwickelte hierüber die ersten Ideen in dem ersten Bande seiner Hüttenkunde, Göttingen 1801. Ihm folgte Lebon in Frankreich, der Erfinder der Thermolampe, s. Bingers Beschreibung der Thermolampe, Dresden 1806. Lebon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz. Da aber, um eine gewisse Zeit Licht zu haben, eine große Masse Holz nöthig ist, so kam das Lebonsche Verfahren zu keiner Anwendung. In den J. 1810 und 1811 fingen die Engländer an, sich der Steinkohlen zu dieser Gasentwickelung zu bedienen und brachten die Manufacturen- und Straßenbeleuchtung mittelst desselben schon zu

Stande, während Lampadius 1811 vier Wochen lang einen Theil der Fischergasse in Freiberg versuchsweise erleuchtete. Der große Fortschritt der Engländer in Vergleichung mit der Verfahrungsart des Lampadius und Lebon bestand darin, daß sie das entwickelte Gas, ehe es verbrannt wurde, zuerst in eigenen großen Behältern, Gasometer genannt, sammelten, und es von diesen aus allmälig ableiteten, statt daß die Letztern dieses Gas, so wie es allmälig entwickelt wurde, sogleich zu verbrauchen empfahlen. Nun erst wurde dieses Verfahren allgemein da anwendbar, wo man gute Steinkohlen zu leidlichen Preisen haben kann. Schon 1815 war ein großer Theil der Straßen und vorzüglichsten Gebäude Londons, so wie anderer englischen Städte mit dem Steinkohlengase erleuchtet. 1816 führte Lampadius diese neue Beleuchtungsart in dem königl. Amalgamirwerke bei Freiberg ein, eben so folgte 1817 das polytechnische Institut in Wien, und 1818 hat man unter der Leitung des Directors dieser Anstalt, J. J. Prechtl, um die Anwendbarkeit der Straßenbeleuchtung mit Gas für Wien näher zu beurtheilen, einen Versuch, der sich für erst nur auf zwei Straßen erstreckt, ausgeführt. Diese neue Beleuchtungsmethode besteht nun in Folgendem: Man legt gußeiserne, cylindrische, mit einem aufzuschraubenden Deckel versehene Retorten in einem zweckmäßig vorgerichteten Ofen horizontal ein, und füllt sie drei Viertheil voll mit Steinkohlen. Durch ein um dieselben mit jedem beliebigen Brennmaterial zu unterhaltenden Feuer werden die Retorten mit ihrem Inhalt allmälig zum schwachen Glühen gebracht. Dadurch entwickelt sich eine Menge des gekohlten Wasserstoffgases nebst Steinkohlentheer, Wasser und Ammoniak aus ihnen. Diese flüchtigen Substanzen werden durch ein gleich an die Retorten gegossenes eisernes Abzugsrohr in einen Kühlapperat geleitet. In diesem verdichten sich das Theer- und das ammoniakalische Wasser. Das sich durch die Kälte nicht zersetzende Gas wird, um es noch mehr zu reinigen, durch Kalkmilch in den Gasometer geleitet. Der Gasometer besteht aus zwei Haupttheilen; der Cisterne und dem Gasometerdeckel. Erstere ist ein hölzerner oder gußeiserner, oben offener Wasserbehälter, in welchem sich, an Gegengewichten hängend und der Auf- und Niederbewegung fähig, ein unten offener Cylinder von Eisen- oder Kupferblech (Gasometerdeckel) befindet. So wie das entwickelte Gas durch ein Eintrittsrohr durch das Wasser der Cisterne tritt, sammelt es sich unter dem Gasometerdeckel und hebt diesen allmälig bis zu seiner Füllung in die Höhe. Durch ein mit einem Hahne versehenes Abzugsrohr wird das Gas aus dem Behälter abgeleitet. Sobald man den Hahn des Abzugsrohrs öffnet, so wird das Gas durch den Druck des Gasometerdeckels ausgepreßt, und nach Belieben durch verschiedene weißblecherne oder bleierne Röhren an den Ort seiner Bestimmung geleitet. Hier tritt es durch enge, verschieden gestaltete, mit Hähnen versehene Röhrchen von Kupfer oder Messing (Gaslampen) aus, und verbreitet nach seiner Entzündung das schönste helleste Licht, den Argandischen Lampen gleich, ohne allen Geruch. Diese Gasbeleuchtung ist ganz vorzüglich da zu empfehlen, wo man, in einem nicht zu großen Raume vertheilt, eine bedeutende Zahl Lichter nöthig hat, und dann auch zur Straßenbeleuchtung. Wer sich genau über diese Gasbeleuchtung unterrichten will, lese: Accum über das Gaslicht, aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen von Lampadius, Weimar 1816, und des Letztern: Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie und Hüttenkunde, 1r u. 2r Thl., Weimar 1816 und 1817. Seit einigen Jahren haben die Hrn. Taylor und Martineau in London einen Apparat erfunden,

um aus Oel Gas zu bereiten, ebenfalls mit dem größten Erfolg zur Beleuchtung angewandt; das ganze Verfahren ist sehr einfach und bereits in mehreren Gebäuden dort eingeführt, z. B. in der Apothekenhalle und in Whitbreads Brauerei. Eine Beschreibung nebst Abbildung dieses Apparats befindet sich im Quarterly Journal for Science and the Arts No. XV. 1819. Ein Schottländer, Paterson, will übrigens ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdichten Säcken aufzubewahren und in beliebige Vorräthe abzutheilen. Wenn nun, nach seinem Vorschlage z. B. bei der Straßenbeleuchtung und jeder Laterne ein Gasbehälter angebracht würde, welchen man mittelst einer Art Blasebalgs täglich aus den Säcken anfüllen könnte, so wäre damit eins der Haupthindernisse gehoben, die der allgemeinern Einführung dieser trefflichen Beleuchtungsart im Wege stehen, nemlich die Kostbarkeit nicht allein der ersten Anlage, sondern auch der Unterhaltung der Metallröhren, welche nach der bisherigen Einrichtung das Gas zu den Laternen leiten. Die Bestätigung dieser Erfindung müssen wir von der Zukunft erwarten. S — s.

Gasometer, Luftmesser, nennt man das von Lavoisier und andern erfundene Instrument, um durch Verbrennen aus den Elementen des Wassers Wasser zu bilden, theils die verhältnißmäßigen Massen derselben genau zu messen, theils das solchergestalt gebildete Wasser genau zu sammeln und zu wägen. van Marum in Harlem, von Haug, von Seguin, Vogt und Pearson haben diese Maschine sehr vereinfacht.

Gasparini (Francesco), geb. zu Lucca um das J. 1650, ein ausgezeichneter Componist des 18. Jahrh. Er war Musikmeister am Conservatorio della Pietà zu Neapel, und hat viele Kirchenmusiken hinterlassen, die in großen Ansehen gestanden. Auch hat er eine bedeutende Anzahl von Opern geschrieben. Seine Compositionen unterscheiden sich durch eine gewisse Anmuth des Styls sehr vortheilhaft von dem zu seiner Zeit herrschenden Geschmack. Noch in einem sehr hohen Alter setzte er verschiedene sehr schöne und gefällige Madrigale. Seine kleine, für den Practiker nützliche Schrift L'armonico pratico al cembalo ist noch 1802 in einer sechsten Auflage aufs neue erschienen.

Gassenerleuchtung kannte im Alterthume schon Rom, Antiochia u. s. w., höchst wahrscheinlich wenigstens in den Hauptstraßen und auf den Hauptplätzen, durch Laternen. In Paris wurde 1524, 1526 u. 1553 den Einwohnern bereits befohlen, von 9 Uhr Abends an wegen Raub und Mordbrand auf den Gassen Lichter vor den Fenstern brennen zu lassen. Im Nov. 1558 erhielt die Stadt Laternen, 1667 erhielt Paris die jetzige Erleuchtung, welche London 1668 nachahmte und 1736 die jetzige einführte. Ihre Straßenerleuchtung erhielten Amsterdam 1669, Berlin 1679, Wien 1687, Leipzig 1702, Dresden 1705, Frankfurt a. M. 1707, Basel 1721. Die Art der Gassenerleuchtung ist übrigens sehr verschieden und mehr oder minder gut. In neuerer Zeit gebraucht man vorzüglich dazu in der Mitte der Straßen hängende Reverbien (Lichtwerfer).

Gassendi (Pierre), Präpositus der Domkirche zu Digne und Professor der Mathematik zu Paris, war 1592 zu Chantersier bei Digne in der Provence geboren. Ein lebhafter und durchdringender Geist, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende Wißbegierde erregten früh bei seinen Aeltern die Hoffnung, daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werde leisten können. Sie wandten daher, wiewol sie arm waren, alles auf seine Erziehung. Man erzählt, daß er schon in seinem vierten Jahre

kleine Predigten hielt. Sein Geschmack für die Astronomie entwickelte sich fast eben so früh, und wurde so heftig, daß er sich den Schlaf entzog, um das Schauspiel des gestirnten Himmels zu genießen. Hierauf schickten ihn seine Aeltern nach Digne, um ihn daselbst seine Studien vollenden zu lassen. Kaum waren sie beendigt, als er schon ein Jahr lang Rhetorik lehrte. Er fand Beifall, obwol er erst 16 Jahr alt war. 1614 wurde er zum theologischen Lehrer in Digne ernannt, und zwei Jahre nachher nahm er den Lehrstuhl der Theologie und Philosophie auf der Universität zu Aix ein. Er verwaltete diese Aemter jedoch nur acht Jahre. Die Liebe zur Einsamkeit führte ihn nach Digne zurück, wo er ein Werk gegen die Aristotelische Philosophie schrieb. Darauf studirte er die Anatomie, und verfaßte eine Schrift, um zu beweisen, daß der Mensch nur zu vegetabilischen Speisen bestimmt, und daß der Genuß des Fleisches ein gefährlicher Mißbrauch sei. Er selbst lebte nach diesen Grundsätzen, in denen er jedoch wenig Nachahmer gefunden hat. Ein Prozeß zog ihn nach Paris, wo er mächtige Freunde bekam, deren einer ihm den Lehrstuhl der Mathematik an dem Collège royal verschaffte. Descartes brach damals eine neue Bahn in der Philosophie. Gassendi trat mit ihm in die Schranken, und griff ihn mit solchem Erfolg an, daß sich die Philosophen der damaligen Zeit in Cartesianer und Gassendisten theilten. Als ein mit den Alten innig vertrauter Gelehrter und allen Neuerungen abhold, nahm er zur Grundlage seiner Physik die wichtigsten Lehrsätze des Epikur und Demokrit. Er erneuerte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum, aber eben dadurch zog er sich gefährliche Feinde zu. Ungeachtet der Reinheit seiner Sitten, griff man ihn von Seiten der Religion an, wogegen er sich aber zu vertheidigen wußte. Er starb den 25. Oct. 1655. Gassendis Werke wurden 1658 zu Lyon, nebst seinem Leben, von Sorbière, und 1728 zu Florenz von Averrani, jedesmal in 6 Foliobänden zusammengedruckt, herausgegeben. Alle verrathen einen Mann von tiefer Gelehrsamkeit, aber eben diese Gelehrsamkeit schadet zuweilen seinen Folgerungen und dem Zusammenhange. Descartes steht in Ansehung des Geistes und Styls über ihm. M.

Gaßner (Joh. Joseph), geb. 1727 zu Bratz bei Pludenz in Schwaben, gehört zu den berühmtesten Teufelsbannern der neuern Zeit. Er war catholischer Pfarrer zu Klösterle im Bisthum Chur. Die Erzählungen von den Besessenen in der Bibel und sein ununterbrochenes Forschen in den geheimnißvollen Schriften berühmter Magiker hatten ihm den Glauben in den Kopf gesetzt, daß die meisten Krankheiten von bösen Geistern herrühren, deren Macht blos durch Segensprechungen und Gebete vertilgt werden könne. Er fing daher an, einige seiner Pfarrkinder zu heilen, und erreichte damit wenigstens so viel, daß er Aufsehen machte. Der Bischof von Constanz berief ihn in seine Residenz, wurde aber sehr bald von der Marktschreierei des Wunderthäters überzeugt, und gab ihm den klugen Rath, zu der geistlichen Seelensorge seiner Pfarrkinder zurückzukehren. Allein Gaßner begab sich zu einigen andern Reichsprälaten von stärkerm Glauben, und bannte die Teufel in ihrem Gebiete. 1774 erhielt er einen Ruf von dem Erzbischof zu Regensburg nach Ellwangen, wo eine zahllose Menge Hülfsbedürftiger und Neugieriger seiner warteten. Der heilige Mann fand diesen großen Wirkungskreis ganz seinen Kräften angemessen, und heilte Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepsie behaftete Personen. Wenige Fragen waren hinreichend, um zu erfahren, ob die Krankheit von natürlichen Ursachen, oder vom Teufel herrühre. Nur im letztern

Falle übernahm Gaßner die Cur. Wenn er seinen allgewaltigen Machtspruch cesset (fahr aus) aussprach, so waren die Teufel gehorsam genug, den Kranken augenblicklich zu verlassen. Ein öffentlicher Beamter führte über die gemachten Curen ein fortlaufendes Protokoll, in welchem allerdings die außerordentlichsten Dinge in beglaubigter Form bezeugt werden. Man hat aber alle Ursache, zu glauben, daß Gaßner gesunde Personen sehr oft die Rolle von Kranken spielen ließ, und daß seine Cur bei wirklich Leidenden nur so lange anschlug, als ihre Einbildungskraft von den Ueberredungen des Beschwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und sein Ansehen fiel nach einiger Zeit um ein merkliches. Er starb 1779, nachdem ihn der Bischof zu Regensburg, sein beständiger Gönner, in den Besitz einer einträglichen Pfarre gesetzt hatte.

Gastfreiheit, Gastfreundschaft. Die schöne Sitte der Gastfreundschaft scheint sich in das höchste Alterthum zu verlieren, denn wir finden sie bei dem kaum aus dem Stande der Rohheit und Wildheit getretenen Menschengeschlechte am aufrichtigsten geübt. Den Fremdling, welcher, ein fernes Land durchwandernd, hülfsbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrt, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu schützen, gebot die innere Stimme des Herzens, um so mehr, da in jenen Zeiten, wo noch kein gegenseitiger Verkehr die Menschen zu einander führte, nur eine harte Bedrängniß, ein Mißgeschick die Aufforderung sein konnte, daß ein Einzelner die geliebte Heimath verließ und sich in die Fremde hinauswagte, wo er ohne gastfreundliche Aufnahme verderben mußte. So lehrte die Natur die Tugend der Gastlichkeit. Wir finden sie in den ältesten vorhandenen Nachrichten, in den Mosaischen Urkunden, in den Gesängen Homers, nicht minder bei den Arabern, den Germanen und fast allen Völkern des Alterthums. Wenn im Allgemeinen die Gastfreiheit überall in der Aufnahme, Bewirthung und Schützung der Fremden bestand, so waren doch die Begriffe von dem Maße der Dienste, zu welchen man sich gegen den Wandrer verpflichtet glaubte, verschieden. Wohl keine Nation übertraf darin die Araber. Hier nimt der Hauswirth — denn noch jetzt lebt diese Sitte unverändert in Arabiens Wüsten fort — den bei ihm einkehrenden Fremdling brüderlich auf, und bewirthet ihn mit dem Besten, was sein Haus vermag. Er findet sich geehrt durch den Zuspruch des Gastes und freut sich seiner Gegenwart. Ist aber der Vorrath in seinem Hause aufgezehrt, und begehrt der Fremde noch länger zu verweilen, so führt er ihn zu seinem Nachbar, der nun beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthet. Diese einfache Sitte wurde bei den Griechen sogleich durch die Religion geheiligt. Zeus, der deßhalb den Beinamen des Gastlichen (Xenios) hatte, war der Schützer der Fremden, er wachte über sie und rächte jede ihnen zugefügte Kränkung. Andere Götter thaten ein Gleiches. Wie wir aus Homer sehen, hatte auch der fromme Glaube, daß die Unsterblichen selbst zuweilen in menschlicher Gestalt auf Erden erschienen, Antheil an der guten Aufnahme der Fremdlinge. Aber schon früh im griechischen Alterthume entstand aus der Gastfreiheit der Vertrag der Gastfreundschaft. Einzelne, die bei dem zunehmenden Verkehr zu häufigen Reisen genöthigt waren, gelobten einander gegenseitige Aufnahme und Bewirthung, so oft ein Geschäft sie zu einander führen würde, und diese sagten sie einander zu, nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder und Abkömmlinge. Schon bei Homer finden wir neben der allgemeinen Gastfreiheit auch die Gastfreundschaft. Jedem Einkehrenden tönte die freundliche Begrüßung entgegen:

„Freude dir, Gast, sei herzlich willkommen uns!"
er wird gebadet, umgekleidet, bewirthet, man erfreut sich seiner Erzählung. Erst nach neun und zehn Tagen, wenn sich der Fremde nicht früher kund gegeben, ergeht an ihn die Frage:

„Wer, und woher der Männer? wo hausest du? wo die Erzeuger?"
Kündigt er sich als einen Gastfreund von Alters her an, so ist man doppelt erfreut, durch die Erfüllung der gastlichen Pflichten ein altes heiliges Band erneuert zu haben. Zwiefach willkommen war der Gastfreund, der sich durch die Hälfte des von den Vätern zum ewigen Wiedererkennungszeichen gebrochenen Ringes bewährte; und zum Beweise, daß seine Gegenwart erfreulich gewesen, entließ man ihn nicht nur wohl verpflegt, sondern auch mit Gastgeschenken geehrt, welche in der Familie des Empfängers als Gegenstände von besonderem Werthe vererbt wurden. M.

Gastmähler der Alten. Schon Homer (Odyss. I. 225 fg.) unterscheidet deren zwei Arten: Gastmahl und Gelag. Das Gastmahl (Eilapine) gab eine Person auf eigne Kosten, das Gelag (Eranos) ward auf gemeinschaftliche Kosten der Theilnehmenden veranstaltet. Beim Gastmahl fanden sich ein 1. wirkliche Gäste, welche durch Sclaven dazu eingeladen, 2. Schatten (Skiai, Umbrä), welche von eingeladenen Gästen mitgebracht wurden, und 3. Parasiten, eine Art von schmarotzenden Lustigmachern, die sich auch wol einstellten, ohne gebeten oder mitgebracht zu sein. Bei den Griechen erschienen blos Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Anzahl der Gäste war unbestimmt. Ehe sie zu Tische gingen, wurden ihnen die Füße gewaschen und gesalbt. Bei Tische saß man in der ältesten Zeit, späterhin lag man, auf folgende Weise: Um einen Tisch waren, oft von Cedernholz verfertigte, oder mit Elfenbein ausgelegte, mit Silber und Gold verzierte, und mit köstlichen Decken belegte Ruhebetten (Ottomanen) gestellt. Der Liegende hatte den Obertheil des Körpers auf den linken Ellbogen gestützt, den Unterleib gerade ausgestreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit bisweilen kleine Polster. Der Erste am obern Theil des Ruhebetts streckte seine Füße hinter dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopf nahe an dem Schoos des Ersten, und streckte seine Füße hinter dem Rücken des Dritten aus u. s. w. Daß unter den Plätzen ein gewisser Rang Statt fand, leidet keinen Zweifel, allein man ist über die beobachtete Rangordnung nicht gewiß. Da die Tische nicht, wie bei uns, mit Tüchern überdeckt, und die Speisen (die, weil man Messer und Gabel nicht kannte, von den Vorschneidern in kleine Stücke zerlegt waren) auf den bloßen Tisch gelegt wurden, so wurde dieser nach jedem Gange mit Schwämmen abgewischt, so wie auch für die Gäste Wasser zum Waschen der Hände umhergereicht wurde. Seine Serviette brachte jeder Gast mit. Der Gänge bei der Mahlzeit waren drei: das Vormahl, wobei man lauter die Eßlust reizende Speisen auftrug, das Hauptmahl, welches aus mehreren und besser zubereiteten Speisen bestand, und der Nachtisch mit Näschereien. Während des Mahles trugen die Gäste weiße Kleider, schmückten sich mit Kränzen, und salbten sich oft Haupt, Bart und Brust mit duftenden Oelen. Das Speisezimmer selbst wurde mit Kränzen geschmückt, und die Rosen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tische aufgehängt waren, haben das noch jetzt übliche Sprichwort, einem etwas sub rosa (unter der Rose) mittheilen, veranlaßt. *)

*) Die Rose, die Blume der Venus, sagt Ovid, weihte Amor dem Gott des Schweigens, Harpokrates, damit die Thaten der Mutter verborgen blieben. Deßhalb hängt der Wirth sie als Symbol über den Gasttisch auf, der Gast soll sich erinnern, daß er das hier Gesprochene verschweigen müsse.

Der Symposiarch (Tafelfürst), entweder der Wirth selbst, oder eine von ihm ernannte Person, sorgte für alles zum Gastmahl Nöthige; der Schmaus-König oder das Auge führte die Aufsicht über das Trinken; der Austheiler theilte jedem seine Portion zu, und Weinschenken, meist schöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar, an denen gewöhnlich Kunst und Pracht wetteiferten, und die auch der Kränze nicht ermangelten. Den Wein trank man mit Wasser gemischt. Das eigends hiezu bestimmte Mischgefäß hieß Krater (Mischkrug), aus welchem mit einem Schöpfkrüglein (cyathus) in die Becher (pocula) eingeschenkt wurde. Der üppige Römer trank aus Cristall, Bernstein, und köstlicher Murrha, einer Art Porzellan, die Pompejus einführte, aus Onyx, Beryll und künstlich getriebenem Golde, mit Edelsteinen besetzt. Gewöhnlich brachte man einen Becher dem guten Gott, einen dem errettenden Zeus, einen der Hygiea, und einen dem Merkur, oder wie Andre wollen, den ersten dem olympischen Zeus, den zweiten den Heroen, den dritten dem errettenden Zeus. Nur die Mäßigen aber begnügten sich mit dieser Zahl der Grazien, andere gingen über die Zahl der Musen hinaus, denn man trank nicht blos in die Runde (Encykloposie), sondern auch auf das Wohl abwesender Freunde und Geliebten, und dann so viele Becher, als der Name Buchstaben enthielt, ja man stellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgesetzten Preisen an. Natürlich machte es einen Unterschied, wer sich bei dem Gastmahl befand, denn ein Symposion von jungen Leuten und eins von Philosophen oder Staatsmännern hatte freilich verschiedene Unterhaltung. Außer der Unterhaltung durch Gespräche, die oft, wie wir aus Platons und Plutarchs Symposien sehen, sehr ernst und philosophisch war, öfters aber im Scherz und Witz sich umhertrieb, wobei die Räthsel und Gryphen (s. Gryphi) eine große Rolle spielen, hatte man noch die durch Gesang, und das Skolion (s. Skolien) stimmte bald zu heiterer Freude, bald zu erhabenem Ernst. Nach beendigtem Mahl erschienen zur Belustigung der Gäste Flötenspieler, Sängerinnen, Tänzerinnen und Possenreißer aller Art, oder die Gäste trieben selbst allerhand Spiele, unter denen der Kottabos sehr berühmt ist. Bei feierlichen und prächtigen Gastmahlen theilte der Wirth zuletzt noch Geschenke an seine Gäste aus, welche Apophoreta hießen. Oefters wurden diese zu größerer Belustigung durch eine Lotterie verloost. dd.

Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Sohn Jeans de Foix, Grafen d'Estampes, geboren 1488 von Marie von Orleans, der Schwester Ludwigs XII., war der Liebling seines königlichen Oheims, der unablässig mit Wohlgefallen zu sagen pflegte: „Gaston ist mein Werk, ich habe ihn auferzogen und ihn zu den Tugenden gebildet, die man schon in ihm bewundert." Und wirklich wurden diese Hoffnungen nicht getäuscht; in einem Alter vor 23 Jahren machte er seinen Namen unsterblich in dem Kriege, den Ludwig in Italien führte. Er schlug ein Schweizerheer zurück, ging in reißender Schnelle über vier Flüsse, verjagte den Papst aus Bologna, gewann am 11. April, am Ostertage 1512, die berühmte Schlacht von Ravenna, und endigte hier sein kurzes, aber glorreiches Leben. Er wurde nach der Schlacht getödtet, da er einen Haufen Spanier, der sich zurückzog, einschließen wollte. La Palice bot alles auf, um ihn von der weiteren Verfolgung abzuhalten; er stellte ihm vor, daß er befriedigt sein könne, und daß es unklug sei, tapfere Männer auf äußerste zu treiben, die ihr Leben theuer verkaufen würden. Aber diese verständigen Ermahnungen machten keinen Eindruck auf den jungen Fürsten, der sich an die Spitze seiner Leute

stellte und aufs neue vordrang. Da jene sich verfolgt sahen, boten sie dem Feinde die Stirn und vertheidigten sich wie Helden. Gaston, der zu weit vorgedrungen war, wurde vom Pferde gestürzt. Als ein Spanier, den er verwundet hatte, ihn in dieser Lage erblickte, und wahrnahm, daß er ihm die rechte Seite unbewehrt bot, durchstach er ihn mit seiner Pike und tödtete ihn. M.

Gastrisch, ein aus dem Griechischen entlehnter Ausdruck, bezeichnet das auf die Verdauung Bezug habende. Gastrisches System begreift alle die Theile des Körpers, die die Verdauung möglich machen, gastrische Krankheiten sind solche, in denen vorzüglich die Verdauung gestört ist. Da die Vorschriften der Gesundheitslehre, in Rücksicht des Essens und Trinkens so häufig übertreten werden, die Beschaffenheit der Nahrungsmittel selbst oft fehlerhaft, das gastrische System aus vielen Theilen zusammengesetzt, und der Einfluß der äußern Temperatur auf dasselbe sehr bedeutend ist, so müssen gastrische Krankheiten nothwendigerweise häufig vorkommen. Ihre Zeichen sind: Mangel an Eßlust, bittrer, widriger Geschmack, dick belegte oder schleimichte Zunge, häufiges und unangenehmes Aufstoßen, Ekel und Erbrechen, Druck und Schwere im Unterleibe, Durchfall oder Verstopfung u. s. w. Wegen der genauen Verbindung, in der die übrigen Theile des menschlichen Körpers mit den Verdauungswerkzeugen stehen, verbinden sich die gastrischen Krankheiten häufig mit andern, z. B. mit Fieber, daher gastrisches Fieber. Gastrisches Heilverfahren ist kunstmäßige Anwendung der die erwähnten Krankheiten hebenden Mittel; wir begreifen darunter die Anwendung Erbrechen oder Durchfall erregender Arzneien, und eine strenge Diät. ff.

Gastromantie (von γαστήρ, gaster, Bauch), eine besondere Art der Wahrsagerei bei den Griechen. Das Verfahren war folgendes. Man stellte gewisse weitbauchige Gläser, mit klarem Wasser gefüllt, auf einen Platz, und brennende Fackeln rings umher. Dann betete man mit leiser Stimme zu einem Dämon und legte ihm die Frage vor, deren Auflösung man begehrte. Nun mußte ein keuscher und unbefleckter Knabe oder eine schwangere Frau mit Sorgfalt alle in den Gläsern sich ereignenden Veränderungen bemerken und zugleich von dem Dämon eine Antwort wünschen, erbitten und auch fordern. Dieser gab sie endlich durch gewisse in den Gläsern sich zeigende Bilder, welche die Zukunft verkündigen sollten.

Gatterer (Joh. Christoph), Hofrath. Dieser berühmte Historiker war geboren zu Lichtenau im Nürnbergischen 1727, studirte zu Nürnberg und Altdorf hauptsächlich historische Wissenschaften, erhielt eine Stelle an dem Gymnasium in Nürnberg, kam 1758 als ordentlicher Professor der Geschichte nach Göttingen, und starb daselbst 1799. Er beherrschte das ganze weite Gebiet der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, der Geographie, Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Chronologie, hellte theils das Ganze, theils einzelne Theile derselben durch wichtige Werke und Abhandlungen auf, und führte in das Studium der allgemeinen Weltgeschichte und in die akademischen Vorträge derselben die bessere Methode ein, welche die Erzählung nach der Zeitfolge mit Synchronismus verbindet. Aber vor allem hatte sich die alte Geschichte der wichtigsten Aufklärungen durch seinen Fleiß, seine gründliche Gelehrsamkeit und seinen historischen Forschungsgeist zu erfreuen. Zu beklagen ist es, daß viele seiner Werke unvollendet geblieben sind. Ueber die einzelnen historischen Hülfswissenschaften, Diplomatik, Chronologie, Genealogie, Erdbeschreibung und

Heraldik, hat er ebenfalls eigene, höchst schätzbare Handbücher herausgegeben. Die königliche Societät der Wissenschaften in Göttingen hatte an ihm eines ihres thätigsten Mitglieder; er selbst stiftete 1764 das historische Institut, dessen Director er 1767 wurde. Gatterers Tochter, Magdalene Philippine, verehelichte Engelhard, geb. 1756, hat sich als lyrische Dichterin bekannt gemacht. Heyne hat in einem Elogium auf Gatterer die Verdienste desselben gebührend gewürdigt; in den „Zeitgenossen" 2tes Heft, befindet sich ebenfalls eine gut geschriebene Biographie und Charakteristik Gatterers von Malchus.

Gau (pagus). Schon in den ältesten Zeiten war Deutschland in Gaue, d. h. in Bezirke von etlichen Quadratmeilen, nach gewissen Gränzen von Gebirgen, Gewässern u. s. w. eingetheilt. Mehrere Gemeinden lebten darin in einer gewissen Verbindung. Ueber die Gaue waren Grafen oder Richter gesetzt; daher Gaugrafschaften. (s. Graf). Mit der Veränderung der Grafen veränderte sich auch dieses. Gegen das zwölfte Jahrh. kamen die Gaue als politische Eintheilung in Deutschland ganz ab und nur in den Namen mehrerer Gegenden (Breisgau, Sundgau u. s. w.) ist eine Erinnerung an sie geblieben; doch gibt es noch hie und da, wenigstens in Niedersachsen, kleine Verwaltungsbezirke, welche Gohgrafschaften genannt werden, und deren Vorsteher eine den Aemtern untergeordnete Behörde bilden; wie denn selbst auf den größern Pachtämtern jener Gegend den Aufsehern der Ackerknechte ꝛc. zuweilen der Titel Gohgrafen beigelegt wird.

Gaussin, J. Cath., eine besonders durch Voltaire sehr bekannt gewordene franz. Schauspielerin. Man sehe über sie den Art. franz. Theater.

Gaveaux, beliebter franz. Componist und Schauspieler, geb. 1764. Seine Composition des Pygmalion von Rousseau ist eins seiner Werke, die sich auf dem Repertoire der franz. Bühne erhalten haben.

Gaviniés, P., franz. Componist und großer Violinist, von Viotti der Tartini Frankreichs genannt; geb. 1726, gest. 1800.

Gavotte ist ein, vorzüglich zum Tanz angewandtes Tonstück. Es besteht aus zwei Reprisen, fängt im Auftact an und steht im Allabrevetact. Da die Bewegung wegen dieses letzten Falles an und für sich etwas lebhaft ausfällt, und der Charakter der Gavotte zwar munter, aber dabei auch zärtlich ist, so sind Achtel die geschwindesten Noten, die darin vorkommen. Die Gavotten waren ehemals auch in Sonaten, Suiten u. s. w. eingeführt, da man sich nicht genau an diejenige äußere Form band, die sie als Tanzstücke hatten. Jetzt gehören sie unter die veralteten Gattungen von Tonstücken.

Gay (John), englischer Fabeldichter, 1688 zu Barnstaple in Devonshire geboren, erhielt von einem gewissen Luck, Schullehrer an diesem Orte und Dichter, eine Erziehung, die zur Entwickelung seines natürlichen Talents für Poesie nicht wenig beitrug. Er ging in die Plane seines unbegüterten Vaters, der ihn zu einem Galanteriehändler bestimmt hatte, nicht ein, da ihn seine Neigung zu ganz andern Beschäftigungen hinzog. Man weiß nicht, in welchem Jahre er die Lehre angetreten und verlassen hat; doch ist so viel gewiß, daß ihn die Herzogin von Monmouth 1712 als Secretär in Dienste nahm. Hier blieb ihm Muße genug, die Dichtkunst zu üben. Er machte seine Rural sports, a Georgic in two cantos bekannt, und widmete sie dem schon damals berühmten Pope, welches die erste Veranlassung zu der vertrauten Freundschaft zwischen beiden Dichtern gab. 1713 ließ er seine Komödie The wife of Bath drucken, die auf der Bühne kein Glück gemacht hat, und

gab um dieselbe Zeit the Sepherds week heraus, eine aus 6 Eklogen bestehende, aus der gemeinen Wirklichkeit geschöpfte Schilderung des englischen Landmanns, welche jedoch dem Geschmack seiner Landsleute trefflich zusagte. Da er aber dieses Werk dem Lord Bolingbroke zugeeignet hatte, mußten ihm bei der neuen Regierung die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförderung fehlschlagen, ob er gleich, als Secretär des Grafen Clarendon, englischen Gesandten am hannöverischen Hofe, im letzten Regierungsjahre der Königin Anna, zu glänzenden Erwartungen berechtigt war. Bald nach seiner Rückkehr trat er mit der Tragikomödie What-d'yecall-it, und 1717 mit der unter Popes und Arbuthnots Beihülfe geschriebenen Komödie Three hours after marriage auf, konnte aber nur für die erstere einigen Beifall gewinnen. Er begab sich hierauf nach Aachen und lebte einige Zeit auf dem Landsitze des Lord Harcourt. Hier veranstaltete er die Herausgabe seiner Gedichte auf Subscription, der ihm 1000 Pfund einbrachte. 1724 erschienen The captives, ein gut aufgenommenes Trauerspiel, und 1726 der erste Band seiner, zum Unterricht des Herzogs von Cumberland geschriebenen Fabeln, durch welche er sich bei den Engländern den Namen eines classischen Dichters erwarb. Einen beispiellosen Beifall erhielt seine Beggars Opera, welche noch jetzt ein Lieblingsstück der Engländer ist. Ein zweiter Theil, der unter dem Titel Polly erschien, wurde nicht auf die Bühne gebracht. Die Beggars Opera gewann ihm das Wohlwollen vieler Großen, besonders des Herzogs und der Herzogin von Queensberry, in deren Gesellschaft er den letzten Theil seines Lebens zubrachte, nachdem er vergeblich auf eine Anstellung von Georg II. und seiner Gemahlin gehofft, die ihn vor ihrer Thronbesteigung persönlich gekannt und geschätzt hatten. Er starb am Ende des J. 1732 und wurde in der Westminsterabtei begraben. Der zweite Theil seiner Fabeln, meist politischen Inhalts, erschien, durch den Herzog von Queensberry besorgt, erst nach seinem Tode. Gay war, nach Popes Urtheil, ein gerader anspruchloser Mann, der so redete, wie er dachte, und immer zu missfallen fürchtete. Johnson spricht ihm mit Recht jene mens divinior ab, die das Eigenthum großer Dichter ist, läßt ihm aber als einem Sänger einer niedern Sphäre volles Recht widerfahren. Er preist ihn als den Erfinder der Balladenoper, welche die italienische verdrängte und über ein halbes Jahrhundert sich mit Beifall auf der Bühne erhielt.

Gazopyrion, eine vom Doctor Faulstich erfundene Feuermaschine, deren Haupttheile eine mit brennbarer Luft gefüllte Kugel und ein electrischer Apparat sind. Der Bau der Maschine ist von der Art, daß man mit Leichtigkeit mittelst des electrischen Funkens die Luft entzünden kann. Doch muß man hierbei mit Vorsicht verfahren, um die Erzeugung der Knallluft zu vermeiden.

Gebälk werden bald die sämmtlichen Balken eines Gebäudes, bald blos der oberste Theil oder das Hauptgesims einer Säulenstellung genannt, welches auf den Säulen ruht, und aus drei Theilen besteht, dem Unterbalken oder Architrab, dem Fries und dem Kranze (s. d. A.). Die schicklichste Höhe des Gebälks bei jeder Art von Säulen ist der vierte Theil der Säulenhöhe selbst, ist es höher, so scheint es das Gebäude zu erdrücken, und niedriger gibt es dem Ganzen ein ärmliches Ansehen. Bei jeder Säulenordnung findet man übrigens Verschiedenheit. (S. Säulenordnung.)

Gebärde, Gebärdenspiel, Gebärdensprache, von dem veralteten Gebahrn, gebahren, Verfahren, als Haupt- und Zeitwort, auch: sich gebahren, sich betragen. Unter Gebärde versteht

man eine Art des physiognomischen Ausdrucks des Innern im Körper; es ist aber nicht ganz leicht, diese Art genau zu bestimmen. Besonders hat die Unterscheidung der Gebärde von der Miene durch Verwechselungen des Sprachgebrauchs Schwierigkeiten erhalten. Alles genau erwogen, findet man, daß beide sich in folgenden Puncten unterscheiden: 1. die Miene erstreckt sich blos auf Ausdruck in Bewegungen, die Gebärde, obschon sie auch sich in Bewegungen äußert, drückt doch das Innere auch in der Ruhe aus, wenn es unverändert bleibt; die Miene ist deßhalb blos etwas Vorübergehendes, die Gebärde auch etwas Beharrliches; 2. die Miene erstreckt sich blos auf die Bewegungen des Gesichts, die Gebärde auch auf den übrigen Körper; 3. die Miene ist blos Seelenausdruck im Gesicht vernünftiger sittlicher Wesen. Gebärden zeigen sich auch bei blos sinnlich=begehrenden Wesen, 4. die Miene drückt daher lediglich die Gesinnung, den bleibenden sittlichen Charakter, Gebärden die eben jetzt herrschende Leidenschaft, den vorübergehenden Affect aus. So bemerkbar diese Unterscheidungen hin und wieder sind, so schwankt doch im Ganzen der Sprachgebrauch. Uebrigens ist auch bei diesen Unterscheidungen nicht zu verkennen, daß Gebärde bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne genommen ist. Im weitern Sinne befaßt man darunter jeden physiognomischen Ausdruck des Innern im Körper, und dann sind die Mienen mit darunter begriffen. Jene stumme Sprache mit ihren malenden, ausdrückenden und deutenden Zeichen, welche man die Gebärdensprache nennt, würde deßhalb auch die Mienensprache unter sich befassen, so daß die Gebärdensprache durch das Gesicht eben sowol als durch die übrigen Glieder des Körpers sich ausdrückt. Kurz, die Gebärde wäre demnach das Allgemeine, die Miene das Besondere. Beim Entwurf einer Theorie der körperlichen Beredsamkeit wird es dienlich sein, diesen also festgesetzten Unterschied anzunehmen, und zur Mienensprache auch das mitzurechnen, was das Gesicht nach der obigen Bestimmung von Gebärden in veränderter Bewegung ausdrückt. Körperliche Beredsamkeit ist aber die Kunst, einem Andern seine Gedanken mittelst des Körpers und gewisser Modificationen desselben so mitzutheilen, daß sie den verlangten Eindruck auf ihn machen. Diese Modificationen des Körpers sind entweder Bewegungen und Stellungen desselben, oder Töne. Man sieht, daß die ganze Schauspielkunst sich darauf gründet, indem von den Bewegungen und Stellungen des Körpers die Action, die mit der Plastik, und von den Tönen die Declamation, die mit der Musik verwandt ist, abhängt. Die Action ist nun eigentlich nichts anders, als die Gebärdenkunst selbst in jenem allgemeinen Sinne. Jene Bewegungen und Stellungen des Körpers sind nemlich Veränderungen desselben oder seiner Theile, in Ansehung ihrer Lage und Figur, mit gewissen Veränderungen der Seele harmonisch. Die Summe der Bewegungen ist Gesticulation; aus der Stellung gehen die **Attituden** (s. d.) hervor, Tragen und Haltung des ganzen Körpers im Stehen, Sitzen und Liegen während einer gewissen Situation. Hier ist immer etwas Unbewegliches, Festes. Diese Attituden macht der ganze Körper; Gesticulation können nur die beweglichen Theile desselben machen, Kopf, Arme, Hände, Füße, entweder alle zusammen, oder jedes für sich, weßhalb es auch eine Kopf=, Arm=, Hände= und Füßesprache gibt, wovon freilich die meisten Schauspieler nichts verstehen. Von diesen stummen Sprachen allen unterscheidet man nun noch besonders die Gesichtssprache, und zwar nicht ohne Grund. Das Gesicht ist kein so beweglicher Theil, als Kopf, Arm, Hand und Fuß, theils aber durch die eigenthümliche Bildung und die bleibende Form seiner

festen, theils durch das veränderliche Spiel seiner beweglichen Theile, theils durch Züge, welche durch Gewohnheit in den beweglichen Theilen fest und bleibend geworden sind, tritt hier das Innere in dem Aeußern in den b deutendsten, unzweideutigsten und unverkennbarsten Kennzeichen hervor. Hier ist also eine Beweglichkeit ganz eigner Art, und von einer so großen Wichtigkeit, daß man wol Ursache hätte, ihr eine vorzügliche und eigene Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da es auch hier wieder fast so viele eigene Sprachen gibt, als Theile des Gesichts. Wer eine Stirn-, Augen-, Nasen-, Lippen- und Wangensprache lächerlich finden wollte, bewiese damit nur, daß er die Natur hier niemals genugsam beobachtet hat. Diese Gesichtssprache nennt man auch Mimik, ein Begriff, der freilich an sich mehr umfaßt (s. Mimik). Wenn Engel die Mimik in die ethische oder physiognomische eintheilt, welche die Eigenthümlichkeit eines Charakters, und in die pathognomische, welche die vorübergehenden Verwandlungen durch Affecten und Leidenschaften in bestimmten Situationen darstellt, so liegt dieser Eintheilung der Unterschied zwischen Miene und Gebärde im engern Sinne zum Grunde. Es war aber sehr gut, daß Engel andere Bezeichnungen dafür wählte, weil sonst alle Augenblicke Zweideutigkeit und Mißverständniß entstanden sein würden. Besonders würde dies der Fall gewesen sein, wenn man Mienen- und Gebärdenspiele nach der weitern und engern Bedeutung jedesmal hätte unterscheiden sollen. Es ist auch hier am rathsamsten, das Mienenspiel auf die Gesichtssprache einzuschränken, das Gebärdenspiel aber auf die ganze körperliche Beredsamkeit auszudehnen. Gebärdenspiel würde demnach sein die vorübergehende Modification des ganzen Körpers, seiner unbeweglichen Theile, in Stellung und Bewegung, zum Ausdruck des Innern und Aeußern während einer gewissen Situation. Die Bezeichnung durch Spiel scheint uns blos von dem Vorübergehenden in dieser Thätigkeit herzukommen, und nicht etwa von der Leichtigkeit, womit sie ausgeübt wird. Weit eher könnte man noch an Unwillkührlichkeit denken (wie bei dem Spiel der Muskeln), womit die äußern Werkzeuge der Thätigkeit der Seele zu einer naturgemäßen Aeußerung folgen. Wer durch Kunst die körperliche Beredsamkeit üben will, und die naturgemäßen Aeußerungen nicht trifft, der zerfällt in Grimasse. Die Natur, wie sie für jeden Ausdruck der Leidenschaft, für jede Stimmung der Seele ihren eigenen Ton und eigene Bewegung in der Stimme hat, hat auch ihre eigenen Bewegungen und Stellungen in dem Körper dafür. Wehe dem Schauspieler und bildenden Künstler, dem dafür der feine Sinn mangelt. Vergl. Mimik und Pantomime. dd.

Gebern, in Indien Parsis, in Persien aber Gebern, Guebern, Gauern, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter, genannt. Sie selbst nennen sich Behendie oder Anhänger des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichsten Wohnsitze in den Wüsten von Karamanien gegen den persischen Meerbusen, vorzüglich aber in den Provinzen Yerd Keram. Dies wenig bekannte, in der Unwissenheit glückliche Volk ist arbeitsam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern sind sanft; sie trinken Wein, essen alles Fleisch, heirathen nur eine Frau, und leben streng und mäßig. Ehescheidung und Vielweiberei sind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den ersten neun Jahren unfruchtbar, so darf der Mann neben derselben noch eine zweite nehmen. Sie verehren ein einiges höchstes Wesen, das sie den ewigen Geist oder Yerd nennen. Sonne, Mond und Planeten glauben sie durch verständige Wesen belebt, erkennen das Licht

als Grundursache des Guten, die Finsterniß als die des Bösen, und beten endlich, wie man sagt, das Feuer an, wovon sie auch den Namen erhalten haben. Sie selbst aber sagen, daß sie es nicht anbeten, sondern darin nur ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes hegen, weßwegen sie auch allemal ihre Gebete beim Feuer verrichten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches ihr Prophet Zoroaster (s. d.) schon vor 4000 Jahren entzündet haben soll. Ihr heiliges Buch heißt Zend-Avesta. (s. d.) Eine eigenthümliche Gewohnheit der Gebern ist es, die Todten, statt sie zu begraben, auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe den Vögeln preis zu geben, wobei sie genau acht geben, welchen Theil diese Thiere zuerst verzehren, und daraus auf das Schicksal des Verstorbenen schließen.

Gebet ist im weiten Sinne jede mit frommen Gefühlen verbundene Richtung des Gemüths auf Gott, im engern Sinne der mündliche Ausdruck frommer Gefühle und Gesinnungen gegen Gott. Das Gebet kann Bitte sein, Fürbitte, Dank und Lob Gottes. In den abergläubischen Religionen des Alterthums wurden die Gebete als Formeln von magischer Kraft betrachtet, deren Wirksamkeit davon abhange, daß sie mit der größten Genauigkeit hergesagt und durch keinen Unglück bedeutenden Umstand unterbrochen würden. Weit würdigere Begriffe über das Wesen und den Zweck des Gebets hat das Christenthum unter den Völkern verbreitet. Nach den Grundsätzen der catholischen Kirche kann der Mensch nicht blos an Gott, sondern auch an die Heiligen und an die Engel Gebete richten; die protestantische Kirche dagegen erklärt Gott für den einzig würdigen Gegenstand der Anbetung. Die religiösen Menschen aller Zeiten haben in dem Gebete ein wirksames Mittel der Geisteserhebung, des Trostes und der Befestigung in guten Gesinnungen gefunden. Je leichter der Mensch unter den Zerstreuungen und Sorgen des Lebens seine höhere Bestimmung vergißt, desto mehr ist ihm die Geistessammlung, welche das Gebet gewährt, Bedürfniß, und es ist eine heilsame Gewohnheit, mit dem frommen Andenken an Gott den Tag zu beginnen und zu beschließen. Um das Gemüth in die Stimmung zu versetzen, in welcher es geneigt und fähig wird, sich zu Gott zu erheben, muß man sich der heil. Schrift, heiliger Gesänge (unter den neuern Liedern dieser Art sind besonders die von Witschel, welche unter dem Titel: Morgen- und Abendopfer in Gesängen, Sulzbach, zuerst 1804, erschienen sind; die Gesänge von Juliane Veillodter und die Schrift von Ziegenbein: die Religion in Liedern, gesammelt aus den besten Dichtern, zu empfehlen), guter Predigten und dergleichen Erbauungsbücher bedienen. Da die Richtungen, welche das jugendliche Gemüth nimt, die bleibendsten zu sein pflegen, so ist es nöthig, daß man auch das Kind beten lehre, und die Erzieher, welche meinten, daß die Bildung zur Religiosität einem reifern Alter vorzubehalten sei, verriethen Mangel an Kenntniß des menschlichen Herzens. Auch das Kind kann den Gedanken an ein Wesen, von welchem alles Gute komme, fassen, und ist frommer Gefühle fähig.

Gebirge, Gebirgslehre, s. Berge und Orographie.

Gebirgsarten, s. Oryktologie.

Gebirgshöhe. Um eine allgemeine und unwandelbare Basis bei der Bestimmung der Höhe eines Gebirges zu haben, bezieht man dieselben jederzeit auf die Meeresfläche, so daß die mehr oder minder hohe oder flache Umgebung eines Berges keinen Einfluß auf seine eigentliche Höhe haben kann. Daher kommt es, daß mancher Berg, z. B. der Brocken, der rings in einer bergigen Umgebung liegt, viel

höher ist, als er scheint, da seine ganze Höhe, d. h. also Erhebung über der Meeresfläche, dem Auge nicht sichtbar ist. (S. Höhenmessung.

Gebläse (Hüttenwesen), nennt man die Blasebälge auf den Schmelzhütten aller Art. In den ältern Zeiten waren sie den gewöhnlichen hölzernen Blasebälgen mit Leder, wie die Schmiede sie gebrauchen, ähnlich. Um ununterbrochen Wind in den Ofen zu bringen, hängt man zwei Bälge neben einander, die man ein doppeltes Gebläse nennt, und macht die Einrichtung, daß der eine in die Höhe geht, indem der andere niedergedrückt wird. Wenn die Arbeit recht gehen soll, so muß jeder Balg in einer Minute viermal in den Ofen blasen. Als besondere Redensarten sind anzumerken: das Gebläse anlassen, d. h. die Wasser anschützen, daß das Wasserrad das Gebläse treibt und bewegt. Das Gebläse arbeitet, d. h. die Blasebälge gehen frisch und stark. Das Gebläse bläset kalt, d. h. der Wind der Blasebälge ist nicht auf die Kohlen, sondern auf das Erz im Schmelzofen gerichtet, welches von der Richtung der Form abhängt. Das Gebläse geht stille, d. h. es arbeitet matt und facht das Feuer nicht genug an. Das Gebläse spielt, d. h. die Blasebälge sind angelassen und im Umgange. Die Gebläse überspannen, d. h. die Blasebälge zu stark gehen lassen. Zur Vermeidung der abwechselnden Wirksamkeit, die bei dem Gebläse wegen des öftern Wassermangels beim Umgange desselben eintritt, hat der Kammerrath Klipstein 1785 Maschinen erfunden, in welchen das in Dünste aufgelöste Wasser bei Schmelzöfen die Stelle des Gebläses vertritt. X.

Gebrochen. 1. In der Musik heißt ein gebrochener Accord ein solcher, dessen Töne man nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, sondern in einer gewissen Ordnung auf einander folgend, anschlägt. Man nennt solche Accorde auch Harpeggiaturen. (S. Harpeggio.) Gebrochner Baß ist der, der auf einem Ton nicht so lange anhält, als der Gesang erfordert, sondern entweder den Grundton wiederholt oder andere schickliche Töne durchläuft. 2. In der Declamation ist die gebrochene Stimme das Zeichen der tiefsten Rührung. 3. In der Malerei sind gebrochene Farben eine Art Mittelfarben, s. Mezzotinto. 4. In der Baukunst sind gebrochene Treppen, gebrochenes Dach solche, die mehrere Absätze haben.

Geburt ist der Act bei den weiblichen Menschen und Säugethieren, da sie ein Kind oder ein Junges ihrer Art zur Welt bringen. Wenn nemlich die Frucht ihre gehörige Zeit in dem Fruchthälter der Mutter zugebracht hat, und alsdann im Stande ist, ein selbstständiges Leben zu führen, so reißt sie sich los, um das ihr nach ihrer Art zukommende Leben unabhängig von der Mutter zu leben. Indem nämlich der Fruchthälter durch die zunehmende Größe der Frucht bis zu seinem Maximum ausgedehnt ist, erwacht die ihm eigenthümliche Reizbarkeit, das Zusammenziehungsvermögen in ihm, er verengt dadurch seinen innern Raum und treibt die reife Frucht von sich. Die Zeit der Geburt ist bei den verschiedenen Geschlechtern der Säugthiere sehr verschieden, bei jedem aber genau und bleibend bestimmt. Wir schränken uns hier auf die Geburtsgeschichte des Menschen ein. In dem Fruchthälter der Gebärmutter des Weibes fängt der Mensch als Embryo sein Leben an, wird dann immer weiter ausgebildet, zunächst als Fötus, dann als unreifes, endlich als reifes Kind. Mit seinem Wachsthum und zunehmenden Umfange wachsen zugleich die häutigen Hüllen, die es umgeben, und erweitert sich der innere Raum des Fruchthälters

durch dessen Ausdehnung. Am Ende der 39. oder Anfange der 40. Woche ist das Kind völlig ausgebildet, und fähig, sein Leben unabhängig von der Mutter fortzuführen, daher erfolgt in der Regel nun die Trennung desselben von ihr, d. h. die Geburt. Es entstehen allmälig die Zusammenziehungen der Gebärmutter, welche, da sie mit schmerzhaften Empfindungen verbunden sind, Wehen genannt werden. Man theilt diese ein in vorhersagende oder Rupfer (Vorwehen), welche den den Anfang machen, nicht lange dauern, gelinde sind, und das Gefühl einer unangenehmen Spannung und eines Drängens erregen. Wenn die Schwangere davon befallen wird, kann sie oft nicht von der Stelle, bis diese Wehe vorüber ist, da sie denn wieder oft einige Stunden lang frei ist. Dann folgen die wahren Wehen; diese dauern immer länger, kommen immer schneller zurück und werden immer heftiger. Die Zusammenziehungen des Fruchthälters geschehen in der Ordnung, wie die Ausdehnung derselben vor sich ging, indem der obere Theil oder der Grund derselben sich zuerst zusammenzieht, während der untere Theil und die Oeffnung oder der sogenannte Muttermund sich ausdehnt und erweitert. Daher senkt sich die Frucht bei dem allmälig sich verengernden Raume des Fruchthälters gegen die Oeffnung desselben herab; die in den Hüllen der Frucht eingeschlossene Flüssigkeit, als der am meisten Widerstand leistende Theil, wird vorausgetrieben, und bildet eine Blase, welche zur allmäligen Erweiterung des Muttermundes viel beiträgt. Es ist daher nachtheilig, wenn voreilige und unwissende Hebammen durch Kneipen an der Blase das zu frühe Zerplatzen derselben befördern. Bei wiederholten und kräftigen Wehen zerreißt endlich diese Blase, ergießt sich, und sogleich tritt der Kopf des Kindes selbst ein. Da die Schädelknochen an demselben noch nicht ganz vollendet, sondern auf dem Wirbel nur durch eine feste Membrane verbunden sind, und, einander genähert, sogar ein wenig über einander geschoben werden können, so kann der Kopf durch den Druck, welchen er erleidet, an seinem Umfang etwas vermindert und in eine mehr längliche Form gedrückt werden, daß er durch die Oeffnung des Fruchthälters und des Beckens, in welchem dieser eingeschlossen ist, so wie auch durch die äußern Geburtstheile hindurchgleiten kann, worauf alsdann bald der übrige Körper nachfolgt. Der Act der Geburt ist demnach in der Regel kein widernatürlicher, gefährlicher und krankhafter Zustand, wie ihn wol manche, besonders aber zaghafte und zum erstenmal gebärende Frauen sich vorstellen. Es ist ein der Natur gemäßes Entwickelungsgeschäft, welches eben so wenig Krankheit ist, als das Zahnen und die Entwickelung der Mannbarkeit, obgleich alle eine nicht unbedeutende Aenderung im Körper verursachen und zu Krankheiten Anlaß geben können. Zwar erfordert das Geburtsgeschäft eine heftige Anstrengung der Natur, aber sie hat auch viele, und höchst zweckmäßige, Vor- und Zubereitungen getroffen, um es zu erleichtern. Doch bleibt immer für das Weib die Geburt, in Rücksicht des Gemüths wie des Körpers, ein äußerst wichtiges Ereigniß. Welch ein Uebergang von Sorge, Schmerz, banger, angstvoller Erwartung zum beglückenden Bewußtsein, einen Menschen geboren zu haben! Aber auch welch eine Umwälzung im Körper, von der Bürde der Schwangerschaft, von der schmerzvollen, höchsten Anstrengung zur plötzlichen Erschlaffung, Schmerzlosigkeit, Erschöpfung und Abspannung. Geht die Geburt auf die oben beschriebene Weise regelmäßig von Statten, so heißt sie eine natürliche. Dazu wird erfordert, daß das Becken der Mutter gehörig gebaut sei, und seine Oeffnung der reifern Frucht einen freien Durchgang gestattet; daß

die Ausbildung und Größe der Frucht dem Becken gemäß sei, vorzüglich der Kopf desselben den von der Natur bestimmten, dem Durchmesser des Beckens angemessenen Umfang habe, ferner ein richtiger Stand des Fruchthälters in der Achse des Beckens, richtige Lage der Frucht, nämlich der Kopf nach unten, der Hinterkopf nach der vordern Seite der Mutter, und nach der Oeffnung des Fruchthälters, so daß der Hinterkopf zuerst zur Geburt eintrete, endlich daß die äußern Geburtsglieder keine widernatürliche Beschaffenheit haben. Leichte Geburt heißt diejenige, welche ohne übermäßige Anstrengungen und Schmerzen, und in gehöriger Zeit erfolgt. Schwer ist die Geburt, wenn sie zwar natürlich, doch mit übermäßigen Anstrengungen und Schmerzen verbunden ist und viel Zeit, über 6 bis 8 Stunden, erfordert. Die Ursache davon ist zuweilen Straffheit der Fasern der Mutter, vorgerückte Jahre derselben, verhältnißmäßig zu großer Kopf des Kindes u. a. m. Auch diese Geburten vollendet die Natur, und Kreisende sollten daher nicht so bald muthlos und ungeduldig werden. Eine widernatürliche (eigentlich nur unregelmäßige) Geburt ist die, wobei eine oder mehrere von den oben erwähnten Bedingungen zur natürlichen Geburt fehlen. Eine künstliche Geburt ist diejenige, welche durch die Hülfe der Kunst mit Instrumenten oder Handgriffen der Geburtshülfe bewerkstelligt worden ist. Frühgeburt heißt eine solche, welche einige Wochen eher erfolgt, als die gewöhnliche Zeit verlaufen ist, nämlich nach dem siebenten und vor dem Ende des neunten Monats. Obgleich der Frucht von der Natur die Zeit von 40 Wochen zu ihrer Reife bestimmt ist, so ist sie doch auch zuweilen einige Wochen vorher zu dem Grade von Ausbildung gelangt, daß sie, von der Mutter getrennt, in einigen Fällen beim Leben erhalten werden kann. Daß sie jedoch nicht völlig reif ist, bemerkt man aus verschiedenen Zeichen. Ein solches Kind nämlich schreit nicht wie andere reife Kinder, sondern es gibt blos einen dumpfen Laut von sich, schläft beständig, muß beständig gewärmt werden, wenn nicht sogleich Hände und Füße erkalten sollen. Außerdem aber ist auch bei einem unreifen Kinde — mehr oder weniger, je nachdem mehr oder weniger an der gehörigen Reife fehlt — die Haut am ganzen Körper roth, oft sogar blau, mit einem weichen, langen, wolligen Haar, besonders an den Seitentheilen des Gesichts und auf dem Rücken, bedeckt; die Fontanelle der Hirnschale ist groß, die Schädelknochen sind leicht beweglich; das Gesicht ist alt, runzlich; die Augen sind meistens verschlossen; die Nägel an den Fingern und Zehen kurz, zart und weich, kaum eine Linie lang; das Gewicht eines solchen Kindes ist unter sechs, oft sogar unter fünf Pfund. Unzeitig heißt die Geburt, wenn sich die Frucht vor dem siebenten Monate trennt. Dies ist alsdann ein in dem Grade unreifes Kind, daß es nicht fortleben kann; doch wird nach den bürgerlichen Gesetzen gestattet, selbst ein Kind von 26 Wochen noch für lebensfähig, und z. B. bei Neuverehelichten für ein in der Ehe erzeugtes zu halten. Spätgeburt ist die über die gewöhnliche Zeit von 40 Wochen erfolgte Geburt. Da diese Rechnung von dem Anfange der Schwangerschaft an bis zur Geburt größtentheils und allein auf die Angabe der Mutter sich gründet, so findet hier oft Selbsttäuschung oder Betrug Statt. Gleichwol sind diese Geburten in der gerichtlichen Medicin von der größten Wichtigkeit, indem oft viel darauf ankommt, ob ein nach dem Tode des Vaters und nach der 40. Woche gebornes Kind für ein rechtmäßig noch in der Ehe erzeugtes gehalten werden soll oder nicht. Die Wichtigkeit dieser Untersuchungen und die Unbestimmtheit in den Beweisen hat eine große Verschiedenheit der Meinungen der medicinischen

Schriftsteller herbeigeführt. Manche bezweifeln die Wahrheit des Vorgebens der Mütter über eine solche verzögerte Geburt, und geben als Gründe an, die Natur binde sich an den bestimmten Zeitraum der Schwangerschaft; Gram, Krankheit u. a. m. können das Wachsthum der Frucht nicht verhindern u. s. w. Andere behaupten dagegen, die Natur binde sich an keine Regeln; mancherlei Ursachen könnten das Wachsthum der Frucht verzögern 2c. Plenk (in seinen Anfangsgründen der Geburtshülfe) sagt, daß unwiderrufliche und aufs genaueste untersuchte Bemerkungen dargethan haben, daß die natürliche Zeit der Geburt zuweilen bis in den zehnten, ja elften Monat und darüber, verzögert werden könne. In Röderers Opusc. med. ist die Beobachtung von einem zu spät gebornen Kinde von dreizehn Monaten angeführt, dessen Körper acht Pfund wog. Man muß in einem solchen Falle mit großer Behutsamkeit urtheilen und alle Umstände erwägen. Man beobachtet, daß dergleichen spät geborne Kinder Zeichen einer ausdrücklichen Bewegung über sechs oder sieben Monate vor der Geburt gegeben, auch Zeichen einer größern körperlichen Ausbildung als gewöhnlich mit sich gebracht haben; denn überhaupt waren sie größer, hatten härtere Knochen; einigen waren die Fontanellen fest verwachsen, die Kopfhaare waren länger und gefärbter, die Stimme stärker, die Augen und das Gesicht lebhafter, bei manchen sogar sollen sich schon einige Zähne gezeigt haben, die von dem Zahnfleische bloß waren. Fehlgeburt, wenn eine Frucht sich so früh auflöset, daß sie nicht leben kann, vom Anfang der Schwangerschaft bis zum siebenten, am öftersten aber im dritten Monat. Veranlassungen dazu geben, zumal bei reizbaren oder vollblütigen Schwangern, hinzukommende heftige Erregungen, z. B. Stoßen, Fallen, Tanzen, Krämpfe, Leidenschaften u. a. m. H.

Geburtshülfe ist die Ausübung der Entbindungskunst, d. h. der Kunst, durch bestimmte mechanische, auf physiologische und pathologische Kenntnisse gegründete Verrichtungen die Geburt zu erleichtern, und sowol kurz vor als während und nach der Geburt für die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Schwangern, Gebärenden und Neuentbundenen zu sorgen. Sie ist ein Theil der Chirurgie, so wie diese wieder ein Theil der Heilkunst im Allgemeinen ist. Hebammenkunst ist nur derjenige Theil der Geburtshülfe, welcher die natürliche Hülfe für die Mutter und das Kind bei der selbst natürlichen und leichten Geburt leistet, dagegen man unter Geburtshülfe nicht nur diese, sondern auch die künstliche Hülfe bei schweren und widernatürlichen Geburten begreift. Geburtshülfe im weiten Sinne hat wol von jeher, selbst bei den rohesten Völkern Statt gefunden, obgleich sie sehr mangelhaft gewesen ist, und vielleicht nur in den unentbehrlichsten Handgriffen und Hülfsleistungen bestanden hat. Selbst bei den gebildeteren Völkern der Vorzeit, von denen wir nähere Nachrichten haben, stand diese Kunst noch auf einer niedern Stufe. Die Israelitinnen hatten schon Hebammen. Die ersten Nachrichten von künstlicher und männlicher Geburtshülfe finden wir bei den Griechen; sie sind aus dem Zeitalter des Hippokrates († 357 v. Chr. G.). Aus den Schriften jener Zeit ersehen wir, daß die Entbindungskunst bei den Griechen auf einer höhern Stufe sich befand, als sie im vorigen Jahrh. noch an den meisten Orten in Europa selbst war. Dessen ungeachtet wurde auch bei ihnen vieles Schädliche und Unzweckmäßige vorgenommen, und nur wenig von dem, was nothwendig gewesen wäre, gethan. Vielmals begnügten sie sich damit, die Eileithya, die Göttin der Geburt, anzurufen. Bei den Römern war die Geburtshülfe ganz roh, und beschränkte

sich auf wenige Hülfsleistungen und auf Opfer für Juno, Lucina und andere der Geburt vorstehende Gottheiten. Erst später kam die Geburtshülfe in bessern Zustand. Die Römerinnen hatten gewöhnlich Hebammen, bei schweren Geburten aber wurden die Aerzte zum Beistand gerufen. Diese waren entweder selbst Griechen, welche unter der Herrschaft der römischen Kaiser nach Christi Geburt in Rom lebten, oder ihre Kenntnisse waren doch größtentheils aus den griechischen Schriftstellern geschöpft. In diesen Zeitraum gehören vorzüglich Celsus (40 J. n. Chr. G.), Sorenus (100 J. n. Chr. G.), Moschion, welcher das erste Lehrbuch der Hebammenkunst verfaßt hat, und Galen, zu eben der Zeit wie die vorigen beiden. Im Mittelalter wurde die künstliche Geburtshülfe sehr vernachlässigt und sie schien sich auf das Ausschneiden der Frucht aus dem Leibe verstorbener Mütter zu beschränken. Dadurch, daß die Päpste den Mönchen die Ausübung der Heilkunst und die Lehrerstellen an den neugestifteten Schulen übergaben, hingegen die Ausübung der Chirurgie und Anatomie den Aerzten und Laien aufs strengste verboten (1215), wurde auch die Entbindungskunst mehr auf innere und abergläubische Mittel beschränkt, und war nach und nach ganz den Weibern, Mönchen, Hirten und andern dergleichen Personen überlassen. Waren diese mit ihrer Kunst zu Ende, so wurden die Heiligen angerufen, Bilder und Reliquien den Kreisenden angehängt u.s.w. So blieb der Zustand der Geburtshülfe bis in das 16. Jahrh. Jetzt wurde durch die größere Verbreitung der Buchdrucker- und Holzschneidekunst, wie für Wissenschaften und Künste überhaupt, so auch für die Entbindungskunst, allmälig eine bessere Zeit herbeigeführt, indem die noch übrigen Schriften der alten Griechen, Römer und Araber vervielfältigt werden konnten, der Geistesverkehr unter den Menschen allgemeiner, der Forschungsgeist erweckt und neu belebt wurde, und mehr Nahrung fand, als bisher. Zwar war um diese Zeit das Geschäft der Geburtshülfe selbst so ausschließlich in den Händen der Weiber, daß es die größte Schande für einen Mann war, sich damit zu befassen, und es gleichsam als ein verabscheuungswürdiger Angriff auf die Ehre und Tugend des weiblichen Geschlechts, derjenige aber, welcher es unternahm, selbst als ein Abenteurer und Zauberer angesehen wurde. Ja in Hamburg verurtheilte man 1521 einen gewissen Dr. Veites deswegen zum Feuertode. Doch wurde hier und da für einen bessern Unterricht der Hebammen durch Abfassung und Verbreitung mehrerer Hebammenbücher gesorgt, unter denen das erste von Eucharius Rößlin (Roslein) zu Worms, unter dem Titel: Der schwangern Frauen und Hebammen Rosengarten 1513, herausgegeben wurde. Auch die nun wieder erlaubte und mehr begünstigte Bearbeitung der Anatomie trug zur Verbesserung der Entbindungskunst sehr viel bei, in der vorzüglich Vesalius in Padua (1543) sich auszeichnete. Die Aerzte und Wundärzte beschäftigten sich noch immer blos mit dem Theoretischen der Entbindungskunst, doch gingen die letztern allmälig dadurch zur Ausübung derselben selbst über, daß sie das nicht nur erlaubte, sondern schon früher gesetzlich befohlne Ausschneiden der Frucht aus verstorbenen Schwangern, so wie auch allmälig andere bei Schwangern und Gebärenden vorfallende chirurgische Operationen verrichteten. Franz Rousset, ein Wundarzt in Paris, stellte in einer Schrift (1581) zuerst mehrere Beweise von der Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs des Gebärmutterschnitts an Lebenden auf, dem er den Namen Enfantement Césarien, cäsarische Kindergeburt, gab, woraus in der Folge der jetzt allgemeine Name: Kaiserschnitt entstand. Nach

Verbreitung dieser Schrift wurde auch diese Operation an Lebenden in und außer Frankreich oft, selbst zuweilen ohne daß sie unumgänglich nöthig war, gemacht. Pineau, Wundarzt in Paris, gab (1589) zuerst nähere Veranlassung zum Schooßknorpelschnitt, indem er auf das Ausdehnen der Schooßbeine zur Erleichterung der, wegen zu engen Beckens, schweren Geburten aufmerksam machte. In Deutschland kamen die Männer noch äußerst selten zur Geburtshülfe, während es in Italien und Frankreich schon gebräuchlich war, Aerzte und Wundärzte zu Hülfe zu rufen. Ein in der Geburtshülfe zu seiner Zeit berühmter Chirurgus in Paris, Julius Clement, welcher der Madame de la Valiere, der Geliebten Ludwigs XIV., bei ihrer Entbindung beistand, erhielt zuerst als Ehrentitel den Namen eines Accoucheurs, der den Wundärzten so wohl gefiel, daß sie nach und nach sich alle so nennen ließen. Heinrich von Deventer war der erste, welcher (1701) die Entbindungskunst wissenschaftlich zu begründen versuchte. In Frankreich, wo überhaupt die Entbindungskunst höher gestiegen war, als in andern Ländern, ward in dem Hotel-Dieu auch eine Unterrichtsanstalt für Hebammen eingerichtet (1745). Die Geschichte des Ursprungs und der Erfindung der Zange, dieses so äußerst wichtigen Instruments für die Geburtshülfe, ist in einiges Dunkel gehüllt. Schon zwischen 1660 bis 1670 wollte ein gewisser Chamberlaine, Wundarzt in London, ein Instrument erfunden haben, mit dem er im Stande sei, die schwerste Geburt mit dem Kopfe voran für Mutter und Kind glücklich zu beenden, aber er behielt diese Entdeckung als Geheimniß für sich, und ging 1688 nach Amsterdam, wo er dasselbe an einige Geburtshelfer verkaufte, welche wieder in der Folge einen Handel damit trieben, der sich unter den Besitzern dieses Geheimnisses lange erhielt. Palfyn, ein berühmter Anatomiker und Chirurgus zu Gent in Flandern, kam endlich demselben Instrumente auf die Spur, und ließ ein Instrument fertigen, das aus zwei stählernen Löffeln bestand, welche einander gegenüber an dem im Becken stehenden Kopf gelegt, und womit dieser gleichsam mittelst zweier eiserner Hände hervorgezogen werden sollte. Er kann also als der rechtmäßige Erfinder der ersten Zange (1723) angesehen werden. In Deutschland blieb immer noch die Geburtshülfe in unvollkommenem Zustande. Nur selten wurde männliche Hülfe von den Frauen zugelassen. Die Hebammen waren größtentheils unwissend, die gemeinen Geburtshelfer gleichfalls in ihren Kenntnissen beschränkt und in ihrem Handeln grausam (1745). Die Zange wurde nun immer mehr, besonders von Levret in Paris (1747), Plevier in Amsterdam (1750) und Smellie in London (1752) verbessert. Die Geburtshülfe selbst wurde durch dieser Männer Schriften und Unterricht vervollkommnet. Auch in Deutschland ward nun die Liebe für diese Kunst allgemeiner, und allenthalben bildeten sich Geburtshelfer, welche nicht nur durch Geschicklichkeit einen ausgebreiteten Ruf erhielten, sondern auch zur Vervollkommnung der Entbindungskunst durch ihre Beobachtungen, und zur Verbreitung derselben durch mündlichen und schriftlichen Unterricht viel beitrugen. Unter diesen zeichneten sich aus: Kaltschmidt in Jena (1750); Janke in Leipzig, Mohr in Giengen in Schwaben, Meckel in Berlin, Director der ersten Hebammenschule Deutschlands (1751); Röderer, Lehrer an der zweiten Anstalt dieser Art, in Göttingen (ebenfalls 1751 gestiftet); Cranz in Wien (1757), vorzüglich durch Empfehlung und Verbreitung der Levretschen Zange; Stein in Cassel und Marburg (1763); Wrisberg in Göttingen (1764) und mehrere Andere. Die Errichtung mehrerer Entbindungs- und Hebammenschu-

len trug besonders viel dazu bei, die Erlernung dieser Kunst zu erleichtern, ihre Vervollkommnung immer höher zu treiben, und auf den Grad von Ausbildung zu bringen, auf welchem sie sich jetzt befindet. Hierzu haben auch in der neuern Zeit mehrere Männer von vorzüglichen Verdiensten viel beigetragen, unter denen wir an den beiden Stark in Jena, an Osiander in Göttingen, Siebold in Würzburg, Wiegand u. s. w. erinnern. Man ist jetzt durch die vereinten Bemühungen dieser Männer auf den glücklichen Mittelweg gekommen, durch Ausbildung aller zu dieser Kunst gehörigen Kenntnisse die Fälle mit hinlänglicher Uebersicht bestimmen zu können, wo die Kunst sich leidend verhalten und das Geburtsgeschäft der Natur überlassen kann und muß, und wo diese es nicht, oder nicht allein, oder nicht ohne Nachtheil für Mutter oder Kind beendigen kann, und daher die Kunst sicher, entschlossen und bestimmt handeln muß, gleich entfernt von der Unthätigkeit, der Unwissenheit, wie von der Grausamkeit und der Gewaltthätigkeit voriger Zeiten. H.

Gedächtniß heißt das Vermögen des Geistes, gehabte Vorstellungen und Gedanken zu behalten und willkürlich in sich wieder zu erneuern. Etwas bald fassen, sich leicht worauf besinnen, und es lange behalten, sind die selten beisammen befindlichen Vollkommenheiten des Gedächtnisses. In Hinsicht des Fassens ist das Gedächtniß schnell oder langsam, in Hinsicht des Besinnens ist es treu oder untreu, in Hinsicht des Behaltens aber mechanisch oder selbstthätig. Man unterscheidet in der letztern Beziehung das Wortgedächtniß, welches von mechanisch Auswendiglernen zeugt und keines sonderlichen Aufwands von Geist bedarf, von dem Sachgedächtniß, wozu Urtheilskraft und also selbstthätiger Geist gehört. Ungemeine Gedächtnißgaben machen den gelehrten Mann, Nachdenken den Mann von Geist, den Philosophen. Selten sind beide vereinigt. Das Gegentheil vom Gedächtniß ist die Vergeßlichkeit, wo der Kopf, so oft er auch gefüllt wird, doch immer wieder leer wird. Dieses Uebel ist bisweilen unverschuldet, wie bei alten Leuten, oft aber auch die Wirkung zerstörender Ausschweifungen, zumal in der Jugend, oder einer gewohnten Zerstreuung. Etwas methodisch dem Gedächtniß anvertrauen, heißt memoriren. — **Gedächtnißkunst**, s. **Mnemonik**. dd.

Gedächtnißübungen bezeichnet die absichtliche Thätigkeit der Seele, eine Reihe von Sätzen mit dem Gedächtnisse (s. **Gedächtniß**) aufzufassen und zu behalten. Man nennt dies auch Memoriren, und die Sprache des täglichen Lebens braucht dafür den Ausdruck: Auswendiglernen, vermuthlich darum, weil bei dem Hersagen des auswendiggelernden Stücks der Hersagende nicht das Buch, worin das Memorirstück steht, geöffnet vor sich haben und also nicht in das Innere desselben hineinsehen darf, sondern es so hält oder gelegt hat, daß er nur das Aeußere, das Auswendige desselben vor sich sieht. Da der Werth eines guten Gedächtnisses, welches durch jene Uebungen gestärkt und also zu einer Kraft erhöht werden soll, welche leicht und schnell faßt, lange und viel behält, und treu und zur rechten Zeit sich des Aufgefaßten wieder erinnert, sehr groß ist; da das Gedächtniß mit Recht die Vorrathskammer des Verstandes genannt wird; da durch ein gutes Gedächtniß die nützliche und sittliche Wirksamkeit für das Leben erhöht wird, so sind die sogenannten Gedächtnißübungen ein beachtungswerther Gegenstand bei der Erziehung und dem Unterrichte und in jüngern Jahren durchaus nicht zu vernachlässigen, da die Gedächtnißkraft zum Theil von körperlichen Organen mit abzuhängen scheint. Es muß

bei der Leitung dieser Uebungen ein natürlicher Stufengang vom Leichtern zum Schwerern, vom Kürzern zum Längern, vom Einfachern zum Zusammengesetztern beobachtet werden, wenn das Fortschreiten zum beabsichtigten Ziele erleichtert werden soll. Man hat einfache und künstliche Hülfsmittel zur Erleichterung der Gedächtnißübungen. Die ersten beruhen auf folgenden Grundsätzen. a) Weil das Verstandne leichter gefaßt wird, als das Unverstandne, so suche man das, was memorirt werden soll, zu verstehen, oder es dem, der es merken soll, verständlich zu machen. b) Weil das, was langsam und öfter durch die Seele geht, leichter als das schnell Vorübergehende gefaßt wird, so lese man das zu memorirende Stück oft mit Bedacht durch. c) Was durch zwei Sinne (Gehör und Gesicht) der Seele zugeführt wird, prägt sich ebenfalls besser ein, als was nur durch einen Sinn zugeführt wird; daher ist das Auf- und Abschreiben des zu memorirenden Stücks und das laute Durchlesen Anfängern zu empfehlen. d) Da die Erfahrung selbst bei Singvögeln gelehrt hat, daß sie am leichtesten die Stückchen nachpfeifen lernten, die man ihnen Abends und früh vorpfiff oder vorspielte; da sich auch bei Menschen die Erfahrung bestätigt, daß kurz vor Schlafengehen, weil hier kein neues Bild das vorgehabte so leicht verdrängt, und bald nach dem Aufstehen, wo auch die Seelenkräfte sich neu gestärkt fühlen und noch nicht durch die Eindrücke des Tages ermüdet sind, das Memoriren leichter wird, als zu einer andern Tageszeit, so benutze man die Morgen- und Abendzeit zum Memoriren, oder wenigstens zum Durchlesen des zu memorirenden Stücks. e) Auch das Mitmerken des Platzes im Buche, auf welchem das zu Erlernende nach seinen Theilen steht, ist ein Erleichterungsmittel des Memorirens. Wer den Platz mit merkt, von dem sagt man, er hat Localmemorie (s. d.). Von den künstlichen Hülfsmitteln s. Mnemonik und Gedächtnißkunst.

Gedackt nennt man eine Orgelstimme, bei welcher die Pfeife oben durch einen Deckel verstopft ist. Der Ton wird dadurch um eine Octave tiefer, sanfter, aber auch schwächer.

Gedanke ist ein Erzeugniß des Verstandes, wiefern unter diesem das Vermögen zu denken verstanden wird. Durch das Denken werden die Anschauungen und Empfindungen, welche der Sinn hervorbringt, zu Begriffen als allgemeinen Vorstellungen erhoben, und diese Begriffe wieder zu Urtheilen verknüpft. Daher ist jeder Begriff und Urtheil ein Gedanke. Im weitern Sinne werden aber auch die Schlüsse und Ideen, welche die Vernunft bildet, und in der weitesten Bedeutung sogar alle Vorstellungen überhaupt Gedanken genannt. Der Gedanke ist das innerste Eigenthum eines Menschen, worüber man nur Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig ist. Daher das Sprichwort: Gedanken sind zollfrei. Durch den Gedanken kann sich der Mensch im Augenblick in eine andre Lage und selbst auf den entferntesten Weltkörper versetzen. Daher sagt man, Gedanken sind schneller als der Blitz oder als das Licht. In diesem Falle aber versteht man unter Gedanken die Vorstellungen des innern Sinnes oder der Einbildungskraft. Denn die Einbildungskraft ist es eigentlich, welche uns auf ihren Flügeln an jeden beliebigen Ort und in jedes beliebige Verhältniß setzt. D.

Gedärm, s. Darm.

Gedicht, s. Poesie.

Gediegen statt gediehen, d. h. gewachsen, rein hervorgebracht, ohne Beisatz oder Vermischung mit fremdartigen Theilen. Besonders wird das Wort im Bergbaue gebraucht. Gediegenes Gold, Silber, Zinn, welches von der Natur in reiner Gestalt erzeugt wird,

zum Unterschiede vom Erzt, in welchem es noch mit fremdartigen Theilen vermischt ist. Ferner sagt man auch gediegen von andern Dingen, die durch und durch aus denselben Theilen bestehen, und dabei rein, fest, gedrungen, kräftig sind, z. B. eine gediegene Rede u. s. w.

Gedike (Friedr.) war zu Boberow, einem Dorfe bei Lenzen, in der Mark Brandenburg, 1754 geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, starb, als sein Sohn erst neun Jahr alt war. Dieser befand sich in der hülfsbedürftigsten Lage. Man brachte ihn anfänglich auf kurze Zeit nach Seehausen, wo er die öffentliche Schule besuchte, und von da in das Waisenhaus nach Züllichau. Hier wurde er durch Steinbarts Sorgfalt sieben Jahre völlig frei verpflegt, unterrichtet und erzogen, ohne dass er sich weder äußerlich, noch durch besondere Fähigkeiten und Fortschritte empfohlen und den Mann hätte ahnen lassen, der einst eine Zierde seines Vaterlandes werden sollte. 1766 errichtete Steinbart ein eignes Pädagogium, dessen Zögling auch Gedike wurde, und hier begann, besonders durch Steinbarts trefflichen Unterricht geweckt, sein gleichsam schlummernder Geist zuerst sich zu regen. Kaum hatte der leuchtende Funke sein Innerstes erhellt, als ihn plötzlich eine Thätigkeit beseelte, die schnell seine glücklichen Anlagen entwickelte und ihn reißende Fortschritte machen ließ. 1771 bezog er die Universität Frankfurt, um daselbst Theologie zu studiren. Hier trat er mit Zöllner und einigen andern Studirenden in eine literarische Verbindung. Besonders fand er an Töllner einen würdigen Lehrer und wohlwollenden Beförderer seines Fortkommens. Töllner starb, und Steinbart, der dessen Stelle bekam, wurde aufs neue Gedikes Lehrer und Wohlthäter. 1775 berief ihn Spalding zum Hauslehrer seiner beiden Söhne, und im Jahre darauf wurde er als Subrector des Friedrichwerderschen Gymnasiums in Berlin angestellt. 1778 wurde er Prorector und 1779 Director desselben. Hier fing er an, sich als einen der größten Schulmänner Deutschlands zu zeigen. Unerschöpflich an neuen und bessern Lehrmethoden, und rastlos thätig in Einführung zweckmäßiger Verbesserungen, hob er die gesunkene Anstalt zu einer vorher nie erreichten Höhe empor, belebte die Gemüther der Lehrer und Lernenden und hauchte Allen eine ungewöhnliche Thätigkeit ein. 1793 ward er Mitdirector, und 1795, nach Büschings Tode, Director des berlinischen Gymnasiums und der beiden davon abhängenden Schulen. 1790 ward er Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften und bald darauf auch der Akademie der Künste, und 1791 ertheilte ihm die Universität Halle die theologische Doctorwürde. 1797 machte er eine Reise nach Italien. So lebte Gedike glücklich im Kreise einer zahlreichen Familie, geliebt und hochgeachtet von seinen Freunden und allen Redlichen, und rastlos thätig in seinen vielfachen Wirkungskreisen, und durfte bei einem festen und kräftigen Körper ein beneidenswerthes Alter zu erreichen hoffen, als ihn eine schmerzhafte Krankheit befiel, die seinem nützlichen Leben 1803 ein Ende machte. Noch 14 Tage vor seinem Tode erließ Friedrich Wilhelm III. ein in den huldreichsten und ermunterndsten Ausdrücken abgefaßtes Cabinetsschreiben an ihn, worin er ihm seine Theilnahme an seiner Besserung bezeigte, und zugleich den Wunsch äußerte, daß er in der Schweiz Pestalozzis Lehranstalt besuchen und von seinen Beobachtungen Bericht erstatten möge. Groß und bleibend sind seine Verdienste, und sein Andenken lebt in den dankbaren Herzen Unzähliger, die ihm Bildung und Beförderung danken. Seine nicht gemeine Kenntniß der griechischen Sprache hat er durch seine Ausgaben des Philoktet von Sophokles, einiger Gespräche des Plato und seine Uebersetzung der Pindarischen Siegshymnen beurkundet. Mit seinem

Freunde Biester gab er die ältere berlinische Monatsschrift vom J. 1783 bis zum 17. Bande heraus. Seine pädagogischen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorschläge, und seine Lesebücher und Chrestomathien sind die ersten von besserer Art.

Gedritter Schein, s. Aspecte.

Geestland wird das höhere, hinter den Marschen gelegene Land, das, weil es nicht durch allmälige Anschwemmung entstanden ist, höher als die Marsch belegen ist. — Geestteiche sind solche Teiche, welche an der Grenze zwischen der Marsch und Geest dazu dienen, daß das Geestwasser nur in solcher Masse der Marsch zuströmt, daß dessen Gräben das zulaufende Wasser allmälig in den Sielgräben abführen können.

Gefäll nennt man 1. die Höhe, um wie viel ein flüssiger Körper bei seinem Abflusse fällt, d. h. um wie viel er der Meeresfläche an einem Orte näher ist, als am andern, von dem er herfließt. Man sagt, der Fluß hat auf 100 Ruthen 1 Fuß Gefäll, die Wasserfläche desselben ist unterhalb dieser Strecke 1 Fuß weniger über der Meeresfläche erhaben, als oberhalb desselben. Das Gefäll finden und gehörig bestimmen, ist bei Wasserbauen, als Schleußen, Canälen rc., von höchster Wichtigkeit. Bei den Mühlen versteht man darunter die Höhe des Wasserfalls vor dem Mahlgerinne. Bei niedrigem Gefälle werden unterschlächtige, bei hinreichend hohem oberschlächtige Räder angewendet. Im Hüttenbaue bezeichnet Gefäll den obern Theil des Planherdes. In weiterer Bedeutung wird in der Geometrie der Unterschied, um wie viel ein jeder gegebner Ort tiefer liegt, als ein andrer, und welcher mit der Wasserwage gesucht wird, das Gefäll genannt; 2. nennt man Gefälle dasjenige, was von einem Grundstücke fällt, was dasselbe einträgt, und in engerer Bedeutung dasjenige, was dem Grundherrn oder der Obrigkeit davon entrichtet wird.

Gefäße (Phisiologie), sind röhrenförmige Bildungen in belebten Körpern, um die zur Ernährung derselben dienenden Flüssigkeiten den einzelnen Theilen zuzuführen, oder von ihnen abzuleiten; im gemeinen Leben heißt der größte Theil derselben Adern. In dem Körper des Menschen und der meisten Thiere kennen wir viererlei Arten dieser Gefäße, die sich durch hinreichende Kennzeichen von einander unterscheiden: nämlich Arterien, Haargefäße, Venen und Lymphgefäße, wozu in den Pflanzen Spiralgefäße kommen. M. s. d. einzelnen Art.

Gefiedert. 1. eigentlich was mit Federn versehen, 2. uneigentlich in der Botanik Moosstengel, die an zwei gegen einander überstehenden Seiten einfache, in einer Fläche liegende Aeste haben (in der botanischen Kunstsprache pinnatus); doppelt gefiedert (bi-pinnatus), wenn die Aeste desselben eben so regelmäßig als der Hauptstengel getheilt sind; dreifach gefiedert (triplicato-pinnatus), wenn die Aestchen der Aeste wieder gefiedert sind. Es gibt der Bestimmungen über das Gefiedertsein der Blätter und Aeste in der Pflanzenlehre noch viele, worüber die Compendien dieser Wissenschaft nachzusehen sind.

Gefolg, Gefolgsdienst. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man eine merkwürdige Anstalt, die Cäsar bei den Galliern (de bello gall. III, 22. VI, 15), Tacitus bei den Deutschen fand (Germ. 13). Sie ging hervor aus der im Fortgang der Zeit unvermerkt entstandenen Ungleichheit des Vermögens, und des davon abhängigen Ansehens, Ranges und Standes. Nachdem in der Volksmasse Ungleichheit durch Armuth und Reichthum entstanden war, entstand zuerst eine Classenabtheilung zwischen Freien und Abhängigen, und dieser folgte bald eine zweite unter den Freien selbst. Theils be-

leidigtes Selbstgefühl, theils Mißgunst und Habsucht brachten den Reichen in Bedrängniß, und diesem mußte nun sein Reichthum Schutz verschaffen. Bewaffnung der eigenen Knechte wäre zu unsicher gewesen, man warb also ärmere Freie zum Waffendienst an, die gern bereit waren, ein reichlich belohntes Leben in Waffen der dürftig lassenden Feldarbeit vorzuziehen. Diese Art von Leibwache für den Reichen nannte man sein Gefolg. Der Reiche hatte davon, wie Tacitus sagt, im Kriege Schutz, im Frieden Glanz. Aehnliches Gefolg gehörte nun bald zum Luxus: „das ist Ansehn, das ist Macht, von einem großen Kreis erwählter Jünglinge umgeben zu sein; das ist Adel, das Ruhm, wenn sie durch Anzahl und Tapferkeit des Gefolgs hervorstrahlen." Allein eben dies Gefolg erschöpfte auch das Vermögen, und daher „zum Ersatz Raub und Fehde." So bildete sich im alten Deutschland neben dem Heerbannsdienst noch ein zweiter, der Gefolgsdienst. Jener gehörte für den National-, dieser für den Privatkrieg. Im Heerbann diente man aus Bürgerpflicht, im Gefolg aus Vertragspflicht. Die Reichen, in der Eigenschaft von Schutz- und Gefolgsherren, bildeten natürlich bald einen höhern Stand, und dieser hatte Mittel genug, auch die freie Wahl der Würden in der Nation auf sich zu leiten. So entstand der erste deutsche Adel. Als nun, zu und nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, unter eines Königs Anführung dieser Adel mit seinem Gefolg, einem Geleit freier Wehrmänner und Leibeigener, in fremde Länder wie auf Abenteuer auszog, bildete sich durch ihn und sein Gefolgswesen eine Verfassung, die über ein Jahrtausend von wirksamen Folgen gewesen, und zum Theil noch ist. Mit diesem Adel nämlich, der samt seinem Gefolg wieder das Gefolg des Königs ausmachte, theilte sich der König in die Eroberung; jedem fiel ein erbliches Grundeigenthum als Loos (Allodium) zu, und vertheilte davon wieder Theile unter seine Treuen, wie man von da an das Gefolg nannte. Die Größe des Looses richtete sich nach der Zahl freier Wehrmänner in Jedes Gefolge; der König selbst erhielt, um des größern Gefolgs willen, ein größeres Loos. Mit dem Grundeigenthum fielen aber, nach damaligem Kriegsrecht, den Eroberern auch die Eingebornen als Eigenthum zu, und wurden meist Leibeigene. Jedes Allodium war dann eine abgesonderte Herrschaft, für sich und ihre Besitzer, nur im Kriegsfalle von dem König abhängig, denn jeder Edle mußte, nach erfolgtem Aufgebot, mit dem Gefolge seiner Freien dem König folgen, und sich beim Heereszug ihm unterwerfen. Somit wurden Allodialsystem und Gefolgswesen der Grund der neuen europäischen Staaten, in denen allen man, so weit germanische Stämme zogen, König und Edle, Kriegsanführer und Gefolg, freie Gutsbesitzer und Leibeigene unterschied. Späterhin machten die unausbleiblichen Reibungen zwischen den Königen und den Besitzern von Allodialgütern eine Aenderung nöthig. Denn da den Königen fast nur der Titel als Vorzug blieb, so mußten sie, ihr Ansehen zu behaupten, auf Mittel bedacht sein, die unabhängigen Güterbesitzer in abhängige Vasallen zu verwandeln. Dies wurde Veranlassung zur eigentlichen Lehnsverfassung. (S. Lehnswesen.)

Gefrieren ist der Uebergang einer Substanz aus dem Zustand der Tropfbarkeit in den der Festigkeit, durch Verlust des Wärmestoffs. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch zeigt das Wort freilich nur die Verwandlung eines flüssigen Körpers in Eis an; allein eigentlich kann man darunter auch das Festwerden der geschmolzenen Metalle, des zerlassenen Talgs u. s. w. verstehen; denn die Gefrierung steht überhaupt der Schmelzung entgegen, und bei allen dieser Veränderungen fähigen Sub-

stanzen findet nur in den Graden der Temperatur, unter welchen sie erfolgen, ein Unterschied Statt. Den Grad der Temperatur, bei welchem das reine, von allen fremden Zusätzen befreiete Wasser gefriert, hat man als einen festen Punct bei Abmessung der Wärme überhaupt zum Grunde gelegt. Dieser Punct wird Frost-, Eis- oder Gefrierpunct genannt (s. Eispunct). Diejenigen Substanzen, welche bei einer Temperatur über dem Gefrierpunct schon gestehen oder fest sind, pflegt man natürlich feste Körper zu nennen. Dahin gehören alle Metalle (mit Ausnahme des Quecksilbers), Fette, Butter u. s. w. Diesen entgegen stehen diejenigen Körper, welche bei dem Gefrierpuncte des Wassers und viele Grade unter demselben noch immer flüssig bleiben. Dahin gehört das Quecksilber, welches bei uns nur durch einen künstlich erzeugten Kältegrad, dergleichen selbst in Sibirien nur selten eintritt, in eine feste, glänzende, metallische Masse verwandelt werden kann, die sich unter dem Hammer und beim Schneiden noch weicher als Blei zeigt und einen dumpfen Schall hören läßt. Andere Körper gibt es, welche bei keinem uns bekannten Grade der Kälte gefrieren; dahin gehören alle spirituöse Flüssigkeiten, wenn sie vom Wasser frei sind, z. B. Alkohol oder höchst rectificirter Weingeist. Sind sie aber mit Wasser vermischt, so gefrieren sie nach Maßgabe des ihnen beigemischten Wassers früher oder später. Gas- oder Luftarten gefrieren ebenfalls nicht, und dadurch unterscheiden sie sich von den Dämpfen. In Gefäße eingeschlossene Körper, selbst das Wasser, können noch unter ihrem gewöhnlichen Gefrierpunct erkältet werden, bevor sie gefrieren. Beim Gefrieren wie beim Gestehen nach der Schmelzung ändert sich der Umfang der Körper; bei einigen nimt er zu, bei andern ab, wie z. B. Eis auf dem Wasser schwimmt, welches einen deutlichen Beweis abgibt, daß letzteres beim Gefrieren in einen größern Raum ausgedehnt worden ist. Die meisten, wo nicht alle Materien, crystallisiren sich beim Gestehen sowol als beim Gefrieren. (S. Crystall).

Gefühl ist, körperlich betrachtet, entweder das über den ganzen Körper verbreitete Empfindungsvermögen (das Gemeingefühl) oder das insonderheit den Finger- und Zehenspitzen eigenthümliche Sinnesvermögen (das Getast oder der Betastungssinn), dessen Sitz die durch den ganzen Körper bis an seine äußersten Begrenzungen verbreiteten Nerven sind. Die körperliche Empfindung setzt aber auch ein inneres oder geistiges Empfindungsvermögen voraus, durch welches wir uns der auf die Nerven geschehenen Eindrücke und der dadurch in ihnen erregten Veränderungen bewußt werden. Gefühl wird häufig mit Empfindung verwechselt; beide sind aber keineswegs einerlei. Empfindung ist Bewußtsein eines empfangenen Eindrucks, und bezieht sich mithin jederzeit auf einen Gegenstand außerhalb unsers eigentlichen Ichs. Beziehen wir nun aber die Empfindung auf uns selbst, so werden wir uns des Zustandes bewußt, in den wir durch die gehabte Empfindung (Ein-findung, es findet sich ein Aeußeres in unser Bewußtsein ein) versetzt worden sind: wir fühlen. Man kann daher sagen: ich empfinde einen Gegenstand außer mir; muß aber sagen: ich fühle mich. Gefühl ist demnach Bewußtsein des Zustandes, in welchen ich durch eine Empfindung versetzt worden bin. Aber dies Gefühl erstreckt sich weiter als jenes. Denn es umfaßt alle Empfindungen, 1. des äußern Sinnes, sie mögen herkommen, von welchem Organ sie wollen, also auch die des Gesichts, des Gehörs u. s. w.; 2. der innern Sinnes, d. h. diejenigen, welche durch solche Veränderungen des Seelenzustandes entstehen, die nur innerlich wahrgenommen werden können, z. B. durch Gebilde der

Einbildungskraft, durch Begriffe und Ideen, welche von Verstand und Vernunft erzeugt werden u. s. w. Die Zustände, worein das Gemüth versetzt werden kann, lassen sich auf drei Hauptarten zurückführen, zwei einfache und eine gemischte. Ist nämlich der Zustand unsers Gemüths von der Art, daß in uns ein Verlangen entsteht, in ihm zu verharren, so ist der Zustand uns angenehm, gewährt uns Vergnügen. Ist hingegen unser Gemüthszustand von der Art, daß in uns das Verlangen entsteht, ihn zu entfernen, zu fliehen, so ist der Zustand uns unangenehm, gewährt uns Mißvergnügen, Unlust, Schmerz. Es trifft sich aber auch, daß das Gemüth zwischen diesen beiden entgegengesetzten Zuständen hin und her schwankt, weil die Empfindungseindrücke in einer Beziehung zwar angenehm, in einer andern aber unangenehm sind. Daher jenes Schwanken, ob wir in dem Zustande verharren möchten oder nicht. Das Gemüth, nach entgegengesetzten Richtungen gezogen, geht wechselsweise bald in diesen, bald in jenen Zustand über. Man nennt Gefühle dieser Art rührende, und die Bewegungen des Gemüths bei diesen wechselnden Uebergängen von Lust zu Schmerz und von Schmerz zu Lust Rührungen. Alle Gefühle sind nun diesem zu Folge Gefühle der Lust, oder der Unlust, oder aus beiden gemischte, rührende Gefühle. Es gibt demnach a) das sittliche oder moralische Gefühl, welches nichts anders ist, als das eigenthümliche Wohlgefallen oder Mißfallen, welches wir bei der Vorstellung des Guten oder Bösen empfinden, und dies Gefühl heißt sittlich, weil es sich auf das durch das Sittengesetz bestimmte (gebotene) Gute oder (verbotene) Böse bezieht. Von andrer Art ist b) das ästhetische Gefühl, welches in dem eigenthümlichen Wohlgefallen am Schönen und Erhabenen, oder Mißfallen am Häßlichen und Niedrigen besteht. Eben so empfinden wir ein eigenthümliches Wohlgefallen am Wahren, und Mißfallen am Falschen, woraus c) das Wahrheitsgefühl entspringt, das man auch ein logisches Gefühl nennen könnte. Alle diese Gefühle sind in dem Menschen schon von Natur vorhanden, können aber durch Entwickelung und Ausbildung der natürlichen Anlagen sehr verstärkt und verfeinert werden, so wie im Gegentheil sie auch durch Rohheit, Lasterhaftigkeit u. dgl. dergestalt geschwächt und unterdrückt werden können, daß sie in manchen Menschen ganz erstorben zu sein scheinen. D.

Gefühlsmenschen heißen diejenigen, welche in ihren Ueberzeugungen und Handlungen mehr durch Gefühle als durch Grundsätze bestimmt werden, wogegen diejenigen, bei welchen das letzte der Fall ist, Verstandes- oder auch Vernunftmenschen genannt werden, weil das Denken der Grundsätze eine Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft ist. Es ist indessen dieser Gegensatz sehr unbestimmt. Denn unter den Gefühlen, welche den Menschen in seinen Ueberzeugungen und Handlungen bestimmen, verbergen sich oft die Grundsätze, wenn sie nicht mit Deutlichkeit und Bestimmtheit gedacht werden. Eben darum ist es gefährlich, sich blos nach Gefühlen zu richten, weil sich dann leicht falsche (theoretische oder practische) Grundsätze einschleichen, und die Maske schöner oder edler Gefühle annehmen können. Da es aber sehr schwer ist, Grundsätze deutlich und bestimmt zu denken, und noch schwerer, nach so gedachten Grundsätzen zu urtheilen und zu handeln, so überlassen sich die meisten Menschen lieber ihren Gefühlen, und schwelgen in denselben mit schwärmender Einbildungskraft, wobei sie wol gar mit einer gewissen Verachtung auf diejenigen herabsehen, welche den Gefühlen nur in so fern huldigen wollen, als dieselben auch vor dem Richterstuhle des Verstandes und der Vernunft sich rechtfertigen lassen. D.

Gefühlsvermögen. Seit die kritische Philosophie eine tiefere Erforschung der geistigen Natur des Menschen und eine schärfere Zergliederung der Thatsachen des Bewußtseins vermittelte, wurden auch in Hinsicht der verschiedenen Ankündigungen des geistigen Subjects drei Vermögen nach ihrer ursprünglichen Begründung und Gesetzmäßigkeit von einander unterschieden: das Vorstellungsvermögen, das Gefühlsvermögen, und das Begehrungsvermögen. Diese drei Vermögen sind, nach ihrer Ankündigung im Bewußtsein, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet, weil sie weder durch einander bestehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können; sie stehen aber auch gegen einander in Wechselwirkung, weil Vorstellungen eben so in Gefühle, wie Gefühle in Vorstellungen, und Vorstellungen und Gefühle in Bestrebungen, so wie Bestrebungen in Gefühle und Vorstellungen übergehen können; es findet sich endlich zwischen diesen drei Vermögen ein harmonischer Zusammenhang, weil keines derselben das andere in seiner gesetzmäßigen Aeußerung hindert, und sie gemeinschaftlich den Gesammtzweck der geistigen Thätigkeit, den Endzweck der Sittlichkeit, zu realisiren bestimmt sind. Das Gefühl ist aber eben so wesentlich von der Empfindung, wie das Gefühlsvermögen von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen verschieden. Dem Ursprunge nach ist die Empfindung sinnlich, das Gefühl geistig. Jene geht aus dem Afficirtwerden der Sinne hervor; dieses entsteht durch das Wirken unsers geistigen Princips auf sich selbst. Die Empfindung ist mit einer Wahrnehmung der Nothwendigkeit des Eindrucks verbunden; das Gefühl ist das Eigenthum eines Wesens, das Freiheit besitzt. Die Empfindung hat die ganze organisirte und belebte Welt, nach unzähligen Verschiedenheiten und Graden, mit dem Menschen gemein, und kann, nach ihrer Ankündigung, in jedem Geschöpfe sehr verschieden sein; das Gefühl ist blos das Eigenthum vernünftiger Wesen. Wir finden nemlich in unserm geistigen Wesen die unmittelbare Ankündigung unsers Daseins überhaupt, unsers jedesmaligen individuellen Zustandes insbesondere, und unserer Persönlichkeit, als Wesen, in welchem ein doppeltes System von Kräften zu einem harmonischen Ganzen verbunden ist, und die, nach dieser Verbindung, eben sowol der Naturwelt, als dem Reiche der Freiheit angehören. Wir nennen diese unmittelbare Ankündigung Gefühl, und unterscheiden dasselbe wesentlich von unsern Vorstellungen und von unsern Bestrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daseins in uns sich bilden kann, verbürgt uns das Gefühl unser Dasein, und bevor sich noch die Begriffe von Individualität und Persönlichkeit entwickeln, fühlen wir uns schon als Individuen, nach der innigsten Vereinigung von sinnlichen und geistigen Anlagen zu dem Ganzen einer Person. Bevor wir noch zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Tugend und Laster im Begriffe unterscheiden können, fühlen wir uns als freie Wesen, und die Stimme des Gewissens entscheidet im Gefühle über den Werth oder Unwerth unserer Handlungen. Das Gefühl ist also, nach seiner ursprünglichen gesetzmäßigen Ankündigung im Bewußtsein, weder Vorstellung noch Bestrebung, und an sich betrachtet, weder die Ursache, noch die Folge einer Vorstellung, sondern ein eben so unabhängiger Actus des geistigen Subjects im Bewußtsein, wie die Vorstellung, und seiner Einheit nach, in welcher kein Mannichfaltiges getroffen wird, keiner Zergliederung, sondern blos des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig. Das Gefühl, in wie fern es aus der Selbstthätigkeit des gestigen Subjects hervorgeht, ist,

seiner Ankündigung und Richtung nach, unerschöpflich und in einem gewissen Sinne unermeßlich; nie wird es in seinem ganzen Umfange befriedigt, nie kann der letzte Punct desselben erreicht werden. Da noch keine Kritik des Gefühlsvermögens (nach der Analogie der Kritik des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens) versucht worden ist, und, wenn auch dieser Versuch gewagt werden sollte, kein ähnliches Resultat von dieser Kritik, wie von der Kritik der beiden übrigen geistigen Vermögen zu erwarten ist, weil das Unmittelbare des Gefühls nie durch Begriffe zergliedert werden kann, so müssen wir in Hinsicht des Gefühls bei dem Resultat stehen bleiben, daß es das zum Bewußtsein gebrachte unmittelbare Reale sei, welchem, nach seinem Ursprunge aus der Selbstthätigkeit des geistigen Subjects, Unermeßlichkeit, aber nach den Begrenzungen einer endlichen Individualität, zukommt. Nur dadurch scheint es sich erklären zu lassen, wie der Mensch vermittelst des Gefühls gleich stark, theils von der Realität alles dessen, was das Gefühl ursprünglich und unmittelbor verbürgt (vom Dasein, Individualität und Persönlichkeit), theils von der Unermeßlichkeit der intensiven Kraft des Gefühls, theils von den Grenzen und Schranken der Endlichkeit überzeugt werden kann, unter welchen sich das menschliche Dasein und die menschliche Freiheit ankündigt. In diesem Sinne ist denn auch die Sprache in der That zu arm, die Unermeßlichkeit des subjectiven Gefühls auszudrücken, obgleich die Darstellung des Gefühls der Grundcharakter der poetischen Sprache und das unterscheidbare Merkmal derselben von der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit bleibt. So viel von der Methaphysik über das Gefühlsvermögen; über Darstellung desselben in der empirischen Psychologie, s. Gefühl. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit und Bestimmung scheint das Gefühlsvermögen ein vermittelndes Vermögen zwischen dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen zu sein, weil die Stärke des Willens und die Kraft des Handelns zunächst von der Belebung abhängt, welche das Gefühlsvermögen dem vorgestellten und zu realisirenden Gegenstande ertheilt. Da nun unter allen Objecten, welche der Wille zu realisiren bestrebt ist, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die reinsten und höchsten sind; so muß auch die Thätigkeit des Gefühlsvermögens in Hinsicht dieser Ideale die höchste und vollendetste sein. Selbst die Glückseligkeit, die in einzelnen sinnlich angenehmen Zuständen besteht, kann bei dem Menschen, wegen des Zusammenhanges der Empfindung mit dem Gefühle, zu einer idealischen Beziehung erhoben, und dadurch als die Totalität der sinnlich angenehmen Gefühle, mit den Gefühlen des Wahren, Schönen und Guten in Harmonie gebracht werden. Q.

Gegenbewegung nennt man in der Musik einen solchen Gang mehrerer Stimmen, bei welchem die eine steigt, indessen die andere fällt, oder deren Tonfolgen in einer nach der Höhe, in der andern nach der Tiefe, oder so auch umgekehrt, von der Höhe und Tiefe gegen die Mitte zu gerichtet sind. Man kann diese Art von Bewegung von mehreren Seiten als die beste betrachten, besonders am Flügel beim begleitenden Generalbaß, weil man bei selbiger am sichersten ist, manchen fehlerhaften Fortschreitungen und unharmonischen Gängen zu entgehen.

Gegenbeweis ist die Handlung eines Prozeßtheils, wodurch derselbe den Beweis, welchen der Gegentheil geführt hat, zu entkräften sucht. Die Frist des Gegenbeweises geht von der Insinuation des Beweises an und in gleicher Form wie die Beweisfrist. Hat der Beklagte den Gegenbeweis zu führen, so ist, nächst der Entkräftung des über die Klagen geführten Beweises, die Bewahrheitung der Einreden

sein Zweck. Hat der Kläger den Gegenbeweis zu führen, so ist nächst der Entkräftung des Beweises die Bewahrheitung der Repliken sein Zweck. Der Gegenbeweis wird nie vom Richter auferlegt, sondern vorbehalten. In den Acten nimt der Gegenbeweisführer den Namen Reproducent, der andere Prozeßtheil die Benennung Reproduct an. Die Gegenbeweisführung gewährt den Vortheil, daß man erst die Kraft und Richtung der Beweisführung absehen, und darnach den Gegenbeweis einrichten kann. Vergl. d. Art. Prozeß. A.

Gegenfüßler oder Antipoden nennen wir in Beziehung auf einander diejenigen Bewohner der Erde, welche einander dem Durchmesser nach entgegenstehn, weil sie die Füße einander entgegenkehren. Der Scheitelpunct der einen ist der Fußpunct der andern. Die Gegenfüßler wohnen in gleichen, aber entgegengesetzten geogr. Breiten der Erde, und die geogr. Längen ihrer Standpuncte sind um 180 Gr. verschieden; ihre Tageszeit weicht daher nur um 12 Stunden von einander ab und ihre Jahreszeiten sind einander entgegengesetzt. Wenn bei uns der Frühling seinen Anfang nimt, so geht bei ihnen der Herbst an; sie haben Mitternacht, wenn wir Mittag haben. Die Kugelgestalt der Erde führt von selbst auf die Vorstellung der Antipoden, deren man schon vor Cicero gedachte. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerspruch mit der Bibel, und im 8. Jahrh. wurde der Erzbischof zu Salzburg, Virgilius, ihretwegen in den Bann gethan. Erst als Erdumsegler die Sache außer Zweifel setzten, hörte der Widerspruch gegen die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und von den Antipoden auf. Nicht zu verwechseln sind mit den Gegenfüßlern die Gegenwohner, welche mit uns einerlei Mittagskreis und gleiche, aber entgegengesetzte Breiten haben. Die Gegenwohner haben mit uns, ihren Gegenwohnern, einerlei Mittagszeit, also einerlei Tagesstunden, aber entgegengesetzte Jahreszeiten.

Gegensatz, s. Antithese und Contrast.

Gegenschein (Opposition), s. Aspecte.

Gegenwirkung oder Reaction entsteht, wenn ein in Bewegung begriffener Körper auf einen andern, bewegten oder nicht bewegten, Körper wirkt, und dadurch eine Veränderung in seiner Bewegung erleidet. Ein in Bewegung begriffener Körper A kann einen andern B, der sich ihm entgegenstellt, wieder bewegen, oder dessen Bewegung abändern, d. h. er kann ihm eine Bewegung mittheilen. A erleidet dadurch, daß ihm ein Theil seiner Kraft entzogen wird, selbst eine Veränderung. Die Ursache davon liegt in der Gegenwirkung von B; A wird gerade so viel Kraft verlieren, als ihm B Widerstand entgegensetzt. Die Atomisten stellten sich vor, daß die Trägheit desjenigen Körpers, auf welchen die Einwirkung geschieht, dem einwirkenden Körper einen Theil seiner Bewegung oder seine ganze Bewegung gleichsam entziehe, bis beide eine gleiche Geschwindigkeit nach einerlei Richtung erhalten hätten; allein da Trägheit nichts anders ist, als bloßes Unvermögen, sich von selbst zu bewegen, so kann sie einem bewegten Körper nichts von seiner Bewegung entziehen, kann nicht Ursache des Widerstandes sein. Nach der Lehre der Dynamisten gibt es keine Materie ohne zurückstoßende und anziehende Kräfte; ja ohne dieselben ist gar keine Materie möglich. Da nur ursprüngliche Kräfte das Wesen der Materie ausmachen, so wird daraus dasjenige erklärbar, was wir Gegenwirkung nennen.

Geheimeraths-Verordnungen oder Ordres of Council, Verfügungen, die über Staatsverwaltungs-Gegenstände aus dem Ge-

heimenrath des (unverantwortlichen) Königs von Großbritannien und im Namen desselben, nach vorgängiger Berathschlagung und Abstimmung der (verantwortlichen) Geheimenräthe, und zwar der Stimmenmehrheit gemäß, erlassen werden. Die Uebersetzung Cabinetsordre ist daher nicht passend, weil wir unter letzterer gewöhnlich einen von der reinen Willkür eines unumschränkt regierenden Fürsten ausgehenden Befehl verstehen. Vergl. Continental-System.

Gehirn ist eine weiche, theils röthlich graue, theils weißliche, in der Hirnschale befindliche Substanz, mit vielen Adern durchwebt und von verschiedenen Häuten umgeben. Es besteht aus zwei, durch feine Adern und Fasern verbundenen, Haupttheilen. Das sogenannte große Gehirn (Cerebrum) nimt bei dem Menschen den obern Theil des Kopfes ein, und ist sieben- bis achtmal größer als das darunter liegende kleine Gehirn (Cerebellum). Es ruht auf den Augenhöhlen, dem Grunde des Schädels und dem Zelte, und ragt nach hinten zu über das kleine Gehirn hervor. Auf der ganzen Außenseite des großen Gehirns befinden sich Furchen und jedesmal zwischen zweien derselben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entstehen, indem sich die Gefäßhaut ins Gehirn einsenkt, um dasselbe tiefer mit Blut zu versorgen. Die äußere röthliche Substanz des Gehirns ist weicher und gefäßreicher als die innere weiße, welche das Mark des Gehirns heißt. Das Mark besteht aus Fasern, die nach den einzelnen Gegenden sehr verschieden sind. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eigenen Kammer der Hirnschale. Auf der Grundfläche sieht man es in eine rechte und linke Hälfte durch das dazwischen liegende Rückenmark getheilt, nach oben und hinten aber zusammenhängen. Es ist eben so wie das große Gehirn mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlichgrau, inwendig aber größtentheils markig. Nach Verhältniß wird es viel tiefer und dichter von den Fortsetzungen der Gefäßhaut durchzogen, als das große Gehirn. Schneidet man es in horizontaler Richtung ein, so sieht man graue Ringe mit markigen einigermaßen concentrisch abwechseln. Zwischen der röthlichgrauen und markigen Substanz findet sich allenthalben im kleinen Gehirn eine dritte gelbliche Mittelsubstanz. Alles Mark des kleinen Gehirns kommt in der Mitte gleichsam in einen kurzen Stamm zusammen. Die Erfahrung lehrt, daß in dem Bau des Gehirns viel seltener Abweichungen gefunden werden, als bei den andern Theilen des menschlichen Körpers. Auch verdient die Symmetrie des Gehirns wohl bemerkt zu werden, vermöge welcher alles darin doppelt ist. Selbst die Theile, welche in der Mitte liegen, und darum einfach scheinen, wie z. B. das Rückenmark, bestehen eigentlich aus zwei symmetrischen Hälften. Das Gewicht des gesammten Gehirns beträgt beim Menschen 2 bis 3 Pfund; es ist um so größer und schwerer, je jünger der Mensch ist, mit dem Alter wird es specifisch leichter. In Krankheiten, die mit Geisteszerrüttung verbunden sind, wird es zuweilen fester, zuweilen auch lockerer und weicher. Das Gehirn ist das eigentliche Werkzeug der Empfindung. Empfindung ist aber von der Vorstellung untrennbar; sie wäre ohne dieselbe gar nichts. Indem also das Gehirn der Mittelpunct von jener ist, muß es auch der Sitz von dieser sein. (Vergl. die Artikel Gall und Schädellehre.)

Gehör ist der Sinn, durch welchen wir Wesen Wahrnehmung von denjenigen Schwingungen und Bewegungen der Luft bekommen, welche wir Ton, Schall oder Klang nennen. Das Werkzeug des Gehörs ist das Ohr, ein in seinem Baue sehr zusammengesetzter, künstlicher Theil des thierischen Körpers. Man theilt es in das äußere, mitt-

lere und innere Ohr. Die beiden erstern Theile sind vornehmlich dazu bestimmt, den Schall aufzufassen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Anklingung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem inneren bewerkstelligt zu werden scheint. Zum äußern Ohr gehört die Muschel und der knorpliche Gehörgang. Dieser schließt sich der Gehörgangsröhre an, welche durch das Trommelfell begrenzt wird. Das Trommelfell ist ein nach innen convexes, sehr elastisches Häutchen und bedeckt die Trommelhöhle oder sogenannte Pauke. In dieser sind die Gehörknöchelchen, ihrer Gestalt wegen Hammer, Amboß und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr ist durchaus zweckmäßig gebildet, um die wellenförmigen Erschütterungen der Luft aufzufangen, und sie in die Muschel und von da in den Gehörgang zu leiten. Da die Fläche dieses letztern, z. B. beim menschlichen Ohr, 50mal kleiner ist, als die Fläche des äußern Ohrs; so muß hier der Schall um 50mal stärker sein, als wenn er ohne das äußere Ohr in den Gehörgang gekommen wäre. In der Trommelhöhle bilden sich die Töne, und pflanzen sich weiter fort durch die überspannte Haut des Trommelfells und mittelst der Gehörknöchelchen. Die innerste Höhle des Ohrs nennt man das Labyrinth. Sie liegt über der Trommelhöhle etwas nach hinten in der festesten Masse des Schläfeknochens, und besteht aus dem Vorhof, drei halbkreisförmigen Röhren, und der Schnecke, einem spiralförmigen Canal, der sich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt mittelst einer kleinen Oeffnung, das runde oder ovale Fenster genannt, mit der Trommelhöhle zusammen. Um das runde Fenster läuft ein Canal, der Fallopische genannt, welcher einen Nervenfaden des siebenten Nervenpaares enthält. In diesen künstlichen Theilen, die man das innerste Heiligthum des Gehörorgans nennen könnte, werden die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ferner fortgepflanzten Töne zur Aufnahme noch besonders ausgebildet, und erreichen endlich die eigentlichen Gehörnerven, denen sie ihre Eindrücke mittheilen, um sie zu dem Gehirn selbst zu leiten, wo sie zur Empfindung erhöht werden. Die Entstehung dieser Empfindung hat man auf mancherlei Weise zu erklären versucht, allein die Natur wirkt hier hinter einem Schleier, den der Geist des Menschen zu durchdringen vergeblich bemüht ist. Eine Reihe der anziehendsten physiologischen Beobachtungen über das Gehör und dessen Werkzeuge bei den verschiedenen Classen der Thiere findet man in Chladnis Akustik.

Gehorsam, s. Klostergelübde.

Gehörwerkzeuge (künstliche), Hörmaschinen, Hörröhren, nennt man gewisse Instrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verstärken. Die Formen derselben sind sehr verschieden, doch gehen, im Ganzen genommen, alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, diesen Mangel zu ersetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden ist, die innern Gehörwerkzeuge aber erschlafft sind, oder auf irgend eine andere Weise leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verstärken. Es hat aber das äußere Ohr der Menschen und der Thiere hauptsächlich den Nutzen, daß durch seine trichterförmige Gestalt die Schallstrahlen gleichsam vereinigt, zusammengedrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitz der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Alle Hörmaschinen nun, welche, wie gesagt, die Wirkung des äußern Ohrs ersetzen oder verstärken sollen, ahmen mehr oder weniger dessen Form nach. Die ältern Werkzeuge dieser Art gleichen einem Nachtwächterhorn oder einer Trompete, sie sind meistens ziem-

lich groß und gewöhnlich mit Handgriffen versehen, um sie dann, wenn man etwas deutlicher zu hören wünscht, an das Ohr zu halten, und zwar so, daß die engere Windung in den Gehörgang gesteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, von wo man den Schall erwartete. Diese Instrumente wurden aber, wie man leicht einsieht, durch ihre Größe und Schwere, so wie dadurch, daß sie beständig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem und lästig; auch versteckten sie den Fehler, gegen welchen sie helfen sollten, nicht genugsam, vertrugen sich also nicht mit der Eitelkeit der Menschen, und wurden deßhalb bald verworfen. Einige neuere Hörmaschinen leiden nicht an diesen Mängeln und verdienen in jeder Hinsicht empfohlen zu werden. Die eine stellt einen kleinen silbernen Trichter dar, auf dessen innerer Fläche sich eine schneckenförmig vielfach gewundene Leiste befindet, wodurch ein eben solcher Gang gebildet wird, dessen inneres Ende auf den Anfang des Gehörgangs trifft. An dem breiten umgebogenen Rande befinden sich einige Löcher, wodurch Bänder gezogen werden, um die Maschine an das äußere Ohr zu befestigen. Eine zweite ebenfalls sehr brauchbare, besteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von lackirtem Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das äußere weitere aber am äußern Ohre befestigt wird. Auch können zwei solche Instrumente durch einen elastischen Bügel vereinigt und auf diese Weise in jedem Ohre eins angebracht werden. Ein drittes Instrument endlich besteht aus einem hohlen blechernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Oeffnung befindlich ist, und dessen Schenkel in zwei sich einwärts biegende Röhren auslaufen. Dieser Bügel wird so auf dem Kopfe unter den Haaren befestigt, daß die Mündung in seiner Mitte gleich über dem obern Rand der Stirne zu liegen kommt, die Röhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang gesteckt. Dieses letztere Instrument hat den Vortheil, daß es sehr gut die geraden, von vorn kommenden Schallstrahlen auffängt.

Gehrung heißt bei den Holzarbeitern die schräge, nach der Winkellinie eines rechtwinkligen Vierecks gehende Richtung und eine in solcher Richtung laufende Fläche. Daher Gehrhobel, ein Hobel, mit dem eine Gehrung gemacht wird; Gehrmaß, ein Richtscheit mit einem Anschlage oder Querbrettchen am Ende, das nach einem Winkel von 45 Graden abgeschrägt ist. Man bedient sich desselben, die Gehrung vorzuzeichnen.

Geige, s. Violine.

Geißelungen haben zur Züchtigung von Verbrechern allenthalben und zu allen Zeiten Statt gefunden. Daß aber auch Christus und die Apostel gegeißelt worden, war ein Umstand, von dem die Andächtelei finsterer Zeiten Anlaß zu jenen willkürlichen Selbstpeinigungen nahm, von denen hier die Rede sein soll. Schon seit den ersten Jahrhunderten nach Christus hatten einzelne Schwärmer durch strengere Enthaltsamkeit und freiwillige Martern des Leibes die für die begangenen Sünden verwirkte göttliche Strafe abzubüßen und den gerechten Vergelter gleichsam zum Mitleid und zur Verzeihung zu reizen gesucht. Um an den Leiden Christi Theil zu nehmen und sich der Entsündigung durch ihn desto gewisser zu machen, erwählten viele, wie der Abt Regino zu Prüm im 10. Jahrh., dazu die Geißelung; jedoch wurde diese Art von Büßung erst vom 11. Jahrh. an allgemeiner, da Petrus Damiani von Ravenna, Abt des Benedictiner-Klosters Santa Croce d'Avellano bei Gubbio in Italien und später Cardinalbischof von Ostia

der ganzen Christenheit und insbesondere den Mönchen die Geißelung zur Buße für ihre Sünden und zur Rettung ihrer Seele vom höllischen Feuer auf das dringendste empfahl. Sein Beispiel und der Ruf seiner Heiligkeit verschaffte seiner Ermahnung bald Eingang: Geistliche und Laien, Männer und Weiber fingen an mit Ruthen, Riemen und Ketten gegen ihren Körper zu wüthen; man setzte gewisse Zeiten fest, um diese apostolische Schlägezucht (disciplina) an sich zu verrichten, und in mehreren Klöstern wurde sie ein Theil der geordneten Zucht. Fürsten bedienten sich ihrer als Reinigungsmittel und ließen sich entkleidet von ihren Beichtvätern geißeln. Der heil. Ludwig IX. von Frankreich trug zu diesem Behufe eine elfenbeinerne Büchse mit fünf kleinen eisernen Ketten beständig bei sich und ermunterte seinen Beichtvater, recht derb zuzuschlagen, auch theilte er dergleichen Kettenbüchsen an die Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses und andere gute Freunde als besondere Gnadengeschenke zu gleichem Gebrauche aus. Der Wahn, sich durch diese Geißelungen von Sünden zu reinigen und die Seligkeit zu verdienen, wurde in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. zu einer Raserei, die ganze Länder ergriff und die seltsamsten Schauspiele darbot. „Um diese Zeit," schreibt der paduanische Mönch in seiner Chronik beim J. 1260, „da ganz Italien von Lastern befleckt war, gaben sich plötzlich einem unerhörten Unternehmen erst die Perugianer, dann die Römer und endlich alle Völker Italiens hin. Die Furcht Christi kam so stark über sie, daß Edelleute und Unadelige, Alte und Junge nackend ohne Scham durch die Straßen der Städte umherzogen; jeder trug eine Geißel von Riemen, womit er sich unter Seufzen und Weinen, unter Absingung von Bußpsalmen und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes bis aufs Blut peitschte. Nicht nur bei Tage, auch des Nachts liefen sie so im härtesten Winter zu Hunderten und Tausenden mit brennenden Wachslichtern durch Städte und Kirchen, durch Dörfer und Flecken, daß Felder und Wälder von ihrem Flehen zu Gott wiederhallten. Da schwiegen alle musikalischen Instrumente und kein Lied der Liebe ertönte mehr; man hörte nur den kläglichen Gesang der Büßenden. Steinerne Herzen wurden durch diesen traurigen Ton gerührt, die Augen der Härtesten konnten sich der Thränen nicht enthalten, Uneinige söhnten sich mit einander aus, Wucherer und Räuber eilten, das ungerechte Gut wiederzugeben, noch unentdeckte Missethäter bekannten ihre Verbrechen und besserten ihren Wandel." Aber diese plötzliche Bewegung der Buße artete bald in ein tumultuarisches Schwärmen, ja sogar in ein Gewerbe aus. Die Büßenden vereinigten sich zu Brüderschaften, Flagellatori in Italien, Flagellanten in Frankreich, Geißler, Geißelbrüder, Flegler und Bengler in Deutschland genannt (s. Flagellanten). Nach der costnitzer Kirchenversammlung (1414—1418) wurden Geistliche und Laien des Geißelns nach und nach überdrüssig; die Franziskanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längsten getrieben. Daß ein so widersinniger Gebrauch aufkommen und sich ungeachtet der Mißbilligung der Vernünftigen so lange erhalten konnte, wird bei den außerordentlichen Wirkungen, die man sich davon versprach, nicht befremden können. Das Geißeln vertrat nach den herrschenden Begriffen des Mittelalters jede Art und Dauer der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Absingung von 30 Psalmen galten ein Jahr, 30,000 Hiebe zehn Jahr Buße u. s. w. Eine italienische Wittwe im 11. Jahrh. rühmte sich, durch Selbstgeißelung für 100 Jahre Buße gethan zu haben, wozu nicht weniger als 300,000 Streiche gehörten. Ueberdies gab die Meinung, daß man

durch die Selbstpeinigung auch bei der größten Sündenschuld der Hölle entfliehen und sich den Ruf besonderer Heiligkeit erwerben könne, dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz, der die körperlichen Schmerzen so lange überwog, bis die Schrecken des Aberglaubens und die Einbildungen der Andächtelei vor dem Lichte einer bessern Erkenntniß verschwanden. E.

Geist. Im Gegensatz des Körpers wird der Geist als ein Wesen gedacht, das mit Bewußtsein thätig ist, dessen Thätigkeit daher im Vorstellen und Streben, oder, in einem höhern Grade gedacht, im Denken und Wollen besteht. Wird ein solches Wesen in Verbindung mit einem Körper, durch welchen es mit einer äußern Welt in Wechselwirkung steht, gedacht, so heißt es Seele und jener Körper sein Leib. Ob es reine, d. h. körperlose Geister gebe, ist viel bestritten, aber natürlicherweise nie ausgemacht worden. Indessen hat man auf diese Voraussetzung selbst eine philosophische Wissenschaft, die Geisterlehre oder Pneumatologie, erbaut, die aber mehr Träumereien der Einbildungskraft, als Philosopheme der Vernunft enthält. Diese angebliche Wissenschaft hat jedoch von jeher viele Verehrer gefunden, besonders unter den Schwärmern, deren Einbildungskraft sich immer in einem überspannten Zustande befand, und die daher die Geister wol gar in körperlicher Gestalt zu schauen und mit ihnen in übernatürlicher Verbindung zu stehen wähnten. Solche Geisterseher unterschieden dann auch, vermöge ihrer Bekanntschaft mit dem Geisterreiche, verschiedene Classen und Ordnungen von Geistern, als gute und böse Geister, nach ihrem Charakter und Einfluß auf den Menschen, Luftgeister, Erdgeister u. s. w., nach ihren Wohnungen (s. d. Art. Dämonologie, Engel, Teufel, Gabalis). Auch gaben dergleichen Personen oft vor, daß sie die geheime Kunst besäßen, die Geister sich unterwürfig zu machen, sie erscheinen zu lassen u. s. w., wozu man sich insgemein gewisser Formeln oder Zauberwörter bediente. Daher entstanden Geisterbeschwörer oder Geistercitirer, die aber oft nur verschmitzte Betrüger waren, welche die Leichtgläubigkeit der Menschen durch angebliche Entdeckung verborgner Schätze u. dergl. zu ihrem Vortheile benutzten. Ob nun gleich das Grundlose der Geisterlehre und das Trügliche der Geisterkunst (Magie) theils durch Schriften (unter welchen vorzüglich Kants Träume eines Geistessehers, erläutert durch Träume der Metaphysik, zu bemerken sind), theils durch Nachahmung der sogenannten Geistererscheinungen mittelst der optischen Täuschungen, welche die natürliche Magie lehrt, oft genug dargethan worden ist: so hat doch der Aberglaube sich noch immer nicht davon losreißen können, wie der Beifall beweist, den Jungs Schriften über die Geisterwelt in unsern Zeiten, selbst unter den höhern Ständen, gefunden haben. Man nimt aber das Wort Geist oft auch in andern Bedeutungen, so daß man darunter nicht ein besondres, mit Bewußtsein thätiges Wesen versteht, sondern die inneren Bestimmungen gewisser Dinge. So sagt man von einem Menschen, er habe Geist, wenn seine Denkkraft in einem vorzüglich hohen Grade wirksam ist; und wiefern sich diese innere Bestimmung auch äußerlich im Antlitz oder Auge des Menschen abspiegelt, legt man auch wol diesen Theilen des Menschen Geist bei. Daher sagt man ferner ein geistreicher oder geistvoller Mensch, Schriftsteller, Künstler, desgleichen eine geistreiche Physiognomie, ein geistvolles Auge u. s. w. Ja man trägt die letzten Ausdrücke auch auf menschliche Ereignisse über, wiefern sich in ihnen die innere Kraft des Menschen, der sie hervorbrachte, ankündigt, und sagt daher: ein geistreiches Buch,

ein geistvolles Kunstwerk, Gedicht, Gemälde u. s. w. Bei geistreichen Kunstwerken kommt es aber weniger auf die Stärke der Denkkraft, als vielmehr der Einbildungskraft an, wiewol diese allein noch kein wahres Kunstwerk zu schaffen im Stande ist, sondern in Verbindung mit der Denkkraft oder dem Verstande bei ihren Hervorbringungen wirksam sein muß. Endlich trägt man auch das Wort Geist selbst auf Getränke über, wiefern sie die Kraft haben, zu berauschen und dadurch die Einbildungskraft zu beleben. Deßhalb nennt man sie geistige Getränke. Dasjenige Element derselben, welches man als den eigentlichen Grund jener belebenden Kraft betrachtet, nennt man ihren Geist, und bezeichnet die übrigen Bestandtheile mit dem Worte Phlegma. In einer andern Bedeutung setzt man in Beziehung auf die menschliche Rede dem Geiste, d. h. dem innern oder höhern Sinne derselben, den Buchstaben, d. h. den bloßen Wortsinn, das Grammatisch-Lexikalische der Rede, entgegen. Im Französischen heißt Geist (esprit) oft nichts anders als Witz oder Laune, desgleichen die Gabe, ein unterhaltendes Gespräch zu führen. D.

Geist (der heilige) ist, nach dem Sinne des neuen Testaments, die Gottheit selbst, in so fern sie als die höchste Vernunft auf geistige und moralische Zwecke überhaupt und insbesondere auf die Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums hinwirkt. Wenn Jesus seinen Jüngern den Geist der Wahrheit, den Paraklet oder Tröster, verheißt und von ihm sagt, er solle auf alle ausgegossen werden, die das Christenthum annehmen würden; so versteht er darunter diese göttliche Einwirkung, vermöge deren die Kraft der Wahrheit seiner Religion das menschliche Gemüth ergreift, erleuchtet, überzeugt, zu großen Thaten begeistert und durch ihre himmlischen Tröstungen über jedes Leid der Erde erhebt. Sie rüstete die Apostel Jesu zu ihrem Berufe aus: wie ihr Blick nach dem Umgange mit dem Auferstandenen und beim Antritte ihres weltumfassenden Unternehmens freier, ihre eigne Erfahrung von der Gewißheit und allseitigen Anwendbarkeit der Religion Jesu reifer und lebendiger wird, klärt diese göttliche Kraft des Geistes sie über alle die Winke und Lehren ihres Meisters auf, die ihnen in ihrer sonstigen Befangenheit dunkel geblieben waren, und leistet ihnen und den Evangelisten beim Niederschreiben der Bücher des neuen Testaments den wunderbaren Beistand, der schon die Verfasser des alten Testaments geleitet hatte und allen Büchern der heiligen Schrift das Ansehn und die Untrüglichkeit einer göttlichen Offenbarung gibt; sie theilt ihren Reden die lichtvolle Klarheit, das eindringliche Feuer, die hinreißende Zuversichtlichkeit mit, durch die sie nun fähig sind, zu Menschen von allen Nationen in der allgemein verständlichen und überzeugenden Sprache des Herzens zu sprechen, und ihre Hörer mit dem Glauben zu erfüllen, dessen sie selbst leben; sie macht sie siegreich gegen ihre Widersacher und standhaft unter den Streichen ihrer Verfolger; sie stärkt und erquickt ihr Herz unter den schrecklichsten Qualen, und zeigt ihnen in der Stunde des Todes ein Reich ewiger Seligkeit, in dem ihr Herr sie erwartet. Dies sind die Gaben des heiligen Geistes, durch welche die Apostel, so wie die Ueberzeugten, Frommen und Kräftigen unter den Christen aller Zeiten Werke ausrichteten und Siege erkämpften, die für Menschen, denen es selbst an Aufschwung des Gemüths, an Stärke und Innigkeit der Ueberzeugung, an Muth und Thatkraft fehlt, eben so unbegreiflich als unmöglich sind. Daß aber dieser einfache, dem wahren Verhältnisse Gottes zu den Menschen und der Entwickelungsweise des menschlichen Gemüths ganz angemeßne

Begriff von dem Wesen und Wirken dessen, was in der Bibel heiliger Geist genannt wird, in der Folgezeit mannichfaltig verkünstelt und unkenntlich gemacht wurde, kann den nicht befremden, der es weiß, wie die Menschen mit religiösen Wahrheiten überhaupt umzugehen pflegen. Tertullian und Origenes, zwei vielgeltende Kirchenlehrer des 3. Jahrh., nannten den heil. Geist ein von Gott durch Christum hervorgebrachtes, obwol das allervortrefflichste, Geschöpf: Macedonius in der Mitte des 4. Jahrh., Bischof von Constantinopel, sprach ihm die Gleichheit des Wesens und der Würde mit Gott dem Vater ab. Die Synode zu Alexandrien, im J. 362, erklärte ihn und seine Anhänger — Pneumatomachi oder Geistesfeinde — für Irrlehrer, und die allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel, im J. 381, setzte für die ganze christliche Kirche ausdrücklich fest, der heil. Geist müsse als die vom Vater ausgehende dritte Person in der Gottheit mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und göttlich verehrt werden. Augustinus behauptete, der heil. Geist gehe vom Vater und vom Sohne aus, und die Synode von Toledo verdammte 589 alle Andersgläubigen. Diese kleine Abweichung von dem älteren Lehrbegriffe veranlaßte einen vom 8. bis ins 11. Jahrh. währenden Streit zwischen der abendländischen oder lateinischen, und der morgenländischen oder griechischen Kirche, welcher endlich eine ganze Trennung zur Folge hatte. Die dem Papste anhängigen Abendländer und mit ihnen die Protestanten behaupten, daß der heil. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, die Morgenländer nehmen nur das Ausgehen vom Vater an. Die Verehrung des heiligen Geistes, als der dritten Person in der Gottheit, ist übrigens beiden Kirchen und auch den Protestanten als ein wesentliches Stück des Glaubens an die göttliche Dreieinigkeit gemein. Von der Wirksamkeit des heiligen Geistes in der christlichen Kirche hat auf der einen Seite die Politik des Priesterregiments, auf der andern der Mysticismus einiger Secten überspannte und schwärmerische Vorstellungen in Umlauf gebracht (s. Gnade, Hierarchie, Inspiration), und um seine Gegenwart zu versinnlichen, hat man ihn, zufolge eines mißverstandenen Gesichts des Täufers Johannes bei der Taufe Jesu, sogar in Gestalt einer Taube abzubilden gewagt. Uebrigens kehrt gegenwärtig die Theologie nachgerade zu den ursprünglichen biblischen Bestimmungen von dem Begriffe, den Gaben und dem Beistande des heiligen Geistes zurück, und unsre Vorstellung von dieser göttlichen Kraft kommt der Idee einer gesunden Religionsphilosophie von dem Zusammenhange des Geistigen im Menschen mit Gott immer näher. Denn daß Gottes Geist aus der von ihm eingegebenen heiligen Schrift, in den Reden und Thaten frommer, für das Gute begeisterter Menschen, wie in unserm Gewissen spreche, und eine geflissentliche Widersetzlichkeit gegen die anerkannte Wahrheit und innere Ueberzeugung — die Sünde gegen den heiligen Geist — unverzeihlich sei; daß man die durch Lehren, Beispiele und innern Gewissensdrang erweckten Vorsätze und geleiteten Fortschritte unsrer sittlichen Besserung als ein Werk dieses Geistes, Weisheit, Scharfblick in die Zukunft, Begeisterung für das Gute und religiöse Beredsamkeit als Gaben von ihm, das priesterliche Amt aber als einen Auftrag Gottes betrachten müsse, der nicht ohne Mitwirkung, nicht ohne Empfänglichkeit für die Zusprache seines Geistes würdig erfüllt und nutzbar werden könne: alles dieses steht mit der menschlichen Vernunft keineswegs im Widerspruche. Vielmehr unterscheidet diese genau von dem, was bei den Menschen Geist genannt wird, den Geist Gottes, und die Erfahrung zeigt, daß ein geistvoller

Mensch wol sehr unheilig denken und handeln, der heilige Geist aber mit seinen Gaben und Kräften nur in reinen, unschuldigen Seelen wohnen kann.

E.

Geist der Zeit ist die in einem Zeitalter herrschende Denkart und Handlungsweise. Es ist also eigentlich nicht die Zeit, der man einen Geist beilegt, sondern die in der Zeit, nemlich in einem gewissen Theile derselben (einem Zeitalter oder einer Zeitperiode) lebenden Menschen. Wenn man also sagt, der Geist der Zeit ist egoistisch oder revolutionssüchtig, so heißt dies nichts anders, als die geistige Stimmung der in einer gewissen Zeit lebenden Menschen ist so beschaffen, daß die Meisten unter ihnen nur für ihr persönliches Wohlbefinden sorgen, oder einen großen Hang zu politischen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Menschen einen gewissen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge dessen das Beispiel Andrer ein äußerer Reiz oder Erregungsmittel für ihn wird, dasselbe zu thun, so ist hieraus begreiflich, daß jeder Einzelne, je nachdem sein Nachahmungstrieb stärker oder schwächer ist, und er weniger oder mehr Selbstständigkeit hat, auch dem Einflusse des Zeitgeistes auf seinen Charakter und sein Verhalten mehr oder weniger unterworfen ist. Daher wird dem Zeitgeiste eine gewisse Herrschaft beigelegt, die aber doch nicht so allmächtig ist, daß man sich nicht durch eigne Geisteskraft darüber erheben könnte. Die Ursachen, welche in einem gewissen Zeitalter einen eigenthümlichen Geist hervorbringen, können sehr verschieden sein, werden aber doch fast immer entweder aus so ausgezeichneten, kräftigen Geistern, welche in religiösen, politischen, philosophischen und ästhetischen Ansichten eine bedeutende Aenderung bewirkten, oder aus so ausgezeichneten Regenten, deren Einfluß sich weit erstreckt, vereint mit der friedlichen oder kriegerischen, glücklichen oder unglücklichen Lage der Nationen hervorgehn.

Geistererscheinung. Man versteht darunter in den meisten Fällen das Sichtbarwerden eines abgeschiedenen Geistes in der Gestalt seines vorigen Körpers, eines Schemen, und die Nachahmung dieses Phänomens durch die natürliche Magie, wird in dieser Beziehung Phantasmagorie genannt, welcher wir einen eigenen Artikel gewidmet haben. Wie entschieden auch in der neuern Zeit die Philosophie wider die Möglichkeit derselben sich erklärt, und alle Berufung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines (vielleicht optischen) Betrugs und einer Selbsttäuschung lebhafter oder überreizter Einbildungskraft abgewiesen hat; immer bleibt im Gemüth des Volks eine geheime Neigung zu dem Glauben an diese Möglichkeit, und darum ist auf der Bühne die Erscheinung eines Geistes oder Schemen einer der stärksten tragischen Hebel, eines der wirksamsten Mittel zu kunstzweckmäßiger Bewegung des Gemüths. Die griechischen Tragiker haben sich dessen sowol bedient, als Shakspeare, Calderon und andere neuere Dichter; dennoch ist der Geschmack der Franzosen im Ganzen dagegen, wegen seines Anspruchs auf Naturmäßigkeit aller theatralischen Ereignisse; und sie haben selbst den Hamlet ohne Geist auf ihre Bühne gebracht. Das ist eine von den Folgen des Irrthums, daß alles, was auf der tragischen Bühne als ein Wahres auf die Handelnden zu wirken scheint, auch die Zuschauer täuschen, und ihnen als Wahrheit vorkommen müsse. Geschähe das bei der Erscheinung des erschlagenen Banko in Macbeth z. B., so würde eben dadurch die Kunstwirkung vernichtet werden, und an ihre Stelle eine rein peinliche natürliche treten: der Zuschauer würde nicht Theilnahme an einem fremden Schrecken, sondern ein eignes Entsetzen empfinden. Jene Theilnahme, auf welche hier alles ankommt, hängt

keineswegs vom wirklichen Glauben des Zuschauers, sondern von dem scheinbaren des Spielers ab, und wir müssen Bankos Geist nur darum auf dem Theater sehen, weil wir sonst über die Ursache von des Königs Schrecken zweifelhaft bleiben würden. Inzwischen beruht der richtige Gebrauch dieses tragischen Erregungsmittels auf mancherlei Bedingungen, welche häufig verletzt werden, und der neueste Versuch, der in dem Trauerspiele, die Ahnfrau, gemacht worden ist, die Erscheinung und Mithandlung einer Verstorbenen als Hauptsache zu behandeln, und das ganze Stück hindurch die Zuschauer mit einer Art von künstlerischen Gespensterschauder zu unterhalten, scheint aus einer Verwechslung der Begriffe von Mittel und Zweck hervorgegangen zu sein. A. Mnr.

Geisteskrankheiten sind diejenigen Arten von Störungen des freien Bewußtseins, in welchen der Mensch fortdauernd entweder keiner lebhaften und bestimmten Vorstellungen fähig ist, oder verkehrte, d. h. dem gesunden Verstande widersprechende Vorstellungen bei sich unterhält, ohne sich von ihrer Verkehrtheit überzeugen zu können. Im ersten Falle ist Blödsinn vorhanden, welcher, wenn er sich als allgemeine Abstumpfung der der geistigen Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit zeigt, Dummheit, wenn er aber als kindisches Unvermögen, Vorstellungen zu festen Begriffen zu verbinden, erscheint, Albernheit genannt wird. Im zweiten Falle führen die mancherlei krankhaften Erscheinungen der geistigen Thätigkeit den allgemeinen Namen der Verrücktheit, weil hier gleichsam der Geist aus seinen Fugen gerückt ist. Sehr häufig sind diese verschiedenen Krankheiten des Verstandes und der Phantasie, oder mit einem Worte, des Geistes mit einander verbunden, oder haben wenigstens, auch wo sie einzeln erscheinen, das Gemeinsame, daß sie sämmtlich den Krankheiten des Gemüths (s. d.) und Willens entgegenstehen, unter denen sich besonders die Melancholie, Wahnsinn und Tollheit auszeichnen. Der beste allgemeine Name für sie alle ist: Seelenkrankheiten, von denen die Geisteskrankheiten nur einen besondern Zweig ausmachen, indem sie die Erscheinungen des krankhaften Vorstellungsvermögens ausdrücken, aus dessen Mißbrauche, z. B. durch überspanntes Nachdenken, sie zum Theil entspringen. So werden mechanische Künstler über die Bemühungen, das Perpetuum Mobile, Mathematiker, die Quadratur des Cirkels zu finden, Theologen, über die Erklärung der Apokalypse verrückt. Der Melancholie, dem Wahnsinn, der Tollheit gehen heftige Leidenschaften und überhaupt Störungen in den Gefühlen und Trieben voraus, als deren Erzeugnisse jene Krankheiten zu betrachten sind, zu welchen sich die Verrückungen u. s. w. nur nebenbei gesellen. ff.

Geïstik, von Gea, die Erde. Mit diesem griechischen Worte bezeichnet man denjenigen Theil der physischen Geographie, welcher die Kunde von den festen Landmassen vorträgt. Es wird darin gehandelt von den Ebenen, Bergen, Gebirgen, Landrücken, Bergketten, Klippen, Inseln, Landzungen, Landengen, Küsten, Vorgebirgen, Pässen u. s. w., und man unterscheidet folgende Abtheilungen derselben: 1. nesologische oder Inselgeographie, von den Inseln und Halbinseln, deren Ausdehnung, Lage und Entstehung durch Feuer- oder Wasserwirkungen, Trennungen vom festen Lande, Korallenklippen; 2. orologische oder Berggeographie, von den Gebirgen auf dem festen Lande und dem Seegrund, Verschiedenheit derselben (Eis- und Schneeberge, Gletscher, Ferner, Vulkane, Alpen, Höhlengebirge), Ausdehnnng, Zusammenhang derselben; 3. oryktologische, welche die Gebirgsarten nach Bildung, Alter und Bestandtheilen betrachtet; 4. planologische,

von den Ebenen und Flächen, Thälern, Abdachungen; 5. thetische Geographie, von dem Innern der Erdrinde, Spalten, Klüften, Bänken, Gängen, Lagerungen u. s. w. d.d.

Geistlich. Geistlich wurde ehedem sehr oft mit geistig verwechselt und zur Bezeichnung vieler, die ewige Wohlfahrt des menschlichen Geistes betreffenden Dinge gebraucht, die der Sprachgebrauch unsrer Zeit geistig nennt. Mit dem erst neu aufgekommenen Worte religiös wird geistlich zum Unterschiede von weltlich, um eine besondere Beziehung auf Gott und die Religion anzuzeigen, noch jetzt oft gleichbedeutend gebraucht, z. B. geistliches Buch, Gespräch, Lied. Der gebildete Sprachgebrauch nennt aber nur solche Personen und Sachen geistlich, die mit der öffentlichen Religionsübung und der kirchlichen Verfassung in einer bestimmten, öffentlich anerkannten Beziehung stehen, und deßhalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter von allen andern Dingen in der Welt ausgezeichnet sind. Dies ist jedoch blos eine äußere, Geschäft, Bestimmung und Verhältniß andeutende Beziehung, bei der, was geistliche Personen betrifft, eine innere, nähere Gemeinschaft mit dem, dessen Verehrung bei der Religionsübung und kirchlichen Verfassung bezweckt wird, zwar zu wünschen und zu fordern, aber keinesweges nothwendig vorauszusetzen ist. Der geistlichen Tracht, d. i. der Amtskleidung der Priester und Prediger, geistlichen Gütern, d. i. Besitzungen und Fonds der Kirchen, kann dies Beiwort schon an und für sich nur ihres Gebrauchs wegen zukommen. Geistliche Beamte aber, wie die den geistlichen Stand bildenden Priester und Prediger selbst, geistliche Räthe, Beisitzer der geistlichen Gerichte oder Consistorien, welche diesem Stande allemal angehören und sein Interesse vertreten; geistliche Stifter, welche wie die Klöster aus einer Körperschaft von Personen dieses Standes bestehen, sollten allerdings durchgehends auch die innere Weihe der Religiosität und geistigen Gemeinschaft mit Gott haben; die überhaupt das Merkmahl wahrer Christen ist, und das geistliche Recht (s. d. Art. canonisches Recht) hätte sich viele genauere Bestimmungen und Vorschriften ersparen können, wenn alles, was geistlich heißt, auch mit dieser Weihe geheiligt wäre. Denn alle Christen sind im Grunde geistliche Brüder und Schwestern, sie nennen ihre Lehrer und Seelsorger mit Recht geistliche Väter, und werden von diesen geistliche Söhne und Töchter genannt, und die catholische Kirche wendet diese Beziehung auch zur Beschränkung der Heirathslustigen (s. d. Art. Blutschande) auf den besondern Fall an, wo sie von einer geistlichen Verwandtschaft spricht, die zwischen Taufzeugen, ihren Pathen und Gevattern angeknüpft wäre. E.

Geistlicher Vorbehalt, s. Vorbehalt.

Geistliches Gericht ist eine entweder blos aus Geistlichen, oder aus Geistlichen und Rechtsgelehrten bestehende Behörde, welche über die Geistlichen (in mehreren Ländern auch über die Schuldiener) die Gerichtsbarkeit ausübt, und in kirchlichen Angelegenheiten Recht spricht. In protestantischen Ländern werden die geistlichen Gerichte meist Consistorien (s. d. Art.) genannt, denen in mehrern Staaten, außer den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten, auch die Ehesachen unterworfen sind. N.

Geistlichkeit ist derjenige Stand, welchem das Geschäft, den öffentlichen Gottesdienst zu verwalten, die heiligen Gebräuche auszuüben und die Gemeinden im Christenthum zu unterrichten, übertragen ist, wozu die Mitglieder desselben durch eine feierliche Handlung (Ordination) eingeweiht werden. Einige schwärmerische Secten, z. B. die

Quäker, behaupteten, daß die christliche Kirche eines besondern geistlichen Standes gar nicht bedürfe, daß jeder Christ ein Geistlicher sein müsse, und gestatteten allen ihren Mitgliedern das Recht, in den Versammlungen zu reden. Die Erfahrung hat aber die Mängel einer solchen Einrichtung gezeigt, und es ist sehr begreiflich, daß Personen ohne wissenschaftliche Bildung nicht im Stande sind, Predigten, welche auch den Gebildeten genügen können, zu halten und einen zweckmäßigen Religionsunterricht zu ertheilen. Selbst die Quäker haben sich in neuern Zeiten genöthigt gesehen, Diener (so nennen sie diejenigen, welche gewöhnlich in den Versammlungen sprechen) anzustellen, nachdem dieses längst schon von den Mennoniten, welche zu der Zeit ihrer Entstehung ebenfalls die Entbehrlichkeit eines besondern Lehrstandes behaupteten, geschehen ist. Je vielseitiger der Kanzelredner gebildet sein muß, und je mehr Zeit und Fleiß die Ausübung fordert, je mehr gelehrte Kenntnisse die wissenschaftliche Kenntniß des Christenthums, welche den öffentlichen Religionsunterricht leiten muß, voraussetzt, und je nützlicher sich der Prediger als Lehrer und als tröstender und rathender Freund der Gemeinde machen kann, desto weniger läßt sich die Unentbehrlichkeit eines besondern Standes bezweifeln, welcher dem Lehrgeschäfte und der zu demselben nöthigen Vorbereitung seine ganze Zeit und Kraft widme. Die Entstehung des geistlichen Standes fällt in die frühesten Zeiten der christlichen Kirche. Zwar hatten die von den Aposteln bestellten Aeltesten und Bischöfe nicht das ausschließende Recht, zu lehren und die heiligen Gebräuche zu verwalten, vielmehr stand es damals auch andern Christen frei, in den Versammlungen zu sprechen rc. Als aber die Gemeinden zahlreicher wurden, und Männer von Bildung und Kenntniß zu ihnen übertraten, mußte sich bald ein besonderer Stand zu diesen Geschäften bilden. Seit dem 2. Jahrh. wurden die Ideen des jüdischen Priesterthums auf die christliche Lehre übergetragen, der geistliche Stand ward scharf von den übrigen Gemeindegliedern getrennt; und es entstand der Unterschied zwischen dem Klerus (ein griechisches Wort, welches Erbtheil, Eigenthum, Erbtheil und Eigenthum Gottes im besondern Sinne bedeutet) und den Laien. Als das Christenthum seit Constantin die herrschende Religion im römischen Reiche ward, erlangte die Geistlichkeit wichtige Vorrechte und große Reichthümer. Im Mittelalter wuchs ihr Ansehn und ihr Reichthum noch mehr, der Umfang ihrer Rechte erweiterte sich, und unter dem Schutze des Papstthums ward sie immer unabhängiger von der Staatsgewalt. Bei allen abendländischen Völkern ward die Geistlichkeit Landesstand, und viele Bischöfe und Erzbischöfe, besonders in Deutschland, wurden weltliche Herren. Es war dies die Folge theils des hierarchischen Systems, theils der Ueberlegenheit, welche der geistliche Stand, der im ausschließenden Besitz der wissenschaftlichen Kenntnisse war, über andere Stände behauptete, theils der Politik der Fürsten, welche die Geistlichkeit hoben, um den Adel zu beschränken. So gewiß ist es, daß die Nachtheile, welche hieraus entsprangen, von den Feinden des geistlichen Standes und der Hierarchie in übertreibenden Schilderungen dargestellt worden sind, so kann doch nicht geläugnet werden, daß die weltliche Herrschaft und die Theilnahme an den politischen Angelegenheiten viele Geistliche von ihrer eigentlichen Bestimmung entfernte, und daß der Reichthum und der Ueberfluß ein großes Sittenverderbniß unter dem Klerus verursachte. Daher war es wohlthätig, daß die Reformation die Verhältnisse des geistlichen Standes änderte, und ihn zu seiner wahren Bestimmung zurückführte. Jetzt lassen sich die verschiedenen Vorstellungen von dem

geistlichen Stande auf zwei Hauptansichten, auf die des Catholicismus und die des Protestantismus, zurückbringen. Nach der ersten Ansicht ist der Geistliche nicht blos Lehrer und Volksredner, sondern auch Priester und Richter der Gemeindeglieder in geistlichen Dingen. Durch die heilige Weihe theilen sich ihm, nach der Ansicht des Catholicismus, die höhern Gaben mit, welche die Apostel auf ihre Nachfolger fortpflanzten, und darum besitzt er eine von dem erworbenen Verdienst unabhängige Würde, und eine von der erworbenen Kenntniß unabhängige Einsicht in die göttlichen Dinge; er steht in einer nähern Verbindung mit Gott, er ruft gleichsam das Himmlische in das Irdische herab, und wirkt in der Messe durch sein Gebet die wunderbare Verwandlung des Brotes in den Leib Jesu Christi, sein Segen bringt Heil und sein Fluch Verderben; durch einen eigenthümlichen priesterlichen Charakter, durch eine eigenthümliche priesterliche Würde ist er von den Laien ausgezeichnet. Diese Ansicht von dem geistlichen Stande geht aus der dem Catholicismus eigenen Lehre von der Kirche nothwendig hervor, und ist der Grund theils der Rechte, welche der catholische Geistliche behauptet, theils der besondern Heiligkeit, welche die öffentliche Meinung an seine Person knüpft, und der Entbehrungen, welche von ihm gefordert werden. Nach der Ansicht des Protestantismus dagegen ist der Geistliche nicht Priester, nicht Vermittler zwischen Gott und dem Menschen, sondern nur Lehrer und Freund der Gemeinde; nicht durch höhere auf übernatürliche Weise mitgetheilte Gaben, nur durch eine tiefere Krnntniß des Christenthums und der Wissenschaften, und durch die Fähigkeit, durch die Kraft der Rede die Menschen zu belehren und zu erbauen, unterscheidet er sich von andern Gemeindegliedern, und wenn von ihm strengere Sitten gefordert werden, so liegt der Grund davon nicht in einer besondern Heiligkeit seiner Person und seines Verhältnisses, sondern lediglich darin, daß er, wie durch die Lehren, so auch durch den Wandel die Gemeinde erbauen soll, und daß manche Beschäftigungen und Vergnügungen mit der Würde eines öffentlichen Lehrers zu streiten scheinen. Beide hier beschriebene Vorstellungsarten indeß sind verschiedentlich modificirt worden, und wenn in den frühern Zeiten nicht wenig von der catholischen Ansicht in der öffentlichen Meinung der Protestanten fortdauerte, so hat dagegen in den spätern Zeiten die protestantische Ansicht bei vielen Catholiken Eingang gefunden. Im vorigen Jahrhundert traten erst in Frankreich, dann auch in Deutschland viele Feinde des geistlichen Standes auf, welche die großen Verdienste, die er sich durch Beförderung der Volksbildung und Pflege der Wissenschaften erworben hat, verkannten, ihn mit dem ungerechtesten Tadel überhäuften und ihm alle seine Rechte und Vortheile entzogen wissen wollten. Auch ist der geistliche Stand in den neuern Zeiten von mehrern Regierungen sehr ungerecht behandelt worden. Die öffentliche Meinung indeß hat sich schon wieder zu seinem Vortheile geändert, man erkennt seine Nutzbarkeit wieder an, läßt ausgezeichneten Geistlichen Gerechtigkeit widerfahren, und darf daher erwarten, daß die Regierungen die Rechte und Einkünfte der Geistlichen nicht noch mehr, als bereits geschehen ist, beschränken werden, damit das Verdienst auch in diesem Stande Auszeichnung und Belohnung finde, und der Geistliche den äußern Anstand behaupten könne, den sein Verhältniß fordert N.

Geiz ist eine Ausartung des Selbsterhaltungstriebes, vermöge deren man das Mittel zur Befriedigung dieses Triebes mit dem Zwecke verwechselt, und daher am bloßen Besitze des Mittels ein so großes Vergnügen findet, daß man nicht nur Andern, sondern auch sich selbst den davon zu machenden Gebrauch oder Genuß versagt. Da das Geld

in gebildeten Staaten das vornehmste Mittel zur Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes und auch andrer mit ihm verwandten Triebe ist, wiefern wir uns dadurch Nahrung, Kleidung, Wohnung, und sogar Freunde, Ehre, Macht u. dgl. erwerben können, so ist auch das Geld der vorzüglichste Gegenstand, nach welchem der Geizige strebt. Doch wird das Wort Geiz auch auf andre Arten des übermäßigen Strebens bezogen, besonders auf das übermäßige Streben nach Ehre. Daher unterscheidet man den Ehrgeiz vom Geldgeiz. Wird aber das Wort Geiz schlechtweg gebraucht, so versteht man darunter gewöhnlich die oben bezeichnete Ausartung des Selbsterhaltungstriebes. In dieser Bedeutung wird auch der Geiz eine Wurzel alles Uebels genannt; denn er macht den Menschen ungerecht und lieblos, sowol gegen Andre als gegen sich selbst. Wegen der theils niedrigen, theils ungereimten Mittel, die der Geizige zur Befriedigung seiner Leidenschaft braucht, wird er in den Augen Anderer auch verächtlich und lächerlich. Die trefflichste Schilderung dieser häßlichen Leidenschaft hat Moliere in seinem Lustspiel L'Avare gegeben. — Geiz ist auch eine Benennung verschiedener Pflanzenauswüchse, sprossender Keime und Seitensprossen, z. B. an den Tabakspflanzen. Geizen, den Geiz an den Pflanzen und Gewächsen, z. B. am Weine oder Tabak abbrechen. D.

Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und Schaftgesimse sich berühren. Bei den Griechen kommen sie nicht vor, sondern erst unter dem Antonius Pius wurde die gekuppelte Säulenstellung eingeführt, um dadurch dem Gebäude das Ansehen eines größeren Reichthums zu geben. Es kann Fälle geben, wo diese nahe Säulenstellung durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird; wenn nämlich die Last für eine Säule zu groß sein würde und die Verhältnisse es nicht erlauben, ihr eine dazu hinreichende Dicke zu geben. Ein geschickter Baumeister weiß indeß diese Fälle zu vermeiden.

Gelbes Fieber, s. Fieber.

Gelbsucht, eine Krankheit, deren hervorstechendes Zeichen ist, daß die Haut des damit Befallenen am ganzen Körper gelb wird. Der Sitz der Krankheit ist in den Verdauungswerkzeugen, und zwar in der Leber selbst, oder in den ihr benachbarten Theilen, der Gallenblase, dem Ausführungscanal der Galle rc. Die ersten Aeußerungen der Krankheit sind ein gewisses unbehagliches Gefühl in der Herzgrube und nach der rechten Seite zu; dann Mangel an Eßlust, Drücken nach dem Essen u. a. m. Allmälig färbt sich die Haut gelb, und zwar zuerst an ihrem zartesten durchsichtigsten Theile, im Auge, daher das Weiße in demselben gelb erscheint. Von da pflanzt sich diese Färbung über den ganzen Körper fort, so daß dieser, wenn die Krankheit im hohen Grade Statt findet, schmutzig gelb erscheint. Zugleich stellt sich gewöhnlich ein heftiges Zucken in der Haut über den ganzen Körper ein. Dauert die Krankheit lange, so fällt die Farbe der Haut immer mehr ins Dunkle, und die Krankheit wird alsdann die Schwarzgelbsucht genannt. In dem Verlaufe dieser Krankheit wird die Verdauung gestört. Die nächste Ursache der Gelbsucht ist eine Umkehrung der Thätigkeit des Lebersystems, indem die abgesonderte Galle, anstatt aus der Leber und Gallenblase durch den gemeinschaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm sich zu ergießen, um ihrer Bestimmung gemäß zur Verdauung zu dienen, durch die einsaugenden Gefäße in die Speisesaftröhre, und von da in das Blut übergeht. Hieraus lassen sich die Zufälle von Mangel an Galle und den davon abhängenden Beschwerden der Verdauung, so wie das

Dasein des fremdartigen Gallstoffes im Blute, und die davon entstehenden Erscheinungen in der Haut leicht erklären. Die entfernten Ursachen dieser Krankheit sind sehr mannichfaltig, z. B. krankhafte Erhöhung der einsaugenden Gefäße der Leber und Gallenblase, zu häufige Absonderung der Gälle, Verstopfung der Lebergänge oder des gemeinschaftlichen Gallenganges durch Gallensteine u. s. w. Unter die vorzüglichsten Gelegenheitsursachen gehört bekanntlich heftiger Aerger und Zorn, welche besonders auf die Leber wirken. Bei den neugebornen Kindern ist die Gelbsucht eine ziemlich gewöhnliche Krankheit, welche jedoch auf keinen bedeutenden Unordnungen im Bau des Körpers beruhen kann, da sie meistens leicht und bald wieder verschwindet, ohne besonderer Arzneimittel zu bedürfen. H.

Geld, allgemeiner Werth- und Vermögensmesser, ist der Maßstab, nach welchem die Abstufungen des Werths der Güter und des Preises derselben verglichen werden. Sobald die Menschen sich ihre vielfacher gewordenen Bedürfnisse nicht mehr durch Tausch allein verschaffen können, müssen sie zu irgend einem Werthmesser bis zu den niedrigsten Preisen einzelner Bedürfnisse ihre Zuflucht nehmen. In einigen Gegenden Afrikas und Asiens sind dies gewisse Muscheln, Cauris genannt. Zu größeren Zahlungen dient, bis ein armes Volk sich Münze allgemeinen Werths hat verschaffen können, irgend ein Landesproduct, welches auch im Auslande eine marktgängige Waare ist. Häufig hat man da, wo Metall zum Vermögensmesser gewählt worden, versucht, zwei verschiedene Gattungen desselben, Gold und Silber, neben einander als Maßstab zu gebrauchen, aber nicht immer ist dieser Versuch gelungen, weil stets das Verhältniß zwischen dem verglichenen Werthe des Goldes und dem des Silbers schwankend war, und es der Natur der Sache nach nicht anders sein konnte. Ueberall, wo wir die Werthe der Dinge bald nach Gold und bald wieder nach Silber schätzen sehen, erscheint bei näherer Prüfung immer nur die eine dieser Gattungen von edlem Metall als wirklicher Maßstab, die andere hingegen blos als Waare, deren Werth bereits nach jenem Maßstabe ist gemessen worden, weil aber der Vermögensmesser nothwendig von dem geringsten Vermögenstheile beginnen muß, so ist Silber bei seinem geringern verglichenen Werthe in der Regel der Maßstab und Gold die Waare. Wird also z. B. der Werth einer gewissen Waare abwechselnd bald zu ein Loth Gold und bald wieder zu 14 Loth Silber geschätzt, so ist das Silber gewöhnlich der eigentliche Maßstab des Werths, das Gold hingegen nur eine Waare, von der es im Augenblick der Schätzung allgemein anerkannt ist, daß sich ihr Werth zu dem des Silbers wie 14 zu 1 verhalte. Auf gleiche Weise kann statt des Goldes irgend ein anderes Genußmittel neben dem Silber dazu dienen, den Werth einer Waare auszudrücken, wenn nur zur Zeit der Schätzung das Verhältniß keinem Zweifel unterworfen ist, in welchem jenes Genußmittel zum allgemeinen Werthmesser, dem Silber, steht, aber dies allein reicht noch nicht hin, ein solches Genußmittel zum allgemeinen Vermögensmesser, zu Geld, zu erheben. Der gemeine Sprachgebrauch verwechselt häufig die Begriffe von Geld und Münze mit einander, beide sind aber wesentlich von einander verschieden, denn während das Geld bestimmt ist, die Werthe zu messen, also das Werthverhältniß der Güter unter einander auszudrücken, hat die Münze den Zweck, den verglichenen Werth der in den Tauschverkehr gebrachten Güter auszugleichen und enthält zugleich eine wirkliche Anweisung auf den Besitz solcher Güter. Die Völker älterer und neue-

ter Zeit haben die großen Vortheile erkannt, welche daraus hervorgehen, wenn ein und derselbe sinnliche Stoff zum Geld und zur Münze gewählt wird, daher sehen wir fast überall die edlen Metalle zugleich den Dienst von Werthmesser und von Werthausgleichungsmittel verrichten, aber eben diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß man so lange Zeit hindurch die so sehr verschiedenen Begriffe von Geld und Münze mit einander verwechselt und vermischt hat, wodurch über diese ganze wichtige Lehre Verwirrung und Dunkelheit verbreitet worden; erst den Schriftstellern der neuesten Zeit verdankt man es, den wichtigen Unterschied ins gehörige Licht gestellt zu haben. (s. Münze.) Je nachdem aber das Geld bestimmt ist, den Werth der beim Weltverkehr oder den Werth der beim Nationalverkehr in den Tausch kommenden Waaren zu messen, heißt dasselbe entweder Weltgeld oder Nationalgeld. Die vorzüglichsten Schriften über das Geldwesen sind: Büschs Abhandlung über den Geldumlauf, 2. Aufl. (Kiel und Hamb. 1800); Adam Müllers Vers. einer neuen Theorie des Geldes (Leipz. bei Brockhaus 1816) und C. Murhards Theorie des Geldes und der Münze (Leipz. bei Brockhaus 1817). K. M.

Geldern, die vierte königl. niederländische Provinz, mit 4 Districten: Arnheim, Nimwegen (eine wichtige Festung), Zütphen und Thiel. Die Provinz zählt auf 95 QM. 249,000 Einw. und sendet 6 Deputirte zu den Generalstaaten. Sie hat einen ebenen Sand- und Torfmoorboden, der gut angebaut ist, ferner Fabrik- und Transitohandel. Die jetzt unbefestigte Kreisstadt Geldern liegt im preußischen Regierungsbezirke Cleve, an der Fossa Eugeniana, hat 3230 Einw., ein bedeutendes Fabrikgewerbe und Kornhandel.

Geldumlauf, s. Münzumlauf.

Geleckt. Dieses Wort bezeichnet in der Malerei einen Fehler, der durch übertriebenen Fleiß in der Ausarbeitung entspringt, und durch den die dargestellten Gegenstände aller Frischheit und alles Lebens, mithin ihrer ganzen Wirkung beraubt werden.

Gelée, s. Gallert.

Gelée (Claude), bekannter unter dem Namen Claude Lorrain (Claudius von Lothringen). Dieser nie genug gepriesene Landschaftsmaler wurde 1600 in dem lothringischen Schloß Champagne geboren. Er war von niedriger Herkunft, und lernte in früher Jugend in der Schule kaum lesen und schreiben und wurde Gehülfe eines Pastetenbäckers. Im zwölften Jahre seiner Aeltern beraubt, kam er nach Freiburg zu seinem Bruder, einem Holzschneider, von welchem er die Anfangsgründe der Zeichenkunst lernte. Bald darauf nahm ihn ein Verwandter mit nach Rom, wo er, ohne Geld und Schutz seinem Schicksal überlassen, von dem trefflichen Landschaftsmaler Agostino Tassi als Farbenreiber und Küchenjunge angenommen wurde. Nebenher erhielt er aber doch auch einigen Unterricht in der Malerei. Einige Bilder von Gottfried Wals entzückten ihn so, daß er, trotz seiner Armuth, zu diesem Künstler nach Neapel reiste, um an seinen Mustern zu lernen. Und nun entwickelte er ein so vorzügliches Genie, daß er selbst bald in der Reihe der ersten Landschaftsmaler stand, besonders nachdem er in der Lombardei und in Venedig die musterhaften Landschaften von Giorgione und Tizian studirt, und sich die Art von Beleuchtung und des Colorits dieser Meister eigen gemacht hatte. Nach einer Reise in sein Vaterland ließ er sich 1627 in Rom nieder, wo er von den Vorzüglichsten geehrt, mit dem Beifall der Kenner gekrönt, und, da seine Werke sehr gesucht wurden, in Wohlstand lebte, bis er 1682

am Padagra starb. Die großen Gallerien in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland besitzen von ihm schätzbare Werke. Vier seiner besten befinden sich in der Gallerie zu Cassel, und zwei in der zu Dresden. Von allen aber das vorzüglichste, und worauf er selbst den meisten Werth legte, ist seine Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Clemens XI. machte sich anheischig, es ganz mit Goldstücken zu bedecken; der Künstler aber wollte es durchaus nicht geben, da er es, nach der Natur copirt, als Studium brauchte. Bei einem ungemeinen Reichthum der Erfindung, kraft dessen er in den Gegenständen einen beständigen Wechsel anzubringen wußte, hatte er ein ernstes tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verschiedenen Stunden des Tages, und die sanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinspielen und in das Gemurmel eines unter dem Schatten sich hinschlängelnden Baches flüsternd einstimmen, täuschend auszudrücken wußte, steht ihm nur Kaspar Dughet zur Seite. Alle seine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er einigen dunkel beschatteten Stellen eine thauige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unnachahmlich ist. Unvollkommen waren dagegen seine Figuren, und er wußte dies selbst so gut, daß er zu sagen pflegte, er verkaufe die Landschaften, und gebe die Figuren zu. Bei einem großen Theil seiner Bilder sind sie aber von Lauri und Francesco Allegrini. Am liebsten und daher auch am ößtersten wählte er angenehme, grenzenlose Aussichten, in deren täuschende Ferne das Auge sich verliert. dd.

Gelehrsamkeit, oder Gelahrtheit, wie man sonst sagte, hat ihren Namen von Lehren, und bezieht sich daher ursprünglich auf alles, was gelehrt, und folglich auch gelernt werden kann. Man nennt aber eigentlich nur denjenigen gelehrt, der einen bedeutenden Theil der menschlichen Erkenntniß oder irgend ein Hauptfach des menschlichen Wissens sich durch ein methodisches Studium zu eigen gemacht hat. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zusammenhang sind daher die charakteristischen Merkmahle, welche die gelehrte Erkenntniß von der gemeinen unterscheiden. Die Gelehrsamkeit aber wird entweder subjectiv, als die Eigenschaft eines Gelehrten, oder objectiv, als der Inbegriff aller der Kenntnisse gedacht, die man von demjenigen fordert, der in einem Hauptfache des des menschlichen Wissens als Lehrer auftreten will. Hiezu gehört insonderheit die Kenntniß der griechischen und der lateinischen Sprache, welche daher auch vorzugsweise gelehrte Sprachen genannt werden. Denn da die neuern Gelehrten einen großen Theil ihrer Kenntnisse den Gelehrten der Griechen und Römer verdanken, so wird von einem heutigen Gelehrten mit Recht gefordert, daß er aus den Quellen selbst zu schöpfen im Stande sei, und also die Schriften der alten Gelehrten, nicht blos in Uebersetzungen, die oft sehr unzuverlässig sind, sondern in den Originalen selbst lesen und benutzen könne. Es haben übrigens die Gelehrten unter allen gebildeten Völkern stets einen bedeutenden Einfluß auf die Gesellschaft behauptet, welcher Einfluß um so stärker war, wenn, wie bei den Aegyptern und andern orientalischen Völkern, die Priester zugleich den Stand der Gelehrten bildeten. Diese Verbindung des Priesterthums mit dem Gelehrtenstande war aber den Wissenschaften nicht förderlich, da die Priester gewöhnlich ihre gelehrten Kenntnisse verheimlichten und den Laien (d. i. dem Volke, Laici) nur so viel davon mittheilten, als sie für gut fanden. Daher nennt man die Ungelehrten auch jetzt noch zuweilen Laien.

Seitdem aber durch die Griechen, bei denen sich der Gelehrtenstand gänzlich vom Priesterthum trennte, die Gelehrsamkeit ein Gemeingut der Menschheit geworden, hat auch das Studium der Wissenschaften einen humanern und liberalern Charakter angenommen. Durch die Buchdruckerkunst sind die Quellen der Gelehrsamkeit dergestalt vervielfältigt und verbreitet worden, daß es möglich ist, auch ohne mündlichen Unterricht durch bloße Lectüre eine Menge gelehrter Kenntnisse zu erwerben. Einen solchen Gelehrten nennt man mit einem griechischen Worte einen Autodidaktos (s. d. Art.). D.

Geleit. In den Zeiten der innern Befehdungen Deutschlands konnte der Reisende, besonders der Kaufmann, sich nicht sicher von einem Orte zum andern begeben, er mußte fürchten, von den Raubrittern niedergeworfen und geplündert zu werden. Zu dem Ende ließ er sich geleiten, d. h. von Bewaffneten begleiten, welche dafür, daß er ihrem Herrn ein Geleitsgeld entrichtete, ihn bis zu dem bestimmten Orte gegen jeden Angriff vertheidigen mußten. Ein solches Geleit ist zwar in unsern Tagen in Europa nicht mehr üblich, noch nöthig, dennoch lassen sich manche Landesherren das Geleitsgeld oder Geleite fortbezahlen, weil sie auf andere Weise für die Sicherheit der Straßen sorgen. In einigen Theilen des Orients, namentlich in Arabien, ist diese Vorsicht der dort streifenden Räuber wegen noch gebräuchlich. Zuweilen übernehmen die Räuber selbst das Geleit oder den Schutz gegen ihre eigenen Raubgenossen oder andere Räuberbanden. Ein Geleitsbrief ist die schriftliche Vergünstigung, sicher und an seiner Person ungekränkt, durch ein Gebiet zu reisen, an einem Orte zu erscheinen, oder auf der See unter dem Schutze der Escorte zu stehen. — Sicheres Geleit, s. Salvus Conductus.

Gellert (Christian Fürchtegott), wurde 1715 zu Haynichen, einem Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater zweiter Prediger war, geboren, und erhielt daselbst den ersten Unterricht. Die mittelmäßigen Einkünfte seines Vaters, der dreizehn Kinder zu ernähren hatte, nöthigten ihn, schon in seinem 11. Jahre durch Abschreiben für Advocaten sich einigen Erwerb zu verschaffen. Früh äußerte sich seine Neigung zur Dichtkunst. Sein erster Versuch, den er in seinem 13. Jahre machte, war ein Geburtstagsgedicht für seinen Vater. Die baufällige Wohnung desselben wurde durch fünfzehn Stützen vor dem Einsturz gesichert; und eben so viel waren damals der Gellertschen Kinder und Kindeskinder. Diese Zufälligkeit brachte er in Verbindung, indem er jedes der letztern als eine Stütze des Vaters und seines Namens aufführte und seinen Glückwunsch abstatten ließ. Da dieser erste Versuch gelobt wurde, folgten demselben bald mehrere nach. 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich daselbst für die Universität vorzubereiten. Hier wurde er zwar mit dem todten Buchstaben der griechischen und römischen Schriftsteller, aber nicht mit ihrem Geiste bekannt gemacht. Glücklicher Weise lernte er jetzt Gärtner und Rabener kennen, und schloß mit ihnen den Bund einer innigen Freundschaft. Die drei Jünglinge spornten einander gegenseitig zum Eifer in den Wissenschaften und zur Berichtigung ihres Geschmacks an. 1734 bezog er die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren, kehrte nach vier Jahren zu seinem Vater zurück und wagte sich auf die Kanzel. Gewiß würde er unter den geistlichen Rednern Deutschlands sich durch Leichtigkeit und Popularität ausgezeichnet haben, hätte er weniger Aengstlichkeit, eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust und ein getreueres Gedächtniß gehabt. 1739 übernahm

er die Aufsicht und Erziehung zweier jungen Edelleute nicht weit von Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang den Sohn seiner Schwester, bereitete ihn auf die Universität vor, und begleitete ihn 1741 nach Leipzig. Hier beschäftigte er sich mit dem Unterricht junger Leute, vorzüglich aber mit der Erweiterung seiner eignen Kenntnisse. Gottsched, dessen Vorlesungen er gehört, und an dessen Uebersetzung des Bayleschen Wörterbuchs er mitgearbeitet, sank sehr bald in seiner Meinung. Als J. J. Schwabe 1742 die Belustigungen des Verstandes und Witzes herauszugeben anfing, lieferte er Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte und ein Schäferspiel, das Band, wie auch verschiedene prosaische Abhandlungen dazu. Nachher zog er sich davon zurück, und gab mit seinen Freunden die bremischen Beiträge heraus. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, und seine Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger gelesen. Gellert widmete sich daher dieser Dichtungsart vor allen andern, und weil er zu anhaltenden Berufsarbeiten keine zuverlässige Gesundheit zu haben glaubte, faßte er den Entschluß, sich dem Unterricht der akademischen Jugend zu widmen, ward zu dem Ende 1744 Magister, und vertheidigte 1745 seine Abhandlung de poesi apologorum eorumque scriptoribus. Die Faßlichkeit und Anwendbarkeit seines Unterrichts erwarben ihm den ausgebreitetsten Beifall. Batteux Einleitung in die schönen Wissenschaften, Ernestis Rhetorik, Stockhausens Bibliothek für Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften, in der Folge seine eigene Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen und die Moral waren die Gegenstände seiner Vorlesungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen seiner Zuhörer beurtheilte. Aber auch durch Schriften wollte er nützen. Er arbeitete neue Fabeln und Erzählungen aus, suchte dadurch sein Talent auch zur Verbesserung des Theaters anzuwenden, und verfaßte zu diesem Ende seine Lust- und Schäferspiele. Ferner schrieb er, um zu versuchen, ob er nicht dem Roman mehr Ernst, Würde und Nützlichkeit geben könne, seine schwedische Gräfin. Seinen Landsleuten das Beispiel einer freien und ungezwungenen Schreibart in Briefen aufzustellen, gab er eine Sammlung Briefe nebst der schon erwähnten Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen heraus. Darauf ließ er seine Lehrgedichte, geistliche Oden und Lieder, und eine Sammlung vermischter Schriften in Versen und Prosa folgen. Er litt inzwischen sehr an der Hypochondrie. Zwölf Jahre hatte er mit Beifall in Leipzig gelehrt, ohne sich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerksam auf seine Verdienste, verlangte, daß er um eine außerordentliche Professur der Philosophie anhalten möchte. Gellert folgte darin dem Rathe seiner Freunde, und erhielt dieses Amt 1751 mit einem Gehalte von 100 Thalern. Er trat es mit einem Programm de comoedia commovente und einer Rede von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten an, und las nun auch öffentlich über die Dichtkunst und Beredsamkeit. Seine Vorträge wurden so zahlreich besucht, daß er sie in den öffentlichen Hörsälen der Universität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen strömten ihm zu. Unbegrenzt war die Achtung, in der er überall stand, und der Wunsch, seine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt manchen Studirenden von Ausschweifungen zurück. Angesehene Personen beeiferten sich, durch ihre Freigebigkeit sein Leben so kummerlos und sorgenfrei als möglich zu machen. Aber während er die Augen der ganzen deutschen Lesewelt auf sich zog, und sein Lob auf allen Zungen war, stieg seine Hypochondrie immer höher. Er entsagte für die Folge

der Dichtkunst, da er nicht mehr die Kraft dazu fühlte, und entschloß sich dagegen, besondere Vorlesungen über die Moral auszuarbeiten. Der glückliche Mittelweg, den er zwischen System und Declamation zu treffen wußte, und sein rührender Vortrag erwarben diesen Vorlesungen den größten und ungetheiltesten Beifall. Während des siebenjährigen Kriegs ward Gellert von unzähligen Fremden besucht, welche sich beeiferten, dem Manne ihre Hochachtung zu beweisen, der der Liebling seiner Nation war. Die preußischen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten sich öfters mit ihm, und letzterer machte ihm durch den General Kalkreuth das Pferd zum Geschenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf Gellert seit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. Im J. 1760 ließ ihn Friedrich II. zu sich rufen, und der König war mit der Unterredung Gellerts so wohl zufrieden, daß er ihn le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte. Eine ordentliche Professur, die ihm mehreremal angeboten wurde, schlug der bescheidene und genügsame Gellert jedesmal aus. Er bedurfte wenig, und vertraute der göttlichen Vorsehung, die sein Vertrauen auch belohnte. Einer seiner geliebtesten Schüler, der treffliche Graf Moritz von Brühl, gab ihm seit 1762 eine jährliche Pension von 150 Thalern, ohne daß Gellert seinen Wohlthäter entdecken konnte. Häufige Geschenke wurden ihm von ehemaligen Schülern, ja oft von Fremden zugeschickt, als Beweise der Liebe und Dankbarkeit. Nach des Geschichtschreibers Mascov Tode erhielt Gellert dessen Gnadengehalt von 450 Thalern. Der Churfürst Friedrich Christian ehrte ihn nicht allein durch die höchste Achtung, sondern auch durch ansehnliche Geschenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn eben so wohlwollende Gesinnungen. So hätte Gellert sehr glücklich sein können, wenn sein Körper weniger gelitten hätte. Allein die Leiden desselben ließen ihn zu keiner anhaltenden Heiterkeit kommen. Das geheime Uebel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Bädern und keinen Arzneien. Seine Gesundheit wurde immer schwächer, und er war auf die Bitte seiner Freunde beschäftigt, seine Moral durch eine sorgfältige Durchsicht zum Druck vorzubereiten, als ihn im Dec. 1769 eine hartnäckige Verstopfung überfiel, die auch die geschicktesten Aerzte nicht zu besiegen vermochten. Der Churfürst schickte, sobald er von der Gefahr hörte, seinen Leibarzt nach Leipzig; allein nichts war im Stande, die Entzündung im Unterleibe zu hintertreiben. Er starb mit freudigem Vertrauen, den 13. Dec. 1769, in seinem 55. Lebensjahre. Gellert war (wie Göthe ihn im 2. Bande seines Lebens beschreibt) nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager; sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Sein moralischer Charakter war durchaus ohne Flecken. Gesinnungen wahrer Gottseligkeit beseelten ihn; er hatte ein liebreiches, menschenfreundliches, dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen. Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtschaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet; dabei war niemand williger, die Gaben und Verdienste anderer zu erkennen, niemand geneigter, Andern den Vorzug vor sich selbst zuzugestehn. Als Schriftsteller concentrirte Gellert die Neigung des gesammten Volks auf sich in einem Grade, den nur sehr wenige er-

reicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürresten aller literarischen Zeiten Deutschlands erschienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verständliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die Liebe des Volks, und während es sie liebte, ward es auch durch sie gebildet: eine gewisse Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwässerung derselben mag daher um so eher entschuldigt werden. Seine geistlichen Gedichte bemächtigten sich des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Ahnungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen zu retten. Er erreichte zwar nicht die Tiefe eines Flemming und Gerhard, aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch seine geistlichen Gedichte vortheilhaft aus. Dennoch scheint es, als habe er das meiste Talent für die Gattung der kleinen fröhlichen Erzählungen gehabt, wobei es ihm zu statten kommt, daß hierbei eine gewisse Schwatzhaftigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit selbst oft, ihrer Natur nach, witzig ist. Sein spaßhafter Weiberhaß und seine komische Scheu vor der Ehe machen sich stets so zierlich und gutmüthig, daß er wol nie eine Frau im Ernst erzürnt hat. Für den Roman hatte Gellert kein Talent, davon hat er in seiner schwedischen Gräfin den klarsten Beweis gegeben. Erfreulicher und wichtiger, wiewol auch mißlungen, sind seine Schauspiele. Sie mögen in ihrer zierlichen Weitschweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit als ein merkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte der Deutschen bestehen. Auch seine Briefe sind für die Zeit, in der sie geschrieben wurden, alles Lobes und Beifalls würdig, wenn sie auch von den bösen Fehlern eben jener Zeit nicht ganz frei sind. — Die neueste Ausgabe sämmtlicher Werke erschien, Leipzig 1784, in 10 Bdn. 8. — Sein sehr anziehender Briefwechsel mit einer Demoiselle Lucius in Dresden erschien, von Herrn D. Ebert herausgegeben, erst 1822. Es sind dieser Sammlung noch mehrere ungedruckte Schriften von Gellert beigefügt. (Leipzig, Brockhaus). M.

Gellius (Aulus), nach Andern Agellius, ein berühmter römischer Schriftsteller, welcher unter Hadrian und den Antoninen lebte, die Redekunst zu Rom, und dann zu Athen Philosophie studirte, und in der Folge die Würde eines Centumvir erhielt. Wegen seiner mannichfaltigen Kenntnisse und seiner gebildeten richtigen Schreibart stand er in großem Ansehn. Auf uns ist nichts als seine attischen Nächte (Noctes Atticae) gekommen, welche sehr anziehende, besonders für den Sprachforscher und Kritiker wichtige, zerstreuete Bemerkungen, die er während seines Aufenthalts zu Athen, aus den besten griechischen und lateinischen Schriftstellern, in den Winternächten, gesammelt hatte, enthalten. Von den Ausgaben nennen wir folgende: Paris, 1585, 8., mit trefflichen kritischen Anmerkungen von Henricus Stephanus; Paris, 1681, 4. in usum Delphini; Amsterdam 1651, 12., bei Elzevier; Leyden 1666, cum notis Var.; Leyden, 1706, 4. von Gronov; Leipzig, 1762, 2 Bde., 8., von Conrad.

Gelon, der Sohn des Dinomenes, einer der berühmtesten unter den syrakusischen Tyrannen (Selbstherrschern). Nachdem er sich der Oberherrschaft um das J. 491 oder 500 vor Chr. ohne Schwierigkeit bemächtigt hatte, wandte er alle Sorgfalt auf die Erhebung des neuen Staats. Er vergrößerte die Stadt und vermehrte die Zahl ihrer Einwohner. Als Griechenland von Xerxes mit Krieg bedroht wurde, schickten Athen und Lacedämon Gesandte an ihn, um ein Bündniß mit ihm gegen den Perserkönig zu schließen. Gelon erbot sich, 206 Galeeren, 20,000 Schwerbewaffnete, 4000 Reiter, 2000

Schützen und eben so viel Schleuderer zu stellen und mit Mundvorrath während des Krieges zu versehen, wenn man ihm den Oberbefehl zu Wasser und zu Lande überlassen wollte. Diese Bedingungen verwarfen die spartanischen Gesandten, und selbst die Hälfte des Oberbefehls wollten ihm die Athener nicht zugestehn. Gelon versagte daher die gebetene Hülfe, und schickte dagegen einen gewissen Kadmus nach Delphi, mit dem Befehl, hier den Ausgang der Schlacht abzuwarten, und wenn die Griechen überwunden würden, dem Xerxes in seinem Namen zu huldigen und kostbare Geschenke zu überreichen. Damals wußte er noch nicht, daß Xerxes die Carthager veranlaßt hatte, während er die Griechen in ihrem Vaterlande angriffe, dieselben auch in Sicilien und Italien anzugreifen. Hamilcar erschien zu dem Ende mit einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen, worauf sich 300,000 Mann Landtruppen befanden, stieg bei Panormus ans Land und belagerte Himera. Dieser ungeheuern Macht zog Gelon mit 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern entgegen. Ein aufgefangener Brief belehrte ihn, daß am folgenden Tage Hamilcar ein feierliches Opfer bringen und zugleich Hülfsvölker ins Lager einlassen wolle. Es gelang Gelon, statt derselben einen Theil seiner Reiterei ins feindliche Lager rücken zu lassen, welche den Hamilcar während des Opfers überfiel, ihn selbst tödtete und die Schiffe in Brand steckte. Zu gleicher Zeit griff Gelon selbst die Carthager an, welche, durch den Tod ihres Feldherrn und den Verlust ihrer Schiffe muthlos gemacht, eine gänzliche Niederlage erlitten. Diese merkwürdige Schlacht geschah an demselben Tage, wo die Griechen bei Marathon siegten und ist von Pindar verherrlicht worden. Gelon machte unermeßliche Beute und gestand den Carthagern nur unter der Bedingung den Frieden zu, daß sie 2000 Talente Silber zahlen, zwei Tempel zur Aufbewahrung der Friedensbedingungen erbauen und die Menschenopfer abschaffen sollten. Noch hatte Gelon nicht den königlichen Titel angenommen; er wünschte, daß er ihm übertragen würde, und berief zu dem Ende eine Volksversammlung, der er unbewaffnet beiwohnte und erklärte, daß er die Oberherrschaft niederlegen wolle. Alles gerieth in Erstaunen und Bewunderung; ein allgemeiner Zuruf nannte ihn den Wohlthäter und Erretter von Syrakus. Mit einhelliger Stimme trug man ihm den Königstitel an, und ließ nicht eher ab, bis er ihn annahm. Eine Statue, die ihn in Bürgerkleidung darstellte, verewigte dieses Ereigniß. Gelon verwaltete die Regierung mit vieler Sanftmuth und Güte, und war bemüht, sein Volk zu beglücken. Er starb an der Wassersucht im siebenten Jahre seiner Regierung. Ihm folgte sein Bruder Hiero. M.

Geltung ist in der Musik die Dauer der Noten nach dem Verhältnisse der für Tonstücke angenommenen Bewegung. Jede Note hat daher außer ihrem Standorte auf dem Notensystem, welcher den Ton selbst bezeichnet, auch eine gewisse bestimmte Figur nöthig, wodurch ihre Geltung oder Dauer angezeigt wird. Statt der ehemaligen Geltung der Noten und ihrer Eintheilung in maxima, longa, brevis u. s. w. sind für das heutige System eingeführt: ganze Schläge, halbe Schläge, Viertel, Achtel u. s. w. Die Pausen haben mit den Noten in Beziehung auf Dauer der Zeit einerlei Geltung.

Gelübde ist eine Zusage, durch welche man sich zu einem willkürlichen, von Gott nicht geforderten, Verhalten in der Erwartung verbindlich macht, daß dasselbe Gott angenehm sei. Manche Gelübde beziehen sich auf einen einzelnen Fall, wie wenn z. B. ein

Fürst im Mittelalter einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen gelobte, andere auf eine das ganze Leben hindurch zu wiederholende Handlung, wie wenn manche z. B. sich verbindlich machten, an einem bestimmten Tage der Woche zu fasten, oder an einem bestimmten Tage im Jahre Geld unter die Armen auszutheilen. Die meisten Gelübde sind unter der Bedingung, daß man aus einer Gefahr gerettet werde, oder eine Wohlthat von Gott empfange, geleistet worden; zuweilen aber waren sie auch die Wirkung frommer Dankbarkeit und Liebe. Nur wer auf der einen Seite unvollkommene Religionsbegriffe hegt, indem er Gott als ein menschenähnliches Wesen sich vorstellt, welches er durch angenehme Dienste erfreuen und zu der Erfüllung seiner Wünsche bewegen könne, auf der andern Seite aber von frommer Gesinnung und lebendigem Glauben an Gottes Regierung durchdrungen ist, wird Gelübde leisten. Dem aufgeklärten Gottesverehrer aber wird es nicht in den Sinn kommen, ein Gelübde zu thun, weil er weiß, daß er zu allem, was wirklich gut ist, auch ohne ein besonderes Gelübde verbunden sei, und daß Gott nicht durch willkürliche Dienste, sondern durch einen tugendhaften Lebenswandel verehrt werde, und weil er einsieht, daß es thöricht sei, bei der Wichtigkeit und Menge der gewöhnlichen Obliegenheiten, sich neue und unendliche Lasten aufzubürden. Jesus Christus und die Apostel haben die Gelübde weder durch Lehre, noch durch ihr Beispiel empfohlen. Bei den unwürdigen Vorstellungen, welche die heidnischen Völker von den Göttern hegten, kann es nicht befremden, daß oft die thörigsten Gelübde geleistet wurden, daß man den Göttern sogar Menschenopfer verhieß, wenn sie den Sieg verleihen, oder die drohende Gefahr abwenden würden. In der christlichen Welt sind die Klostergelübde (s. d. Art.) die merkwürdigsten. N.

Gemälde ist ein Werk der Malerei, d. h. der Kunst, welche sichtbare Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Formen und Farben auf einer Fläche darstellt. Form, Rundung, Beleuchtung, Haltung, Helldunkel müssen zu ihren Darstellungen angewendet werden, sind aber der Malerei nicht ausschließlich eigen, weil auch die Zeichenkunst die Gegenstände auf diese Weise darstellt. Die Zeichnung ist daher die Grundlage der Malerei; werden aber alle jene Gegenstände durch Farben ausgedrückt, so wird die Zeichnung zum Gemälde. Die Farbengebung (das Colorit) ist demnach ganz eigentlich das, was ein Gemälde zum Gemälde macht, obgleich dasselbe durch sie allein nicht zum Werke schöner Kunst wird. Die Malerei erfordert als schöne bildende Kunst Ausdruck ästhetischer Ideen durch Bilder, und darum hat man bei der Schätzung eines Gemäldes auf Composition, Zeichnung und Ausdruck nicht weniger als auf die Farbengebung zu achten. Nur durch Beobachtung aller dieser Puncte wird das Gemälde zum Bilde, welches stets zweierlei Eigenschaften haben muß, artistische und ästhetische. Durch die artistischen werden die Wirklichkeitsforderungen für den äußern Sinn, durch die ästhetischen wird der Schönheitssinn befriedigt. Der Künstler hat alles gethan, wenn seine Darstellung anschaulich, rein objectiv, also wahr, in ihrem Wesentlichen treu und in ihren Verhältnissen richtig ist: der ästhetische Künstler soll zwar dies alles auch, weil ohne dies seine Darstellung ein Unding sein würde; allein er soll auch über dieses alles uns eine Gesammtanschauung verschaffen, durch welche allein seine Darstellung als ein in sich geschlossenes Ganzes erscheint, welches in dieser Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm ist, und das

Gemüth durch Bedeutsamkeit anspricht. Zu den Bedingungen der Wahrheit gehört Richtigkeit der Perspective, zu den Bedingungen der Schönheit das Gruppiren und der Contrast, in Figuren, Gruppen und Colorit, aber freilich nur ein solcher Contrast, der Einförmigkeit und Einerleiheit verhütet, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun. So viel wird hier hinreichen über das Gemälde; das Weitere ist in den angegebenen Artikeln enthalten. dd.

Gemappe, auch Jemappe, Dorf bei Mons in der königl. niederländischen Provinz Hennegau, nahe an der Schelde, berühmt durch die dort am 6. Nov. 1792 zwischen Dumouriez und dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen gefochtene Schlacht, zu deren Andenken unter französischer Herrschaft das ganze Departement Gemappe genannt wurde. Diese Schlacht war in dem französischen Revolutionskriege die erste große Feldschlacht, die geschlagen wurde, und der Verlust derselben durch die Oesterreicher hatte deßhalb auf die öffentliche Meinung in Europa den größten Einfluß, wie der Enthusiasmus der Franzosen dadurch ebenfalls den höchsten Schwung erhielt. So wichtig die Folgen derselben auch waren, denn die Niederlande und Lüttich gingen für die Alliirten dadurch verloren, so würden sie doch größer gewesen sein, wenn die Franzosen nicht an der Roer mit der Verfolgung der fliehenden österreichischen Armee inne gehalten hätten, anstatt sie schon damals über den Rhein zu treiben. Demohnerachtet kann diese Schlacht als eine der wichtigsten im ganzen Revolutionskriege betrachtet werden. Es kann hier nicht die Absicht sein, eine genaue militärische Beschreibung der Bewegungen und einzelnen Gefechte am Tage der Schlacht zu geben, und begnügen uns, zu bemerken, daß, sobald die preußische Armee ihren unglücklichen Feldzug von 1792 beendigt hatte und an den Rhein zurückgekehrt war, Dumouriez den Plan faßte, die Niederlande zu überfallen und in ihnen die Grundsätze der Revolution zu verbreiten. Er stellte sich selbst an die Spitze der dazu bestimmten Armee und leitete die Bewegungen derselben mit der größten militärischen Klugheit, die um so mehr in Erstaunen setzte, als man die Meinung verbreitet hatte, es fehle in der franz. Armee durchaus an geschickten Heerführern. An Zahl war die franz. Armee der österreichischen am Tage der Schlacht um das doppelte überlegen, wogegen diese eine vortreffliche Stellung hatte, die für fast unangreifbar gehalten wurde. Der Enthusiasmus und der kriegerische Geist der Franzosen, der sich hier zuerst in seinem Glanze zeigte, besiegte aber alle Schwierigkeiten und unter dem wilden Gesange der marseiller Hymne wurde eine Redoute nach der andern mit Sturm weggenommen. Dumouriez, der den jungen Herzog von Chartres, jetzt Herzog von Orleans, zu seinem Lieutenant ernannt, befehligte den Mittelpunct, Dampierre und Beurnonville den rechten und Ferrand den linken Flügel. Der Verlust der Oesterreicher wurde auf 5000 Mann angegeben. Acht Tage nachher zog Dumouriez in Brüssel ein.

Gemarke, s. Barmen.

Gemein, wird im Leben, der Wissenschaft und Kunst dem Edlen, dem, was feinere Sitten zeigt, entgegengesetzt. Das Gemeine hat kein anderes Interesse, als Befriedigung der Sinnlichkeit, der Naturbedürfnisse, das Edle opfert diese dem Sittlichen auf, und zwar auf eine Weise, die dem Gemüth des Beobachters wohl thut, weil diese Aufopferungen anspruchlos und bescheiden geschehen, ohne auf Wiedervergeltung, Dank und Ruhm zu rechnen. In der schönen Kunst kann man das Edle und das Gemeine auf zweierlei Weise zeigen, ent-

weder schon durch den Stoff oder durch die Behandlung. Es gibt tausend Dinge, die durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind. Künstler, die solche zu Gegenständen ihrer Darstellung wählen, kann man den Malern vergleichen, die schon von den Alten Rhyparographen, Kothmaler, genannt wurden, weil sie Gegenstände darstellten, die einer ästhetischen Würde unfähig waren. Wem fällt nicht hierbei aus den Rittergeschichten der vorletzten Jahrzehende all das Fressen, Saufen, Balgen, Dirnenschänden, Fluchen und Schimpfen ein, das man für Ausbrüche kräftiger Natur hielt! Eben diese Erzeugnisse des ästhetischen Trosses zeigen aber auch, daß mancher edle Stoff nur durch die Behandlung gemein ward. „Ein gemeiner Kopf," sagt Schiller mit Recht, „wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung entehren, ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen wird selbst das Gemeine zu adeln wissen." Ein großer Kopf und ein edler Geist! Nicht ohne Grund hat Schiller beides mit einander verbunden, denn ein großer Kopf, wenn er nicht zugleich auch ein edler Geist ist, kann ebenfalls das Edle zum Gemeinen herabziehn. Wir dürfen ja nur an die Pucelle von Voltaire erinnern. Durch sie wird ein Unterschied, den man unter dem Gemeinen machen muß, besonders auffallend. Man pflegt nemlich bisweilen in einer poetischen, rednerischen, historischen, philosophischen Darstellung das gemein zu nennen, was nicht zu dem Geiste spricht, weil es geistleer ist, und nichts anders sagt, als was auch der Ungebildetste sagen könnte, und dies so, wie es dieser auch sagen würde, kurz das Alltägliche, das Flache, das Platte. Dieses Gemeine kann sich über die edelsten und erhabensten Gegenstände verbreiten, und es entehrt weder den Gegenstand, noch den Darsteller. Dagegen kann der Darsteller seinen Gegenstand entehren, wenn er selbst sich von Seiten des Geistes auch noch so sehr auszeichnet, wofern wir dabei einen Mangel des feineren sittlichen Gefühls wahrnehmen, und einsehen, daß aller Aufwand des Geistes nur gemacht sei, um die Sinnlichkeit zu reizen. Dieses ist das wahre Gemeine. In Hinsicht auf den Geist steht es allerdings höher als jenes; auch lassen sich Fälle denken, wo es nicht als verächtlich erscheint, z. B. in gewissen Arten des Komischen. Wahrhaft verächtlich aber ist das Niedrige, das immer etwas Grobes und Pöbelhaftes bezeichnet, Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten, verächtliche Gesinnung. Das Gemeine ist blos dem Edlen, das Niedrige dem Edlen und Anständigen zugleich entgegengesetzt. Jeden sinnlichen Trieb befriedigen, ist gemein, ihn ohne Wohlstand, Sittlichkeit und Scham befriedigen, niedrig. dd.

Gemeingefühl ist die Empfindung von dem innern Zustand unsers Körpers, der innere Sinn, der, was im Körper selbst vorgeht, dem Bewußtsein darstellt. Was das Gemeingefühl auffaßt, ist das Gefühl von Gesundheit und Krankheit, von Ermattung und Kraft, von Leichtigkeit und Schwere, von Wärme und von Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Beißen von Schärfe, Trockenheit u. s. w.; alle die verschiedenen Arten von Schmerzen, Hunger und Durst, die Gefühle der physischen Liebe u. s. w. Aus allen diesem sieht man, daß das Gemeingefühl eben sowol die Quelle angenehmer Empfindungen, als auch großen körperlichen Ungemachs sein kann. Es hat nicht, wie die übrigen Sinne, einen eignen bestimmten Sitz, ein besondres Werkzeug (wie z. B. der Sinn des Sehens das Auge), sondern es ist einer besondern Art von Nerven eigen, welche im ganzen Körper ausgebreitet sind, ihren Ursprung aber nicht, wie die Sinnesnerven, im Gehirn, sondern in den Nervengeflechten des

Unterleibs, oder dem sogenannten Gangliensystem haben. Die Beschaffenheit dieser Nerven bringt es mit sich, daß die Eindrücke des Gemeingefühls nur dunkel, unbestimmt sind. Eben von dieser Dunkelheit des Eindrucks rührt auch der Name des Gemeingefühls her, um es so von dem eigentlichen Sinne des Gefühls zu unterscheiden. (Vergl. die Art. Gefühl und Gangliensystem.) ff.

Gemeingeist. Die Theilnahme der Bürger an dem Ganzen der Staatsgesellschaft, heißt der Gemeingeist. Er ist nur da vorhanden, wo die Gemeine selbst die Angelegenheiten der Gemeine besorgt, und practisch Hand ans Regieren und Verwalten legt, wie der Oberpräsident von Vinck solches in seiner trefflichen Schrift über die Verwaltung von Großbritannien gezeigt. Nur dadurch, daß der Bürger Hand an die Verwaltung legt, lernt er sie kennen, und indem er das Gemeinwesen kennen lernt, lernt er es lieben. In einer Monarchie, in der die Gesetzgebung öffentlich und das Ministerium genöthigt ist, stets nach Gesetzen zu regieren, ist der Gemeingeist die belebende und erhaltende Kraft des Staats, ohne welche keine Regierung mit einer öffentlichen Gesetzgebung möglich ist. S. d. Art. Staatsverfassung. Bg.

Gemeinheit, Gemeinde, bezeichnet bald eine gesellschaftliche Vereinigung mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen, fortdauernden und vom Staate gebilligten Endzwecke, bald das einer solchen Gemeinheit eigenthümlich zustehende Vermögen und die Gemeinheitsgüter. Es gibt verschiedene Arten von Gemeinheiten, z. B. Geistliche, Innungen u. s. w., und also auch verschiedene Arten ihres Vermögens; aber hier ist nur von Land- oder Dorfgemeinden und deren Vermögen die Rede. Als Gesellschaft haben sie alle Rechte und Befugnisse, die aus der Natur und dem Zwecke ihrer Verbindung herfließen. Der Grund ihrer Rechte sind theils die Gesetze und Verleihungen des Landesherrn, theils die besonderen Erwerbungstitel. Als moralische Person hat die Gemeinde dieselben activen und passiven Rechte, welche einzelnen Bürgern und Menschen im Staate zukommen, in so fern sie nur möglicher Weise von ihr ausgeübt werden können, und die Gesetze keinen Unterschied zwischen einer moralischen Person und einzelnen Menschen gemacht haben. Die Gemeindeglieder, als moralische Person, genießen die Rechte der Minderjährigen oder Unmündigen (Pupillen); sie können zu Erben eingesetzt werden, Verträge schließen, daraus klagen und verklagt werden, ja sogar Verbrechen begehen, und daraus verbindlich werden; ferner haben sie das Recht, ein gemeinschaftliches Vermögen zu besitzen, zu erwerben, und zur Bestreitung ihrer Erhaltungskosten eine Gemeindekasse zu führen, Dorfstatuten und Gemeindeordnungen (Bauernsprachen, Bauernköhren) zu machen und die Uebertreter zu bestrafen u. s. w. Allein der Begriff eines wirklichen Gemeindegliedes, mit Rücksicht auf den Genuß und die Beschwerden, die Gemeinheitsvortheile und Lasten, ist nicht in allen Orten gleich. In der Regel sind nur diejenigen wahre Gemeindeglieder, welche zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht einen Bauerhof, er sei groß oder klein, besitzen und bearbeiten. Die Theilnahme an den Gemeindevortheilen und Beschwerden richtet sich alsdann entweder nach der Größe und dem Umfange des Guts, oder nach dem Herkommen. Man kann daher die adelig freien Gutsbesitzer, die Prediger, Schullehrer, Forstbedienten, die bloßen Brinkbesitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbewohner nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde in obiger Rücksicht ansehen, wenn ihnen der Mitgenuß an den Gemeindegütern und Vortheilen, vermöge eines andern Rechts-

titels, z. B. Vertrag, Gesetz, rechtliches Herkommen, Verjährung u. s. w., nicht besonders eingeräumt, oder von ihnen erworben worden ist. Aus dem besondern Verbande mit der Gemeinde pflegen indeß die adeligen Gutsbesitzer, besonders wenn ihre Güter ursprünglich aus pflichtigen Höfen zusammengesetzt sind, die Prediger und Schullehrer an den Gemeinheitsvortheilen mit den wahren Gemeindegliedern einen verhältnißmäßigen Antheil zu genießen, die übrigen genannten Einwohner aber nur meistens an der Gemeinweide einen eingeschränkten Mitgenuß zu haben. Hierbei aber beruht fast Alles auf der Verfassung einer jeden einzelnen Gemeinde. Das Vermögen oder Gemeinheitsgut einer Gemeinde ist sehr verschieden und ungleich, und das Eigenthum daran gehört der ganzen Gemeinde als einer moralischen Person oder juristischen Einheit. Die Güter derselben sind in Rücksicht ihrer Bestimmung oder ihres Gebrauchs und des von den Gemeindegliedern daraus zu ziehenden Nutzens zweifacher Art: a) Grundstücke, Holztheile, Obstpflanzungen; Capitalien, Pachtgelder, Zinsen und andere dergleichen Einkünfte, welche das Besitzthum der Gemeinde oder den Schatz derselben ausmachen, woraus alle Bedürfnisse der Gemeinde, als einer moralischen Person, bestritten werden, z. B. Kriegssteuern u. s. w. b) Gemeine Hut- und Weideplätze, oder Anger und Lehden, Zehnten, Haiden, Moore, Brüche, gemeine Holzungen, Mastungen, Wege, Stege, Brücken, Brunnen, Seen, Teiche, Bäche, Fischerei, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuser, Bier- und Brantweinschank, Gottesäcker oder Kirchhöfe, Kirchen, Schulen u. s. w., welche insgesammt gemeines Gut oder öffentliche Sachen einer Gemeinheit im engern Sinne genannt werden. Die Verwaltung der Gemeinheitsgüter geschieht nach den darüber vorhandenen gesetzlichen Vorschriften oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde, und es muß darüber jährlich nach Ausgabe und Einnahme eine Gemeinderechnung abgelegt werden. Da die sämmtlichen Gemeinheitsgüter die Rechte der Güter von Unmündigen genießen, so ist auch die Staatsregierung Obervormund über dieselben, und es muß daher dem Staate vorzüglich daran liegen, daß diese Güter zum Besten der Gemeinheit auf die vollkommenste Weise benutzt, erhalten, und keine der Gemeinheit schädlichen Veränderungen damit vorgenommen werden. Die Gemeinheit kann deswegen ohne obrigkeitliche Bestimmung ihre Güter weder verpfänden noch veräußern, und selbst die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder ist hier nicht rechtsgültig.

Gemeinheitstheilung oder Aufhebung der Gemeinheit. Da der gemeinschaftliche Gebrauch von Gemeindegütern immer nur eine im Ertrage mäßige Benutzung erlaubt, so ist man in mehreren Staaten zu ihrer Aufhebung oder Theilung geschritten. Die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten selbst ist aber von zweifacher Art. Die eine beschäftigt sich allein mit der Theilung und Auseinandersetzung der von mehrern Gemeinden bisher gemeinschaftlich besessenen und genutzten Räume oder Bezirke unter die dabei betheiligten Ortschaften, und man nennt sie daher die allgemeine Gemeinheitsaufhebung oder die Generaltheilung. Bei der andern hingegen wird der, einer jeden Gemeinde bei der Generaltheilung zugefallene Antheil, und die ihr schon ausschließlich bisher zugehörte Gemeinheit unter die eingesessenen Gemeindemitglieder nach ihren verschiedenen Theilungsbefugnissen einzeln vertheilt. Diese heißt die Specialtheilung oder besondere Gemeinheitsaufhebung; und in so fern mit derselben die Aufhebung und Theilung der Feld- und Wiesengemeinheit verbunden, und der Acker

in Schläge oder Koppeln, wie in Mecklenburg, Holstein u. s. w. gelegt wird, so entsteht daraus diejenige Wirthschaftseinrichtung, welche man die Verkoppelung nennt. Die Generaltheilung muß der Specialtheilung allemal vorangehen, und man kann beide nicht zugleich mit einander vornehmen, weil die Grundsätze, nach welchen jede geschehen muß, verschieden sind. Es ist zwar dabei ein unabänderlicher Rechtssatz, daß ein jeder in quali et quanto (Güte und Menge) dasjenige, was er bis zur Theilung gehabt hat, wieder erhalten muß; aber selten ist es möglich, daß ein jeder gerade diejenigen Grundstücke, welche er bisher eigenthümlich oder nach Colonatrechte besessen hat, wieder empfängt. Im letztern Fall kann der Landesherr, vermöge seines landesherrlichen Oberaufsichtsrechts und des allgemeinen Wohls, die bisherigen Besitzer zwingen, andere Grundstücke anzunehmen, wenn sie dadurch völlig entschädigt werden, und mithin weder in quali noch quanto in Hinsicht ihres vorigen Besitzes zu kurz kommen. Entstehen daher vor, während und nach der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten Fragen und Streitigkeiten unter den Theilnehmern über streitiges oder verletztes Recht, so gehört die Beurtheilung und Entscheidung nach der Regel nicht der Oekonomie- oder Theilungsbehörde, sondern es muß jede solche Angelegenheit im ordentlichen Rechtsgange verhandelt und vom befugten Richter als wahre Justizsache entschieden werden. Ist hierüber alles berichtigt, dann erst schreitet die Oekonomie- und Theilungsbehörde zur Theilung selbst, zu der dieselbe das zu theilende Grundstück geometrisch vermessen, eine Karte machen, die Vermessungs- und Bonitirungs-Register ausarbeiten, den Theilungsplan vorlegen und ein Theilungsprotokoll oder einen förmlichen Theilungsreceß entwerfen läßt. Nach vollendeter Theilung wird deren Bestätigung vom Landesherrn nachgesucht. Den ganzen Gang dieser wichtigen Verhandlung zu beschreiben, erlaubt der Zweck dieses Werkes nicht; und daher verweisen wir diejenigen, welche ein Theilungsgeschäft auszuführen den Auftrag erhalten sollten, auf Jacobis Beschäftigungen mit Gemeinheitstheilungs-Materien (Hannover 1803, 8), Gemeinheitstheilungsverordnung für das Fürstenthum Lüneburg, mit einer Vorrede v. Hofr. Jacobi (Hannover 1803), und über die Gemeinheitstheilung und zwar von den Grundsätzen, wonach zu theilen u. s. w., von dem Commissär Joh. Friedr. Meyer, 2 Th. Celle 1801, in 4. X.

Gemenge, beim Bergbau, das unter einander gemischte Erz, insbesondere die Mischung mehrerer Erzarten beim Probiren, welches auch gemeine Probe genannt wird.

Gemmen sind einmal, überhaupt kostbare Edelsteine, dann aber insbesondere solche Steine, in welche künstliche Figuren eingeschnitten sind. Die Alten (Griechen und Römer) waren in dieser Kunst Meister und ihre Gemmen werden am meisten geschätzt. Die Steine, welche sie am häufigsten dazu wählten, waren Bergcrystall, Jaspis, Calcedon, Carneol, Onyx, Blutstein; dagegen verstanden sie noch nicht, den Diamant, Smaragd und Topas zu bearbeiten. Man sehe das Geschichtliche im Art. **Steinschneidekunst**; von den vorzüglichsten Gemmensammlungen handelt der Art. **Dactyliothek**.

Gemmingen (Otto Heinr. Freiherr von), war ehedem churpfälzischer Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der churpfälzischen deutschen Gesellschaft zu Mannheim, privatisirte seit 1784 zu Wien und seit 1797 zu Würzburg. Er hat sich besonders durch seinen, Diderots Père de famille nachgebildeten, deutschen Hausvater eine nicht unrühmliche Stelle unter den deutschen dramatischen Dichtern erworben.

Großmann und Gemmingen machten zu Anfang der achtziger Jahre die ersten bedeutenden Versuche scenischer Darstellungen aus dem Kreise des häuslichen Lebens, und beide fanden eine um so dankbarere Aufnahme, je mehr schon damals der Geschmack an dem Wilden und Ausschweifenden sich merklich verloren hatte, und die Gattung, was eigentlich ihr Glück entschied, um die nämliche Zeit in Iffland einen Dichter erhielt, der gleichsam für sie geboren zu sein schien. Außerdem haben wir von Gemmingen ein Lustspiel, die Erbschaft betitelt, eine mannheimische Dramaturgie, ein Magazin für Wissenschaften und Literatur, wiener Ephemeriden, eine Wochenschrift unter dem Titel der Weltmann, und verschiedene andere Werke, zum Theil Uebersetzungen.

Gemse, die einzige in Deutschland einheimische Antilopengattung. Sie bewohnt die hohen Alpen und beschneiten Felsenklippen in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in der Schweiz, im ehemaligen Dauphiné, die Apenninen in Italien, die Pyrenäen u. s. w. Sie liebt die dünne reine Bergluft und gewöhnlich halten sich zahlreiche Gesellschaften zusammen. Die Alpenkräuter sind ihre Weide. Von den harten Fasern mancher derselben bilden sich in dem Magen der Gemse schwarzbraune, wohlriechende Kugeln von bittrem Geschmack, die man Gemskugeln oder europäischer Bezoar (s. d. Art.) nennt. Die Jagd der Gemse ist ein äußerst beschwerliches Geschäft, indem sie Fels auf und ab und über Felsenspalten hinweg mit unglaublicher Behendigkeit setzt, und die drohende Gefahr mit ihren großen hellen Augen gewöhnlich frühzeitig entdeckt. Bemerkt eine der gesellschaftlich weidenden Gemsen etwas Gefährliches, so gibt sie durch einen durchdringend pfeifenden Ton ein Warnungszeichen, stampft mit dem Fuße, und im Nu ist die ganze Gesellschaft auf der Flucht. Dennoch wissen die Gemsenjäger sich ihrer zu bemächtigen. Mit einer Flinte und einem Waidsack auf dem Rücken, einen eisenbeschlagenen Stock in der Hand, mit Fußeisen und einem Fernglas versehen, treten sie ihre Reise aufs Gebirge an. Um auch da übernachten zu können, tragen sie eine Pelzjacke und führen die nöthigsten Lebensmittel bei sich. Sorgfältig bemerken sie, ob ihnen der Wind in das Gesicht oder in den Rücken geht, denn im letztern Falle wittern die Gemsen des Jägers Ankunft zu früh. Mit dem Fußeisen bewaffnet, setzt er nun den fliehenden Gemsen über alle Felsen und Eisfelder nach. Jeder Schritt vor- oder rückwärts ist oft mit Lebensgefahr verbunden. Gelingt es ihm endlich, die Thiere in einen engen Bergstrich hineinzutreiben, wo ihnen nur auf seine Person zu der Ausweg noch offen steht, so schießt er unter sie. Wiederholt er dies öfter, so sehn die geängsteten Thiere sich gezwungen, über das Haupt des Jägers wegzusetzen, oder ihn durch einen gewagten Sprung in den Abgrund zu stürzen, und nicht selten findet einer, blos über dem Nachklettern, zwischen schroffen Felsenklippen sein Grab. In Graubünden und Wallis findet man viele solche Waghälse, die mit den tyrolischen und savoyischen Gemsenjägern immer im Kriege leben. Ein Gemsenfell wird mit 6 — 9 Gulden verkauft, und außerdem erhält man noch etwa 10 — 12 Pfund Talg von einem starken Thiere. Dies und der beliebte Braten ist der ganze Gewinn für eine so große Gefahr.

Gemüth ist die Stimmung und Richtung des Willens der Seele durch ihr Gefühl. Dieses beruht auf dem innern Sinn, oder dem Vermögen der Seele, ihren Zustand als ihren eigenen wahrzunehmen. Wie das körperliche Gefühl (Gemeingefühl und Sinnesanschauung), dem Menschen die Wahrnehmung von seinem Körper als seinem eigenen gibt, so bekommt die Seele durch das innere Gefühl die Ueberzeugung ihrer

Individualität, die Selbstanschauung ihres innersten Seins und Lebens. Dieses Sein und Leben der Seele ist aber höchst individuell und bei jedem Menschen ganz eigenthümlich, ist durch äußere Einwirkungen sowol, als durch innere Thätigkeit des Geistes selbst bestimmbar, und wird durch beide fortwährend bestimmt. Dabei sind aber im Allgemeinen zwei Verschiedenheiten in dem Zustande der Seele bemerkbar, indem er entweder angenehm oder unangenehm ist; das erste, wenn er in Einklang mit ihren Zwecken, das andere, wenn er in Zwiespalt mit denselben steht. Die Zwecke der Seele sind aber entweder die höhern, d. h. die ihrem Wesen nach ihr eigenthümlichen, oder die niedern, d. h. die Zwecke des physischen Organismus, oder der Sinnlichkeit, die ihr von demselben aufgedrungen, oder von ihr freiwillig angenommen werden. Der höchste Zweck der Seele ist Vereinigung mit dem höchsten Gut, oder ewiges Sein in Gott, d. h. Seligkeit. Alles was zu deren Erlangung hinführt, sind die höhern Zwecke der Seele, das wahre Gute, dessen Vereinigung das psychische Wohlsein gründet. Die physischen Zwecke, die der Sinnlichkeit, sind Erhaltung des Organismus, Befriedigung der Forderungen desselben, Beförderung der sinnlichen Functionen, zeitliches Sein und Vereinigung mit dem irdischen Gut. Alles was zur Erlangung desselben hinführt, bildet die niedern Zwecke und gründet das physische oder sinnliche Wohlsein. Die Seele kann die höhern und die niedern Zwecke verfolgen. Die niedern gibt ihr die Sinnlichkeit, die höhern die Vernunft, welche die Ideen (die höhern und reinsten Begriffe), also auch die vom wahren Gute aus ihrem Wesen selbst entwickelt. Je mehr demnach die Vernunft in der Seele thätig ist, desto mehr ordnet sie die niedern Zwecke den höhern unter, desto herrschender wird das Verlangen nach dem Zustande des eigentlichen psychischen Wohlseins, desto weniger strebt sie nach dem blos physischen Wohlsein. Jedesmal aber verlangt die Seele ihren angenehmen Zustand zu erhalten, den unangenehmen Zustand zu verändern. Hieraus entsteht demnach eine Stimmung des Willens überhaupt (des Begehrungsvermögens), eine Richtung desselben nach der dauernden Vereinigung mit einem Gegenstande, oder von ihm ab, zur Trennung von ihm, Neigung oder Abneigung, Liebe oder Haß, je nachdem der Gegenstand sie in angenehmen oder unangenehmen Zustand versetzt. Hiernach einige nähere Bestimmungen des Gemüthes. Die Stärke (Lebhaftigkeit) des Gemüths hängt von dem Grade der Klarheit des Gefühls der psychischen Individualität ab. Das Gemüth ist schwach, wenn das Gefühl des innern Seins und Lebens der Seele nur dunkel und verworren ist, stark, wenn dieses Gefühl zu einem höhern Lichte emporsteigt. Unmittelbar mit der Stärke des Gemüths hängt dessen Kraft zusammen, welche sich in der Bestimmung des Willens zur That äußert. Ein kräftiges Gemüth bestimmt seinen Zustand selbst, und spricht sich in bestimmten Handlungen aus; ein unkräftiges Gemüth läßt sich durch äußere Einwirkungen bestimmen, vermag seine Zwecke durch fortdauernde Richtung des Willens zum Handeln nicht zu verfolgen. Die Art des Gemüthes wird durch die Entwickelungsstufen der Vernunft, also dadurch bestimmt, ob die Seele die Erlangung des psychischen oder des physischen Wohlseins zum Grund ihrer Handlungen macht. Ein reines Gemüth erwählt und erhält sich blos die höhern Zwecke zum Ziele seines Strebens; ein unreines hat die Zwecke der rohen Sinnlichkeit zu den seinigen gemacht. Ein unschuldiges Gemüth kennt nur das Wohlsein von der Erlangung des wahren Guten; ein schuldvolles wird von dem Bewußtsein beunruhigt, die höhern Zwecke

den niedern aufgeopfert zu haben. Ein gutes Gemüth findet Befriedigung seines Verlangens nach Wohlsein schon in der Wahrnehmung und Beförderung des psychischen Wohlseins anderer Menschen; ein böses verfolgt die niedern Zwecke, auch wenn das Wohlsein anderer Menschen dadurch gestört wird. (Gemüthsbewegung, s. den folgenden Art.) Gemüthlich nennt man einen Menschen, der, ohne die Absicht dazu zu haben oder zu verrathen, blos durch seine eigene Gemüthsäußerung das Gemüth eines andern Menschen in einen angenehmen und behaglichen Zustand versetzt.

Gemüthsbewegungen (Affecten, s. d.) nennt man gewisse vorübergehende Stimmungen des Gefühlsvermögens, welche, so lange sie herrschend sind, das Gemüth gleichsam aus seinem ruhigen Gleichgewicht (Gemüthsruhe) heben, die Fassung stören, und mithin freie Ueberlegung und Selbstbestimmung durch Grundsätze unmöglich machen. Sie sind theils angenehme, theils unangenehme, reine oder gemischte. Freude, das angenehme übermannende Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; Traurigkeit, das unangenehme Gefühl über erhaltenes Mißvergnügen; Hoffnung, das angenehme Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen; Furcht, das unangenehme Gefühl über zu erhaltendes Mißvergnügen; Schrecken, das Gefühl plötzlich erregter Furcht; Bangigkeit und Angst, die peinlichen Gefühle der Furcht vor eintretendem Uebel; Zorn, plötzlich und heftig erregtes unangenehmes Gefühl über erlittenes Unrecht; Scham und Reue, unangenehme niederdrückende Gefühle über begangenes Unrecht, oder ausgeübte Unziemlichkeiten, oder öffentliche Darstellung irgend eines unsrer Mängel. Dies sind die Affecten, welche man reine nennt, weil immer nur ein bestimmtes, angenehmes oder unangenehmes, Gefühl herrschend ist. In andern hingegen sind diese beiderlei Gefühle gemischt. So ist Erwartung eine Mischung von Furcht und Hoffnung, Bestürzung von Freude und Traurigkeit; eben so Mitleid, Besorgniß, Sehnsucht, Wehmuth, wo das Gemüth in eine zarte Bebung gebracht, sich in einer traurigen, und doch durch die Lust an dieser Trauer selbst sanft versüßten Stimmung befindet. Uebrigens finden bei mehrern verschiedene Grade Statt, bei der Freude das Entzücken, bei dem Schrecken das Entsetzen, bei der Traurigkeit der Gram, bei dem Zorne die Wuth. Von einigen wird das Herz mithin nur in sanfte Regung gebracht, von andern heftig erschüttert; jene wirken wohlthätig, diese zerstörend auf die Organisation, denn sie erschöpfen durch Uebermaß der Erregung die Lebenkraft. Aus dem moralischen Gesichtspunct betrachtet, gilt im Allgemeinen der Grundsatz, daß man seine Affecten beherrschen solle, weil doch immer die Vernunft dadurch ihrer Herrschaft beraubt wird: hauptsächlich gilt dies aber doch von denen, die leicht ins Unmoralische ausarten, z. B. Zorn, Rache u. a. In ästhetischer Hinsicht führen die, so von Kraft und Stärke zeugen, wenigstens einen Schein von Erhabenheit bei sich, und es kann dann wol auch einen edlen Zorn, eine edle Rache geben, die von Schwäche zeugenden hingegen gehören mehr in die Sphäre des Schönen, z. B. alle sogenannten schmelzenden Affecten, wie Wehmuth, Mitleid, Schmerz, der sich selbst den Trost versagt u. a. m. dd.

Gemüthskrankheiten sind Seelenkrankheiten solcher Art, bei welchen das Gemüth ursprünglich leidet und Ursache von bestimmten Krankheitserscheinungen ist. Es fragt sich, ob nicht schon heftige Leidenschaften aller Art, welche die Ruhe und den Frieden des Herzens stören, und dadurch die Seele in Verwirrung bringen, wahre Gemüthskrankheiten seien, z. B. heftige Liebe, Eifersucht u. a. m. Gewiß aber

ist es, daß aus den Leidenschaften nicht selten Zustände entspringen, denen man den Namen der Gemüthskrankheiten nicht absprechen darf. Wir nennen hier nur die zwei vorzüglichsten, die übrigens, wiewol sie in ein Gebiet gehörig, dennoch von ganz entgegengesetzter Art sind, Wahnsinn und Melancholie (Trübsinn). Die Liebe macht wahnsinnig und melancholisch, nach dem Charakter und der sonstigen Beschaffenheit der Person und der Umstände. Auch Stolz und Ehrgeiz können Wahnsinn, anhaltender Kummer, Gram über schweren Verlust und gescheiterte Hoffnungen können Melancholie erzeugen. Der Wahnsinn als Gemüthskrankheit von Ueberspannung, rückt das Gemüth gleichsam aus sich selbst heraus, in eine fremde, in eine Traumwelt, wo nur die Gegenstände seines Begehrens dem wahnsinnigen Gemüth vorschweben, und wo Sinn, Verstand und Phantasie, in den Diensten des kranken Gemüths, aus ihrer Bahn weichen. Die Wahnsinnige aus Liebe sieht sich überall in Gesellschaft ihres Geliebten, alle ihre Umgebungen stehen in Bezug auf ihn. Ganz anders die Melancholie. Der Melancholische ist wie abgeschnitten von der Welt und lebt nur in seinem hohlen, leeren Ich, das durch Druck und Kummer eingeengt, nichts mehr wünscht und sucht als den Tod. Tiefe Nacht umschattet seinen Geist, und seine Willenskraft ist erstorben. Und dieser ganzen innern Zerrüttung Quelle ist das kranke Gemüth. Hieraus läßt sich abnehmen, daß Melancholie und Wahnsinn wahre Gemüthskrankheiten sind, und daß es Unrecht ist, sie Geisteskrankheiten zu nennen, weil der Geist oder das Vorstellungsvermögen hier nur mittelbarer Weise angegriffen ist. (Vergl. d. Art. Geisteskrankheiten.) ff.

Gendarmes. So nannte man anfänglich in Frankreich die Masse des bewaffneten Volks (gens armata), hernach aber, nach Einführung der stehenden Soldtruppen, ein Corps schwerer Reiterei, das die Hauptstärke des Heeres ausmachte und mit Helmen, Cürassen, Pistolen, gepanzerten Pferden rc. versehen war. Seit Ludwigs XIV. Zeit behielten sie blos Pistolen, Halfter und Degen bei. Theils versahen sie den Dienst beim Könige, theils machten sie das erste Corps der französischen Reiterei aus. Uebrigens bestand es aus lauter Edelleuten und gehörten zu den königl. Haustruppen. Die Revolution hob dies Corps auf. Seitdem nannte man dort Gendarmerie ein Corps, das an die Stelle der vormaligen Maréchaussée, zur Sicherheit der Straßen dienend, eintreten sollte. Sie dient zu Fuße und zu Pferde, gehört zwar zum Militär, steht aber in Dienstgeschäften zur Verfügung der Verwaltungsbehörden. In Preußen wurden vor der neuen Organisation des Heers, die königl. Garden theilweise ebenfalls Gendarmes genannt. Durch einen gewissen Uebermuth, der mit ihrem Verhalten im Felde nicht sehr übereinstimmte, hatte sich dies Corps sehr verhaßt gemacht. Es wurde 1806 nach der Schlacht von Jena bei Prenzlau zu Gefangenen gemacht und mußte von den Siegern viele Demüthigungen erleiden. Jetzt werden auch in vielen deutschen Staaten besonders die berittenen Polizeidiener Gendarmen genannt.

Genealogie, die wissenschaftliche Darstellung von dem Ursprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft der Geschlechter, wird, weil sie einzelne Theile des historischen Studiums wesentlich unterstützt und erleichtert, nicht ohne Grund zu den historischen Hülfswissenschaften gerechnet. Die genealogischen Kenntnisse haben aber eine doppelte Bedeutsamkeit: eine persönliche und eine historische. Jene Kenntnisse sind in persönlicher oder rechtlicher Beziehung wichtig, sobald gewisse aus der Verwandtschaft abzuleitende Ansprüche geltend gemacht

werden sollen: sie erhalten aber auch zugleich historisches Interesse, wenn nach den Verwandtschaftsverhältnissen historisch merkwürdiger Personen gefragt wird, obgleich der Begriff merkwürdig in dieser Hinsicht immer beziehungsweise zu nehmen ist, theils weil manche an sich unbeudetende Familie nur bisweilen wegen einer einzigen Person aus ihrer Dunkelheit gezogen werden muß, theils weil selbst merkwürdige Personen oft nur für einzelne Bezirke, Provinzen und Länder ein historisches Interesse haben. Die wissenschaftliche Darstellung der Genealogie zerfällt in zwei Theile: in den theoretischen, welcher die Lehre von den genealogischen Grundsätzen überhaupt enthält, und in den practischen, welcher die historisch merkwürdigen Geschlechter darstellt. Gewöhnlich wird der Letztere nur auf die fürstlichen Familien eingeschränkt. Der theoretische Theil der Genealogie geht von dem Begriffe eines Geschlechts, einer Familie aus. Personen, die von einem gemeinschaftlichen Vater abstammen, bilden ein Geschlecht. Durch den Begriff des Grades bezeichnet man die Nähe oder Entfernung der Verwandtschaft, worin eine Person zu einer andern steht. Eine Reihe mehrerer, von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn abstammender Personen heißt eine Linie. Die Linie ist entweder die gerade (linea recta), oder Seitenlinie (linea obliqua oder collateralis). Die gerade Linie wird eingetheilt in die aufsteigende und absteigende. Bis zum siebenten Gliede werden die Vorfahren (pater, avus, proavus, abavus, atavus, tritavus, protritavus,) und die Nachkommen (filius, nepos, pronepos, abnepos, atnepos, trinepos, protrinepos,) mit besondern Namen belegt; die übrigen Ascendenten heißen im Allgemeinen majores (Vorfahren, Ahnen), und die spätern Descendenten im Allgemeinen posteri (Nachkommen). Uebrigens bilden blos die Söhne die männliche Linie; alle übrigen Nachkommen gehören zur weiblichen Linie. Die Seitenlinie umschließt die Seitenverwandten, welche nicht von einander, sondern nur von einem gemeinschaftlichen Stammvater abstammen. Sie ist entweder gleich (aequalis), oder ungleich (inaequalis), sobald auf der einen Seite mehr Glieder als auf der andern gezählt werden. Von väterlicher Seite heißen die Seitenverwandten agnati, von mütterlicher Seite cognati. Die Geschwister sind entweder leibliche oder Stiefgeschwister, je nachdem sie entweder theils von beiden Aeltern, theils von einem Individuum der Aeltern abstammen, oder nur durch neugestiftete Ehen mit einander verwandt worden sind. Zur Versinnlichung der Abstammung und Verwandtschaft werden genealogische Tafeln entworfen, deren Einrichtung und Umfang von dem vorgesetzten Zwecke abhängt. In den eigentlichen Geschlechts- oder Stammtafeln hebt man gewöhnlich vom ältesten Stammvater an, und stellt alle bekannte Personen männlichen und weiblichen Geschlechts aus einer Familie in absteigender Linie und nach deren Seitenlinien dar. Bei den Ahnentafeln beabsichtigt man die Versinnlichung der Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie, sowol von väterlicher als mütterlicher Seite. Auf diese Weise werden 4, 8, 16 rc. Ahnen nachgewiesen. (S. Ahnen.) Die Regierungssuccessionstafeln enthalten blos die Abstammung der Personen, welche nach einander zur Regierung gelangt sind oder Ansprüche auf dieselbe haben. Mit ihnen stehen die Erbfolgestreitstafeln in Verbindung, welche mehrere Linien einer Familie, oder mehrere Familien neben einander stellen, um aus den Graden der Verwandtschaft das Erbfolgerecht abzuleiten. Die synchronistischen Tafeln werden aus neben einander gestellten Stammtafeln mehrerer Familien gebildet, um Verwandtschaften, Heirathen, Erbverbrüderungen rc. deutlich zu vergegenwärtigen. Die historischen

Stammtafeln unterscheiden sich von den eigentlichen Stammtafeln dadurch, daß sie nebst der Abstammung auch noch Biographien der Stammglieder beifügen, so wie bei den Ländervereinigungs- oder Trennungstafeln neben der Fortpflanzung der Stämme auch die Ab- und Zunahme des Länderbestandes oder des Familienvermögens verzeichnet wird. Die gewöhnliche Form der genealogischen Tabellen ist, daß der Stammvater obenan gesetzt und bei jedem der Nachkommen die Abstammung durch Striche angegeben wird; doch hat man auch solche Tabellen in der Gestalt eines Baumes, nach dem Vorbilde des canonischen Rechts, (arbor consanguinitatis,) wo der Stammvater, gleichsam als Wurzel, unten gesetzt wird, eine Form, in welcher sich besonders die ältern Genealogen gefielen. Die Kenntniß der Genealogie ward im ausgehenden Mittelalter wichtiger, als der Adel sich von den übrigen Ständen absonderte, sich gewisse Aemter, Stellen in Stiftern u. s. w. ausschließend vorbehielt, und jeder, der dazu gelangen wollte, eine festgesetzte Anzahl von Ahnen nachweisen mußte. In diesem Zeitalter entstand auch die Sucht, die Stifter der europäischen Regentenhäuser im fernsten Alterthume, oder doch wenigstens in den römischen Familien nachzuweisen, welche erst durch die historische Kritik in ihrer Blöße dargestellt wurde. Die wissenschaftliche Behandlung der Genealogie gewann erst nach der zweckmäßigern Behandlung der Geschichte überhaupt, und vorzüglich durch Deutsche. Im 17. Jahrh. war Andreas Duchesne († 1640) ein Hauptverbesserer der genealogischen Methode, und Rittershusius (Prof. der Rechte zu Altorf († 1670), bemühte sich, Unsinn in der Genealogie zu vermeiden; ihn ergänzte Imhof (1683. 85.). Mehr geschah im 18. Jahrh. Gebhardi gab die ältern Lohmeierschen Stammtafeln (1730) verbessert heraus. Durch Hübners mühevolle genealogische Tabellen (4 Bd. Qfol. (1725—33.) und Sam. Lenzens Erläuterungen dazu 1756, 4.) machte die Wissenschaft bedeutende Fortschritte; doch führten sie erst Gatterer (Abriß der Geneal. Gött. 1788, 8.), Pütter Tabb. geneal. Gött. 1768, 4.), Koch in Straßburg, und Voigtel (1810) zu einer höhern Vollkommenheit. Q.

General ist der allgemeine Name für die höchste militärische Würde, und theilt sich bei jeder einzelnen Macht in mehrere Stufen von verschiedener Benennung. Bei den deutschen Armeen hatte sonst jedes einzelne Regiment einen General an der Spitze; die niedrigste Stufe des Generalats war demnach die eines Regimentschefs (Generalmajor), aber auch jeder höhere General bis zum höchsten, war Inhaber eines Regiments, welches dann in seiner Abwesenheit von einem sogenannten Stabsoffizier (Oberst, Oberstlieutenant) commandirt wurde. Jetzt hat man bei mehrern Armeen das französische System (hie und da mit Abänderungen) angenommen, wo jedes einzelne Regiment von einem Obersten commandirt wird. Dem zufolge ist nun der Generalmajor bei diesen deutschen Heeren das, was in Frankreich, während des Kaiserthums der Brigadegeneral (jetzt Maréchal de camp) war, d. h. Befehlshaber von wenigstens zwei Regimentern. Zwei, auch wol drei Brigaden stehen unter einem Generallieutenant, (in Oesterreich: Feldmarschall-Lieutenant; in Frankreich vormals: Divisionsgeneral, jetzt: Lieutenant général). Zunächst über dem Generallieutenant steht der General der Infanterie oder der Cavallerie, der jedoch, in Rücksicht der Geschäfte, von jenem nicht wesentlich verschieden ist. Der General der Cavallerie heißt, besonders im österreichischen Heere, auch Feldwachtmeister, wie denn auch, ebendaselbst, der Feldzeugmeister (General der Artillerie) in diese Classe gehört. Den Beschluß der gewöhn-

lichen militärischen Rangordnung machen die Feldmarschälle, zuweilen auch General-Feldmarschälle, und bei den Franzosen Reichsmarschälle genannt, welche an der Spitze eines ganzen Heers, oder doch eines Hauptcorps zu stehen pflegen. Wir bemerken hierbei noch, daß der Marschallstitel in Frankreich, durch die zu häufige Verleihung desselben, gewissermaßen an seinem Ansehen verloren hat: der Almanac Impérial von 1812 macht nämlich 19 Maréchaux de l'Empire namhaft, während sich bei den übrigen europäischen selten mehr denn zwei bis drei Feldmarschälle befinden. Der Titel eines Generalissimus wird nur zuweilen in besondern Fällen einem Oberbefehlshaber ertheilt, besonders dann, wenn ein Heer aus Truppen verschiedener Mächte zusammengesetzt ist. Die Benennung General en Chef ist kein eigentlicher Titel, sondern bloße Bezeichnung des dadurch angedeuteten vorübergehenden Geschäfts. Generalstab, Etat-major, besteht aus den verschiedenen bei einem Heere befindlichen Generalen jedes Ranges, und ihren Adjutanten, aus dem Generalquartiermeister, dem Generalauditeur (Oberkriegsrichter), dem Generalzeugmeister, dem Oberwagenmeister, dem Generalgewaltiger und dem Obercommissär mit ihren Unterbedienten; überhaupt versteht man unter Generalstab sämmtliche zum Hauptquartiere gehörige Offiziere. Generalquartiermeister (bei den Franzosen Major général) ist derjenige Offizier des Generalstabes, der die Märsche und Bewegungen der Armee anzuordnen hat. Er bildet mit den ihm Untergeordneten den Generalquartiermeisterstab. General, in der Zusammensetzung mit Admiral, Feldmarschall, Feldzeugmeister, Feldwachtmeister; der oberste Admiral, Feldmarschall ꝛc. s. auch F e l d m a r s c h a l l, F e l d z e u g m e i s t e r ꝛc. Generalauditeur, der Oberkriegsrichter. Generalat, das Amt und die Würde eines Generals; auch die Abtheilung einer Armee; desgleichen ein Landesbezirk, dessen Verfassung militärisch ist. Generalissimus, der Oberbefehlshaber der gesammten Kriegsmacht; besonders dann, wenn eine Armee aus Truppen verschiedener Mächte zusammengesetzt ist. General heißt auch der Oberste eines religiösen Ordens, Dominicaner-, Jesuiten- ꝛc. General. Ferner kommt das Wort General in vielen Zusammensetzungen vor, um einen höhern Rang oder Allgemeinheit auszudrücken.

G e n e r a l b a ß nennt man den Vortrag der Grundstimme eines Tonstücks, verbunden mit der Intonation aller einzelnen Accorde, aus denen die Harmonie des Ganzen hervorgeht. Gewöhnlich spielt man ihn auf einem Claviatur-Instrument, theils zur Verstärkung der Harmonie, theils zur Ersetzung der Intervallen manches Accords, die in den wenigstimmigen Sätzen noch fehlen, und zur Ausfüllung der harmonischen Lücken, die öfters zwischen den Stimmen vorkommen. Wer demnach den Generalbaß spielen will, muß die Fertigkeit besitzen, mit der Grundstimme eines Tonstücks zugleich die Folgen aller Accorde, woraus die Harmonie desselben besteht, vorzutragen. Da diese Accorde und die in ihnen enthaltenen Hauptintervallen über den Noten durch Zahlen und Zeichen, die Signaturen, angedeutet sind, so muß er auch eine genaue Kenntniß dieser Bezifferung haben, die man bei Marburg, Albrechtsberger, Bach, Türk und Müller findet. Erfinder dieser Bezifferung war Viadana, zu Anfang des 17. Jahrh. Capellmeister an der Domkirche zu Mantua. Deshalb nennt man auch diese Bezifferung öfters die italienische Tabulatur. dd.

G e n e r a l i (Pietro), ein beliebter italienischer Componist, geb. 1783. Man hat von ihm eine Menge komischer Opern, von welchen jedoch nur wenige auf die deutsche Bühne gekommen sind.

Generalstaaten, s. Niederlande.

Generation, Geschlechtsalter, Menschenalter, ist eine der unbestimmten Rechnungsarten der alten Chronologie, wo man nach dem Alter der Menschen im Durchschnitt rechnet. Herodot rechnet auf drei Menschengeschlechter 100 Jahre, andere Schriftsteller rechnen auf ein Menschengeschlecht 30, 28, 22, Dionys von Halikarnaß 27 Jahr. Gewöhnlich rechnet man 30 Jahre. dd.

Genesis (griechisch: Zeugung, Geburt, Entstehung) ward von den alexandrinischen Dollmetschern darum das erste Buch Mosis genannt, weil in demselben von der Entstehung der Dinge die Rede ist. N.

Genesung, der Uebergang von Krankheit zur Gesundheit. Die krankhafte Thätigkeit eines einzelnen Organs oder Systems im Körper hat ihr Ziel gefunden, die unterdrückt gewesenen heben sich wieder. Die Disharmonie der verschiedenen Verrichtungen des Körpers löst sich allmälig wieder in die vorige Harmonie auf, die überspannten Thätigkeiten lassen, durch Erschöpfung ihrer Kraft oder durch Arzneimittel beschränkt, allmälig nach, die schadhaften, dem organischen Körper fremdartig gewordnen Stoffe werden ausgeschieden und fortgeschafft; Ruhe und Harmonie der Verrichtungen des Organismus mit dem Zwecke desselben kehren wieder zurück. Dieser Zustand fängt folglich sogleich nach der heilsamen Crisis (s. d. Art.) der Krankheit an, und endigt da, wo völlige Gesundheit wieder eingetreten ist. Die Krankheit verschwindet nur allmälig aus dem Körper. So wie im Innern des Organismus gewisse Veränderungen vorgingen, mittelst welcher die Krankheit von Stufe zu Stufe bis zu ihrer Höhe stieg, eben so ist ihr Gang auch stufenweise wieder rückwärts oft durch die nämlichen innern Vorgänge, daher die Krankheitszeichen nur eins nach dem andern abnehmen, und zwar in umgekehrter Ordnung ihres Eintretens, so daß die zuletzt erschienenen zuerst verschwinden. Dieser Rückgang von dem kranken Zustande zum gesunden geschieht bald in langsamern, bald in schnellern Schritten, daher der Zeitraum der Genesung bald länger, bald kürzer ausfällt, je nachdem die Krankheit schwer, oder nur leicht, ihr Verlauf langsam oder schnell, die Lebenskraft des Kranken stark oder schwach war, die Hülfe der Kunst weniger oder mehr unpassend oder zweckmäßig angewendet wurde u. s. w. Der Genesungszustand selbst ist auch verschieden nach dem Charakter und der Form der Krankheit. So ist er z. B. anders nach einem Entzündungs-, anders nach einem Faul- oder Nervenfieber, anders nach einem Katarrh, anders nach einer Lungenentzündung u. s. w. Es erhellet aus allem diesen, daß Genesung noch nicht Gesundheit selbst ist; es ist ein eigener zur Gesundheit hinführender Zustand, der jedoch eben so leicht theils zur vorigen, theils zu einer andern Krankheit wieder übergehen kann. In die vorige Krankheit kann er zurückfallen (s. Recidiv), wenn die Mittel zu bald ausgesetzt werden, welche die Krankheit beschränkten, oder wenn Diätfehler begangen wurden, welche den vorigen Krankheitszustand begünstigten. In eine andere Krankheit kann er übergehen, wenn die Mittel, welche den der Krankheit entgegengesetzten Zustand hervorrufen sollen, zu lange fortgesetzt werden. Hierdurch kann der Kranke gerade in die entgegengesetzte Krankheit verfallen, der von einem entzündlichen Fieber Genesene kann z. B. durch Uebermaß von Blutentziehung oder schwächenden Arzneimitteln in ein sogenanntes Faulfieber oder in ein hectisches Fieber verfallen u. s. w. Ferner kann durch Mangel an gehörigem diätetischen Verhalten, Uebermaß in Speisen und Getränken, Erkältung, Störung der kritischen Ausleerungen u. a. m., der

Uebergang in eine andere Krankheit befördert werden. Hieraus ergibt sich von selbst, daß der Genesende den Vorschriften seines Arztes noch treulich nachkommen, und das seinem Zustande gemäße diätetische Verhalten genau beobachten muß. H.

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht. Genethliacus, einer, der sich damit beschäftigt, bei der Geburt eines Kindes das künftige Schicksal desselben aus dem Stande der Gestirne vorher zu sagen, ein Nativitätsteller, (s. Astrologie).

Genetisch heißt eigentlich die Erzeugung betreffend, z. B. genetische Kraft, die Zeugungskraft. Genetische Erklärung ist eine solche, die nicht blos die Merkmale einer Sache angibt, sondern zugleich ihre Entstehung darthut.

Genf, Genève, Canton der Eidgenossenschaft und gut gebaute, durch Handel und Fabriken wohlhabende Stadt, an dem reizenden genfer See. Der Rhone, welcher den See durchströmt, tritt bei Genf aus demselben, und sondert die Stadt in drei ungleiche, durch Brücken zusammenhängende Theile. Jetzt zählt das befestigte Genf in der Stadt über 22,000 Einw. in 900 Häusern, uud auf dem Gebiet von 5 9/10 Q.M. außer der Stadt gegen 26,000 Einwohner. Die herrschende Religion ist die reformirte. Den wichtigsten Nahrungszweig verschaffen der Stadt die Uhrmacher; in der blühendsten Periode des Handels zählte man 480 Meister und gegen 6000, jetzt nur noch 2800 Arbeiter, welche jährlich 70,000 Uhren und darunter 1 11/12 goldne für 2,150,000 schweizer Franken verfertigen. An sie schließen sich die übrigen Metallarbeiter, welche die zur Uhrmacherkunst erforderlichen und andere mathematische und chirurchische Instrumente arbeiten. Sehr bedeutend sind auch die Kunstwerke der vielen Gold-, Silber- und Bijouteriearbeiter. Außerdem werden hier Zitze, Wollentücher, Musseline, Goldborten, seidene Zeuge, auch Porzellan verfertigt. Wenn diese ansehnlichen Fabriken den Wohlstand der Stadt emporbringen, so erzeugt zugleich die vortheilhafte Lage am genfer See einen bedeutenden Transitohandel; die Nähe der französischen Grenze aber begünstigt einen einträglichen Schleichhandel. Genf erwarb auf diese Weise so ansehnliche Reichthümer, daß es 120 Millionen Livres meist in den französischen Fonds stehen hatte, die bei der französischen Revolution zum Theil verloren gingen. Im Mittelalter war Genf einem Bischofe und einem Grafen unterworfen, welche sich gegenseitig ihre Rechte streitig machten. Das Recht der Grafen kam endlich an die Herzoge von Savoyen, welche auch die Bischöfe auf ihre Seite zu ziehen wußten. Aber auch die Bürger hatten von den Kaisern viele Freiheiten, und fügten sich nicht unbedingt den Herzogen und Bischöfen. Dadurch entstanden Streitigkeiten, welche die von den Franzosen gedrängten Herzoge nicht mit Nachdruck gegen die auch von den Schweizern begünstigten Genfer führen konnten. 1524 entledigte sich die Stadt des herzoglichen Vicedoms, und neun Jahre darauf auch des Bischofs, indem sie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Mehrere herzoglich gesinnte Familien wurden verbannt. Dafür hatte sie lange gegen die Ansprüche der Herzoge zu kämpfen, welche 1602 den letzten Versuch machten, die Stadt durch eine Ueberrumpelung in ihre Gewalt zurückzubringen. Das Unternehmen mißlang, und jährlich wurde seitdem zum Andenken daran am 12. Dec. das Escaladefest gefeiert. 1603 endlich kam unter Vermittlung von Bern, Zürich und Heinrich IV. von Frankreich ein Vergleich zu Stande, kraft dessen Savoyen allen Ansprüchen entsagte, und jene drei Vermittler Genfs freie Verfassung verbürgten. Diese Verfassung

war ein Gemisch von Demokratie und Aristokratie. Die Bürger bildeten das Conseil general oder souverain, welches die gesetzgebende Macht haben und über die wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheiden sollte. Aus diesen Bürgern war ein großer Rath, anfangs von 200, und später von 250 Personen, und aus diesem wieder ein kleiner Rath von 25 Personen unter dem Vorsitz des Syndicus gezogen. Diese hatten die vollziehende Macht, die Verwaltung der öffentlichen Casse, und die Besorgung der täglichen Geschäfte. Schon 1536 war festgesetzt worden, daß eine Sache, um an den großen Rath zu kommen, erst im kleinen Rath genehmigt, und um an die Bürgerschaft zu kommen, zuvor im kleinen und großen Rath gebilligt sein müsse. So bestand die Regierung lange zur Zufriedenheit der Bürger, bis sie allmälig in Herrschsucht und Oligarchie auszuarten anfing; einzelne bedeutende Familien bemächtigten sich der wichtigsten Aemter ausschließlich und behandelten die Bürger als Gebieter. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit äußerte sich im Laufe des 18. Jahrh., anfangs in Murren und nachher häufig in thätlichen Ausbrüchen, und in dem Wunsche nach einer gerechten Verfassung. Man nannte die Klagenden Representans, die Anhänger der Rathsfamilien aber Negatifs. Das Uebel mehrte sich noch durch die alte Verfassung Genfs, vermöge welcher die Einwohner in drei Classen getheilt waren, nämlich in Citoyens, oder solche Bürger, die von ihren Voraltern her Bürger waren, und zu allen Aemtern und Würden gelangen konnten, in Bourgeois, die von neuen, aus der Fremde gekommenen Bürgern, deren Nachkommen man erst die vollen Bürgerrechte ertheilte, abstammten, und zwar in der allgemeinen Versammlung erscheinen, aber weder in den Rath kommen, noch Würden bekleiden konnten; und endlich in Habitans oder schutzverwandte Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten; die Nachkommen der letztern hießen Natifs, Eingeborne. Alle diese Classen hatten Ursache zur Unzufriedenheit, und eben dadurch gelang es dem kleinen Rath, sich lange in seinen Vorrechten zu erhalten. Endlich aber gewann 1781 der allgemeine Unwille gegen die Aristokratie einen heftigen Ausbruch. Er wurde zwar von den vermittelnden Mächten, vorzüglich von dem französischen Minister Vergennes, mit gewaffneter Hand zum Vortheil der Oligarchie entschieden, aber die Folge davon war, daß viele Familien nach Constanz, Neufchatel, England und Amerika auswanderten und ihren Kunstfleiß dahin brachten. Eine spätere Revolution, 1789, stellte zwar die Bürgerrechte mit mehr Bestimmtheit, als bisher der Fall gewesen, wieder her, und mehrere Ausgewanderte und Verwiesene kehrten zurück, aber schon zeigten sich die nachtheiligen Wirkungen der franz. Revolution, und während der Schreckenszeit (1792) wußte der Resident Soulavie, von seiner Regierung unterstützt, die abscheulichen Scenen, welche damals in Frankreich wütheten, auch hier hervorzubringen. Viele Bürger verloren ohne Prozeß Heimath, Vermögen und Leben. Nachdem auf diesen Sturm eine Ruhe von wenigen Jahren gefolgt war, besetzten 1798 französische Truppen die Stadt, welche nunmehr der Republik Frankreich einverleibt ward. Genf ward die Hauptstadt des Departements Leman, und man bemühte sich, den ehemaligen Flor wieder herzustellen. Die Universität, 1368 gestiftet und 1538 erneuert, wurde durch ein Lyceum ersetzt und 1802 ein Seminarium errichtet, in welchem alle Reformirte studiren mußten, die in Frankreich zu geistlichen Aemtern gelangen wollten. Am 30. Dec. 1813 ging Genf nach kurzer Canonade mit Capitulation an die Verbündeten über. Seitdem bildet es in der helvetischen Eidgenossenschaft

den 20. Canton; seine Verfassung ist aristokratisch-demokratisch; ein Staatsrath von vier diesjährigen und vier alten Syndicis und 21 Staatsräthen (nobles seigneurs) hält die vollziehende, der Repräsentationsrath von 276 Mitgliedern die gesetzgebende Gewalt in Händen. Die Einwohner zeichnen sich durch Gemeingeist und reine Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt ganz besonders aus, und es erregt Bewunderung, zu sehen, wie viel sie, bei sehr beschränkten öffentlichen Mitteln, für Wissenschaft und gesellschaftliche Bildung gethan haben, und noch thun. Dieser vaterländische Sinn erstreckt sich selbst auf die gemeinere Classe der Arbeiter, die sich z. B. 1815, wo ein botanischer Garten angelegt ward, ein ehrenvolles Vergnügen daraus machten, die Treibhäuser und andere Nothwendigkeiten umsonst zu erbauen, das erforderliche Glas 2c. ohne Bezahlung zu liefern 2c. Unter den Sehenswürdigkeiten in und um Genf zeichnen wir noch aus: das Haus, in welchem Rousseau geboren worden; Calvins Grabmal, ohne Inschrift und Monument; das Cabinet von Saussure, das schönste in der Schweiz, und das bei Frankreich gebliebene Ferney, anderthalb Stunden von Genf, welches allmälig verfällt, dessen untere Zimmer aber noch unverändert so sind, wie sie Voltaire bewohnte; die Gletscher von Chamouny, eine Tagereise von Genf u. s. w. Der besonders wegen seiner malerischen Umgebungen berühmte genfer See, dessen Länge 9 Meilen und dessen größte Breite 7500 Klafter, der Spiegel aber 15½ Meile beträgt, hieß bei den Römern Lacus Lemanus. Er ist sehr tief und fischreich, und friert nie zu, ob er gleich 1126 Fuß über dem Meere liegt.

Gengis-Khan, s. Dschingis-Khan.

Genie ist etwas so Geheimnißvolles in der menschlichen Natur, daß sich nur mit Schwierigkeit eine deutliche und bestimmte Erklärung davon geben läßt. Seinen Namen hat es vom lateinischen Worte Genius, indem man sich einbildete, daß gewissen, mit vorzüglicher Geisteskraft wirkenden Menschen ein höheres Wesen oder ein Genius beiwohne, der sie begeistere. Das Genie verbindet die entgegengesetzten geistigen Eigenschaften, den eindringendsten Tiefsinn mit der lebhaftesten Einbildungskraft, die größte Lebhaftigkeit mit dem rastlosesten Fleiß und der ausdauerndsten Beharrlichkeit, die höchste Kühnheit mit der klarsten Besonnenheit, und äußert sich dadurch, daß es in irgend einer Art menschlicher Thätigkeit etwas Ungemeines leistet, das Alte neu gestaltet, oder ganz Neues erfindet, und überhaupt in seinen Hervorbringungen Original ist. Daher ist Originalität eine nothwendige Folge der Genialität, und es ist eigentlich ein Pleonasmus, wenn man sich des Ausdrucks Originalgenie bedient. Die Genialität setzt voraus, daß der Mensch, in welchem sie angetroffen wird, mit einer höhern Geisteskraft, als andere Wesen seiner Gattung, von der Natur ausgestattet worden ist, kraft welcher er neue Bahnen betritt. Sie gehört demnach nicht zu den allgemeinen Bestimmungen der menschlichen Natur, sondern zu deu besondern Modificationen der Kräfte, wodurch sich einzelne Menschen vor andern auszeichnen und sie in ihrer Wirksamkeit übertreffen. Mit einem Worte, die Genialität gehört zu der Individualität, und da sie unbegreiflich ist, so ist auch die Genialität etwas Unbegreifliches, und muß als etwas Ursprüngliches oder Angebornes betrachtet werden. Das Genie zeigt sich aber nicht in allen Arten menschlicher Wirksamkeit als Genie, sondern erscheint oft, aus seiner Sphäre herausgerissen, als ein Wesen ganz gewöhnlicher Art. Der geniale Dichter z. B. ist darum nicht auch ein genialer Philosoph, und der geniale Staatsmann ist darum nicht auch ein genialer Kriegsmann. Man unterscheidet daher mit Recht verschiedene Arten der Genialität, als:

Künstlergenie, wissenschaftliches, politisches, militärisches Genie u. s. w.; und selbst diese Arten lassen sich wieder in Unterarten zerfällen, so daß z. B. Mozart ein musikalisches, Klopstock ein dichterisches, Raphael ein malerisches, Newton ein mathematisches, Kant ein philosophisches Genie u. s. w. heißt. Ein Universalgenie im strengsten Sinne hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben, wenn man darunter ein solches versteht, daß sich in allen Zweigen menschlicher Wissenschaft und Kunst versucht hätte, denn das ist bei den Bedingungen, deren die Aeußerung jeder Thätigkeit des Menschen unterliegt, unmöglich. Beschränkt man hingegen die Bedeutung dieses Ausdrucks auf die Fähigkeit, in allen Künsten und Wissenschaften mit Erfolg zu wirken, so müssen wir diese jedem Genie, vermöge der harmonischen Ausbildung aller seiner Kräfte, zusprechen, und annehmen, daß es in jedem Felde mit gleichem Erfolg sich gezeigt haben würde, wenn es seine Thätigkeit dahin hätte richten wollen. Zwar haben große Künstler selten etwas Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet, doch hat es auch Männer gegeben, welche in mehreren Zweigen der Kunst oder der Wissenschaft zugleich mit Genialität arbeiteten. So war Michel Angelo ein eben so genialer Bildhauer als Maler, und Leibnitz ein eben so großer Mathematiker als Philosoph. Am gewöhnlichsten wird das Wort Genie von genialen Künstlern gesagt, und mit Recht, denn die Künste sind der eigentliche Wirkungskreis des Genies dessen von einer regen Einbildungskraft bewegte Kräfte gleichsam das Bedürfniß haben, sich in neuen Schöpfungen zu äußern D.

Genien. Was bei den Griechen die Dämonen (s. Dämon), waren bei den Römern die Genien, über welche wir, zur Vollendung jenes Artikels, nichts bessers thun können, als Wieland sprechen zu lassen. Nach einem Glauben der Römer, sagte er, der ihnen fast mit allen Völkern des Erdbodens gemein war, hatte jeder Mensch seinen eigenen Genius, d. i. einen Naturgeist, der ihn ins Leben einführte, ihm im Laufe desselben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demselben hinausgeleitete. Die Genien der Weiber heißen Junonen; die Knechte schwuren bei dem Genius ihrer Herren, die Mägde bei der Juno ihrer Frauen, und das ganze römische Reich beim Genius Augusts und seiner Nachfolger. Wie die Religion der Griechen und Römer überhaupt an keinen festen Lehrbegriff gebunden, sondern in ihrem Glauben alles unbestimmt, schwankend und willkürlich war, so war auch über diesen Artikel nichts festgesetzt; und wer Lust hatte, glaubte entweder zwei Genien, einen weißen und guten, dem er alles Glückliche, und einen bösen, schwarzen, dem er alles Widerwärtige, was ihm begegnete, zuschrieb; oder nur Einen, der, wie Horaz (Briefe II. 2.) sagt, weiß und schwarz zugleich, und, je nachdem sich der Mensch aufführte, ihm hold oder unhold sei. Daher die Redensarten, einen erzürnten Genius haben, seinen Genius besänftigen, seinen Genius gütlich thun u. dergl. Je nachdem der Genius eines Menschen stärker, mächtiger, verständiger, wachsamer, kurz, je vollkommener er seiner eigenen Natur nach, und je gewogener er dem Menschen war, der unter seinem Schutze und Einflusse lebte, je besser stand es um diesen Menschen, und je größer waren seine Vorzüge vor Andern. So warnte z. B. ein ägyptischer Geisterseher den Antonius vor seinem Collegen und Schwager Octavianus. Dein Genius, sagte er, fürchtet den seinigen. Zwar ist er von Natur groß und hohen Muthes, aber so wie er sich dem Genius dieses jungen Menschen nähert, schrumpft er zusammen, wird klein und feig. Der Glaube der Alten an die

Genien (denn nicht nur jeder Mensch, sondern jedes andere natürliche Wesen hatte den seinigen) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorstellungsart von dem allgemeinen, sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geist. Das, was jedem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieses gemeinschaftlichen Naturgeistes; daher nennt Horaz den Genius den Gott der menschlichen Natur. Er ist nicht der Mensch selbst, aber er ist das, was einen Jeden zum individuellen Menschen macht. Seine Persönlichkeit ist an das Leben dieses Menschen geheftet; und so wie dieser stirbt, verliert sich sein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geister, aus welchem er, bei dessen Geburt, ausgeflossen war, um der Portion von Materie, woraus dieser Mensch werden sollte, seine individuelle Form zu geben, und dieses neue Gebilde zu beleben und zu beseelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput. Da die Griechen alle unsichtbaren Dinge und alle abgezogenen Begriffe mit schönen menschenähnlichen Gestalten zu bekleiden gewohnt waren, so erhielt auch der Genius der menschlichen Natur die seinige. Er wurde als ein Knabe, oder in dem Alter zwischen Knaben und Jüngling mit einem gestirnten Gewande leicht bekleidet, und mit Blumen oder einem Zweige von Masholder umkränzt, oder auch nackt und geflügelt abgebildet, wie der Genius in der Villa Borghese, von dessen Schönheit Winkelmann so entzückt war.

Genlis, Gräfin von. Diese beliebte und fruchtbare Schriftstellerin, geb. in der Gegend von Autun 1746, war als Madem. de St. Aubin, ihrer Schönheit und ihres musikalischen Talents wegen, in großen Häusern gern gesehen, wo sich ihr Beobachtungsgeist und ihre Weltkenntniß ausbildete. Sie erlangte dadurch ganz den Ton der feinen Welt, welcher ihren Schriften den Beifall der höhern Stände erwarb. Graf Genlis, der sie nie gesehen, aber von ungefähr einen Brief von ihr las, ward durch den Styl desselben so entzückt, daß er dem armen Fräulein seine Hand anbot. Die nunmehrige Gräfin Genlis erhielt als Nichte der Frau von Montesson Zutritt in dem Hause Orleans, und wurde 1782 Gouvernante der Kinder des Herzogs. Als solche schrieb sie das Théâtre d'éducation 1779, Adèle et Théodore 1782, die Veillées du Château 1784 und die Annales de la vertu 1785; Erziehungsschriften, für die schon der Ruf und die Stelle der Verfasserin die allgemeine Aufmerksamkeit gewannen. Sie selbst leitete das ganze Erziehungsgeschäft und nahm auch an andern Verhältnissen des Hauses Orleans Theil. Man liest in ihren Schriften, daß sie die Revolution liebte, daß sie Petion und Barrere bei sich gesehen und den Jacobinersitzungen beigewohnt habe. Die Gräfin Genlis hatte Frankreich schon 1791 verlassen. Sie erzählt selbst in ihrem Précis de ma Conduite, daß Petion sie nach London geführt habe, damit sie auf der Reise kein Hinderniß fände. Um die Zeit der Septembermorde (1792) rief sie der Herzog von Orleans nach Paris zurück. Allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute des Vaters war sie verdächtig geworden. Sie ging daher mit der Prinzessin in die Niederlande nach Tournay, wo sie die schöne Pamela, ihre Adoptivtochter, mit Lord Fitzgerald vermählte. Hier sah sie den General Dumouriez einigemale, auch folgte sie ihm nach St. Amand. Da sie den Plan dieses Generals, bei dem sich die Söhne des Herzogs von Orleans befanden, gegen Paris zu marschiren, um die Republik zu stürzen, nicht billigte, begab sie sich im April 1793 mit der Prinzessin in die Schweiz, und lebte in einem Kloster zu Brem=

garten, einige Meilen von Zürich. Als sich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzessin von Condé, nach Freiburg begab, ging sie mit ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henriette Sercey, im Juli 1794 nach Altona, wo sie in klösterlicher Einsamkeit für die Wissenschaften lebte. Auf einem Landgute im Holsteinischen, schrieb sie die bekannte Chevaliers du Cygne (Hamb. 1795), einen Roman, der viel republikanische Aeußerungen und sehr freie Schilderungen enthält. Er erschien 1805 zu Paris in sehr veränderter Gestalt. 1795 gab sie den Précis de la conduite de Mad. de Genlis heraus. Am Schlusse befindet sich ein Brief an ihren ältesten Zögling, worin sie ihn ermahnt, die Krone, wenn sie ihm angetragen würde, nicht anzunehmen, weil die französische Republik auf moralischen und gerechten Grundlagen zu ruhen schiene. Als Buonaparte an die Spitze der Regierung trat, kehrte sie nach Frankreich zurück, und erhielt von ihm eine Wohnung und 1805 eine Pension von 6000 Fr. Er selbst bekümmerte sich nicht um die Frau von Genlis, und als sie für ihre Pension doch etwas thun wollte, sagte er: „Nun gut, sie mag alle Monate an mich schreiben." Hierauf schrieb sie ihm über literarische Gegenstände. Ihre vielen Werke (an 90 Bde.), unter welchen das Théâtre d'éducation, Mlle. de Clermont und Mad. de la Vallière wol die vorzüglichsten sein möchten, zeichnen sich durch eine gefällige Schreibart und durch edle Grundsätze aus. Die meisten davon sind auch ins Deutsche übersetzt. Palissot hat in seinen Mémoires littéraires die Frau von Genlis mit andern berühmten Schriftstellerinnen verglichen. Unstreitig kommt sie der Frau von Staël nicht gleich, was Kraft, Erhabenheit und wirkliches Wissen anlangt. In der Erfindung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Darstellen der Leidenschaften wird sie von Madam Cottin übertroffen. Sie steht selbst der Frau von Flahault-Souza nach, was die natürlich lebendige Darstellung im Einzelnen betrifft. Insbesondere hat Frau von Genlis die Gattung des historischen Romans, einen Auswuchs der Literatur, sehr bereichert. Als Dichterin hat sie sich am wenigsten ausgezeichnet.

Genovera, die heilige, (Ste Geneviève): 1. geb. zu Nanterre, zwei Stunden von Paris, 423, um die Zeit Pharamunds, des ersten Königs von Frankreich. St. Germain, der Bischof von Auxerre, bemerkte frühzeitig an ihr einen besondern Beruf zur Heiligkeit, und rieth ihr, das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit zu thun, welches sie auch dem Bischof von Paris ablegte. Nach ihrer Aeltern Tode begab sie sich nach Paris. Jedermann wollte hier flüchten, als Attila mit seinen Hunnen in Frankreich einbrach; Genoveva trat auf mit der Verkündigung völliger Sicherheit, wofern man sie nur durch eifriges Gebet erflehe. Attila zog aus der Champagne nach Orleans, ging von da nach Champagne zurück, ohne Paris zu berühren, und wurde 451 geschlagen; dies gründete der Genoveva Ruf für immer. Bei einer großen Hungersnoth fuhr sie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und brachte bald zwölf große Schiffe voll Korn zurück, das sie unentgeltlich unter die Nothleidenden vertheilte; dies befestigte ihr Ansehn, und sie wurde von Merovänus und Chilperich sehr hoch gehalten. Zum Rufe ihrer Heiligkeit trug übrigens nicht wenig bei, daß sie von ihrem 15. bis zum 50. Jahre nichts als Gerstenbrot und Bohnen, und auch diese nur alle zwei bis drei Wochen einmal, nach ihrem 50. Jahre aber erst etwas Fisch und Milch genoß. Im J. 460 erbaute sie über die Gräber des heil. Dionysius Rusticus und Eleutherius bei dem Dorte Chastevil eine Kirche, und Dagobert stiftete nachher hier die Abtei St. Denys.

Im J. 499 oder 501 starb sie, und wurde in der unterirdischen Capelle beigesetzt, welche St. Denys den Aposteln Paulus und Petrus geweiht hatte. Chlodewig hatte auf ihre Bitte eine Kirche darüber erbaut, welche nachher, so wie die dabei gestiftete Abtei, nach der Genoveva selbst benannt wurde. Eine andere Kirche dieser Heiligen wurde an die Kirche Notre-Dame angebaut. Ihre Reliquien werden in der erstern verwahrt. Die Kirche feiert ihr zu Ehren den 3. Januar als ihren Sterbetag. Mit dieser Heiligen darf man nicht verwechseln — 2. die heilige Pfalzgräfin Genoveva, geborne Herzogin von Brabant, welche von ihrem Gemahl Siegfried, angeschuldigten Ehebruchs halber, zum Tode verurtheilt, aber gerettet ward, worauf sie sechs Jahre lang in einer Höhle von bloßen Kräutern lebte, bis ihr Gemahl sie wieder fand, und heimführte. Von ihr erzählt unser Volksbuch: Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig betrengten heiligen Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen. Cöln und Nürnberg. „Unter allen den verschiedenen Büchern dieser Gattung — sagt Görres — ist die Genoveva durchaus das geschlossenste und am meisten ausgerundete, stellenweise ganz vollendet und in seiner anspruchlosen Natürlichkeit unübertrefflich ausgeführt, im Ganzen in einem rührend unschuldigen Tone gehalten, kindlich, ungeschmückt und in sich selbst beschattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl. Und so war es denn werth, zwei treffliche Dichter zu begeistern: Tieck, der uns in seinem Gedichte, wie ein Zauberer im Crystalle, die ganze romantische Liebe in einem zarten Luft- und Gluth-Farbengewebe aus einer lichtklaren Morgenröthe kunstreich zur Gestalt gebildet, zeigt, und den Maler Müller, in seinem Fragmente, der die Heilige als eine Hünenjungfrau vom Riesengebirge malt. Unendlich bescheiden steht das Volksbuch hinter diesen Blitzen der poetischen Kraft, aber in dem ruhigen, stillen, lieblichen Schein, in dem es strahlt, bricht derselbe poetische Geist, nur leise phosphorescirend, hervor, der in Tiecks und Müllers Werken in lichten Flammen aufbrennt und glüht." Das Volksbuch ist gearbeitet nach der Schrift des Pater Ceriziers: L'innocence reconnue, das in einem pretiösen, geschraubten Tone die Begebenheiten erzählt, und sich dabei auf des Puteanus S. Genovevae Iconismus, Raderi Bavaria pia und Aubert le Mires Chronicon belgicum a Jul. Caesare ad annum 1636, als seine Gewährsmänner beruft. Der deutsche Bearbeiter, indem er das Buch zum Grunde legte, hat eine ganz verständige Auswahl und zugleich mit ihr den Ton getroffen, der einer Schrift dieser Art zukömmt. dd.

Genserich, s. Vandalen.

Gent (Gand), Hauptstadt der niederländischen Provinz Ostflandern und vormals der ganzen Grafschaft Flandern, so wie nachher des österreichischen Antheils an dieser Grafschaft, eine wohlgebaute Stadt am Einfluß der Lys, Lievre und More in die Schelde. Die hindurchlaufenden Flüsse und Canäle theilen sie in 26 Inseln ab. Der Umfang der Stadt ist sehr weitläuftig, und sie konnte zu den Zeiten Philipps von Valois und Carls VI. 50,000 Mann ins Feld stellen. Sie verlor ihren Glanz unter Kaiser Carl V., dessen Geburtsort sie war. Uebermäßige Abgaben brachten 1539 die Einwohner zu dem Entschlusse, sich in Königs Franz I. von Frankreich Arme zu werfen. Allein Franz gab Carln hiervon Nachricht, worauf dieser 30 der vornehmsten Bürger hinrichten ließ, viele in die Acht erklärte, die öffentlichen Gebäude einzog, alle Privilegien zurücknahm, eine Strafe von 1,200,000 Thlr. ausschrieb, und eine Citadelle anlegte, um die Stadt noch mehr im

Zaum zu halten. Jetzt rechnet man in 10,000 Häus. 60,800 Einw., welche viele Manufacturen und Fabriken in wollenen und baumwollenen Zeugen, Leinwand, Tuch, Hüten, Leder u. a. unterhalten. Unter die merkwürdigen öffentlichen Plätze und Gebäude gehören die Domkirche, 55 andre Kirchen, das Stadthaus, die Citadelle, das Grafencastell, der Prinzenhof, die Börse u. a. m. England schloß hier mit den vereinigten Staaten den Frieden vom 21. Dec. 1814.

Gentleman. Dieses Wort gebraucht man in England überhaupt und insbesondre von einem Manne von guter Erziehung, anständigen Sitten, und einem Betragen, das achtbare Gesinnungen und edles Selbstgefühl ankündigt, ohne daß gerade die glänzenden Eigenschaften des anziehenden Gesellschafters nothwendig darin eingeschlossen wären; es bezeichnet daher nicht sowol eine bürgerliche Rangstufe, oder einen auf Herkunft gegründeten Vorzug, als vielmehr die auf Würdigkeit beruhende Geltung des Menschen in der Gesellschaft, und steht der, in Sitte und Betragen sich äußernden Gemeinheit, Niedrigkeit und Rohheit des Gemüths entgegen. Nach den Begriffen des Engländers erscheint der Gentleman überall würdig, und seine Bildung stellt den Mann von dunkler Herkunft dem Ahnenreichsten gleich, da auch die Ansicht, daß das gelungene Bemühen, sich die äußern Vorzüge des gebildeten Mannes eigen zu machen, alle bürgerlichen Ungleichheiten aufhebe, durchaus Volksdenkart ist. Zuweilen wird das Wort andern Benennungen vorgesetzt, um Anspruch auf Auszeichnung anzudeuten, wie z. B. Gentleman-Commoners auf den englischen Universitäten ein Student heißt, der von eigenem Vermögen sich erhält. In der Mehrzahl Gentlemen (meine Herren) gebraucht man das Wort in der Anrede an Mehrere, als Ersatz für die dem Worte Sir (Herr) mangelnde Mehrzahl.

Gentry bezeichnet den niedern Adel in England, von dem Baronet herab, und es gehören dazu außer jenem die Ritter (Knights) und die **Esquires** (s. d. Art.). Es steht der Nobility dem (hohen) Adel entgegen, der den Baron, Viscount, Grafen (Earl), Marquis und Herzog begreift.

Genua (ital. Genova, franz. Gênes), sardinisches Herzogthum und Stadt am mittelländ. Meere, das hier den Meerbusen von Genua bildet; die Stadt hat 80,000 Einw., 15,000 Häuser, und eine Stunde im Durchschnitt. Auf der Landseite ist sie mit doppelten Befestigungen umgeben, von welchen die äußern über die Anhöhen, welche der Stadt schaden könnten, geführt worden sind. Der geräumige, gut befestigte, durch zwei schöne Dämme eingeschlossene Hafen, den die Stadt im Halbkreis umgibt, ist seit 1751 ein Freihafen. Nur in dem innern kleinen Hafen (Darsena genannt) finden die Galeeren Sicherheit bei jedem Winde. Genua führt den Beinamen die Prächtige, Stolze (la superba), theils wegen ihrer schönen amphitheatralischen Lage am Meer und dem Abhange des Gebirges, theils wegen der prächtigen Gebäude, welche der reiche, prachtliebende Adel aufführte. Von der Seeseite bietet die Stadt eine herrliche Ansicht, aber trotz ihrer vielen Paläste kann man sie doch nicht eigentlich schön nennen. Wegen des engen Raums, den sie einnimmt, und wegen der abhängigen Lage sind die meisten Straßen enge, schmutzig und so steil, daß man in wenigen fahren oder reiten kann. Daher macht man die Besuche in Sänften, welche man bei gutem Wetter sich nachtragen läßt. Doch gibt es auch einige breite gerade Straßen, besonders die Straße Balbi und die prächtige neue Straße mit vielen herrlichen, von außen mit Marmor bekleideten Palästen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus, die Domkirche, der

Palast des ehemaligen Doge, die Paläste Doria und Balbi, das 1817 wiederhergestellte Jesuitencollegium. Die Stadt hat eine Wasserleitung, welche durch Springbrunnen sie mit Wasser versorgt, und schöne öffentliche Spaziergänge. Es herrscht noch immer viele Gewerbsamkeit, beträchtlicher Handel wird mit gutem Olivenöl und edlen Baumfrüchten getrieben, und es gibt ansehnliche Fabriken von Seidenwaaren, besonders in schwarzen Zeugen, Sammet, Damast und Strümpfen, die etwa 1500 Stühle unterhalten, in Tuch, baumwollnen Strümpfen, Hüten, Nudeln (Macaroni), candirten Früchten, Chokolade, Bleiweiß u. a. Die Seide wird theils im Lande selbst gewonnen, theils aus dem übrigen Italien, besonders aus Calabrien, aus Sicilien, so wie aus Syrien und der Insel Cypern gezogen. Genua ist jetzt der Sitz eines Erzbischofs, eines Senats, Ober- und Handelsgerichts, so wie einer Universitat, dreier gelehrten Vereine, einer 1816 bestätigten Handelsgesellschaft, der St. Georgenbank und einer Marineschule. Der ehemalige Freistaat, jetzt Herzogthum Genua (110 Q.M. 532,400 Einw.) grenzt gegen Abend und Mitternacht an Savoyen, Piemont und die Lombardei, gegen Morgen an Lucca und Toscana, gegen Mittag ans Meer. Das Land ward in den östlichen und westlichen Theil (Riviera di Levante und Riviera di Ponente) abgetheilt. In jenem liegen Genua, Sestri di Levante; in diesem Vintimiglia, San Remo, Savona, Finale. Längs der ganzen Nordseite ziehen sich die Apenninen, und erstrecken sich in einzelnen Nebenästen bis zur Küste. Dieser Landstrich ist, ungeachtet seines gebirgigen Bodens, sehr fruchtbar. Der Adel zeichnet sich durch Kenntnisse und feine Sitten, das Volk überhaupt durch Arbeitsamkeit und Muth aus. Die ältesten Bewohner des Landes waren die Ligurier, welche zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege von den Römern besiegt wurden. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches gehörten sie zu dem Longobardenreiche, und kamen mit diesem unter fränkische Herrschaft. Nach dem Verfalle des Reichs Carls des Großen, setzte Genua sich in Freiheit, und theilte bis ins 11. Jahrh. das Schicksal der lombardischen Städte. Die Lage der Stadt begünstigte das Gedeihen des Handels, und früher noch als Venedig trieb sie Levantehandel. Erwerbungen auf dem festen Lande gaben schon im Anfange des 12. Jahrh. Anlaß zu blutigen Kriegen mit den gewerbfleißigen und handelslustigen Bewohnern von Pisa, welche ihre Grenznachbaren wurden, nachdem Genua des Golfo de la Spezzia sich bemächtigt hatte. 1174 besaß die mächtige Stadt schon Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille, fast die ganze Küste der Provence und die Insel Corsica. Der Kampf mit den Pisanern dauerte über 200 Jahre, und nicht eher ward Friede geschlossen, bis die Genueser die Insel Elba erobert und den Hafen von Pisa zerstört hatten. Nicht minder heftig waren die Fehden gegen Venedig, die erst 1282 durch einen Frieden geendigt wurden. So wie die Herrschaft über den westlichen Theil des mittelländischen Meeres der Gegenstand des Kampfes mit Pisa war, so ward in dem Kriege gegen Venedig nur um den Besitz des östlichen Theils, nach welchem beide Freistaaten strebten, gekämpft. Die Genueser schlossen Handelsbündnisse mit den Morgenländern, um bei dem Einkaufe der reichen Landeserzeugnisse sich Begünstigungen zu verschaffen. Am höchsten stieg ihre Handelsmacht zur Zeit der Erneuerung des griechisch-byzantinischen Reichs nach der Mitte des 13. Jahrh. Schon lange hatte die Unthätigkeit der reichen Bewohner von Constantinopel, die zu träge waren, sich ihrer eigenen Schiffe zur Verführung der morgenländischen Waaren in

die übrigen Länder Europas zu bedienen, den Genuesern großen Antheil an dem Handel der griechischen Staaten verschafft; ganz Constantinopel stand unter dem Druck der kühnen Kaufleute aus Genua. Um sich aber einen unmittelbaren Antheil an dem gewinnvollen ostindischen Handel zu verschaffen, bemächtigten die Genueser sich der Stadt Caffa (jetzt Feodosia) auf der crimmischen Halbinsel, gaben dem Hafen von Caffa eine bessere Einrichtung, verstärkten und vermehrten die Befestigungen, und verschönerten die Stadt mit vielen Gebäuden, von welchen noch jetzt die Trümmer sichtbar sind. Caffa ward einer der schönsten und reichsten Handelsplätze in Europa. So lange die Genueser die Stadt besaßen, hatten sie auch die Herrschaft über das schwarze Meer, und erhielten auf dem Handelswege, der sich über das caspische Meer zog, die köstlichen Waaren Indiens. Hätte Genua ein weises Colonialsystem eingeführt, und seine nahen und fernen Niederlassungen zu einem Ganzen zu verbinden und fest an den Mutterstaat zu knüpfen gewußt, so würde es vielleicht schon im 14. Jahrh. die Rolle als Handelsmacht gespielt haben, die späterhin Holland zufiel. Als Constantinopel von dem großen Mohammed II. bezwungen war, empfingen die Genueser bald ihre Strafe für den unklugen Beistand, welchen sie den Türken geleistet hatten. Mohammed nahm ihnen (1475) ihre Niederlassung am schwarzen Meere. Sie trieben zwar, auch nach dem Verluste der Herrschaft über dieses Meer, noch geraume Zeit als Kaufleute einen gewinnreichen Handel mit den Anwohnern desselben, aber endlich wurde ihnen von den Türken der Zugang zu diesem Handelswege so strenge verschlossen, daß sie sich daselbst nicht mehr sehen lassen durften. Selbst die Handelsverbindung, welche die crimmischen Tataren noch eine Zeit lang durch ihre eigenen Schiffe mit Genua unterhielten, ward bald von der eifersüchtigen Besorgniß der Türken für immer aufgehoben. Während Genuas äußere Macht und Handelsrang durch Ländererwerbungen und regsamen Gewerbfleiß sich so hoch erhoben, ward das Innere des Staats von Unruhen und Parteiwuth gestört. Demokraten und Aristokraten, und unter den Aristokraten selbst verschiedene Parteien, unterhielten fortdauernd unruhige Bewegungen. 1339 ward ein lebenslänglicher höchster Staatsbeamter, der Doge, von dem Volke erwählt. Aber er hatte nicht Macht genug, die Parteien zu versöhnen. Es wurden ihm endlich Räthe zur Seite gesetzt, und doch ward bei allen Versuchen, eine feste Staatsordnung einzuführen, kein Friede im Innern, ja man unterwarf sich sogar, um aus der unglücklichen Anarchie, die der stete Parteikampf herbeiführte, sich zu retten, einigemale fremder Herrschaft. Mitten unter diesen Unruhen ward (1407) die Georgsbank (Compera di S. Georgio) gestiftet, welche ihre Entstehung den Anleihen, die der Staat zu seinen Bedürfnissen von reichen Bürgern machte, zu danken hatte, und von den abwechselnd herrschenden Parteien gewissenhaft aufrecht erhalten wurde. 1528 erhielt endlich der gährende Staat Ruhe und eine bleibende Ordnung, welche bis zu Ende des 18. Jahrh. fortdauerte. Die Regierungsform war streng aristokratisch. Das Oberhaupt des Staats war der gewählte Doge. Er mußte 50 Jahre alt sein, und wohnte im Palaste der Republik (Palazzo delle Signoria), wo auch der Senat sich versammelte. Der Doge hatte den Vortrag im Senate, der sich in demselben Palaste versammelte. Ohne seine Einwilligung konnte kein Rathsschluß gefaßt werden, und die Staatsverordnungen wurden in seinem Namen gegeben. Er blieb nicht länger als zwei Jahre im Amte, dann ward er wieder Senator und Procurator, und nach fünf Jahren konnte er

der zum Doge erwählt werden. Ihm zur Seite standen zwölf Governatori und acht Procuratori, nicht gerechnet diejenigen, welche Dogen gewesen waren. Jede dieser Würden hatte eine Dauer von zwei Jahren. Von den Governatori wohnten drei, von den Procuratori zwei mit dem Doge im Palaste der Republik, so daß sie von drei zu drei Monaten durch andere Amtsgenossen abgelöst wurden. Sie bildeten den geheimen Rath, der mit dem Doge alle Staatssachen besorgte. Die Procuratori waren die Aufseher des öffentlichen Schatzes und der Staatseinkünfte. Die souveräne Gewalt stand erstens bei dem aus 300 Gliedern bestehenden großen Rathe, zu welchem alle genuesische Edelleute, die 22 Jahre alt waren, gehörten; zweitens bei dem kleinen Rathe von 100 Gliedern. Beide hatten das Recht, mit den Governatori und Procuratori über Gesetze, Zölle, Auflagen und Steuern zu berathschlagen, und in diesen Fällen ward durch Stimmenmehrheit entschieden. Ueber Krieg, Frieden und Bündnisse ward nur im kleinen Rathe verhandelt, und wenigstens vier Fünftheile der Glieder mußten einstimmig sein, wenn ein Schluß abgefaßt werden sollte. Der Adel ward in den alten und neuen abgetheilt. Zu dem alten gehörten außer den Geschlechtern Grimaldi, Fieschi, Doria, Spinola, noch 24 andere, die an Alter, Reichthum und Ansehen jenen am nächsten standen; zu dem neuen Adel aber 437 Geschlechter. Der Doge konnte aus dem alten wie aus dem neuen Adel genommen werden. Nach und nach hatte Genua alle seine auswärtigen Besitzungen verloren; auch Corsica, die letzte von allen, empörte sich 1730, und ward endlich, 1768, an Frankreich abgetreten. 1797 ward die alte Staatsordnung zerrüttet. Die Franzosen hatten sich die benachbarten Länder unterworfen. Die Parteilosigkeit, welche die Republik strenge beobachtet hatte, konnte das schwankende Staatsgebäude nicht vor dem Untergange schützen. Buonaparte, der glückliche Eroberer Italiens, gab ihr eine neue Verfassung, welche auf die Grundsätze des französischen Repräsentativsystems gebaut war. Zwei Jahre später fiel ein Theil des genuesischen Gebiets wieder in die Gewalt der Oesterreicher, aber der Sieg von Marengo entschied auch Genuas Schicksal. Es ward anfangs eine provisorische Regierung eingeführt, bis endlich 1802 eine neue Verfassung für die liguriſche Republik gegründet wurde. Die höchste Regierungsgewalt erhielt der Doge. Ihm standen zur Seite 29 Senatoren und als Volksrepräsentation eine Consulta von 72 Mitgliedern, welche sich jährlich versammelte, Staatsrechnungen untersuchte und die Gesetze genehmigte, welche ihr von dem Senate vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Consulta wurden von drei Collegien, nemlich von 300 Gutsbesitzern, 200 Kaufleuten und 100 Gelehrten gewählt. Die Republik erhielt zugleich einigen Länderzuwachs, und hatte (1804) eine Volksmenge von mehr als 600,000 Bewohnern. Ihre Seemacht, im Mittelalter so furchtbar, bestand nur noch aus 4 bis 6 Galeeren und einigen bewaffneten Barken; ihre Landmacht aus 2 deutschen Garderegimentern für das Oberhaupt der Regierung, 3000 M. Nationaltruppen und 2000 M. Landmiliz. Die Handelsschifffahrt war zu der Zeit, wo die Republik dem französischen Reich einverleibt wurde, zwar nur ein Schatten von dem, was sie einst gewesen, aber immer noch wichtig, obgleich die Genueser nicht weiter gingen, als nach Italien, nach Frankreichs südlichen Küsten, nach Spanien und Portugal. Es waren 40 größere und viele kleinere Fahrzeuge mit diesem Handel beschäftigt. Die Genueser versahen vor dem letzten Kriege einen großen Theil Italiens mit ostindischen Gewürzen, welche ihnen von den Holländern gebracht wurden, so wie mit Zucker und Kaf=

see, die theils von Lissabon, theils von Marseille kamen, und mit Fischwaaren und Salzen. Schiffe aus Hamburg brachten sächsische Leinwand und Tücher. Der Speditionshandel war bedeutend, die wichtigsten Zweige des Handels aber waren der Handel mit baarem Gelde und das Wechselgeschäft. Mehrere Staaten Europas, besonders Spanien, waren Schuldner der Bank zu Genua und einzelner reichen Staatsbürger. Die Bank war zum Theil eine Leihbank, zum Theil eine Depositen- und Staatsbank. Sie besaß ansehnliche liegende Gründe und über 10 Mill. französische Livres Einkünfte. Die Verwaltung derselben wurde von 8 Protectoren besorgt, und die Bank hatte eigene Richtergewalt über die zu ihr gehörigen Beamten. Je häufiger aber der Staat bei dringenden Bedürfnissen seine Zuflucht zu der Bank nahm, desto mehr verlor sie allmälig an Ansehen und Vertrauen. Die Republik hatte, um die Zinsen für die aus der Bank genommenen Capitalien zu bezahlen, verschiedene Abgaben und Auflagen angewiesen, die immer erhöht wurden, wenn sie zur Bezahlung der Zinsen nicht hinreichend waren. Bei der Vereinigung der Republik mit dem französ. Reiche ward die Bank ganz aufgehoben, und die Renten von 3,400,000 genues. Lire, welche sie ihren Gläubigern zu zahlen hatte, wurden auf das Schuldbuch von Frankreich übertragen. Bei dem Umsturze der französischen Weltherrschaft besetzten Britten die Stadt, und die Genueser hofften nun um so mehr die Wiederherstellung ihres alten Freistaats, als der brittische Befehlshaber ihnen diese Versicherung bei der Besitznahme der Stadt gegeben hatte. Allein der wiener Congreß theilte 1815 Genua mit seinem Gebiete dem Hause Sardinien zu, doch unter der Bedingung, daß dasselbe eine Art von repräsentativer Verfassung behalten sollte. So hat denn Genua seinen Senat und seine Provinzialräthe, die bei der Besteurung gefragt werden müssen; das Obergericht zu Genua hat mit denen zu Turin, Nizza u. s. w. gleiche Befugniß; die Universität ward beibehalten, die St. Georgenbank hergestellt u. s. w. Die Regierung wird durch eine eigne Commission verwaltet, die in 3 Abtheilungen abgetheilt ist: für das Innere, die Finanzen, das Militär und die Marine.

Gentz (Friedr. v.). Dieser berühmte politische Schriftsteller und Staatsmann wurde geboren 1764 zu Breslau. Sein Vater kam in der Folge als Generaldirector der Münze nach Berlin. Seine Mutter war eine geborne Ancillon. Gentz studirte in Königsberg, und ward 1786 in Berlin angestellt, wo er bis zum Grade eines Geheimenraths beim Generaldirectorium stieg. Die franz. Revolution entwickelte sein Talent als politischer Schriftsteller, und er machte sich seit 1786 durch philosophische und historische Aufsätze in Journalen bekannt. Seine Uebersetzung von Burkes Betrachtungen über die franz. Revolution (2 Thle. 1793, n. A. 1794) kam an Kraft der Beredsamkeit der Urschrift nahe. Auch übersetzte er: Mallet du Pan über das Charakteristische und die lange Dauer der französ. Revolution (1794), Ivernois Geschichte der französ. Finanzadministration (1796, 97), Mouniers Entwickelung der Ursachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen (4 Thle. 1799). Auch sein treffliches Schreiben an den König Friedrich Wilhelm III., bei dessen Thronbesteigung 1797, gehörte zu den merkwürdigsten politischen Flugschriften seiner Zeit, und verdient solches noch jetzt in mehr als einer Hinsicht Beachtung. Das von ihm 1799 unternommene historische Journal ist fast ganz von ihm verfaßt. Die wichtigsten, vorzüglich die englische Finanzverwaltung und das Schuldenwesen betreffenden Aufsätze desselben, ins Französische übersetzt, unter dem Titel: Essai actuel de l'administration des finances

de la grande Bretagne (1801), erhielten den Beifall von Pitt, Grenville, Windham, Vansittart u. a. m. Seine Schrift von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der französ. Revolution (1801) ward ins Englische übersetzt. Noch schrieb er Betrachtungen über den Ursprung und den Charakter des Kriegs gegen die französ. Revolution (1801). Sein politischer Charakter führte ihn in die ersten Gesellschaften Berlins ein; allein seine Grundsätze stimmten nicht mit dem damaligen System des preußischen Cabinets zusammen. Er ging daher 1802 nach Wien, wo er als Hofrath bei der Staatskanzlei angestellt wurde. In demselben Jahre machte er eine Reise nach England, wo man ihn mit ausgezeichneter Achtung aufnahm. Als die Franzosen von Ulm gegen Wien vordrangen, ging er nach Dresden, wo er im Mai 1806 seine Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts von Europa (St. Petersburg 1806) herausgab. Die Vorrede dieser Schrift zeichnet sich durch politische Beredsamkeit aus. Nachher hielt er sich mit Bewilligung des wiener Hofes im Hauptquartier des Königs von Preußen auf bis zur Schlacht bei Jena. Dann kehrte er nach Wien zurück, und wurde im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gebraucht. 1809 und 1813 verfaßte er die österreichischen Manifeste gegen Napoleon, und andere Staatsschriften. Im Sept. 1814 ward er bei dem Congresse zu Wien einstimmig zum ersten Secretär bei demselben erwählt, und blieb es bis zum Schlusse desselben. Im Juli 1815 ging er in derselben Eigenschaft zu den Ministerialconferenzen nach Paris, 1818 nach Aachen und 1819 nach Carlsbad. Kein Schriftsteller hat so bündig gegen das französische System, das durch die Revolution von 1789 herbeigeführt wurde, geschrieben, als Gentz. Man lese seine authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Kriegs (1806), so wie seine frühere Darstellung der Rechtmäßigkeit des österreichischen Kriegs gegen Frankreich (1805). Er ward daher von mehrern Höfen ehrenvoll ausgezeichnet. Der Kaiser v. Oesterreich erhob ihn in den Adelstand, und der Kaiser v. Rußland gab ihm 1814 den Alexander-Newsky-Orden. Zu Belohnung seiner Verdienste bei mehrern wichtigen Verhandlungen der neuern Zeit hat er 1819 den ungar. Stephans-Orden, den russ. St. Annen- u. den preuß. rothen Adler-Orden 2r Classe erhalten. Ueber seinen Gehalt als Schriftsteller urtheilt ein Kenner (von Woltman) folgendes: „So viel wir wissen, hatte Friedrich Gentz sich noch nicht als Schriftsteller gezeigt, als er als Uebersetzer des beredtesten, tiefsten Gegners der Revolution, der sich mit starkem brittischen Gemüth dem Strome verderblicher Meinungen entgegen warf, und als Commentator Burkes auftrat. Seitdem hat er mehr, als ein anderer in Deutschland, die blühende, weithinwallende Schreibart seines Urbildes und mancher englischen Rhetoren sich eigen gemacht. Im Festhalten der einmal ergriffenen politischen Partei, in künstlicher Beleuchtung der Thatsachen zu einem politischen Zweck, in Geschicklichkeit, über manche Puncte einen sophistischen Schleier zu weben und dabei Tugend, Anständigkeit und Gesundheit des Urtheils feierlich in Anspruch zu nehmen, ist er ihnen gleichfalls ähnlich geworden. An Stärke des Gemüths stünde er vielleicht nicht so weit hinter ihnen, wenn er in einem Vaterlande, wie das ihre, geboren wäre und gewirkt hätte. Aus dem Gesichtspuncte der politischen Rhetorik muß man die Arbeiten von Gentz schlechterdings betrachten, um nicht ungerecht gegen ihn zu sein, und daß er sich in ihr zum Rang der Engländer erhob, in Deutschland, in seinen Verhält-

nissen, ohne irgend eine Gunst des Schicksals für Ausbildung der Art, da sie dem Britten hundertfältig zuströmt, ist kein geringer Ruhm seines Talents und seiner Anstrengung." Man vergl. über Hrn. von Gentz den in der neuen Suite dieses Lexicons befindlichen Artikel, Bd. XI. 2. Abtheil.

Geocentrisch, was sich auf den Mittelpunct der Erde bezieht, oder von dem Mittelpuncte der Erde aus betrachtet wird. S. Heliocentrisch.

Geocyklische Maschine, eine Maschine, um sinnlich anschaulich zu machen, wie die Abwechselung der Jahreszeiten, Zu- und Abnahme der Tage u. s. w. auf der Erde in Folge davon Statt finde, daß die Erdaxe unter einem Winkel von 66 1/2 Grad gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ist und während ihres Umlaufs um die Sonne, sich selbst in allen Puncten ihrer Bahn parallel bleibend, diese Stellung unverändert behauptet.

Geodäsie, s. Geometrie.

Geoffrin (Madame). Diese mit allen geselligen Tugenden begabte, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau, welche 50 Jahre hindurch die feinsten und gebildetsten Gesellschaftskreise der französischen Hauptstadt zierte, war 1699 geboren, und schon in der Wiege verwaist. Ihre Großmutter erzog sie, und gewöhnte früh ihren Geist, richtig zu denken und zu urtheilen. Darauf ward sie die Gattin eines Mannes, von dem nichts mehr zu sagen ist, als daß sein Tod sie in den Besitz eines bedeutenden Vermögens setzte, welches sie theils dazu benutzte, Hülfsbedürftige zu unterstützen, theils einen auserlesenen Kreis gebildeter und ausgezeichneter Personen um sich zu versammeln. Die Wohlthätigkeit, die ihrem Herzen Bedürfniß war, ist nie auf eine schönere und zartere Weise geübt worden; denn durch die Art, wie sie gab, wußte sie den Werth der Gabe zu verdoppeln; keinen Leidenden ließ sie ohne Trost, und kein Opfer war ihr zu groß, wenn sie dadurch Schmerz in Freude verwandeln konnte. Ein besonnenes, durch Vernunft und Gerechtigkeit erleuchtetes Studium der Menschen hatte Madame Geoffrin gelehrt, daß dieselben mehr schwach und eitel als bös sind, daß man ihrer Schwäche nachsehen und ihre Eitelkeit ertragen müsse, damit sie wieder die unsern ertragen. Ihr Wahlspruch war daher: Geben und Vergeben. Die Leidenschaft, zu geben, die das Bedürfniß ihres ganzen Lebens ausmachte, war mit geboren. Schon als Kind, wenn sie einen Bettler aus ihrem Fenster sah, warf sie hinab, was sie eben zur Hand hatte, ihr Brod, ihre Wäsche, selbst ihre Kleider, und weder Scheltworte noch Strafen änderten sie. Sie wünschte ihre Wohlthätigkeit durch die Hände ihrer Freunde fortzusetzen. Man wird sie segnen, sagte sie, und sie werden mein Andenken segnen. So setzte sie einem Freunde, der unbegütert war, eine lebenslängliche Rente von 1200 Livres aus. Wenn Sie reicher werden, sagte sie, so spenden Sie das Geld mir zur Liebe, wenn ich es nicht mehr kann. Dem Danke wich diese so seltene Frau auf das sorgfältigste aus, ja sie pflegte den Undankbaren wol eine scherzhafte Lobrede zu halten. Ihr Haus war der Sitz der besten pariser Gesellschaft und des feinsten Umgangs; alle Künste, alle Talente, alle Stände, gebildete Geister aller Arten fanden bei ihr Zutritt, und vereinigten und mischten ihre Ideen und Meinungen. Niemand konnte vorherrschen; selbst die Dame vom Hause strebte nach keiner Art von Uebergewicht, sie war nur liebenswürdig und den Cirkel belebend. Der Abbé de St. Pierre sagte ihr,

als sie ihn eines Abends nach einem langen Gespräche mit den Worten entließ: »Vous avez été charmant aujourd'hui,» die bekannte und verdiente Galanterie: »Je ne suis qu'un instrument, Madame, dont vous avez bien joué.» „Man fragt oft, fährt La Harpe fort, ob diese Frau, die mit so geistreichen Personen umgeht, selbst so außerordentlich geistreich ist; das eben nicht, ist zu antworten, aber sie hat einen gesunden Verstand, und eine weise Mäßigung liegt in ihrem Charakter. Sie hat jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgange erwirbt, und Niemand hat einen richtigeren Tact für das Schickliche." Unter den vielen Fremden, die sich in Paris an sie anschlossen, war der ausgezeichnetste der Graf Poniatowsky, nachmaliger König von Polen. Er machte ihr seine Thronbesteigung mit den Worten bekannt: Maman, votre fils est roi, und lud sie zu sich nach Warschau ein. Als sie 1768 auf ihrer Reise dahin nach Wien kam, fand sie bei dem Kaiser und der Kaiserin den schmeichelhaftesten Empfang. Die Kaiserin, die ihr einst zu Wagen mit ihren Kindern begegnete, ließ sogleich halten und stellte ihr dieselben vor. Bei ihrer Ankunft in Warschau fand sie daselbst ein Zimmer, dem vollkommen ähnlich, welches sie in Paris zu bewohnen pflegte. Mit den ausgezeichnetsten Ehren überhäuft, kam sie nach Paris zurück und starb daselbst 1777. Drei ihrer Freunde, Thomas, Morellet und d'Alembert, haben ihrem Andenken Schriften gewidmet, die noch jetzt so lebhafte Theilnahme finden, daß sie ganz neulich nebst der kleinen Abhandlung der Madame Geoffrin sur la Conversation wieder gedruckt worden sind. (Vergl. die Art. Ludwigs XV. Zeitalter und Espinasse.) dd.

Geoffroy, J. L., einer der berühmtesten kritischen Schriftsteller Frankreichs. Er wurde 1743 zu Rennes geboren, machte in den Schulen der Jesuiten seine Studien und befand sich, als dieser Orden aufgehoben ward, in einer beschränkten Lage. Er wurde darauf Erzieher in dem Hause eines reichen Privatmanes, und da er hier oft Gelegenheit fand, das Schauspiel zu besuchen, so entwickelte sich seine Neigung für dasselbe. Diese veranlaßte ihn, die Schauspielkunst, ihre Regeln, den Werth der Schauspiele, den Geist der Dichter und die Talente der Schauspieler zu erforschen und zu studiren. Um zu einer tiefern Einsicht des Wesens der dramatischen Kunst zu gelangen, schrieb er selbst eine Tragödie, Catos Tod, im Grunde aber nur zur Uebung. Er überreichte das Stück der Theaterdirection, es wurde angenommen, und Geoffroy erhielt freien Eintritt; dies war's, was er wünschte; die Aufführung des Stückes selbst hat er nie betrieben, vielmehr es gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. Um ihn zu necken, ließ man in der spätern Zeit sogar ein Stück, Catos Tod, unter seinem Namen drucken, als dessen Verfasser Cubières Palmezeaux genannt wird. Bisher hatte Geoffroy vom Unterrichte gelebt, jetzt suchte er bei der Universität angestellt zu werden. Er bewarb sich, von 1773, drei Jahre hinter einander um den alljährlich ausgesetzten Preis der lateinischen Beredsamkeit, und erhielt ihn dreimal, so daß man sich genöthigt fand, das Gesetz zu machen, daß ein und derselbe nur dreimal diesen Preis gewinnen könne. Bei der Bewerbung um den Preis, den die französische Akademie für die beste Lobrede auf Carl V. ausgesetzt und den La Harpe gewonnen hatte, wurde seiner Arbeit ehrenvoll gedacht. Jetzt betrat Geoffroy die Bahn, auf der er großen Ruhm sich erwarb. Die Erben der Année littéraire suchten einen Mann, der Frérons Stelle würdig auszufüllen

und den Credit dieses berühmten kritischen Blattes aufrecht zu erhalten im Stande wäre, und wählten dazu Geoffroy, der seit kurzem Professor der Beredsamkeit an dem Collegium Mazarin geworden war, und für den geschicktesten Professor der Rhetorik galt. Er übernahm diese Zeitschrift 1776, und erhielt sie bis zwei Jahre nach dem Ausbruche der Revolution. In diesen 15 Jahren bereicherte er sie mit geistreichen, gehaltvollen und anziehenden Artikeln über Philosophie, Moral und Literatur. Sein Styl ist rein, klar und gedrungen, und was er schrieb, zeugt von Geschmack, Kenntniß der classischen Literatur, und dem Bestreben, die Leser mehr zu belehren, als zu zerstreuen. Die Revolution, deren anarchische Grundsätze Geoffroy bekämpfte, machte diesen friedlichen Beschäftigungen ein Ende; er unternahm mit dem Abbé Royou eine andere Zeitschrift: l'Ami du Roi, allein bald wurden das Journal und die Herausgeber geächtet. Geoffroy flüchtete sich aufs Land, und lebte da als Lehrer der Bauernkinder verborgen bis 1799, wo er wieder nach Paris zurückkehrte. 1800 übernahm er die Beurtheilung der Schauspiele im Journal des Debats, welches nachher Journal de l'Empire hieß, seit 1814 aber wieder seinen ersten Namen angenommen hat, und betrat so unter den günstigen Verhältnissen eine neue Laufbahn, die ihn wahrhaft berühmt machte. Seit mehr als zehn Jahren hatten falsche Ansichten in der Philosophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine unselige Verwirrung hervorgebracht; alle Grundsätze waren vergessen, sie erschienen als neue Entdeckung da, wo sie wieder aufgestellt wurden. Es war ein großer Vortheil für die Kritik, wieder untersuchen zu dürfen, was schon hundertmal untersucht worden, von alter und neuer Literatur zu sprechen, als wenn sie noch nicht da gewesen wäre. Doch bedurfte es in diesem verwegenen Kampfe eines versuchten und tüchtigen Kämpfers, und ein solcher war Geoffroy. Er untersuchte mit Scharfsinn, und schonte die Grundsätze der Neuern nicht; diese ergrimmten, beleidigten, verketzerten ihn; aber er ließ sich nicht abschrecken, jeden Morgen erschien er mit neuen Ausstellungen und neuem Spott. Nicht immer blieb er in den Schranken der Mäßigung; sein Witz war oft zu bitter, sein Scherz zu unzart. Aber im Allgemeinen kann man sagen, daß Geoffroy gerecht zu sein wußte, wenn er es wollte, und er wollte es fast immer. Er hatte der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatischen Dichter und der Schauspieler zu thun; aber er hatte auch Freunde, die seinem Scharfsinn, seinen Kenntnissen und Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließen und seine ungeheure Fruchtbarkeit bewunderten, die in einer so beschränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußte. Wenn man auch zuweilen nicht mit seinen Grundsätzen einverstanden war, so langweilte man sich doch nie, und das Journal de l'Empire war, so lange Geoffroy den Feuilleton desselben schrieb, das gelesenste aller französischen Tageblätter. Ungeachtet dieser Beschäftigung, fand er doch noch Zeit, 1808 einen Commentar zu Racine in 7 Bänden bekannt zu machen. Wenn darin die Poesie des großen Dichters auch nicht tief genug ergründet ist, so hat das Werk doch Verdienste, insbesondere durch die trefflichen Uebersetzungen von mehreren Bruchstücken, ja von zwei vollständigen Tragödien der Alten. Geoffroy besaß ein ausgezeichnetes Talent zum Uebersetzer, und es ist zu bedauern, daß er nicht mehr als den 1801 erschienenen Theokrit übersetzt hat. Er starb zu Paris, 73 Jahr alt, den 26. Febr. 1814.

Geogonie ist eine griechische Benennung für die Lehre von der Entstehung und uranfänglichen Bildung unsrer Erde. Vergl. Geologie.

Geognosie, Geognostik ist die griechische Benennung für die Wissenschaft von der Beschaffenheit unsers Erdkörpers, der Erzeugung seiner Bestandtheile, der verschiedenen Mischungen und Verhältnisse derselben. S. Geologie.

Geographie (griechisch), Erdkunde, Erdbeschreibung, enthält die Darstellung des Zustandes und der Beschaffenheit unsers Weltkörpers. Bisweilen wird der Ausdruck auch im engern Sinne genommen als Darstellung von dem Zustande und der Beschaffenheit eines Theils unserer Erde, z. B. Geographie von Europa, Rußland, Preußen, Sachsen u. s. w. Da nun die Erde betrachtet werden kann, entweder als ein Weltkörper im Verhältniß zu andern Weltkörpern, oder als ein Körper von eigenthümlichen Bestandtheilen, Beschaffenheiten und Erscheinungen, der zugleich ein Wohnplatz von Wesen verschiedener Art ist, oder als ein Wohnplatz freier Vernunftwesen, die sich in seine Oberfläche getheilt haben, und durch deren Kraftwirkung er mannichfaltige Veränderungen erleidet; so geht daraus eine dreifache Eintheilung der Geographie hervor: die mathematische, physikalische und politische. Die beiden ersten zusammen nennt man auch die allgemeine Geographie. Die mathematische Geographie ist eigentlich ein Theil der angewandten Mathematik und wird in einem eigenen Artikel ausführlicher abgehandelt. Die physikalische Geographie befaßt unter sich 1. die Geistik mit ihren verschiedenen Theilen (s. Geistik), 2. die hydroistische Geographie, welche handelt a) von den Meeren (Tiefe, Farbe, Temperatur, Bewegungen, Boden, Dünen, Klippen, Untiefen, Sandbänken, Barren), und b) von dem Landgewässer, den Quellen (Ausfluß, Gehalt, Temperatur), Strömen, Flüssen (Ursprung, Richtung, Wasserfälle, Mündungen u. s. w.), Landseen; 3. meteorologische Geographie, a) vom Luft- und Aethermeere, b) von den Regionen der Atmosphäre, c) von der Lufttemperatur, (Abweichungen der Schnee-Grenzlinie in verschiedenen Climaten), d) von den Luftbewegungen, Winden, Passat-, Strich-Winden, e) von den Lufterscheinungen; 4. Producten-Geographie, a) zoologische, b) botanische, c) mineralogische; 5. anthropologische Geographie. In der politischen Geographie betrachtet man die Erde als einen Inbegriff von Wohnplätzen vernünftiger Wesen, nach den verschiedenen Verhältnissen und Bedingungen ihrer Ausbreitung über den Erdboden und ihres Nebeneinanderseins auf demselben, in einzelnen größern oder kleinern gesellschaftlichen Verbindungen. So gründlich und vortrefflich nun auch besonders seit Büsching diese politische Geographie behandelt worden war, so hatte sie doch zu vieles in ihre Mitte gezogen, was ausschließend der Statistik angehört, die freilich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in einer selbstständigen wissenschaftlichen Form ausgearbeitet wurde. Da nun die Statistik als Wissenschaft, welche die gegenwärtige innere und äußere Form der Staaten nach ihrem nothwendigen Zusammenhange darstellt, genau von der Geographie, welche ihr vorantritt, unterschieden, und im Vortrage selbst getrennt werden muß, so war es allerdings von hoher Wichtigkeit, die Grenzlinie zwischen der politischen Geographie und der Statistik genau zu ziehen, und aus der Geographie alles zu entfernen, was blos der Statistik angehört. Denn, wenn die Statistik den einzelnen Staat als ein in sich zusammenhängendes Ganze mit steter Hinsicht auf Staatsrecht, Staatswissenschaft und Politik schildert, weil nur nach dem Maßstabe dieser

Wissenschaften die Verfassung, die Verwaltung und das politische Verhältniß des einen Staats zu den übrigen Staaten mit Sicherheit entwickelt werden kann, so hängt die Geographie ausschließend am Oertlichen. Sie stellt das Einzelne dar, wo sie es findet; sie durchgeht die einzelnen Departemente, Kreise und Provinzen der Staaten und Reiche, und charakterisirt die natürlichen Verhältnisse des Bodens, die Berge, die Flüsse, die Städte, die wichtigsten (oder sämmtliche) Dorfschaften, die verschiedenen Nahrungs- und Erwerbszweige, und die einzelnen Merkwürdigkeiten, durchgehends nach der Ortlichkeit. Hätte man immer diese Grenzbestimmung zwischen Statistik und Geographie festgehalten, so würde die Vermischung beider Wissenschaften vermieden worden sein. Man entlehnte aber aus den eigentlichen statistischen Notizen für die Geographie wahrscheinlich nur deßhalb so viel, um diese für den Jugendunterricht anziehender, oder die Handbücher derselben für die Bedürfnisse der Leser aus verschiedenen Ständen und Volksclassen genießbar und reichhaltiger zu machen. Dieses Mißverhältniß in den geographischen Hand- und Lehrbüchern, und die fortdauernden Veränderungen in dem politischen Zustande der europäischen Staaten und Reiche, welchen selbst die in kurzer Zeit einander verdrängenden Lehrbücher der Geographie, und die wiederholten Auflagen oder Ausgaben derselben nicht immer schnell genug folgen, und den jedesmaligen neuesten Zustand der politischen Geographie bestimmt darstellen konnten, veranlaßte mehrere denkende Männer, nach Gatterers früherer Andeutung, eine sogenannte reine Geographie vorzuschlagen und auszuführen, in welcher man die natürliche Beschaffenheit des Erdbodens, nach seinen Meeren, Bergketten und Flüssen, als Grundlage der Geographie behandelte, sie als Behuf der Eintheilung der Oberfläche festhielt, und die Wissenschaft selbst nach diesem Maßstabe vollständig durchführte. Ob nun gleich diese Behandlung der Geographie, durch die Einfachheit ihres Grundsatzes, und durch ihre genaue Sonderung von der Statistik sich empfiehlt, so dürfte sie doch, besonders wenn sie beim Jugendunterrichte die einzig gültige werden sollte, die Lücken nicht ersetzen, welche nothwendig aus der gänzlichen Verdrängung der wohlverstandenen politischen Geographie entstehen müßten. Auch sind die in dieser Hinsicht gemachten Versuche im Ganzen zwar nicht mißlungen, aber noch nicht hinreichend begründet und erschöpfend durchgeführt. Die politische Geographie kann sich natürlicher Weise nicht in allen Zeitaltern gleich sehen; man theilt sie daher historisch in die alte, mittlere, neue und neueste ein. Im weitern Sinne umschließt die alte Geographie nicht allein die Darstellung des Zustandes der historisch bekannten Erde und ihrer Bewohner seit der ersten beglaubigten historischen Kunde bis zum Umsturze des römischen Westreichs, sondern auch die einzelnen Spuren der dahin gehörenden Nachrichten in den mythischen Zeitaltern. In ihren Umfang gehören alle Völker des Alterthums. Die mittlere Geographie, welche mit dem Umsturze des römischen Westreichs anhebt, reicht herab bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils, Amerika (von 476 — 1492). Die neuere Geographie umfaßt die Periode von der Entdeckung Amerikas bis auf das Jahr 1789, und die neueste die Zeit von 1789 bis jetzt. Q.

Geographie — Geschichte und Literatur derselben. Es begrift sich leicht, daß Geographie als Wissenschaft sich nur sehr langsam entwickeln konnte. Sieht man auf die Darstellung der Geographie in jenen verschiedenen Zeiträumen, so kann man die Geschichte derselben als Wissenschaft ebenfalls in mehrere Perioden abtheilen:

1. mythische Periode von der ältesten Zeit der Sage bis auf Herodot. Quellen sind hier Moses, Homer und Hesiod. Das meiste ist dunkel und unsicher, der Nachrichten nur wenige, und mehr chorographisch als geographisch. 2. Periode des einzelnen Sammelns von Herodot bis Eratosthenes; 270 J. vor Christus. Hanno, Scylax, Pytheas, Aristoteles, Dikäarchus liefern von einzelnen Ländern anziehende Beschreibungen. 3. Systematische Periode von Eratosthenes bis Claudius Ptolemäus, 161 J. nach Christus. Polybius, Hipparchus, Artemidorus, Posidonius, Strabo, Dionysius Periegeta, Pomponius Mela, Plinius gehören hieher. 4. Geometrische Periode von Ptolemäus bis Nic. Copernicus, 1520 J. nach Christus. Länge und Breite der Oerter werden bestimmt. Man kann hier unterscheiden a) die Zeit vor den Arabern (Pausanias, Marcianus, Agathemerus, Peutingerische Tafel, Kosmas); b) Zeit seit den Arabern, vom J. 800 n. Chr. (Al-Marun, Abu Ischak, Scherif Edrisi, Nassir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh. Der einzige christliche Geograph ist Guido von Ravenna). 5. Echtwissenschaftliche Periode, von Copernicus bis auf uns. Man findet hier genauere astronomische Bestimmungen, zweckmäßige Berichte von Reisen zu Wasser und zu Lande, genauere und zweckmäßigere Topographien, bestimmtere Ländermessungen und Angabe des Flächeninhalts nach Quadratmeilen, und zweckmäßigere geographische Systeme und Lehrbücher. Auch ist erst in diesen Zeiten der Versuch einer systematischen Geographie des Alterthums mit einigem Erfolg unternommen worden, doch im Ganzen mehr für die Bearbeitung der alten, als der mittleren Geographie geschehen. Christoph Cellarius brach hier eigentlich die Bahn. Seine Schrift erschien zuerst zu Leipzig 1686, 12.: Geographia antiqua ad veterum Historicorum faciliorem explicationem apparata. Umgearbeitet zu einer Quartausgabe führt sie den Titel: Notitia orbis antiqui (2 Thle., Leipzig 1701). Die neueste Ausgabe ist von 1773. Darauf schrieb Joh. Dav. Köhler eine Anleitung zu der alten und mittlern Geographie mit 37 Karten in 3 Bänden, Nürnb. 1730 ff. 8. Das Handbuch der alten Geographie von d'Anville, in 5 Theilen, erhielt seine höhere Brauchbarkeit in der neuen Ausgabe, welche von mehrern deutschen Gelehrten trefflich bearbeitet und reichlich ausgestattet wurde, Nürnberg 1800 ff. 8.) Der erste und zweite Theil enthält Europa von Heeren, der dritte Theil Asien von Bruns; der vierte Afrika von Bruns und Paulus, und der fünfte die mittlere Geographie. Zu diesem schätzbaren Werke gehört ein sehr brauchbarer Atlas von 12 Karten in Folio. — Noch unvollendet, aber mit sorgfältigem Fleiß und Quellenstudium von Konrad Mannert bearbeitet ist die Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargestellt, bis jetzt sieben Theile (doch besteht der sechste aus drei starken Bänden), Nürnberg, Landshut und Leipzig, 1788 — 1820. 8. Sehr brauchbare Untersuchungen über Gegenstände der alten Geographie enthalten Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. In der dritten Auflage dieses Werks enthält der erste Theil (1815) Asien, der zweite (1815) Afrika; die erste Abtheilung des dritten Griechenland (Götting. 1812, 8.). Anwendbar beim Jugendunterricht ist Funkes Atlas der alten Welt, bestehend aus zwölf Karten mit erklärenden Tabellen, Weimar 1800, 4., so wie der Schulatlas für die alte Erdbeschreibung, 15 Bl., von Heusinger u. Dufour (Braunschweig, kl. Querfol.), und für den ersten Anlauf ausreichend; vorzüglicher aber ist Reichards Orbis terrarum antiquus, Nürnb. 1819 ff, 8.

Die gesammte Geschichte der Geographie, bis herab zum J. 1800, umfaßt in einer faßlichen Gesammtübersicht Malte Bruns Geschichte der Erdkunde, aus dem Franz., herausg. mit Zusätzen von E. A. W. v. Zimmermann, 2 Abtheilungen, Leipzig 1812, 8. Doch ist durch dieses Werk Sprengels Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugiesen in Japan (2. Auflage, Halle 1792, 8) nicht entbehrlich gemacht worden. Noch fehlt es an einem mit Kritik und umschließender Gelehrsamkeit geschriebenen Werk über die mittlere Geographie; denn Christoph Junkers Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten (Jena 1712, 4.) macht jenes Bedürfniß erst recht fühlbar. Für die vergleichende Geographie haben die Schriften von Gosselin und Mentelle Werth. Die neue Geographie, so unvollkommen auch ihre Bearbeitung und so unsicher ihre damalige Grundlage war, gewann doch bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. durch Hübners vollständige Geographie, die viele Auflagen erlebte; durch des Rector Hager geographische Schriften, und durch die in 16 Theilen fleißig zusammengestellte neue europäische Staats- und Reisegeographie (Leipzig und Görlitz 1750 ff. 8.). Der Vater und Begründer der wissenschaftlichen Bearbeitung der Geographie ward aber Ant. Fried. Büsching, dessen neue Erdbeschreibung zum erstenmal 1754 zu Hamburg erschien. Die neueste, achte Auflage dieses classischen Werks ist von 1787, und enthält im Ganzen 11 Bände. Freilich ist dasselbe, nach den großen Veränderungen der neuesten Zeit, nicht ganz mehr in seiner damaligen Gestalt brauchbar, auch hat es für ein geographisches System zu viele Beimischungen aus der Statistik, und ist in Hinsicht des Plans und der Folge nicht geordnet genug. Obgleich eine völlig neue Bearbeitung dieses Werks von der Verlagshandlung angekündigt worden ist, so ist von dieser doch nur die Geographie von Portugal von Ebeling, und die von Schweden von Rühs, so wie Amerika (aber noch unvollendet) in sieben Theilen von Ebeling, Afrika von Hartmann, und die Fortsetzung von Asien von Sprengel und Wahl erschienen. In Verbindung mit der Geschichte der dargestellten Länder und Provinzen behandelte die Geographie, doch auch mit zu viel statistischen Einmischungen, Normann in seinem geographischen und historischen Handbuche der Länder-, Völker- und Staatenkunde, von welchem aber seit 1785 blos Deutschland in fünf Abtheilungen, und die Schweiz in vier Abtheilungen erschienen sind. Ein vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung begann Gaspari 1797, welches in der ersten Abtheilung des ersten Bandes die mathematische, physische und politische Geographie überhaupt, in der zweiten Abtheilung den österreichischen, baierischen, schwäbischen und fränkischen Kreis, in den beiden Abtheilungen des zweiten Bandes größtentheils das übrige Deutschland, und in der ersten Abtheilung des vierten Bandes Portugal, Spanien und Frankreich (von Ehrmann bearbeitet) enthält, aber unvollendet geblieben ist. Von dem Versuch einer systematischen Erdbeschreibung der entferntesten Welttheile, von Bruns, sind nur die sechs ersten Theile (Leipz. u. Nürnb. 1791 — 99) erschienen, welche Afrika enthalten. Nach einem nicht so ausführlichen Plane, aber zweckmäßig angelegt, und nur nicht beendigt, war Friedr. Gottlieb Canzlers Abriß der Erdkunde nach ihrem ganzen Umfange zum Gebrauche bei Vorlesungen, in drei Theilen, Göttingen 1791 ff. 8. In compendiarischer Form lieferte Gatterer die ersten geographischen Werke mit kritischem Geiste in seinem Abrisse der Geographie, Göttingen 1772, 8. und in einem kurzen Begriffe der Geographie, Göttingen 1789, 8. (neue Auflage, 1793, 8.). Für den Vortrag der Geo-

graphie auf Akademien und Gymnasien sorgte Fabri in seinem Handbuche der neuesten Geographie, in zwei Theilen, und für niedere Schulen in seinem Abrisse der Geographie. Sein großes geographisches, mit vielem Fleiß eröffnetes Werk: Geographie für alle Stände, hat bis jetzt blos die allgemeine Erdkunde und den größten Theil Deutschlands, nach der ehemaligen Kreiseintheilung in fünf starken Octavbänden (Leipzig 1786—1808) dargestellt. In der Folge sorgte Gaspari durch zwei Lehrbücher der Geographie, für den ersten und zweiten Cursus dieser Wissenschaft beim Jugendunterrichte (Weimar seit 1792) für die bessere Methode in der Behandlung derselben, besonders da mit jedem Cursus ein besonderer, auf die Fähigkeiten der Zöglinge berechneter, Schulatlas ausgegeben ward. Mit Rücksicht aber auf die neuesten Veränderungen und Umbildungen bearbeitete Professor Stein in Berlin sein Handbuch der Geographie nach den neuesten Ansichten, welches für Vorträge auf Schulen und Akademien in zwei Theilen, 1808 (Leipzig), und in einer zweiten Auflage, 1811 (doch mit dem veränderten und etwas unzweckmäßigen Titel: Handbuch der Geographie und Statistik) erschien. 1819—20 erschien von diesem Werke die 4te völlig umgearbeitete Auflage in drei Theilen, welche als Handbuch für gebildete Stände alle billige Ansprüche befriedigt. Von dem Auszuge aus diesem Werke für den Jugendunterricht ist 1822 die 12te Auflage erschienen. Ein sehr schätzbares Lehrbuch lieferte Cannabich, wovon die 8te Aufl. 1820 (zu Sondershausen) erschien. Die durch Gaspari, Hassel, Cannabich, Gutsmuths und Uckert bearbeitete und seit 1819 zu Weimar erschienene allgemeine Geographie besteht aus 6 Abtheilungen, deren jede mehrere Bände hat. Dieses Werk vereinigt Geographie und Statistik, ist sehr sorgfältig bearbeitet und hat die Bestimmung, an Büschings Stelle zu treten. Kein anderes Volk besitzt bis jetzt ein ähnliches Werk von solcher Vollständigkeit. In den meisten genannten Handbüchern und Compendien der Geographie ward in der Einleitung die mathematische und physikalische Erdbeschreibung in einer mehr oder weniger gedrängten Uebersicht vorausgeschickt. In einer selbstständigen Form behandelten aber auch die mathematische Geographie zweckmäßig: Walch in seiner Einleitung in die mathematische Geographie, ein Lehrbuch für die Jugend, 3te Aufl., Götting. 1807, 8.; J. T. Mayer in seinem Lehrbuche über physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie, Götting. 1805, 8., und Schmidt in seinem Lehrbuche der mathematischen Geographie, Lpz. 1810, 8. Eben so ward die physikalische Erdbeschreibung einzeln behandelt von F. W. Otto in dem Systeme einer physischen Erdbeschreibung nach den neuesten Entdeckungen, Berl. 1800, 8., von J. E. Fabri in seinem Abrisse der natürlichen Erdkunde, Nürnberg 1800, 8., und in Kants physischer Geographie, herausgegeben von Rink, in zwei Theilen, Königsberg 1802, 8. Zu der sogenannten reinen Geographie hatte bereits Gatterer in dem kurzen Begriffe der Geographie die ersten Grundlinien gezogen. In der neuesten Zeit verfolgten diese Ansicht: Zeune, in der Gea (Berlin 1808), welche 1811 in einer zweiten Auflage mit der veränderten Schreibart: Göa, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung, erschien; Kaiser, in dem Lehrbuche der Länder- und Staatenkunde, auf eine einfachere Methode gebaut (München 1810, 8.); Stein in seiner Geographie für Real- und Bürgerschulen nach Naturgrenzen (Leipzig 1811, 8.); Hommeyer, in der reinen Geographie von Europa (Königsberg 1812, 8.), und Kunz, in dem Lehrbuche der reinen Geographie (Tübingen 1812, 8.). Eine neue wissenschaftliche Bearbeitung der Geographie begann K.

Ritter in seinem trefflichen Werke: Die Erdkunde, im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, Berlin 1817 ff. Von den neuesten geographisch-statistischen Wörterbüchern sind die schätzbaren Werke von Winkopp und Ehrmann (fortgesetzt von Schorch) nicht beendigt worden. Der alte Hübner erschien zwar 1804 vollständig in einer neuen Auflage: Neues Staats-, Zeitungs- und Conversationslexicon; wie vieles hat sich aber seit 1804 verändert! Deßhalb scheint das Jägersche geographisch-historisch-statistische Zeitungslexicon, in der neuen Bearbeitung von Mannert (3 Theile, 8., und Nachträge zum ersten und zweiten Bande) wegen seiner Reichhaltigkeit und weil es vollendet ist, unter den Werken, welche den Zustand Europens bis 1813 schildern, den Vorzug zu verdienen. Für die gegenwärtigen Verhältnisse dient als ausreichend für den ersten Anlauf: Hassels allgemeines geographisch-statistisches Lexicon, in zwei Theilen, beendigt, Weimar 1817, 8., und Steins Zeitungs-, Post- und Comptoirlexicon, in 4 Bänden, jeden von 2 Abtheilungen, Leipzig 1818 — 21, und Nachträge dazu, ebend., 1822. Unter den ausländischen lexicographischen Werken ist ausgezeichnet: The Edinburgh Gazeteer, or Geographical Dictionary, das 1817 und ff. in 6 Bänden nebst Atlas von Arrowsmith erschien. Unter den Handbüchern für Reisende ist das französische und deutsche Werk von Reichard (Guide des Voyageurs en Europe und der Passagier auf der Reise in Deutschland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg), welches viele Ausgaben erlebt hat, das vorzüglichste; doch ist auch für Deutschland insbesondre und die angrenzenden Länder Engelmanns Taschenbuch (Frankf. 1821) brauchbar. Ueber die neuesten Fortschritte der Geographie s. die neue Folge dieses Werkes, Bd. I. Q.

Geologie. Man hat zeither in der wissenschaftlichen Betrachtung der Erdoberfläche und des Baues der Erdrinde die Begriffe von Geologie und Geognosie, die nach der eigentlichen Wortbedeutung wenig verschieden sind, weder gleichförmig, noch scharf bestimmt. Nach Werners Ansicht umfaßt das Gebiet der Mineralogie die Gesammtheit aller Verhältnisse und Beziehungen, welche sich an den Mineralien beobachten lassen, und begreift die Oryktognosie (oder die eigentlich sogenannte Mineralogie, welche die Mineralien nach ihren äußern Kennzeichen bestimmen und ordnen lehrt) die mineralogische Chemie, welche die chemischen Eigenschaften und Verhältnisse der Mineralien aufzählt, die Geognosie, welche den äußern und innern Bau des Erdkörpers, die Entstehungsverhältnisse der Mineralien und die Arten ihres Vorkommens betrachtet, die mineralogische Geographie, welche die geographische Vertheilung der einfachen und zusammengesetzten Mineralien auf der Erdoberfläche angibt, und die ökonomische Mineralogie, die mit der verschiedenen Benutzung der Mineralien bekannt macht. Der Geologie aber gab Werner eine sehr umfassende Bedeutung, indem er darunter nicht nur die Geognosie in dem angegebenen Sinne, sondern selbst die Geographie, die Hydrographie, die Meteorologie und die Geogonie, oder die hypothetische Lehre von der Entstehung der Erde, die sogenannte Theorie der Erde, begriff. Die französischen und auch mehrere englische Naturforscher verstehen unter Geologie ungefähr das, was nach Werners Ansicht Geognosie genannt wird, oder überhaupt die Naturgeschichte des Erdkörpers. Die von ihnen angenommene Eintheilung der, auf die Kenntniß der Erdoberfläche sich beziehenden Lehren scheint auch allerdings bequem zu sein, und es ließe sich die Mineralogie im weitesten Sinne des Wortes als derjenige Zweig der Naturgeschichte,

die uns mit allen Eigenschaften und Verhältnissen der Mineralien — der Bestandtheile der Erdrinde — bekannt macht, in eigentliche Mineralogie, oder Erkenntnißlehre der Mineralien (Oryktognosie) und Geologie abtheilen. Diese beruht auf jener als Grundlage, und man kann mit Kirwan die Mineralogie, in Beziehung auf Geologie, treffend das Alphabet des ungeheuren und geheimnißvollen Buches der unbelebten Natur nennen. Der Mineralogie im eigentlichen Sinne ist in diesem Werke ein eigener Artikel gewidmet. Die Geologie würde in der umfassenden Bedeutung, die wir diesem Worte beigelegt haben, die Lehre von der Atmosphäre, von den Gewässern des Erdballes und von den Gebirgen, das heißt denjenigen, meist zusammengesetzten Mineralmassen, welche die Erdrinde hauptsächlich bilden, in sich begreifen, woran sich dann die aus der erkennbaren Beschaffenheit der Erdrinde erschlossenen Vermuthungen über die Geschichte der Erdbildung anreihen lassen. Die Naturgeschichte der Lufthülle des Erdballs ist in dem Art. Atmosphäre zu suchen, und über die Wasserbedeckung desselben handeln umständlich die Art. Wasser, Meer, See, Flüsse. Es bleibt uns daher nur noch derjenige Theil der Geologie übrig, der die Naturgeschichte der festen Bestandtheile der Erdrinde betrachtet, und den man auch häufig Geognosie nennt. Wir werfen hier einen Blick auf die Physiognomie der Erdoberfläche, auf den innern Bau der Erdrinde und auf die gegenseitige Lage und die Bildungsweise der Mineralmassen, woraus jene Oberfläche besteht, und endlich auf die verschiedenen Ansichten über die Entstehungsgeschichte der Erde. Der speculative Theil der Geognosie beschäftigte früh die Aufmerksamkeit der Menschen. So behaupteten die ägyptischen Priester den Ursprung der Erde aus Wasser; der griechische Philosoph Thales hatte dieselbe Meinung aus Aegypten mitgebracht, wogegen Zeno an die Bildung der Erde durch Feuer glaubte. Alle solche Meinungen aber führten zu keinem Aufschlusse über die Bestandtheile und den Bau der Erdrinde. Der Sachse Georg Agricola (geb. 1494 zu Glauchau) und sein Zeitgenosse, der Franzose Bernhard von Palissy, waren die ersten Beobachter, die über die Bildung der Mineralien wissenschaftliche Ansichten aufstellten. Bei dem vorherrschenden Hange zu müßigen scholastischen Streitigkeiten aber blieben die Keime, die in ihren Beobachtungen lagen, unfruchtbar. Erst um die Mitte des 18. Jahrh., wo Maillet und nach ihm Linnee die Entstehung der Erde aus dem Niederschlag des Meeres zu erklären suchten, und der Deutsche Lehmann schon den Unterschied zwischen Urgebirgen und Flötzgebirgen aufstellte, wurde man wieder zu geognostischen Untersuchungen geleitet, und es wurden einzelne fleißige Beobachtungen über das Vorkommen der Mineralien in verschiedenen Ländern geliefert; aber vor Saussure und Werner (s. beide Art.) hatte die Geognosie kaum wissenschaftlichen Bestand. Der unermüdete schweizerische Naturforscher, welcher der Untersuchung der Gebirge seiner Heimath 20 Jahre seines Lebens widmete, öffnete zuerst unserm Blicke die Urgebirge, und bezeichnete die Grenzen, wo sie sich von der zweiten Gebirgsformation scheiden. Der berühmte Stifter der deutschen Schule der Mineralogie, welche die vorzüglichsten Geognosten Europas unmittelbar oder mittelbar gebildet hat, bestimmte die Gesetze der Schichtung der Mineralien, lehrte das relative Alter derselben auffinden und jedes Mineral durch alle erlittenen Veränderungen verfolgen. Mit ihm beginnt, in so fern sie die mineralische Beschaffenheit der Gebirgschichten angebt, die eigentliche Geognosie. In die Fußstapfen dieser wissenschaftlichen Beobachter traten unter den Fran-

zosen Dolomieu (s. d. Art.), der zuerst die Natur der Vulkane untersuchte und seinen Nachfolgern Spallanzani, Faujas de St. Fond, Breislac, Cordier den Weg bahnte, Raymond, der für die Pyrenäen ward, was Saussure für die Alpen, Cuvier und Delametherie; unter den Engländern der scharfsinnige Hutton, Playfair, Jameson, Macculloch; unter den Deutschen A. v. Humboldt, Steffens, von Buch, von Reumer u. a. m. Bei der Betrachtung der Erdoberfläche beschäftigen uns zuerst die Ungleichheiten derselben, und zwar 1. die allgemeinsten, nämlich Meeresboden und trocknes Land, wovon jener gegen $\frac{3}{4}$ der Erdoberfläche bedeckt, und dieses, in beiden Halbkugeln, nördlich und südlich vom Aequator, ungleich vertheilt, in verschiedner Gestalt und Größe, und in vielfach getrennten Massen erscheint (s. Erde); 2. das Flachland und Hochland, das auf allen Abtheilungen des trocknen Landes in verschiedenem Verhältnisse sich findet, wie denn z. B. Europa (s. d. Art.) ein großes Flachland hat, das nördlich und südlich von zwei Hochlanden begrenzt ist; 3. in dem Hochlande das Alpenland, das aus Berggruppen besteht, die in der Mitte ihre höchsten Spitzen (faite, bei den französischen Geologen) haben; das in Ketten fortlaufende Bergland, das aber nicht durch eine Centralkette verbunden ist und daher nie Gruppen bildet; und das in sanften, wellenförmigen Erhöhungen ansteigende Hügelland, das verbindende Mittelglied zwischen Hochland und Niederung (vergl. Berge); endlich 4. die Niederung, die aus weitgedehnten, nur wenig über die Meeresfläche sich erhebenden Ebenen besteht, und durch Höhlungen, welche die Flußgebiete bilden, zerschnitten wird. Die Grenzen, wo das trockne Land das Wasser berührt, die Küsten, bestehen bald aus hochansteigenden, oder niedrigen, bald aus abschüssigen unregelmäßigen Felsen, zuweilen aus niedrigen Sandhügeln (Dünen) und in den Tropenländern nicht selten aus Korallenriffen. Der Meeresgrund hat eben so viele Ungleichheiten als das trockne Land, die in mancher Hinsicht mit den auf diesem bemerkbaren Ungleichheiten zusammenhängen, was schon deswegen der Fall sein muß, weil das jetzige trockne Land einst Meeresboden war (s. Meer). Nur erst von der Nordsee aber haben wir bis jetzt eine so genaue Karte, als Stevensons Darstellung (im 3. Bde. der Memoirs of the Wernerian Natural History Society) der Ebenen und Tiefen im Grunde jenes Meeres liefert. Nach solchem Ueberblicke der Ungleichheiten der Erdoberfläche muß zunächst von den Veränderungen die Rede sein, welche die Wirksamkeit des Wassers und der Atmosphäre darin hervorgebracht hat. Die Wirkungen des Wassers auf die Erdoberfläche sind theils störend, theils bildend, und in beiden Fällen wirkt das Wasser entweder mechanisch, oder chemisch. Mechanisch zerstörend wirken a) Regengüsse durch Abspülung, Flüsse durch Unterwaschung der festen Gebirgschichten, Zerreißung der Ufer, und zuweilen Durchbrechung einschließender Felsen, wo Flußbetten, z. B. bei dem Rhein, der Donau und der Elbe, eine Reihe von Becken oder Seen bildeten, die sich gewaltsamen Ausgang öffneten; b) die Meere durch Aushöhlung felsiger Küsten, deren Schichten von ungleicher Härte sind, oder in Niederungen durch Ueberschwemmung eines Küstenstriches und Anschwemmung eines andern, und endlich durch Zerreißung von Landengen und Bildung neuer Inseln. Die chemisch zerstörenden Wirkungen des Wassers hängen von der Beschaffenheit der Gebirgsart ab, welche es bedeckt, und finden besonders bei Kalkstein, Gyps und Steinsalz statt. Der Einfluß der Atmosphäre zeigt sich hauptsächlich sowol durch Trennung der Felsen, durch Verwitterung ihrer Oberfläche, durch Bildung von

Höhlen, besonders Sand- und Kalkstein, als auch durch chemische Zersetzung, wie es z. B. beim Feldspath geschieht, der durch atmosphärischen Einfluß zerbröckelt wird, und sich endlich in Porzellanthon verwandelt. Diejenigen mechanisch bildenden Wirkungen des Wassers, die noch fortdauernd thätig sind, zeigen sich besonders in der Entstehung des angeschwemmten Landes, wie an den Ufern des Mississippi, des Amazonenflusses, des Nils, oder in den Betten ehemaliger Seen, wo zuweilen, wenn diese zu verschiedenen Zeiten die einschließenden Felsen durchbrochen haben, durch Anschwemmungen auf beiden Seiten Terrassen entstehen, wie die merkwürdigen Parallelstraßen im Thale Glen Roy in Schottland; in der Zunahme der Meeresküsten durch Anspülung und durch Abnahme der Meerestiefe, was in der Ostsee, im Mittelmeere u. in der Nordsee der Fall ist, wie denn die Niederlande einen großen Theil ihres Flächenraumes solchen bildenden Wirkungen des Meeres verdanken. Eine minder wohlthätige Wirkung sind sowol die Dünen, Sandanschwemmungen, welche, wenn ihnen nicht durch wildwachsende oder künstlich angebaute Pflanzen Einhalt geschähe, weit ins Binnenland vorrücken würden, als auch die Sandbänke, die wahrscheinlich durch das Begegnen von Seeströmen, oder durch den Niederschlag solcher Strömungen, die durch unterseeisches oder trocknes Land gehemmt werden, entstehen. Beispiele der chemisch bildenden Wirkung des Wassers sind das Seesalz, das sich an mehreren Binnenseen als Niederschlag aus dem Seewasser bildet, Morasterz und Sumpfeisenstein, Kalksinter (vergl. Stalaktit), und Kalktuff, wovon der unweit Rom aus Kalkwasser abgesetzte Travertiner als Baustein dient. Auch auch die Vulkane wirken zerstörend und bildend, doch sind diese Wirkungen weit beschränkter und örtlicher, als bei dem Wasser, wie denn durch die Ausbrüche derselben weder je die Lage der Schichten, durch welche sie sich den Weg bahnen, verändert worden ist, noch Berge nicht vulkanischer Art dadurch entstanden sind. Nach der Betrachtung der Oberfläche der Erde wendet sich die Untersuchung zu dem innern Bau derselben, in so fern dieser unserer Beobachtung, oder unsern, auf Naturverhältnisse und Erscheinungen gebauten Schlüssen offen liegt. In diesem Gebiete der eigentlichen Geognosie gebührt den Forschungen der Deutschen, und besonders Wernern und seiner Schule, der Preis. Selbst die erste Grundlage, worauf durch spätere Beobachtungen die Eintheilung der Gebirgsarten gebaut wurde, verdanken wir, wie bereits erwähnt, einem deutschen Geognosten. Das Ansehen der Gebirge, oder der festen Erdrinde, so wie selbst alte Sagen der Völker von gewaltsamen Umwandlungen, führen uns auf eine hohe Flut in der Urzeit, die demjenigen, der die Aufeinanderfolge der Gebirgslager beobachtet, und über den Spuren gewaltsamer Zerstörung durch Wasser die Erzeugnisse des tiefsten Meeresgrundes, selbst auf den höchsten Punkten des festen Landes, verbreitet findet, zur Thatsache wird. Bei der Voraussetzung aber, daß die Gebirgslager sich aus einer Flüssigkeit, worin ihre Bestandtheile sich in aufgelöstem Zustande befanden, niedergeschlagen haben, muß das, auf einem andern aufliegende Gebirge für später gebildet gehalten werden, als dasjenige, das die Grundlage desselben ist. Die Entstehung verschiedener Gebirgslager aus der Wasserbedeckung einer und derselben Bildungszeit, erkennen wir an der Uebereinstimmung der Lager, sowol hinsichtlich ihrer Gemeng- und Bestandtheile, als auch der Lagerung, die auf gleiche Flutrichtung, auf gleichartige Entstehungsumstände schließen läßt. Die ältesten, allen spätern zum Grunde liegenden Gebirge, sind ganz

frei von organischen Ueberresten (s. d. A.), und das Pflanzenreich und die Thierwelt scheinen erst zu der Zeit, wo das jüngere Gebirge sich bildete, vorhanden gewesen zu sein. Das Grundgebirge wird daher als das Erzeugniß jenes ursprünglichen flüssigen Zustandes angenommen, woraus der Erdkörper sich bildete; in dem jüngern, aufgelagerten Gebirge hingegen sehen wir die Wirkungen und Erzeugnisse einer Ueberschwemmung, wodurch die Erdoberfläche große Veränderungen erlitt. Von diesen Gebirgbildungen aber sind die spätesten zu unterscheiden, welche durch jene einzelnen und theilweisen Bewegungen der süßen Gewässer des festen Landes entstanden sind, wovon oben die Rede war. Man nimmt, nach den Ergebnissen der Beobachtung der Gebirgslager, vier große Wasserbedeckungen an, woraus sich die vier Hauptclassen der Gebirge gebildet haben. Diese Ansicht hat eine höhere Wahrscheinlichkeit durch Humboldts Beobachtungen erhalten, die ihn auf die Meinung führen, daß der Wärmestoff, als geognostisches Phänomen, das Seinige zur Entstehung der Gebirgsmassen beigetragen habe, und daß die Bestandtheile der Gebirge einst luftförmig gewesen sein, und aus diesem Zustande größtentheils zu tropfbaren Flüssigkeiten haben zusammengerinnen können. Die ersten Niederschläge bildeten die Urgebirge, die ersten festen Gebilde, aus welchem der Kern der Erdrinde entstand. Sie begreifen den Granit, den Gneis, den Glimmerschiefer, den Urkalkstein (Dolomit), den Serpentin, den Granulit, Urthonschiefer, Syenit, Porphyr, Quarz, Topasfels. Der Granit ist unter diesen die älteste Bildung, und die ihn bedeckenden Massen sind spätere Niederschläge aus derselben Flüssigkeit. In diesen spätern Bildungen, besonders dem Gneis, dem Glimmerschiefer, dem Urthonschiefer, findet man Spalten, oder sogenannte Gänge, die sich später mit Erz oder Gestein, oder mit beiden zugleich füllten, und daher Ganggebirge heißen. Die später erfolgten Niederschläge zeichnen sich durch die Schichtung ihrer Lagen und die wechselnde Mannigfaltigkeit ihrer Bestandtheile aus, und zunächst auf die uranfänglichen Gebirge folgen die Uebergangsgebirge, die hinsichtlich ihrer Lagerung aus jenen gleichsam in die mit Zerstörung begleitete nächstfolgende Gebirgbildung übergehen. Sie sind frei von organischen Ueberresten, doch deuten die, wiewol selten darin vorkommenden, Versteinerungen auf die Zerstörung organischer Gebilde. Man rechnet dazu Thonschiefer, Flötzkalkstein, Grünstein, Kieselschiefer, Grauwacke, Uebergangsgyps. Die dritte Gebirgbildung ist das Flötzgebirge, woraus gewöhnlich die niedern Bergrücken bestehen. Es ist die vorzüglichste Lagerstätte versteinerter organischer Ueberreste der Vorwelt, besonders von Seethieren, deren Originale zum Theil nicht mehr vorhanden sind. Hieher rechnet man das Sandsteingebirge, den Flötzsandstein, Flötzgyps, Steinsalzgebirge, Kreidengebirge, Galmeygebirge, Steinkohlengebirge und (die jüngste Bildung) Flötztrapp. Diese drei Classen von Gebirgen bilden die feste Erdrinde. Das jüngste Gebirge ist das aufgeschwemmte Land, das aus den Umwälzungen entstanden ist, die in den Schichten anderer Gebirge vorgingen. Solche Aufschwemmungen findet man theils in wirklichen Gebirgen als Ausfüllung der Thäler, oder als Lagerungen auf Abplattungen, theils auch in Niederungen, wo sie das hügelige und flache Land bilden. Sie bestehen meist aus einem Sande, der durch ein Bindemittel verhärtet ist, oder auch aus Mergelschichten, und enthalten selten Seeproducte, wol aber Stücke von versteinertem Holze, ganze Baumstämme, Abdrücke von Fischen und Pflanzen, wie auch Knochen, ja ganze Gerippe von Landthieren, wovon die Originale zum Theil auch ausgestorben

sind. Merkwürdig ist, daß unter diesen Thiergerippen sich viele in Ländern befinden, wo jetzt die lebenden Originale nicht mehr ausdauern können, z. B. Elephanten im nördlichen Asien. (S. d. Art. organische Ueberreste). Man unterscheidet bei dem aufgeschwemmten Lande, plattes Land und Seifengebirge. Jenes hat entweder eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhebungen; dieses aber findet sich vorzüglich in den Thälern eigentlicher Gebirge, und enthält meist Geschiebe. Außer diesen durch Niederschläge entstandenen Gebirgen gibt es noch solche, welche durch die Wirkung unterirdischer Hitze entstanden sind. Diese Gebirgsarten sind entweder echtvulkanische, oder solche, die Erzeugnisse wirklicher Vulkane sind, wie Lava, Tuff, oder unecht vulkanische, nemlich Thon und Eisensteine, die durch Erdbrände verhärtet und zum Theil geschmelzt worden sind. Unter den vielen Hypothesen, wodurch man die Entstehung der Erde zu erklären versucht hat, nennen wir nur folgende. Der Engländer Burnet hielt die Erde für ein anfänglich flüssiges Chaos von allerlei Stoffen, wovon die gröbern niedergesunken wären, die feinern das Wasser, die feinsten die Luft gebildet hätten. Büffon hielt die Erde für ein von der Sonne abgestoßenes Stück eines Kometen, das anfangs glühte, dann verlosch und verhärtete. Hutton hielt eine fortwirkende unterirdische Hitze für die bildende Kraft. Newton und Whitehurst stellten schon die Meinung von dem Ursprung der Erde aus einem Niederschlag der Flüssigkeit auf, eine Ansicht, die dann Delüc und Werner, auf gründliche Beobachtungen sich stützend, besser begründet haben.

Geomantie, die vorgebliche Kunst, aus gewissen, in Sand gemachten Puncten zu wahrsagen; eine Art der sogenannten Punctirkunst.

Geometrie, Meßkunst, die Wissenschaft von den Formen ausgedehnter Größen. Sie erhielt den Namen daher, weil sie von der Ausmessung der Felder, der Längen, Breiten und Höhen auf dem Erdboden ihren Anfang nahm, oder doch zuerst darauf angewandt wurde. Sie verdankt also ihren Ursprung der Theilung der Ländereien oder der Entstehung des Eigenthums, besonders in Ansehung des Bodens. Jetzt macht die Ausmessung des Feldes nur einen Theil der Geometrie aus, den man Geodäsie nennt. Die Geometrie selbst ist von weiterem Umfange, indem man mehrere Gegenstände, z. B. die Geschwindigkeit der Bewegung, die Zeiten u. a. m. durch Linien vorstellt und solche geometrisch behandelt. Man theilt sie in die gemeine, welche von den geraden Linien, geradlinigten Figuren, dem Cirkel und den daher entstehenden Körpern handelt, und in die höhere Geometrie, welche sich mit den krummen Linien und den daher entstehenden Körpern beschäftigt. Die erstere wird wieder in die theoretische, die die Eigenschaften der Linien und Figuren erweist, und in die practische abgetheilt, welche die Beschreibung, Ausrechnung und Theilung der Linien, Flächen und Körper sowol auf dem Papier als auf dem Felde lehrt. Die vornehmsten Theile derselben sind die Longimetrie (Längenmeßkunst), die Planimetrie (Flächenmeßkunst), die Stereometrie (Körpermeßkunst), die Trigonometrie (Dreieck-Meßkunst). Zur practischen Geometrie rechnet man: die Geodäsie, sowol die niedere, als auch die höhere, das Nivelliren und die Markscheidekunst, (s. beide Art.). Ob die Erfindung dieser Wissenschaft den Babyloniern oder Aegyptern gehöre, ist wol nicht genau zu bestimmen. Thales und Pythagoras brachten sie nach Griechenland. Letzterer erfand den nach ihm benannten Lehrsatz, der auch wegen seiner Wichtigkeit Magister Matheseos heißt, daß in einem

rechtwinklichen Dreieck das Quadrat der Hypothenuse der Summe der Quadrate der Katheten gleich sei. Hippokrates Chius, ein Pythagoreischer Philosoph, schrieb die ersten Anfangsgründe der Geometrie. In der gemeinen Geometrie that sich vorzüglich Euklides in Alexandrien durch seine Elementa geometriae hervor. Er zeigte zuerst die Verhältnisse der Kugeln unter einander, und des Kegels zu dem Cylinder. Fast 100 Jahre nach ihm bereicherte Archimedes die gemeine Geometrie durch seine Erfindungen von der Cirkel- und Kugelrechnung. Er lehrte zuerst den Inhalt einer Kugel und ihrer Fläche ausrechnen, und fand, daß sich eine Kugel zu dem umschriebenen Cylinder wie 2 zu 3 verhalte, welche Erfindung er so hoch schätzte, daß er sie auf seinem Grabmal verewigt wissen wollte. Um die höhere Geometrie machte sich zuerst Aristäus verdient, der über die Kegelschnitte schrieb; nach ihm schrieb Euklides über denselben Gegenstand, und nach ihm Archimedes seine Bücher de conoidibus et sphaeroidibus, de linea spirali, de quadratura parabolae. Apollonius von Perga sammelte alles Vorhandene, und gebrauchte zuerst die Namen Hyperbel, Parabel, Ellipsis. Im Mittelalter wurde die Geometrie von den Arabern mit Eifer und Erfolg bearbeitet. Bei dem Wiederaufblühen der Wissenschaften im Mittelalter fand auch sie sehr früh ihre Bearbeiter. In Italien werden genannt Nic. Tartaglia zu Venedig (st. 1557), Fed. Commandin aus Urbino (st. 1575), Franc. Maurolicus aus Messina (st. 1575) und Lucas Valerius zu Rom (st. 1618), welche auf der Bahn der Alten fortschritten, und die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen bereicherten. In Frankreich blieb man im 16. Jahrh. blos bei den Anfangsgründen stehen. Descartes hat durch die Einführung der Analysis in die höhere Geometrie die alten Grenzen derselben ungemein erweitert, worauf sie durch die im 17. Jahrh. von Newton und Leibnitz erfundene Analysis infinitorum zur größten Vollkommenheit gestiegen ist. Franz Vieta von Fontenay (st. 1603) machte sich auch durch eigene Erfindungen verdient. Darauf folgten Niederländer, Deutsche und Engländer, von denen wir jedoch nur diejenigen anführen können, die sich durch wichtige Fortschritte vorzüglich in der practischen Geometrie, als demjenigen Theile dieser erhabenen Wissenschaft, dem das Menschengeschlecht den meisten sichtbaren Nutzen verdankt, ausgezeichnet haben. Wir nennen demnach: Joh. Prätorius (st. 1616), erster Prof. der Mathematik zu Altorf, erfand 1611 den Meßtisch, nach ihm Mensula Praetoriana genannt; D. Erasm. Reinhold (st. 1574) schrieb zuerst vom Markscheiden, und Nic. Voigtel gab 1686 die zweite Schrift über die Markscheidekunst heraus; Georg Purbach (st. 1461) erfand das geometrische Quadrat beim Feldmessen; Mich. Stiefel (geb. 1496 zu Eßlingen), ein deutscher Prediger, entdeckte 1530 die Logarithmen, und machte sie 1544 in seiner Arithmetica integra bekannt: der zweite Erfinder derselben auf eine andre Art war der Schotte Joh. Neper, Baron von Merchiston, welcher seine Erfindung 1614 bekannt machte; Regiomontanus oder Joh. Müller (st. 1476), Schüler von obigem Purbach, schrieb 1464 de triangulis, welches das älteste auf unsere Zeiten gekommene Buch von der Trigonometrie ist; Pascal stellte 1643 zu Clermont in Auvergne die ersten Versuche an, die Höhen der Berge und anderer Gegenstände durch den Stand des Barometers zu messen, welche Messungen in den neuern Zeiten durch Einführung der Schichttafeln sehr erleichtert und zur größtmöglichen Vollkommenheit gediehen sind. Die beste Abhandlung über das Höhen-

messen mit dem Barometer hat Daubuisson geschrieben, der nur die Abhandlung von Biot zur Seite gesetzt werden kann. Am allermeisten aber ist die Vermessung der Länder und Seen und das Nivelliren oder Wasserwägen, sowol in Ansehung der dabei anzuwendenden Theorie, als auch der Instrumente selbst vervollkommnet worden. Das Vermessen theilt sich ab: 1. in das Vermessen gerader Linien; 2. in das Aufsuchen der Lage der geraden Linie gegen die übrigen; 3. in das Uebertragen dieser Lage und des Maßes auf Papier; und 4. in die Berechnung der Oberfläche des gemessenen Landes, wobei alle Flächen, aus so viel Seiten sie auch bestehen mögen, in Dreiecke reducirt werden.

Georg (der heilige Ritter St.), der christliche Perseus, nach der Legende ein cappadocischer Prinz. Seine berühmteste Heldenthat war die Besiegung eines Lindwurms und die dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter. Das Herzschild des kaiserl. russischen Wappens stellt den heiligen Georg dar, wie er den Lindwurm ersticht. Dieser Ritter wird gewöhnlich zu Pferde in Rüstung abgebildet. Unter ihm ist ein Lindwurm oder Drache (Krokodil), den er ersticht. Diese Darstellung gründet sich auf folgende Sage: ein Drache begegnete einst einer Königstochter, Aja genannt, und wollte sie verschlingen. In dieser Noth traf sie der Ritter. Wahrscheinlich stammt die Legende aus dem Orient und gelangte aus solchem in der Periode der Kreuzzüge zu uns. Die alten christlichen Kaiser führten diesen Ritter bereits in ihren Standarten, und man legte diesem Panier eine Wundermacht bei, so daß der Kreuzfahrer unter diesem Panier gewiß zu siegen glaubte. Der Drache war auf solchem das Bild des Heiden oder Muselmanns, der bekämpft werden sollte.

Georg I. (Ludwig), König von Großbritannien, geb. zu Hannover 1660. Er erbte von seinem Vater, Ernst August, dem ersten Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg, 1698 dieses Land, und von seiner Gemahlin, Sophie Dorethea, Tochter des letzten der Herzoge von Zelle (Wilhelm), die lüneburgischen und zellischen Lande. Wenige Jahre nach dem Tode seines Vaters (1701) empfing seine Mutter, die fast 73jährige Churfürstin Sophia (eine Enkelin Königs Jacob von England) die Acte, welche ihr und ihrem Hause die Nachfolge auf den englischen Thron verlieh. Doch erlebte sie ihre Thronbesteigung nicht, denn sie starb neun Wochen früher als Anna, die letzte Königin aus dem Hause Stuart. So ward nun Churfürst Georg Ludwig (8. Jun. 1714) unter dem Namen Georg der Erste, König von Großbritannien und Irland. Kraftvoll wußte er sein neuerworbenes Recht gegen die Angriffe des Prätendenten (Jacob III.) und dessen Anhänger zu behaupten, wie denn überhaupt Kraft, weise Politik und hohes Interesse für die Nation, die sich ihm anvertraut hatte, jeden seiner Schritte bezeichnen, wiewol die Engländer ihn nie liebten, weil sein Wesen nicht volkthümlich war. Seine Verbindung gegen Carl XII. von Schweden erwarb ihm zu seinen hannöverischen Landen die Herzogthümer Bremen und Verden. In dem Frieden, der den, in Verein mit Frankreich gegen Spanien von Georg I. geführten, Krieg beendigte (1720), ward hauptsächlich von ihm die Entlassung des spanischen Ministers Cardinal Alberoni, der ganz Europa seinen riesenhaften Planen unterwerfen wollte, zur Bedingung gemacht, nachdem er das ganze schlauverstrickte Gewebe dieses herrschsüchtigen Mannes durchschaut, und mit dem Herzoge von Orleans, dem damaligen Regenten Frankreichs, zugleich entwickelt hatte. Durch eine kluge Benutzung der Marine, besonders durch die Vernichtung der spanischen Flotte im mittelländischen Meere

hob er den Einfluß des englischen Cabinets auf die Entschließungen des übrigen Europa, der von ihm an mit immer wachsender Stärke sich geltend zu machen gewußt hat. 1727 unternahm er eine Reise in seine Erbländer; da ereilte ihn am 11. Juni der Tod in Osnabrück. Sein Nachfolger I.

Georg II. (August), geb. als Churprinz von Hannover, 1682, begleitete seinen Vater 1714 nach England, wo er zum Prinzen von Wallis und Grafen von Chester ernannt wurde. Er erwarb sich in den Herzen der Engländer ein Vertrauen und eine Achtung, die noch jetzt von ihm rühmt, daß er der edelste Mann im ganzen Königreiche gewesen sei. Seine Gemahlin, Caroline, des Markgrafen Johann Friedrich zu Anspach Tochter, starb 1737. Georg entwickelte früh einen kriegerischen Geist, von dem, so wie von seiner Tapferkeit, er zuerst in dem Kriege gegen die Niederlande (1708) glänzende Proben ablegte. Die ersten ruhigen Jahre seiner Regierung widmete er den Beschäftigungen des Friedens; die Universität Göttingen, nach ihm Georgia Augusta genannt, ward in jener Zeit von ihm gestiftet. Aber seine Liebe zu den Waffen rief ihn im ausgebrochenen österreichischen Erbfolgekriege zu Thaten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg bei Dettingen, am 27. Juni 1743, schmückte sein Haupt mit einem Lorbeerkranze, und ohne seinen Beistand hätte vielleicht Maria Theresia ihren zahlreichen Feinden unterliegen müssen. Der aachner Friede gab ihm wieder Muße zu der Fürsorge für die innere Wohlfahrt seines Reiches. Der über die amerikanischen Angelegenheiten entzündete Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich entriß ihm zwar auf eine Zeit lang Minorca, allein die Kraft, welche England im Laufe jener großen Begebenheiten, unter denen der siebenjährige Krieg und Georgs Antheil an demselben, im Bunde mit Friedrich II. am wichtigsten sind, immer sichtbarer entwickelte, führte dies Reich zu desto größerem Glanze. Da entriß der Tod Georg II. seinen Unterthanen, am 25. Oct. 1760. Ihm folgte sein Enkel h.

Georg III. (Wilh. Friedr.), König von Großbritannien und Irland, und bis 1815 Churfürst, seitdem König von Hannover, geb. 1738, Sohn von dem, 6 Jahre vor Georg II. verstorbenen, Friedrich Ludwig, Prinzen von Wallis und Auguste, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha. Er folgte seinem Großvater Georg II., den 25. Oct. 1760, und vermählte sich, 8. Sept. 1761 mit Sophie Charlotte, Tochter Herzogs Carl zu Mecklenburg-Strelitz, geb. 1744. Er setzte den siebenjährigen Krieg mit Nachdruck fort, und der Friede von 1763 sicherte England den Besitz von Canada u. s. w. Seine Regierung erlebte den Verlust der nordamerikanischen Colonien, die Eroberung vom größten Theile Ostindiens und mehrerer Inseln, die engere Vereinigung Irlands mit Großbritannien, und den französischen Revolutionskrieg. Unter ihm erhob sich der Ruhm der brittischen Seemacht höher als je, durch Howe, Jervis, Nelson u. A., auch das Landheer erlangte wieder den alten Ruf der Tapferkeit und Kriegszucht, in Indien, und unter Wellington in Spanien und den Niederlanden. Zahlreiche Erwerbungen haben das Seereich der Britten eben so sehr erweitert, als ihren Handel. Schon 1788 hatte der König den ersten Anfall von Geisteszerrüttung, ward aber von dem Doctor Willis bald wieder hergestellt. Allein 1792 war eine so schnelle Heilung nicht möglich, und es wurde zum erstenmal die Frage wegen einer Regentschaft in dem Parlament zur Sprache gebracht. Die Oppositionspartei wollte den Prinzen von Wallis zum Regenten erklärt wissen, al=

lein die Ministerialen unter Pitts Anführung, welche durch den Prinzen gestürzt zu werden fürchteten, behaupteten, daß die Regentschaft kein mit der Person verbundenes Recht sei, sondern willkürlich von dem Parlament ertheilt werden könne. Die Bill, welche Pitt in diesem Sinne vorschlug und das Unterhaus annahm, blieb indeß ohne Wirkung, da der König inzwischen genas. Man behauptet, daß die wesentlichen Dienste, welche Pitt bei dieser Gelegenheit dem Könige erwiesen, hauptsächlich ihm die unwandelbare Gunst desselben für die Folge gesichert hätten. Der König ward von seinem Volke sehr geliebt; gleichwol hatte man mehr als einmal Angriffe auf sein Leben gewagt: namentlich bei dem von Gordon angestifteten Aufruhr im J. 1780, dann 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine Flinte auf ihn abgedrückt ward, und 1800 im Theater, wo ein gewisser Hatfield, der nachher für wahnsinnig erklärt wurde, eine Pistole gegen die königliche Loge abschoß, ohne jedoch jemand zu verwunden. Die königliche Gewalt hat sich unter der Regierung Georgs III. besonders durch die Fremdenbill und die Suspension der Habeas-Corpusacte (s. beide Art.) ansehnlich erweitert. Ihr Einfluß im Parlament ist entschiedener als je, theils durch die Spaltungen der Oppsitionspartei, theils durch die Vermehrung der Mitglieder im Oberhause, deren Anzahl 1760 nur 181, im J. 1800 aber gegen 300 betrug. Als Georg in seinem 22. Jahre den Thron bestieg, besaß Lord Bute, sein ehemaliger Erzieher, sein unumschränktes Vertrauen, das nachher gewissermaßen auf den von diesem empfohlenen Lord Liverpool überging. Der König genehmigte leicht die Plane, die seinen Grundsätzen entsprachen, und verfolgte sie mit größter Beharrlichkeit; aber eben so unbeugsam war er auch in seiner Abneigung; kein Souverain verabscheute so sehr, als er, die Grundsätze der französischen Revolution, selbst als die herrschende Partei der constituirenden Versammlung die brittische Verfassung laut erhob. Eben so beharrlich hat er sich geweigert, den irländischen Catholiken die Aufhebung der Test zuzugestehen, welche ihnen Pitt versprochen hatte. Künste und Wissenschaften hat er mehr beschützt, als seine Vorgänger aus dem Hause Braunschweig; doch nicht in dem Grade, wie von einem so großen Monarchen hätte erwartet werden können. Fast alle seine Schenkungen und Pensionen hatten mehr einen politischen Zweck. Uebrigens war sein Charakter stets sanft und leutselig; sein Gesicht hatte das Gepräge der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens. Als Gatte und Vater musterhaft, lebte er stets wie ein einfacher Privatmann in dem Schooße seiner zahlreichen Familie, vornehmlich zu Windsor. Als er 1804 einen abermaligen Anfall seiner Krankheit hatte, beschäftigte man sich aufs neue mit den Maßregeln zu Einsetzung einer Regentschaft; aber auch diesmal genas er wieder. Seitdem litt er besonders an der Abnahme des Gesichts, wodurch er verhindert ward, das Parlament persönlich zu eröffnen. 1810 kehrte seine Geisteskrankheit heftiger als je zurück, und es verschwand alle Hoffnung zur Wiederherstellung. Die Regentschaft wurde daher nun wirklich in die Hände des Prinzen von Wallis, Georg Friedrich August, gelegt. In diesem Zustande starb der blinde König den 29. Jan. 1820, in einem Alter von 81 Jahren 7 Monaten. Seine Enkelin (s. Wallis, Charlotte) war den 5. Nov. 1817, seine Gemahlin den 17. Nov. 1818, und sein vierter Sohn, der Herzog von Kent, den 23. Jan. 1820 gestorben. S. Aikins Annals of the reign of King George the third, from 1760, to the general peace in the year 1815. II. Vol. Vgl. Großbritannien.

Georg IV. (Friedrich August), König von England und Hannover, geb. den 12. August 1762, ward den 3. Februar 1811 mit eingeschränkter Gewalt zum Regenten von Großbritannien und Irland, auch zum Regenten des 1815 zum Königreich erhobenen Churfürstenthums Hannover erklärt. (S. d. Art. Georg III.). Er residirte zu Carltonhouse und hatte, außer den Einkünften von Cornwall, eine jährliche Civilliste von 125,000 Pfund Sterling. Seine sehr strengen Erzieher waren Dr. Markham, jetzt Erzbischof von York, und Dr. Jackson, hierauf seit 1776 Dr. Hurd, Bischof von Worcester, und Mr. Arnold, Curator des St. John-Collegium zu Cambridge; kaum fühlte sich der Prinz von diesem Zwange befreit, als ihn eine heftige Leidenschaft an Mstrß. Robinson fesselte, welche über ihre Verbindung mit ihm eine Denkschrift bekannt gemacht hat. 1783 bewilligte ihm das Parlament, außer 60,000 Pf. zur ersten Einrichtung, ein jährliches Einkommen von 50,000 Pf., die Hälfte der Summe, welche in frühern Zeiten einem Prinzen von Wallis bewilligt worden war. Hierauf nahm der Prinz (den 11. Nov. 1783) zum erstenmale Sitz im Parlamente. Damals sah er oft Fox, Sheridan und Burke; noch vertrauter ging er um mit Lord Moira, Lord Hugh Seymour und dem Contreadmiral Payne. Nachdem er den Umgang mit Mstrß Robinson abgebrochen, trat er in ein noch engeres Verhältniß mit einer schönen Witwe, Mstrß. Fitzherbert, die zu einer angesehenen catholischen irländischen Familie gehörte. Darüber entstand eine große Kälte zwischen seinem Vater und ihm. Man sagte, er habe sich mit der Dame heimlich vermählt, was ohne Einwilligung des Königs oder des Parlaments ungültig war. Da ein Prinz, der sich mit einer Catholikin vermählt, sein Recht auf den Thron verliert, so ward daher durch eine Flugschrift verbreitet, die Fitzherbert habe ihre Religion verändert, und die Trauung sei nach dem Ritus der englischen Kirche vollzogen worden. Drei Jahre nach seiner Volljährigkeit bat der Prinz den König, 2,300,000 Pfd. Schulden für ihn zu bezahlen; da dies der König verweigerte, so verkaufte der Prinz einen Theil seines Eigenthumes und trat von seinem Einkommen 40,000 Pf. jährlich an seine Gläubiger ab. Endlich bewilligte ihm das Parlament eine Summe von 160,000 Pfd. und eine jährliche Zulage von 10,000 Pfd. Bald nachher, als bei der Krankheit des Königs im J. 1788 die Frage von einer Regentschaft war, schlug Pitt die Einschränkung der damit verbundenen Gewalt vor; Fox widersetzte sich vergeblich zu Gunsten des Prinzen (s. Pitt und Fox). Doch stimmte das irländische Parlament in dem Sinne von Fox für die volle Gewalt des Regenten. Bis jetzt hatte der Prinz jede Vermählung abgelehnt. Endlich entschloß er sich dazu und vermählte sich wider seine Neigung, aus Staatsgründen, weil sein Vater es wünschte und seine Schulden zu bezahlen versprach, den 8. April 1795 mit der Prinzessin Carolina von Braunschweig (s. d. Art.). In der Folge, als Buonaparte im J. 1805 England mit einer Landung bedrohte, verlangte der Prinz, welcher nur Oberster eines Dragonerregiments war, während seine Brüder Generale waren, und der Herzog von York sogar Oberbefehlshaber, einen höhern Grad in der Armee, allein die Minister und der König, an den er sich deßhalb mit sehr dringenden Vorstellungen unmittelbar wandte, schlugen ihm sein Gesuch ab. Als Regent leistete er den Eid den 6. Febr. 1811. Da er das Ministerium nicht im Sinne seiner bisherigen Freunde besetzte, so kam es zu Erklärungen, welche die öffentlichen Blätter mittheilten. Noch unangenehmer mußten

ihm viele Aeußerungen der Volksmeinung sein, als die Untersuchung des Betragens seiner Gemahlin im Parlamente zur Sprache kam (s. d. Art.). Den Krieg mit Frankreich hat er glorreich geendigt. Sein Minister Castlereagh verlor aber die Popularität. Im J. 1814 ernannte ihn der Kaiser von Oesterreich, auf seinen Wunsch, zum Feldmarschall des österreichischen Heeres. Auch machten ihm der Kaiser Alexander, der König von Preußen und mehrere Prinzen des österreichischen und des preußischen Hauses in demselben Jahre einen Besuch. Zur zweimaligen Wiederherstellung der Bourbons, für die er stets eine große Zuneigung bewiesen hat, trug er viel bei. Darauf stiftete er den 12. Aug. 1815 den hannöverschen Civil- und Militair-Guelphen- und im J. 1818 den englischen St. Patrik-Orden. Zur heiligen Allianz gab er den 6. Oct. 1815 seine Zustimmung nur persönlich, da die brittische Staatsverfassung den förmlichen Beitritt nicht gestattete. Bei dieser Gelegenheit hörte das Parlament von Lord Liverpool, daß der heilige Bund auch seine geheimen Artikel habe. In derselben Zeit übernahm der Prinzregent die Vormundschaft über die braunschweigischen Prinzen und das Herzogthum, wo er im J. 1819 die alte feudalständische Verfassung wiederherstellte. Dasselbe hatte er, jedoch mit mehrern Abänderungen, auch in Hannover gethan. Zuletzt hat er für Hannover und Braunschweig die Beschlüsse des Bundestages vom 20. Sept. 1819 als gesetzlich erklärt, und die strengen Formen der Censur vom J. 1705 wiederhergestellt. Im März 1816 machte er das Parlament mit der am folgenden 2. Mai vollzogenen Vermählung seiner Tochter Charlotte mit dem Prinzen von S. Coburg (s. d. Art.) bekannt. Da der Wohlstand der Nation nach dem Frieden durch die plötzliche Unterbrechung einer ungeheuern Consumtion auf der einen und einer großen Fabrikthätigkeit auf der andern Seite sehr erschüttert wurde, und die Lasten fortdauernd das Volk drückten, welches sich im Parlamente ungleich und zum Theil gar nicht repräsentirt, sondern von der Aristokratie des Reichthums und weniger herrschenden Familien unterdrückt glaubte, so entstand viel Mißvergnügen. Ein meuterischer Anfall auf das Leben des Regenten, als er den 28. Januar 1817, um das Parlament zu eröffnen, nach Westminster fuhr, hatte jedoch keine weitere Folgen; auch wurde der Aufstand in Spafield durch die kräftigen Maßregeln der Minister unterdrückt. Die Ruhe schien wieder hergestellt zu sein, und der Prinzregent beschickte im Oct. 1818 den Congreß zu Aachen, wo er die bekannte Declaration vom 19. Nov. mit unterzeichnete und hierauf nebst Frankreich den vom Congreß erhaltenen Auftrag, die Barbaresken (welche er durch Lord Exmouth im J. 1816 bereits zum Nachgeben gezwungen hatte) zu einem völkerrechtlichen Friedensverhältnisse mit Europa aufzufordern, zu vollziehen bemüht war. Mit Spanien in freundschaftlichen Verhältnissen, verbot er seinen Unterthanen, in die Dienste der amerikanischen Insurgenten zu treten; auch scheint sein Ministerium der Abtretung der Florida's an Nordamerika von Seiten Spaniens Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben. Uebrigens wird die von demselben durchgesetzte allgemeine Aufhebung des Sklavenhandels immer mehr in Vollziehung gebracht. Allein im Innern nahmen eine Zeit lang bei der Stockung des Handels die Gährungen zu; vorzüglich seit der Magistrat zu Manchester den 16. August 1819 gegen eine an sich erlaubte Versammlung des Volks, das über die Parlamentsreform berathschlagen wollte, unzeitig Gewalt gebraucht hatte, wodurch viele Menschen ums Leben gekommen waren. Der Prinzregent ließ das Betragen des

Magistrats gutheißen, obgleich ein großer Theil der Nation aus allen Ständen eine gerichtliche Untersuchung verlangte. Die Regierung beschloß daher, die bewaffnete Macht mit 11,600 Mann zu verstärken, was noch mehr zum Unwillen reizte; hierzu kam, daß der Lordlieutenant der Grafschaft York, Fitzwilliam, abgesetzt wurde, weil er Berathschlagungen des Volks in Ansehung der Vorfälle zu Manchester gestattet hatte. Alles dies und das Elend der arbeitlosen Classe machte die sogenannten Radicalreformers immer kühner; allein die reicheren Bürger und Corporationen traten fast überall auf die Seite der Regierung und vereinigten sich, um jenen unruhigen Versammlungen, in denen kein ausgezeichneter Mann an der Spitze stand, entgegen zu wirken. Gleichwol wurde von Westminster eine starke Adresse dem Prinzregenten übergeben, worin die Petitionäre wünschten, daß ihr Monarch lieber durch Vertrauen seines Volks, als durch Soldaten regiere. Zum Besten armer Auswandrer und Unternehmer neuer Niederlassungen in den Colonien hat das Parlament 1819 eine bewaffnete Militärcolonie an den Grenzen der Caffern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angelegt. In Ostindien erweiterte die brittische Handesgesellschaft zu Lande ihre Grenzen sowol im Innern, als tiefer in die Breite des Himalayagebirges, so daß solche der Landgrenze Chinas immer näher rücken; zu Wasser reinigte sie den persischen Meerbusen von Seeräubern und sicherte die Straße von Bengalen nach China durch die Gründung des befestigten Handelsplatzes Sincapore in der Bai von Malacca. Am 29. Jan. 1820 bestieg der Prinz Wales den Thron von Großbritannien, nach dem Ableben seines Vaters, Königs Georg III., und gleich nachher wurde Thistlewoods Verschwörung wider die königl. Minister entdeckt und bestraft. Die irländische Insurrection der ribbon-men erneuerte sich zwar, wurde aber unterdrückt. Das nächste Parlament nach der Thronbesteigung bewilligte dem Könige 850,010 Pf. St. auf den Schatz von Großbritannien und 207,010 Pf. St. auf jenen von Irland zur Civilliste, wogegen mit wenigen Ausnahmen die zufälligen Nebeneinkünfte der Krone der Staatscasse zufielen. Immer noch trägt aber die Civilliste eine Menge Ausgaben, welche anderswo derselben nicht zur Last fallen. Die bisherige Trennung der beiden königlichen Ehegatten führte, da die Königin nach Enaland zurückzukehren beabsichtigte, einen Ministerialversuch, um diese Reise abzuwenden, herbei. Und als die Königin dennoch in England erschien, begann der Ehescheidungsprozeß vor dem Oberhause. Die Anklage war in der Form einer Strafbill eingerichtet. Ehe indeß solche zum drittenmal vorgelesen wurde, wurde auf Antrag des Ministers Lord Liverpool die dritte Vorlesung der Bill auf 6 Monate ausgesetzt. Den Beschlüssen des Laibacher Congresses in Ansehung Neapels versagte die Krone England, vermöge einer ministeriellen Circularnote, ihren Beifall. 1821 lösete der Tod der Königin, während einer Reise des Königs nach Irland, die unglückliche Ehe des Monarchen auf. Auch seine deutschen Staaten hatte der König besucht und mußte im sonst gesegneten Jahre 1822 im südwestlichen Theile Irlands eine schreckliche Hungersnoth unter den vielen dürftigen und unbegüterten Bewohnern erleben. Ein Leiden, dessen Wiederkehr zwar zu fürchten ist, jedoch augenblicklich durch eine parlamentarische Bewilligung und starke Subscription erleichtert wurde. Auch die Reise des Königs nach Schottland 1822 gewann ihm dort neue Popularität. Während derselben erfuhr er die Selbstentleibung des Marquis von Londonderry.

George Weymer (Demoiselle), über diese berühmte tragische französische Schauspielerin s. Pariser Theater.

Georges Cadoudal, Chef der Chouans, war der Sohn eines Müllers zu Brake, einem Dorfe zwei Stunden von Auray in Morbihan. An der Revolution nahm er anfangs keinen Theil; bei dem Aufstande in Bretagne aber nahm er als Reiter Dienste, vereinigte sich nebst einigen Bretagnern mit den Vendeern, als sie über die Loire gegangen waren, und wurde bei der Belagerung von Grandville zum Offizier ernannt. Er zeichnete sich durch Körperkraft und Muth aus, und erwarb sich seitdem einen Namen. Nach den Verlusten bei Mans und Savany flüchtete er sich in sein Geburtsland, konnte sich aber nicht wieder an die stille Lebensart gewöhnen, und warb Bauern und müßige Matrosen, an deren Spitze er sich stellte. Man schickte ihm Truppen entgegen; eine republikanische Colonne überraschte ihn, und brachte ihn nebst seinem Vater in Verhaft nach Brest. Nach einer ziemlich langen Gefangenschaft entkam er in Matrosenkleidung, und übernahm wieder den Oberbefehl seines Cantons. Die Adeligen suchte er fortwährend vom Commando zu entfernen, und wurde selbst als Haupt einer Plebejerpartei betrachtet. Erst 1795 fing er an, sich bemerkbar zu machen; 1796 befehligte er die Division von Morbihan. Als er 1799 die Waffen aufs neue ergriff, war er einer der Chefs, welche die größte Macht um sich versammelten, und nach den Berichten der Republikaner genoß er das ganze Zutrauen seiner Truppen; es war sogar die Rede davon, ihn zum Generalissimus zu ernennen. Um diese Zeit besetzte er wieder Nieder-Bretagne, und war der einzige nichtadeliche Ober-General. Seine Division war diejenige, welche den Republikanern die meisten Treffen lieferte, und er war es, der im December die Unternehmung an den Ufern der Vilaine befehligte, um einen ansehnlichen Transport von Flinten und Canonen in Empfang zu nehmen, welchen die Engländer daselbst ausschifften. Lange schlug er den Frieden aus, welchen die Consuln damals anboten; doch in Folge mehrerer Treffen, namentlich bei Grandchamp und Elven (25. und 26. Jan. 1800), die ziemlich blutig waren, und da er sah, daß alle Chefs, Frotte allein ausgenommen, sich den Gesetzen der Republik unterworfen hatten, dachte auch er daran, den Frieden abzuschließen, da es noch Zeit war. Den 9. Febr., wo er wußte, daß der General Brune recognoscirte, ging er ihm bei dem Dorfe Their entgegen, nur von zwei Chouans begleitet, ließ durch einen derselben den General melden, daß er ihn zu sprechen wünschte, und hielt unter freiem Himmel eine Unterredung mit ihm. In einer Stunde waren sie einig. Georges machte sich anheischig, seine Truppen zu entlassen und seine Artillerie und Gewehre auszuliefern. Nachdem der Friede von den Consuln genehmigt und abgeschlossen worden, kam er nach Paris, wo ihm Dienste in der republikanischen Armee angeboten wurden. Nach einigen Zaudern reiste er plötzlich nach London ab, und fand bei den Prinzen und englischen Ministern eine sehr günstige Aufnahme. Die Idee der Höllenmaschine soll er angegeben haben. Er ging selbst nach Frankreich, um den Tod zu finden. Er war nemlich im August 1803 mit Pichegru und Andern auf der französischen Küste gelandet, um den Streich gegen das Leben des ersten Consuls, den er im Sinne hatte, auszuführen, und hielt sich bis zum März 1804 in der Hauptstadt verborgen. Um diese Zeit hatte die Polizei von einigen Agenten dieser Verschwörung Winke erhalten, und ließ ihn mit außerodentlicher

Thätigkeit nachspüren. Bei seiner Gefangennehmung in der Nähe des Palastes Luxemburg vertheidigte er sich mit zwei Pistolenschüssen, die zwei Diener der Polizei zu Boden streckten, sprang aus seinem Cabriolet und suchte zu entkommen; allein der Pöbel umringte ihn und ein Fleischer hielt ihn fest; man führte ihn auf die Präfectur und von da in den Tempel. Das Criminalgericht machte ihm und einer großen Anzahl seiner Mitverschwornen den Prozeß und erkannte ihm, als eines Mordanschlags gegen das Leben des ersten Consuls überwiesen, den 11. Mai 1804 den Tod zu, welches Urtheil auch am 24. Juni vollzogen wurde. Er war 35 Jahr alt, zeigte während des ganzen Verlaufs seines Prozesses die äußerste Kaltblütigkeit, hütete sich standhaft, seine Parteigänger in seinen Antworten zu belasten, und bekannte laut seine Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons.

Georgien, persisch Gurgistan, russisch Grusien, Grusinien, bei den Eingebornen Iberien, ist eine Landschaft in Asien, welche von Circassien, Daghestan, Shirwan, Armenien und dem schwarzen Meere eingeschlossen und durch Gebirge in den westlichen und östlichen Theil getrennt wird. Russisch-Georgien hat auf 900 Q.M. 360,000, und Türkisch-Georgien auf 1282 Q.M. 300,000 Einw. mit der Hauptstadt Akalzike. Theile von Georgien sind: Imirette, Mingrelien, Guria (deren jedes einen eignen Fürsten oder Czar hatte), Cardweli Kartalinien) und Kacheti (Kachetien), beide letztere ehemals unter einem gemeinschaftlichen Fürsten. 1783 erkannte der Czar von Kachetien und Kartalinien, Heraklius Teimurasowitsch, für sich und seine Nachkommen die Oberherrschaft Rußlands an, dessen Monarch jeden neuen Regenten bestätigen solle. 1784 folgte der Czar von Imirette diesem Beispiel auf gleiche Bedingungen. Der Czar von Mingrelien steht dem Namen nach unter der Pforte, ist aber in der That unabhängig. In näherer Verbindung mit den Türken steht der Guriel, oder Beherrscher von Guria. 1801 erklärte Kaiser Paul sich, auf Bitte des Czars Georgius Iraklicwitsch, für den unmittelbaren Besitzer von Georgien, und Kaiser Alexander verband durch ein Manifest vom $\frac{12}{24}$. Sept. 1801 Georgien förmlich mit seinem Reiche. Die noch vorhandenen Prinzen sind pensionirt, und **Tiflis** (s. d. Art.) wurde der Sitz der Regierung. Das Christenthum kam um 370 aus Armenien in die georgischen Länder, die einzigen auf dem Caucasus, wo es sich vollständig erhalten hat. Die herrschende Religion, die griechische, wird streng, neben einer Menge altnationaler abergläubischen Gebräuche beobachtet. Gegen fremde Religionen sind die Georgier sehr duldsam. Unter dem Eparchen von Grusien stehen 12 Erzbischöfe und Bischöfe und 13 Archimandriten. Als Zankapfel der Perser und Türken ward das Land Jahrhunderte lang von beiden ausgeplündert, und seine Bewohner wurden als Sclaven fortgeführt. Man hält die Georgier nach den Circassiern für den schönsten Menschenstamm, und die georgischen Weiber sind eine Hauptzierde der türkischen und persischen Harems. Obgleich der Charakter des Volks durch die anhaltenden schweren Bedrückungen gelitten hat, so haben sich doch Tapferkeit und Edelmuth noch immer bei ihm erhalten. Das Land ist sehr gebirgig, da es im Norden vom Caucasus begrenzt wird, aber zugleich äußerst fruchtbar an Holz, Getreide, Vieh, Seide, Obst und Gartenfrüchten; der Wein ist aber schlecht unter dem rauhen Himmel mancher Thäler und bei schlechter Behandlung der Gärtner und Landleute.

Georgien, s. vereinigte nordamerikanische Staaten.

Gerade heißt in den deutschen Rechten der Inbegriff gewisser durch

Gesetz und Herkommen bestimmter beweglicher Sachen, welche in dem Eigenthum und dem Gewahrsam eines Frauenzimmers sich befinden, und nach ihrem Tode nur auf Frauenzimmer vererbt werden können; dahin gehören die Kleider, der Schmuck, gewisser Hausrath u. s. w., jedoch pflegt man sich meistentheils in Bestimmung alles dessen, was zur Gerade gehört, nach jedes Orts Gebrauch zu richten. Sie wird in Witwen- und Niftelgerade eingetheilt: jene, wenn nach des Mannes Tode die Witwe die zur Gerade gehörigen Stücke von der übrigen Verlassenschaft absondert und als ihr Eigenthum hinwegnimmt; diese, wenn nach dem Tode einer Weibsperson deren nächste weibliche Verwandte (Niftel) die Gerade erbt. (Eine andere Eintheilung in adelige und bürgerliche Gerade beruht blos auf einem Irthum und kommt hier nicht weiter in Betracht). Ob nun gleich eigentlich nur Frauenzimmer die Gerade erben können, so gibt es doch Ausnahmen, wo theils nach besondern Statuten auch der Ehemann, entweder ganz oder zum Theil gerade-erbfähig ist (z. B. in Leipzig), theils auch nach gemeinen sächsischen Rechten gewisse Personen, z. B. die Geistlichen, die Gerade aus folgender Ursache erben können. Da diejenigen Söhne, welche sich dem geistlichen Stande widmeten, keine Waffen führen durften, weil die Kirche niemals nach Blut dürstet, folglich auch keine Erbschaft im Heergeräthe bei ihnen Statt finden konnte, so gab man ihnen das Recht, mit den Weibern die Gerade zu erben.

Gerando (Jos. Marie de, Baron von Ramzhauser.), Staatsrath, Mitgl. der Akad. d. Inschriften und philosophischer Schriftsteller, geb. zu Lyon um das J. 1770, Sohn eines Baumeisters, Jugendfreund von Camille Jordan, mit dem er 1797 nach Paris ging. C. Jordan saß im Rathe der 500, und de Gerando soll viel Antheil an dessen Arbeiten und Meinungen gehabt haben. Als sein Freund nach dem 18. Fructidor geächtet wurde, folgte er ihm nach Deutschland, wo er mit deutscher Literatur eine vertrautere Bekanntschaft machte, als man sonst bei französischen Gelehrten findet. Hier schrieb er ein Mémoire sur l'art de penser, das vom Institut den Preis erhielt. Buonaparte lernte ihn kennen, und de Gerando wurde Generalsecretär unter dem Minister des Innern, H. v. Champagny, hierauf Mitglied der Regierungscommission in Rom, Staatsrath im Febr. 1811; 1812 war er Intendant zu Barcellona. Im April 1814 erklärte er sich für die Bourbons, und ward im Juli auch von dem König in den Staatsrath berufen. Buonaparte ließ ihn 1815 in dieser Stelle, und sandte ihn als außerordentlichen Generalcommissär in die östlichen Departements. Hier betrug er sich mit Klugheit und Mäßigung. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat er in die Section des Innern im Staatsrathe wieder ein. Jetzt bemüht er sich, mit Laborde und Lasteyrie die Lancastersche Lehrmethode in Frankreich einzuführen, und im Aug. 1816 hatte er bereits 65 Schulen dieser Art errichten helfen, in welchen man 6000 Kinder zählte. Das System dieses Philosophen ist die Erfahrungsphilosophie. Er schrieb: Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels. 1800. 4 Vol.; Vie du général Caffarelli-Dufalga; Éloge de Dumarsais; in der Biogr. univ. den Art. Gassendi u. a. m. Sein Hauptwerk ist Hist. comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connoissances humaines. 1803, 2 Vol. (das beste Werk der Franzosen in der Geschichte der Philosophie) vom Professor Tennemann in Marburg übersetzt. Sein Aufsatz über die Kantische Philosophie ist von dem Nationalinstitute gekrönt worden. De Gerando hat mit dem trefflichen Vil-

lers viel beigetragen, seine Landsleute mit der Richtung und den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland bekannt zu machen, da er besonders auch in seiner oben angeführten vergleichenden Geschichte der philosophischen Lehrgebäude eine klare Uebersicht der Lehren Kants, Fichtes, Schellings und anderer deutschen Denker gibt.

Gerard (Francesco), einer der berühmtesten Maler der neuern französischen Schule, ist 1770 in Rom geboren; sein Vater war Franzose, seine Mutter aber Italienerin. Er würde der erste, trefflichste Zögling Davids heißen, wenn er nicht selbst als Meister neben seinem Meister stände. Seine Gemälde zeichnen sich durch reine Anmuth und wahre Grazie aus. So richtig seine Zeichnung ist, so überaus lieblich, blühend und dennoch wahr ist sein Colorit. Von erster Jugend an zeigte sich der Funke von Gerards Talent. Sein erster Lehrer, der Bildhauer Pajou, wollte ihn blos zum Zeichnen anhalten, Gerard aber suchte verstohlner Weise Farbe und Zeit zu gewinnen, und malte im 14. Jahre ein Bild, welches eine Pest vorstellt. Dieses anziehende Gemälde athmet einen edeln und feurigen Geist, und Sinn für antike Schönheit und Verhältnisse; es befindet sich in der kleinen Sammlung des Herrn Chenard, Sängers der komischen Oper. Gerard machte unter Davids Leitung unbegreiflich rasche Fortschritte. Auch er war anfangs eifriger Revolutionär und Richter bei dem Tribunal, das über Leben und Tod entschied; doch stellte er sich krank, um nicht gezwungen zu werden, Antheil an dem Prozeß gegen die Königin zu nehmen. Man hätte Unrecht, Gerard nach einzelnen seiner zahlreichen Werke zu beurtheilen; er ist sich bei den Porträts sehr ungleich; manche behandelt er mit Begeisterung, und stattet sie mit dem seelenvollsten Reiz aus, während er andere nur als Gelegenheitsstücke betrachtet. Sein Wunsch, reich zu werden und im Ueberfluß zu leben, auch oft und lange müßig zu sein, ist Ursache, daß man leider von ihm nur wenige historische Gemälde erhielt, und daß er sich fast ausschließend der Porträtmalerei widmet. In diesem Fach ist er aber unübertrefflich und nur Robert Lefebre wetteifert mit ihm. Für ein Brustbild einer Privatperson nimmt er gewöhnlich 1500 bis 2400 Francs, für jedes lebensgroße Porträt eines Gliedes der Familie Buonaparte erhielt er 30,000 Fr. Von Gerards historischen Gemälden ist der Belisarius am berühmtesten. Dies Bild macht Epoche in der neuern Kunst. Es wurde 1795 ausgestellt. Die Composition ist höchst einfach. Nicht minder trefflich sind sein Ossian, sein Amor und Psyche, und die vier Lebensalter. Die Schlacht von Austerlitz malte er mit Widerwillen und nur auf Napoleons Geheiß. In neuerer Zeit hat Gerard den König Ludwig XVIII., den Kaiser Alexander, den König von Preußen, den König von Sachsen, den Herzog von Orleans und viele der fremden in Paris versammelten Fürsten gemalt. Seine neuern historischen Gemälde sind: ein Homer und ein außerordentlich großes Werk: der Einzug Heinrichs IV. in Paris. Es ist 30 Fuß breit und 19 Fuß hoch. Dies ist das erste Kunstwerk, welches Ludwig XVIII. seit seiner Rückkehr bestellte; es wird im großen Saal des Rathhauses aufgestellt werden. Im Jul. 1817 ward es ausgestellt; man bewundert die meisterhafte Anordnung und das schöne Colorit eben so sehr daran, als die Aehnlichkeit und den Ausdruck der Gestalten. Dies Meisterwerk erwarb Gerard den Titel des ersten Malers des Königs; er ist Ritter des St. Michaelordens und der Ehrenlegion, und Mitglied der pariser, wiener und florentiner Akademien. — WI.

Gerberei ist das Gewerbe, die thierischen Häute, Felle und Bälge zum menschlichen Gebrauche dergestalt zuzurichten, daß sie nicht mehr in Fäulniß übergehen. Die Hauptverfahrungsart dabei ist folgende. Zuvörderst wird das Fell, die Haut ꝛc. von Blut, Fleischtheilen und Schmutz gereinigt, und deswegen einige Zeit in fließendes Wasser gehangen, nachher aber herausgenommen, und auf der Wasch- und Schabebank bearbeitet. Hierauf sucht man die Haare oder die Wolle wegzuschaffen, wobei die Behandlungen nach den verschiedenen Zwecken gleichfalls verschieden sind. Drittens wird das Fell ꝛc. aufgetrieben, wodurch dessen Zwischenräume erweitert werden, damit das Fett und der Schleim, welche die Fäulniß unterhalten, herausdringen. Viertens sucht man dem Leder durch zusammenziehende Mittel Haltbarkeit, Dichtigkeit und Dauer zu verschaffen. Endlich ertheilt der Gerber dem Leder noch eine gewisse Zurichtung, die abermals von dem Zwecke und der Bestimmung des Leders abhängt. Werden zusammenziehende Pflanzensäfte zur Ledergerberei angewendet, so heißt sie Roth- oder Lohgerberei; wird Alaun ohne Pflanzensäfte gebraucht, Weißgerberei; nimmt man weder Lohe noch Alaun, sondern blos Fett und walkt die Felle, Sämischgerberei; bearbeitet man endlich die Felle mit Kalk, Pergamentgerberei. Gerberei bezeichnet auch insbesondere noch die Gebäude, worin die Leder gegerbt werden, und worin der benöthigte Raum nebst den erforderlichen Geräthschaften vorhanden ist. Die Lohgerberei erfordert wegen der Loh- und Treibegruben, des Trocknens ꝛc. den meisten Raum; weniger die Weißgerberei ꝛc., weil das meiste in hölzernen Gefäßen verrichtet wird, die im Nothfall auch in einer Stube, Kammer oder Keller stehen können. Allein immer muß zur Bequemlichkeit des Gewerbes die Gerberei nicht weit von einem Flusse liegen, damit die Felle ꝛc. erforderlich ausgewässert werden können. X.

Gerbert, s. Sylvester II.

Gerbier (Pet. Joh. Bapt.), einer der berühmtesten französischen Advocaten, dessen Talente und Beredsamkeit als das höchste bezeichnet werden, was die gerichtliche Beredsamkeit der neueren Zeit vor der Revolution in Frankreich dargeboten hat. Er war 1725 geboren und starb 1788. Mehrere seiner gerichtlichen Reden sind in der anziehenden Sammlung des Bureau françois (Paris, bei Baudouin) aufgehoben.

Gerechtigkeit hat ihren Namen vom Rechte, und ist daher diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden achtet, oder, wie man auch zu sagen pflegt, Jedem das Seine gibt. Sie ist die Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt, und daher die erste Pflicht des Staats gegen seine Unterthanen und des Staatsbeamten gegen seine Mitbürger. Vorzugsweise aber wird sie vom Richter gefordert, weil dieser über das Recht nach den Gesetzen des Staats sprechen soll. Doch muß ihr die Billigkeit zur Seite stehen, welche vom Recht in solchen Fällen nachläßt, wo die strenge Handhabung desselben das Gefühl der Menschlichkeit gegen sich aufregen würde. Daher pflegt man auch sagen: das höchste Recht ist oft das höchste Unrecht. D.

Gerechtigkeits-Ritter, s. Ahnen.

Gerhard (Paul). Dieser vorzügliche geistliche Liederdichter wurde geboren zu Gräfenhainichen in Sachsen, 1607. Er wurde 1651 Probst zu Mittenwalde in der Mark, von da aber 1657 als Diaconus an die Nicolaikirche in Berlin berufen. Bei den, unter dem großen Churfürsten, zwischen den Lutheranern und Reformirten im Brandenburgischen ausgebrochenen Streitigkeiten zeigte er sich so unwandelbar in Gesinnung und Meinung, daß er deshalb im J. 1666 jene Stelle wie-

der verlor. Voll Gottvertrauens wanderte er aus, und dichtete in dieser bedenklichen Lage das Lied voll Trostes: Befiehl du deine Wege. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Der Herzog Christian von Merseburg gab ihm eine Zeit lang Pension und berief ihn, als damaliger Besitzer der Niederlausitz, 1669 zum Diaconat nach Lübben, wo er nachher Oberpastor wurde, und als solcher 1676 starb. Von seinen Liedern hat man eine achtfache Sammlung: 1. zu Berlin mit sechs Stimmen in Folio; 2 zu Frankfurt a. d. O.; 3. zu Berlin 1676; 4. zu Nürnberg 1783, herausgegeben von J. G. Ebeling; 5. zu Eisleben 1700 in 12.; 6. zu Zerbst 1707 in 12. von D. J. H. Feustking; 7. zu Augsburg 1708, 8. von Breuner, und 8 zu Wittenberg 1821 in 12. Es sind dieser Lieder 120, und wer gedenkt nicht mit Rührung an sein: Nun ruhen alle Wälder; nicht mit Andacht an sein: Nun danket all' und bringet Ehr! Mit Feustking wird man gern gestehen: „Kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern; es fällt und fleußt ihnen alles aufs lieblichste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre: da ist nichts Gezwungenes, nichts Eingeflicktes, nichts Verbrochenes; die Reime sind auserwählt, leicht und auserlesen schön; die Redensarten schriftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach Luthers und anderer alten Meistersänger Tone, lieblich und herzlich; in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficirt und tröstet." Vielleicht nimmt unser Zeitalter weniger Anstoß an einigen spielend-mystischen Ausdrücken, als an Härten, welche unsre Lieder-Aristarchen zu tilgen bemüht gewesen sind. dd.

Gerichtliche Arzneiwissenschaft, s. Medicin (gerichtliche) und Polizei (medicinische).

Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'Amour, Corti d'Amore. In den Zeiten der langen abenteuerlichen und oft phantastischen Liebschaften, d. h. in der Ritterzeit des Mittelalters, wo die Liebe sich nicht begnügte, ein heiliges Geheimniß des Herzens zu bleiben, und in der Stille zu beglücken, sondern öffentlich auftrat; wo die liebenden Ritter durch ihre Treue und durch auffallende Proben ihrer Ergebenheit allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die Damen mit ihren Anbetern prunken wollten; wo man durch spitzfindige Untersuchungen über Gegenstände der Galanterie sich häufig in Gesellschaften unterhielt, wurden oft Streitfragen aus diesem Gebiete aufgeworfen und von den Troubadours oder Dichtern in ihren Tensons wetteifernd behandelt; z. B. was kann uns erträglicher sein, ob unsre Geliebte stirbt, oder sich einem Andern anschließt? Wäre es dir lieber, mich von deinem Mädchen gehen zu sehn, wenn du kommst, oder mich kommen zu sehn, wenn du gehst? Wer leidet mehr, ein Ehemann, dessen Frau, oder ein Liebhaber, dessen Geliebte untreu wird? Da man nun doch endlich die Entscheidung eines Tribunals über diese Fragen, oder andere wirkliche Fälle wünschte, so ward (wie Schiller singt)

Ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Man errichtete gleichsam Spruchcollegien der Liebe, wahrscheinlich zuerst in der Provence im 12. Jahrh. (nicht etwa in Deutschland, wo die Liebe von jeher inniger, und mehr Sache des Herzens als pedan-

tischer Grübeleien auf der einen, und der Sinnlichkeit auf der andern Seite gewesen ist). Sie bestanden aus Rittern, Dichtern und Damen, die ihre Ansprüche als Arrêts d'Amour gaben, nach Art der Beschlüsse des Parlaments. Herr von Aretin hat 1803 solche Aussprüche aus alten Handschriften herausgegeben. Eine ältere Sammlung ist von Martial d'Auvergne. Diese Unterhaltung ward so beliebt, daß nicht leicht ein fürstlicher Gallatag ohne Wettstreit in einer Cour d'Amour verging; die Uebungen des Witzes wurden so beliebt als die Waffenkämpfe. Ihr größtes Ansehn erlangten diese Cours d'Amour in Frankreich unter Carl VI. durch seine Gemahlin Isabelle von Baiern, da Männer des ersten Ranges ihre Titel bei den 1380 von ihr errichteten Cours d'Amour bekamen. (Mehr darüber in der Schrift: Die Minnenhöfe des Mittelalters und ihre Entscheidungen oder Aussprüche u. s. w. (Leipzig 1821), womit aber die Beurtheilung im Hermes (St. XII) verbunden werden muß). Noch unter Ludwig XIV. errichtete der Cardinal Richelieu eine Akademie der Liebe — Assemblée galante zu Ruel — die wol eine Nachahmung jener Gerichtshöfe sein sollte, und bei welcher die Prinzessin Maria von Gonzaga das Amt einer Präsidentin bekleidete, und Mademoiselle Scudery die Geschäfte eines Generaladvocaten führte. F.

Gerichtsordnung, s. Prozeßordnung.

Gerichtsverfassung. Die gesetzliche Art und Weise der Rechtsverwaltung steht in genauem Zusammenhang mit den verschiedenen Rechtsbehörden in einem Staate. So vielfach und zerstückt diese letztern in Deutschland noch sind, so abweichend von einander und folgewidrig sind die Gerichtsverfassungen der Deutschen, zumal der kleinern Staaten. In den sächsischen Ländern, wo unzählige Patrimonialgerichtsbarkeiten bestehen, stößt man oft auf die sonderbarsten Verfassungen. Es gibt Städte, ja Dörfer, welche zehnerlei Gerichtsbarkeiten neben einander enthalten, und oft hat ein Gerichtsstuhl seine Gerichtsunterthanen wieder in zehn verschiedenen Dörfern vereinzelt. Dies rührt aus der alten Zeit her, wo die Gerichtsherrn ihre Bauern mit den Sitzen nach Belieben veräußerten. Noch mehr, wir haben auch eine kirchliche Gerichtsbarkeit, welche obenein die Ehesachen und Personalia der Kirchenbeamten an sich gerissen hat, und in den mehresten Staaten gibt es keine besondern Criminalgerichte und Polizeibehörden, sondern diese sind gewöhnlich mit den Civiljustizbehörden vereinigt. Nimmt man hiezu die mannichfachen Gesetze und Gesetzbruchstücke, welche zwischen diesen oft zusammenstoßenden Behörden durch die Advocaten und durch die vermummten Vehmschöffen — die Urtelsverfasser — hin und her getrieben werden, so hat man ein Bild von der deutschen Gerichtsverfassung, welches nur hie und da durch die Individualität der Fürsten und der kleinen und großen Machthaber in lichteren Farben erscheint, aber oft auch ein Ausdruck der Selbstsucht und Anarchie ist. Uebrigens sind fast alle deutsche Gerichtsverfassungen Nachbildungen der ehemaligen deutschen Reichsgerichtsverfassung, Zahllose besondere Gesetze und Prozeßordnungen haben den Mängeln der deutschen Gerichtsverfassungen abhelfen sollen, allein dazu bedarf es eines gründlichen Verfahrens. (S. Jury). O.

Germain (Graf Saint), ist seinem Herkommen nach unbekannt, aber als Abenteurer und Schwarzkünstler sehr berüchtigt. Er nannte sich zuweilen Aymar oder auch Marquis de Betmar, und war wahrscheinlich ein geborner Portugiese. Cagliostro machte auf seiner ersten Reise nach Deutschland in Holstein Bekanntschaft mit ihm, und

und benutzte seinen Unterricht zu neuen Betrügereien. Saint Germain besaß wirklich chemische und andere Kenntnisse; aber seine unwiderstehliche Neigung, als Magiker zu glänzen, erlaubte ihm nicht, die gewöhnlichen Wege zum Ruhme zu suchen. Er war beständig auf Reisen, und verschaffte sich durch Dreistigkeit und Großsprecherei, und durch die Gabe, Jedem die schwache Seite abzugewinnen, sogar Zutritt an Höfen. Seinem Vorgeben nach war er 350 Jahr alt, und hatte noch einen Denkspruch des berühmten Montaigne in seinem Stammbuche aufzuweisen. Ein köstliches Lebenswasser erhielt ihn immer bei guten Kräften, und war so stark in seinen Wirkungen, daß er eine alte Frau damit verjüngen konnte. Der Hauptzweck aller Adepten, die Verfertigung von Edelsteinen, war ihm auf seiner zweiten Reise nach Indien, die er 1755 gemacht haben wollte, geglückt, und er zerschlug 1773, bei dem französischen Gesandten im Haag, einen kostbaren Diamant von seiner Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen für 5500 Louisd'ors verkauft hatte. Auch die Geheimnisse der Zukunft enthüllten sich vor seinen Augen, und er verkündigte den Tod Ludwigs XV. den Franzosen voraus. Er war sogar so mächtig, daß er auf das Thierreich wirkte, und den Schlangen Gefühl für Musik beibrachte. Unter die wirklichen Fertigkeiten, die er besaß, gehörte unstreitig die seltne Gabe, daß er mit beiden Händen zugleich auf zwei verschiedenen Bogen etwas, das man ihm dictirte, aufschreiben konnte, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Handschriften zu unterscheiden. Die Violine spielte er so meisterhaft, daß man mehrere Instrumente zu hören glaubte. Ueberhaupt fehlte es ihm weder an Talenten, noch an Gelehrsamkeit, und er würde berühmt geworden sein, wenn es ihm nicht lieber gewesen wäre, berüchtigt zu werden.

Germanicus (Cäsar). Dieser große Feldherr der Römer, berühmt durch seine Siege über die Germanen, war ein Sohn des Claudius Drusus Nero und der jüngern, für ihre Tugenden gepriesenen Antonia, eine Nichte Augusts, deren große Eigenschaften ihm zum Erbtheil geworden waren. Tiberius, sein Oheim von väterlicher Seite, adoptirte ihn. Er verwaltete in der Folge die Quästur und noch vor dem gesetzlichen Alter das Consulat. Eben stand er mit Tiberius, an der Spitze zahlreicher Heere, in Deutschland, als Augustus starb, und jener demselben in der Regierung folgte. Vergebens wurde Germanicus von einigen aufrührerischen Legionen aufgefordert, die höchste Gewalt sich zuzueignen. Er ging hierauf über den Rhein, überfiel die Marsen, welche sich bei einem Feste der Trunkenheit ergeben hatten, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an, und zerstörte den Tempel der Tanfana. Auf gleiche Weise schlug er im folgenden Jahre die Katten, verbrannte ihre Stadt Mattium (nach Mannert Marburg), und kehrte siegreich nach dem Rheine zurück. Hier erschienen Abgeordnete des Segestes bei ihm, durch welche derselbe ihn um Hülfe gegen Hermann, seinen Schwiegersohn bat, der ihn belagert hielt. Germanicus eilte herbei, entsetzte den Segestes, und nahm dabei Hermanns Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Hermann rüstete sich hierauf zum Krieg und Germanicus sammelte seine Macht an der Ems. Es kam zur Schlacht. Schon wichen die römischen Legionen, als Germanicus mit neuen Truppen den Kampf erneuerte und glücklich die ihm drohende Niederlage abwandte. Hermann zog sich zurück, und Germanicus war zufrieden, die Ems wieder zu gewinnen, und ehrenvoll aus einem

Kampfe zu gehen, dem sein Heer nicht mehr gewachsen war. Nachdem er noch einen Theil seiner Krieger auf dem Rückzuge, durch die Fluth des Meeres, verloren hatte, erreichte er mit geringen Ueberresten seines Heeres die Mündungen des Rheins, und wandte den Winter zu neuen Rüstungen gegen die Germanen an. Er ließ eine Flotte von tausend Fahrzeugen erbauen, um die beschwerlichen Märsche zu Lande durch Wälder und Moräste zu vermeiden, und landete sein Heer an der Mündung der Ems. Von hier aus rückte er gegen die Weser, hinter welcher er die Cherusker versammelt fand, um ihm den Uebergang zu wehren. Er bewirkte ihn dennoch, und lieferte ihnen eine Schlacht, die mit dem Tage begann, und sich siegreich für die Römer endete. Auch am folgenden Tage, als die Deutschen den Kampf mit Wuth erneuerten, und Unordnung in die römischen Reihen brachten, behauptete Germanicus doch das Schlachtfeld. Die Deutschen kehrten in ihre Wälder zurück, Germanicus aber schiffte sich wieder ein, bestand einen furchtbaren Sturm, der seine Flotte zum Theil zerstreute und verschlug, und bezog die Winterquartiere, nachdem er noch einen Einfall in das Land der Marsen gemacht hatte. Dieser Feldzug war zugleich sein letzter in Deutschland. Tiberius, eifersüchtig auf die Verdienste und den wachsenden Ruhm des jungen Helden, rief ihn zurück, bewilligte ihm mit erheucheltem Wohlwollen einen Triumph, und sann auf ein schickliches Mittel, sich von einem Manne zu befreien, der ihm furchtbar schien durch die Liebe des Volks. Er sandte ihn zu dem Ende, mit fast unbeschränkter Gewalt bekleidet, in die Morgenländer, um die dort ausgebrochenen Unruhen beizulegen; ernannte aber auch zugleich den Piso zum Statthalter von Syrien, in dessen stolzem, herrischen und unbeugsamen Charakter er ein erwünschtes Mittel fand, dem Germanicus entgegenzuwirken. Beide mußten bald zerfallen, und Piso faßte einen so wüthenden Haß wider Germanicus, daß er, um sich von seinem Gegner zu befreien, ihn wahrscheinlich vergiften ließ. Er starb im J. Roms 772, in einem Alter von 34 Jahren, und Rom verlor in ihm einen seiner tapfersten und edelsten Männer. M.

Germanien und Germanen. Nicht allein das unwirthliche, mit ungeheueren Wäldern, Sümpfen und Morästen bedeckte Land, begrenzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichsel, nannten die Römer Germanien, sondern auch Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen schlossen sie in diese Benennung ein, da alle diese Länder, welche ein Drittheil von Europa ausmachen, von Volksstämmen bewohnt wurden, deren Gestalt, Sitten und Sprache einen gemeinsamen Ursprung ankündigten. Die Bewohner des schönen Italiens, die kein rauheres Land je kennen gelernt hatten, konnten nicht glauben, daß irgend ein Volk seine Wohnplätze habe verlassen können, um in Germaniens Wüsten zu hausen, wo ein strenger Winter den größten Theil des Jahres herrschte, und wo undurchdringliche Waldungen auch im Sommer dem erwärmenden und erquickenden Strahle der Sonne Hohn sprachen. Die Germanen (Heer- d. h. Kriegsmannen), oder wie sie sich nach ihrem Nationalgotte Teut nannten, die Teutonen, mußten nach ihrer Meinung von Anbeginn dort gelebt haben. Sie nannten sie daher Indigenae, dort Entsprossene, und liefern uns von ihren Sitten und ihrer Lebensweise Nachrichten, aus denen wir folgendes hervorheben. Rein von fremder Vermischung, wie die eigenthümliche Nationalbildung bewies, lebte in den Ländern jenseits des Rheins ein Volk mit trotzigen blauen Augen, hoch-

gelbem Haar, von starkem Körperbau und riesenhaftem Wuchs, abgehärtet gegen Kälte und Hunger, nicht gegen Durst und Hitze, von kriegerischem Geiste, bieder, treu, freundlich und arglos gegen den Freund, gegen den Feind listig und verstellt, das, jedem Zwange trozzend, die Unabhängigkeit als sein edelstes Gut betrachtete, und eher das Leben, als seine Freiheit, aufzugeben bereit war. Unbekannt mit allen das Leben verschönernden Künsten, unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauch der Metalle und der Buchstabenschrift, nährte sich der Germane in seinem Lande voll Wälder und Weiden armselig von Jagd und Viehzucht, und theilte sein Leben zwischen träger Ruhe, sinnlichen Genüssen und harten Beschwerden. Zur Zeit des Friedens waren Schlaf und Unthätigkeit Tag und Nacht das einzige Labsal des träg verdrossenen Kriegers, indeß sein Gemüth nur des Augenblicks harrte, wo Krieg und Gefahr ihn zu männlichen Werken aufriefen. Bis dahin gab er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines ungezähmten Herzens sich dem Becher und dem Spiele hin. Ein mit geringer Kunst aus Weizen und Gerste bereitetes Getränk ersetzte ihm den von der Natur versagten Traubensaft, und berauschte ihn bei seinen lärmenden Festen. Weit entfernt, die Trunkenheit sich zum Vorwurf zu machen, fühlte er vielmehr durch den Rausch seine Sinne geschärft und erleuchtet; er rathschlagte alsdann am liebsten, und der im Rausche gefaßte Beschluß wurde als eine höhere Eingebung unabänderlich ausgeführt. Seine Person und Feiheit waren ihm nicht zu kostbar, um sie nicht aufs Spiel zu setzen, und, treu seinem Worte, ließ er sich ohne Weigerung von dem glücklichen Gewinner fesseln und in entfernte Sclaverei verkaufen. Die Regierungsform war in dem größten Theile Germaniens demokratisch. Man gehorchte weniger allgemeinen und positiven Gesetzen, als dem zufälligen Uebergewicht der Geburt oder Tapferkeit, der Beredsamkeit oder des Aberglaubens. Nur an den Ufern des baltischen Meeres erkannten einige Stämme das Ansehn von Königen, ohne jedoch die dem Manne gebührenden Rechte aufzugeben. Da gegenseitige Vertheidigung das Band war, welches die Germanen zusammenhielt, so hatte man früh die Nothwendigkeit gefühlt, daß der Einzelne seine Meinung von der Mehrzahl seiner Verbundenen abhängig machen müsse, und diese wenigen rohen Grundzüge einer politischen Gesellschaft genügten einem Volke, dem jeder höhere Ehrgeiz noch fremd war. Der von freien Aeltern geborne und zur Mannbarkeit gereifte Jüngling ward eingeführt in die allgemeine Versammlung seiner Landsleute, mit Schild und Lanze ausgestattet und zu einem gleichen und würdigen Mitgliede ihres kriegerischen Freistaats angenommen. Diese Versammlungen der wehrbaren Männer eines Stammes wurden theils zu bestimmten Zeiten, theils bei plötzlichen Ereignissen zusammenberufen. Ueber öffentliche Beleidigungen, die Wahl der Obrigkeiten, über Krieg und Frieden entschied in denselben die freie Stimme. Denn wenn auch den Vorstehern eine vorläufige Erwägung der Sache verstattet war, so konnte doch nur das Volk beschließen und ausführen. Der Zögerung feind und, ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und Politik, der augenblicklichen Leidenschaft gehorchend, faßten die Germanen rasche Beschlüsse, und das Zusammenschlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigten ihren Beifall oder ihre Abneigung an. Zur Zeit der Gefahr ward ein Anführer gewählt, dem sich in dringenden Fällen, wo vereinte Kraft vonnöthen war, wol mehrere Stämme unterwarfen. Der Tapferste ward erkoren, daß er mehr durch Beispiel als Befehl seine Landsleute führe. War die Gefahr vorüber, so endigte

seine dem frei gesinnten Germanen verhaßte Gewalt; denn zur Zeit des Friedens kannte man kein anderes Oberhaupt, als die in den Versammlungen erwählten Fürsten, die in ihren Bezirken Recht sprachen und Streitigkeiten schlichteten. Zugeordnet waren dem Fürsten eine Wache und ein Rath von hundert Personen, und obwol die Römer manchen derselben den Königstitel beilegen, so hatten sie nicht einmal das Recht, mit dem Tode, mit Gefängniß oder Schlägen einen freien Mann zu bestrafen. (Vergl. Fürst.) Ein Volk, das allem Zwange so abgeneigt war und keine Oberherrschaft anerkannte, achtete nur die Verpflichtungen, die es sich selbst auferlegt hatte. Freiwillig weiheten die edelsten Jünglinge einem bewährten Anführer ihre Waffen und Dienste, und wie diese unter einander wetteiferten, die tapfersten Genossen um sich zu versammeln, so wetteiferten jene um die Gunst ihres Anführers. Ihm war es Pflicht, in der Stunde der Gefahr der erste zu sein an Muth und Kühnheit, aber seinen Gefährten war es Pflicht, nicht hinter ihm zurückzubleiben. Seinen Fall überleben, war unauslöschlicher Schimpf, denn die heiligste Pflicht gebot, seine Person zu schützen und seinen Ruhm durch die Trophäen eigener Thaten zu verherrlichen. Der Führer kämpfte für den Sieg, die Gefährten für den Führer. Tapferkeit war die Zierde des Mannes, Keuschheit die Tugend des Weibes. Vielweiberei war nur den Fürsten verstattet, um dadurch ihre Verwandschaften zu vervielfachen; Scheidungen verbot mehr die Sitte als das Gesetz. Ehebruch war ein durch nichts abzubüßendes, aber auch höchst seltenes Verbrechen, und Verführung durch nichts zu rechtfertigen. Die religiösen Begriffe dieser Nation konnten nur roh und unvollkommen sein. Die Sonne und der Mond, das Feuer und die Erde waren ihnen Gottheiten, die sie zugleich mit gewissen eingebildeten Wesen verehrten, denen sie die Leitung der wichtigsten Geschäfte des Lebens zuschrieben, und deren Willen die Priester durch geheime Künste erforschen zu können vorgaben. Ihre Tempel waren Felsengrotten, geheiligt durch die Verehrung vieler Geschlechter. Die Gottesurtheile, so berüchtigt im Mittelalter, galten schon ihnen als untrügliche Entscheidungen in allen zweifelhaften Fällen. Ihren Muth zu entflammen und zu befeuern, lieh die Religion die wirksamsten Mittel. Die heiligen, im Dunkel gottgeweihter Höhlen aufbewahrten Fahnen wurden auf dem Schlachtfeld aufgepflanzt, und das feindliche Heer mit schrecklichen Verwünschungen den Göttern des Kriegs und des Donners zum Opfer geweiht. Nur dem Tapfern ward die Gunst der Götter, ein kriegerisches Leben und der Tod in der Schlacht waren die sichersten Mittel, um zu den Freuden der andern Welt zu gelangen, wo die Erzählung ihrer Thaten beim frohen Schmause sie ergötzte, während sie köstliches Bier aus mächtigen Hörnern oder den Schädeln ihrer Feinde schlürften. (Vergl. den Art. Nordische Mythologie.) Aber was die Priester nach dem Tode versprachen, fröhliche, ehrenvolle Fortdauer, das verliehen die Barden schon auf Erden. In der Schlacht und an Siegesfesten priesen sie den Ruhm der Helden vergangener Tage, die Vorfahren der Tapfern, die ihren kunstlosen, aber feurigen Strophen lauschten, und sich zur Todesverachtung und zu Thaten dadurch begeistert fühlten. So war das Volk, das frei und unbesiegt einst Deutschlands Boden bewahrte, und dessen Nachkommen wir uns nennen. Forschen wir nach seinem Ursprunge, so werden wir auf Asien, die allgemeine Wiege des Menschengeschlechts, zurückgeführt, wiewol wir nur dunkle Spuren ihrer Einwanderung aus diesem Welttheile bei den alten Geschichtschreibern finden. Ehe die Scy=

then oder Scolelen von den Massageten an dem Pontus Euxinus verdrängt wurden, wohnten die Cimmerer, ein mit den Deutschen verwandtes Volk, in der heutigen Crimm und europäischen Tatarei, und vereinigten sich, von den Scythen an die Weichsel zurückgedrängt, mit den dort wohnenden teutonischen Stämmen, über welche uns historische Angaben fehlen. Von hier aus ward Scandinavien und Deutschland bevölkert, daher sich unter den Bewohnern dieser Gegenden die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Muttervolk an den Ufern der Weichsel gewohnt habe. Es werden uns drei Hauptstämme der Germanen genannt: die Istävonen, Ingävonen und Hermionen. Die Hermionen, zwischen der Elbe und Weichsel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen und Semnonen; und von ihnen waren die Istävonen nach Westen, die Ingävonen nach Norden ausgewandert. Diese drei Hauptstämme waren sehr wesentlich von einander verschieden, und wenn es sich erweisen läßt, daß von den Ingävonen die Westphalen, Niedersachsen, Dänen und Schweden; von den Istävonen die Rheinländer, Franken und Hessen; und von den Hermionen die Baiern und Oesterreicher abstammen, so bestehen diese Verschiedenheiten wenigstens in Ansehung der Sprache noch jetzt. Istävonische Völkerstämme waren die Chamavi, Tubantes, Usipii, Ansibarii und Bructeri, zwischen der Weser und dem Rhein; die Sygambri und Marsi von der Lippe bis Cöln, doch nicht gleichzeitig; die Dulgumnier, Chasoarii, Teucteri und Ingriones auf der Westseite der Weser bis in den Harz; ferner die Katten, vom Ursprung der Weser längs des thüringer Waldes bis an den Main und die fränkische Saale, und die mit ihnen verbundenen Nertereanes, Danduri, Turoni, Marvingi und Mattiaci, letztere um Wiesbaden und Marburg, erstere im Fürstenthum Waldeck bis Hanau sich verbreitend; endlich die Cherusci, die Bewohner des Harzes und der umliegenden Gegenden, und die mit ihnen vereinigten Fosi im Braunschweigischen, so wie die bereits genannten Marsen, Chasuarier, Tubanten, Dulgumier, Ansibarier u. a., die aber später sich von dem Bund der Cherusker trennten. Diese gesammten istävonischen Völker erschienen in drei großen Völkerbunden vereinigt, dem Bunde dem Sygambrer, Cherusker und Katten, woraus in späterer Zeit die beiden mächtigen Bündnisse der Franken und Alemannen hervorgingen. Die Ingävonen wohnten von den Mündungen des Rheins bis an die westlichen Ufer der Ostsee, vom Zuydersee bis an die Travenitz in Holstein, und breiteten sich über die cimbrische Halbinsel und das große Scaninavien aus. Zu ihnen gehörten die von der Schelde bis zur Eider wohnenden mächtigen Friesen mit den Friesabonen, Sturiern und Narsaciern; die Chaucen in Ostfriesland, Oldenburg und Bremen; die Angrivarier in Verden, Lüneburg und Calenberg; ferner die Saxen im heutigen Holstein, mit ihren drei Stämmen, den Ostphalen, Westphalen und Angariern, und den zu ihnen gehörigen Bewohnern der Halbinsel, den Nordalbingern, die, in Verbindung mit den Saxen, Normannen und späterhin Dänen genannt wurden. Zu den Ingävonen gehörten auch die Völker Scandinaviens und Preußens; dieses bewohnten die Ostiäer, die Venedi und Scirei, jenes die Hellevionen, im heutigen Schonen, oder wie sie Tacitus ordnet: die Suionen und Sitonen (die heutigen Schweden), die Fenni (Finnen), die Aesthi (Esthen), die Venedi (Wenden). Nach Ptolemäus bewohnten die Westseite Scandinaviens die Chadeni, die Ostseite die Phavones und Phirasi, die Südseite die Gotä und Dauciones, das Mittelland die Levoni. Die Stämme

der Hermionen, die in herumschweifenden Parteien auch Sueven hießen, waren die Varini zwischen den Mündungen der Travenitz und Warne, die Sidoni, von der Warne bis zur Oder, die Teutanoardi und Viruni im Lauenburgischen und Meklenburgischen, die Rugier, Turcilingier und Sirri in Pommern und an der Ostsee die Heruler, Nachbarn der Gothonen, und diese selbst mit ihren Nebenzweigen in Polen; ferner die Vandalen mit den Silingi im Riesengebirge und der Lausitz, die Burgundiones und die Ligier, die nebst den Buriern und Andern hinter den Vandalen in Schlesien und Polen ihre Wohnsitze hatten. Als einzelne Stämme der Hermionen, welche sich unter den Ingävonen und Istävonen niederließen, werden die Longobarden und Angeln genannt. Jene wohnten an der Elbe und nachher in dem Lande der Cherusker, diese vereinigten sich von der Ostseite der Elbe her mit den Saxen. Im Süden von Deutschland finden wir nur Auswanderer, die erst später, aus mehrern Muttervölkern zusammengeschmolzen, zum Theil große Reiche stifteten. Dergleichen südliche Colonisten waren die Quaden, die Markomannen, die von denselben abstammenden Bojarier, die Hermunduren und die aus ihnen entsprossenen Sueven. Die Römer lernten zuerst im J. der Stadt 640 die Germanen kennen, als ein wilder Völkerschwarm, der sich Cimbern nannte, neue Wohnplätze suchend, an den Alpen erschien, den Consul Papirius Carbo schlug, und sich van da, im Verein mit den Tigurinern, gegen die Allobrogen wandte. Nachdem sie auch hier die Römer in zwei großen Schlachten geschlagen, fielen sie vereint mit den Teutonen und Ambronen in das transalpinische Gallien, schlugen die Römer nochmals gm Rhodanus, verbreiteten sich dann nach Westen, kehrten sich aber, durch die Tapferkeit der Iberer und Belgier in ihren Fortschritten gehemmt, nach Italien, in welches die Teutonen und Ambronen über die westlichen, die Cimbrer und Ligurier über die nördlichen Alpen einzudringen suchten. Marius ward Roms Retter; er besiegte die Ersteren bei Aix im J. Roms 651 und zwei Jahre nachher auch die Letztern. Die Ueberreste zerstreuten sich theils in Gallien, theils kehrten sie an die Donau zurück. Nachdem Cäsar Gallien unterworfen und und seine siegreichen Waffen bis an den Rhein getragen hatte, lernte er hier zuerst ein Volk kennen, das man ihm Germanen nannte. Ariovist, der dasselbe führte, und früher auf der Südseite der Donau gewohnt hatte, wollte sich in Gallien niederlassen, mußte aber, von Cäsar geschlagen, wieder über den Rhein flüchten. Nur die Bricocci und Nemetes, die zu jenen Heerhaufen gehört hatten, blieben auf der Westseite des Rheins; aus den über den Rhein zurückgekommenen Ueberresten scheint sich der Schwarm der Markomannen gebildet zu haben. Cäsar ging zweimal über den Rhein, doch nicht um in den wüsten Lande Eroberungen zu machen, sondern nur um Gallien vor den verheerenden Einfällen der Barbaren zu schirmen. Er nahm sogar Deutsche in Sold, zuerst gegen die Gallier, dann gegen Pompejus. Kennen lernte er nur die zunächst wohnenden Ubier, Sygambrer, Usipeter und Tencterer. Das übrige Deutschland werde, sagte wan ihm, von den Sueven in hundert Gauen bewohnt, deren jeder tausend Mann auf Freibeuterei ausschicke, welche jährlich abgelöst würden. Sie lebten mehr von Jagd und Viehzucht, als vom Ackerbau, besaßen die Felder gemeinschaftlich, und hielten alle fremden Völker durch Verwüstung der Grenzen von sich ab. Diese Nachrichten sind wahr, wenn wir sie auf die Deutschen überhaupt ausdehnen, und unter den hundert Gauen die einzelnen Volksstämme derselben verste-

hen. Roms Bürgerkriege und innere Unruhen zogen jetzt die Aufmerksamkeit von den Deutschen ab. Der Bund der Sygambrer fiel ungestraft in Gallien ein, und die von ihnen hart bedrängten Ubier versetzte Agrippa an die Westseite des Rheins. Als aber die Sygambrer Augusts Legaten, Lollius, im J. der Stadt 738 geschlagen hatten, eilte er selbst herbei, erbaute, um ihnen besser widerstehen zu können, Festungen am Rhein, und gab seinem Stiefsohn Drusus den Oberbefehl gegen sie. Dieser tapfere Feldherr, über den der eigne Art. nachzusehen ist, war in mehrern Feldzügen siegreich, und drang bis an die Elbe vor. Er starb im J. Roms 745. Nach ihm führte zwei Jahre lang Tiberius den Oberbefehl am Rhein, und übte mehr List als Gewalt gegen die Germanen. Er bewog sie zu Kriegsdiensten im römischen Heere. Augustus Leibwache ward aus Deutschen gebildet, und der Cherusker H e r m a n n (s. d. Art.) schwang sich bis zur Würde eines Ritters empor. Von den J. 748 bis 755 befehligten verschiedene römische Feldherren in diesen Gegenden. Als im J. 756 Tiberius aufs neue den Oberbefehl bekommen hatte, drang er bis an die Elbe vor, und damals wäre es vielleicht gelungen, Deutschland zur römischen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbesonnenheit seines Nachfolgers, des Quinctilius Varus, plötzlich alle errungene Vortheile wieder vernichtet hätte. Seine gewaltsamen Maßregeln, die Sitten und Verfassungen der Deutschen umzuändern, bewirkten eine allgemeine Verschwörung, an deren Spitze der in Rom erzogene Cherusker Hermann stand. Mit seinem aus drei vollen Legionen bestehenden Heere in den teutoburger Wald gelockt, ward Varus von den erbitterten Deutschen angefallen und aufgerieben. Wenige Flüchtlinge rettete der bei Cöln mit drei Legionen stehende Legat Asprenas. Dieser im 763. Jahre Roms von den Deutschen erfochtene Sieg führte den gänzlichen Verlust aller römischen Besitzungen jenseit des Rheins herbei; die von Drusus erbaute Feste Aliso wurde zerstört. Jetzt traten die Cherusker als das Hauptvolk in Deutschland auf. Erst vier Jahre nachher zogen die Römer unter G e r m a n i c u s (s. d. Art.) wieder gegen die Deutschen ins Feld, und wie tapfer und kriegserfahren dieser jugendliche Held auch seine Unternehmungen leitete, so gelang es ihm doch nicht, die Herrschaft der Römer zu befestigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Deutschen auf, deren Streifzüge auf ihr Gebiet sie leicht verhinderten, und vor deren ernstlichen Angriffen sie sich durch die innern Streitigkeiten derselben gesichert sahen. Eine wichtige Begebenheit in Deutschland hatte dazu Anlaß gegeben. Marobodus, ein am Hofe Augusts erzogener Markomanne, vereinigte durch Güte und Gewalt mehrere suevische Stämme in einen Bund, welcher unter dem Namen des Bundes der Markomannen bekannt ist. An der Spitze dieses mächtigen Völkervereins überfiel er das im südlichen Böhmen und heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Bojer, eroberte dasselbe, und stiftete hier einen furchtbaren Staat, welcher sich über die Markomannen, Hermunduren, Quaden, Longobarden und Semnonen ausdehnte, und ein Kriegsheer von 70,000 Streitern darbot. August hatte dem Tiberius befohlen, mit zwölf Legionen den Marobodus anzugreifen, und seine Macht zu brechen, aber ein allgemeiner Aufstand der dalmatischen Völkerschaften nöthigte ihn, einen Frieden zu schließen, der ihm keine Vortheile gewährte. Die darauf folgenden Unfälle der Römer in Westdeutschland hinderten auch nachher jeden Versuch gegen die Markomannen, welche ihrer Seits häufige Streifereien in Süddeutschland wagten. So gab es jetzt zwei vor den übrigen mächtige Völker-

schaften in Deutschland, die Markomannen und die Cherusker, welche sich aber bald unter einander entzweiten, als einer Seits die Longobarden und Semnonen, der Bedrückungen des Marobodus müde, den Bund desselben verließen und zu den Cheruskern übertraten, und anderer Seits Hermanns Oheim, Inguiomerus, aus Eifersucht gegen seinen Neffen, zum Marobodus überging. Nachdem der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern nach allen Regeln der Kriegskunst, welche Hermann und Marobodus in Roms Schule erlernt hatten, geführt worden war, blieb der Sieg endlich den Cheruskern. Tiberius, statt dem ihn um Beistand bittenden Marobodus zu helfen, ließ ihn vielmehr zwei Jahre darauf von dem Gothen Catualda überfallen, der ihn zwang, sein Land zu verlassen und bei den Römern Zuflucht zu suchen. Bald aber erfuhr Catualda das gleiche Schicksal durch die Hermunduren, welche jetzt als Hauptvolk unter den Markomannen auftraten. Die Cherusker verloren mit ihrem großen Feldherrn Hermann ebenfalls ihr Ansehen; durch Zwiespalt unter sich selbst geschwächt, nahmen sie endlich von Rom einen König, Italicus mit Namen, an, den letzten Sprößlings Hermanns. Unter diesen zerfielen sie noch mit ihren Bundesgenossen, den Longobarden, und sanken zu einem unbedeutenden Volke, die Südseite des Harzes bewohnend, herab. Dagegen erhoben sich im Westen Deutschlands die Katten. Während einer Seits die Friesen sich wegen des ihnen auferlegten Tributs gegen die Römer empörten, und nur mit Anstrengung zurückgeschlagen wurden, griffen am Oberrhein die Katten die ihnen gegenüber gelegenen römischen Festungen an. Galba aber demüthigte sie, und bewog sie, das Land zwischen der Lahn, dem Main und Rhein zu verlassen, welches darauf die Römer verdienten Kriegern zutheilten. Achtzehn Jahre darauf (812 der Stadt) geriethen die Hermunduren und Katten in Streit über die Salzquellen der fränkischen Saale. Des Marobodus und Catualda zahlreiche Begleiter hatten sich indeß jenseit der Donau zwischen den Flüssen Gran und Morava angesiedelt, und dort unter Vannius, den ihnen die Römer zum König gegeben, ein neues Reich begründet, das den benachbarten Völkern durch Bedrückungen lästig zu werden anfing. Obgleich Vannius sich mit den sarmatischen Jazygen verbunden hatte, erlag er doch der vereinten Macht der Hermunduren, Lygier und westlichen Quaden (im J. Roms 804), und mußte sich zu den Römern flüchten. An der Spitze des Reichs aber stand sein Schwestersohn Sido, der, ein Freund der Römer, dem Vespasian wichtige Dienste leistete. Im Westen erschütterten die Bataver durch einen hartnäckigen Krieg die Macht der Römer, welche nur mit äußerster Anstrengung sich behaupteten. Jetzt aber entzündete sich ein Krieg, der erst mit dem Untergange Roms endigte. Die Sueven, von den Lygiern angefallen, baten den Domitian um Beistand, welcher ihnen hundert Reiter schickte. Eine so armselige Macht beleidigte die Sueven. Sie verbanden sich mit den Jazygen in Dacien, und bedrohten Pannonien. Domitian ward geschlagen, Nerva zügelte sie und Trajan schlug sie aufs Haupt; allein seit Antonius Philosophus loderte der Krieg in diesen Gegenden. Auf zwei Seiten beunruhigten die Barbaren unaufhörlich das römische Reich; von der einen Seite die durch die Gothen verdrängten kleinen Stämme, welche gezwungen in Dacien einfielen, neue Wohnsitze suchend. Man befriedigte sie, als man ihnen die südlichen Gegennen dazu anwies. Aber wichtiger war der Krieg, welchen von der andern Seite die Markomannen, Hermunduren und Quaden vereint mit aller Kraft gegen Rom führten, und welcher ge-

wöhnlich der markomannische genannt wird. Mark Aurel kämpfte sein ganzes Leben gegen sie, und Commodus erkaufte durch Geld den Frieden. Indeß verwüsteten die Katten Gallien und Rhätien, und die Cherusker drängten die Longobarden an die Elbe zurück, und traten jetzt unter dem Namen Franken auf. Neue Barbaren erschienen 220 nach Chr. Geb. in Dacien, die Visigothen, Gepiden und Heruler, und bekämpften die Römer. Zu eben der Zeit, unter Caracalla, trat ein neues Volk in Süddeutschland hervor, die Alemanen, ein Gemisch istävonischer Stämme. Gegen sie erbaute Rom die berühmte Valla Romanorum (römische Landwehr), deren Ueberreste von Jarthausen bis Oehringen sichtbar sind. Aber die Macht der Römer sank immer mehr, theils durch den unaufhörlichen Kampf mit den Barbaren, theils durch innere Unruhen verzehrt. Als die Römer durch bürgerliche Kriege unter den häufigen Militärrevolutionen während der Regierung der Kaiser geschwächt worden waren, drangen die Franken bis Spanien vor, und unter Kaiser Probus eroberten sie auch die Bataverinsel. So waren jetzt Franken und Alemannen die mächtigsten deutschen Völker. Erstere verloren unter Julian die Bataverinsel an die Saxen, und letztere wurden von Roms Heeren gedemüthigt. Aber das war Roms letzter Sieg. Mit dem Anfange des 5. Jahrh. stürmten Barbaren von allen Seiten auf das römische Kaiserthum an. Die Vandalen, Sueven und Alanen bemächtigten sich Galliens und Spaniens; ihnen folgten die Burgundier nach Gallien, die Westgothen nach Italien und Spanien; den Burgundiern folgten die Franken, den Westgothen die Ostgothen, und diesen die Longobarden. So begannen jene Züge zahlloser Völkerhorden, welche sich aus dem Norden und Osten erobernd über Europa ergossen. Die Geschichte bezeichnet sie mit dem Namen der großen Völkerwanderung, und unter dieser Rubrik werden wir den hier abgerissenen Faden wieder aufnehmen. M.

Germanismus nennt man jede Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch sie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen sind daher in jeder fremden Sprache andere, wiewol es gewisse Germanismen gibt, die es für alle, oder doch für die meisten Sprachen sind, wenn sie auf Eigenthümlichkeiten beruhen, welche die deutsche Sprache ausschließlich hat.

Gerona, Girona, feste Stadt mit 14,000 Einw. an der Küste von Catalonien, beim Einflusse des Onhar in den Ter, welcher wenige Meilen von der Stadt ins mittelländische Meer ausströmt, ist durch ein fast beispiellose Vertheidigung gegen die Franzosen unter Gouvion St. Cyr, und nachher unter Augereau im J. 1809 besonders merkwürdig geworden. Nachdem die Franzosen die Berennung schon im Mai begonnen hatten, eröffneten sie in der Nacht auf den 9. Juni die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich tapfer und erbittert. Schon fing die Besatzung an, Mangel zu leiden, als es Blake am 30. Aug. gelang, ihr neue Vorräthe zuzuführen. Dies setzte sie in den Stand, sich bis zum 10. Dec. zu behaupten. An diesem Tage endlich capitulirte der tapfere Commandant Mariano Alvarez, da der Verlust aller Forts (des Montjouy) und zweier Vorstädte, so wie die immer zunehmende Verminderung der Besatzung längern Widerstand unmöglich machte. S. kriegsgeschichtliche Monographien, 1. 137.

Geronten (die Alten), waren obrigkeitliche Personen in Sparta, welche nebst den Ephoren und Königen die höchste Gewalt im Staate hatten. Sie konnten vor dem 60. Jahre nicht zu dieser Würde

11 *

gelangen und ohne die wichtigsten Ursachen nicht abgesetzt werden. Ihre Zahl betrug 28, nach Andern 32.

Gersau, in der Schweiz, am Fuß des Rigiberges und am nördlichen Ufer des Vierwaldstädtersees, ein Flecken von 1200 Einw., war vor der durch die Franzosen herbeigeführten Umwälzung der helvetischen Eidgenossenschaft als Europas kleinster Freistaat merkwürdig, und hatte fünf Jahrhunderte lang, unter dem Schutze der schweizerischen Verfassung, seine Unabhängigkeit behauptet. Durch die Napoleonische Vermittelungsacte ward der kleine Staat mit dem Canton Schwyz vereinigt, erneuerte zwar, nach Aufhebung jener Acte, seine alte Verfassung, und genoß derselben unangetastet zwei Jahre lang, mußte jedoch, alles Widerspruchs ungeachtet, auf den Antrag der Landesgemeine von Schwyz, die sich in dieser Hinsicht auf die Wiener Congreßacte berief, einer Entscheidung der Schweizer Tagsatzung zufolge, sich der Vereinigung mit gedachtem Canton von neuem unterwerfen.

Gerstenberg (Heinr. Wilh. v.), hat einst nicht blos als Lieblingsdichter der Nation, sondern auch als Kritiker auf den Literaturzustand seines Zeitalters kräftig eingewirkt. Er ist 1737 zu Tondern in Schleswig geboren. Nachdem er in Altona bis ins 18. Jahr auf Schulen gewesen, und in Jena studirt hatte, fand er sich bald nach seiner Rückkehr veranlaßt, in die Kriegsdienste seines Vaterlandes zu treten, stieg in dem unblutigen Feldzuge gegen die Russen unter dem Grafen von St. Germain bis zum Rittmeister, ging aber, als er nach Friedrichs V. Tode, 1766, die Aussichten auf dieser Laufbahn verlor, in den Civilstand über. Der Staatsminister, Graf Hartwig von Bernstorf, nahm ihn 1768 als Mitglied der wöchentlichen Kanzleisessionen in die deutsche Kanzlei. Gerstenberg durchwanderte verschiedene Civildepartements, wurde 1775 als Resident bei der freien Reichsstadt Lübeck angestellt, begab sich 1783 nach Eutin zu seinem Freunde Voß, und lebte seit 1785 als Mitdirector des Lottojustizwesens in Altona. Seine erste Arbeit war Turnus, ein Trauerspiel, welchem er die Freundschaft mit Weiße, dem er es geschickt hatte, und der ihm dasselbe mit einer sehr günstigen Beurtheilung zurücksandte, verdankte. Gerstenberg beschäftigte sich inzwischen schon mit den Tändeleien, und legte den Turnus bei Seite, ohne ihn jemals drucken zu lassen; die Tändeleien hingegen beförderte Weiße zum Druck. Diese lieblichen Scherze fanden allgemeinen Beifall, und gewannen selbst Lessing eine günstige Kritik ab. Hierauf erschienen seine schon früher verfertigten prosaischen Gedichte, woraus späterhin seine Dithyramben entstanden. Als Militär schrieb er die Kriegslieder eines dänischen Grenadiers und sein Handbuch für Reiter (unter dem Namen Ohle Madsen). Als er nach dem Kriege nach Copenhagen kam, lernte er daselbst J. A. Cramer, Resewitz, H. Schlegel, Klopstock, Sturz, Basedow u. A. kennen. Im vertrauten Umgang mit solchen Männern, reich an Jugend und Liebe, sang Gerstenberg seine Ariadne auf Naxos, sein Gedicht eines Skalden und mehrere kleine Lieder. Zugleich gab er den Hypochondristen, ein beliebtes holsteinisches Wochenblatt, und in den J. 1766 und 1767 Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur heraus. In dieselbe Zeit fällt auch sein Trauerspiel, die Braut, nach Beaumont und Fletcher, und sein berühmter Ugolino, der selbst auf der Bühne Glück machte. Seiner Muse in Eutin verdanken wir die Minona, seine jüngste dramatische Arbeit, und 1795 erschien noch seine Theorie der Categorien. Seine erste Gattin verlor er 1783; 1796 verheirathete er sich zum zweitenmale mit einer Engländerin. 1816 sind seine poetischen Werke gesammelt erschienen (3 Bände, bei Hammerich).

Geruch nennen wir denjenigen Sinn, mittelst dessen wir die feinen Ausflüsse der Körper (Düfte) empfinden. Die zarte Haut, welche das innere der Nase bekleidet, und in welche sich der aus dem Gehirn herabsteigende Geruchsnerve verbreitet, ist das eigentliche Werkzeug dieses Sinnes. Mit der Luft, die durch die Nase eingezogen wird, strömen zugleich die Ausflüsse oder riechbaren Theile der Körper herbei, berühren im Innern der Nase die Nerven, und diese pflanzen die empfangenen Eindrücke auf das Gehirn fort, wo sie in der Seele die Empfindungen verursachen. Das Wort Geruch bezeichnet aber auch jene riechbaren feinen Ausflüsse der Körper selbst, welche von unglaublicher Feinheit sind. Parfumirte man z. B. — was uns die tägliche Erfahrung als möglich zeigt — mit den Ausflüssen einer Cubiklinie Lavendelöl ein Zimmer von 18 Fuß Länge, eben so viel Breite und 10 Fuß Höhe, also von 3240 Cubikfuß, d. i. von 466,560 Cubiklinien Inhalt, und nähme dabei an, daß in einer Cubiklinie Raum nur vier riechbare Theilchen schwebten, so würde sich eine Cubiklinie des Oels in 1,866,240 riechbare Theilchen trennen. Läßt man ein Stück Ambra, welches 100 Gran wiegt, auf einer Wage, die der kleinste Theil eines Grans merklich bewegt, in einem Zimmer frei liegen, so wird dasselbe, ungeachtet beständig frische Luft von außen zuströmt, mit den riechbaren Ausflüssen angefüllt, und dennoch bemerkt man nach 5½ Tagen noch nicht den mindesten Verlust an dem Ambra, woraus man auf die Feinheit seiner Ausflüsse schließen kann.

Geryon oder **Geryones**, Chrysaors und der Kallirrhoe Sohn, ein dreiköpfiger Riese, der nach Einigen in Spanien, nach Andern auf den balearischen Inseln, nach noch Andern aber auf der fernen Insel Erythia herrschte, wo er zahlreiche und schöne Heerden besaß, die er von dem zweiköpfigen Hunde Orthrus und dem Riesen Eurytion hüten ließ. Diese entführte auf Eurystheus Befehl Herkules, und erschlug den Geryon. (S. **Herkules**.)

Gesammte Hand, die Mitbelehnschaft, da Mehrere zugleich mit einerlei Grundstück belehnt werden. **Gesammt-Stimme**, auf Reichstagen, eine Stimme, an welcher Mehrere gemeinschaftlich Antheil haben, im Gegensatz der Virilstimme.

Gesandte, Gesandtschaftsrecht. Ein Gesandter ist eine öffentliche Person, von einem Staatsoberhaupt mit Vollmacht und Vorschrift versehen, um des Staats Angelegenheiten bei einer auswärtigen Macht zu betreiben. Solche, die blos wegen Privatangelegenheiten eines Fürsten oder seiner Unterthanen abgesandt sind, heißen gewöhnlich Agenten, und führen bisweilen den Titel der Residenten, Legationsräthe u. a., haben aber mit den Gesandten nicht alles gemein. Unter diesen ist jedoch selbst ein nicht geringer Unterschied; es gibt Gesandten der ersten, zweiten und dritten Classe. Die Gesandten der ersten Classe repräsentiren ihren Souverän nicht nur in den ihnen aufgetragenen Geschäften, sondern auch in seiner Person so, daß sie auf die Vorzüge Anspruch machen können, die er bei eigner Anwesenheit genießen würde. In diese Classe gehören die Großbotschafter oder Ambassadeurs, und ehedem die Cardinäle, wenn sie als legati a latere abgesendet wurden, so wie die päpstlichen Nuntien. Die Gesandten des zweiten Ranges repräsentiren ihr Staatsoberhaupt nur in den Geschäften. Sie haben gewöhnlich den doppelten Titel: außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister (Envoyé extraordinaire et Ministre plénepotentiaire), indem die bloße Benennung: Gesandter (Envoyé) als wirklicher Titel, oder die eines Envoyé ordinaire, nicht gebräuch-

lich ist. In diese zweite Classe gehörten ehemals auch die kaiserlichen und päpstlichen Internuntien. Zu den Gesandten des dritten Ranges, gegen welche die Höfe nicht dasselbe Ceremoniel beobachten, wie gegen die vorigen, gehören die Minister, Ministres résidens, Residenten, und Ministres chargés d'affaires. Die bloßen Geschäftsträger, Chargés d'affaires. haben nicht den Charakter als Minister. Nach dem Range des Gesandten ist auch sein Gefolge verschieden; bei einem Gesandten des ersten Ranges gehören zum Gefolge: mehrere Gesandtschafts-Cavaliere und Edelknaben, mehrere Gesandschaftssecretäre (Sécretaires d'ambassade), Kanzellisten, Schreiber, Dolmetscher (Sécretaire interprète, bei der Pforte Truchemann, Dragoman), Gesandtschaftsprediger (Aumônier), Hausofficianten, Livreebediente u. s. w. Bei Gesandten des zweiten Ranges sind selten Gesandtschaftscavaliere, oder mehr als ein Legationssecretär (Sécr. de Légation), und noch weniger zahlreich ist das Gefolge bei einem Gesandten des dritten Ranges. Seit dem westphälischen Frieden erhalten alle Gesandten des ersten, und meistentheils auch die des zweiten Ranges, den Titel Excellenz; den übrigen wird er nur bisweilen, aus Höflichkeit gegeben. Jeder Gesandte muß, um als solcher anerkannt zu werden, dem Hofe, an den er gesandt ist, ein Beglaubigungsschreiben, Creditiv (lettre de créance) von seinem Souverän überreichen, wovon er eine offene beglaubigte Abschrift zum Vorzeigen beim Staatssecretär erhält. Für sich erhält er eine Instruction, worin ihm sein Verhalten gegen den Hof und die da anwesenden Gesandten, so wie der Wille seines Hofs in Ansehung seines Geschäfts angedeutet ist; das Weitere wird ihm durch jedesmalige Schreiben (Depeschen) seines Hofes bekannt gemacht. Ist er am Orte seiner Bestimmung angelangt, so überreicht er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein Beglaubigungsschreiben, und bittet um Audienz. Diese ist bei Gesandten des ersten Ranges eine öffentliche, bei den andern eine Privataudienz, nach welcher er bei den übrigen Gesandten förmliche Besuche abstattet, um von ihnen als Gesandter anerkannt zu werden. Von dem Augenblick an, wo ein Gesandter das Landesgebiet des Souveräns, an den er gesendet ist, betritt, wird seine Person für heilig und unverletzlich gehalten, und er genießt in dem Staate, worin er sich aufhält, bedeutende Vorrechte. Zu diesen gehört vor allen andern die Exterritorialität, d. h. er wird nicht als ein Inländer betrachtet, sondern seine Person, sein Gefolge, sein Hotel, seine Wagen werden so beurtheilt, als ob er den Staat, der ihn gesendet, nicht verlassen habe, und außerhalb des Gebiets lebe, worin er residirt. Daraus folgt denn eine persönliche Befreiung des Gesandten von der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, eine gleiche für sein Gefolge, und Befreiung der Güter, die ihm als Gesandten zustehen, von der Gerichtsbarkeit. In sein Hotel dürfen demnach gemeine Polizei-, Zoll- und andere Staatsbedienten nicht eindringen, und hier Durchsuchungen anstellen, wie im Hause eines Privatmanns. Ob er aber sein Hotel zum Zufluchtsorte für Verbrecher machen, und der Obrigkeit des Staats die Auslieferung derselben verweigern dürfe, ist ein eben so bedenklicher als zweifelhafter Fall. Die sogenannte Quartierfreiheit der Gesandten, kraft deren sie an einigen Orten das ganze Quartier der Stadt, worin sich ihr Hotel befand, durch Aufhängung der Wappen ihres Souveräns von der Gerichtsbarkeit des Landes ausnehmen wollten, ist als Mißbrauch abgeschafft. Zu den Befreiungen eines Gesandten und seines Gefolgs gehören Zoll- und Accisfreiheit für alle gesandtschaftlichen Güter, wobei jedoch wegen erfolgten Mißbrauchs manche

Beschränkungen Statt gefunden haben. Von Wegegeldern, Brückengeldern, Briefporto sind sie nicht frei. Als ein besonderes Vorrecht der Gesandten muß man noch ihren Hausgottesdienst betrachten, in Ländern, wo ihre Religion nicht geübt wird. In Verhandlungen treten sie bisweilen unmittelbar mit dem Souverän selbst, und machen ihm mündlich in Privataudienzen, oder schriftlich durch Ueberreichung von Denkschriften, Vortrag, gewöhnlich aber unterhandeln sie mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Alles dies dauert bis zur Beendigung der Gesandtschaft, welche auf verschiedene Weise herbeigeführt werden kann, durch Erlöschung der Creditive, durch Zurückberufung (rappel), durch freiwillige oder gezwungene Abreise, und durch den Tod des Gesandten. Die Zurückberufung erfolgt, wenn entweder der Zweck der Sendung erreicht oder vereitelt ist, oder wegen entstandener Mißverständnisse, bisweilen auch aus Privatursachen. Freiwillig verläßt öfters ein Gesandter einen Hof ohne Zurückberufung, wenn er Beschwerde über völkerrechtswidrige Verletzung seiner Person führen zu können glaubt; es gibt aber auch Fälle, wo ein Gesandter gezwungen wird, einen Staat zu verlassen, was man Ausschaffung desselben nennt. Sonst wird die Gesandtschaft von dem Augenblick an für beendigt angesehen, wo der Gesandte entweder sein Zurückberufungsschreiben übergeben, oder Pässe zu seiner Abreise erhalten hat. Sind ihm diese ausgefertigt, so muß er den Staat verlassen, seine Person aber bleibt, selbst im Falle des Kriegs, unverletzlich, uud er kann ungehindert bis über die Grenze reisen. Nur die ottomanische Pforte erlaubte sich hierin Ausnahmen, indem sie Gesandte von Staaten, mit denen sie in Mißhelligkeiten gerathen ist, in das Gefängniß der sieben Thürme warf, sie hat aber im letzten Frieden mit Rußland vom J. 1813 versprochen, dies sich künftig gegen russische Gesandte nicht mehr zu erlauben. Gleicher Unverletzlichkeit erfreuen sich in den übrigen europäischen Staaten, jedoch nur in Friedenszeiten, die Couriere oder Eilboten, wie auch solche Personen, die, ohne einen eigentlichen gesandtschaftlichen Charakter, bisweilen als Vertraute zu Betreibung geheimer, wichtiger und eiliger Geschäfte abgesendet werden. Nur fällt bei solchen das gesandtschaftliche Ceremoniel weg, und in Beziehung auf andere Staatsbürger werden sie als bloße Privatpersonen betrachtet. Alle diese Verhältnisse unter den europäischen Mächten haben sich natürlich erst ausgebildet, seitdem es stehende Gesandtschaften gibt, das heißt, seit der Zeit des westphälischen Friedens. Für Politik, Völkerrecht und Bildungsgeschichte würde eine Geschichte des Gesandtschaftwesens seit dieser Zeit ein sehr wichtiges Werk sein, an dem es bis jetzt noch mangelt. Flassan liefert dazu treffliche Beiträge. Ein sehr nützliches Werk, das über alle gesandtschaftlichen Verhältnisse und Geschäfte Belehrung gibt und Muster aufstellt, ist das kürzlich bei dem Herausgeber dieses Lexicons erschienene Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques, suivi d'un recueil d'actes et d'offices, pour servir de guide aux personnes, qui se destinent à la carrière politique. Par le Baron Charles de Martens. Paris u. Leipzig. Preis 2 Thlr. 12 gr. und fein Papier 3 Thlr. 8 gr. Eine genaue Uebersicht des jedesmaligen Bestandes des diplomatischen Corps in Europa, verbunden mit der Angabe der obersten Staatsbeamten der europäischen Länder, gibt das seit 1823 erscheinende Annuaire diplomatique, von demselben Verfasser herausgegeben. dd.

Gesang ist Vortrag einer Rede in abgemessenen, und ihrer Höhe nach bestimmten Tönen, mittelst eines besondern Gebrauchs unserer Stimme. Warum diese Töne abgemessen und ihrer Höhe nach bestimmt

seien, wird der Artikel Musik zeigen. Fragen wir hier blos: wie kam der Mensch darauf, sich seiner Stimme auf diese besondere Weise zu bedienen? Da er es im gewöhnlichen Leben, im alltäglichen Verkehr nicht thut, so läßt sich daraus auf eine besondere Stimmung schließen, die so etwas veranlaßt. Und so ist es. Wenn der Mensch singt, so will er musikalisch den Ausdruck eines innern Gefühls darstellen. Gesang ist also musikalische Sprache des Gefühls. Bei dieser hat man zwei Puncte wohl zu unterscheiden, den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht sich auf die unmittelbare Darstellung innerer Zustände, dieser auf die Stimme. Der Gesang vereinigt demnach aufs innigste die lyrische Poesie und die Musik. Dieselbe Ursache also, welche zur lyrischen Poesie und zur musikalischen Darstellung begeistert, wird auch veranlassen, daß sich die Stimme des Menschen in Gesang ergießt, und nach Melodie und Harmonie strebt. Man unterscheidet den natürlichen und künstlichen Gesang. Jener bezeichnet einen musikalischen Stimmenvortrag ohne Kunstübung: dieser ist ausgebildet durch die Kunst, der Sänger übt ihn nach Anleitung der Tonschrift (Noten). Zum künstlichen Gesange wird erfordert: 1. eine schöne und biegsame Stimme von ansehnlichem Umfang; 2. Fertigkeit, die Tonschrift richtig zu lesen und die Töne nach derselben rein zu treffen oder anzugeben (intoniren); 3. deutliche Aussprache der Sylben und Wörter; und 4. Angemessenheit des Vortrags zum Inhalt, der Punct, wobei der Sänger seinen Geschmack und sein Gefühl allein bewähren kann. Nur wo diese Angemessenheit sich findet, sagt man, der Sänger habe mit Gefühl, mit Ausdruck gesungen. dd.

Gesangschulen, s. Singschulen.

Geschäftsstyl. Unter Geschäften verstehen wir alle diejenigen Aeußerungen unsrer Thätigkeit, die aus unsern Verhältnissen hervorgehen, in wie fern wir Bürger des Staates und Mitglieder eines gewissen Standes in demselben sind. Diese Geschäfte sind aber so verschiedenartig, als die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. Der Geschäftsstyl umschließt daher diejenigen stylistischen Formen, welche den gegenseitigen Verhältnissen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens angemessen sind, und seine Untergattungen müssen den ganzen Kreis dieser Verhältnisse und Beziehungen erschöpfen. Im Allgemeinen zerfällt der Geschäftsstyl in den Styl für die öffentlichen Geschäfte (der höhere Geschäftsstyl) und in den Styl für die Privatgeschäfte (der niedere Geschäftsstyl). Den höheren Geschäftsstyl nennt man auch den Curial- oder Canzleistyl (s. Kanzlei). Der niedere Geschäftsstyl oder der Styl für die Privatgeschäfte enthält den Ausdruck aller derjenigen rechtlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit, zwischen den Staatsbürgern, als solchen, selbst verhandelt werden können. Dahin gehören Ausstellungen von Schuldverschreibungen (Obligationen), Quittungen, Zeugnissen, Vollmachten, Abschieden, Miethverträgen, Ankündigungen u. s. w., so wie der Geschäftsbrief. Unbeschadet des Eigenthümlichen im Geschäftsstyle kann doch die veraltete Form desselben größtentheils verjüngt, und die Dunkelheit und Schwerfälligkeit in demselben vermieden werden, was denn auch in neuern Zeiten schon häufig geschehen ist.

Geschäftsträger, s. Gesandte.

Geschenkte Handwerke sind solche, deren Gesellen auf der Wanderschaft von ihren Zunftgenossen, dem Herkommen gemäß, ein Geschenk erhalten.

Geschichte (Historia). Die Geschichte enthält die wissenschaftliche

Darstellung des ganzen Kreises der äußern Erfahrung, welcher die Gegenwart und Vergangenheit, d. i. alle Erscheinungen neben einander im Raume und alle Veränderungen nach einander in der Zeit umschließt. Die Darstellung der Gegenwart heißt Beschreibung, die Darstellung der Veraangenheit Erzählung. Die Beschreibung stellt die Erscheinungen und Veränderungen im Raume, die Erzählung die Begebenheiten der Vergangenheit nach der Zeitfolge dar. Nach dieser allgemeinen Bezeichnung enthält der beschreibende historische Styl in sich die Naturbeschreibung (nicht Naturgeschichte) und die Geographie; der erzählende historische Styl aber die Naturgeschichte und die Menschengeschichte. Zur Naturgeschichte gehören: die Geschichte des Festlandes, des Meeres, der Thier- und der Menschenarten, nach den Verschiedenheiten und Veränderungen des physischen Baues; die Menschengeschichte hingegen begreift alle Veränderungen und Thatsachen in sich, welche eine unmittelbare Wirkung der Freiheit sind. Sie ist in dieser Hinsicht entweder Geschichte einzelner Menschen, oder Specialgeschichte (einzelner Geschlechter, Gesellschaften, Völker, Reiche und Staaten), oder Universalgeschichte (Geschichte der Gesammtheit des menschlichen Geschlechts). Versucht man die Geschichte nach Zeitabschnitten einzutheilen, so ergeben sich vier Hauptabschnitte derselben: die alte, die mittlere, die neue und die neueste Geschichte. Die alte Geschichte beginnt mit der Entstehung des menschlichen Geschlechts auf dem Erdboden, oder, wenn von der durch Kritik und Urkunden beglaubigten Geschichte ausgegangen werden soll, mit der Bildung der ersten Reiche und Staaten, und reicht bis zum Untergange des römischen Westreichs (bis 476 nach Chr.). Die mittlere Geschichte geht von da an bis zur Entdeckung von Amerika (von 476 — 1492 nach Chr.). Die neuere Geschichte umschließt die drei letztern Jahrhunderte bis zur französischen Revolution (von 1492 — 1789), und die neueste den Zeitraum der Umbildung Europas seit der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Will man aber die Menge der einzelnen historischen Wissenschaften systematisch ordnen, und ihr gegenseitiges Verhältniß mit Sicherheit bestimmen, so muß man dieselben in historische Grundwissenschaften, in vorbereitende, in abgeleitete und in Hülfswissenschaften eintheilen. Nach diesem Eintheilungsgrundsatze erscheinen blos Universalgeschichte und Statistik als historische Grundwissenschaften; denn durch diese beide werden die beiden historischen Grundbegriffe der Vergangenheit und Gegenwart erschöpft. Die Universalgeschichte enthält die Gesammtheit aller durch die Freiheit des Menschen bewirkten Thatsachen aus dem Kreise der Vergangenheit im nothwendigen Zusammenhange, und die Statistik die gegenwärtige politische Form der Staaten und Reiche des Erdbodens nach den nothwendigen Bedingungen ihres innern und äußern Lebens. In diesem Sinne sagt Schlözer in seiner Theorie der Statistik: „Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und Statistik ist eine stillstehende Geschichte;" richtiger hätte er gesagt, sie ist das augenblickliche Gemälde des Staats. Sind diese beiden die historischen Grund- und Hauptwissenschaften, so werden dann diejenigen den Kreis der vorbereitenden (propädeutischen) historischen Wissenschaften bilden, ohne welche jene nicht zu einer wissenschaftlichen Form erhoben und im innern nothwendigen Zusammenhange dargestellt werden können. Quellenkunde und Kritik der Quellen würde daher die erste, alte, mittlere und neuere Geographie die zweite, und Chronologie die dritte historische Vorbereitungswissenschaft sein. Zu dem Kreise der abgeleiteten historischen Wissenschaften gehören darauf alle diejenigen, welche als

einzelne Theile in den beiden Hauptwissenschaften enthalten sind, die aber durch die Zusammenstellung des Gleichartigen und in sich Zusammenhängenden zu einer selbstständigen wissenschaftlichen Form erhoben werden. Man kann diese abgeleiteten historischen Wissenschaften nach vier Rubriken vertheilen a) Ethnographie Völkergeschichte, Darstellung des Eigenthümlichen in der Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Völker der Erde, in Angemessenheit zu ihrer physischen und geistigen Individualität (Volksthümlichkeit), abgesehen von dem, was die Völker unter den Einflüssen der positiven Formen, monarchischer oder republikanischer Verfassungen, und unter den Einflüssen positiver Religionen, so wie unter den Einflüssen nationaler Sitten und Gebräuche wurden; zugleich Darstellung aller derjenigen erloschenen und noch vorhandenen Völker, welche nicht in das gesellschaftliche Band des bürgerlichen Lebens übergegangen sind); b) Staatengeschichte und Specialstatistik (der erloschenen und der bestehenden, der kleinen und großen Staaten); c) Culturgeschichte (nach allen Verzweigungen der Cultur, in Hinsicht auf öffentliches und Privatleben, auf Wissenschaft und Kunst – also: Archäologie, allgemeine und besondere Literärgeschichte, Geschichte der einzelnen Wissenschaften, der einzelnen Künste, der einzelnen Stände und Körperschaften, Geschichte der Menschheit u. s. w); d) Historia specialissima, zu welcher die Biographien, Charakteristiken, überhaupt die historischen Darstellungen des Lebens der Einzelnen nach allen seinen Abstufungen gehören. Die historischen Hülfswissenschaften endlich sind diejenigen, durch welche überhaupt und zunächst das Studium der beiden historischen Hauptwissenschaften, und dann insbesondere auch das Studium der übrigen historischen Wissenschaften erleichtert und unterstützt wird. Sie sind für die Universal- und Specialgeschichte: 1. Mythologie (die älteste Religionsgeschichte im mythischen Zeitalter der Völker und Staaten des Erdbodens); 2. Genealogie (die Wissenschaft von dem Ursprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft merkwürdiger Geschlechter und Familien); 3. Heraldik (Wappenkunde); 4. Numismatik (Münzenkunde); 5. Denkmählerkunde, diese faßt in sich a) Epigraphik (die Kenntniß der Aufschriften auf Denkmählern, mit Einschluß der Hieroglyphik); b) Diplomatik (Urkundenlehre, mit Angabe der Regeln, nach welchen die Echtheit der Urkunden beurtheilt werden muß); c) Sphragistik (Siegelkunde, als Unterstützung der Diplomatik); d) Archivwissenschaft (enthält die Regeln, wie Urkunden in Archiven zu ordnen und zu erhalten sind). Die historischen Hülfswissenschaften für die Statistik sind: 1. die Kameralwissenschaften (Oekonomie, Technologie, Forst- und Bergwissenschaft, Handelskunde); 2. die politischen Wissenschaften (das Staatsrecht, wegen der Staatsverfassungen, die Nationalökonomie, die Polizei- und Finanzwissenschaft wegen der Staatsverwaltungen; die Politik überhaupt für die Entwickelung der Bedingung des innern und äußern Lebens der Staaten); 3. das positive oder practische europäische Völkerrecht (für das unter den einzelnen Staaten bestehende Herkommen, für die Verträge, auf welchen ihre gegenseitigen Verhältnisse beruhen u. s. w.; und 4. die Diplomatie, als wissenschaftliche Vorbereitung zu dem höhern Staatsdienste in den innern und äußern Angelegenheiten, wesentlich verschieden von der Diplomatik, und gegründet auf die zu einem organischen Ganzen gestalteten Ergebnisse der Politik, der Geschichte, der Statistik und des positiven europäischen Völkerrechts, wodurch der höhere Staatsdiener das gegenwärtige innere und äußere Leben der europäischen Reiche und Staaten in einem

vollständigen Bilde und nach seinen nothwendigen Bedingungen kennen und umschließen lernt. Da allen einzelnen historischen Wissenschaften in diesem Lexicon besondere Artikel bestimmt sind, so kann, nach der Uebersicht über das ganze Gebiet derselben, an diesem Orte nur noch der Begriff und die verschiedenartige Darstellung der Weltgeschichte überhaupt näher bestimmt werden. Diese ist die Darstellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche den äußern gesellschaftlichen Zustand des menschlichen Geschlechts, nach ihrem nothwendigen Zusammenhange gebildet und verändert haben. In der Weltgeschichte ist daher nur der Mensch der einzig würdige Gegenstand der Darstellung, in wie fern er Freiheit besitzt, und durch diese Freiheit seinen äußern gesellschaftlichen Zustand bildet und verändert. Aus der unermeßlichen Reihe der Begebenheiten aber, welche die gesammten Einzelwesen und Völker des Erdbodens verlebt haben, hebt die Universalgeschichte nur diejenigen aus, welche in Hinsicht des äußern gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen Geschlechts beglaubigt und merkwürdig sind. Beglaubigt sind diejenigen Begebenheiten, welche in reinen und sichern Quellen aufbewahrt werden; merkwürdig aber ist jede Begebenheit, welche einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung und Veränderung des äußern gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen Geschlechts bewirkt hat. Soll nun die Weltgeschichte diese beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten nach ihrem nothwendigen Zusammenhange darstellen, so muß die Darstellung die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging und die Grundlage neuerer Ereignisse wurde, lebhaft versinnlichen, und zugleich muß, vermittelst der Darstellung, sowol von den einzelnen zusammenhängenden Theilen der Geschichte, als von dem Gange derselben, ein vollständiges Bild für die Anschauung bewirkt werden. Der Historiker erscheint daher als Geschichtforscher und als Geschichtschreiber (s. d. beiden Art.). Ob nun gleich die Thatsachen der Geschichte bei jeder Behandlung derselben immer dieselben bleiben, so ist es doch nicht gleichgültig, wie sie dargestellt werden. Die historische Methode entscheidet daher über die Art und Weise der Anordnung, Stellung, Vergleichung und Verbindung der dargestellten Begebenheiten. Sie ist a) geographisch, wenn man entweder von der vormaligen alten, oder von der gegenwärtigen politischen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, und daran die Darstellung der Thatsachen anknüpft, durch welche der Zustand derselben in frühern Zeitabschnitten gebildet wurde. Dieser Unterricht muß für die ältere und mittlere Geschichte durch zweckmäßige Karten versinnlicht werden (d'Anville, Funke, Kruse); b) chronologisch oder annalistisch, wenn die unmittelbare Folge der Jahre und Jahrhunderte, nach einer vermittelst der historischen Kritik festgesetzten Zeitrechnung, als leitender Grundsatz für die Darstellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird (Büsch, Bredow, Hegewisch); c) ethnographisch, wenn man, nach Festsetzung der allgemeinen Perioden für die Behandlung der Universalgeschichte, in den einzelnen Perioden, jedes Volk selbstständig, und nach dem Gange seiner besondern Geschichte während dieser Periode, darstellt, so daß nach dieser Methode in der Darstellung ein Volk auf das andere folgt (Gatterer, Beck, Schlosser, Wachler, Pölitz, Dresch &c.); d) synchronistisch, wenn man das Gleichzeitige, sowol in den einzelnen Perioden in der Geschichte, als auch überhaupt in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, chronologisch ge-

ordnet, zusammenstellt, um dadurch die Uebersicht über das zu bewirken, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern und Reichen geschah. Für diese Darstellung sind synchronistische Tabellen unentbehrlich (Jäger, Bredow, Kruse); e) pragmatisch, wenn man den innern und nothwendigen Zusammenhang der Begebenheiten, nach welchen sie sich gegenseitig wie Ursach und Wirkung verhalten, aufsucht, und nach diesem Grundsatze die Folge der Begebenheiten so anordnet, daß auch durch die Form der Darstellung das Bild eines zusammenhängenden Ganzen vermittelt wird (Schlözer, Spittler, Heeren). Vgl. Hermes I, 268 ff. Q.

Geschichtforscher nennt man den, der sich, um eine gründliche, wahrhaft beglaubigte Geschichte der Welt und Menschen möglich zu machen, dem schwierigen und mühsamen Geschäft des Sammelns der Thatsachen unterzieht, und mit diesem Sammlerfleiße die historische Kritik, d. i. die Prüfung der Angaben nach ihrer Wahrheit und Beschaffenheit verbindet. Der

Geschichtschreiber (Historiograph) dagegen hat zum Geschäft die eigentliche Darstellung der Geschichte, d. i. Anordnung des Einzelnen in Beziehung auf den Haupt- oder Mittelpunct des Darzustellenden (worauf vorzüglich die historische Kunst beruht). Oft findet man, vorzüglich in neuerer Zeit, den Sammler und Kritiker von diesen nothwendigen Eigenschaften des Geschichtdarstellers entblößt, denn allerdings gehört die Verbindung der verschiedenartigsten Seelenkräfte zur Erreichung einer gleichen Größe und Vollkommenheit in der Geschichtforschung und Geschichtschreibung. Besonders scheinen die alte Geschichte (bis 476 n. Chr.) und die neuere und neueste selten von einem und demselben Manne völlig gleichmäßig umschlossen zu werden, weil die erstere die tiefsten philologischen und archäologischen Studien, die letztere die erschöpfendsten und weitesten politischen und statistisch-nationalökonomischen Kenntnisse verlangt, welche nur bei Wenigen in gleichem Maße angetroffen werden. Immer wird sich der eine mehr aus innerm Drange zur Welt des Alterthums, der andere mehr zur neuern Geschichte hinneigen. Zu einem echten Historiker gehört beides, daß er Geschichtforscher und Geschichtdarsteller sei. Daß man aber das Sammeln und Aufbewahren einer Masse von Thatsachen und Angaben, welche ohne Prüfung und lebendige Anordnung todt und werthlos ist, oft, besonders unter den Deutschen, zur Hauptsache machte, hat dem Ehrentitel des Historikers die üble Nebenbedeutung eines Gedächtnißgelehrten zugezogen, weil allerdings ohne den politischen Blick auf die Bedingungen des innern und äußern Lebens der Völker und Staaten die Geschichte unfruchtbar bleibt, und nie die Höhe der pragmatischen Darstellung erreicht. Die älteste Geschichte aller Völker liegt in dem Dunkel von Sagen und Mythen. Früher als die beglaubigte Geschichte beginnt bei den Völkern die Dichtkunst; selbst die ältesten Religionsbegriffe sind in poetischen Schilderungen auf uns gekommen. Mag über das Alter der indischen, chinesischen, persischen und hebräischen heiligen Bücher, der Gesänge Homers und Orpheus, und über die Art und Weise der Erhaltung und Zusammenstellung derselben der Streit der Kritiker noch lange nicht beendigt werden; so viel ist entschieden, die Grundlage derselben reicht hinaus über die erste Morgenröthe der beglaubigten Geschichte. Diese beginnt für die hebräische Nation und für Vorderasien mit Moses; für die Griechen mit Herodot aus Halikarnaß. Die neuere Geschichtforschung hat diesen Vater der Geschichte nach seinem hohen Werthe gewürdigt, und die Gelehrten, welche Buonaparte nach Aegyp-

ten begleiteten, haben Herodots Angaben über dieses Wunderland des Alterthums genauer und zuverlässiger gefunden, als die des ungleich jüngern Strabo. Ernstvoll, mit Tiefe des Gemüths und mit dem vollen Colorit der pragmatisch-ästhetischen Schilderung beschrieb nach ihm Thucydides aus Athen die ersten 21 Jahre des peloponnesischen Krieges, in welchem er selbst als Feldherr aufgetreten war. Diesem folgte der vielseitige, geistvolle und gewandte Xenophon, ein Mann, dessen historische Schilderungen das Gepräge Sokratischer Weisheit und eines jugendlichen beredten Styls tragen. Die griechische Geschichte erzählt er von da, wo Thucydides den Faden fallen ließ, bis zur Schlacht von Mantinea, den Feldzug des jüngern Cyrus beschrieb er als Augenzeuge; seine Cyropädie aber ist nicht Geschichte, sondern historischer Roman, der älteste Fürstenspiegel. So schätzbar diese Begründer der historischen Darstellung sind; so enthalten sie doch nur, wie auch die römischen Historiker Cäsar, Livius, Sallust, Tacitus u. A., Special- und Particulargeschichte. Universeller war schon der vielseitig gebildete Polybius, der in seiner Darstellung des Zeitraumes vom zweiten punischen Kriege bis zur Auflösung des macedonischen Reiches zuerst den Pragmatismus und eine rhetorisch-kraftvolle Sprache auf die Behandlung historischer Stoffe übertrug. Im Zeitalter Augusts folgte Diodor seiner Bahn. Er begann seine Erzählung einige Jahrhunderte nach der großen Ueberschwemmung und führte sie fort bis auf seine Zeit: doch haben sich von seinen vierzig Büchern nur funfzehn ganz und fünf in Bruchstücken erhalten. Später (ums J. 228 nach Chr.) gab der Bischof Eusebius zu Cäsarea, in seiner Umarbeitung des von dem Syrier Julius Afrikanus hinterlassenen Chronikon, der Geschichte eine festere chronologische Grundlage. Es haben sich aber von der griechischen Urschrift desselben nur Bruchstücke erhalten, die Hieronymus in einer freien und bis 378 fortgeführten lateinischen Uebersetzung verarbeitete. Während des Mittelalters fehlte völlig die historische Kunst; doch sind die Chroniken dieses Zeitraums wichtig für die gleichzeitige Geschichte, so gering auch ihr stylistischer Werth angeschlagen werden muß. Im Zeitalter der Reformatoren ward endlich das Studium der Universalgeschichte auf Universitäten belebt. Wie sehr aber der Charakter in der Behandlung derselben noch in der Kindheit zurückblieb, bestätigt Carions Chronikon, welches nach den sogenannten vier Monarchien bearbeitet war, und über welches Melanchthon nicht blos las, sondern sogar als Compendium der Geschichte neu herausgab. Länger als ein Jahrhundert blieb die Methode, die Geschichte, nach einer mißverstandenen Stelle im Propheten Daniel, nach den vier Monarchien des assyrischen, persischen, griechischen und römisch-deutschen Reiches vorzutragen und zu bearbeiten, die herrschende, und verhinderte jeden freien Aufflug des historischen Geistes. Da kam endlich zu Anfang des 18. Jahrh. in England eine bessere Zeit für die Behandlung der Universalgeschichte. Swinton, Sale, Bower u. A. vereinigten sich zu einer allgemeinen Welthistorie, welche seit 1744 anfangs unter Baumgartens, dann unter Semlers Leitung ins Deutsche übersetzt wurde. Doch bald fühlte man in Deutschland die Unvollkommenheiten des brittischen Werks. Schon in den früher erschienenen Theilen hatte man dasselbe, wegen des Mangels an historischer Kritik, beständig verbessern müssen; vom 31. Theile an banden sich die Deutschen gar nicht mehr an dasselbe. Schlözer, der eine allgemeine Uebersicht des Nordens gab, Meusel, der Frankreich, le Bret, der Italien, Sprengel, der England, Galletti, der Deutschland, Rühs, der Schweden bearbeitete, folgten ihrem eigenen

Plane. Freilich ist das bereits auf 78 Quartbände angewachsene Werk noch nicht beendigt; auch ist es zunächst in den neuen Theilen Specialgeschichte der europäischen Reiche und Staaten; es enthält aber eine große Materialiensammlung für die Geschichte, und einzelne Theile sind mit tiefem historischen Geiste bearbeitet und eine wahre Bereicherung des großen historischen Gebietes. Noch zweckmäßiger ward gleich vom Anfange an die Uebersetzung der von Gutrie und Gray eröffneten allgemeinen Weltgeschichte, von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, geleitet. Sie erschien seit 1765 zu Leipzig in 8.; die Herausgabe der ersten Theile geschah durch Heyne. Die Fehler der englischen Urschrift wurden sorgfältig verbessert. In der Folge verließen, auch bei der Bearbeitung dieses Werks, die deutschen Historiker die Grundlage ihrer brittischen Vorgänger. Heyne schrieb in diesem Werke die alte asiatische, griechische und römische Geschichte, und die Geschichte der Araber, der Mongolen und Türken; Ritter bearbeitete die Zeit der römischen und byzantinischen Imperatoren, und der ersten durch Germanen gestifteten Reiche; Schröckh gab Italien, Frankreich, England und die Niederlande, Heinrich die Geschichte der Deutschen und des deutschen Reichs; Dieze schrieb die Geschichte von Spanien und Portugal; Wagner schilderte den Norden Europens, Gebhardi Ungarn und die damit verbundenen und angrenzenden Reiche und Staaten, und Johannes von Müller begann die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft für dieses Werk, welche von Glutz-Blotzheim bis 1516 fortgesetzt ward. Ein mannichfaltiger Ertrag historischer Forschung ist in dieser Weltgeschichte niedergelegt; doch auch von ihr gilt, was bei dem vorhergehenden Werk erinnert wurde, daß sie zunächst Specialgeschichte in den einzelnen Theilen, und keine zu einem gemeinsamen Ueberblick verbundene Universalgeschichte enthält. In der Form von Compendien und Handbüchern wagte Gatterer den ersten Versuch dieser Art. Mit tiefer historischer Gelehrsamkeit reinigte er, besonders in der alten Geschichte, das Feld, daß noch voller Unkraut und Stoppeln war; er brachte Licht und Zusammenhang in die eigentlichen historischen Hülfswissenschaften, und trug dieses Licht auf die Weltgeschichte über, die unter seinen Händen aber mehr zu einer Völkernomenclatur erwuchs, als daß sie Universalgeschichte, mit politischem Blick aufgestellt und nach den Gesetzen des Pragmatismus entwickelt, geworden wäre. Diesen politischen Blick, frei von Kleinigkeitsgeist, und entbunden von allen Nebenrücksichten, besaß der unsterbliche Schlözer in reichem Maße. Er brach, mit hoher Geisteskraft und gründlicher Gelehrsamkeit ausgestattet, eine neue Bahn in der Darstellung der Geschichte. Angefeindet von den Freunden des Herkommens, die dem Fluge seines Geistes nicht folgen konnten, mußte er seine Ansichten lange durchkämpfen, bevor sie, mit den nöthigen Einschränkungen, die herrschenden bei der jüngern Generation deutscher Historiker wurden. Er war es, der zuerst die blinde Bewunderung des Alterthums vernichtete, und unterstützt von seinem schöpferischen Geist in der Statistik und von seinem sicheren Tacte in der Staatslehre und Staatswirthschaft, die aus den letzten hervorgehenden Bedingungen des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche auf die Geschichte übertrug, die Wichtigkeit der neuern und der neuesten Geschichte fühlbar machte, die Masse von fremdartigen literarischen, philologischen und theologischen Stoffen aus der Universalgeschichte verdrängte, das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander richtiger abwog, bessere Zeiträume festsetzte, und die Chronologie nach ihrem wahren Werthe würdigte.

Geist, Leben, innerer Zusammenhang und freie, kraftvolle Sprache, die sich besonders mit Nachdruck gegen allen kleinen und großen Despotismus erklärt; dies sind die Eigenthümlichkeiten seiner historischen und statistisch-politischen Schriften. Neben ihm ging mit gemäßigtem Geiste, und zwar mit Vorliebe für die ältern, besonders theologischen Ansichten, aber nicht ohne Rücksicht auf die Verbesserungen des historischen Studiums zu seiner Zeit, Schröckh den Weg seiner Vorgänger in seiner Bearbeitung des Hilmar Curas, in seiner (ethnographischen) Weltgeschichte für Kinder, und in seiner neuen Bearbeitung und Ergänzung des am Faden der Jahrhunderte hinlaufenden (und lateinisch geschriebenen) Compendiums der Weltgeschichte von Offerhaus. (Jener Hilmar Curas erschien 1816 in der sechsten Auflage verbessert und ergänzt von Pölitz, so wie derselbe auch Schröckhs Weltgeschichte für Kinder in der neuen Ausgabe bearbeitete, und von 1789 bis 1816 in zwei Bänden ergänzte, welche zugleich unter dem besondern Titel erschienen: Die europäischen Völker und Staaten am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrh. (Leipz. 1813 u. 1816.) Fast ganz in demselben Geiste, wie Schröckh, doch heller in den Ansichten der ältern Zeiträume und durchgehends mit vieler Einmischung von literarischen, archäologischen und geographischen Nachweisungen, schrieb Remer in Helmstädt seine universalhistorischen Handbücher und Compendien. Sie sind treu, sorgfältig und fleißig zusammengestellt; es fehlt ihnen aber der Geist des höhern Lebens. (Remers Handbuch derältereren Geschichte von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwanderung 4te Aufl. Braunschweig, 1802. Handbuch der mittleren Geschichte. Darstellung der Gestalt der historischen Welt in jedem Zeitraume, Berlin 1794. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte, Halle, 1800. N. Aufl. 1810). Nach einem eigenthümlichen Plane behandelte Beck die Geschichte in seiner Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt und Völkergeschichte für Studirende, welche aber in den seit 1787 herausgekommenen vier Theilen (von welchen die erste Abtheilung des ersten Theiles im J. 1813 in einer neuen, mit Literatur sehr reich ausgestatteten, Ausgabe erschien), noch nicht beendigt ist. Streng nach der analistischen Methode, mit Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, doch nicht ohne eine gewisse Trockenheit und mit zu weniger Berücksichtigung der Forderungen an einen guten Stylisten, schrieb Büsch seinen Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, seit dem Jahre 1440. Die vierte Aufl. ergänzte (1810) von 1796 an, nach Büschs Tode, der geistvolle Bredow, und Hegewisch schrieb, um Büschs Werk vollständig zu machen, auch die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters, in seinen Grundzügen der Weltgeschichte in der Manier des sel. Prof. Büsch (1804). Als treffliche Uebersicht über die große Masse von Personen und Thatsachen, die zu dem Umkreise der Universalgeschichte gehören, mit weiser Auswahl des Wichtigern, mit sicherm politischen Tacte und in einer lebensvollen, kräftigen Sprache, schrieb Eichhorn eine Weltgeschichte in zwei Bänden, die er seit der zweiten Aufl., 1804, auch in literarischer Hinsicht reichlich ausstattete. Ausführlicher und beredter gab er in sechs Theilen die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, von welcher die dritte verbesserte Aufl. (1818) erschienen ist. Doch näher kam dem Ideale einer politischen Behandlung der Geschichte, das Schlözer aufgestellt hatte, keiner als Heeren in seinem Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums und in seinem Handbuche der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung

des französischen Kaiserthrons. Möge der Mann, dessen heller Blick die Bedingungen des politischen Lebens der Staaten so rein auffaßt, und der die neue Zeit so glücklich in der alten, die alte in der neuen wieder zu erkennen versteht, das Mittelalter, das noch in der Reihe seiner historischen Handbücher fehlt, mit demselben Geiste behandeln, und dadurch seine Ansicht der Weltgeschichte durch das ganze System derselben durchführen! Gefeiert wegen seiner Geschichte der Schweiz wird Johannes von Müller nicht blos im Munde der Gegenwart leben; die Nachwelt wird ihn hoch unter denen stellen, welche die Specialgeschichte bei den Deutschen mit sicherm Tacte behandelten; ein unparteiisches Urtheil wird aber seine 24 Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit, hinter jene Geschichte der Schweiz stellen, obgleich auch in dieser Behandlung der Universalgeschichte (blos bis zum J. 1783) seine geistvolle Eigenthümlichkeit, besonders in vielen gelungenen einzelnen Partien, hervorleuchtet. Könnte eine angenehme Form der Darstellung das nur zu oft vermißte Quellenstudium und die zu häufigen Lücken in der Erzählung ersetzen, und das Urtheil der Nachwelt mit den absichtlich eingewebten Rücksichten auf eine augenblickliche Modephilosophie und auf die Weltgeschichte nur gewaltsam übertragenen Lehre eines blinden Schicksals versöhnen; so würden Dippolds Skizzen der allgemeinen Geschichte (Berlin 1812, 2 Theile) in der Reihe der Schriften der bereits genannten historischen Altvordern einen Platz verdienen. Vorzüglicher sind, in Hinsicht auf politischen Blick und Lebendigkeit der Darstellung, und wegen der gleichmäßigen Durchführung sämmtlicher Weltbegebenheiten bis auf unsere Tage: Dreschs Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte, 3 Theile (Weimar 1814 ff.), Pölitzens Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende, 3te verbesserte, vermehrte und bis 1820 fortgesetzte Ausgabe (Leipzig 1820, in 4 Theilen), und Schnellers Weltgeschichte, 4 Theile, Grätz 1808—13, 8. Von Rottecks allgemeine Weltgeschichte ist mit Geist, nur etwas zu ausführlich geschrieben. Sehr ungleichartig ist Beckers Weltgeschichte in 10 Theilen behandelt, und Gallettis bändereiches Werk ist nicht dazu geeignet, das Studium der Geschichte nach den Bedürfnissen unserer Zeit zu befördern. Ungleich tiefer dringt Schlosser in seiner Weltgeschichte (Frankfurt 1815 ff. 8) in das Wesen der Geschichte ein; bis 1822 sind davon 3 Theile erschienen. Zunächst für die Belehrung der mittlern Stände und mit echter Popularität schrieb Dolz seinen Abriß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte (3 Theile, Leipz. 1813). Das beste akademische Compendium der Universalgeschichte ist, nach der gedrängten Darstellung, nach der weisen Auswahl des Wichtigsten, und nach der ebenmäßigen Behandlung der alten, mittlern und neuern Geschichte, Wachlers Lehrbuch der Geschichte (Breslau 2te Aufl. 1821), so wie für Gymnasien und Lyceen sich Breyers Lehrbuch der allgemeinen Geschichte (München 1817, 8.) und Pölitzens kleine Weltgeschichte (4te Aufl. Leipzig 1822, 8.) besonders eignen. Fragt man nach den Männern, welche in neuerer Zeit die specielle Staatengeschichte im Geiste echter historischer Forschung und nach dem Charakter und den Forderungen einer reinen, blühend kräftigen Schreibart dargestellt haben; so treten uns Italiener zuerst entgegen. Muster der historischen Darstellungskunst gaben der neueren Zeit Macchiavelli in seinen acht Büchern der Istorie Fiorentine, Guicciardini in seiner Istoria d'Italia, welchen die späteren, Paolo Sarpi (Istoria del consilio Tridentino), Davilo (Storia delle guerre civili

di Francia) und Bentivoglio (della guerra di Fiandra) zwar nicht gleich, doch mehr oder minder nahe kommen. Nächst den Italienern zeichneten sich die Britten aus; Robertson mit seiner Geschichte des Zeitalters Carls V. und mit seiner Geschichte von Amerika und Schottland, Hume mit seiner Geschichte Großbritanniens, Gibbon mit seinem Meisterwerke über den Umsturz des römischen Weltreichs. Von deutschen Männern begann bereits Pufendorf in seiner Geschichte der Thaten der Schweden, in seiner Schilderung des großen Kurfürsten von Brandenburg, und in seiner Einleitung in die Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, eine bessere Methode und einen frischern Geist auf die Specialgeschichte überzutragen. Unter Achenwalls Händen fing die europäische Staatengeschichte an, ein in sich zusammenhängendes Ganze zu werden, und was Meusels Fleiß in diesem Fache (Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie) noch vernachlässigt hatte, das Hervorheben der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der Verfassung der einzelnen Reiche und Staaten im Mittelpunct ihrer Geschichte, (obgleich auch in dieser Hinsicht die fünfte Ausgabe von 1814 durch Aufnahme fremder Ansichten manchen Wunsch befriedigt), das vollendete Spittler mit Meisterhand in seinem Entwurfe der Geschichte der europäischen Staaten (2 Theile), welchen Sartorius in demselben Geiste bis auf unsre Zeiten fortsetzte; und das versuchte Pölitz für die Geschichte der Staaten des deutschen Bundes in seinem Handbuche über dieselben (Leipzig 1817, 3 Theile) zu leisten. In einem trefflichen Geiste begann Luden (Jena 1814) seine allgemeine Geschichte der Völker und Staaten, wovon bis 1822 erschienene 3 Bde. die Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums und des Mittelalters schildern. Die Zeit der Wiedergeburt Europens zeichnete Hasse in seiner Gestaltung Europens seit dem Ende des Mittelalters (Lpz. 1818, 8.) mit sicherm politischen Tacte, mit Freimüthigkeit und in einem edlen, kräftigen Style. Auch für die Darstellung der einzelnen Staaten begann allmälig eine bessere Zeit. Treu, ruhig und nüchtern schrieb Heinrich eine Geschichte von Frankreich (3 Theile, Leipzig 1802), der seine Geschichte von England (3 Bde. Leipz. 1806 — 8) bei mangelhafter Quellenforschung nachsteht. Zu einer noch immer fehlenden Geschichte der französischen Revolution und des französischen Revolutionskrieges trugen Girtanner in seinem berühmten Werke, und Posselt in seinen europäischen Annalen und in seinen Taschenbüchern für die neueste Geschichte (9 Jahrgänge) anziehenden Stoff zusammen. Ein ungenannter talentvoller Mann setzte letztere unter dem Titel: Staatsgeschichte Europas, in 7 Theilen (bis 1811) fort, und Buchholz begann, mit dem wiener Frieden (1809), eine Geschichte der europäischen Staaten, welche in lebhaften Darstellungen richtige und einseitige politische Urtheile in seltener Mischung enthalten. Für eine allgemeine Darstellung der Weltbegebenheiten seit 1789 berechnete Fr. Saalfeld seine allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, die von 1815 bis 1823 in 4 Bänden erschien. Mit Geist und Fleiß schrieb Bredow die Chronik des 19. Jahrh. bis zum J. 1806. Seinem Nachfolger Venturini (von 1807 — 1816) fehlt Bredows Gründlichkeit, Gedrängtheit und Unparteilichkeit. Den langen zweideutigen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit schilderte in einem seelenvollen Gemälde Schiller in seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (von Curths in der Fortsetzung nicht erreicht), während sein deutschgesinnter Geist den dreißigjährigen Krieg mit Vorliebe für das Vaterland bis zum westphälischen Frieden durchführte, welchen, nach Schillers Tode, Woltmann in seiner Geschichte des

westphälischen Friedens mit Geist und Haltung darstellte. Woltmanns Geschichte Frankreichs und Großbritanniens streben beide nach dem Kranze historischer Kunst. Noch aber fehlt es der deutschen Nation an einer Darstellung ihrer Geschichte, in welcher die Nation selbst den Mittelpunct des Ganzen bildete, und die in stylistischer Hinsicht den Forderungen des gereiften Geschmacks entspräche. Denn in beiden Beziehungen läßt Schmidts Geschichte der Deutschen, und Pütters historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs noch manchen Wunsch unbefriedigt. Galletti tödtet das Leben der Geschichte durch die Breite seiner Darstellung, und Heinrich konnte in seiner deutschen Reichsgeschichte (Leipzig, 9 Theile) nur redlich und geordnet wiedergeben, was er durch Fleiß und Gründlichkeit sich angeeignet hatte. Ein höherer Geist waltet in Posselts, von Pölitz (Leipzig 1819) mit dem 4. Bande vollendeter Geschichte der Deutschen für alle Stände, Arndt gab tief begründete Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte (Leipz. 1814), Steffens schilderte (2 Theile, 1817, 8.) die gegenwärtige Zeit in Beziehung auf Deutschland mit glühenden Farben, und Pölitz wagte in seinem deutschen Volke und Reiche (Leipz. 1816) den ersten Versuch, Volk und Reich als zwei gleiche Größen neben einander zu stellen. In Menzels, seit 1815 erschienener Geschichte der Deutschen, die in dem 7. Bande (1821) bis zum 15. Jahrh. fortgeschritten ist, werden wir, wenn es in gleichem Geiste vollendet sein wird, ein ausgezeichnetes Werk besitzen. Daß auch deutsche Specialgeschichte mit Geist aufgefaßt und geschildert werden konnte, bestätigten Feßmaier und Zschokke in ihrer Geschichte von Baiern, Spittler in seiner Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge (Götting. 1783), in seiner Geschichte des Fürstenthums Hannover seit der Reformation (2 Theile, neue Aufl. Hannover 1789), und Pölitz in seiner Geschichte des Königreichs Sachsen (Historisches Taschenbuch auf das J. 1817), so wie in seinem Handbuche der Geschichte der souveränen Staaten des deutschen Bundes: I. Oesterr. Kaiserstaat, 1817. II. Preuß. Monarchie, 1818. Nur Gründlichkeit, Fleiß und Gelehrsamkeit, nicht aber die lebensvolle Form der Darstellung, berücksichtigten Schöpflin, Wenck und Weiße in ihren Werken über die Geschichte von Baden, Hessen und Sachsen. Selbst Oesterreich und Preußen erwarten noch aus ihrer Mitte den Mann, der für die Geschichte dieser Monarchien werde, was Spittler für sein erstes und zweites Vaterland, und Johannes von Müller für seine auch in der Ferne nie vergessene Heimath wurde, obgleich Coxe, als Ausländer, den österreichischen Kaiserstaat mit sehr wahren und frischen Farben schilderte (4 Th. Leipz. Brockhaus). Die Menschheit selbst, nach ihrer Entwickelung und Ausbildung im bürgerlichen Leben, und nach ihren Fortschritten und Verirrungen in der Cultur, in Wissenschaft und Kunst zu schildern; dies konnte erst dann geschehen, als das Licht der Philosophie seine Strahlen auch über die einzelnen Theile des unermeßlichen Gebietes der Geschichte ausgegossen hatte. Schon Goguet, Ferguson, Hume, selbst der unkritische Voltaire, faßten einzelne Seiten aus diesem lebensvollen Gemälde unsers Geschlechts auf; und Iselin (über die Geschichte der Menschheit) kam bereits dem Ziele näher. Da gab Adelung einen geistvollen und sachkundigen, wenn gleich nicht erschöpfenden Ueberblick über das ganze unermeßliche Gebiet der Culturgeschichte in seinem Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts (Leipz. 1782). Mit mehr Philosophie als Adelung, und mit scharfer Auffassung der Charaktere der verschiedenen einzelnen Völker, doch nicht ohne Lieblingshypothesen in Hinsicht des physischen Men=

schen, seiner Anlagen, seiner Verhältnisse zur ganzen ihn umgebenden Natur, begann Herder seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, entschieden das Hauptbuch seines ganzen Lebens, das er aber mit dem vierten Theile unbeendigt ließ. Fast gleichzeitig mit ihm hatte Kant in einer Abhandlung, welche die Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht enthielt, den Gedanken hingeworfen, ob es möglich sei, die Geschichte im Großen aus dem Gesichtspunct eines grenzenlosen Fortschrittes des menschlichen Geschlechts aufzustellen? Verschiedenartig ward diese Idee von Dominicus (über Weltgeschichte und ihr Princip), von Woltmann (Plan für historische Vorlesungen) und von Stapfer (die fruchtbarste Entwickelungsmethode der Anlagen des Menschen, zufolge eines kritisch-philosophischen Entwurfs der Culturgeschichte unsers Geschlechts) geformt und gestaltet, von Woltmann in seinem Grundriß der ältern und neuern Menschengeschichte, und von Pölitz (in den Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, so wie in der Geschichte der Cultur der Menschheit) durch die einzelnen Zeiträume der Weltgeschichte hindurchgeführt. Doch nahm der Letztere späterhin das von ihm aufgestellte Princip, als unhaltbar in Hinsicht des Ganzen der Universalgeschichte, zurück, und setzte an dessen Stelle die Idee der individuellen und politischen Freiheit, deren Wirkungen im Fortschreiten der Individuen und der ganzen Gattung eben so, wie die Verirrungen und Rückschritte der Individuen und der Gattung unsers Geschlechts, in der Geschichte unverkennbar vorliegen. Mit weniger philosophischem Geiste, aber bekannt mit den wirklichen Begebenheiten und in einer lebensvollen Form, gab von Eggers seine Skizzen und Fragmente einer Geschichte der Menschheit (N. A. Copenhagen, 1803, 3 Theile), und Posselt verpflanzte in einer kräftigen Uebersetzung Condorcets Entwurf eines historischen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes (Tübing. 1796) auf deutschen Boden. Beachtung verdient der im Einzelnen zu einseitige und gezierte universalhistorische Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts als eines sich fortbildenden Ganzen, von Jenisch (Berlin 1801, 3 Bde.). Unvollendet ließ Eichhorn seine geistvoll begonnene allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neuern Europa. Für das beschränktere Gebiet der einzelnen Zweige menschlicher Bildung erhielten die Deutschen einige brauchbare Werke in Meiners (unvollendeter) Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom (Lemgo 1782), Heerens (noch unvollendeter) Geschichte des Studiums der classischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften (2 Theile, Götting. 1797), in Bouterweks, mit dem 12. Theile (1819) geschlossener Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, in Fiorillos Geschichte der zeichnenden Künste, und in Eichhorns, Wachlers und Meusels Schriften über Literargeschichte. Die Geschichte der Geschichte selbst begann Wachler in seiner gründlichen und geistvollen Geschichte der historischen Forschung und Kunst (Götting. 1812, 8.), die aber noch nicht beendigt ist. Der Kirchengeschichte widmete Schröckh fast ein ganzes Menschenleben; doch gewann sie durch ihn mehr an Gründlichkeit, als an wissenschaftlicher Form und innerm Leben. Dies letztere suchten Henke und Schmidt über sie zu verbreiten. Des erstern, durch seinen frühzeitigen Tod unterbrochene allgemeine Geschichte der christlichen Kirche hat Vater in Königsberg, 1820, mit der 2ten Abth. des 8ten Bds. trefflich vollendet. Die Geschichte der Philosophie erhielt durch Eberhards, Gurlitts, Sochers, Tennemanns und Krugs Lehrbücher mehr Eingang in den akademi-

schen Hörsälen, und durch die größern Werke von Tiedemann, Buhle und Tennemann eine reiche und gründliche Ausstattung. Die Geschichte der Physik schrieb Fischer, der Chemie Gmelin, der Mathematik Kästner, der Kriegskunst Hoyer, der theologischen Wissenschaften Stäudlin; sie brachen zum Theil dadurch neue Bahnen auf einem noch nicht geebneten Boden, wenn gleich die höhere Vollendung diesen Schriften fehlen sollte, zu welcher Sprengel seine Geschichte der Medicin erhob. Zwar ist durch deutschen Fleiß und durch ausgezeichnetes Talent seit dreißig Jahren viel gethan im Felde der Geschichte, kaum daß diese skizzirte Uebersicht nur die wichtigsten Erscheinungen in diesem großen Gebiete bezeichnen und sie mit kurzen Zügen charakterisiren konnte; noch immer aber ist die Ernte groß, welche hier heranreift, und noch immer ist das Studium der Geschichte bei der Nation selbst nicht bis in Mark und Blut gedrungen. Q. Q.

Geschiebe, Geschübe (Bergbau) heißen 1. Wände oder Stücken von den zu Tage ausstreichenden Gängen, Erzen oder Gestein, die durch das Wasser oder auch andere Ursachen fortgeführt worden sind und ihre Ecken durch vieles Reiben abgestoßen haben. 2. Die sich in die Länge und Breite ausstreckenden Flötze oder Schichten. X.

Geschlecht, in weiterem Verstande jede größere Abtheilung gewisser Dinge, welche irgend ein Merkmahl mit einander gemein haben. Daher ist dieses Wort von ziemlich allgemeinem und unbestimmten Gebrauch. So z. B. wird es oft statt Classe, Gattung, Ordnung, gebraucht; ferner bedient man sich dessen von einer Reihe von Menschen, welche zu Einer Familie oder zu Einem Stamme gehören, z. B. das Geschlecht derer von Dalberg; eben so auch von einer großen Anzahl Menschen, welche zu einer und derselben Zeit lebten oder leben, oder auch von solchen, welchen gemeinschaftlich eine gewisse Eigenschaft beigelegt wird. Im engern und eigentlichen Verstande gebraucht man es, um die beiden Abtheilungen aller organischen Körper, in männliche und weibliche, dadurch zu bezeichnen. Da es nämlich allgemeines Naturgesetz ist, daß alle organischen Körper von ihres Gleichen hervorgebracht werden, und wiederum ihres Gleichen hervorbringen sollen, also jede Gattung der organischen Geschöpfe sich durch sich selbst erhalten und fortpflanzen soll, so sind zu dem Geschäft der Erhaltung der Gattung auch besondere Organe bestimmt, welche abgesondert und verschieden von denjenigen Organen oder Theilen des organischen Körpers sind, die zur Erhaltung der Individuen bestimmt sind, und welche den Geschlechtsunterschied begründen. Es gehört nämlich zur Hervorbringung eines neuen organischen Wesens derselben Gattung erstens die Idee der Möglichkeit, daß ein solches hervorgebracht und bestimmt zu eben demselben ausgebildet werden könne, also ein Keim, der die einfachste Anlage zur künftigen Frucht in sich enthalte; zweitens die Idee der Verwirklichung jener Möglichkeit, der erste Anstoß, welcher das schlummernde Leben im Keime weckt, worauf erst derselbe in der Bildung zum organischen Wesen derselben Gattung fortschreitet. Hieraus entsteht die Entzweiung der Gattung in die beiden Geschlechter, in das zeugende, schaffende, und das empfangende, bildende, oder das männliche und weibliche. Eigentlich gebraucht man diese Benennungen blos von der Thierwelt: man hat sie aber auch auf das Pflanzenreich übergetragen, weil man hier einen ähnlichen Vorgang der Fortpflanzung gefunden hat *). Das männliche Geschlecht ist demnach überall das

*) Man kann die Theilung in Geschlechter durch die ganze Natur bemerken, ein Geschlecht überall annehmen, wo der Geschlechtscharakter herrschend

Gebende, Zeugende, den Keim zum künftigen Individuum Befruchtende, von welchem der erste Antrieb zu dessen Fortbildung ausgeht, welcher ihm den Geist des Lebens einhaucht. Das weibliche Geschlecht ist das den Keim des künftigen Individuums in sich Tragende und Aufbewahrende, den zeugenden und belebenden Stoff Aufnehmende und auf den Keim Hinleitende, dasjenige, welches diesen ernährt, bis zu der Periode, wo seine Individualität zu dem Puncte ausgebildet ist, daß es sich losreißen kann von seiner bisherigen Ernährerin, sein eignes selbstständiges Leben beginnend. Geschlechtslos werden Thiere oder Menschen genannt, bei denen durch eine Störung des Bildungstriebes kein Geschlechtsorgan sich bestimmt ausgebildet hat, die man folglich weder zu dem männlichen noch zu dem weiblichen Geschlechte rechnen kann. Geschlechtsverhältnisse sind eigentlich die Verhältnisse, in welchen ein Geschlecht zu dem andern, und gegen das andre sich verhält. In der Pflanzenwelt sind beide Geschlechter in den meisten Classen in einer Blüthe vereinigt, in manchen Classen jedoch auch getrennt, so daß beiderlei Geschlechtstheile entweder auf einer Pflanze, jede in besondern Blüthen, oder sogar auf verschiedenen Pflanzen vertheilt sind. Bei den Thieren, wenigstens den vollkommener ausgebildeten, d. h. auf einer höhern Stufe des Thierlebens stehenden, ist die Trennung der Geschlechter herrschend. Hier treten demnach die Geschlechtsverhältnisse am bestimmtesten hervor, und offenbaren sich nach der Stufenreihe der Thierclassen in mannichfaltigen Aenderungen gegen einander, bis zu dem die höchste Stufe in der sichtbaren Schöpfung einnehmenden Menschen. So

ist. Das Wesentliche dieses Charakters ist aber: Entgegensetzung zusammengehöriger und zu gemeinschaftlichem Zeugungszweck wirkender Kräfte. Ueberall demnach, wo wir Zeugung aus entgegengesetzten Kräften wahrnehmen, können wir auch den Geschlechtscharakter anerkennen, gleichviel, ob diese Kräfte in der Gestalt von Organismen erscheinen oder nicht, wenn sich nur der eine Theil als bestimmendes, gebendes Princip, der andere als bestimmtes, empfangendes verhält. Uebrigens, da wir die Glieder der Natur nicht übersehen, kann wol auch dasjenige höchst organisch und Theil eines allgemeinen Lebens sein, was wir für unbelebt und unorganisch halten, so daß wir den Begriff des Geschlechts nicht an unsern Begriff des Lebens binden müssen. Um es mit einem Worte auszusprechen; so ist überall Geschlecht, wo Zeugung ist. Zeugung aber ist in der ganzen Natur; oder vielmehr diese selbst ist nichts, als ein unendlich mannichfaltiger Zeugungsact, der sogar unter dem Scheine von Zerstörung vor sich geht. So sind also Sonnen und Planeten, der Wassertropfen und das Staubkorn eben so gut Geschlechtswesen als die Thiere und die Pflanzen, weil sie eben sowol als diese Zeugungswesen sind. Denn wird nicht z. B. der Schoß unserer mütterlichen Erde durch den befruchtenden Strahl der Sonne, und allein durch ihn, aufgeschlossen und zu den mannichfaltigsten Erzeugnissen geweckt? Entsteht nicht aus dem verwitterten Steine, der uns todter Staub scheint, und aus den Wassertropfen, die er in sich aufnimmt, eine junge, neue Gestaltung, der Erstling der Pflanzenwelt? Ja, gehen nicht in dem Innern der Erde selbst unaufhörlich neue Zeugungen vor, indem entgegengesetzte Kräfte sich mit einander vermählen? Woher die Verkalkungen, die Crystalle, die gewächsartigen Gestaltungen der Mineralien? Ueberall finden wir ein Einwirken, ein sich Anschließen fremder Stoffe (Kräfte) an etwas Heimisches, Mütterliches, und überall Verwandlungen dieses Mütterlichen zu neuen Gestalten; überall, wo nicht entwickeltes, doch keimendes Geschlecht.

K.

ist im Allgemeinen das männliche im Verhältnisse zu dem weiblichen das stärkere, jenes sich unterwerfende, das aus sich hinaus auf das weibliche überwirkende, das belebende, begeistigende. Das weibliche, im Verhältniß zu dem männlichen, ist das zartere, jenem sich unterwerfende, das aufnehmende, fortbildende, ernährende und endlich gebärende. Diese Grundcharaktere beider Geschlechter, die aus ihrem Begriff und ihrer Bestimmung nothwendig hervorgehen, schimmern in verschiedenen Graden von Helligkeit bei allen Gattungen lebender Wesen durch, bis sie im Menschen auf eine der menschlichen Würde angemessene Weise am höchsten gesteigert und in den feinsten Schattirungen, sowol im Körperlichen als auch bis zum Geistigen überschreitend, sich am klarsten offenbaren. Daher erscheint der Mann schon im Physischen als der Stärkere, sein Knochenbau ist ansehnlicher und hat mehr Masse, sein Muskelsystem ist fester und kräftiger, die Brust weiter, die Lungen sind größer, das Herz und das Arteriensystem ist größer und robuster, die Umrisse seines Körpers sind schärfer, eckiger, das Ganze desselben ist größer und stärker. Dagegen ist das Weib das Zartere, die Knochen sind dünne, zur Weichheit geneigter, die Muskel weicher und schwächer, die Brusthöhle enger, die Lungen kleiner, das Herz und das Arteriensystem schwächer, dagegen das Venen- und lymphatische System vorherrschend, die Zwischenräume unter der Haut und zwischen den einzelnen Theilen sind fettreicher, daher alle Umrisse mehr abgerundet, der Wellenlinie näher, das Maß des Körpers im Ganzen kleiner und zarter. Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit, und schon in dieser Beziehung gebührt dem weiblichen Geschlechte der Name des schönen mit Recht. Der Geist des Mannes ist mehr schaffend, aus sich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstracter Gegenstände, zu weitaussehenden Planen geneigter. Unter den Leidenschaften gehören die raschen, ausbrechenden dem Manne, die langsamen, heimlich in sich selbst gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne stürmt die laute Begierde; in dem Weibe siedelt sich die stille Sehnsucht an. Das Weib ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, den es aber klarer überschaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder — List. Jener gehört dem geräuschvollen, öffentlichen Leben, dieses dem stillen häuslichen Kreise. Der Mann arbeitet im Schweiße seines Angesichts, und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe; das Weib ist geschäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotzt, schon zu Boden liegend, noch der Gewalt; willig beugt das Weib sein Haupt, und findet Trost und Hülfe noch in seinen Thränen. H.

Geschmack, Geschmackskritik wird in zwiefacher Bedeutung genommen, in physiologischer und ästhetischer. In physiologischer Bedeutung versteht man darunter das Vermögen, durch den Geschmackssinn, dessen Werkzeug die Zunge ist, gewisse Eigenschaften und Beschaffenheiten der Gegenstände (Schärfe, Säure, Salzigkeit, Süßigkeit, Bitterkeit u. s. w.) wahrzunehmen. Die an dem obern Theil und auf dem Seitenrande der Zunge befindlichen Nervenwärzchen sind es, welche die Empfindung des Geschmacks hervorbringen. Die Drüschen der Zunge schmelzen die Salze, welche dann aufgelöst in die Nervenwärzchen eindringen, und jene Empfindung verursachen. Durch drei Nerven, die an jeder Seite in die Zunge laufen, und mit dem

Gehirn und Rückenmark in Verbindung stehen, wird der erregte Eindruck weiter geleitet. In ästhetischer Bedeutung versteht man unter Geschmack das Vermögen, das Schöne an den Gegenständen zu beurtheilen. Die Aehnlichkeit zwischen jenem physiologischen und diesem ästhetischen Geschmack ergibt sich leicht. Es ist hier und dort etwas für uns Angenehmes oder Unangenehmes, was wir unterscheiden, und dort wie hier unterscheiden wir beides nur sehr unbestimmt, indem sich die Unterscheidung mehr auf unser Gefühl als auf den Gegenstand selbst gründet. Daher sagt man auch, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse. In der That läßt sich nur über das streiten, wofür man Gründe vorbringen kann, die den Gegner zur Annahme einer Meinung gewiß bestimmen können; welche Gründe aber könnte man wol für die Behauptung anführen, daß Zucker ein angenehmes Gefühl errege, außer dem, daß es dem eignen Gefühl so vorkommt? Dies wird uns der Gegner nicht abläugnen; er sagt uns aber, daß es bei ihm der entgegengesetzte Fall sei, und seine Behauptung hat für ihn denselben Werth, wie die unsrige für uns. Dieser Umstand hat nicht wenig Verwirrung in der ästhetischen Geschmackslehre verursacht. Weil das Schöne uns auch angenehm ist, hielt man das Schöne und Angenehme für einerlei, und der schwankende Ausdruck ästhetisch (ursprünglich: was durch Empfindung wahrgenommen werden kann) kam dem trefflich zu statten. Eine Erfahrung aber, die man häufig zu machen Gelegenheit findet, hätte allein schon hingereicht, bedenklich zu machen. Es ist doch wol eine auffallende Erscheinung, daß die Menschen in ihren Urtheilen über das Schöne zwar vielleicht weniger einig sind, als in ihren Urtheilen über das Angenehme, daß sie aber dennoch bei jenen weit mehr Anspruch auf Anderer Beistimmung machen, als bei diesen. In Ansehung des Schönen macht fast Jedermann Ansprüche auf Allgemeingültigkeit seiner Urtheile, in Ansehung des Angenehmen Niemand. Wir können uns auf den Grund dieser höchst merkwürdigen Erscheinung jetzt nicht einlassen; wem leuchtet aber nicht aus dem Gesagten schon ein, daß etwas in uns sein müsse, welches verhindert, beide Fälle für gleich zu nehmen, und daß, wenn auch beide Urtheile ästhetische genannt werden, beide sich doch in Ansehung ihrer Gültigkeit wesentlich von einander unterscheiden. Die Urtheile über das Angenehme haben blos individuelle Gültigkeit, die über das Schöne sind zwar auch nur einzelne Urtheile, machen aber Ansprüche auf allgemeine Gültigkeit. Beide Urtheile kann man nun zwar in so fern ästhetische nennen, als beide sich auf Empfindung beziehen, und der Bestimmungsgrund derselben nicht in dem Gegenstande, sondern in uns liegt, wodurch sie sich von den logischen oder objectiven Urtheilen unterscheiden; beide aber unterscheiden sich dadurch, daß in dem einen die Bestimmung des Urtheils von dem bloßen Sinneneindruck abhängt, bei dem andern hingegen die Mitwirkung des Geistes eintritt, und daher eben dort bloße individuelle, hier allgemeine Gültigkeit, und eben deshalb auch Mittheilbarkeit. Sind nun aber diese Urtheile mittheilbar, haben sie allgemeine Gültigkeit, so wird sich auch über den ästhetischen Geschmack streiten und etwas über ihn ausmachen lassen. Wie könnte es auch sonst eine Geschmackslehre geben, d. h. Aufstellung eines Grundsatzes zur Beurtheilung des Schönen und Erhabenen! Nur erwarte man von dem Geschmacke nicht, daß er leiste, was er seiner Natur nach nicht leisten kann. Man nennt die Urtheilskraft mit dem eignen Namen Geschmack, wiefern sie sich in einer besondern Sphäre

auf eine eigenthümliche Weise äußert. Als Urtheilskraft überhaupt stellt der Geschmack einen einzelnen Fall unter eine allgemeine Regel, aber auf eine eigenthümliche Weise, weil es in einer besondern Sphäre geschieht, in der Sphäre des Schönen. Der Geschmack fällt seine Urtheile in der unmittelbaren Betrachtung des schönen oder nicht schönen Gegenstandes, durch Nachdenken über das Verhältniß desselben zum Gemüthe des Betrachtenden (also zum Subjecte) und durch Vergleichung ähnlicher Gegenstände mit dem gegenwärtigen. Sein Grundsatz ist daher nicht eine objective, sondern eine subjective Idee; er kann nicht gesetzgebend, sondern blos kritisch oder untersuchend verfahren; seine Regeln sind keine Begriffe, sondern Anschauungen in den besten Mustern des Geschmacks, an denen der Kunstsinn sich practisch bilden muß. (Die Erklärung s. unter Urtheil). Durch diese Bildung unterscheidet sich der Geschmack wesentlich von dem Schönheitsgefühl. Dieses geht blos auf eine Naturanlage, der Geschmack auf Ausbildung; bei jenem bleibt oft der bloße Kunstfreund stehen, dieser kommt dem Kenner zu; der Künstler muß beide vereinigen, fängt mit dem Schönheitsgefühl an, und vollendet mit dem Geschmack. Wer eine zärtere Naturanlage zum Schönheitsgefühl hat, der ist ein ästhetischer Mensch; wer diese Anlage durch prüfende Betrachtung so ausgebildet hat, daß ihm stets nur das echte Schöne genügt, ist ein Mann von Geschmack. Man kann aber ein Mann von Geschmack, und darum doch noch kein Kunstkenner sein. Wir haben nämlich in der schönen Kunst zwei Elemente zu unterscheiden, das ästhetische und das technische. Das erste wird beurtheilt im Gefühl, das andere durch den Verstand nach Begriffen. Dort ist also ein ästhetisches, hier ein logisches Urtheil. Es ergibt sich daraus, daß ein Kunsturtheil weder ein blos ästhetisches, noch ein blos logisches, sondern ein aus beiden gemischtes ist, da es sowol das Technische als das Schöne eines Kunstwerks angeht. Die Geschmackskritik hat es daher lediglich mit den Verhältnissen des Werkes zu den Bedingungen im Gemüthe zu thun, unter denen wir einen Gegenstand als schön beurtheilen; die Kunstkritik schließt auch das mit ein, was an der Darstellung blos technisch und practisch ist, und nicht blos nach Begriffen beurtheilt wird. dd.

Geschütz, im Allgemeinen ein Schießwerkzeug größerer Art, das der Krieger nicht wie eine gewöhnliche Waffe (die Flinte, daher auch Gewehr) mit sich forttragen und so allein gebrauchen kann, sondern das gefahren werden muß. Schon die Alten bedienten sich gewisser Wurfmaschinen, der Ballisten und Katapulten, bei Belagerungen der Städte und in Feldschlachten. Sie schleuderten damit theils Felsstücke und Steine von oft ungeheurer Größe, theils große Pfeile. Letzteres geschah mit den Katapulten, die im Allgemeinen einer großen Armbrust glichen, das Geschoß in horizontaler Richtung forttrieben und die Stelle unserer Canonen vertraten. Die Ballisten hingegen warfen Steine, Bränder u. dergl. im Bogenschuß. Oft warf man damit nach Art unserer Cartätschen eine Menge Steine auf einmal. Nach der Erfindung des Schießpulvers trat an die Stelle dieser Maschinen das allerdings ungleich wirksamere Feuergeschütz, dessen verschiedene Gattungen unter den einzelnen Rubriken nachzusehen sind. Hier nur so viel, daß das Geschütz in das schwere, grobe oder Belagerungs- und Vertheidigungs-, und in das leichte oder Feldgeschütz getheilt wird. Zu erstem gehören die 12-, 18- und 24pfündigen Canonen, die 10- und mehrpfündigen Haubitzen, die 10-, 30-, 60-

und 100pfündigen Mörser, dann die 6=, 12= und 18pfündigen eisernen Canonen, und die 60pfündigen eisernen Steinmörser; zum leichten die Haubitzen und Canonen unter diesem Caliber.

Geschwornengericht, s. Jury.

Gesechster Schein, s. Aspecte.

Gesellschaft überhaupt ist eine Vereinigung von Menschen zu einem gemeinsamen Zwecke. Es gibt daher so viele Arten von Gesellschaften, als es Zwecke gibt, zu welchen sich Menschen vereinigen können. Die gewöhnlichen, schlechtweg sogenannten Gesellschaften haben blos den unbestimmten niedern Zweck einer gegenseitigen Unterhaltung durch Beisammensein, Gespräch, Spiel, Tanz, Essen, Trinken u. dergl. Bestimmtere und höhere Zwecke haben die eheliche und die mit ihr verknüpfte häusliche, die bürgerliche und die religiöse Gesellschaft. Die erste, welche auch Familie heißt, bezieht sich auf Erhaltung der Menschengattung durch Vereinigung der Individuen verschiedenen Geschlechts; die zweite (Staat) auf Schutz und Sicherheit der Rechte; die dritte (Kirche) auf Beförderung der sittlich=religiösen Bildung. Außer diesen Hauptarten der Gesellschaft, welche von der Vernunft selbst geboten sind, und daher überall angetroffen werden, wo Menschen von einiger Vernunftbildung beisammen leben, gibt es auch noch eine Menge von geselligen Verbindungen, die sich auf allerlei beliebige Zwecke beziehn, als Kunst, literarische, Handels= und andere Gesellschaften. Wiefern die Menschengattung überhaupt ein auf der Oberfläche der Erde zusammenwohnendes und wirkendes Ganzes vernünftiger Wesen ausmacht, nennt man jene Gattung auch die menschliche Gesellschaft. Von den vernunftlosen Thieren braucht man das Wort Gesellschaft eigentlich nicht, ob sie gleich durch den Naturtrieb auch in gewisse Haufen oder Heerden zusammengeführt werden. Denn sie haben kein Bewußtsein von bestimmten Zwecken, um sich zur Erreichung derselben durch gemeinschaftliche Thätigkeit nach einer bestimmten Regel zu vereinigen. D.

Gesellschaften (Gelehrte), s. Akademien.

Gesellschafts=König oder Vogt, war eine Würde bei den Turnieren der Deutschen. Der Adel war dabei nach vier Nationen eingetheilt, in den rheinischen, fränkischen, bairischen und schwäbischen, und diese hießen die vier Gesellschaften. Jede hatte einen Turnierkönig; unter diesem standen drei Gesellschaftskönige, deren also zwölf waren, und diese führten die Aufsicht über die Ritter und Knappen, welche Gesellschaftsknechte hießen. Jede Gesellschaft hatte ihr besonderes Abzeichen, das der Ritter vergoldet, der Knappe weiß am Hals oder der Kopfbedeckung trug.

Gesellschaftsrechnung ist ein Rechnungsverfahren, wo eine Zahl nach einem gegebenen Verhältnisse eingetheilt wird. Z. B. es sollen 500 Thlr. unter drei Personen vertheilt werden, dergestalt, daß sich die Theile von A und B wie 4 zu 5, und von B zu C wie 5 zu 6 verhalten. Ein practisches Beispiel gibt der Fall, da mehrere Personen Capitale von verschiedener Höhe zu einem Geschäfte zusammengeschossen haben, und nun der Gewinn nach Maßgabe der Einlagen getheilt werden soll.

Gesellschaftsvertrag. Societät oder Gesellschaft ist ein Vertrag, durch welchen zwei oder mehr Personen Geld, Sachen oder Dienstleistungen des gemeinsamen Vortheils wegen zu einem erlaubten Zweck beitragen. Ungültig ist der Leonische Vertrag (s. d.); auch müssen alle Theilnehmer nothwendig etwas beitragen, weil sonst

in Hinsicht auf den, der nichts beiträgt, eine Schenkung, keine Societät vorhanden sein würde. Alle Compagniehandlungen, gemeinschaftliche Fabriken u. s. w. beruhen auf solchen Gesellschaftsverträgen, welche übrigens, wie alle Gütergemeinschaft, den Haß unserer Gesetze gegen sich haben, so daß die gemeinen Rechte jedem Compagnon erlauben, aus der Societät zu treten, wenn er auch die Societät mit der ausdrücklichen Bedingung, nie herauszutreten, geschlossen hätte; doch muß der Heraustritt ohne Gefährde und nicht zur Unzeit geschehen. Die allgemeine Gesellschaft begreift alles gegenwärtige Vermögen der Theilnehmer, von dem künftigen aber in der Regel blos den Genuß, nicht den ausschließenden Besitz. Es kann eine solche Gesellschaft, die entweder allgemeine Güter- oder allgemeine Erwerbsgesellschaft ist, nur zwischen solchen Personen Statt finden, welche gegenseitig die Fähigkeit haben, sich etwas zu schenken und geschenkt zu erhalten, und welchen es nicht verboten ist, sich zum Nachtheil einer dritten Person Vortheil zu verschaffen, weil sonst das gesetzliche Verbot unter dem Schein einer Societät würde umgangen werden. Besondere Gesellschaft ist diejenige, welche sich nur auf einzelne bestimmte Gegenstände, oder auf deren Gebrauch und davon zu hoffende Nutzungen bezieht. Auch der Vertrag gehört hieher, wodurch sich mehrere Personen entweder zu einer gewissen bestimmten Unternehmung, oder zur Betreibung eines Handwerks oder Gewerbes vereinigen. Ein jeder Theilnehmer der Gesellschaft ist vom Augenblick des geschlossenen Vertrags an verbunden: 1. alles dasjenige, was er in dieselbe einzulegen versprochen hat, zu entrichten; 2. das der Gesellschaft zukommende Vermögen auf keine Weise in Anspruch zu nehmen oder zu beeinträchtigen, sondern das Wohl der Gesellschaft jederzeit vorzuziehen; 3. allen ihr durch seine Schuld zugezogenen Schaden zu ersetzen, ohne dagegen die etwa verschafften Vortheile in Anrechnung zu bringen; 4. den Verlust der Gesellschaft nach Verhältniß des Beitrages zum Gesellschaftsfonds und dadurch zu bestimmenden Gewinnes tragen zu helfen. Eine Gesellschaftsschuld kann in der Regel, d. h. wenn die Societät keine Handlungsgesellschaft ist, nur aus einer Handlung aller einzelnen Mitglieder entstehen. Ein einzelnes Mitglied kann die Societät nicht anders verbindlich machen, als wenn es entweder dazu bevollmächtigt ist, oder die eingegangene Verbindlichkeit zum Vortheil der ganzen Gesellschaft gereicht hat. Die einzelnen Mitglieder übernehmen die Gesellschaftsschuld in der Regel zu gleichen Theilen, es müßte denn ausdrücklich verabredet sein, daß sie blos nach dem Verhältniß ihres Antheils verbindlich sein sollten. Was auf der andern Seite die Rechte der Gesellschaften betrifft, so hat ein jedes Mitglied 1. das Recht, den auf ihn fallenden Antheil am Gewinne zu fordern. Ist darüber nichts ausdrücklich bestimmt, so richtet sich der Gewinn nach dem zur Gesellschaft hergegebenen Beitrag, und derjenige, welcher blos seine Dienstleistungen beitrug, bekommt so viel, als derjenige, welcher am wenigsten Sachen oder Geld hergab; 2. das Recht, sich wegen der zum Besten der Gesellschaft gemachten Auslagen, eben so wegen der im Namen der Gesellschaft geführten Geschäfte und wegen des unmittelbar für ihn entstehenden Verlustes, an die Gesellschaft zu halten. Die Societät wird aufgehoben: 1. durch den Ablauf der Zeit, auf welche sie geschlossen worden ist; 2. durch den Untergang des Gegenstandes derselben, oder die Vollbringung des Geschäfts; 3. durch den natürlichen Tod eines der Gesellschafter; 4. durch den bürgerlichen Tod, die Interdiction, oder den gänzlichen Verfall des Vermögens

eines derselben; 5. durch den von einem oder von allen Mitgliedern erklärten Willen, nicht mehr in der Gesellschaft zu bleiben. Die Theilung des Vermögens der getrennten Societät geschieht nach denselben Grundsätzen, die von der Erbschaftstheilung gelten. A. et O.

Gesetz ist überhaupt betrachtet eine allgemeine Regel, wodurch die Wirksamkeit gewisser Kräfte bestimmt ist. Sind dies bloße Naturkräfte, so heißt auch das Gesetz ein Naturgesetz; sind es aber die Kräfte vernünftiger und freier Wesen, so heißt das Gesetz ein Freiheitsgesetz. Die Freiheitsgesetze werden aber selbst wieder in natürliche und positive (oder in willkürliche) eingetheilt, je nachdem sie aus der bloßen Vernunft (der innern Natur eines vernünftigen Wesens), oder aus der Willkür (der Macht eines äußern Gesetzgebers) hervorgehn. Es gibt daher in Beziehung auf freie Wesen, wie der Mensch, eine doppelte Gesetzgebung, eine innere und eine äußere. In Rücksicht auf die erste ist der Mensch sein eigner Gesetzgeber; in Rücksicht auf die zweite ist der Mensch der Macht eines fremden Gesetzgebers unterworfen. Das letztere findet nur in bestimmten geselligen Verhältnissen, besonders den bürgerlichen (im Staate) Statt. Hier ist das Gesetz nichts anders als der Ausdruck des allgemeinen Willens, wiefern dieser für jeden einzelnen Willen der höchste ist, und als solcher verbindliche Kraft hat; der Gesetzgeber aber ist nichts anders als der Stellvertreter des allgemeinen Willens, oder das Organ, durch welches sich dieser verlautbart. Da aber ein unvernünftiger Wille nie als ein allgemeiner und höchster Wille von vernünftigen Wesen betrachtet werden könnte, so versteht es sich von selbst, daß die äußere (oder positive) Gesetzgebung die innere (oder natürliche) zu ihrer Richtschnur nehmen, und diese blos den besondern Verhältnissen des Staats und seiner Bürger anpassen muß. Die Theorie der Gesetzgebung haben Plato, Cicero, Montesquieu, Filangieri, Zachariä, Bergk u. A. bearbeitet. Unter den Gesetzbüchern sind vornehmlich das römische Corpus juris, das allgemeine preußische Landrecht und das französische Gesetzbuch bemerkenswerth. D.

Gesetzgebung. Da die Menschen im Naturzustande, abgesehen von aller Religion, in ihren Streitigkeiten unter einander kein anderes Gesetz als die Thiere, nämlich das Recht des Stärkern, kennen, so muß man den Gesellschaftsverein als eine Art von Vertrag gegen dieses ungerechte Recht betrachten, als einen Vertrag, der eine Art Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Parteien des Menschengeschlechts herzustellen bestimmt ist. Aber das moralische Gleichgewicht ist wie das physische selten vollkommen und dauerhaft, und die Verträge des Menschengeschlechts enthalten den Samen zu beständigen Spaltungen. Interesse, Bedürfniß, Vergnügen haben die Menschen zusammengeführt; aber eben diese Beweggründe treiben sie unablässig an, die Vortheile der Gesellschaft genießen zu wollen, ohne ihre Lasten zu tragen, so daß man mit Montesquieu sagen kann, die Menschen befinden sich, so wie sie in der Gesellschaft leben, im Kriegsstande. Aber der Krieg setzt bei denen, die ihn gegen einander führen, wo nicht gleiche Stärke, doch die Meinung gleicher Stärke voraus, woher die gegenseitige Begierde und Hoffnung entsteht, sich zu besiegen. Ist nun in der Gesellschaft das Gleichgewicht unter den Menschen nie vollkommen, so ist es auch nicht allzusehr aufgehoben; im entgegengesetzten Fall würden sie im Naturstande sich entweder nichts streitig zu machen haben, oder, wenn die Nothwendigkeit sie dazu nöthigte, würde man die Schwäche nur vor der Stärke fliehen, Unterdrücker ohne Kampf und Unterdrückte ohne Widerstand sehn. So sind die

Menschen denn zu gleicher Zeit mit einander vereinigt, und gegen einander bewaffnet, auf der einen Seite sich umfassend, auf der andern begierig, sich zu verwunden. Die Gesetze sind die mehr oder minder wirksame Schranke, die ihre Streiche hindern oder aufhalten soll. Da aber der Umfang der Erde, die wir bewohnen, die verschiedne Natur der Länder und Völker, nicht erlauben, daß alle Menschen unter Einer Regierung leben, so hat das Menschengeschlecht sich in eine Anzahl Staaten, die sich durch die Verschiedenheit der darin gültigen Gesetze unterscheiden, trennen müssen. Eine einzige Regierung würde aus dem Menschengeschlecht nur einen schwächlichen und hinschmachtenden Körper gemacht haben, die verschiedenen Staaten sind eben so viel thätige und kräftige Körper, die, indem sie sich die Hand reichen, auch ein Ganzen bilden, deren gegenseitige Einwirkung aber allenthalben Bewegung und Leben erhält. Es gibt drei Regierungsformen: die republikanische, wo das Volk die höchste Gewalt ausübt; die monarchische, wo ein Einziger nach Grundgesetzen, und die despotische, wo ein Einziger blos nach seiner Willkür regiert. Obgleich diese Formen in den meisten Staaten nicht rein sind, so ist doch immer die eine oder die andere vorherrschend. Diese Eintheilung aber ist wichtig, um danach die Gesetze zu bestimmen, die einem Staate, vermöge seiner Natur, eigenthümlich sein müssen; sie werden sich leicht modificiren lassen, je nachdem ein Staat mehr oder weniger von diesen verschiedenen Formen angenommen hat. In einer Demokratie müssen ihrer Natur nach die Hauptgesetze sein, daß das Volk in gewissen Hinsichten Monarch, und in gewissen Hinsichten Unterthan sein soll, daß es seine Magistratspersonen wählt und beurtheilt, und daß die Magistratspersonen in gewissen Fällen entscheiden. Von der Monarchie glaubt man, daß es zwischen dem Monarchen und Volke eine Reihe von Mittelständen und als Vermittler zwischen dem Fürsten und den Unterthanen eine Behörde zur Bewahrung der Gesetze geben müsse. Die Natur des Despotismus verlangt, daß der Tyrann seine Macht entweder selbst oder durch einen Stellvertreter ausübe. Was die Grundlage der drei Regierungsformen betrifft, so ist die Grundlage der Demokratie die Liebe der Republik, d. h. der Gleichheit, mit Ehrfurcht vor dem Gesetze. In den Monarchien, wo Auszeichnungen und Belohnungen von einem Einzigen ausfließen, wo man sich gewöhnt, den Staat mit diesem Einzelnen zu verwechseln, soll die Grundlage die Ehre, d. h. das Bestreben, sich Achtung zu verschaffen, sein. Unter dem Despotismus endlich ist es Furcht. Je mehr diese Grundlagen in Kraft sind, desto fester steht die Regierung; je mehr sie ausarten, desto mehr neigt sie sich ihrer Auflösung entgegen. In jedem Staat müssen die Gesetze der Erziehung seiner Grundlage angemessen sein. Unter Erziehung wird hier diejenige verstanden, die man empfängt mit dem Eintritt in die Welt, nicht die von Aeltern oder Lehrern gegebne, die oft sehr entgegengesetzter Art ist. In Monarchien muß der Gegenstand der Erziehung Urbanität und gegenseitige Rücksicht, in Despotien Schrecken und geistige Herabwürdigung sein; in Repuliken bedarf man der ganzen Macht der Erziehung; sie muß eine edle Gesinnung, eine Selbstverläugnung einflößen, aus der die Vaterlandsliebe entsteht. Die Gesetze, welche der Gesetzgeber gibt, müssen mit der Grundlage jeder Regierungsform übereinstimmen, sie müssen in der Republik Gleichheit und Mäßigkeit, in der Monarchie die Bevorrechteten, jedoch ohne das Volk zu erdrücken, aufrecht erhalten, in der Despotie

endlich allen Ständen schweigenden Gehorsam auferlegen. Die Verschiedenheit der Grundlagen dieser drei Regierungsformen führt eine Verschiedenheit in der Zahl und dem Gegenstande der Gesetze, in der Form der Urtheile und in der Natur der Strafen mit sich. Da die Verfassung der Monarchien unveränderlich und fundamental ist, so erfordert sie mehr Civilgesetze und Gerichtshöfe, damit die Gerechtigkeit mit mehr Uebereinstimmung und weniger Willkür gehandhabt werde. In gemischten Monarchien sowol als Republiken kann man mit den Criminalgesetzen nicht zu viel Förmlichkeiten verbinden. Die Strafen müssen mit dem Verbrechen nicht nur im Verhältniß stehen, sondern auch die möglichst gelindesten sein, zumal in der Demokratie; die mit den Strafen verbundene Idee wird oft mehr wirken als ihre Härte selbst. In den Republiken muß nach dem Gesetz gerichtet werden, weil kein Einzelner die Macht hat, es zu ändern. In den Monarchien kann die Gnade des Fürsten es zuweilen mildern; aber die Verbrechen dürfen durchaus nur von den eigens dazu bestimmten Richtern beurtheilt werden. Vornämlich in Demokratien müssen die Gesetze gegen Luxus, Sittenverderbniß und Weiberverführung streng sein. Nach diesen Andeutungen, deren weitere Ausführung hier unterbleiben muß, liegt uns ob, die Staaten in Beziehung auf einander, jedoch nur unter dem allgemeinsten Gesichtspunct, d. h. in Beziehung auf ihre Natur und ihre Grundlage, zu betrachten. Auf diese Weise angesehen, können die Staaten weiter keine Beziehung zu einander haben, als sich zu vertheidigen und anzugreifen. Republiken können sehr große Staaten sein und lange bleiben, das lehrten Rom, Carthago und Venedig, und läßt sich von den nordamerikanischen verbündeten Freistaaten erwarten. Sobald in Republiken eine bevorrechtete Classe oder ein einzelner Privilegirter existirt, haben sie Neigung, erobernde Staaten zu werden. Die definitive Stärke der Monarchie besteht vornämlich in sichern Grenzen. Die Staaten haben, wie die Menschen, das Recht, für ihre Selbsterhaltung anzugreifen; aus dem Rechte des Kriegs fließt das Recht der Eroberung. Ungeheure Eroberungen setzen den Despotismus voraus oder sichern ihn. Ein Hauptgrundsatz des Eroberungsgeistes muß sein, die Lage des unterworfenen Volks möglichst zu verbessern; dadurch geschieht dem Naturgesetz und dem Staatsgrundsatze zugleich Genüge. Man kann zuweilen genöthigt sein, die Gesetze des überwundnen Volks zu ändern, nichts aber kann nöthigen, ihm seine Sitten und Gebräuche zu nehmen. Das sicherste Mittel jedoch, eine Eroberung zu erhalten, besteht darin, das besiegte Volk, wo möglich, zu dem siegreichen emporzuheben, ihm dieselben Rechte zu bewilligen, wenn das erobernde Volk das gebildetere war. Das allgemeine Gesetz aller gemäßigten und folglich gerechten Regierungen, ist die politische Freiheit, deren jeder Bürger genießen soll. Diese Freiheit ist nicht eine völlige Ungebundenheit, alles zu thun, was man will, sondern die Macht, alles, was die Gesetze erlauben, zu thun. Man kann sie betrachten in Beziehung auf die Staatsverfassung und in Beziehung auf den Staatsbürger. In jeder Staatsverfassung gibt es zwei Arten der Gewalt, die gesetzgebende und die ausübende, und letztere hat zwei Gegenstände, das Innere und das Aeußere des Staats. Von der gehörigen Vertheilung dieser verschiednen Gewalt hängt die größte Vollkommenheit der politischen Freiheit in Beziehung auf die Verfassung ab. In Beziehung auf den Staatsbürger besteht sie in der Sicherheit, worin er sich unter dem Schutz der Gesetze befindet oder wenigstens in

der Meinung dieser Sicherheit, welche macht, daß ein Bürger den andern nicht fürchtet. Diese Freiheit wird besonders durch die Natur und das Verhältniß der Strafen begründet oder vernichtet. Strafbare Schriften sind gelinder zu ahnden als strafbare Handlungen; bloße Gedanken können nie bestraft werden. Außergerichtliche Anklagen, Spione, namenlose Briefe, möchten wol als Prüfungsmittel politischer Unbescholtenheit aus einem monarchischen Staate verbannt, und eine Anklage nur Angesichts des Gesetzes erlaubt sein, welches entweder den Angeklagten oder den Verläumder bestraft. Die Abgaben können in Demokratien größer sein, als anderwärts, ohne drückend zu sein, denn jeder Bürger betrachtet sie als einen Tribut, den er sich selbst zahlt, und der die Ruhe und Lage jedes Mitgliedes sichert. Ueberdies sind Veruntreuungen in Freistaaten schwieriger, weil sie leichter zu erkennen und zu bestrafen sind. Hie und da glaubt man, die auf die Waaren gelegte Abgabe sei die am wenigsten drückende, denn der Bürger zahle solche fast, ohne es zu bemerken. Der Staat muß, wo möglich, durch Beamte die Abgaben erheben lassen, damit sie ganz in den öffentlichen Schatz fließen, sie aber nie verpachten an Privaten, die nichts oder wenig dazu zahlen. Wir kommen jetzt auf die von der Natur der Regierung unabhängigen Umstände, welche auf die Gesetze Einfluß haben müssen. Die aus der Natur des Landes hervorgehenden Umstände beziehen sich theils auf das Clima, theils auf den Boden. Niemand wird bezweifeln, daß das Clima Einfluß hat auf die herrschende Disposition des Körpers und folglich auf die Charaktere; daher müssen sich die Gesetze in gleichgültigen Dingen nach der Beschaffenheit des Climas bequemen, und in seinen nachtheiligen Wirkungen es bekämpfen. So ist in den Ländern, wo der Wein schädlich ist, das Gesetz, welches ihn verbietet, gut; in Ländern, wo die Hitze zur Trägheit führt, sind Gesetze nöthig, die zur Arbeit aufmuntern. Auf solche Weise kann eine Regierung die Wirkungen des Climas verbessern. Was die Gesetze hinsichtlich der Natur des Bodens betrifft, so scheint fast einleuchtend, daß unfruchtbaren Ländern, wo der Boden den ganzen Fleiß des Menschen erfodert, eine demokratische Verfassung angemessener ist als eine monarchische. Die Freiheit ist dem Bewohner eine Art von Ersatz für seine Arbeit. Mehr Gesetze sind für ein ackerbauendes als für ein Viehzucht treibendes, und wieder mehr für dies als für ein von der Jagd lebendes Volk nöthig u. s. w. Endlich ist der eigenthümliche Geist des Volks zu berücksichtigen. Der Gesetzgeber muß selbst die herrschenden Vorurtheile, Leidenschaften, Mißbräuche bis zu einem gewissen Punct achten, und zu seinem Vortheil zu benutzen suchen. Dem Charakter der Athenienser waren die Solonischen Gesetze angemessen; der strengere Charakter der Spartaner foderte strengere Gesetze. Sitten und Gewohnheiten sind nicht füglich durch Gesetze zu ändern; Beispiele und Belohnungen sind dazu geeigneter; dennoch ist es auch wahr, daß die Gesetze eines Volks, wenn dadurch seine Sitten nicht unmittelbar und hart verletzt werden, unmerklich auf dieselben wirken, entweder um sie zu befestigen oder um sie zu ändern. Wir haben oben zwar die Staaten in ihrem Verhältniß zu einander betrachtet, aber nur im Allgemeinen, in so fern sie einander Schaden zufügen können. Sie können sich aber auch gegenseitig nützen und dieser Nutzen beruht hauptsächlich auf dem Handel. Wenn der Handelsgeist ganz natürlich einen mit der Erhabenheit der moralischen Tugenden streitenden Erwerbsgeist erzeugt, so macht er auch ein Volk gerecht und entfernt von ihm Müssiggang und Räuberei. Die freien Völker,

die unter einer gemäßigten Regierung leben, können sich ihm mehr widmen als die sklavischen. Ohne wichtige Gründe darf nie ein Volk ein andres von seinem Handel ausschließen. Aber die Freiheit, welche dem Kaufmann zuzugestehen ist, kann nicht immer unbedingt sein, eine solche würde für ihn selbst oft Nachtheil haben; sie darf indeß nur zum Vortheil des Handels beschränkt sein. In der Monarchie darf der Fürst nicht Handel treiben. Das Geld, als das vornehmste Werkzeug des Handels, und der Geldverkehr sind ein besonders wichtiger Gegenstand der Gesetze. Mit dem Handel steht die Bevölkerung in unmittelbarer Beziehung, und mit dieser wieder die eheliche Verbindung, die einzig sichere Grundlage der Bevölkerung, welche da am besten gedeihen wird, wo Freiheit, Sicherheit, mäßige Abgaben und Unbekanntschaft mit dem Luxus Statt finden. Da, wo schon Sittenverderbniß eingerissen ist, können dennoch mit Erfolg die Ehen durch Gesetze begünstigt werden, sobald nur noch Bande übrig sind, welche das Volk an das Vaterland knüpfen. Armenanstalten, vom Staate geregelt, können, nach dem Geist, mit welchem sie eingerichtet sind, der Bevölkerung schaden und nützen. In einem Staat, dessen Bürger größtentheils nur von ihrem Gewerbfleiß leben, kann und muß es Hospitäler geben, denn dieser Gewerbfleiß kann fehlschlagen; aber die Hülfe, welche dergleichen Anstalten geben, darf nur vorübergehend sein, um nicht die Bettelei und den Müssiggang zu begünstigen. Man muß damit anfangen, dem Volk den Weg zur unabhängigen Wohlhabenheit zu öffnen, und dann für unvorhergesehene und dringende Fälle Zufluchtsanstalten errichten Einen wichtigen Theil mancher Gesetzgebung machen die religiösen Gesetze, von denen wir jedoch hier nicht weiter sprechen. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Menschen durch Gesetze verschiedner Art beherrscht werden: durch das Naturrecht, das Allen gemein ist, durch das göttliche Recht, das in der Religion gegeben ist, durch das Kirchenrecht, welches die Polizeigesetze der Religion enthält, durch das bürgerliche Recht, welches für die Mitglieder einer und derselben Gesellschaft gilt, durch das Staatsrecht, welches für die Regierung dieser Gesellschaft gilt, und durch das Völkerrecht, welches den bürgerlichen Gesellschaften unter einander zur Richtschnur dient.

Gesicht. Durch diesen Sinn, der unter allen äußern unstreitig der edelste ist, werden wir in den Stand gesetzt, die Gegenstände vermittelst des Lichts wahrzunehmen. Durch ihn erhält unsere Seele die mehrsten Vorstellungen, durch ihn stellen wir die wichtigsten Erfahrungen über physikalische Gegenstände an, durch ihn genießen wir die schönsten Freuden der Natur. Sein Verlust fällt uns daher auch unter allen am schwersten. Das Werkzeug dieses edlen Sinnes ist das **Auge**. (S. d. Art.)

Gesichtspunct nennt man den Punct, von welchem aus ein Gegenstand gesehen wird. Daß, je nachdem dieser Punct verändert wird, der Gegenstand sich verschieden darstellt, lehrt die tägliche Erfahrung. Jede Kunst, welche Gegenstände im Raume neben einander oder hinter einander darstellt, hat daher den Gesichtspunct wohl zu beobachten, weil sonst die Wahrheit, und unter mehreren möglichen den schönsten zu wählen, weil sonst die Schönheit leiden würde. In den meisten Gemälden liegt er in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meisten hervorragen. Vergl. **Perspective**. dd.

Gesims ist die aus verschiedenen Gliedern bestehende Bekrönung einer Wand oder Einfassung einer Oeffnung, eines Fensters, einer Thür. Es ist eine wesentliche Verzierung, und dient zur Begrenzung

der Theile, damit sie vollendet erscheinen und ein Ganzes werden. Jedes Gesims muß ununterbrochen fortlaufen, ohne von einem Fenster oder sonstigen Verzierungen durchschnitten zu sein. Die einzelnen Glieder desselben müssen sich ungezwungen zu einem schönen Ganzen vereinigen. Man unterscheidet, nach den Orten, wo sie angebracht sind, mehrere Arten von Gesimsen. Das Haupt- oder Dachgesims krönt das Gebäude zu oberst, und ist nicht mit dem Gebälk zu verwechseln, dessen obersten Theil oder Kranz es ausmacht. Seine Höhe muß mit der Höhe des ganzen Gebäudes in einem richtigen Verhältniß stehen, und nach Beschaffenheit den achten bis zwanzigsten Theil der letztern betragen. Zu der Auslaufung der Glieder oder dem Vorsprunge des Simses nimmt man die ganze Höhe des Gesimses, wenn dieser nur aus einem Kranze besteht; denn wenn es auch verstattet ist, etwas weniger zu nehmen, so muß man sich doch ja vor dem zu wenig hüten, wodurch der Sims ein mageres, dürftiges Ansehn bekommt. Ist er aber ein Gebälk (bei Säulen und Pilastern), oder hat er die Eintheilung eines Gebälks, so bekommt er, was die Ausladung betrifft, die ihm als Gebälk gehörigen Verhältnisse. Die Zusammensetzung des Hauptgesimses richtet sich, in Ansehung seines Reichthums, nach dem Charakter des Gebäudes. Das Gurt- oder Balkengesims ist das zwischen zwei Stockwerken befindliche. Es besteht nur aus wenigen Gliedern und kann 12 bis 18 Zoll Höhe haben. Seine Auslaufung muß wenigstens den dritten Theil seiner Höhe betragen. Die Gesimse an den Wänden der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilastern geziert sind, nach den Gebälken der Säulen gebildet. Ist dieses nicht, so bekommen sie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälks ähnlich gemacht und können den sechzehnten bis achtzehnten Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Dieser Sims muß noch eine Hohlkehle über sich haben. Fußgesimse fassen eine Wand über dem Fußboden ein, und bestehen gemeiniglich aus einem Sockel, worauf einige Glieder folgen. Ueberhaupt führt diesen Namen jede mit Gliedern verzierte Unterlage eines Fußgestelles oder Gebäudes. Ein Brustgesims ist die obere aus einigen Gliedern bestehende Bedeckung eines Geländers. Alle Oeffnungen, als Fenster, Thüren, Camine, bedürfen eines Gesimses, um als vollendet zu erscheinen. An dem obern Theil dieser Gegenstände wird oft, noch über der Einfassung, ein besonderer Sims oder Kranz angebracht. Die Camine erhalten alsdann allezeit nur einen nach einer geraden Linie gemachten Kranz. Die Fenster, Thüren und Nischen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Giebel erhalten. Diese Bedeckung heißt die Verdachung.

Gesinde, Dienstboten, Dienstgesinde, sind solche Personen, welche sich vermöge des Dienstvertrags auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit anheischig gemacht haben, gegen Kost und Lohn, oder andere, beiden gleichzuschätzende, Vergütungen, größere und geringere häusliche Dienste und Geschäfte zu verrichten. Man begreift darunter alle Arten männliche und weibliche Bedienten in den Städten und auf dem Lande. Die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche, wenn sie einseitig blos das Gesinde angehen, das Gesinderecht heißen, werden zwischen der Herrschaft und dem Gesinde durch den Dienstvertrag begründet, welcher blos durch die gegenseitige Einwilligung seine verbindliche Kraft erhält, wenn nicht etwa durch besondere Gesetze oder Gewohnheitsrechte die Vollkommenheit des Dienst-

vertrags von der Gebung und Annahme des Miethgeldes abhängig gemacht ist. Allein bei der Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse zwischen Herrschaft und Gesinde kommt es zunächst auf dasjenige an, was unter ihnen besonders verabredet worden ist; dann aber hat man auch insonderheit auf die Gesindeordnungen und örtlichen Gewohnheiten und Gebräuche Rücksicht zu nehmen. In neuern Zeiten sind in mehrern deutschen Städten besondere Behörden eingesetzt worden, welche sowol die zwischen der Dienstherrschaft und dem Gesinde entstandenen Streitigkeiten schlichten, als auch über das Betragen der Dienstboten Aufsicht führen, und bei jeder Vermiethung vorläufige Meldung verlangen. In einigen Städten ist einem solchen Dienstbotenamt ausschließend erlaubt, das Vermiethen des Gesindes zu besorgen, und Privatpersonen die Gesindemäkelei verboten, wogegen es anderwärts, z. B. in Berlin, verpflichtete Gesindemäkler gibt.

Gespanschaften heißen die Provinzen des Königreichs Ungarn. Eine solche Gespanschaft, in der Landessprache Varmegye, theilt sich wieder in zwei oder mehrere Districte. Jede hat ihren Obergespan (obersten Grafen), einen Untergespan (Steuereinnehmer, Rentmeister oder Perceptor genannt), Notar, vier obere und vier untere Stuhlrichter. Alle diese Beamten müssen von Adel und in der Grafschaft angesessen sein. In zwölf Gespanschaften ist die Ehre eines Obergespans erblich, in den übrigen aber entweder mit einem der hohen Reichsämter oder mit der bischöflichen Würde verbunden, oder der Hof ernennt wen er will aus dem Adel zum Obergespan. Die andern Beamten der Gespanschaft ernennt der Adel selbst aus dreien, welche der Obergespan in Vorschlag bringt. Siebenbürgen hat gleichfalls die Eintheilung in Gespanschaften, imgleichen ein Theil von Slavonien, Syrmien und Croatien, derjenige nämlich, welcher den Generalaten, deren Verfassung militärisch ist, entgegengesetzt wird.

Gespenster sind, nach dem Volksglauben, Seelen der Verstorbenen, die zuweilen wie schattenartige Luftgebilde in der Gestalt ihrer ehemaligen Leiber, oder auch in jeder andern beliebigen Form, den Lebenden erscheinen. Doch sollen auch böse Geister zuweilen die Gestalt Verstorbener annehmen, um die Hinterlassenen als Gespenster zu erschrecken und zu quälen. Der Gespensterglaube hat zu allen Zeiten seine Anhänger gefunden, er hängt mit dem Glauben an Unsterblichkeit in etwas zusammen. Man dachte sich den Verstorbenen als etwas Schattenartiges, und nannte daher auch das Todtenreich ein Schattenreich. Man meinte ferner, daß die Seele nicht eher Ruhe habe, oder ins Schattenreich übergehe, als bis der Leichnam des Verstorbenen zur Erde bestattet und ihm die gebührende Ehre erwiesen sei; geschehe dieses nicht, so schwärme diese Seele unstät in der Oberwelt herum, und erschiene in der Gestalt des Verstorbenen, um die Lebenden an ihre Pflicht zu erinnern. Der Aberglaube bildete dann diese Meinung immer weiter aus, und suchte sie durch allerhand Erzählungen zu bestätigen, bei welchen bald unwillkürliche Täuschung der Einbildungskraft, bald absichtliche Täuschungen listiger Betrüger zum Grunde lagen. Auch hat in neuern Zeiten die Kunst diese Erzählungen zu benutzen gewußt, um daraus Gespenstermährchen zu bilden. Ein Gespenst als solches ist ein Erzeugniß der Einbildungskraft, und heißt daher ein Hirngespinnst, weil es sich gleichsam im Gehirne dessen entspinnt, der es sieht oder hört.

Gespilderecht, s. Näherrecht.

Geßner (Conrad von), ein berühmter Polyhistor, und nicht mit Unrecht Deutschlands Plinius genannt, wurde geboren zu Zürich 1516. Nachdem er hier, zu Straßburg, Bourges und Paris studirt hatte, erhielt er in seiner Vaterstadt ein Schulamt, das ihn in großer Dürftigkeit ließ. Um sich dieser zu entziehen, ging er nach Basel, studirte Medicin, wurde hierauf Professor der griechischen Sprache zu Lausanne, und endlich Professor der Philosophie und ausübender Arzt in Zürich, wo er 1565 starb. Arzneikunde, Philologie, Literärgeschichte waren die Fächer, in denen er arbeitete, und in dem letzten brach er durch seine Bibliotheca universalis, s. catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica extantium et non extantium vet. et recent. (Zürich 1545 — 1548, 2 Bde. Fol.) die Bahn. Die Naturgeschichte aber erweckte er gleichsam wieder, nachdem sie seit Jahrhunderten geschlummert hatte. Ueberall schöpfte er entweder aus eigenen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Seine Geschichte der Thiere muß als die Grundlage aller neuern Zoologie angesehen werden. Auch machte er sich um sie durch eine vollständige Uebersetzung des Aelian verdient. Als Botaniker übertraf er alle Vor- und Mitlebenden, durchstrich fast alle Gegenden Europas, um zu sehen und zu sammeln, richtete, ungeachtet seiner beschränkten Glücksumstände, einen botanischen Garten voll seltner Pflanzen ein, unterhielt einen Zeichner und Maler, und legte das erste Naturaliencabinet an. Er ist der erste Erfinder der botanischen Methode, indem er das Pflanzenreich, nach dem Charakter des Samens und der Blume, in Geschlechter, Arten und Classen ordnete. Die Arzneikräfte der Pflanzen vernachlässigte er nicht, sondern machte Versuche an sich selbst, und dann an Andern. Außerdem schrieb er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandtschaft der Sprachen, und edirte und commentirte mehrere alte Schriftsteller. Bei seinen großen und seltenen Verdiensten, wegen deren er ein Jahr vor seinem Tode in den Adelstand erhoben wurde, war er ein sehr bescheidner Mann, und eben so dienstfertig als lernbegierig.

Geßner (Joh. Matthias), Hofrath. Dieser Humanist von ausgezeichneten kritischen, grammatischen und historischen Einsichten, wurde geboren zu Roth im Ansbachischen 1691, und starb 1761 zu Göttingen. Nachdem er seine Studien in Jena vollendet hatte, wurde er 1715 Conrector und Bibliothekar zu Weimar, 1728 Rector des Gymnasiums zu Ansbach, 1730 Rector der Thomasschule zu Leipzig, und 1734 Professor der Beredsamkeit an der neu errichteten Universität zu Göttingen. Die Verbesserung des gelehrten Unterrichts und das Studium der alten Sprachen betrieb er mit eben so viel Einsicht als Eifer, und wies die Jünglinge schriftlich und mündlich an, die Alten nicht blos um der Sprache, sondern vorzüglich um der Gedanken und Darstellung willen, zu lesen. Durch seine Ausgaben der alten Schriftsteller über den Landbau, des Quintilian, Plinius, Claudian, Horaz und Orpheus veranlaßte er eine fruchtbare Erklärungsmethode der alten Classiker, und durch seine Primae lineae Isagoges in eruditionem universam bereitete er ein encyklopädisches Studium der Wissenschaften vor. Seine Ciceronianische und Plinianische Chrestomathie haben als nützliche Schulbücher sich mit Ehren behauptet. Ein Hauptverdienst aber um das Studium der römischen Sprache und Literatur erwarb er sich durch seine Ausgaben des Faberschen The-

saurus, noch mehr aber durch seinen eignen Novus linguae et eruditionis romanae Thesaurus (Leipzig 1747, 4 Bde. Fol.), worin er den ganzen Sprachschatz der Römer zusammendrängte.

Geßner (Salomon), wurde 1730 zu Zürich geboren, wo sein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war. Weder der häusliche, noch der ihm später auf der Stadtschule ertheilte Unterricht waren geeignet, den Geist des Knaben zu entwickeln, dessen herrliche Fähigkeiten lange Zeit hindurch schlummerten. Er wurde einem Landprediger von guten humanistischen Kenntnissen und pädagogischer Geschicklichkeit übergeben. Hier sammelte und erholte sich sein durch kränkenden und beschämenden Tadel täglich mehr erstickter Geist; er machte in der lateinischen Sprache glückliche Fortschritte, und der Umgang mit dem Sohne seines Lehrers, der die besten deutschen Schriftsteller las, und ihn mit Brockes Gedichten bekannt machte, die schöne Gegend, in der er lebte, und die erwachende Liebe bei der täglichen Gesellschaft der aufblühenden und wohlerzogenen Töchter des Hauses entfalteten seine natürliche Anlage der Poesie, und erzeugten eine Menge jugendlicher Versuche, deren Hauptverdienst allerdings nur in der süßen Nahrung bestand, die sie der Phantasie ihres Urhebers gewährten. Nach zwei Jahren kehrte er zu den Seinigen zurück. Der Umgang mit Zürichs vorzüglichsten Gelehrten berichtigte und erweiterte seine Kenntnisse, und erhob seine dunklen Gefühle zu deutlichen Begriffen. Seine Gedichte, meist erotischen Inhalts, gewannen mehr Kraft und einen festern, männlichern Ton. Geßners Vater wünschte, daß einst sein Sohn die Buchhandlung, die ihm zugehörte, fortsetzen möchte, und schickte ihn 1749 nach Berlin, um sich daselbst in einer berühmten Handlung zu diesem Zwecke zu bilden; aber diese Absicht mißlang gänzlich. Er faßte einen so entschiedenen Widerwillen gegen die Geschäfte des Buchhandels, daß er seinen Lehrherrn eigenmächtig verließ und sich ein eigenes Zimmer miethete. Vergebens suchte sein Vater ihn durch Vorenthaltung des nöthigen Geldes zur Rückkehr zu zwingen. Der Jüngling dachte vielmehr darauf, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verschaffen, verfertigte mit anhaltendem Fleiß eine Menge Landschaften, und beschloß, da sein Freund, der Hofmaler Hempel, sie günstig beurtheilte, nach Holland zu gehen und sich von der Kunst zu nähren. Diesen Schritt verhinderten jedoch seine Aeltern, indem sie ihm erlaubten, in Berlin zu bleiben und diesen Aufenthalt nach Gefallen zu benutzen. Damals machte er Ramlers Bekanntschaft, und wagte es, demselben einige poetische Versuche vorzulegen, welche dieser zwar aller Ermunterungen werth fand, aber zugleich in Ansehung des Versbaues mit so unerbittlicher Strenge beurtheilte, daß Geßner verzweifelte, je so strenge Forderungen befriedigen zu können. Er gab es auf, in Versen zu schreiben, und wählte statt derselben eine wohlgefügte harmonische Prosa. Von Berlin ging Geßner nach Hamburg, wo er mit Hagedorn eine innige Freundschaft schloß, und kehrte von da in seine Vaterstadt zurück. Das Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen, und sein Gemälde, die Nacht, wovon jenes 1751, dieses aber 1753 erschien, kündigten ihn zuerst als Dichter an. Sein größeres Gedicht, Daphnis, wozu Amiots Uebersetzung des Longus die Idee in ihm geweckt hatte, erschien 1754, wie die vorigen, ohne seinen Namen. 1756 gab er Inkle und Yarico, eine Fortsetzung der Bodmerschen Erzählung, und im nämlichen Jahre ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erschien der Tod Abels, gewiß die schwächste

von allen seinen Dichtungen. 1762 gab Geßner seine Gedichte in vier Bänden heraus, welche außer den genannten, den ersten Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder, und die beiden Schauspiele Evander und Erast enthielten. Hierauf schwieg Geßner mehrere Jahre; seine zum leidenschaftlichen Hange herangewachsene Liebhaberei für die zeichnenden Künste schien ihn ausschließlich zu beschäftigen. Erst 1772 gab er ein zweites Bändchen Idyllen nebst den Briefen über die Landschaftsmalerei heraus. Geßners angenehme Naturdichtungen wurden zwar in Deutschland mit entschiedenem Beifall aufgenommen, aber ungleich größer war der Enthusiasmus, den sie in Frankreich erregten, wo sie durch Hubers Uebersetzung bekannt wurden. Hier galt er für einen classischen Dichter vom ersten Range, welchen die französischen Dichter übersetzten, nachbildeten, besangen und vielfältig benutzten. Von Frankreich aus verbreitete sich sein Ruhm über ganz Europa, und es gibt wol kaum eine nur halb gebildete Nation in Europa, die Geßnern nicht in ihrer Sprache läse. Er hatte sich indeß verheirathet. Um seinen Aeltern nicht lästig zu werden, beschloß er jetzt, die Kunst, die er bisher nur als Liebhaberei getrieben hatte, sich zum ernsten Geschäft zu machen. Ihr widmete er sich von nun an mit ganzer Seele, und so mußten seine Fortschritte schnell und glänzend sein. Seine Stücke wurden theuer bezahlt, denn sie bezauberten, wie seine Gedichte, durch die anmuthigste und treueste Nachahmung der Natur. In seinem Vaterlande wurde Geßner, als er kaum das gesetzmäßig bestimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath gewählt. Auch übertrug man ihm die Oberaufsicht über die Hoch- und Frohnwälder des Cantons Zürich. Still und sanft floß seitdem sein Leben dahin, bis ein apoplectischer Zufall am 2. März 1787 demselben ein Ende machte. Man bewundert in Geßners Schriften eine unnachahmliche Zartheit und eine melodische Sprache; Tiefe und Kraft gehen ihnen ab. In der Landschaftsmalerei, die Geßner als Mann mit Ernst und Eifer übte, hat er sich Verdienste erworben, die keine Zeit schmälern wird. Seine Radirnadel ist leicht und kräftig, seine Prospecte sind ausgesucht, wild und romantisch, besonders schön aber seine Bäume. Unter seine besten Werke rechnet man zwölf radirte Landschaften, die er 1770 herausgab. Alle, die Geßner gekannt haben, beschreiben ihn als einen sanften und bescheidenen, edeldenkenden und patriotischen Mann, der in seinen Sitten eben so einfach, natürlich und wahr gewesen sei, als er in seinen Werken erscheint.

Gestalt der Erde, s. Erde.

Geständniß, im Civilprozesse Erklärung eines Prozeßtheils, wodurch er die Wahrheit einer eignen Thathandlung, die seine Rechte und Verbindlichkeiten betrifft, einräumt; im Criminalprozesse Einräumung gewisser Umstände des angeschuldigten Verbrechens. Gerichtliches Geständniß im Civilprozeß beweist voll, ein außergerichtliches nur halb und läßt den Gegenbeweis zu. Im Criminalprozeß muß das Geständniß, wenn es entscheiden soll, gerichtlich, und daneben der Thatbestand des Verbrechens bewiesen sein; auf bloßes Geständniß kann kein Verbrecher mit der gesetzlichen Strafe belegt werden.

Gesticulation, s. Gebärde.

Gestirn, s. Sterne und Sternbilder.

Gesundbrunnen heißen diejenigen Quellen, deren Wasser außer mannichfaltigen mineralischen Bestandtheilen, einen großen Antheil von Luft- oder Kohlensäure in ihrer Mischung enthalten. Die

Verschiedenheit der Wirksamkeit der Gesundbrunnen wird vorzüglich bedingt: 1. durch die Verschiedenheit ihrer Mischung, denn es gibt Bitterwasser, eisenhaltiges, kohlensaures, laugensalziges, muriatisches, schwefelhaltiges, seifenartiges; 2. durch die Verschiedenheit der Temperatur der Wasser; es gibt warme und kalte; 3. durch die Verschiedenheit der Anwendung, indem sie äußerlich als Bäder oder innerlich als Getränke angewendet werden. (S. den Art. Bäder und Brunnen und Bade-Reisen.

Gesundheit, der ungestörte und richtige Gang aller zum Leben eines organischen Wesens gehörigen Verrichtungen. Jedes organische Geschöpf ist bestimmt, seinen eigenthümlichen Kreis des Lebens zu durchlaufen, während desselben sich selbst zu erhalten, und seine Gattung fortzupflanzen. Zu diesen Zwecken waren verschiedene einzelne Vertheilungen seines Organismus nothwendig, welche zwar für sich ein geschlossenes Ganze ausmachen, doch auch wieder in der genauesten Verbindung mit dem übrigen allgemeinen Organismus stehen und Systeme, Organe oder Theilganze genannt werden. An diese einzelnen Organe und Systeme sind bestimmte Verrichtungen gebunden, die jenen Zwecken entsprechen. Je höher die Stufe des Lebens ist, auf welcher ein organisches Wesen steht, desto vollkommener muß auch seine Organisation sein, denn eben diese ist die sichtbare Offenbarung des Lebens. Die Pflanze steht auf einer nur niedrigen Stufe desselben, ihre Organisation ist daher einfacher. Auf einer höhern Stufe steht das Thier; es hat Bewegung und Gefühl, und da die Idee des Lebens sich hier immer in höherer Steigerung offenbart, sogar schon einen Schimmer des Psychischen; folglich bedarf es auch schon einer zusammengesetzteren Organisation. Auf der höchsten Stufe des Lebens steht der Mensch, er besitzt nicht nur das Leben der Pflanze und des Thiers, sondern er steht auch auf einer noch höhern Stufe des Lebens, indem er die vernünftige Seele besitzt. Der Mensch ist Geist, der eines Körpers bedarf, einer zweckmäßigen Organisation, um auf der Erde die ihm zukommende Idee des Lebens in ihrer herrlichsten Offenbarung durchzuführen. Die Organisation des Menschen ist demnach die zusammengesetzteste; die Verrichtungen des menschlichen Organismus sind die mannichfaltigsten, die Beziehungen und Wechselwirkungen, in denen er mit der Außenwelt, d. h. mit der gesammten Natur und mit seines Gleichen, steht, sind vielfältig. (S. den Art. Physiologie.) Gehen alle diese Verrichtungen, jede nach der ihr zukommenden Zeit und Regel, leicht und ungehindert von Statten, sind alle dazu dienende Organe in ihrer Form und Kraft unverletzt: so heißt der Mensch gesund. Man kann die Gesundheit in absolute und relative eintheilen. Absolute Gesundheit muß dem gegebenen Begriffe durchaus in allen Stücken entsprechen. Das Ganze des Körpers darf auch in seinen kleinsten Theilen nicht verletzt, keine einzige seiner Verrichtungen darf in ihrer gehörigen Regel gestört sein. Diese absolute Gesundheit ist bei den Menschen selten. In so fern jedoch kleine Verletzungen einzelner Organe, unbedeutende oder kurz dauernde Störungen mancher, zur Unterhaltung des Lebens nicht unmittelbar gehörigen Verrichtungen vorfallen, wodurch die Selbsterhaltung des Organismus nicht gefährdet wird, schreibt man dem Menschen eine relative Gesundheit zu. Manche Verletzung eines Organs oder Störung einer Verrichtung kann zwar im Anfang unbedeutend sein, aber in der Folge doch durch übeln Einfluß auf das Ganze gefährlich werden, und in Krankheit übergehen.

Die Grenzen zwischen absoluter und relativer Gesundheit sind daher sehr schwer zu bestimmen, und es bleibt zu unserm Glück immer eine gewisse Breite der Linien zwischen den beiden ersten und wieder zwischen relativer Gesundheit und dem Anfang der Krankheit. Da bei der Unverletztheit der Organisation und der Ungestörtheit der Verrichtungen das Gemeingefühl des Menschen gleich einem ungetrübten Spiegel erscheint, so kann die Abwesenheit aller unangenehmen Gefühle bei vollem Gebrauche seiner Kräfte und seines Bewußtseins, für das hauptsächlichste innere Zeichen der Gesundheit des Menschen gelten. Das äußere Zeichen derselben ist die unverletzte Form der Organe und der ungestörte Gang aller bemerkbaren Verrichtungen des Körpers. Das Bild eines ganz gesunden Menschen kann man, wegen der Mannichfaltigkeit der äußern Formen, der verschiedenen körperlichen Beschaffenheiten, des Geschlechts, Lebensalters u. s. w. nur mit allgemeinen Grundzügen andeuten. Ein gesunder Mensch besitzt die seinem Alter und Geschlecht angemessene regelmäßige Form, der Körper ist ohne auffallende Fehler gebaut, kein Theil desselben ist gegen das Gesetz der Organisation des Lebensalters überwiegend an Masse oder Kraft, so daß es die Verrichtung eines andern störte, keinem aber fehlt es auch an der ihm zukommenden Masse und Kraftäußerung; der Körper ist weder zu fett, noch zu hager, die Farbe des Gesichts weder zu roth, noch blaß oder gelblich, sondern ein zart gemischtes fleischfarbenes Roth, mit etwas höhern, doch nicht zu hoch gefärbten Wangen und Lippen. (In Rücksicht der Hautfarbe kommt jedoch bekanntlich viel auf Clima und Erdstrich an, wo der Mensch wohnt. Hier ist nur von dem Europäer, und zwar mehr dem nördlichen als südlichen die Rede). Die Augen sind hell und lebhaft. Der gesunde Mensch hat gute Eßlust und in der Regel nur mäßigen Durst, fühlt nach dem Essen kein Drücken in der Gegend des Magens, keine Verdrossenheit, keine Hitze, verdaut gut, hat eine leichte, und in der Regel unmerkliche, nur bei hinlänglichen Veranlassungen als Schweiß bemerkbare Hautausdünstung, einen gleichmäßigen, nicht zu schnellen Pulsschlag, einen leichten, gehörig tiefen und ruhigen Athem, der bei körperlicher Bewegung zwar etwas beschleunigter und häufig ist, aber doch immer tief genug, bis zu dem erquickenden Gefühl einer völlig genügenden Einathmung gezogen werden kann; auch kann er die Brust hinlänglich ausdehnen, und den Athem ohne Beschwerde eine geraume Zeit anhalten. Er bewegt sich leicht und wird nicht zu schnell müde von körperlicher Anstrengung; er schläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen sich erquickt und neu gestärkt. Er hat den völligen und ungestörten Gebrauch seiner Sinne, denkt leicht und richtig, und besitzt ein heiteres und ruhiges Gemüth. Die Gesundheit des Menschen scheint von den meisten Gefahren bedroht zu sein, da seine Organisation wegen der zarten Zusammensetzung vielen Verletzungen und Störungen ausgesetzt ist; da er vermöge seiner vielfältigen Berührungspuncte mit der ihn umgebenden Außenwelt auch den nachtheiligen Einwirkungen derselben blos gestellt ist; da selbst durch das geistige Leben vielfältige Berührungspuncte mit seines Gleichen entstehen, und er mit der nachtheiligen und oft zerstörenden Einwirkung der Leidenschaften und Begierden bedroht wird, da ferner seine Thätigkeit nicht blos körperlich, sondern auch geistig ist, und endlich seine Consumtion um vieles schneller vor sich geht, als bei den Thieren. Allein in der Natur des Menschen selbst liegen auch wieder mehrere Schutz- und Hülfsmittel, welche ihm in der Behauptung seiner Gesundheit zu Statten kommen. Seine körperliche Organisation und Structur ist zugleich zart, weich und nachgiebig; die Mannichfal-

tigkeit derselben und der Berührungspuncte mit der Außenwelt bietet auch den heilsamen Einwirkungen mehr Seiten dar, welche den nachtheiligen das Gleichgewicht setzen. Der Organismus kann niemals von allen Seiten zugleich angegriffen werden, sondern da seine Theilganzen oder Organe mit einander im Gegensatze stehen, mittelst dessen sie sich unter einander das Gleichgewicht halten, so ist dasjenige, was die eine Function herabsetzt, für die andere ein Erregungsmittel, wodurch folglich beide eine Zeit lang im Gleichgewicht gegen einander bleiben, bis, nach dem im Organismus herrschenden Gesetze der Gewöhnung, der nachtheilige Eindruck durch Gewohnheit geschwächt wird, oder die Einwirkung von außen nachläßt, und demnach die Functionen beiderseits auf ihren Normalgrad zurückkehren. So sehen wir z. B. bei der schlimmsten und schnell veränderten Witterung dennoch viele Menschen ihre Gesundheit behaupten, denn die Einwirkung der Atmosphäre, welche vielleicht die Ausdünstung der Haut vermindert, vermehrt die Absonderung des Urins u. s. w. Endlich macht ihn das Geistige selbst vieler angenehmen erregenden Einwirkungen fähig; Vernunft und Verstand lehren ihn, seine Leidenschaften und Begierden mäßigen, äußere widrige Eindrücke abwenden, oder unschädlich machen, und überhaupt gegen viele Feinde seiner Gesundheit sich schützen. Wenn dessen ungeachtet die Erfahrung lehrt, daß die Gesundheit der meisten, wenigstens der im Culturzustande lebenden Menschen so oft gestört wird, und so wenige derselben das ihnen von der Natur bestimmte Lebensziel erreichen, so ist dies eine natürliche Folge von der Vernachlässigung oder Vereitelung der erwähnten Schutzmittel ihrer Gesundheit, und der oft sogar noch erhöhten Einwirkung jener Veranlassungen zu Störungen derselben. Beide Fälle werden durch falsche Cultur, durch Luxus, Sucht nach Vergnügungen, Mangel an Herrschaft der Vernunft, oft auch durch die eiserne Nothwendigkeit u. s. w. herbeigeführt. Je mehr die Menschen die ihrer Gesundheit drohenden Gefahren einsahen, desto mehr suchten sie neue Schutzmittel ausfündig zu machen. Frühzeitig schon entstand hieraus die Gesundheitserhaltungskunde, welche mancherlei Schicksale gehabt, und sich jedesmal nach der herrschenden Mode in der Medicin gebildet hat. Manche glaubten, die Kunst, die Gesundheit zu erhalten, bestehe im Gebrauch von Lebenselixiren oder von gewissen Vorkehrungsmitteln, z. B. Aderlassen, Brechen, Laxiren u. dgl. m.; Andere wollten durch Abhärtungen des Körpers, Andere durch Wein und andere Reizmittel, Andere wieder durch andere Mittel diesen Endzweck erreichen. Während dessen versäumte man die in der menschlichen Natur selbst liegenden Hülfsmittel, die Gesundheit zu erhalten. Erst in der neuern Zeit sind mehrere gelungene Versuche, diese Kunst auf naturgemäße Grundsätze zurückzuführen, gemacht worden, unter denen das vortrefflichste Hufelandsche Werk (die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern) sich vorzüglich durch Richtigkeit seiner Grundsätze, leicht faßlichen anziehenden Vortrag, und durch zweckmäßiges Hervorheben des wohlthätigen Einflusses der Moralität auf die Erhaltung der Gesundheit auszeichnet. Die einzig wahre Art, die Gesundheit unversehrt zu erhalten, besteht in einer vernünftigen, nach jenen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur eingerichteten Lebensweise, und kann füglich auf folgende Puncte zurückgebracht werden: die Lebensthätigkeit auf dem Grade zu erhalten, daß die Verzehrung der organischen Masse und der Kräfte nicht übermäßig befördert werde; den Wiederersatz des Verlornen zu befördern; die Organisation in gehörigem Stand zu erhalten, die zum Wiederersatz gehörigen Stoffe von außen

aufzunehmen, zu verarbeiten, sich anzueignen, alle Functionen gehörig und zur gehörigen Zeit zu verrichten, den äußern schädlichen Einwirkungen zu widerstehen. Alles, was hiezu förderlich ist, gehört zu den Freuden der Gesundheit, z. B. Ordnung in der Arbeit, Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, hinlänglicher, doch nicht zu viel Schlaf, und zwar zu den gehörigen Stunden, gesunde Nahrung und reine Luft, Beherrschung der Leidenschaften und eine ruhig heitere Gemüthsstimmung, Uebung der körperlichen Kräfte und Abhärtung des Korpers gegen widrige Eindrücke der Witterung u. s. w. Alles, was das Gegentheil hievon hervorbringen kann, strebt dahin, in kürzerer oder längerer Zeit, heimlich oder offenbar, sie zu stören. II.

Getreide werden im engern Sinne des Worts alle diejenigen halmtragenden Grasarten genannt, welche die Menschen wegen ihrer größern, mehlreichern, zur Speise dienlichen und nahrhaften Samenkörner anbauen; im weitläuftigern Sinne aber die sämmtlichen Gräser und Pflanzen, welche hauptsächlich wegen ihrer nahrhaften Körner angebauet werden. Da aber die erstern eine ausgezeichnete Natur haben, worin sie unter einander mehr, als mit den übrigen übereinstimmen, so kommt auch ihnen nur eigentlich die Benennung Getreide zu, und alle die letztern Kornfrüchte sollten, ökonomisch betrachtet, der Deutlichkeit wegen Korn oder Körner genannt werden. Das Wort Korn oder das gleichbedeutende in andern Sprachen wird oft zwar provinciell der Art Getreide, welche die allgemeine Nahrung daselbst ausmacht, ausschließlich beigelegt, z. B. in einem großen Theile Deutschlands dem Roggen, in Frankreich dem Weizen, in Franken dem Spelz oder Dinkel, in Nordamerika dem Mais; aber es ist unrichtig und gibt zu Mißverständnissen im Allgemeinen Anlaß. Daß die verschiedenen Getreidearten irgendwo auf dem Erdboden wild wachsen, ist zwar gewiß, z. B. der Hafer und die Gerste in Deutschland rc., aber sie haben, wie unsere Hausthiere, in ihrem wilden Zustande nicht die Vollkommenheit unserer angebauten. Sie scheinen alle ursprünglich und in den wärmeren Climaten in Asien, Afrika und Amerika, einjährig zu sein, und es sind nur einige durch den Anbau an Durchwinterung gewöhnt, weil die Sommerzeit bei uns zur Reifung nicht zureichte. Mit den meisten Gräsern haben sie die Bestaudung und Bestockung aus ihren untern Wurzelknoten gemein, indem sie daraus neue Sprossen und Halme treiben. Ihre faserigen Wurzeln verbreiten sie größtentheils in der Oberfläche des Bodens, und verschließen diesen gleichsam durch das dichte Gewebe derselben, indessen der wenigere Theil auch beträchtlich in die Tiefe geht, wenn er Lockerheit und Nahrungsstoff daselbst findet. Alle Getreidearten haben gleichartige nährende Bestandtheile, die aber in ihrer Menge und gewissermaßen auch in ihrer Verbindung bei den verschiedenen Arten verschieden sind. Diese Bestandtheile bestehen in a) Kleber oder Gluten, welcher das kräftigste Nahrungsmittel für den thierischen Körper ausmacht; b) Stärkemehl, das zwar dem Kleber nachsteht, aber doch noch sehr nährend ist, und die Verdaulichkeit des Klebers zu befördern scheint; c) eine süße schleimige Materie, in geringer Menge, aber sie kommt dem Stärkemehl an Nahrungskraft bei, und macht das Getreide zur wein- und essigartigen Gährung fähiger; d) die Hülsen, welche aus Faserstoff bestehen und etwas verdauliche aromatische Materie enthalten; e) die Feuchtigkeit, welche auch in dem trockensten Getreide vorhanden ist, vermehrt zwar das Gewicht der Masse, aber vermindert doch das specifische Gewicht, gibt keine Nahrung, befördert bei dem aufbewahrten Getreide das Verderben, wenn es nicht

möglichst trocken gehalten wird, und dient blos nach der Einsaat die erste Entwickelung des Keims zu reizen. Altes, gut aufbewahrt gewesenes Getreide ist für den Käufer und zur Saat besser als das neue oder frische. X.

Getreidehandel, s. Kornhandel.

Getreidemagazine, s. Kornmagazine.

Getreidemangel, s. Kornmangel.

Geusen. Dieser Name wurde zu Philipps II. Zeiten, unter der Statthalterschaft des blutdürstigen Herzogs von Alba, den verbündeten Edelleuten und andern Mißvergnügten in den Niederlanden beigelegt. Im J. 1564 nämlich sendete Philipp neun Inquisitoren zur Vollsteckung der tridentinischen Decrete in die Niederlande, und brachte dadurch Catholiken und Protestanten in die furchtbarste Bewegung. Der Adel schritt zur Abfassung des sogenannten Compromisses, worin er erklärte, er werde sich vor die neun Inquisitoren nicht ziehen lassen. In einem feierlichen Aufzuge überreichte er 1565 die Acte der Generalstatthalterin Margaretha, damit sie zur Kunde des Hofes zu Madrid gelange. Statt auf diesen kraftvollen Schritt zu achten, begegnete man den Bittenden blos mit Verachtung; und als die Prinzessin während der Audienz einige Verlegenheit zeigte, flüsterte ihr der Graf von Barlaiment, Präsident des Finanzraths, zu: sie dürfe sich vor diesem Haufen Bettler (tas de gueux) nicht fürchten. Dieses hatten einige der Verbündeten gehört; bei einem, am Abend desselbigen Tages gehaltenen Bundesmahle ward darüber gesprochen, man trank muthwilligerweise auf die Gesundheit der Geusen, und beschloß, diesen Namen als öffentliches Bundeszeichen anzunehmen. Eben so nannte die Verachtung der Spanier jene Ausgewanderten, die sich auf das Meer geflüchtet, und Kaperschiffe gegen die Spanier ausgerüstet hatten, Wassergeusen. Beide rächten die Schmähung.

Geviertschein, s. Aspecte.

Gewährleistung ist die den Verkäufer einer Sache treffende Verbindlichkeit, den Käufer gegen alle rechtliche Ansprüche zu schützen und schadlos zu halten. Gewähradministration ist ein besonderer Verwaltungsvertrag, vermöge dessen der Verwalter eines Amtes oder Kammergutes die vorher in Anschlag gebrachten jährlichen Einkünfte desselben gewiß liefern und das etwa fehlende aus seinem Mittel ergänzen muß, bei höherer Nutzung aber einen gewissen Antheil davon für sich erhält.

Gewand nennt man alle Bekleidung, Draperie, an Figuren, welche die bildende Kunst darstellt. Es gehört zu den schwersten Aufgaben der Kunst, ein kunstmäßig schönes Gewand anzuordnen, und nur wenige Künstler haben sie glücklich gelöst. Plastik und Malerei haben indeß jede hier ein anderes Bedürfniß, und so muß sich auch der Styl eines schönes Gewandes in beiden auf verschiedene Weise ausbilden. In der Plastik sind die sogenannten nassen Gewänder, welche sich so an die Formen des Körpers anschließen, daß sie diese und die Bewegung des Nackenden durchscheinen lassen, von großem Nutzen. Diesen sind die weiten, faltigen und fliegenden Gewänder entgegengesetzt. Zu den Zeiten, da die Griechen und Römer von der ursprünglichen Einfalt abgewichen waren, wurden dünne und dabei faltenreiche Gewänder die beliebtesten. Welche Art nun aber ein Künstler auch wähle, so muß Alles so angeordnet werden, wie Natur, Bedeutung und Geschmack es erfordern. Die Falten dürfen keine spitzigen Licht- und Schattenwinkel machen, weil die scharfen Durchschnitte das Auge beleidigen, den flei-

schigen Formen das Sanfte benehmen, und übel zusammenstimmende Theile bilden. Sind sich die Falten alle gleich, so entsteht Steifheit. An den edelsten Statuen und Basreliefs aus der schönen Zeit der Griechen sieht man beide Arten von Gewand auf mannichfaltige Weise zur höchsten Schönheit ausgebildet. Wie die Maler verfuhren, wissen wir nicht genau genug. Bei den ältern Malern der neuern Zeit findet man schon seit Giotto eine gute und richtige Grundlage dazu; aber erst Michel Angelo und Raphael haben es zu der Größe und Schönheit ausgebildet, die der Idealstyl der Malerei erfordert. Besonders hat es durch Raphael die Grazie erhalten, die es gleichsam an dem Leben der Gestalt, an der Anmuth ihrer Bewegungen Antheil nehmen läßt, und wodurch es fähig wird, nicht nur die Schönheiten, die es verhüllet, zu ersetzen, sondern auch durch eigenthümliche Schönheiten und Reize die Lust der Betrachtung zu erhöhen. Der Wurf des Gewandes muß in der Anlage schon durch die Idee des Künstlers bestimmt sein; aber die Wahrheit und Schönheit der Brüche und Falten lassen sich nur dem, durch die Absicht und den Geschmack des Künstlers geleiteten, Zufall absehen. Deßhalb muß der Kunstler bei der Ausführung seine Gewänder durchaus über den Gliedermann werfen. Fliegende Gewänder müssen ganz aus der Idee gemacht werden. Gelegenheiten, sie zu studiren, findet der Künstler bei windigem Wetter; an stürmischen Tagen kann er das Fliegen, Flattern und Bauschen der Gewänder beobachten. Hat er nun aber den Wurf des Gewandes der Wahrheit und Schönheit gemäß angeordnet, so bleibt ihm noch eine besondere Rücksicht auf das Colorit übrig. Viele Falten bringen ganz sicher eine üble Wirkung hervor, wenn der Künstler nicht, die Regel von den Massen beobachtend, in den beleuchteten Partieen der Gewänder alle kleineren Falten, mit wenig merklicher Abweichung von dem Mittelton der Localfarbe, heller und dunkler gleichsam nur andeutet, so daß die Ruhe dadurch nicht unterbrochen werden kann. Durch Mannichfaltigkeit der Vertiefungen, Brüche und Widerscheine werden die dunkeln Massen belebt, und in solcher Hinsicht gewähren dergleichen dünne, faltenreiche Gewänder unläugbare Vortheile. Manche der vorzüglichsten neuern Meister drapirten, um ungestörte Lichtmassen zu erhalten, mit starken Zeugen, weil sie sich in Nachahmung derselben mehr an die Wirklichkeit halten konnten, ohne Gefahr, jene Regel zu verletzen, allein in den Schattenpartien war es dann nicht zu vermeiden, daß diese wenig unterbrochene, todte, unerfreuliche Massen bildeten. dl.

Gewehr, s. Degen, Flinte und Waffen.

Gewehrfabrik heißt eine Anstalt, worin Gewehre aus Eisen auf die Weise verfertigt werden, daß immer eine Classe der Arbeiter der andern in die Hände arbeitet, das Eisen aber durch Hämmer, welche vom Wasser getrieben werden, geschmiedet wird. In einigen werden nur schneidende und stoßende, in andern nur Feuergewehre, in wenigen beide Arten zugleich verfertigt. Die bekanntesten sind die zu Suhl in der Grafschaft Henneberg, zu Sohlingen in der Grafschaft Mark, zu Mastricht, zu Lüttich u. s. Außerdem hat fast jeder Landesherr, der ein beträchtliches Heer unterhält, seine eigne Gewehrfabrik, z. B. der König von Preußen vor Spandau, wo nicht allein Klingen, Bajonette und Ladestöcke, sondern auch Kürasse und Feuergewehre verfertigt werden. Bei Verfertigung der Klingen und Bajonette arbeiten die Klingenschmiede den Härtern, welche die geschmiedeten Klingen härten, und diese den Schleifern in die Hände, welche sie auf der großen, vom Wasser getriebenen Schleifmühle schleifen und poliren. Zu den Feuergeweh-

ren und Kürassen wird das Eisen auf einem eigenen Hammerwerk unter dem Prellhammer zu Platten geschlagen, die Platten verwandelt der Rohrschmidt in Röhre, welche sodann auf der Bohrmühle ausgebohrt und auf der Schleifmühle polirt werden. Die Röhre zu Commißgewehren erhält nun der Rohrfeiler, der sie mit der Schlichtfeile polirt, die Schwanzschraube verfertigt, Haften und Richtkorn aufsetzt. Der Schloßmacher bearbeitet die Theile des Schlosses bis zum Härten und Poliren, der Messing- und Zeugfeiler verfertigt den Beschlag, der Schäfter den Schaft, der Stecher gravirt den Namen des Landesherrn auf den Lauf, und der Equipeur setzt alle diese Theile zusammen. Die Kürasse werden unter dem Prellhammer schon aus dem Groben gearbeitet, hierauf dem Küraßschmidt übergeben, der sie weiter ausbildet, worauf Schleifer und Polirer die letzte Hand daran legen.

Gewerbsteuer, Industriesteuer, Arbeitssteuer, ist die Abgabe, welche vom Arbeitslohne entrichtet wird; unter Arbeitslohn aber ist nicht blos das Einkommen zu verstehen, was die Betreibung der eigentlichen Gewerbe verschafft, sondern auch dasjenige, was auf irgend eine andere Weise durch Anwendung geistiger oder körperlicher Kraft erworben wird, also auch die Besoldung der Staatsbeamten, der Verdienst der Aerzte, Sachwalter ꝛc. Nur derjenige Theil des Arbeitslohns, welcher den zum nothwendigen Bedarf des Arbeiters erforderlichen Betrag übersteigt, sollte eigentlich einer Besteurung unterworfen werden; dieser Bedarf aber ist bei den einzelnen Arbeitern nach ihrem Stand und Verhältnissen höchst verschieden, denn was für den einen Arbeiter Luxus sein würde, ist für den andern nothwendiges Bedürfniß. Auch rührt das größere Einkommen, das mit manchen Gewerben verbunden ist, nicht so sehr von den dem höhern Arbeitslohne, als vielmehr von dem Gewinnste her, welchen die im Gewerbe angelegten Kapitale verschaffen. Die Gewerbsteuer muß daher, soll sie nicht drückend, dem Gewerbfleiße nachtheilig und verderblich werden, so angelegt sein, daß sie 1. das nothdürftigste Auskommen gar nicht antastet; 2. von denen, die nicht viel über dies nothdürftigste Auskommen verdienen, nur einen sehr kleinen Antheil nimmt; 3. in kleinen Theilen und gerade zu der Zeit, wann der Arbeiter einen Ueberschuß über seinen Bedarf hat, erhoben wird; 4. nach dem Maßstabe der Gleichheit und zwar so vertheilt ist, daß sie eher nach einem zu niedrigen, als nach einem zu hohen Fuß des wahrscheinlichen Verdienstes berechnet wird; 5. nicht die besondern Anstrengungen des Fleißes, sondern nur den ganz gewöhnlichen Verdienst besteuert. In den wenigsten Ländern finden wir Beispiele von reinen Gewerbsteuern; gewöhnlich treffen die unter dieser Benennung vorkommenden Abgaben neben dem Arbeitslohne zugleich die Kapitalrente, hin und wieder sogar auch in die Grundrente; zu dergleichen gemischten Steuern ist auch diejenige zu zählen, welche in verschiedenen Ländern unter dem Namen Patentsteuer eingeführt worden. KM.

Gewicht ist ein Körper von bestimmter Schwere, womit die Schwere anderer Körper geprüft wird, so daß das Gewicht und die Sache, welche man wägt, von gleicher Schwere sind. Gewöhnlich ist auf jedem Gewicht seine Schwere durch Zahlen ausgedrückt und angedeutet. Die Gewichte müssen in jedem Staate unter der Aufsicht der Polizei stehen, welche dieselben verfertigen, genau richten und stempeln läßt. Kein anderes darf alsdann gebraucht werden. Man hat in vielen Ländern wegen Verschiedenheit der Gewerbe, wiewol ohne Noth, mancherlei Gewichte eingeführt, als: 1. bei Burg- und Hüttenwerken gebraucht man das gemeine große Centnergewicht, wonach die Materialien

eingekauft, die Mineralien und Erze gewogen werden; das Probirgewicht, das Grängewicht, das Markgewicht und zu den Münzen das Pfenniggewicht oder den Richtpfennig. 2. Im gemeinen Leben wägt man mit Gewichten nach Centnern, Pfunden, Lothen und Quentlein. 3. Ist noch überdies zu bemerken, das Gold-, Silber-, Apotheker- und Fleischer- (Metzger- oder Schlächter-) Gewicht. Die Gewichte sind zuweilen von Stein, und diese sind wegen ihrer leichten Abnutzung die schlechtesten, insgemein aber von Metall, und im letztern Falle am besten von Messing, weil die bleiernen sich leicht abstoßen und die eisernen nach und nach durch den Rost leichter werden.

Gewiß und Gewißheit sind von Wissen benannt, indem dadurch der dem Wissen, als einer besondern Art des Fürwahrhaltens, eigenthümliche Grad der Ueberzeugung angedeutet werden soll. Wer nämlich etwas zu wissen behauptet, legt sich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren Wahrheit weder er selbst zweifelt, noch andere zweifeln sollen. Daher werden auch die Ausdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbunden. Im Fall man aber einer Erkenntniß diesen Anspruch auf durchgängige Wahrheit und allgemeine Gültigkeit nicht zutraut, ohne sie doch schlechthin als falsch und ungültig zu verwerfen, erklärt man sie blos für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß. Denn da die bloße Wahrscheinlichkeit das Bewußtsein der Möglichkeit des Gegentheils nicht ausschließt, so ist für den, der etwas nur für wahrscheinlich hält, immer ungewiß, ob die Sache sich so verhalte, wie er sich dieselbe vorstellt. Daher behaupten auch diejenigen, welche die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß überhaupt bezweifeln (die Skeptiker), daß man seinen Beifall zurückhalten müsse, mithin entweder gar nicht urtheilen, oder höchstens seine Urtheile nur für wahrscheinliche Meinungen ausgeben dürfe. Denn das Meinen unterscheidet sich eben dadurch vom Wissen, daß jenes sich nur für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß, dieses hingegen für wahr, mithin auch für gewiß ausgibt. Die Frage nun, ob die menschliche Erkenntniß überhaupt der Gewißheit fähig sei oder nicht, kann hier nicht beantwortet werden, da ihre Beantwortung eine tief eindringende Untersuchung über das menschliche Erkenntnißvermögen, dessen Gesetze und Schranken voraussetzt. (Vergleiche die Artikel: Erkenntniß und Grenze des menschlichen Geistes.) So viel aber ist doch einleuchtend, daß der gesunde Menschenverstand und das unverdorbene sittliche Gefühl gewisse Erkenntnisse als unbezweifelbare, mithin völlig gewisse Wahrheit anerkennt. So wird kein Vernünftiger daran zweifeln, daß zweimal zwei vier ist, daß die Sonne die Erde erleuchtet, daß Morden, Rauben, Lügen u. s. w. unerlaubte Handlungen sind, und daß der Mensch eine höhere Bestimmung hat, als blos hier auf der Erde gleich Pflanzen und Thieren, sich zu ernähren und fortzupflanzen. Wir bemerken nur noch den Unterschied zwischen der unmittelbaren und mittelbaren Gewißheit. Diese entsteht durch Beweise, in welchen ein Satz die Gültigkeit des andern vermittelt. Jene hingegen ruht auf und in sich selbst, und ist daher auch die Grundlage der mittelbaren Gewißheit. Denn wenn es gar nichts unmittelbar Gewisses gäbe, so würden alle Beweise ins Unendliche fortlaufen oder keinen Anfangsgrund haben, mithin gleichsam haltungslos in der Luft schweben. D.

Gewissen ist das Vermögen des Menschen, über das Verhältniß seiner Handlungen und seines sittlichen Zustandes zu dem Sittengesetze (welches der religiöse Mensch als Gottes Gesetz betrachtet) zu urtheilen. Vor dem Handeln äußert es sich durch Warnung und Ermun-

terung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel, und hierauf gründet sich die Unterscheidung zwischen dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Gewissen. Auch unterscheidet man ein schlafendes, wachendes und erwecktes Gewissen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen, nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetz, entweder ganz unterlassen wird, oder anfängt, oder stets und ununterbrochen fortdauert. Dem, der seine Handlungen mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze beurtheilt, und daher streng gegen sich selbst ist, wird ein enges Gewissen oder Gewissenhaftigkeit, dem hingegen, der es mit dieser Beurtheilung nicht genau nimmt, und manches, was das Gesetz verbietet, leichtsinnig sich erlaubt, wird ein weites Gewissen zugeschrieben. Oft braucht man das Wort Gewissen auch von dem den Menschen begleitenden Bewußtsein erfüllter oder verletzter Pflicht, und in diesem Sinne wird das Wort genommen, wenn man von einem guten und einem bösen Gewissen redet. Das gute Gewissen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens, und im Unglück Hoffnung und Muth; das böse Gewissen wirkt Unruhe und Vorwürfe (welche Gewissensbisse genannt werden, wenn sie mit peinlichen Schmerzen verknüpft sind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit und der Verzweiflung. Das Gewissen und die Wirkungen desselben sind der sicherste Beweis von der sittlichen Bestimmung des Menschen. N.

Gewissensfall ist ein solcher Fall, über welchen das Gewissen nicht mit Bestimmtheit und Klarheit entscheidet, so daß es zweifelhaft bleibt, was recht und was unrecht sei, und man thun oder lassen soll. Hat die Schwierigkeit der Entscheidung ihren Grund in der Collision (dem Streit) der Pflichten, so wird der Gewissensfall Collisionsfall genannt. Der Theil der Moral, welcher sich mit den Untersuchungen über die Gewissens- und Collisionsfälle beschäftigt, heißt Casuistik. (Vergl. d. Art.)

Gewissensfreiheit und Gewissenszwang. Die Gewissensfreiheit besteht in dem ungestörten Besitz des Rechtes, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln. Da das Gewissen fordert, daß man seine religiösen Ueberzeugungen nicht verläugne, und doch den Menschen oft angesonnen worden ist, einen Glauben, den sie nicht zu den ihrigen machen konnten, zu bekennen, und Religionsgebräuche, welche sie mißbilligten, auszuüben, so wird das Wort Gewissensfreiheit namentlich von dem ungestörten Besitze des Rechts, seinen Glauben zu bekennen und auszuüben, gebraucht. Die Gewissensfreiheit in diesem engern Sinne heißt auch Glaubensfreiheit. Das Gegentheil der Gewissensfreiheit ist der Gewissenszwang, welcher demnach, wenn das Wort im weitern Sinne genommen wird, in der Beschränkung des Rechts, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln, und, wenn man das Wort im engern Sinne nimmt, in der Beschränkung des Bekenntnisses und der Ausübung der Religion besteht. N.

Gewitter nennen wir die furchtbarschöne Naturerscheinung, welche sich ereignet, wenn Wolken, deren electrisches Gleichgewicht unter einander aber mit der Erde gestört ist, sich ihrer Electricität durch einen, von Donnerschlägen begleiteten Blitz zu wiederholtenmalen entledigen. Gewöhnlich sind Stürme und Regengüsse damit verbunden. Erstere entstehen durch die plötzliche Abkühlung der Luft, und vielleicht auch von dem durch den Regen herabfallenden Wasser, woraus sich Luft und Dünste entwickeln; über die letztern stellt Saussure folgende Vermuthung auf. Durch die Electricität werden die Dünste in den Wolken in blasenförmiger Gestalt erhalten; indem sich nun durch den Blitz die Wolke

ihrer Electricität entladet, zerplatzen die Dunstbläschen und fallen in Regen herab. Woher es aber komme, daß überall im Norden die Gewitter eigentlich nur im Sommer Statt finden, und während des Winters eine Seltenheit sind, da es doch in dieser Jahresfrist eben so stark electrische Wolken gibt, davon ist die wahrscheinliche Ursache, daß Kälte besser isolirt als Wärme, und daß also in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entstehen kann. Aus gleichem Grunde ereignen sich vielleicht, wie solches die allgemeine Wahrnehmung lehrt, die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigsten erwärmt zu sein pflegt. (Vergl. Blitz und Donner.)

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann überhaupt entweder geschriebenes oder Gewohnheitsrecht sein. Das erstere beruht, seiner Form und seinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Gesetzgebers. Das letztere gründet sich darauf, daß bisher gewisse Rechtsregeln in vorkommenden Fällen beobachtet worden sind, und der Gesetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewissen Gegenstand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundsätze als Gesetze gelten sollen. O.

Gewürze sind diejenigen Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die in ihrer Mischung vorzüglich ätherisches Oel enthalten, wodurch sie fähig werden, am meisten die Verdauung zu unterstützen, zu welchem Endzwecke sie auch im gemeinen Leben sehr häufig angewendet werden, wiewol sie einen noch mannichfaltigern Nutzen als Heilmittel gewähren. Die Blüthen und Samen mehrerer Pflanzen, vorzüglich solcher, die in den heißen Ländern wachsen, sind am gewürzreichsten, daher wir auch vorzüglich Zimmtblüthen und Zimmtrinden, Gewürznelken, Mutternelken, Cardamomen und Pfeffer aus Ostindien als Gewürze erhalten; doch sind auch unsere Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel, Ingwer u. s. w. gewähren angenehme, den Magen sanft reizende Zusätze zu mannichfaltigen Speisen und Gebäcken. Das Salz, ein mineralisches Erzeugniß, ist wol eine Würze, aber nicht Gewürz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der Gewürze entspricht. ff.

Gewürzinseln oder Molucken heißen, im weitern Sinne alle bekannte und unbekannte Inseln in dem großen Archipelagus, der sich vom Morgen nach Abend zwischen Neu-Guinea und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwischen Gilolo und Timor ausdehnt. Sie sind, wie es scheint, durch Erdbeben und Feuerausbrüche von Neu-Guinea getrennt worden, und man findet noch Vulcane auf einigen derselben, wie z. B. einen sehr verheerenden auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in diesem Inselmeere sehr gefährlich. Die Hitze ist im Sommer sehr groß, in den Regenmonaten die Luft sehr ungesund. Ureinwohner sind die Haraforas oder Alforen, ein stilles Volk, fast auf allen ostindischen Inseln. Die malayische Sprache ist die herrschende auf den moluckischen Inseln; es gibt aber auch viele Bewohner von chinesischer, japanischer und arabischer Abkunft. Als die Portugiesen 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier schon angesiedelt, und durch sie war die mohammedanische Religion, die aber sehr mit Heidenthum vermischt blieb, herrschend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugiesen, die auf diesen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde (Goa) so entfernten, Inseln die empörendsten Gräuel verübten, hart bedrückt, und eben so hart behandelt

von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für sich benutzten und seit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau desselben zu hindern, jedem Versuche, Manufacturen anzulegen, so wie jeder Art von Verbesserung, die dem Volke die Gegenstände, woran es Mangel litt, hätte verschaffen können, sich zu widersetzen. Den Portugiesen blieb die Herrschaft und fast ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis zu Anfang des 17. Jahrh., wo die Holländer diese einträglichen Besitzungen ihnen entrissen. Die neuen Herren besaßen sie bis 1796, und seitdem wurden sie zweimal eine Eroberung der Britten. Im pariser Frieden sind sie jedoch abermals zurückgefallen. Die größten Inseln dieses Archipelagus sind: Ceram, Gilolo, Amboina, Timor und Banda. Im engern Sinne führen den Namen Molucken nur die fünf Inseln Ternate, Tidor, Motil (Motir), Maschian und Baschian, die eigentliche Heimath der Gewürzbaume. Die beiden ersten sind die größten, auf denselben wächst die beste Art von Muskatnußbäumen und Gewürznelken. Als aber die Holländer ungefähr 26 Jahre im Besitze der Molucken und des ausschließenden Handels mit Gewürzen gewesen waren, fanden sie es bequemer und vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die südlichen Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. Im J. 1638 ward mit dem Könige von Ternate, der ihnen unterworfen war, und den übrigen kleinen Inselbeherrschern ein Vertrag geschlossen, worin bestimmt wurde, daß alle Gewürzbaume auf den ihnen zugehörigen Inseln ausgerottet und nie wieder solche gepflanzt werden sollten. Dem Könige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürsten ward ein Jahrgeld bezahlt, welches, ungeachtet der zweimaligen Erhöhung, im Ganzen noch nicht 18,000 Thaler betrug. Um die Befolgung dieses Vertrages zu sichern, legten die Holländer drei starke Festungen, Oranien, Holland und Wilhelmstadt, auf der Insel Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an. Jährlich wurden auf diesen Inseln, so weit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeschossenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu wachen und den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiste jährlich der Gouverneur von Amboina mit einem Geschwader von 20 bis 30 Schiffen in einem prachtvollen Aufzuge sein Gouvernement. Aber ungeachtet aller dieser Vorsichtsmaßregeln wuchsen die Gewürzbäume, das eigenthümliche Erzeugniß dieser Eilande, uberall, wohin die Gewalt der Holländer nicht dringen konnte, und die Engländer trieben einen beträchtlichen Schleichhandel mit den gedrückten Inselbewohnern. Die moluckischen Inseln sind übrigens von der Natur sehr kärglich begabt, es fehlt ihnen zum Theil an Wasser, und sie müssen Reis und andere Lebensbedürfnisse von der Insel Celebes holen. Die Nachtheile des Wassermangels erleichtert zum Theil der häufig wachsende Kokusbaum, dessen Fruchte eine reichlich nährende Feuchtigkeit enthalten. Unter den elf Amboinainseln ist Amboina die wichtigste, aber nicht die größte, und war der Hauptsitz der holländischen Niederlassungen auf den Molucken. Auf einem Flächenraume von 20 Q.M. hat sie 24,000 Einwohner. Die Insel wird in die größere und kleinere Halbinsel abgetheilt. Auf der ersten Hälfte, Hitou, haben die Holländer fünf Forts; auf der südlichen kleineren, Leitimor genannt, liegt das Fort Victoria, welches der Sitz des Gouverneurs war. Die Besatzung war 600 Mann stark. Auf der Landenge, welche die Halbinsel verbindet, liegt die Festung Middelburg. Die Insel ist gebirgig mit angenehmen, fruchtbaren Thälern, hat aber ungesunde Luft. Das vorzüglichste Erzeugniß ist der Gewürznelkenbaum, der hier und auf einigen benachbarten Inseln in 400 Gär-

ten gezogen wird, von welchen jeder 125 Bäume enthält. Die ostindische Handelsgesellschaft hatte sehr umständliche Vorschriften über den Anbau und die Wartung der Gewürznelkenbäume gegeben, wovon bei harter Strafe nicht abgewichen werden durfte. In neuern Zeiten hat man auch den Muskatennußbaum hier angepflanzt, der gut bedeiht. Auch liefern Amboina und die Nachbarinseln Caffee, Zucker, Reis, Kokosnüsse, Mandeln, Tabak und schöne Holzarten. Unter den übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Inseln sind Hanimoa, mit dem Fort Duurstade, und Nussa-Laut (mit 4000 Einwohnern) sehr nelkenreich, und Ceram (mit 6000 Einwohnern) liefert schönes Ebenholz. Die Gruppe der Banda-Inseln, die südlichsten der Molucken, besteht aus mehr als 40 Eilanden, von welchen aber nur sechs bewohnt sind. Sie haben einen sandigen, zum Theil felsigen und unfruchtbaren Boden. Ihr Haupterzeugniß ist der Muskatbaum. Auch liefern sie Sandelholz, Mandeln und Kokosnüsse; aber sie haben weder Getreidebau noch Viehzucht. Unter den 5760 Einwohnern sind 1700 Sklaven in 57 Pflanzungen. Der holländische Befehlshaber wohnte auf der eigentlich sogenannten Insel Banda oder Poula- (Insel) Neira, die eine gute Rhede hat, und durch die beiden Forts Nassau und Belgica gedeckt wird. Die nur durch eine schmale Straße von jener getrennte Insel Landoir-Banda ist die größte der ganzen Gruppe, und erzeugt die meisten Muskatnüsse, die hier in 34 Gärten wachsen. Die übrigen Inseln sind kleiner, als diese beiden. Auf Poula-Ai, wo gar kein Trinkwasser ist, wachsen die besten Muskatnüsse. Goenong-Api (im malayischen Feuerberg) ist 1940 Fuß über der Meeresfläche erhaben und hat einen furchtbaren Vulkan, dessen häufige Ausbrüche die benachbarten Inseln mit Asche bedecken und den Aufenthalt auf diesen Eilanden noch unangenehmer machen. Die unfruchtbare Insel Rosingin oder Rosagain ist der Aufenthaltsort von Missethätern, welche unter der Aufsicht einiger bewaffneten Wächter Holz bauen und Kalk und Ziegel brennen müssen. Die Castelle auf den Banda-Inseln waren gut befestigt, und um die Annäherung feindlicher Schiffe unter holländischer Flagge zu verhüten, lag rings um die Küste stets ein Geschwader kleiner Schiffe, das jedes fremde Fahrzeug anhielt und untersuchte. Die Besatzung war zahlreich, aber ihr Loos, bei dem herrschenden Mangel an Lebensmitteln, sehr elend. Die Eingebornen waren, nach der Schilderung der Holländer, so grausame, treulose Menschen, daß die ostindische Gesellschaft um ihrer eigenen Sicherheit willen sich genöthigt sah, sie auszurotten, und eine Colonie nach Banda zu senden. Diese Colonisten aber bestanden aus den schändlichsten Menschen, die sonst nirgends fortkommen konnten, und froh waren, hier zu leben. Die Holländer in Batavia nannten daher Landoir-Banda gewöhnlich die Zuchthausinsel. Die Gärten, worin die Muskatnußbäume gezogen werden, heißen Perken, und die Eigenthümer derselben Perkeniers. Diese mußten das geerntete Gewürz gegen einen sehr geringen Preis an die holländisch-ostindische Gesellschaft abgeben, welche ihnen dafür ihr Lebensbedürfniß, den Reis, theuer verkaufte. Die beste Sorte von Muskatnüssen wird nach Europa gesandt, eine schlechtere, oder die Mittelsorte, in Indien verkauft, und aus der geringsten das köstliche Muskatöl gepreßt. Man rechnet, daß von 500,000 Nelkenbäumen auf den Molucken jährlich im Durchschnitt 600,000 Pfund Nelken gewonnen wurden; davon kamen 350,000 Pfund nach Europa, 150,000 Pfund wurden in Indien verkauft und der Ueberrest ward für Mißjahre aufbewahrt. An Muskatnüssen wurden jährlich gleichfalls 600,000 Pf. und 170,000 Pfund Blüthe geerntet, wovon nach Europa 230,000 Pf. Nüsse und 100,000 Pf. Blüthe kamen. Das Uebrige ward für den Nothfall aufbewahrt,

oder auch, wenn reichliche Ernten die Vorräthe zu sehr häuften, ganz vernichtet. Schon seit mehrern Jahren aber wurde, sowol wegen der Nachlässigkeit, womit man das Einsammeln betrieb, als wegen der Verwüstungen, die ein heftiger Orkan 1778 anrichtete, weniger gewonnen, und 1796 wurden auf den Banda-Inseln nur 163,236 Pf. Nüsse und 47,770 Pf. Muskatblüthe geerntet. R.

Gewürznelken. Die Gewürznelken oder Gewürznäglein, dieses durch ganz Europa bekannte und gebrauchte Gewürz, sind die noch ungeöffneten Blüthen oder Blüthenknospen eines Baums, der auf einem 4 bis 6 Fuß hohen Stamm eine schöne pyramidalische Krone treibt. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind langgestielt, eiförmig und den Lorbeerblättern ähnlich. Im Maimonat sprossen die röthlichen Blüthen büschelweise an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumenkrone hat vier Blätter, der Kelch ist viermal getheilt und offen; die vielen Staubgefäße sind in vier Haufen gesondert; die Frucht ist eine Beere, unten zweifächerig, und ein- bis zweisamig. Zur Zeit der Reife hat sie die Gestalt und Größe der Olive, nach Thunberg aber wird sie so groß wie ein Hühnerei, von Farbe schwarzroth, und besteht aus einer dünnen Bedeckung, welche einen der Länge nach zweitheiligen Kern einschließt. Die Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, haben einen schwachen, den Gewürznelken ähnlichen Geruch und einen gleichen, aber lieblichern Geschmack, der etwas zusammenziehend ist. Man nennt sie Mutternelken. Die unaufgebrochenen Blüthenknospen werden darum in diesem Zustand abgenommen, weil sie, wie dies auch mit andern Blüthen der Fall ist, dann die meiste Kraft haben. Wenn sie gepflückt sind, trocknet man sie im Rauche, wodurch sie braunroth werden, und bringt sie dann an die Sonne. Frisch ist ihr Geschmack unleidlich brennend. Sie enthalten $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{6}$ ihres Gewichts wasserhelles ätherisches Oel, welches im Wasser größtentheils untersinkt, und einen heftigen Geruch und höchst brennenden Geschmack hat. Der Gewürznelkenbaum wird in feuchtem Boden auf Amboina, Oma, Honimoa und Nussalauta gezogen, wo er auch ursprünglich einheimisch ist. Er soll aber auch auf Ternate, Marigeron, Tibor und Neuguinea wild zu finden sein. Als die Holländer in Ostindien noch so mächtig waren, daß sie alle übrigen Nationen gleichsam verdrängten, rotteten sie die wildwachsenden Gewürznelkenbäume aus und pflanzten sie nur auf den oben genannten Inseln an. (S. Gewürzinseln). Sie wollten sich dadurch den Alleinhandel dieses Gewürzes verschaffen, allein die Franzosen wußten einige Bäume oder Samen zu erlangen, und legten davon Pflanzungen auf Isle de France, Bourbon und Cayenne an.

Gherardesca (die Familie). Ugolino, Manfred und Bonifazio Gherardesca. Philipp Gherardesca. Die Familie Gherardesca gehörte im Mittelalter zu den berühmten und ihre Glieder spielten verschiedentlich bedeutende Rollen in der Geschichte der italienischen Freistaaten damaliger Zeit. Ursprünglich stammten sie aus dem Toscanischen, und die Grafschaften Gherardesca, Donavatico und Montescudaio (in den Maremmen zwischen Pisa und Piombino) gehörten ihnen. Gegen Anfang des 13. Jahrh. schlossen sich die Grafen Gherardesca im politischen Interesse an die damals mächtige und reiche Republik Pisa an, wo sie besonders auf Seiten des Volkes, welches schon zu jener Zeit gegen die gern um sich greifende Aristokratie kämpfte, standen. Im Uebrigen hielten sie es jedoch bei dem großen Streit zwischen den Gibellinen und Guelfen, welcher bekanntlich Italien so lange verheerte und endlich damit endete, daß dies gesegnete Land zu

politischer Nichtigkeit herabsank; mit der Partei der schwäbischen Kaiser, und in den verwüstenden, für Italien wie für Deutschland gleich unglücklichen Feldzügen dieser Fürsten, stritten sie mit Tapferkeit und Treue für die einmal — freilich als Italiener unvolkthümlich genug — erwählten Paniere der Gibellinen. Zwei aus dieser Familie, die Grafen Gerard und Galvano Donavatico, theilten das traurige Geschick des jungen Conradin von Hohenstaufen und endeten, nachdem sie ihn auf seinem unglücklichen Zuge nach Neapel begleitet hatten, mit ihm auf dem Blutgerüste. Dieser Unfall, so wie die Feindseligkeiten, in welche die Gherardescas früher schon (um d. J. 1237) mit den Viscontis, welche der Partei der Guelfen angehörten, gerathen waren, und die so einflußreich wurden, daß ganz Pisa sich dieserhalb in zwei Parteien theilte, schadeten jedoch im Ganzen der Macht dieses ehrgeizigen und herrschsüchtigen Geschlechtes keineswegs so, wie man hätte vermuthen sollen, und wir sehen im Gegentheil, wie bald nach dem Schicksale, welches die Grafen Gerard und Galvano in Neapel traf, das nunmehrige Haupt der Familie, der durch seinen und der Seinen entsetzlichen Tod berühmt gewordene Ugolino Gherardesca, den kühnen Gedanken faßte, Unterdrücker seiner Vaterstadt (Pisa) und seiner Mitbürger zu werden. Das Beispiel der Della Scala in Verona, der Visconti in Mailand, reizte den ehrsüchtigen Mann, und als erste Magistratsperson in der Republik und als Haupt der Gibellinen in der Stadt, glaubte er nur wenig Schwierigkeiten überwinden zu dürfen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Ganz der Politik seines Hauses und seiner Zeit entgegen, beging er jedoch den Fehler, die Partei der Gibellinen gewissermaßen zu verlassen und sich den Guelfen so weit zu nähern, daß er seine Schwester an Johann Visconti, Oberrichter zu Gallura und Haupt der Guelfen in Pisa, zur Gattin gab. Dies machte ihn Allen verdächtig, und in der That hatten die Pisaner aller Farben nicht Unrecht, ein Bündniß mit Verdruß zu betrachten, welches die geheime Uebereinkunft zwischen Visconti und Ugolino zum Grunde hatte, die Freiheit der Stadt zu stürzen. Nach Ugolinos Plan sollte Visconti ihm nicht allein die Hülfe der Guelfen in Toscana sichern, sondern auch unbemerkt die Soldtruppen zuführen, die er in Sardinien zu seinen herrschsüchtigen Zwecken gesammelt hatte. Der Plan scheiterte jedoch an der Wachsamkeit der Pisaner. Gallura ward am 24. Juni 1274 verbannt und Ugolino selbst verhaftet. Wüthend hetzte nun der Erstere die Guelfen gegen Pisa auf, sein früher Tod zu San-Miniato befreite indeß die Republik von diesem gefährlichen Gegner, wogegen aber Ugolino, der bald darauf gleichfalls verbannt ward, sich mit den Florentinern und Lucchesern verband und durch Hülfe dieser beiden, an deren Spitze er mehrere Siege über die Pisaner erfocht, seine Landsleute im J. 1276 nöthigte, ihn zurückzurufen. So wieder seinem ersten Plane sich nähernd, trachtete er nun dahin, sich sowol die Freundschaft der Gibellinen in der Stadt, als der Guelfen auswärts zu sichern, und seiner Klugheit, wie seinem Reichthum, gelang dies nur zu gut. Die sonst so wachsamen Republikaner ließen sich wirklich einschläfern, und als im J. 1282 der für Pisa so unglücklich ausfallende Krieg mit Genua ausbrach, glaubte Ugolino, es sei nun an der Zeit, die Kraft des Volkes, das ihm bisher noch immer in seinen Bestrebungen widerstanden hatte, zu brechen. Am Tage von Maloria (d. 6. August 1284), denkwürdig durch die Niederlage der pisanischen Flotte, die seitdem sich nie wieder hob, und wo 11,000 Pisaner in

die Gefangenschaft der Genueser fielen, verrieth Ugolino, getrieben von Durst nach Herrschaft, zuerst sein Vaterland und gab, den Untergang der Macht des freien Volkes wünschend, durch absichtliche Flucht das Zeichen zum Verlust der Schlacht; denn so wie er mit seinem Schiffe sich wendete, hielten die Andern alles für verloren und stürzten in wilder Verwirrung ihm nach; die alten Feinde Pisas, die Florentiner, Luccheser, Sieneser, die Städte Pistoja, Prato, Volterra, San = Geminiano und Colla — alle Anhänger der Guelfen — standen aber auf die Nachricht von diesem Unfalle auf, um mit einem entscheidenden Schlag das alte Pisa, die Hauptstütze der Gibellinen in Italien, für immer zu vernichten. Der Staat, am Rande des Abgrunds, sah sich nun genöthigt, sich dem in die Arme zu werfen, der ihn durch seine Treulosigkeit in diese Lage versetzt hatte. Ugolino, längst im Geheim verbunden mit den Häuptern der Guelfen, übernahm die Unterhandlungen mit den Feinden der Stadt, und diese waren so erfolgreich für ihn, daß er sich endlich fast ganz am Ziele seiner Wünsche sah. Die Häupter der Gibellinen wurden verbannt, die Florentiner besetzten mehrere Schlösser und Ugolino herrschte, unter dem Schutz der alten Feinde Pisas, über das entwürdigte Vaterland, das er dadurch noch mehr schwächte, daß er den Lucchesern den Weg bis vor die Thore der Stadt durch Uebergabe mehrerer Castelle bahnte, und mit Genua nicht Frieden schloß, um die dort gefangen gehaltenen Streiter nicht zurückkehren zu lassen. Während er indeß auf diese Art das Vaterland unterdrückte und seinem Haß gegen seine Feinde durch Aechtungen freien Lauf ließ, entspann sich in seiner eigenen Familie ein Aufstand gegen ihn. Nino de Gallura, sein Neffe, empört über diese Tyrannei, vereinigte vergebens die ansehnlichsten Familien sowol von der Gibellinischen als Guelfischen Partei, die Gualandi, Sismondi. Lanfranchi u. a., um Pisa aus der Schmach, in welche es gesunken war, zu retten. Nach einem Kampf von fast drei Jahren gelang es Ugolinos List, durch Hülfe des Erzbischofs von Pisa, Roger Ubaldini, das Bündniß jener Gegner zu trennen und die Gibellinen sich wieder zu Freunden zu machen. Die Lanfranchi und Andere verließen den Nino de Gallura; dieser ward nebst vielen seiner Freunde verbannt, und Roger Ubaldini, zum Dank für seine Mühe, von Ugolino, der ihm versprochen hatte, die Herrschaft über Pisa mit ihm zu theilen, aus dem Volkspalast gewaltsam vertrieben. Jetzt kannte des Usurpators Herrschsucht keine Grenzen mehr; auf jede Art ward das Volk von ihm gemißhandelt, seine eigenen Anverwandten am Leben bedroht und ein Neffe des Erzbischofs von ihm ermordet. So viele Frevelthaten empörten endlich Alles gegen ihn, und Roger Ubaldini, ehrgeizig, hinterlistig und grausam wie Ugolino, trat an die Spitze der Verschwornen. Schlau wußte er den Plan bis zu seiner Reife den Augen des Tyrannen zu verdecken, und erst als dieser fortwährend, zum Schaden des Ganzen, auf Krieg mit Genua bestand, kam die Sache zum Ausbruch. Den 1. Juli 1288 ward auf Ubaldinis Veranstalten plötzlich die Sturmglocke gezogen, Ugolino von allen Seiten angegriffen und endlich nach einer bis auf den Abend dauernden, hartnäckigen Gegenwehr, mit zweien seiner Söhne, Gaddo und Uguccione, und zweien seiner Enkel, Nino, genannt le Brigata, und Aurel. Nuncio, gefangen genommen. Dies sind die fünf Personen, deren entsetzlichen Tod Dante in seinem unsterblichen Gedichte, la divina Comoedia, in der Abtheilung l'Inferno, erwähnt. Roger, oder Rugieri Ubaldini, ließ nemlich die Unglücklichen gleich nach ihrer Gefan-

gefangennung in den Thurm von Gualandi, seitdem torre di fame genannt, bringen, und seiner Rache kein Ziel setzend, warf er, ein Ungeheuer in Menschengestalt, nach einigen Monaten die Schlüssel zu demselben in den Arno und weihte die Eingesperrten dem Hungertode. Dichter und darstellende Künstler haben seitdem das schreckliche Ende Ugolinos und der Seinen oft zum Gegenstand gewählt, und die Nachwelt hat über der entsetzlichen Strafe die Verbrechen vergessen, deren Ugolino im Leben sich schuldig machte. Da mehrere von Ugolinos Söhnen, Enkeln und übrigen Verwandten sich während dieser schrecklichen Entwickelung theils nicht in Pisa befanden, theils durch die Flucht entkamen, so gelang es der Familie Gherardesca, bald wieder zu Glanz und Ansehen sowol in ihrer Vaterstadt als anderwärts zu kommen, und wir finden schon 1320 einen Rieri Donavatico Gherardesca an der Spitze der Verwaltung in Pisa wieder. Ein natürlicher Sohn dieses Rieri war Manfred Gherardesca, der als Feldherr der Pisaner Cagliari mit schwacher Macht gegen Alfons IV. von Aragonien vertheidigte, und am 28. Febr. 1324 bei Luco-Cisterna durch seine Tapferkeit ihm den Sieg streitig machte. Auch gelang es den Aragoniern nicht eher, Cagliari einzunehmen, bis Manfred, schwer verwundet bei einem Ausfalle, einen rühmlichen Tod fand. — Ein anderer Gherardesca, mit Namen Bonifazio, ward 1329 zum Capitain von Pisa ernannt, als diese Stadt das Joch des berühmten Castruccio Castracani und Kaiser Ludwigs des Baiern abwarf. Seine Rechtschaffenheit und Einsicht erwarben ihm die Liebe der Mitbürger und die Stadt verdankte ihm den vortheilhaften Frieden, den sie bald nach dieser Zeit mit ihren alten Feinden, den Guelfen, schloß. Eben so unterdrückte er siegreich eine Verschwörung der Adeligen gegen die Freiheit der Bürger (1335) und zwang die Ehrsüchtigen, die Stadt zu verlassen. 1340 starb dieser wackere Mann an der Pest, und die dankbaren Pisaner, ernannten seinen 11jährigen Sohn, Reiner, zu seinem Nachfolger in dem Amte eines Capitains. Schon 1348 starb aber Reiner gleichfalls an der Pest, und da die Familie Gherardesca um diese Zeit durch dieses schreckliche Uebel viele ihrer Glieder verloren hatte, so zogen sich die wenigen Uebrigen auf ihre Stammbesitzungen in den Maremmen zurück und nahmen nur noch selten Antheil an den politischen Begebenheiten von Pisa. — In neuerer Zeit zeichnete sich ein Philipp Gherardesca, aus Pistoja gebürtig, (1730) in der Musik als Compositeur und großen Pianist, aus. Noch jung kam er zu dem berühmten P. Martini nach Bologna, dessen bester Schüler er binnen kurzem wurde. 1766 schrieb er seine erste Oper, die in Bologna mit großem Beifall aufgenommen wurde. Gleichen Erfolg hatten seine Arbeiten für die Theater zu Florenz. 1770 ernannte ihn der Großherzog Leopold von Toscana, der ihn in Pisa hatte kennen und schätzen lernen, zu seinem Hof-Capellmeister. Von dieser Zeit an arbeitete Gherardesca fast nichts mehr für das Theater, sondern widmete, dem Wunsche des Großherzogs gemäß, seinen ganzen Fleiß dem musikalischen Unterricht der zahlreichen Kinder seines Herrn. Wie Leopold endlich den deutschen Kaiserthron bestieg, blieb Gherardesca in Diensten von Ferdinand III. (dem Sohne Leopolds), und als Toscana in Folge der Kriege mit Frankreich an Louis Bourbon, König von Etrurien, kam, behielt Gherardesca auch hier seinen Posten bei und ward von dem neuen Fürsten noch besser belohnt, als von dessen Vorgängern. Sein berühmtestes, bis

jetzt aber noch nicht durch den Druck allgemein bekannt gewordenes Werk ist das Requiem, welches er 1803 auf den Tod des Königs von Etrurien schrieb. Außerdem hat man von ihm noch mehrere, von Kennern sehr geschätzte Sonaten für das Fortepiano und Violon. Gherardesca starb 1808 zu Pisa in dem hohen Alter von beinahe 80 Jahren, was um so bemerkenswerther ist, da er übel gewachsen und fast stets kränklich war.

Ghiberti (Lorenzo), ein berühmter Bildhauer, geboren 1378 zu Florenz. Seine Vorfahren hatten sich besonders mit der Goldschmiedekunst, in der die Florentiner sehr berühmt waren, beschäftigt. Er lernte schon früh von seinem Stiefvater Bartoluccio, einem geschickten Goldschmid, das Zeichnen, Modelliren, und die Kunst, in Metall zu gießen. Nachher genoß er wahrscheinlich Zeichenunterricht von Starnina. Er hatte zu Ende des 14. Jahrh. der Pest wegen Florenz verlassen, und malte 1401 ein Frescogemälde zu Rimini in dem Palast des Fürsten Pandolfo Malatesta, als die Prioren der Handelsschaft zu Florenz alle Künstler aufforderten, in der Ausführung eines der bronznen Thore, die noch heut die Taufcapelle des heiligen Johannes schmücken, zu wetteifern. Es kam nicht nur darauf an, Andreas von Pisa, der die vorhandnen drei Pforten 1339 und 1340 vollendet hatte, sondern auch alle lebenden Künstler, unter denen sehr berühmte und geschickte Meister waren, zu übertreffen. Die Opferung Isaaks in vergoldeter Bronze war als Probearbeit aufgegeben worden. Unter den Bewerbern erklärten die Richter für die vorzüglichsten Brunelleschi, Donatello und Ghiberti, aber die beiden erstern traten freiwillig zurück, indem sie Ghiberti den Vorzug einräumten. Nach einundzwanzigjähriger Arbeit brachte hierauf Ghiberti das eine, und auf den Wunsch der Prioren, nach fast eben so langer Arbeit, noch ein zweites Thor zu Stande, von denen Michel-Angelo sagte, daß sie den Eingang des Paradieses zu schmücken werth seien. Während dieser vierzig Jahre vollendete Ghiberti noch andere bronzene Arbeiten, nämlich einen Johannes den Täufer für die Kirche Or San Michele, zwei Basreliefs für die Taufcapelle des Doms von Siena, eine Statue des Matthäus und des heil. Stephanus, ebenfalls für die Kirche Or San Michele, und für die Kirche Santa Maria del Fiore den bronzenen Reliquienkasten des heil. Zenobius, Bischofs von Florenz, von dessen trefflichen Basreliefs sich drei Nachbildungen im Antikenkabinet zu Dresden befinden. Alle diese Werke sind noch vorhanden, und lassen Ghibertis Fortschritte wahrnehmen. Klebt seinen ersten Arbeiten noch eine gewisse Trockenheit aus Giottos Schule an, so erscheinen die spätern nach dem Vorbilde der Griechen, von immer markigerm und festern Styl, und der Reliquienkasten des Zenobius, so wie die zweite Pforte gehören noch heute zu den schönsten Kunsterzeugnissen des neuern Italiens. Auch in der Glasmalerei hat Ghiberti treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die oben angeführten Kirchen Or San Michele und Santa Maria del Fiore. Ueberdies ist von ihm ein Werk über die Bildhauerkunst vorhanden, von dem uns Cicognara ein Bruchstück mitgetheilt hat. Er starb um das J. 1455. Der Kalmuk Feodor Iwanowitsch hat Ghibertis Thüren in 12 schönen Umrissen geäzt 1798 herausgegeben.

Gianni (Francesco), Dichter und Improvisatore, geb. im Kirchenstaate 1760, lernte als Knabe das Schneiderhandwerk, wo er auf seiner Arbeitsbank Tasso, Ariost und andere Dichter las. Bei ei-

nem vortrefflichen Gedächtniß und einer lebhaften Einbildungskraft bildete ihn die Natur zum Improvisatore. Als solcher versuchte er sich zuerst in Genua. Hierauf gab er sich voll Begeisterung für die Freiheit, welche Italien von Buonaparte, dem Gründer der cisalpinischen Republik, erwartete, 1796 nach Mailand, und wurde Mitglied des gesetzgebenden Raths. In dieser Lage erwarb er, der schon als Dichter bezauberte, sich solchen Beifall, daß man sein Bild in Kupfer stechen ließ. Das Spartanische in seiner Gesichtsbildung entsprach ganz seinem gluhenden Republikanismus. Die Russen sperrten ihn in Cattaro ein. Nach seiner Befreiung (1800) ging er nach Paris, wo ihn Buonaparte mit einer Pension von 6000 Fr. zum kaiserlichen Improvisatore ernannte. In den Gesellschaften, die der Staatsrath Corvetto jedesmal bei der Nachricht von einem Siege des Helden Frankreichs bei sich versammelte, improvisirte Gianni mit dem glänzendsten Beifall über das erste beste Bulletin, das man ihm vorlegte. Mehrere dieser Gesänge wurden mit der französischen Uebersetzung gedruckt. Im J. 1811 begleitete er Madame Brignole nach Genua. Die Huldigungen, durch die er seine Beschützerin feierte, sind eben sowol Beweise seiner Dankbarkeit als seines Talents. Man findet sie, nebst einigen improvisirten Liebesgesängen, in Giannis Saluti del Mattino e della Sera. (Ins Franz. ubers. Paris 1813.) Nach Buonapartes Fall behielt Gianni seine Pension. Seit dem Tode der Frau von Brignole, die bei der Erzherzogin Marie Luise im Jan. 1815 starb, hat er nur Sonetten frommen Inhalts gedichtet. Der auf jeden dichterischen Ruf so eifersüchtige Monti sagt von ihm: die Natur that Alles, um aus ihm einen großen Dichter zu bilden; doch setzt er boshaft hinzu, Gianni habe ihre Absicht nicht erfüllt. Außer vielen Gemeinplätzen und Erinnerungen, findet man in den Sammlungen der zarten, erotischen, heroischen und republikanischen Gesänge dieses Dichters (Mailand 1807, 5 Bändchen) Einzelheiten, die der berühmtesten Dichter Italiens würdig sind.

Giannone (Pietro), ein durch seine Schicksale wie durch seine Werke gleich berühmt gewordener Schriftsteller, wurde den 7. Mai 1676 zu Ischitella, in der Provinz Capitanata (Königreich Neapel) geboren und verdankte seine Bildung größtentheils dem bekannten Rechtsgelehrten Gaetano Argento in Neapel, in dessen Hause sich damals regelmäßig fast alles versammelte, was jene Hauptstadt an ausgezeichneten Geistern hatte. Hier war es auch, wo Giannone den Plan zu seinem berühmtesten und das Geschick seines ganzen Lebens bestimmenden Werke, seiner Storia civile del Regno di Napoli (4 Bde. in 4. Neapel 1723) faßte, zu deren Ausarbeitung er 20 Jahre brauchte, und bei welcher ihm besonders Angelo di Costanzos Werk über Neapel zum Führer diente. Die Schärfe, mit welcher Giannone in seinem Buche das Streben des römischen Hofes beleuchtete und überhaupt das Treiben der Geistlichkeit in den verschiedenen Zeiten und Verhältnissen würdigte, zogen ihm gleich nach Erscheinen desselben den Haß und die Verfolgungen des römischen Hofes, so wie fast des ganzen Clerus zu, und weder das Ansehen des damaligen Vicekönigs von Neapel, noch die Gewogenheit des vernünftiger denkenden Cardinals Althano, noch der Beistand der Stadtgemeinde von Neapel, die Giannone zu ihrem Anwalt in Rechtssachen ernannt hatte, vermochten den Sturm zu beschwören, der von Rom aus über ihn kam. Pfaffen hetzten den dummgläubigen Pöbel der Hauptstadt gegen ihn auf, der sich so weit vergaß, daß er den Mann beschimpfte, welcher das Verfinsterungs- und

geistige Unterdrückungssystem des römischen Hofes aufdeckte, und die Rache der erzürnten Geistlichkeit ging so weit, daß die anstößige Schrift verbrannt, ihr Verfasser aber in den Bann gethan wurde. Müde dieser hierarchischen Umtriebe, verließ Giannone endlich (1723) Neapel und suchte in Wien einen Zufluchtsort. Wirklich fand er auch hier durch den Schutz des Prinzen Eugen und die Verwendung sowol des Kanzlers Zinzendorff als des nachher so berühmt gewordenen Grafen Bonneval und des Ritters Garelli, damaligen Leibarztes des Kaisers, einigen Schutz, ja sogar eine jährliche Unterstützung von 400 Gulden aus der Secretariatscasse der sicilischen Gesandtschaft, indeß betrachtete ihn Kaiser Carl VI. doch mit höchst mißtrauischen Augen, und als 1734 Don Carlos den Thron von Neapel bestieg, ward ihm nicht allein sein kleines Jahrgeld entzogen, sondern auch der längere Aufenthalt in Wien verweigert. Giannone begab sich nun nach Venedig, um daselbst seine schon in Wien begonnene Schrift: Il triregno, ossia del regno del cielo, della terra, e de papa, ein Werk, an welches er 12 Jahre Arbeit wandte, fortzusetzen. Leider machten seine ferneren Schicksale es ihm aber unmöglich, das Ganze nach dem angelegten Plane zu vollenden, und er kam nur in seiner Darstellung bis zu dem 9. Jahrh. Einige bittere Satyren gegen den römischen Hof, die er noch in Wien, wo der Cardinal Pignatelli ihn des Kirchenbannes entband, geschrieben hatte, wurden auf den Rath seiner Freunde, von ihm gar nicht dem Druck übergeben. So zuvorkommend Giannone nun auch anfangs in Venedig aufgenommen wurde, wo besonders der Senator Angiolo Pisani sich seiner annahm, so änderte sich doch auch hier sein Verhältniß bald, besonders dadurch, daß er den ihm gemachten Antrag, in die Dienste der Republik als Anwalt zu treten, ablehnte, und da man nun noch den Argwohn zu hegen begann, als stimme seine politische Meinung keineswegs mit den Ansichten des damals noch sehr herrschsüchtigen Venedigs in Betreff des Seerechtes überein, welches diese Republik über das adriatische Meer übte, und er auch noch dazu die Unvorsichtigkeit beging, mit den Gesandten von Frankreich und Spanien häufig umzugehen, so war dies hinreichend, den Argwohn der argwöhnischsten aller Regierungen zu wecken. Eines Nachts (im Septbr. 1735) überfielen ihn die Sbirren der Republik, und der arme Schriftsteller ward, gleich einem staatsgefährlichen Feinde, über die Grenze nach dem Ferraresischen gebracht, und sein Bemühen, durch eine zu Gunsten der Seeherrschaft Venedigs über das adriatische Meer kurz vorher herausgegebene Schrift, die den Titel führte: Lettera intorno al domini del mare Adriatico ed ai trattati sequiti in Venezia tra papa Allessandro III., e l'imperador Federico Barbarossa, den Verdacht des Senats zu zerstreuen, somit zu Schanden gemacht. Verlassen wie er jetzt war, da er einen früher erhaltenen Ruf als Professor des römischen Rechts an die Universität zu Padua unter dem Vorwande, er verstehe nicht genug Latein, abgelehnt hatte, und besorgt vor neuen Verfolgungen, nahm er hier den Namen Antonio Rinaldo an, und begab sich, nach kurzem Aufenthalte in Modena, Mailand und Turin, nebst seinem Sohne, nach Genf, wo er nicht allein von den ausgezeichnetsten Männern mit Achtung aufgenommen wurde, sondern auch die liberalste Unterstützung fand. Zufrieden endlich, ein Asyl gegen die Umtriebe seiner unversöhnlichen Feinde gefunden zu haben, schickte er sich nun an, die Nachträge zu seiner Geschichte von Neapel drucken zu lassen, als ihn ein neues Unglück betraf. Verlockt durch einen

Nichtswürdigen, beging er die Unvorsichtigkeit, sich zur Feier des Osterfestes (1736) in ein zu Savoyen gehöriges Dorf zu begeben, wo er alsbald arretirt und erst auf das Schloß Miolan, dann in das Fort von Ceve und endlich, nach mehreren Jahren, in die Citadelle von Turin gebracht wurde. Seine Freiheit erhielt der unglückliche Mann nie wieder, und er starb am letztgenannten Orte, ein Opfer priesterlichen Hasses, nach 22jähriger Gefangenschaft, die zum Theil so hart war, daß man ihm selbst den Anblick seines Sohnes verweigerte, in einem Alter von 72 Jahren. Seine Manuscripte wurden sogleich nach seiner Verhaftung, auf Ersuchen des päpstlichen Hofes, nach Rom gebracht, und sein Bemühen, bei den später entstandenen Concordats-Streitigkeiten zwischen den Höfen von Turin und Rom, durch eine Schrift zu Gunsten des Königs von Sardinien, sich seine Freiheit zu verschaffen, blieb eben so fruchtlos, als sein auf die falschen Einflüsterungen eines Geistlichen, des Pater Prever, den 4. April 1738 herausgegebener Widerruf der in seiner Storia civile ausgesprochenen Grundsätze. Nach seinem Tode erschienen noch von ihm Opere postume in difesa della sua Storia civile etc. (Lausanne 1760), aus denen die schärfsten Stellen gegen die römische Geistlichkeit schon 1738 in Haag, unter dem Separat-Titel: Anecdotes ecclesiastiques, herausgekommen waren.

Gibbon (Edward), der dritte große Geschichtschreiber der Engländer, 1737 zu Putney in Surrey geboren, war in seiner Kindheit schwach und kränklich. Nachdem er zuerst von einem Hauslehrer unterrichtet worden, besuchte er 1749 die Westminsterschule, und ging von hier 1752 nach Oxford. Hier fielen ihm die Schriften des Jesuiten Parson in die Hände, die ihn so anzogen, daß er ein ganzes Jahr auf theologische Untersuchungen wandte, und im Sommer 1753 zur catholischen Religion übertrat. Tief gekränkt durch dieses Ereigniß, schickte ihn sein Vater, ein angesehener Gutsbesitzer, nach Lausanne zu einem aufgeklärten reformirten Geistlichen, Namens Pevillard, der ihn bewog, 1754 wieder zur protestantischen Kirche zurückzukehren. Sein Aufenthalt an diesem Ort dauerte bis 1758, und war ihm in jeder Rücksicht von dem entschiedensten Nutzen. Seine Gesundheit befestigte sich vollkommen, und von der Zeit an machte er große Fortschritte in den Wissenschaften. Besonders beschäftigte ihn das Studium der französischen und lateinischen Classiker und der Geschichte, zu welcher Wissenschaft er früh eine große Neigung gefaßt hatte. Zugleich öffnete sich sein Herz der Liebe; die Tochter des Pfarrers Curchod fesselte ihn durch Schönheit und Geistesbildung, und er würde sie geheirathet haben, wenn er die Einwilligung seines Vaters hätte erlangen können. Seine Geliebte wurde später die Gattin des berühmten Necker. Der junge Gibbon fand in dem väterlichen Hause den liebevollsten Empfang. Sein Vater wünschte, daß er sich der Landwirthschaft oder der Rechtsgelehrsamkeit widmen, oder eine Stelle als Legationssecretär bei dem damals bevorstehenden Friedenscongreß annehmen möchte; allein seine Lieblingsneigung blieb das Studiren. 1759 erschien in französischer, und später auch in englischer Sprache, sein Essai sur l'étude de la littérature. Als aber bald darauf die Furcht vor einem feindlichen Einfall die Aushebung einer Nationalarmee veranlaßte, unterbrach Gibbon seine Studien und übernahm eine Hauptmannsstelle bei derselben. Nach Auflösung des Heers legte er sich mit neuer Munterkeit, mit neuen Erfahrungen mancherlei Art und mit verstärkter Gesundheit wieder auf die Wissenschaften. Er machte nun eine Reise nach Frankreich, und ging über Lausanne nach Italien.

Hier war es, wo 1764, als er in Nachdenken versunken auf den Trümmern des Capitols saß, während die Mönche im ehemaligen Tempel des Jupiters die Vesper sangen, ein plötzlicher Gedanke an die vorige Herrlichkeit dieser weltbeherrschenden Stadt und ihre jetzige Versunkenheit seine Seele durchleuchtete und in sein Innerstes drang. Damals fühlte er sich zu dem Entschluß begeistert, die Geschichte des Untergangs des römischen Reichs zu beschreiben. Nachdem er noch Neapel gesehen, kam er im Juni 1765 nach England zurück. Er diente noch eine kurze Zeit als Obristlieutenant in der Nationalmiliz, gab indeß, der Zerstreuungen des Soldatenstandes müde, und zu den sanfteren Beschäftigungen mit den Wissenschaften mächtig hingezogen, diese Stelle bald wieder auf. Zunächst schrieb er die Geschichte der Schweiz, vernichtete sie aber, ungeachtet Humes Beifall, da sie ihm bald selbst nicht genügte. Seit 1768 begann er, seine römische Geschichte vorzubereiten. Schon durch seine jugendlichen Studien mit einem reichen Vorrath dahin einschlagender Kenntnisse ausgerüstet, vermehrte er ihn noch durch unermüdetes Lesen. Nach dem Tode seines Vaters (1770) wählte er London zum Wohnort, und begann nun sein treffliches Werk, welches nach seinem anfänglichen Plan mit dem dritten Bande, der bis zum Untergange des westlichen römischen Reichs geht, endigen sollte, nachher aber bis zum Untergang des morgenländischen Kaiserthums von ihm fortgesetzt wurde. Da ihm aber der Aufenthalt in der Hauptstadt zu kostspielig wurde, verließ er dieselbe, und begab sich zu seinem Freunde Deyverdun nach Lausanne. Hier vollendete er im Juni 1787 den sechsten und letzten Band dieser Geschichte, und reiste darauf nach England, um die letzten Bände selbst dem Druck zu übergeben. Sie führt den Titel: History of the decline and fall of the roman empire, 6 Vol. 4. Umfassende, tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit, eine eben so genaue als geistreiche Kritik, ein hinreißender Vortrag, nicht selten tiefe, oft große und fast immer richtige Ansichten, anziehende Betrachtungen, die Kunst, an die Thatsachen große Ideen zu knüpfen, welche den Leser zum Nachdenken reizen, diese Eigenschaften sichern Gibbons Werke einen dauernden Werth. Dagegen aber ist es nicht tadellos. Gibbon war von lebhafter Phantasie aber kaltem Charakter; er bewunderte leicht die materielle Größe, hatte aber weniger Sinn für die moralische. Daher preist und bewundert er die Gräuelthaten Tamerlans und der Tataren, während er die heldenmüthige Selbstaufopferung der christlichen Märtyrer herabwürdigt. Seine Grundsätze in der Moral, Politik, Staatswirthschaft u. s. w. waren nicht fest genug, um bei seinem Werk ein einziges Ziel stets unverwandt im Auge zu behalten, und daher fehlen ihm jene Eingebungen und Wahrheiten höherer Art, die eine allgemeine und unwandelbare Gültigkeit haben. Nach beendigtem Druck kehrte Gibbon wieder nach seinem geliebten Aufenthalt bei Lausanne zurück, wo er in ungestörter philosophischer Ruhe lebte. Als aber die französische Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz zu erstrecken anfing, machte er 1793 abermals eine Reise nach England, und starb, 16. Jan. 1794, zu London. Außer ein paar kleinen Schriften besitzen wir von Gibbon noch seine Selbstbiographie in 2 Bänden. Matthisson gibt in seinen Briefen folgende anziehende Schilderung von Gibbon: Sein Aeußeres hat viel Auffallendes. Er ist groß und von starkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in seinen Bewegungen. Sein Gesicht ist eine der sogenannten physiognomischen Erscheinungen, wegen des unrichtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen sind so

klein, daß sie mit der hohen und prächtig gewölbten Stirn den härtesten Contrast machen. Die etwas stumpfe Nase verschwindet fast zwischen den stark hervorspringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an sich schon sehr längliche Oval des Gesichts noch frappanter. Ungeachtet dieser Unregelmäßigkeit hat Gibbons Physiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde, und kündigt beim ersten Blick den tiefen und scharfsinnigen Denker an. Nichts geht über das geistvolle Feuer seiner Augen. Gibbon hat ganz den Ton und die Manieren eines abgeschliffenen Weltmanns, ist kalthöflich, spricht das Französische mit Eleganz und hat (ein Phänomen bei einem Engländer) fast die Aussprache eines pariser Gelehrten. Er hört sich mit Wohlgefallen und redet langsam, weil er jede Phrase sorgfältig zu prüfen scheint, ehe er sie ausspricht. Mit immer gleicher Miene unterhielt er sich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragischen Begebenheiten, und sein Gesicht verzog sich, so lange wir beisammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine drollige Geschichte zu erzählen, nicht ein einzigesmal zum Lächeln. In seinem Hause herrscht die strengste Pünctlichkeit und Ordnung.

Gibellinen, s. Welfen.

Gibichenstein, ein Dorf an der Saale, eine kleine halbe Stunde nördlich von Halle, von 92 Feuerstätten und 550 Einwohnern. Hier ist ein Domänenamt, das 4 Städte und 58 Dörfer unter seiner Gerichtsbarkeit hat, und 38,000 Thlr. jährlichen Pacht entrichtet. Die Lage des Orts ist sehr angenehm, und die Ruinen der alten Burg erinnern an die dunkeln Zeiten des Mittelalters. Ja, es hat Schriftsteller gegeben, die, weil nach einer alten Sage römische Münzen aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnuag in der Nähe des alten Schlosses ausgegraben sein sollen, die Anlegung der alten Feste dem Drusus Germanicus zuschreiben. Allein jene Angabe ist höchst unsicher. Die Hermunduren, später die Thüringer genannt, mußten im 6. Jahrh. den Franken ihr Gebiet abtreten, die sich aber mit dem thüringischen Landen, westlich von der Saale begnügten, und die östlichen gegen Zins den Sorben, als neuern Abkömmlingen aus Osten, überließen. Von diesen rühren die meisten Alterthümer her, die in der Gegend von Gibichenstein gefunden werden, und von denen der jetzige königliche Beamte eine sehenswerthe Sammlung besitzt. Carl der Große eroberte, nach hartnäckigem Kampfe, das Land, und ließ es, so wie die folgenden Kaiser seines Stammes, durch Gaugrafen regieren. Unter diesen verwalteten die Grafen von Wettin, unbekannten Herkommens, wenigstens erweislich nicht von Wittekind abstammend, die Gegenden um Halle. Einer derselben mag die Burg Gibichenstein angelegt haben; genannt wird der Ort zuerst unter Heinrich dem Vogler, der, nachdem er den Staat der Sorben zerstört, eine Menge Burgen gegen die östlichen Völker anlegen ließ, und auf denselben Castellane, Hausleute und Thurmwächter bestellte. Sein Sohn Otto I. schenkte der Kirche zu Magdeburg im J. 964 den Zehnten zu Gibichenstein, und 965 den ganzen Bezirk (Neglitzer Gau), mit ausdrücklicher Benennung von Gibichenstein. Die Burg diente im Mittelalter, wegen ihrer festen Lage, als Staatsgefängniß, in welchem unter andern Kaiser Heinrich IV. zu Ende des 11. Jahrh. den Landgrafen Ludwig von Thüringen zwei Jahre lang verwahren ließ. Da dieser nun entkommen war, so ward ausgebreitet, er habe durch einen Sprung in die Saale sich gerettet. Das Fenster wird in den Ruinen noch gezeigt. Zwar fließt die Saale nicht mehr unmittelbar an dem Schlosse, wol aber nahe an einem Ge-

mauer, das gewiß einst ein Theil der Burg war, und es kann sich leicht nach und vor der Zerstörung der Burg das Bette der Saale mehr nordwärts gedrängt haben. Indessen ist die Höhe des angeblichen Fensters über dem Spiegel der Saale 120 Fuß. Die Erzbischöfe von Magdeburg hatten dort Burggrafen, unter denen ein Geschlecht von Gibichenstein vorkommt. Im 15. Jahrh. verlegten die Erzbischöfe ihren Hof von Gibichenstein auf die neu erbaute Moritzburg bei Halle. Ihre Burggrafen nannten sich nun Burghauptleute. Als Kaiser Carl V. 1547 auf der Residenz in Halle sich aufhielt, gefiel ihm die Gegend um Gibichenstein so sehr, daß er auf dem der Burg gegenüber liegenden Tannenberge große Mittagstafel gab. Gänzlich zerstört ward die alte Burg durch die Schweden unter Banner im dreißigjährigen Kriege 1636. ut.

Gibraltar. Das felsige, mehr als 1200 Fuß über der Meeresfläche erhabene Vorgebirge Gibraltar, von Mitternacht nach Mittag 7 — 8 englische Meilen lang, an der breitesten Stelle nicht eine halbe engl. Meile breit, überall steil, hin und wieder senkrecht steil, durch Natur und Kunst eine unüberwindliche Festung der Engländer, liegt an der südlichsten Spitze des spanischen Königreichs Andalusien, unter dem 36° 7′ N. B. Der Name entstand aus den arabischen Wörtern Gibel al Tarif (Tarifs Gipfel oder Felsen), da Tarif Abenzaca, Feldherr des Califen Walid, zur Zeit des Einbruchs der Araber in Spanien 714, bei diesem unter den Völkern des Alterthums unter dem Namen Calpe bekannten Felsen zuerst landete, und die an seinem Fuße gelegene Stadt Heraklea eroberte, welche ihren Namen unstreitig der mythologischen Sage von den Säulen des Hercules verdankt, die dieser Heros der alten Welt auf diesem und dem gegenüber liegenden afrikanischen Vorgebirge Ceuta als Denkmal seiner an jener Meerenge beendigten Abenteuer aufgestellt haben soll. Von dem Berge und der Festung Gibraltar ist die westlich neben jenem gelegene Stadt und Bai, so wie die Afrika von Europa scheidende Meerenge oder Straße benannt worden. Die Stadt hat 4000 Einw. und die Festung eine zahlreiche Besatzung. Ferdinand II., König von Castilien, entriß 1302 Gibraltar den Arabern. 1333 eroberten diese es wieder und verloren es wieder 1462 an Heinrich IV. Das sogenannte Castell an der Nordseite des Berges, nach maurischer Bauart vormals mit dreifacher Mauer umgeben, von welcher aber nur noch die oberste Mauer stehen geblieben ist, zum Schutz der Stadt gegen das Belagerungsgeschütz von der Landseite her, steht noch da als redendes Denkmal aus den Zeiten der Araber. Die Stelle der untersten Mauer erfüllt die große Batterie, zum Schutz des nach Norden gerichteten Landthores. Den Platz der zweiten Mauer haben Privatwaarenhäuser eingenommen. Der deutsche Ingenieur Speckel änderte unter dem Könige Carl die altmaurischen Festungswerke der neueuropäischen Befestigungsart gemäß ab. Im spanischen Erbfolgekrieg mußten die Spanier diese Festung, 4. Aug. 1704, dem brittischen Admiral Rook und dem Prinzen Georg von Darmstadt, kaiserl. Feldmarschallieutenant und Vicekönig von Catalonien, übergeben, welche unerwartet, im Mai desselben Jahres, vor Gibraltar erschienen, als ihr Angriff auf Barcellona von dem Vicekönig Don Francesco de Velasco zurückgewiesen worden war. König Philipp von Anjou, ließ vom 12. Oct. 1704 an Gibraltar mit 10,000 Mann von der Landseite angreifen, wo die Festung durch einen schmalen sandigen Erdstrich mit dem Festlande zusammenhängt, der aber von den Engländern so mit Batterien besetzt worden war, daß die Spanier diesen Theil derselben porta de fuego (Feuerrohr) benannten. Während dessen schloß der Ad-

miral Pointis Gibraltar mit 24 Schiffen von der Seeseite ein. Fast schon auf das Aeußerste gebracht, erhielt es noch zeitige Hülfe durch die englisch-holländische Flotte unter Admiral Leake. Die Einschließung von der Landseite dauerte ohne Erfolg bis zum utrechter Frieden (1714) und Bestätigung desselben (1716) fort. Seitdem unterließ England nichts, um Gibraltar, das Bollwerk seines mittelländischen Handels, besonders als es Malta noch nicht besaß, unüberwindlich zu machen. Da aber mit der Furchtbarkeit des Platzes das Interesse Spaniens, denselben wieder zu bekommen, sich vergrößerte, so wurde den 7. März 1727 eine Belagerung begonnen, welche die Ankunft des Admirals Träger mit 11 Kriegsschiffen vereitelte. Früher, auf dem Congreß zu Cambray, hatte man denselben Zweck, doch ebenfalls vergeblich, in der Güte zu erreichen gesucht. Spanien bot nunmehr zwei Million Pfund Sterling für die Wiedereinräumung des Platzes, allein umsonst, es mußte sich vielmehr im Vertrage von Sevilla 1729 abermals aller Ansprüche begeben. Doch unterließ es nicht, alle Einfuhr in die Festung streng zu verbieten, auch dieselbe durch die immer mehr verstärkten Linien von St. Roch und Algezira gänzlich von dem festen Lande abzuschneiden. Um so leichter war es aber, Einwohner und Garnison von der Seeseite her zu versorgen, als in dem Felsen selbst ein süßer Brunnen quillt, und in den felsigen Grotten der Regen sich zu den reinsten Trinkwasser läutert und sammelt. Kühe, Schafe und Ziegen finden unter dem südlichen Himmel an den Felsenritzen immer grunende Nahrung, und überdies ist jedes Fleckchen fruchtbares Land mit den mannichfaltigsten, theils wild wachsenden, theils gepflanzten Fruchtbäumen jenes ergiebigen Climas besetzt. Bei dem 1779 zwischen England und Spanien ausgebrochenen Kriege erneuerte dieses zum letztenmal seine Angriffe gegen Gibraltar. Die Generallieutenants Abarca und Sotomayor schlossen es zu Lande, Don Barcelo zur See ein. Im Jan. 1780 entsetzte es Admiral Rodney. Doch schon am 17. April war ein neuer Entsatz, durch den Admiral Darby bewirkt, dringend nöthig. Am 18. Juni 1782, wo der Herzog von Crillon mit einem französischen Hülfscorps eintraf, wurden die Anstrengungen der Belagerer erneut und verdoppelt. Am 13. Sept. d. J. wurden die sogenannten schwimmenden Batterien vernichtet. (S. d. Art. Eliot.) Nach der Ankunft des Admiral Howe, welcher den Platz wieder mit allen Bedürfnissen versah, waren die Verbündeten genöthigt, die Belagerung in eine bloße Einschließung zu verwandeln. Der Friede 1783 versicherte England abermals diese Festung, deren Belagerung von 1779 bis 1782 den kriegführenden Mächten über 74 Millionen Thaler gekostet haben soll. Seitdem ist Gibraltar in allen englisch-spanischen, zum Theil auch französischen Kriegen höchstens nur von der Landseite eingeschlossen worden.

Gicht, s. den Art. Arthritisch.

Gichtel (Joh. Georg), ein bekannter Mystiker und Schwärmer des 17. Jahrh., wurde 1638 zu Regensburg geboren, und zeigte schon in seinem 12. Jahre die unverkennbaren Anlagen zu dem, was er einst werden sollte. Stundenlang unterhielt er sich in diesem Alter, auf dem Felde herumschweifend, seinem Vorgeben nach, mit Gott, und im 16. Jahre hatte er bereits häufige Visionen. So erschien ihm z. B. einmal der Weltgeist in Gestalt eines großen, vielfarbigen Rades, und nur seine natürliche Schüchternheit und Zaghaftigkeit hielt ihn, wie er selbst berichtet, davon ab, sich in diesen seinen Stern hineinzustürzen. Da er sich später dem Studium der Jurisprudenz ergab, in welchem er sich durch Fleiß und Pünktlichkeit viele Freunde erwarb, so daß er bald als

Rechtsgelehrter recht anständig, ja sogar im Ueberflusse leben konnte, so schienen sich diese mystischen Träumereien etwas bei ihm zu verlieren, aber leider kehrten sie nur zu bald verstärkt zurück und rissen ihn aus einer eben so ehrenvollen als einträglichen Bahn. Veranlassung dazu gab eine unpassende Ehe, die er, 26 Jahr alt, mit einer reichen Wittwe schloß, die aber weit älter war als er. Die Zwietracht, welche dadurch in der Familie seiner Frau entstand, deren Schwiegersöhne ihn vor seiner Verheirathung bereits einmal thätlich mißhandelt hatten, weil er sich, als Rechtsbeistand, der Angelegenheiten seiner nachherigen Frau emsig annahm, erfüllte ihn mit dem tiefsten Kummer und brachte ihn erst zu dem Entschluß, den weltlichen Gütern, mit denen er nunmehr reichlich gesegnet war, zur Ehre Gottes und zum Heil seiner Seele, zu entsagen, und, da dies seinem ängstlichen Gemüthe noch nicht genug schien, endlich auf den Gedanken, nach Amerika zu gehen um dort in Dürftigkeit und Demuth den Heiden das Christenthum zu lehren. Wirklich begab er sich auch nach Zwoll in Holland, wo damals ein ihm ähnlicher Schwärmer, mit Namen Brekling, sein Wesen trieb, um unter diesem heiligen Manne sich zu seinem wichtigen Berufe als Missionär auszubilden, doch hielt er sich daselbst nicht lange auf, sondern kehrte auf die Nachricht, daß ein gewisser Baron Weiß in Regensburg gleichfalls vom Schwindel einer exaltirten Frömmelei befallen war, dahin zurück, um sich mit diesem zu vereinigen. Dies bekam ihm aber schlecht; denn da er hier anfing, mit ungestümen Eifer das ganze Kirchenwesen reformiren zu wollen, und dies zu vielen ärgerlichen Auftritten Veranlassung gab, so sperrte man ihn erst einige Monate ein, zog sein ganzes Hab und Gut ein und ließ ihn, mit der Weisung, bei harter Ahndung nie zurückzukehren, durch die Büttel über die Grenze bringen. Gichtel ging nun nach Wien, woselbst er neben seinen frommen Faseleien noch auf die Träumereien der Alchymie verfiel, und, als es auch hier nicht mehr mit ihm fortwollte, wieder nach Zwoll, zu seinem Freunde Brekling. Das gute Einverständniß mit diesem dauerte indeß auch nicht lange; eingebildet wie sie beide waren, veruneinigten sie sich, und da Gichtel auch hier anfing, das Volk mit seinen Nebeleien zu verwirren, so ward er erst einigemal festgesetzt, und endlich ganz aus Zwoll und Ober-Yssel verbannt (1668). Er begab sich nun nach Amsterdam, damals dem Zusammenflusse schwärmerischer Thoren, und lebte hier, meist in großer Dürftigkeit, einzig von den Wohlthaten seiner anfänglich sehr zahlreichen Anhänger, die er durch Predigten wider die Sündlichkeit des Ehestandes, schauderhafte Prophezeihungen von göttlichen Strafgerichten u. s. w. erbaute. Auch hatte er hier abermals Visionen. Lange dauerte dies Wesen jedoch nicht. Bald entstand Zwiespalt unter dem frommen Haufen und viele seiner sonstigen enthusiastischen Verehrer wurden seine erbitterten Feinde, und beschuldigten ihn, nicht ohne Unrecht, er verbreite Arbeitscheu und Feindschaft in die Familien, da Arbeiten und Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens nach seiner Lehre sündlich war, weil der Mensch sich allein der Gnade Gottes überlassen und sich um nichts weiter kümmern und mühen sollte. Dieser Abfall des größten Theils seiner Gemeinde versetzte aber Gichteln in solche Noth, daß er, wie er selbst bekennt, fünfmal auf dem Puncte stand, sein Elend durch Selbstmord zu enden; allein er hatte weder den Muth dazu, noch die Kraft, von seinen Verirrungen zu lassen, in die er vielmehr immer tiefer sank, und das traurigste Leben führte, bis ihn endlich der Tod im Jahre 1710 erlöste. Er starb zu Amsterdam, arm, vergessen und verachtet. Zwei Jahre vor seinem Tode verlor er zwei Nägel am

rechten Füße, an deren Stelle ihm eine Art Krallen herauswuchsen. Der unglückliche Mann hielt dies für Adlerklauen und glaubte ganz fest, dies sei ein Zeichen, daß der Geist nun bald bei ihm zum Durchbruch kommen werde. Geschrieben hat Gichtel mehreres, was theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden und Schülern herausgegeben wurde, und was in neuester Zeit, wo mystische Schwärmerei leider wieder viele Anhänger fand, aus dem Staube der Vergessenheit theilweise wieder hervorgezogen ward. Man hat von Gichtel mehrere Lebensbeschreibungen; wir nennen hier nur die von Reinbeck (Berlin 1732) und die von seinem Schüler Rautenberg. Unter die eifrigsten seiner Anhänger gehörte der Kaufmann Johann Wilhelm Ueberfeld aus Frankfurt a. M. Als Gichtel starb, stellte sich dieser Mann an die Spitze des schwärmenden Häufchens, dessen Glieder sich unter einander Engelsbrüder nennen, noch hie und da existiren und in der Enthaltung vom zweiten Geschlecht und im Müssiggang das Heil der Seele setzen.

Giebel oder Fronton ist einer derjenigen Theile des Gebäudes, welche demselben zur Verzierung gegeben werden, und eine über die Vorlagen eines Gebäudes in schräger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen drei Seiten Einfassungen von Gesimsen bekommt. Das Hauptgesims ist die Grundlinie desselben; die Seiten bekommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Giebel über Fenstern und Thüren sind ein Auswuchs des schon gesunkenen Geschmacks in der Baukunst. Sie geben, zumal dicht neben einander, dem Gebäude ein krauses, eckiges, überladenes und unangenehmes Ansehn. Die natürlichste Form des Giebels ist die dreieckige; runde Dächer lassen auch eine runde Form zu, aber ausgeschweifte und in ihrer Form unterbrochene Giebel sind durchaus zu verwerfen. Die Giebel der Alten sind sehr niedrig; Vitruv gibt zur Höhe des Giebelfeldes den neunten Theil der Breite desselben an. Die Höhe des Kreuzes dazu gerechnet, beträgt die Höhe des ganzen Giebels etwa den fünften Theil seiner Breite. Es finden sich aber Beispiele, daß sie beträchtlich niedriger waren. Die Griechen und Römer verzierten nur Tempel mit Giebeln. Das erste Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäsar. War das Giebelfeld groß, so füllten es die Alten mit einem Basrelief aus; Inschriften, oder wol gar Fenster, wie die Neuern in den Giebeln anbringen, finden sich bei den Alten nie.

Gift, jeder Stoff, der schon in geringer Menge Zufälle in dem Körper der Thiere sowol als der Menschen hervorbringen kann, welche der Gesundheit und dem Leben derselben Gefahr bringen. Uneigentlich nennt man daher auch überhaupt Alles, was sehr schädlich auf organische Körper wirkt, ein Gift für dieselben. Die Einwirkung der Gifte auf den Körper geschieht theils durch Aufnahme in das Innere desselben durch den Mund in die Verdauungswege, in den Magen und Darmcanal, oder vermittelst des Athemholens in die Lungen, wohin z. B. die giftigen Luftarten und Dämpfe gelangen, theils durch die Einsaugung der Haut. Manche Gifte wirken mehr chemisch, die organische Faser zerstörend, ätzend, die Form und den Zusammenhang der Theile verletzend, heftig reizend, schnell Entzündung und den Brand erregend. Hieher gehören die meisten Gifte aus dem Mineralreiche: 1. mehrere Metallkalke und deren Verbindungen mit Säuren, z. B. der Arsenik, eines der fürchterlichsten und zerstörendsten Gifte, wovon schon wenige Gran tödtliche Zufälle hervorbringen. Auch von dem Kupfer sind mehrere Zubereitungen giftig, z. B. der Grünspan, mehrere Farben davon, auch die in kupfernen Gefäßen gekochten sauern oder sehr gesalzenen

Flüssigkeiten, Speisen oder Getränke. Mehrere Präparate von Quecksilber, als der ätzende Sublimat, der weiße und rothe Principitat u. a. m., auch einige vom Spießglanz gebräuchliche Zubereitungen sind hieher zu rechnen. 2. Starke Mineralsäuren, wenn sie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelsäure, oder das sogenannte Vitriolöl, die Salpetersäure, oder das sogenannte Scheidewasser, die Salzsäure. 3. Einige Pflanzen, welche einen sehr scharfen und ätzenden Stoff bei sich haben, z. B. von den bei uns einheimischen die Wolfsmilch (Euphorbium Esula), der Kellerhals (Daphne Mezereum) u. a. m. 4. Aus dem Thierreiche die Cantharіden oder sogenannten spanischen Fliegen (s. Fliege). Die Wirkung aller dieser Gifte äußert sich schnell; wenn sie in den Magen gekommen sind, entsteht heftige Uebelkeit, unaufhörliches Würgen und Brechen mit den quälendsten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele Messer darin herumschnitten; bald kommt Entzündung, und, wenn nicht schnelle Hülfe geleistet wird, der Brand hinzu. Andere Gifte wirken mehr durch schnell vorübergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derselben. Dies sind die sogenannten betäubenden Gifte, worunter die meisten aus dem Pflanzenreiche sind. Sie äußern ihre Wirkung durch Uebelkeit, heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Dunkelheit oder Flimmern vor den Augen, gewaltsame und unwillkürliche Bewegungen der Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Gesichtsmuskeln, Angst, Verlust des Bewußtseins u. s. w., endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Hieher gehört das Opium, der Schierling (Conium maculatum), das Bilsenkraut (Hyoscyamus), die Belladonna (Atropa Belladonna). Auch in den bittern Mandelkernen steckt ein ähnliches, schnell das Leben vernichtendes Gift, das seine Wirkung äußert, wenn sie in Menge genossen werden, oder wenn das concentrirte destillirte Oel in den Magen kommt. Gift steckt auch in den Blättern des Kirschlorbeers, und unter den Erzeugnissen des Thierreichs wird es in der berliner Blausäure gefunden. Unter den Pflanzen gibt es mehrere, welche beide Wirkungen vereinigen, und mittelst eines eigenen scharfen Stoffes reizend und, vermöge des ihnen zukommenden narcotischen Stoffes, betäubend wirken. Hieher gehören z. B. der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea), das Eisenhütchen (Aconitum Napellus), u. a. m. Andere Gifte wirken dadurch, daß sie die zum Leben nöthigen Verrichtungen mancher Organe plötzlich oder allmälig unterdrücken. Hieher gehören alle die schädlichen Luft- und Gasarten, welche nicht zum Athemholen taugen, erstickende Dämpfe, z. B. Kohlenstoffgas (die fixe Luft) in Kellern, worin gährendes Bier liegt, Schwefeldämpfe, Kohlendämpfe, durch das Athmen und die Ausdünstung vieler Menschen in einem verschlossenenen Raume verdorbene Luft, große Menge starker Blumengerüche in verschlossenen Zimmern u. a. m. Verschiedene Präparate vom Blei, als Bleizucker, Bleiweiß, Mennig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker versüßt u. dgl. m. sind in diese Classe zu rechnen, indem sie allmälig die Lebensthätigkeit der einsaugenden Gefäße in den Darmcanal unterdrücken, sie zusammenziehen und verengern, Kolikschmerzen erregen, und endlich die Einsaugung des Nahrungsstoffes verhindern, wodurch Auszehrung entsteht. Endlich gibt es noch Gifte, welche durch ihre Einwirkung auf den Körper solche Unordnungen in demselben verursachen, daß daraus lebensgefährliche Krankheiten entstehen. Hieher können diejenigen thierischen Gifte gerechnet werden, welche als contagiöse Krankheitsgifte jedesmal die bestimmte Krankheit

hervorbringen, deren Erzeugniß sie selbst sind; z. B. das Wuthgift, das venerische Gift u. a. m. Gegengift heißt jede auf den organischen Körper angebrachte Wirkung oder Substanz, welche die schädliche Wirkung eines Giftes vernichten soll, insbesondere aber jedes einem bestimmten Gift entgegenwirkende Heilmittel. Die Gegengifte sind eben so verschieden, als es im Allgemeinen die Gifte sind. Sie sollen theils den Körper gegen die Einwirkung des Giftes schützen, theils das letztere so umändern, daß es seine schädliche Wirkung verliert, theils die schon geäußerten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet man überhaupt gegen die ätzenden und scharfen Gifte schleimige und fette Mittel an, z. B. Oel, fette Milch und dergl., um die Wände des Magens und der Gedärme gegen die zerstörende Wirkung des Giftes zu schützen. Gegen die metallischen Gifte dienen noch außerdem Seifen- und Schwefelleberauflösung, um durch die Verbindung mit dem Laugensalze und dem Schwefel die ätzende Schärfe jener Metallgifte zu verhindern. Gegen die concentrirten Mineralsäuren dienen besonders auch Oel, Laugensalze und Seife. Gegen Cantharıden dienen schleimige, ölige Mittel mit Kampfer. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die schwächern vegetabilischen Säuren, Essig, saure Weine; die Wirkung des Gifts der Blausäure, der bittern Mandeln, der Blätter des Kirschlorbeers vernichtet das Laugensalz, auch eine Eisenauflösung. Gegen Opium wirkt besonders der Caffee, auch der Wein und der Kampfer u. s. w. Unter den contagiösen Giften haben wir gegen die wenigsten ein bestimmtes Gegengift. Wir müssen uns begnügen, blos gegen die von denselben erregten Krankheiten zu handeln, wenn wir den Körper nicht gegen die Einwirkung derselben schützen können. Gegen die Wirkung giftiger Bisse oder Stiche z. B. reiben wir fette Oele ein, gegen die vom venerischen Gift erregte Krankheit wirkt das Quecksilber specifisch. Ehemals glaubte man durch Schwitzen alle schädlichen Stoffe aus dem Körper heraustreiben zu können, daher man sich eine Zusammensetzung von vielerlei Schwitzmitteln als das beste und allgemeinste Gegengift dachte. Hiervon rühren die Alexipharmaca der Alten, der sonst so berühmte Mithridat, Theriak u. a. dergl. her, welche aber nichts weiter bewirkten, als was sie vermöge ihrer sonderbaren Mischung konnten, nämlich erhöhte Thätigkeit der Systeme der Nerven und Adern, und daher erfolgenden Schweiß, wodurch sie bei den contagiösen Krankheiten meistens mehr Schaden als Nutzen stifteten. II.

Giganten, drachenfüßige Riesen, welche Gäa, im Zorn über die Einkerkerung der Titanen in den Tartarus, aus dem Blute des entmannten Uranus gebar und zum Kampfe gegen den Jupiter aufregte. Auf den phlegräischen Feldern stürzten sie aus der Erde hervor und begannen den Kampf gegen die himmlischen Götter. Sie thürmten die Gebirge Ossa, Pelion, Oeta, Rhodope und andere auf einander, und bestürmten von dieser Höhe mit Felsenstücken und Feuerbränden den Olymp. Wenn erstere ins Meer fielen, bildeten sie Inseln; fielen sie aufs Land, Berge. Aber die Götter widerstanden dem Angriff der Frevelnden und errangen den Sieg. Hercules — denn ohne den Beistand eines Sterblichen konnten die Götter nicht siegen — tödtete und verwundete mehrere, unter diesen den Alcyoneus. Mercur erlegte den Hippolytus, Vulcan und Hekate der Clitias, Minerva den Pallas, Jupiter selbst erschlug mehrere mit seinen Blitzen, Neptun stürzte einen Theil der Insel Cos auf den Polybatus, Minerva die Insel Sicilien auf den Enceladus. Nach Einigen wurden auf alle Giganten Inseln oder Berge gestürzt, aus denen sie Feuer spien, nach Andern wurden

sie in den Tartarus verschlossen und daselbst mit dem Uranus bewacht. Nach spätern Erzählungen soll das Geschrei des Esels Silens, nach Andern das Blasen des Triton auf seiner Seemuschel sie in die Flucht gejagt haben.

Gigantisch, s. Koloß.

Gigli (Hieronymus), ein berühmter italienischer Literator, gleich merkwürdig durch seinen Geist wie durch seine Lebensbegegnisse. Er wurde zu Siena den 14. Octbr. 1660 geboren, und sein eigentlicher Name war Renci. Ein reicher Verwandter, Namens Hieronymus Gigli, von besonderer Vorliebe für den sich früh entwickelnden Knaben beseelt, nahm ihn aber an Kindesstatt an, und der junge Renci trug hinfort den Namen seines Wohlthäters, dessen Sorge für ihn so weit ging, daß er für seinen Schützling sich auch um eine reiche Frau umsah, die sich denn auch bald fand, worauf der junge Mensch, auf Antrieb des alten Gigli, noch nicht volle 15 Jahre alt, verheirathet wurde. Da nun bald hierauf der alte Verwandte starb, so sah sich Hieronymus Renci, oder wie er nun hieß, Gigli, in einem Alter von ungefähr 18 Jahren, Besitzer eines ansehnlichen Vermögens, Gatte und Vater mehrerer Kinder. (Seine Frau, die bedeutend älter war, gebar ihm nach und nach deren zwölf.) Schon als Knabe hatte sich Gigli durch Geist und Fleiß ausgezeichnet; jetzt erwarben ihm seine Talente schnell einen ausgezeichneten Ruf. Seine lyrischen und dramatischen Dichtungen, die rasch auf einander folgten, wurden überall mit dem größten Beifall aufgenommen, und er gewann durch die letztern mehr Ruhm als Apostolo Zeno und Metastasio. Zu diesem äußern Glück kam noch, daß er in seinem Hause ein angenehmes Leben führte, und er hätte nun in ungetrübter Heiterkeit leben können, wäre ihm nicht sein unbezähmbarer Hang zur Satyre und Spöttelei daran hinderlich gewesen. Er bekam dadurch zahllose Feinde, und da sich sein beisender Witz besonders gegen alles wandte, was Heuchelei hieß, um so gefährlichere. Eine von ihm unter dem Titel Don Pilone veranstaltete Uebersetzung von Molieres Tartüffe zog ihm vorzüglich den Haß der Geistlichkeit seiner Zeit zu, der dadurch noch mehr gesteigert wurde, daß er dies Stück einst selbst mit einigen seiner Freunde öffentlich auf dem Theater in Siena aufführte, wobei mehrere dort bekannte Personen, zum unglaublichen Jubel der zahlreichen Zuschauer, in Kleidung und Benehmen aufs treueste dargestellt wurden. Aber nicht allein gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst und seine Angehörigen, richtete sich Giglis Witz, und in einem andern Drama, la Sorella di Don Pilone genannt, persifflirte er nicht nur sich mit allen seinen Schwächen und Eigenheiten, sondern auch seine Gattin, wegen ihrer oft in Geiz ausartenden Sparsamkeit, seine Verwandten und Hausgenossen. Als er es nun endlich noch, bei Gelegenheit der Herausgabe der Werke der heil. Catharina, unternahm, in einem angehängten Vocabolario delle opere di Sta. Catharina e della lingua sanese die Aussprüche der berühmten Akademie della Crusca, deren Mitglied er war, anzugreifen, da brach der lange verhaltene Sturm gegen ihn los, und Gigli, verleumdet und angeklagt von allen Seiten, unterlag, wie natürlich, zuletzt der Ueberzahl seiner Gegner, unter denen sich besonders die Jesuiten auszeichneten. Sein Name wurde aus der Liste der Professoren von Siena, der Mitglieder der Akademie der Crusca u. a. gelehrten Gesellschaften, die früher es sich zur Ehre gerechnet hatten, ihn unter sich zu sehen, ausgestrichen, und er selbst aus seiner Vaterstadt gewiesen. Da nun überdieß noch seine Vermögensumstände, durch Verschwendung und Unachtsamkeit, sehr zerrüttet waren, so sah sich

Gigli in einer sehr trüben Lage, und gezwungen, in Rom, wohin er sich wandte, im Allgemeinen sowol als im Einzelnen, alles das zu widerrufen, was er Verwundendes für die Crusca und die überhaupt durch seine Schriften Getroffenen, früher herausgegeben hatte. Hierdurch erlangte Gigli nun zwar die Erlaubniß, nach Siena zurückkehren zu dürfen, seine Lage ward indeß nicht besser. Die Sparsucht seiner Frau hatte sich in den abscheulichsten Geiz verwandelt, und zänkisch, frömmelnd und unleidlich geworden, dazu viel älter als er, machte sie ihm sein Haus zur Hölle; auch Anfälle von Wassersucht vermehrten seine Leiden, die endlich so drückend wurden, daß er sich entschloß, wieder nach Rom zu gehen, um wenigstens frei von häuslichen Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten seine Tage zu beschließen. Er sah nun fast niemand mehr als seinen Beichtvater, und starb an wiederholten Anfällen der Wassersucht, den 4. Jan. 1722, 69 Jahr alt in Rom, so arm, daß die Kosten seines Begräbnisses von einigen frommen Brüderschaften bestritten werden mußten. Kurz vor seinem Ende verbrannte Gigli noch selbst mehrere seiner kleinen Schriften, Ergüsse seiner bittern Spottsucht. Die von ihm nachgelassenen Werke sind sehr zahlreich und zum Theil höchst geistreich und witzig. Besonders ist dies mit einigen erdichteten geschichtlichen und biographischen Aufsätzen der Fall, durch welche er selbst einen Apostolo Zeno mystificirte, so daß dieser sie lange Zeit für ächt hielt, und im Giornale de Letterati d'Italia ganz ernsthaft davon sprach. Von Charakter war Gigli offen und brav, voll wahrer Frömmigkeit und ein Feind aller Verstellung und Heuchelei. Als Mitglied der Arkadier in Rom trug er den Namen Amaranto sciatidico.

Gilbert. Zwei bekannte franz. Dichter führen diesen Namen: I. **Gabriel Gilbert** lebte im 17. Jahrh. und war ein Zeitgenosse Racines und Corneilles, denen er mit seinen dramatischen Arbeiten vorausging; wie die ihrigen die seinigen verdunkelt haben, ob man gleich will nachweisen können, daß es von diesen beiden großen Dichtern nicht soll verschmäht worden sein, in der Phädra und Rodogüne Gilberts Ideen zu benutzen und selbst viele seiner Verse nachzubilden. Gilbert war in seiner Jugend Secretär der Herzogin von Rohan. Dann wurde er in gleicher Eigenschaft bei der Königin Christine von Schweden angestellt, die voller Bewunderung über G. (den sie «mon beau génie» zu nennen pflegte), ihn zum schwedischen Residenten beim französischen Hofe ernannte und mit Gnaden und Geschenken überhäufte. Nach dem Tode Christinens hörte dies alles auf, und da auch seine Stücke das Publicum nicht mehr anzogen, er daraus also keine Einnahmen weiter erhielt, so verfiel er in Armuth und Vergessenheit. Man hat von ihm eine große Anzahl poetischer Arbeiten und unter diesen 15 Theaterstücke. In seinem Trauerspiele Telephont ließ der Cardinal Richelieu einige von seinen eigenen Versen einrücken, eine Gefälligkeit, die dem Dichter von dem großen Staatsmann, der aber nur ein schlechter Reimer war, hoch angerechnet wurde. Auch hat er eine, Ovid nachgebildete, Kunst zu lieben geschrieben. II. Der neuere französische Dichter **Gilbert** heißt Nicolas Joseph. Er war 1751 geb. und starb 1780 in einem Alter von 29 Jahren. Schicksal, Gemüthsstimmung und Talent führten ihn der satyrischen Gattung der Poesie zu, und es gibt franz. Kunstrichter, die Gilbert ihren Juvenal nennen. Er warf sich unter die Partei, welche der der sogenannten Philosophen entgegenstand, und mit einer solchen Heftigkeit, daß man von ihm sagte, er habe die Sturmglocke gegen sie gezogen. Seine

Satyren: „das 18. Jahrhundert", die er 1775 an Freron adressirte, und „meine Apologie", welche er 1778 folgen ließ, haben in der That solche kraftvolle und treffende Stellen, daß man dadurch an den römischen Dichter erinnert wird. Es gibt eine Sammlung seiner Poesien in 2 Bänden.

Gilde, gleichbedeutend mit Gülde, Gilte, Zunft, Einung, Innung, Gaffelamt, Gaffel, Amt, Zeche, Bruderschaft, Amtsgilde, bedeutet öffentlich bestätigte Gesellschaften von Handwerksgenossen, welche mit einer Ordnung und Lade versehen, und mit Ausschließung anderer ein gewisses Handwerk zu treiben berechtigt sind. Allein zu dem Begriffe von einer Gilde oder Zunft gehört es durchaus nicht, daß nur gerade Handwerksgenossen einerlei Art in Verbindung mit einander stehen, sondern auch Handwerker von ganz verschiedener Art können zusammen eine Gilde ausmachen, wie dies auch wirklich der Fall ist, z. B. mit den Feuerarbeitern, Lederarbeitern rc. Hingegen aber folgt aus dem Begriffe Gilde oder Zunft schon von selbst, daß derselben überhaupt alle diejenigen Rechte zustehen müssen, welche eine jede erlaubte Gesellschaft im Staate ordentlicher Weise genießt. Auf diesem Grundsatze beruht das Recht der Gilden oder Zünfte: 1. gewisse Gilde= oder Zunftartikel, oder Handwerksordnungen zum Besten der Gilde verabreden zu dürfen und darüber Gildebriefe zu besitzen, d. i. eine schriftliche Bestätigung oder ein Privilegium der Landesobrigkeit, so einem Handwerke ertheilt ist, worin zugleich dessen Rechte, Freiheiten und Schranken enthalten sind, nebst dem, was dessen Meister eigentlich verfertigen und treiben können. 2. Einzelnen Mitgliedern und Personen zur Erhaltung einer guten Ordnung die Aufsicht über bestimmte Gilden= oder Innungsgeschäfte zu übertragen und bei Prozessen, welche die Gilde betreffen, einen Syndicus zu bestellen. 3. Zusammenkünfte (oder Morgensprachen, weil sie ehedem des Morgens mit Aufgang der Sonne Statt fanden) zu halten, wenn es das Beste der Gilde erfordert. Endlich 4. ein gewisses gemeinschaftliches Vermögen zu besitzen und zur Bestreitung der Kosten, welche die Erhaltung und das Beste der Innung erfordern, gewisse Abgaben zu bestimmen, welche die Gilde= oder Zunftgenossen entrichten müssen, und die nebst andern Gildesachen in einer gemeinschaftlichen Lade, Gildelade, pflegen aufbewahrt zu werden. An einigen Orten macht man jedoch einen Unterschied zwischen Gilde und Zunft, z. B. in der Mark Brandenburg scheint der Ausdruck Gilde anständiger zu sein, als Zunft, Innung, Gewerk, und eine geehrtere Innung oder Gesellschaft zu bedeuten. An andern Orten hält man die Benennung Gilde für gering, ertheilt sie den gemeinen Handwerken, und belegt die übrigen mit dem Namen Amt oder Aemter. Ueber den Vortheil oder Nachtheil, den die Gilden der gemeinen Wohlfahrt bringen sollen, ist viel gestritten worden, und man hat sie in neuern Zeiten, wo die Patente für Gewerbe eingeführt wurden, vollends ganz vertilgen wollen. Zu läugnen ist es nicht, daß die Gilden mit ihrem Gildenzwange großen Unfug gemacht, und viele Mißbräuche gehabt und zum Theil noch haben, die man mit Strenge abschaffen, dagegen aber das Gute beibehalten muß, das die Gilden in Ansehung der Vollkommenheiten und Güte der Arbeiten, der Ordnung und des bessern Fortkommens der Arbeiter selbst rc. für sich haben. Die Entstehung der Gilden fällt ins 12. Jahrh., und den ersten landesherrlich ertheilten Gildebrief haben die Gewandschneider und Krämer zu Hamburg 1152 vom Herzoge Heinrich dem Löwen erhalten.

X.

Gillies (Dr. John), wurde 1750 zu Brechin in der Grafschaft Angus in Schottland geboren. Er studirte zu Glasgow mit glücklichem Erfolg griechische Literatur und Moral; außerdem ließ er sich die Cultur seiner Muttersprache sehr angelegen sein. Nach Beendigung seiner Studien ward er Führer des Generals Hope, eines der jüngern Söhne des Grafen Hopetown, mit welchem er einige Jahre in Deutschland zubrachte und die berühmtesten Städte Frankreichs und Italiens besuchte. Seine gelehrten Arbeiten sind, außer einem trefflichen, schon in seiner Jugend geschriebenen Aufsatze, betitelt: Defense of the study of classical Litterature, besonders folgende: History of ancient Greece; its colonies and conquests u. s. w., das Goldsmiths griechische Geschichte weit übertrifft, jedoch mehr das Verdienst einer anziehenden Zusammenstellung, als einer gründlichen Forschung hat. An dieses Werk, das nur bis auf Alexander geht, schließt sich: The History of the world, from the reign of Alexander to that of Augustus (London 1807, 2 Bde. 4.). Die Schrift: View of the reign of Frederik II. of Prussia, with a parallel between that prince and Philipp II. of Macedon, wurde durch den Tod Friedrichs, dessen Hof der Verfasser besucht hatte, veranlaßt, und verdient wegen der scharfsinnigen, glücklich durchgeführten Vergleichung jener beiden merkwürdigen Männer alle Aufmerksamkeit. Auch lieferte er Uebersetzungen des Lysias, Isokrates und der Politik und Ethik des Aristoteles, nebst einer Analyse der Werke desselben. Nach Robertsons Tode wurde er zum Historiographen von Schottland erhoben.

Gil- (Aegidius) **Polo**, Caspar, ein berühmter spanischer Dichter, zu Valencia im J. 1516 geboren. Er war hier Advocat. Seine Neigung zur Dichtkunst machte aber, daß er dem Advocatenstande entsagte und sich blos der Poesie widmete. Schon die ersten Versuche, die er bekannt machte, verschaffte ihm einen Rang unter den ersten spanischen Dichtern seiner Zeit. Was aber hauptsächlich seinen Ruhm begründete, war seine Diana enamorada (die liebende Diana), ein Schäferroman, in Versen mit untermischter Prosa, eine Fortsetzung der aus 5 Büchern bestehenden Diana des Monte mayor, wozu Gil-Polo noch sieben hinzufügt. Wenn Gil-Polo seinen Vorgänger auch nicht in der Erfindung übetrifft, so gleicht er ihm doch darin; aber weit höher als sein Vorgänger steht er in dem versificirten Theile des Romans durch Reinheit des Styls und Harmonie und Glätte der Verse. Er starb 1572 in Valencia. Cervantes spricht im Don Quixote mit großem Lobe von Gil-Polo, indem er, als von den drei Dianen die Rede ist, den Pfarrer sehen läßt, daß Gil-Polo müsse in Ehren gehalten werden, als ob es von Apollo selbst herrühre. Die gute Ausgabe der Diana ist von Pineda zu London (1739) besorgte, besser aber die mit Anmerkungen zu Polos Lobgedicht auf seine Vaterstadt (Canto de Turia) versehene Ausgabe, die 1778 zu Madrid erschien.

Gil-Vicente, der portugiesische Plautus genannt, war zu Barcellos um das J. 1480 aus einer angesehenen und vornehmen Familie geboren. Er widmete sich erst dem Studium der Rechte, verließ aber dasselbe bald, um sich der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Da seine Geburt ihn an den Hof brachte, so beschäftigte er sich damit, für denselben Gelegenheitsstücke bei geistlichen und weltlichen Feierlichkeiten aller Art zu schreiben, worin er großes Geschick zeigte. Seine Dramen wurden zuerst am Hofe des Königs Emanuel aufgeführt. Gedruckt erschien das erste 1504. Sie erhielten einen außerordentlichen

Beifall, und des Dichters Ruhm stieg noch unter der Regierung Johanns III., der Vergnügen daran fand, in den Komödien des Gil-Vicente zuweilen selbst eine Rolle zu übernehmen. Unser Dichter bildete auch seine Tochter Paula, obschon Ehrendame bei der Königin Maria, für die Bühne, und sie machte sich ebenfalls nicht blos als die erste Schauspielerin ihrer Zeit berühmt, sondern auch als Dichterin und Tonkünstlerin. Gil-Vicente, der allen großen dramatischen Dichtern Italiens, Spaniens, Frankreichs und Englands vorherging, stand zu seiner Zeit einzig da und er hatte sich, wie man zu sagen pflegt, einen europäischen Ruhm und Ruf erworben. Man erzählt, daß Erasmus blos deshalb Portugiesisch gelernt habe, um die Komödien unsers Dichters lesen zu können, dessen Lob damals die ganze gebildete Welt erfüllte, und betrachtet man Gil-Vicente als den ersten Wiederhersteller der modernen dramatischen Poesie, so ist dieses Lob nicht anders als gerecht zu betrachten. (Die Geburt Gil-Vicentes fällt um 82 und 84 Jahre früher als die von Lope [1562] und Shakespear [1564]). Seine Stücke sind mit allen den Fehlern angefüllt, welche von ersten Versuchen unzertrennlich sind, aber in diesen rohen Entwürfen lebt ein wahrhaft dichterischer Geist, Kraft und Reichthum der Erfindung, Natur und Leichtigkeit der Darstellung und Harmonie des Versbaus, bei aller Alterthümlichkeit der metrischen Formen und der Sprache. Die portugiesische und spanische Sprache wechselt in seinen Stücken, besonders in dem Autos, oft bunt mit einander ab. Er starb 1557 zu Evora. Seine Werke erschienen, von seinem Sohne Luis Vicente besorgt und in 5 Büchern vertheilt, in Lissabon im J. 1562 in Folio und 1586 in 4to und späterhin öfter. Seiner Autos oder religiösen Stücke gibt es 16, wovon einige im 17. Jahrh. einzeln gedruckt worden sind. Von seinen heroischen Komödien ist die des Dom Duardes die berühmteste. Unter seinen eigentlichen Komödien, meist dramatisirte Novellen, zeichnet man zwei aus: der Richter von Beyra und der portugiesische Fidalgo. Das vorzüglichste von allen seinen Werken sind seine Farcen, deren in der angeführten Sammlung 11 gedruckt sind; sie haben Salz, Heiterkeit, Natur und wahre Charakterzeichnung und viel Aehnlichkeit mit den spätern Zwischenspielen der spanischen Bühne.

Gimle, s. Nordische Mythologie.

Ginguené (Pierre Louis) ein ausgezeichneter franz. Literator in der neuern Zeit, war zu Rennes in der Bretagne 1748 geboren, und stammte aus einer alten, aber verarmten Familie. Frühzeitig eignete er sich ältere und lebende Sprachen mit großer Leichtigkeit an, auch zeigte er lebhaften Sinn für Malerei, vorzüglich aber entschied er sich, fast noch Kind, für Dichtkunst und Musik. Zu Paris mußte er zwar, durch seine Vermögensumstände gedrungen, seine Zeit zwischen Arbeiten in einem der Bureaus des Contrôle général und seinen Studien theilen, allein er wußte beiden Anforderungen genügend zu entsprechen. Pünktlichkeit und Gewandheit in der Geschäftsführung und eine eben so geläufige, als zierliche Handschrift empfahlen ihn denen, welche von Amts wegen nur diesen Theil seiner Verdienste zu beachten hatten, eben so sehr, als ein von ihm im Almanac des Muses anonym eingerücktes Gedicht: Confession de Zulmé, Aufsehen erregte. Dessen ungeachtet warf er sich gegen alle Erwartung in ganz fremdartige Studien. Die Tiefen der französischen Sprache waren es, die er in ihren allgemeinen und besondern Grammatikern und ältern Dichtern, vorzüglich im Rabelais und Malherbe, ergründete. Beide

Schriftsteller — vorzüglich der letztere, den er in metrischer Hinsicht, und als Sänger großer Männer und Thaten noch über Jean Baptiste Rousseau erhob — wurden seine Lieblinge, und es war ihm ein vorzüglich angenehmes Geschäft, die verblichenen oder doch vergessenen Schönheiten beider Dichter in allem Reiz ihrer Jugend wieder vorzuführen. Bald darauf begannen die Kämpfe zwischen Glucks und Piccinis Anhängern, denen Ginguené bei seiner Liebe für Musik nicht unthätig zuzuschauen vermochte. Er entschied sich bald für Piccini und die italienische Musik, und trat mit desto größerer Festigkeit in den Kampf, da er Piccinis persönlicher Freund geworden war. Auf ihm allein beruhten die ganzen Hoffnungen seiner Partei, während an der Spitze der andern zwei, nicht nur durch musicalische Bildung, sondern auch als Denker und Schriftsteller ausgezeichnete Männer, Arnaud und Suard, standen. Muthig begegnete er in einer kleinen Schrift (Mélophile à l'homme de lettres, chargé de la rédaction des articles de l'Opéra dans le Mercure de France, Par. 1783, 8.) dem Angriffe der Gegner, und noch lange nachher schrieb er eine nicht unbedeutende Schrift über Piccini (Notice sur la vie et les ouvrages de Nic. Piccini, Par. 1800, 8.), in welcher er, bei aller Vorliebe für diesen Componisten, doch auch Gluck als ein Mann von Geschmack und Einsicht beurtheilte, wenn er ihm auch nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ein Gedicht auf den Tod des Prinzen Leopold von Braunschweig (Léopold poëme, Par. 1787, 8.) und eine Denkschrift auf Ludwig XII. (Eloge de Louis XII., père du peuple. Par. 1788, 8.), beide durch Preisaufgaben der französischen Akademie veranlaßt, entsprachen den Bestrebungen ihres Verfassers nicht, und fanden blos ehrenvolle Erwähnung. Größere Aufmerksamkeit erregte seine Beurtheilung der Bekenntnisse Rousseaus (Lettres sur les conf. de J. J. Rousseau, Par. 1791, 8., engl. übers. Lond. 1792, 12.), in welcher er durch die strenge Unparteilichkeit, mit welcher er dessen Leben durchmusterte, mehr zu seiner Vertheidigung beitrug, als es der entschiedenste Lobredner würde gethan haben. Eben jetzt führte ihn die Revolution, an welcher er als warmer Freund der Freiheit thätigen Antheil nahm, in größere Kreise des literarischen und amtlichen Wirkens. Ohne seinen frühern Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege seine literarischen Beiträge zum Moniteur und Mercure de France (1790 — 1792), die Bearbeitung des zur Encyclopédie méthodique gehörigen Dictionnaire de Musique (in Gesellschaft mit Framery P. I. II. Par. 1791 u. 1815, 4.) und sein Antheil an der Nouvelle Grammaire raisonnée (Par. an 3. 1795, 8.) beurkundeten, gesellte er sich durch seine Theilnahme an der Feuille villageoise (1791 und 1792 in Gesellschaft mit Grouvellé, 1793 — 95 allein), und durch die Herausgabe der von ihm gestifteten Décade philosophique, littéraire et politique (1794 bis Sept. 1807, 54 Bände, seit 1805 unter dem Titel Revue) zu den verständigern und ruhigern Sprechern über die Ereignisse des Tags. Die Decade, welche früher eben so wenig für Robespierre, als später für Buonaparte in die Posaune stieß, war die einzige französische Zeitschrift, welche sich durch die ganze Revolution hindurch erhielt, ohne je ihren Charakter und Werth zu verläugnen. Nicht minder thätig zeigte er sich in seinen amtlichen Verhältnissen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieser Stelle im Febr. 1798) als Gesandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei seiner Rückkehr von diesem Posten wurde er zum Mitgliede des Tribunals ernannt. Da er es aber für seine Pflicht

hielt, sich einigen Maßregeln der Regierung zu widersetzen, so war er einer von den Tribunen, die der Senat 1802 ausschloß. Ganz seinen Privatstudien wiedergegeben, unternahm er jetzt das verdienstvolle Werk, welchem er den größten Theil seines Ruhms verdankt (Histoire littéraire d'Italie, wovon Th. 1—6 zu Paris 1811 — 1813, 8., Th. 7—9 aber nach seinem Tode erst 1819 erschienen. Wenn Tiraboschi bei seinen Forschungen mehr das Einzelne, als das Allgemeine im Auge hatte, so suchte Ginguené im Gegentheil darzustellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Constantins an bis auf das 18. Jahrh. herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus Quellen, und urtheilt meist mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken, noch der Styl haben etwas Blendendes; aber man folgt dem Verfasser mit Vergnügen, und wird angezogen durch den anspruchlosen, gesunden Verstand, der in dem ganzen Werke herrscht, durch die treffende Charakteristik des Einzelnen und durch eine edle Sprache, welche, ungeachtet einer gewissen Eintönigkeit der Wendungen, sich den Gegenständen gehörig anpaßt. Der Umfang dieses Werkes, wie groß er auch war, vermochte ihn indessen nicht an anderweitigen Beschäftigungen zu verhindern. Außer seinen Arbeiten als Mitglied des Instituts, dessen Sitzungen er unausgesetzt besuchte, schrieb er seine, meist italienischen Vorbildern nachgebildeten Fabeln (Par. 1810 und 1814, 18.), übersetzte Catulls Hochzeit der Thetis und des Peleus in franz. Verse (Par. 1812, 16.), und nahm an der Biographie universelle und am 13. und 14. Theil der Histoire littéraire de la France thätigen Antheil. Eine glückliche Unabhängigkeit, angenehme häusliche Verhältnisse und die volle Achtung der Besten seiner Nation erheiterten den Abend seines Lebens. Er starb zu Paris am 16. Nov. 1816. Er war auch Mitglied der celtischen und turiner Akademien, und der Athenäen zu Niort und Vaucluse, und hat außer den bereits erwähnten Schriften und einigen kleinern Brochüren Chamforts (Par. an. 5. 1795. IV. 8.) und Lebruns (Par. 1811, IV. 8.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14. — 25. Lieferung der Tableaux de la Revolution franç. verfertigt. Der Catalog seiner hinterlassenen Bibliothek hat wegen der überreichen Sammlungen für die italienische Literatur einen bleibenden Werth. Diese Bibliothek, welche zu Anfang 1818 öffentlich versteigert werden sollte, ist an das brittische Museum in London im Ganzen verkauft worden. As.

Gioja (Flavio) von Einigen auch Gira und Giri genannt, ein Seefahrer aus Pasitano, einem Dorfe in der Nähe von Amalfi, gebürtig, lebte zu Ende des 13. und Anfange des 14. Jahrh., und ward lange fast allgemein für denjenigen gehalten, welcher zuerst die Eigenschaft des Magnets zur Bestimmung des Weges auf dem Meere anwandte, und somit Erfinder des Compasses war. Häufige und gelehrte Untersuchungen über diesen Gegenstand zerstörten indeß diese Annahme, und brachten das Resultat, daß jene wichtige, auf die Civilisation und den Gang der Weltbegebenheiten so einflußreich gewesene Entdeckung weder dem 13. Jahrh., noch dem Amalfitaner Gioja zugeschrieben werden kann, und daß im Gegentheil schon die europäischen Seefahrer des 12. Jahrh. sich der Magnetnadel bedienten, um Richtung und Pfad auf dem stürmischen Element der Wogen zu finden. Welcher Zeit und welchem Volk man übrigens die Ehre der ersten Anwendung des Magnets zu diesem Zwecke zuschreiben soll, darüber sind die Stimmen noch immer getheilt, doch ist die Meinung, daß die Chinesen lange vor unserer jetzigen Zeitrechnung bereits sich der Mag=

netnadel bedienten, nun ziemlich allgemein. Von den Chinesen sollen die Araber (Sarazenen) des Mittelalters den Gebrauch dieser nützlichen Werkzeuges erlernt haben, und von diesen die Kenntniß durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen sein. Anderen Behauptungen zufolge soll Gerbert, Erzbischof von Magdeburg und nachheriger Pabst Sylvester II., sich schon zu Anfang des 10. Jahrh. zur Auffindung des Meridians eines Instrumentes bedient haben, welches von Einigen für eine Magnetnadel gehalten ward, doch ist diese Annahme von Andern (namentlich dem Physiker Montucla) widerlegt und dahin berichtigt worden, daß Gerbert, erfahren in der Astronomie, zu seinem Zwecke (Auffindung der Mittagslinie), ein Fernrohr anwandte, und damit den Polarstern beobachtete. Sei dem nun wie ihm wolle, so viel ist gewiß, und selbst schon durch die Angaben des Albertus Magnus, in dessen Werk: de Mineralibus (Lit. II. tract. 3. Cap. 6.) bewiesen, daß man mehr als 100 Jahre vor Gioja bereits sich bei Seefahrten der Magnetnadel bediente, und daher das Verdienst des amalfitanischen Schiffers nur darin bestehen kann, die bereits vorhandene Erfindung vervollkommnet zu haben. Dies ist denn auch wirklich der Fall, und Gioja allerdings berechtigt, Anspruch auf den Dank der Nachwelt zu machen. Bis auf ihn hatte man nur eine höchst unvollkommene Einrichtung, zufolge welcher die wegweisende Nadel, auf ein paar Strohhälmchen oder dünne Holzsplitter gelegt, in einem Gefäß mit Wasser schwamm, und so durch ihre Richtung die Himmelsgegenden anzeigte, natürlich dies aber nur dann vermochte, wenn die See ruhig, und das Schiff ohne große Schwankungen war. Er war der erste, der die Vorrichtung erfand, die Nadel dermaßen zu befestigen, daß sie stets, und in jeder Lage unverrückt nach Norden zeigt, und wie einflußreich diese Entdeckung war, geht allein schon daraus hervor, daß gleich darauf die ganze Nautik einen andern Charakter annehmen, und der bis dahin sich nur selten aus dem Gesichtskreis der Küsten entfernende Schiffer nun dreist und kühn sich auf die weitesten Meere wagen konnte. Daß Gioja daher im eigentlichen Sinn der Vater der neueren Schifffahrt ist, und die Nachwelt ihm den Gewinn zu danken hat, welchen sie seitdem aus der Vervollkommnung derselben zog, ist klar. Später ist Giojas Erfindung vielfach verbessert worden, und selbst darüber unter den verschiedenen Nationen ein ehrgeiziger Rangstreit entstanden. So behaupten z. B. die Franzosen, daß sie es waren, welche die Windrose unter der von Gioja aufgehangenen Magnetnadel im Compaß anbrachten (daher der allgemeine Gebrauch stammen soll, durch eine Lilie den Nordpunct zu bezeichnen), die Engländer hingegen rühmen sich des Gedankens, die ganze Vorrichtung in eine Büchse eingeschlossen zu haben, (daher der Name Boussole), und die Deutschen, daß sie zuerst diejenigen gewesen wären, welche den darauf verzeichneten Himmelsgegenden die üblichen Namen: Süd, West, Nord und Ost, gegeben hätten. Daß die Amalfitaner schon die Windrose in die noch jetzt beibehaltenen 32 Striche theilten, beweist gleichfalls unter andern Montucla, so wie, daß die Engländer die ersten waren, welche auf den Schiffen für die Boussole eine solche Vorrichtung erfanden, daß diese stets, mag das Fahrzeug auch welche Lage es will annehmen, in horizontaler Richtung bleibt.

Giordano (Luca), ein berühmter Maler, geboren zu Neapel 1632, war ein Schüler Espagnolets, und vereinigte sich mit Peter von Cortona, dem er bei seinen großen Arbeiten half. Paul Veronese diente ihm vorzugsweise zum Muster. Dessen ungeachtet ahmte er die

berühmtesten Maler mit einer solchen Vollkommenheit nach, daß selbst Kenner dadurch getäuscht wurden. Man hatte ihm den Namen Luca fa presto gegeben, wegen der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er malte. Sein Geist war an Erfindung reich, sein Colorit sanft und harmonisch und sein Pinsel frei und fest; mit der Perspective war er gründlich vertraut. Carl II. von Spanien berief ihn zu sich, um das Escurial zu zieren. Giordano war von heiterm Temperament und belustigte den Hof mit seinen Einfällen. Die Königin sprach einmal mit ihm von seiner Frau, und äußerte den Wunsch, sie zu kennen. Der Maler verfertigte auf der Stelle ein Bild von ihr und zeigte es der Fürstin, welche darüber so entzückt war, daß sie ihr Perlenhalsband abnahm und es ihm zum Geschenk für seine Frau übergab. Der König zeigte ihm ein Gemälde von Bassano, und äußerte sein Mißvergnügen, das Gegenstück nicht auch zu besitzen. Wenige Tage darauf zeigte Giordano dem Könige ein Gemälde, das dieser für ein Werk Bassanos ansah, und so lange dafür hielt, bis jener darthat, daß er es selbst verfertigt habe. Außer diesem Gemälde malte er, um die Weise dieses Malers nachzuahmen, noch zwei andere, die man in der Carthause St. Martin zu Neapel findet; auch sieht man in derselben Kirche ein Gemälde, worin er dem Chevalier Massimo Stanzioni nachgeahmt hat. Nach dem Tode Carls II. ging er in sein Vaterland zurück und starb daselbst 1704. Seine vorzüglichsten Stücke sind im Escurial, in Madrid, Florenz und Rom. Die Zahl seiner Werke ist zu groß, als daß ihm zu einem sorgfältigen Studium Zeit geblieben wäre; nur wenige sind daher tadellos.

Giornovichi (eigentlich Jarnowick), der Lieblingsschüler des berühmten Lolli, war von italienischen Aeltern zu Paris geboren, und einer der größten Virtuosen auf der Violine. Zehn Jahre hindurch war seine Methode die allgemein herrschende. Genauigkeit, Reinheit und Eleganz charakterisiren sein Spiel; dagegen aber fehlte ihm ein kräftiger Ton, ein gefühlvolles Gemüth, ein glänzendes Staccato. 1782 trat er als erster Violinist in die Capelle des Kronprinzen von Preußen. Der Capellmeister Wolf lernte ihn in Berlin kennen, und spricht in seinen Reisen von der Begeisterung, welche dieser Virtuose erregte, so oft er sich hören ließ. Schon 1783 verließ er Berlin, weil er mit dem berühmten Cluport (welchen er sogar auf den Degen herausforderte) in beständigem Streit lebte, besuchte Petersburg, Wien ꝛc., und war 1793 in London. Von 1798 bis 1802 lebte er in Hamburg, ging von da nach Berlin und von da wieder nach Petersburg, wo er im November 1804, als er eben Billard spielte, vom Schlage getroffen starb.

Giotto. Dieser berühmte Maler wurde, nach Vasari 1276, nach Baldinucci 1265 geboren. Sohn eines Bauers in dem florentinischen Dorfe Vespignano, war er bestimmt, das Vieh zu hüten. Da Cimabue ihn einst beobachtet hatte, wie er eins von seinen Schafen auf einer Steinplatte zeichnete, bat er seinen Vater, ihm den Sohn zu überlassen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Malerei unterrichtete. Seine äußerst glücklichen Anlagen, besonders die ihm eigenthümliche Grazie, entwickelten sich so schnell, daß er in Kurzem seinen Meister und alle mitlebenden Maler übertraf. Die Kunst verdankt ihm viel wegen seines natürlichen Faltenwurfs, wegen des Ausdrucks, der Weichheit und Grazie in seinen Bildern, hauptsächlich aber, weil er sich zuerst an Verkürzungen wagte, durch welches Alles er sich den Namen eines Schülers der Natur erwarb.

zu seinen vorzüglichsten Werke gehört die berühmte Navicella (Schifflein) in Rom (die Darstellung des Apostels Petrus, der auf dem Wasser gehet, in musivischer Arbeit), in Florenz einige Frescogemälde, unter denen die von Michel Angelo und Mengs so bewunderte Grablegung der Jungfrau sich befindet. Dieser außerordentliche Mann beschränkte sich aber nicht auf die Malerei und Mosaik allein, sondern trieb mit gleichem Glück die Bildhauer- und Baukunst. Er starb im J. 1336 und hinterließ eine Menge Schüler.

Girardon (François), Bildhauer und Architekt, war 1628 zu Troyes in Champagno geboren, und hatte Laurent Mazière zum Lehrer. Nachdem er sich unter François Anguier vervollkommnet hatte, erlangte er einen solchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer jährlichen Unterstützung von 1000 Livres nach Rom schickte, um die Meisterwerke alter und neuer Zeit zu studiren. Nach seiner Rückkehr schmückte er die königlichen Schlösser mit seinen Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Le Bruns Tode erhielt er das Amt eines Oberaufsehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Pujet war mit dieser Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu sein, nach Marseille. Die beiden Nebenbuhler waren einer des andern würdig. Pujet gab seinen Figuren mehr Ausdruck, Girardon mehr Anmuth. Auch zeichnen sich seine Werke durch Reinheit der Zeichnung und Schönheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichsten sind: das prächtige Grabmal des Cardinals Richelieu, sonst in der Kirche der Sorbonne, nachher in dem jetzt wieder aufgehobenen Museum des Petits-Augustins; die Reiterstatue Ludwigs XIV., welche sein Meisterstück war, und am 12. Aug. 1792 umgeworfen wurde; endlich in den Gärten von Versailles die Entführung der Proserpina von Pluto und die herrlichen Gruppen, welche die Boskette der Apollobäder ꝛc. zieren. Da Girardon zu sehr beschäftigt war, um seinen Marmor selbst bearbeiten zu können, überließ er diesen wesentlichen Theil der Bildhauerei Künstlern, die zwar geschickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meisters waren. Er starb zu Paris 1715. Seine Gattin, Catharina du Chemin, erwarb sich einen Namen als Blumenmalerin.

Giro, eigentlich ein Kreis, Kreislauf, eine mehrmals geschehene Indossirung (Uebertragung) eines Wechselbriefs, daher ein solcher von einem Inhaber auf einen andern indossirter Wechsel ein girirter Wechselbrief, die Handlung der Uebertragung aber giriren heißt; gleichwie jene Person, die einen girirten Wechselbrief an eine andere indossirt hat, der Girant, derjenige aber, an welchen ein solches Indossement gerichtet ist, der Girat genannt wird. Ein ausgefülltes Giro wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung des Datums benannt ist, und der Trassat (der Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder dessen Ordre angewiesen wird. Ein Giro in blanco, oder ein unausgefülltes Giro ist ein solches, wo über dem Namen des Giranten ein leerer Raum gelassen ist, damit der Girat das Giro selbst ausfüllen kann. Der Girat hat dabei den Vortheil, daß er nicht mit in die Reihe der Giranten tritt, und mithin von der den Giranten stillschweigend obliegenden Verbürgung des Wechsels befreit bleibt. Da indeß auch mancher Unterschleif durch Giri der Art möglich gemacht wird, so sind sie in vielen Wechselordnungen verboten.

Girobank heißt diejenige Gattung von Depositobanken (s. d. Art.), bei welchem edles Metall in Stangen oder gemünzt hinterlegt, und über die dargebrachte Summe dem Hinterleger ein Credit auf die Bücher der Bank eröffnet wird. Diese Bankanstalten setzen

keine Noten in Umlauf, wie die Zettelbanken thun, sondern es wird einem Jeden, der darin edles Metalle niedergelegt hat, im Hauptbuche der Bank die eingelegte Summe, nach Bankgeld berechnet, auf ein eigenes Blatt (Folium) angezeichnet; hat er dann an einen Dritten Zahlungen zu leisten, so braucht er nur eine Anweisung zu geben, die zu zahlende Summe von seinem Blatt ab-, und auf dem Blatte des Empfängers zuzuschreiben. Es versteht sich von selbst, daß die Bank für die empfangenen Summen keine Zinsen zahlen kann, denn der Eigenthümer kann ja darüber zu jeder Zeit eben so verfügen, als ob er die Summen selbst verwahrte; die Bank leistet demselben dadurch einen wichtigen Dienst, daß sie sein Münzmetall sicher verwahrt und ihn der Mühe überhebt, seine Zahlungen selbst zu machen. Eine Bank dieser Art kann aber nur den Handelsleuten ihres Orts dienen, da nur auf mündliche Anweisungen Summen überschrieben werden können, indem die schriftliche zu große Gefahr des Betrugs veranlassen würde. Ihren Namen verdanken diese Banken dem italienischen Worte Giro, welches Kreis bedeutet, weil die Fonds der Bank fast immer innerhalb eines bestimmten Kreises von Eigenern bleiben, aus dem sie nicht heraustreten. Die bedeutendsten Anstalten dieser Art befinden sich in Hamburg und Amsterdam. K. M.

Girodet, der eigenthümlichste, vielseitigste und wissenschaftlichste der neuern französischen Maler, ist der trefflichste von Regnaults Schülern. Er ist in Paris 1769 geboren. Sein Streben ist echt und groß, und nicht in den Schranken einer Manier befangen. Schon in früher Jugend studirte er in Rom. Man erkennt in seinen Werken eine entschiedene Neigung zu plastischer Vollendung und antikem Styl, doch waltet dabei Leben und Natur mit schöner Eigenthümlichkeit in allen seinen Gemälden; er macht es, wie die alten Italiener, die das Antike im romantischen Geist und Sinn zu erreichen suchten. Seine Zeichnung ist höchst richtig und von strenger Bestimmtheit, sein Colorit reich und durchscheinend, doch still harmonisch, fern von Buntheit. Er arbeitet mit eben so strenger Sorgsamkeit als Genialität; es steht Alles gediegen da. Er liebt die Lichteffecte, aber sie gehen bei ihm aus dem Geist des Bildes hervor. Eines von Girodets schönsten Gemälden ist sein Endymion, den er noch in Italien malte. Sein Hippokrates hat eine wundersam schöne Beleuchtung; sein Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen gibt, ist ein idyllisches, liebliches Werk; sein Ossian hat Schönheiten der Zeichnung, ist aber in der Erfindung verfehlt. Sehr berühmt ist die große Sündfluthsscene dieses Meisters, ein Hauch von Buonarottis Riesengeist weht darin. Ein rein schönes und ewig rührendes Kunstwerk ist ferner Girodets Atala nach der bekannten Erzählung Chateaubriands. Er malte ferner Napoleon, wie er die Schlüssel der Stadt Wien empfängt. Die Porträts dieses Meisters sind vortrefflich, voll Kraft und Wahrheit. Er selbst ist allgemein geschätzt und geliebt; Rechtlichkeit, Bescheidenheit, Strenge gegen sich und Milde gegen Andere, tiefer Kunstsinn und warmes Gefühl, sind die Hauptzüge von Girodets Charakter. 1817 wurde er Ritter des St. Michaelordens. Er arbeitet jetzt an einem sehr großen Gemälde, den heiligen Ludwig in Aegypten darstellend. Wl.

Girondisten (les Girondins), die Partei der Republicaner edlerer Gesinnung in der zweiten französischen (gesetzgebenden) Nationalversammlung, (1791 — 1793), merkwürdig wegen der großen Talente ihrer vorzüglichsten Stimmführer und wegen ihres sechsmonatlichen, für sie unglücklich endenden Kampfs mit dem sogenannten Berge

im Nationalconvent. Man nannte sie Girondepartei, weil die Häupter derselben, Guadet, Gensonné und Vergniaud, denen sich noch zwanzig andere (unter diesen der geistvolle Ducos) anschlossen, aus dem Departement der Gironde waren. An ihrer Spitze stand der kühne, feurige Guadet, einer der ausgezeichnetsten Redner des Convents. Er war Advocat in Bordeaux, als er, 32 Jahr alt, zum Deputirten der gesetzgebenden Versammlung gewählt wurde, zu einer Zeit (1791), wo der König, nach seiner Rückkehr von Varennes, schon wie ein Gefangener in seinem eigenen Palaste gehalten wurde, und das republicanische System bereits die besten Köpfe eingenommen, und die öffentliche Meinung auf die Nothwendigkeit hingelenkt hatte, an die Stelle des Thrones eine republicanische Regierungsform zu setzen. Schon vor ihrer Abreise nach Paris schworen in ihrem Club zu Bordeaux die im Departement der Gironde gewählten Deputirten, der stürmische Guadet am entschlossensten, die letzte Wurzel des Königthums auszurotten, und eine Republik zu gründen. Darum schlossen sich Guadet und seine Freunde in Paris nicht an den Club der Feuillants an, welcher das constitutionelle Königthum vertheidigte, sondern an die Jacobiner, unter welchen bereits die wildesten Demagogen (die Cordeliers), Danton, Robespierre, Brissot, Petion, Sieyes u. A., theils aus Schwärmerei, theils von verwegenem Uebermuth getrieben, den Haß des Volks gegen den König zum gänzlichen Umsturz der Monarchie aufzuregen begonnen hatten. Guadet machte durch seine stürmische Rednerkraft den größten Eindruck. Er wandte sich vorzüglich gegen die Ausgewanderten, die Priester, den Hof und die Minister. So setzten er und Gensonné den 2. Jan. 1792 das Anklagedecret gegen die Brüder des Königs durch. Indeß gab es auch gemäßigte Girondisten, die wenigstens nicht offen zu den Königsfeinden gehörten. Aus diesen wählte Ludwig seine Minister, Roland, Servan, Clavière und Dumouriez; allein die übrigen schritten mit um so größerer Heftigkeit auf der Bahn der Revolution fort; und der Angriff auf die Tuilerien, 20. Juni 1792, wurde als ihr Werk angesehen. Durch die ochlokratischen Plane der Faction Danton besonnener gemacht, fingen sie zwar, Ende Juli 1792, an, sich den Constitutionellen mehr zu nähern, und selbst mit dem Hofe zu unterhandeln; da sie aber ihre Forderungen verworfen sahen, nahmen sie ihr altes System wieder an, hatten jedoch an dem 10. Aug., der ganz das Werk der Faction Danton war, keinen Antheil. Sie glaubten, der Augenblick, eine Republik zu errichten, sei noch nicht gekommen, und schlugen sogar vor, dem Dauphin einen Gouverneur zu geben. Nach dem 10. August wurden Guadet und andere Girondisten die wirksamsten Mitglieder der Regierungscommission, wo sie nicht nur keine Gewaltthat begingen, sondern selbst Geächtete in Schutz nahmen. Allein bald mußten sie der übermächtigen Partei Dantons weichen, welcher die pariser Stadtgemeinde auf seiner Seite hatte, und unter ihren Augen das Morden der Gefangenen am 2. Sept. geschehen lassen. Als die Heere der Verbündeten in Frankreich eindrangen, erhob sich ihre republikanische Begeisterung aufs Neue. Damals verlangte Guadet, die kleine Stadt Longwi solle der Erde gleich gemacht werden, weil sie sich vom Feinde hatte nehmen lassen. Mit großem Muth widersetzte er sich der Faction Orleans, und drang auf die Bestrafung der Verbrechen im September. Aber die Girondisten, welche jetzt durch den berühmten Condorcet eine neue Constitution entwerfen ließen, konnten bei ihren Grundsätzen weder auf den Beistand der Constitutionellen, noch der Royalisten rechnen; und die Ochlokraten warfen ihnen ihre

frühern Verbindungen mit dem Hofe vor; am heftigsten griffen die frechern Jacobiner (die Anarchisten) und die Cordeliers (die Maratisten), vor allen andern Girondisten, Guadet an, weil sie ihn am meisten fürchteten. Dies that vorzüglich Robespierre. Allein der Redner von der Garonne schlug mit der Kraft seines Talents den Günstling des Pöbels leicht zu Boden, so daß selbst seine Feinde den Sieger bewundern mußten. Am kühnsten erhob sich Guadet, als er Danton und Robespierre anklagte, daß sie die Stützen einer weit gefährlichern Partei wären. Zugleich ließen die Girondisten, um ihre Feinde zu widerlegen, die Todesstrafe gegen jeden aussprechen, der die Bourbons wieder auf den Thron riefe; hierauf schlugen sie die Todesstrafe gegen die Ausgewanderten, und den Haftbefehl gegen den Herzog von Orleans vor. In dem Prozeß des Königs stimmten Guadet, Gensonné und Vergniaud für den Tod, nachdem ihr Vorschlag, daß man wegen der Verurtheilung das Volk befragen solle, verworfen worden war. (Vergniauds improvisirter Appel au peuple ist eine der schönsten Reden in der franz. Sprache). Nach dem Ausspruch des Todesurtheils verlangte Guadet mit großem Nachdruck den Aufschub der Vollziehung, und bewirkte den vierten Namenaufruf in jenem unglücklichen Prozesse. Indeß konnten sie ihre Feinde nicht entwaffnen. Vielmehr beging die Thalpartei, wie man die Girondisten nannte, weil sie auf den Bänken des Erdplatzes saßen, die Unvorsichtigkeit, gegen Marat (20. April) eine Anklage zu decretiren. Er ward vom Revolutionstribunale losgesprochen, und der Berg hielt sich durch dieses Beispiel für berechtigt, auch seiner Seits die Girondistenhäupter vor das Revolutionstribunal zu ziehen. Da aber die Ochlokraten und Anarchisten (Marat, Pache, Hebert, Chaumette, Chabot u. A.) sahen, daß sie den Girondisten nicht die Stimmenmehrheit in der Versammlung entreißen würden, so bedienten sie sich der pariser Sectionen, welche mit aufrührerischem Geschrei vor dem Convent erschienen, und die Verurtheilung der Girondisten forderten; auch diesmal, und selbst als die ganze pariser Stadtgemeinde die Forderung wiederholte, triumphirte der unerschrockene Republikaner Guadet. Nun bewaffneten jene den Pöbel der Vorstädte St. Antoine u. a. Am 31. Mai 1793 ertönte die Sturmglocke. Ein bewaffneter Haufe umgab den Convent, während Hassenfratz, von einer Schaar sogenannter Bittenden begleitet, und, von ihrem Mordgeschrei unterstützt, die Achtserklärung der 22 Girondisten verlangte. In diesem entscheidenden Augenblicke erhob sich Guadet abermals auf der Rednerbühne, und seine Partei schien auch diesmal noch zu siegen; allein der Aufstand dauerte fort am 1. und 2. Juni, die Anarchisten, von einem unsinnigen Pöbel unterstützt, gewannen die Oberhand, und 34 von der Girondepartei wurden geächtet, und zur Erscheinung vor dem Revolutionstribunal verurtheilt. Die meisten der Angeklagten suchten sich durch die Flucht in die westlichen Departements zu retten, welche sie zum Aufstande gegen den Convent zu bringen hofften. Dieser, unter dem Schutz des Schreckens, der an der Tagesordnung war, schritt aber unaufhaltsam in seinen Maßregeln fort. Die Zahl der Geächteten ward auf 53 erweitert; 66 andere, die gegen die Beschlüsse vom 1. und 2. Juni protestirt hatten, wurden aus dem Convent gestoßen und auch in Verhaft gebracht. Es folgten nun schnell Hinrichtungen auf Hinrichtungen. In Paris fiel zuerst Gorsas unter dem Beil der Guillotine (7. October 1793); dann am 31. Brissot, Gensonné, Vergniaud, Sillery und siebzehn Andere. Wenige retteten sich; (unter diesen Louvet, der seine Begebenheiten während seiner Aechtung

auf eine höchst anziehende Weise unter dem einfachen Titel: Quelques notices pour l'histoire [deutsch von Archenholz und von C. F. Cramer] dem Publikum mittheilte). Roland, Clavière, Petion, Buzot, Condorcet u. A. gaben sich selbst den Tod. Wir widmen mehreren dieser Männer besondere Artikel. K.

Giseke (Nic. Diet.), war 1724 zu Günz in Niederungarn geboren, verlor seinen Vater, Paul Giseke (eigentlich Koszechi), bald nach seiner Geburt und ward in Hamburg erzogen, wohin seine Mutter zu Anverwandten zog, und wo er sich durch seine gefälligen Sitten unter andern die Gunst von Brockes und Hagedorn erwarb. 1745 ging er auf die Universität Leipzig, wo er sich mit Eifer den theologischen Wissenschaften widmete, seine Nebenstunden aber der Dichtkunst schenkte. Die Verfasser der bremischen Beiträge wurden seine Freunde. Nachdem er, von 1748 an, in Hannover und Braunschweig die Erziehung einiger Jünglinge besorgt hatte, ward er Prediger zu Trautenstein im Fürstenthum Blankenburg, erhielt nach J. A. Cramers Tode die Oberhofpredigerstelle in Quedlinburg, und ward 1760 von dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen zum Superintendenten ernannt. Hier starb er in der Blüthe seiner Jahre, 1765. Bedenkt man, daß Gisekes Bildung in die Zeit des erst aufblühenden deutschen Geschmacks fiel, so muß man jene poetischen Arbeiten, deren reine und fließende Versification sich besonders empfiehlt, schätzbar und alles Lobes werth finden. Er erscheint als ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, der in der erzählenden und didaktischen Gattung am glücklichsten gearbeitet hat. Ein sanfter Fluß der Gedanken und Worte, gefällige Moral, edle Einfalt und kunstlose Leichtigkeit im Ausdruck sind das eigenthümliche Gepräge seiner Lehrgedichte, in denen ein frommes Herz redet, und sich in Gefühle der Religion, der Freundschaft und reinsten Liebe ergießt. Von Begeisterung ist selten, von Witz und Laune nie eine Spur zu finden. Klopstock hat ihm im zweiten Liede seines Wingolf ein Denkmal gesetzt, auch eine besondere Ode an ihn gerichtet.

Giunti, Giuntinen. Die berühmte alte Buchdruckerfamilie der Giunti (Juntá, Junta, Juncta und Giunta, auch Zonta genannt), stammte nicht aus Lyon, wie man behauptet hat, sondern aus Florenz, wo sie schon 1354 vorkommt. Der dort noch fortblühende Zweig wurde durch ein Decret vom J. 1789 zum Range einer Patricierfamilie erhoben. Seit dem Ende des 15. Jahrh. erscheinen die Giunti als Buchhändler und Buchdrucker; und zu Venedig, zu Florenz, später zu Lyon, endlich zu Burgos, Salamanca und Madrid vermehren ihre Officinen durch sehr beachtenswerthe Drucke die Hülfsmittel der europäischen Bildung. Die älteste dieser Druckereien scheint die venetianische zu sein, gestiftet durch Lucas Anton Giunta, der aus Florenz sich nach Venedig um 1480 gewandt hatte. Anfangs, von 1482 — 98, betrieb er Buchhändlergeschäfte, indem er anderwärts drucken ließ (Catharina da Siena dialogo de la divina providentia. Ven. Mthi. da Codeca, 1482, 4.) Seit 1499 aber besaß er eine eigne Officin, deren erstes Product J. Mar. Politiani constitut. ord. Carmelitarum, 4. sind. Seine letzten Drucke sind vom J. 1537, dem Jahre seines Todes. In der Kirche St. Giovanni und Paolo findet sich sein Grabmal. Unter der Firma: haeredes L. A. de Giunta ging die Druckerei nach seinem Tode fort; zunächst unter der Leitung seines Sohnes, Thomas Giunta, der das Unglück hatte, daß am 4. Nov. 1557 seine Druckerei abbrannte, doch wurde sie hergestellt, und dauerte unter wechselnder Oberaufsicht noch bis ins folgende Jahrh. fort. Im J. 1644 kommen die haeredi di Tom-

maso Giunta als Compagnons des Handlungshauses Fr. Baba vor; diese Verbindung läßt sich noch 1648 nachweisen. Der letzte uns bekannt gewordene Druck der venetinaischen Officin ist vom J. 1657 datirt. (Hi, Ochi libri III. de febribus. Ven. ap. Juntas, 1657, 4.) Ein Verzeichniß der Drucke dieser Officin, aber nur bis zum J. 1550, liefert Eberts bibliograph. Lexicon am Schlusse des ersten Bandes. Sie unterscheiden sich durch nichts von den damaligen Officinen Venedigs, wie sie gewöhnlich waren, und stehen tief unter den bessern der Manucci, des Giolito u. a. Blos auf den Erwerb berechnet, ohne daß sie höhere wissenschaftliche Zwecke verfolgt hätten, zeichnen sich die Giuntinen aus Venedig weder durch Typen, noch durch Papier aus. Pergamentdrucke scheinen die venetianischen Giunti gar nicht gegeben zu haben; griechische Drucke wenig. Die Ausgabe des Cicero von 1534 durch Victorius ist fast der einzige bedeutende Druck. Nicht ohne Werth sind die Missaldrucke. In seiner Vaterstadt Florenz begründete das nachmals so blühende Gewerbe, Philipp Giunta, der Sohn eines gleichnamigen Vaters, Lucas Antons Bruder. Wahrscheinlich genoß Philipp den Unterricht des Christoph Landinus. Der Treppe der Kirche der Cassinermönche zu St. Maria in Florenz gegenüber hatte er eine Druckerei, aus der als erster Versuch der Zenobius von 1497 hervorging. Die Reihe der von ihm und seinen Erben, die nach dem Tode Philipps (am 16. Sept. 1517) unter abwechselnder Leitung die Druckerei forterhielten, bis zum J. 1550 gegebnen Werke findet sich am vollständigsten bei Ebert, im bibliogr. Lexicon. Der letzte Druck der florenzer Officin scheint Buonarotti rime, 1623, 4. zu sein. Dibdin in seinem Decameron hat wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Philipp Giunta die griechischen Typen des Buchdruckers Calliesgus gekauft habe; der Kauf könnte aber nicht vor 1523 Statt gefunden haben. Die Typen dieser Officin an sich dürfen übrigens der Vergleichung mit denen der Manucci nicht scheuen; nur an Mannichfaltigkeit möchten sie diesen etwa nachstehen. Die Cursiv möchte sogar den Vorzug verdienen. Aber besser ist bei den Aldus das Papier, besser die Schwänze und das Ensemble des Drucks. Außerdem hat die florenzer Officin Großpapiere und mehrere gut gerathne Pergamentdrucke geliefert. Wahrscheinlich ist, daß sie selbst eine Schriftgießerei besaßen, aus der sich gleichzeitige florenzer Drucker versorgten. Zur Ehre einer besondern Sammlung sind die Giuntinen noch nicht gelangt, ob sie dieselbe gleich eben so sehr zu verdienen scheinen, als die Aldinen; denn sicher war das Urtheil viel zu voreilig, das behauptete, die Giunti hätten nur Wiederholungen aldinischer Texte geliefert. Gewiß ist der innere Werth ihrer Drucke bedeutender, als man gewöhnlich glaubt. Durch ein sonderbares Geschick sind diese weniger bekannt; doch haben die genauer untersuchten italienischen Schriftsteller ihrer Officin erwiesen, welche wesentliche Ausstattungen sie durch die Gelehrten gewannen, mit denen sich die Giunti, eben so wie die Manucci, zu umgeben verstanden. Weniger gilt dieses Lob den Leistungen der lyoner Officin, gestiftet durch Jacob de Giunta, aus Florenz, Francesco Giuntas Sohn, der noch 1519 zu Venedig vorkommt, seit 1520 aber zu Lyon erscheint, anfänglich blos als Verleger, seit 1527 aber auch als Drucker. Nach seinem 1548 erfolgten Tode setzten seine Erben thätig das Gewerbe fort, von dem noch 1592 sich Spuren finden. Nicht so leicht zu entwirren ist das Verhältniß, welches zwischen den italienischen und den spanischen Officinen und unter diesen letztern selbst Statt fand. Zu Burgos druckte

Juan Junta 1526, 28 und 51. Philipp Junta, vielleicht Eine Person mit dem florenzer Philipp dem Jüngern, von 1582 — 93; zu Salamanca druckt 1534—52 ein Juan de Junta, der allem Anscheine nach eine und dieselbe Person mit dem Juan Junta von Burgos ist, und 1582 Lucas Junta. Zu Madrid Giulio Giunta 1595, der am 27. Jan. 1618 starb; dann Thomas Junta oder Junti 1594—1624, der seit 1621 als königlicher Buchdrucker auftritt. Ueber ihre Werke siehe Eberts bibl. Lexicon.

Giulio Romano, s. Julius Romanus.

Giustinianische Gemäldesammlung. Diese treffliche Sammlung befindet sich jetzt in Berlin; der König von Preußen kaufte sie, 1815 in Paris, und sie wird nun hoffentlich mit einer Auswahl der vorzüglichsten Kunstschätze, die sich in den königlichen Schlössern befinden, vereinet, bald aufgestellt werden, und so eine sehr interessante Gallerie bilden. Das fürstliche Haus Giustiniani in Rom stammt von einem alten und berühmten Hause in Genua ab. Der Sammler dieser Kunstwerke führte den Titel eines Marchese, und lebte am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrh. Zwei Jahrhunderte lang war diese Gallerie die Zierde eines der größten Paläste Roms, den derselbe Sammler auf einem Theil der Ruinen von den berühmten Thermen des Nero erbauete. Der größte Theil der Gemälde ist von Meistern, die zur Zeit des Sammlers lebten, und von denen viele, die sich diesem Haus verpflichtet fühlten, ihre besten Werke gleich für die Familie Giustiniani bestimmten, wodurch die Gallerie auch besonders merkwürdig für die Geschichte der Kunst wird, denn in jener Zeit flammte der alte Kunstfleiß zum letztenmale kräftig auf, obgleich auf andere Weise, wie früher, und leuchtete noch in ein ganzes Jahrhundert hinein, aus dessen Lauf wir auch bedeutende Kunstwerke hier finden. Man zählt auf 170 Gemälde; im J. 1807, wo die Sammlung nach Paris kam, war sie noch vollständiger, aber manches herrliche Gemälde derselben wurde einzeln verkauft, ehe sie der Prinz, mehrere Jahre später, an Bonnemaison im Ganzen verkaufte. Aus der frühesten Periode bemerken wir besonders ein Gemälde des Domenico Corradi Ghirlandajo, die Wahrheit vorstellend, als eine nur mit zartem Flor bekleidete Gestalt, mit einem spiegelblanken Schild und einem Palmzweig in den Händen. Den Hintergrund bildet eine Landschaft, worin mit kleinen Figuren Paradies und Hölle angedeutet ist, und die Hauptfigur auf einem Wagen, von vier weißen Einhörnern gezogen wird. Das Ganze hat das phantastisch Bedeutungsvolle, das mehrern Werken jener frühern Zeit eigen ist. Der Pinsel ist etwas trocken, aber die Behandlung des Nackten schön, der Blick klar und rührend. Ferner sind aus dieser kindlich frommen Kunstepoche sehr bemerkenswerth: drei Madonnen von Francesco Francia, eine Judith von Mantegna (diese Darstellung hatte sich der hohe Meister recht eigentlich zum Studium gewählt, wie seine vielfachen Entwürfe bezeugen, die alle von schöner Eigenthümlichkeit und Hoheit des Gedankens sind) der beweinte Christus von Luca Signorelli, ein jugendlicher Christuskopf, der fälschlich für einen Leonardo da Vinci angegeben wird, da er wol aus Peruginos Schule ist, und zwei Madonnen des Innocentius von Imola, in denen noch die Anspruchlosigkeit und süße Einfalt der alten Zeit herrscht, obgleich der Meister schon einer spätern angehört. Von den vier Hauptschulen sind folgend Gemälde besonders bemerkenswerth. Aus der florentinischen: der Raub des Ganymed von Michel Angelo Buonarotti, groß gedacht und erfunden, obschon im verjüngten Maßstab; der Ganymed

hat alle die kühnen Verkürzungen und die kraftvolle Bewegung, die diesen Meister bezeichnen, welcher allem Großen verwandt war, der Grazie aber fremd blieb. Das Gemälde ist so zart und sorgfältig ausgeführt, daß Viele behaupten, es sei nur nach der Zeichnung des Meisters von Marcellio Venusti gemalt. Eine heilige Familie von Fra Bartolomeo della Porta, ein tiefgedachtes, feurig vollendetes Bild. Mehrere köstliche Gemälde von Andrea del Sarto. Venus und Amor von Daniel di Volterra. Aus der römisch-raphaelischen Schule ist besonders ein herrliches Gemälde von Raphaels späterer Zeit hier; Manche behaupten, es sei nach Raphaels Zeichnung von Francesco Penni gemalt, doch die vollendet hohe Schönheit in Form und Ausdruck verräth den Meister selbst. Es ist ein Johannes der Evangelist, auf einem Thron von Wolken sitzend, in hoher Begeisterung will er eben die göttliche Offenbarung auf eine Tafel schreiben, die er mit der Linken hält, der Adler ruht zu seinen Füßen. Seine blaue Tunica und sein weitflatterndes violettes Gewand sind so mit weißen Lichtern gehöht, daß sie in den Farben der Morgenröthe zu schillern scheinen. Es liegt etwas namenlos Großes in dieser festen freien Stirne, diesem ernsten dunkeln Auge, diesem sanft wohlwollenden Mund. Wie herrlich ist das rechte Bein gezeichnet, dessen verkürzter Fuß ganz aus dem Bild herauszutreten scheint! Eine Wiederholung dieses Gemäldes befindet sich im Museum zu Marseille. Es war sonst höchst anziehend, als Gegenstück denselben Gegenstand in gleicher Größe von Dominichino zu sehen, aber leider ist dies treffliche Bild nicht mehr bei der Sammlung. Johannes war gleichfalls sitzend dargestellt, aber auf der Erde, und zwei Engelsknaben trugen ihm Buch und Feder. Es war eins der schönsten Werke Dominichinos. Ferner ist aus dieser Schule eine Vermählung der heiligen Catharina von Giulio Romano, ein ausgezeichnet schönes Bild, worin die schwarzen Töne nicht so vorherrschen, wie oft bei diesem Meister, das Colorit ist heiter und harmonisch, die Köpfe sind von der schönsten Vollendung. So ist auch von diesem Meister die herrliche Copie des Porträts Julius II. nach Raphael, auf welcher bekanntlich Giulio Romano die Ringe anders malen mußte, als auf dem Original, um sie unterscheiden zu können. Aus der lombardischen Schule bemerken wir besonders einen Christuskopf von Correggio, zwei kleine Gemälde seines Schülers Rondani, eine Magdalena und eine Ruhe der heiligen Familie, beide sind flüchtig, aber sehr lieblich gemalt; das zweite ist eine freie Nachahmung von Correggios Zingarella. Die Arbeiten dieses Meisters, der Correggios Grazie und Helldunkel mit Parmegianinos Eleganz vereint, sind äußerst selten. Ein Studium von Engelsköpfen von Parmegianino, zwei heilige Familien von Camillo Procaccini, ein Besuch der heiligen Elisabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Dosso Dossi, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Aus der venetianischen Schule nennen wir vorzüglich die Herodias von Giorgione, ein außerordentlich gut erhaltenes Bild, welches sich durch Ausdruck, Harmonie und ein herrliches Spiel von Licht und Schatten auszeichnet. Die Ehebrecherin vor Christo, von Sebastiano del Piombo, oder wie Einige behaupten, von Pordenone; ein Bild voll Geist, Adel, Anmuth, Wahrheit und Leben, von der höchsten Schönheit des Colorits und der Ausführung, eine der größten Zierden der Sammlung. Alles ist eigenthümlich darin, die Charaktere sind wunderbar individuell aufgefaßt. Der Kopf des Erlösers ist rein menschlich schön, voll Sanftmuth und Milde, der Gegensatz derselben zu der Heuchelei und Verstocktheit der

Pharisäer und der Zerknirschung der schönen reuigen Verbrecherin ist glücklich und mit seltner Kraft dargestellt. Zugleich findet man in diesem Gemälde die Porträts der vorzüglichsten venetianischen Künstler; der israelitische Richter ist Sebastiano del Piombo, der Kopf mit dem schwarzen Bart Palmavecchio, und der Krieger über dem Kopf der Frau ist Giorgione. Eine Venus und eine Badende von Tizian, eine heil. Agnes von Paul Veronese (für Albano ausgegeben), mehrere schöne Bildnisse von Tintoretto, eine Carita von Turchi und eine Kreuzesabnahme von Paolo Veronese, beweisen nebst mehrern andern schätzbaren Gemälden, wie reich diese Sammlung von venetianischen Meistern ist. Doch die seltensten Schätze dieser Gallerie treffen wir nun unter den Werken der Eklektiker und der Naturalisten. Zuerst bemerken wir von Lodovico Carracci die herrliche Speisung der fünftausend Mann mit fünf Broten und zwei Fischen. Der Künstler wählte den Augenblick, wo das Volk freudig das Wunder erwartet; Jesus, stehend unter der Menge, wendet sich zu seinen Jüngern, wovon einer die Brote hält, und segnet die Fische, welche ihm ein Knabe reicht. Es sind zehn Hauptfiguren, ihr Charakter ist groß, das Ganze hat Hoheit und Würde; durch die sinnige Vertheilung und Verbindung der Hauptfiguren bewirken sie eine Abstufung der Flächen der weiten Landschaft, die mit einer zahllosen Menge Volkes bedeckt ist. Der große Meister, dessen Hauptvorzug sinnige Klarheit und Würde ist, malte dieses Bild, als er aus Tintorettos Schule kam, und vereinte darin venetianische Farbenglut mit den großen und richtigen Formen der Florentiner. Zwei kleinere Gemälde desselben Meisters, eine Madonna und eine Venus mit dem Amor, beweisen, wie sehr er auch Correggios Styl studirte. Von dem kühnen, kräftigen Agostino Carracci ist ein Christus mit dem Zinsgroschen hier, und ein todter Christus zwischen zwei Engeln; die wundersame Verkürzung dieser Gestalt, der Ausdruck und die Farbengebung sind im größten Styl. Von Annibal Carracci eine Skizze, Jesus am Kreuz, die an Charakterkraft, Wissenschaftlichkeit und Anmuth zu den seltensten Meisterwerken gehört. Unter mehreren schönen Werken dieses Meisters bemerken wir noch eine herrliche große Landschaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang; die Frische der Farben, die Großheit der Composition und die geistvolle Behandlung machen sie zu einem echt classischen Werk. So auch von Dominichino eine schöne waldige Gebirgsgegend; diese Landschaften großer italienischer Geschichtmaler sind um so merkwürdiger, da viele Gallerien sie ganz entbehren, und da ihr Styl so groß, ihre Behandlung so kräftig und leicht, ihr Ton in seiner dunkeln Bläue so ernst und still, so romantisch und eigenthümlich ist, daß sie wahre Vorbilder für alle Zeiten bleiben. Besonders merkwürdig ist noch aus dieser Schule ein wundervoll schönes Gemälde des Guido Reni, eins seiner größten Meisterwerke. Es stellt die beiden Eremiten vor, den heiligen Paulus und den heiligen Antonius, die in der thebanischen Wüste sich zusammen unterreden. Die beiden frommen Greise tragen das Gepräge ihrer strengen Lebensart. Ein kahler Felsen bildet den Hintergrund, aber von oben fällt der Glanz einer himmlischen Glorie herein, in deren Mitte man die Madonna mit dem Jesuskind, von Engeln begleitet, steht. Das Ganze ist im größten Styl gedacht und ausgeführt; einfach und edel, wahr und kräftig sind die beiden Anachoreten, höchst lieblich ist die obere Glorie, alles leicht und höchst genial behandelt. Von Albani finden wir sehr merkwürdige Gemälde aus der Zeit, wo er eben die Schule der Carracci verließ, und daher nach deren größern

Styl mit seinem natürlichen Zartgefühl und lieblichen Pinsel verband, auch noch in Lebensgröße malte. So ist hier ein Abendmahl nach einer Zeichnung von Carracci, und eine Folgereihe trefflicher Gemälde, alles halbe Figuren, Christus, Maria, Johannes der Täufer, und die Apostel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Judas Thaddeus. In derselben Größe und Art malte Dominichino, gleichfalls nach Zeichnungen des Annibal Carracci, den Johannes, Thomas und Jacobus. Das Studium dieser Köpfe ist ungemein lehrreich und anziehend. Von Annibal Carracci selbst sind die Apostel Philippus, Matthäus, Jacobus der kleinere und Paulus. Doch nun kommen wir zu dem ersten Meister unter den Naturalisten, von welchem keine Gallerie schönere Werke besitzt als diese, dem Michel Angelo Amerigi da Caravaggio. Zuerst bewundert man sein Altarblatt, die Ungläubigkeit des heiligen Thomas; die kühne Kraft, herrliche Farbengebung, und tief durchdachte Gegeneinanderstellung von Licht und Schatten, die dem Caravaggio eigen sind, bemerken wir hier sowol, als in seinem hier befindlichen heiligen Matthäus und seinem Christus am Oelberge. Doch in ihrer vollsten Eigenthümlichkeit zeigt sich seine verwegne Flammenkraft in zwei kühn und groß gedachten allegorischen Gemälden. Auf dem einen ist die sinnliche Liebe unter dem Bilde eines funfzehnjährigen Jünglings dargestellt; er ist ganz unbekleidet, boshafte Schadenfreude blitzt aus seinen Augen, treulos ist sein Lächeln, er hat Geierflügel und hält Bogen und Pfeile; neben einem Ruhebett hat er Panzer, Bücher, Lorbeerzweige, musikalische und mathematische Instrumente unter die Füße geworfen, so wie einen Sternenglobus, Krone und Scepter. Der wilden Leidenschaft ist nichts heilig. Das Seitenstück stellt den Sieg der himmlischen Liebe über die irdische vor. Ein gesundheitblühender Jüngling, mit einem Panzer bedeckt, mit großen Flügeln und flammendem Schwert, hat die sinnliche Liebe zu Boden geworfen, und ihre vergifteten Pfeile zerbrochen. Adel und Schönheit ist hier auf das Herrlichste mit kräftiger Behandlung vereint. Außerdem gehört noch ein köstliches weibliches Brustbild von diesem Meister hieher, so wie einige Gemälde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherardo della Notte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängniß. An Meistern anderer Schulen ist die Sammlung nicht sehr reich, wir bemerken nur fünf recht schöne Gemälde von Poussin, eine große Landschaft von Claude Lorrain, eine Fußwaschung von Carl von Mander, eine Carita von Lambiasi (einem genueser Künstler, der in Spanien starb) und eine treffliche Landschaft von Swanevelt.

Glacis heißt beim Festungsbau die gelinde Abdachung der äußersten Brustwehr an dem bedeckten Wege einer Festung, welche sich in das Feld verliert und den Graben von außen her verdeckt, eine Feldbrustwehr.

Gladiatoren waren die Fechter, welche zu Rom in den öffentlichen Kampfspielen mit einander, zum Vergnügen des römischen Volks, auf Leben und Tod kämpfen mußten. Anfänglich waren es Gefangene, Sclaven oder verurtheilte Verbrecher; in der Folge aber fochten auch freigeborne Männer auf dem Kampfplatz, entweder um Lohn oder aus Neigung. Die eigentlichen Gladiatoren, die aus den niedrigsten Leuten bestanden, hatten eigene Schulen, in denen sie unterrichtet wurden. Die Vorsteher dieser Schulen kauften die Gladiatoren als ihr Eigenthum und unterhielten sie. Von ihnen miethete sie derjenige, der dem Volke ein Gladiatorspiel geben wollte. Ein Vorspiel, in welchem sie mit hölzernen Waffen fochten, eröffnete dies,

bis sie auf ein gegebenes Zeichen ihre ordentlichen Waffen nahmen, und paarweis den eigentlichen Kampf begannen. Blieb der Besiegte nicht auf der Stelle todt, so entschied das Volk über sein Schicksal. Wollte es seinen Tod, so hob es den Daumen in die Höhe, die entgegengesetzte Bewegung zeigte an, daß er gerettet werden sollte. Gewöhnlich litten sie den Tod mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; oft bot sich der Ueberwundene freiwillig dem letzten Stoß dar. Wollte er aber an das Volk appelliren, so hob er zum Zeichen die Hand in die Höhe. Wenn ein Gladiator todt war, so schleppten ihn dazu bestellte Knechte mit eisernen Haken aus dem Theater durch die Todtenpforte in die Todtenkammer. Der Sieger bekam eine Palme, auch wohl eine Palmenkrone. Mehrmalige Sieger wurden vom Fechten freigesprochen, und bekamen zum Zeichen dieser Freiheit einen Stab oder ein hölzernes Schwert.

Glas ist der Name eines Kunsterzeugnisses, welches durch das Schmelzen in der Glühhitze von Kieselerde, Laugensalz und Metalloxyden erhalten wird. Der Name Glas ist altdeutsch, und hängt mit gleißen, dem englischen glisten, glesum, dem Bernstein der Aestier, und selbst mit glacies und Glanz zusammen. Die Kunst des Glasmachens ist sehr alt. Ungemein wahrscheinlich ist die Nachricht, welche uns Plinius von der Erfindung derselben unter den Phöniciern gibt. Es sollen nämlich Kaufleute, die mit Salpeter handelten, da sie nach einer Landung nichts hatten, worauf sie ihre Kessel stellten, dazu sich großer Stücken Salpeter bedient haben. Durch die Gewalt des Feuers schmolz dieser mit dem Sande des Bodens zusammen, und so entstand das erste Glas. Gefärbtes Glas müssen die Aegypter äußerst geschickt zu bereiten gewußt haben, wie wir noch jetzt an den Mumien sehen, deren Zierrathen von dieser Masse sind. Da die Alten die Mineralsäuren nicht kannten, welche wir jetzt zur Bearbeitung metallischer Oxyde anwenden, so ist sehr schwer, sich sowol von diesem ägyptischen Glase, als auch von dem, welches zu der musivischen Arbeit verwandt wurde, eine ganz deutliche Vorstellung zu machen. Der berühmte Klaproth hat etwas von dem grünen Glase in der alten Mosaik untersucht, und außer Kiesel vorzüglich Kupfer- und Bleioxyde nebst Alaun und Kalk, auch oxydirtes Eisen darin gefunden. Die Römer hatten schon eigene Glashütten: sie machten Geschirre und mancherlei Geräthe aus Glas, und in Herculanum findet man nicht allein manche Glaswaaren, sondern selbst Tafeln von Glas, von denen man, jedoch irrig, geglaubt hat, daß sie zu Fensterscheiben gedient hätten. Gegenwärtig ist besonders in England die Glasmacherkunst auf einen hohen Grad der Vollendung gekommen, und wir halten es für sehr wichtig, die neuesten Nachrichten davon mitzutheilen. Die englischen Glashütten sind gemeiniglich große Kegel von 60 bis 100 Fuß Höhe und 50 bis 80 Fuß im Durchmesser. Der Ofen ist in der Mitte über einem großen Gewölbe aufgeführt, welches durch eine Oeffnung mit ihm in Verbindung steht. Die Oeffnung ist mit einem eisernen Roste bedeckt, auf welchem das Feuer angemacht, und durch den Luftzug aus dem Gewölbe unterhalten wird. Die Hauptsache kommt in einer Glashütte auf die Schmelztiegel an. Man nimmt dazu eine eigne Art von Thon aus Staurbridge, den man fein malen, durchsieben, dann anfeuchten, und zu einem dicken Teig verarbeiten läßt. Auch nimmt man bisweilen alte Schmelztiegel, die man zu einem Pulver zermalmen, und mit rohem Thon wieder vermischen läßt. Auch eigene Töpfe zu Flaschen und zum Flintglase macht man

von 40 Zoll Durchmesser und Tiefe. Sie haben eine Dicke von 2 bis 4 Zoll, und werden zum Flintglase bedeckt. Ehe sie in den Ofen gebracht werden, müssen sie mehrere Tage lang in der Weißglühhitze stehen. Zu Flaschen nimmt man die gröbsten Stoffe: Flußsand, unreines Natrum und Kali, als Abgang der Seife und Asche. Das berühmte englische Kronglas fordert zu seiner Bereitung einen Reverberirofen, worin die Stoffe verkalkt werden, einen andern, worin sie verglast werden, und einen dritten, worin das Glas so erhitzt wird, daß es biegsam und fähig wird, verschiedene Gestalten anzunehmen. Zum Kronglas nimmt man zwei Theile Kelp- oder Tangasche und einen Theil feinen weißen Sand. Diese bringt man wohlgemischt in einen Reverberirofen und läßt sie verkalken. Um diese sogenannte Fritte zu erhalten, sind verschiedene Anstalten nöthig, denn das Salz in der Tangasche fließt sehr leicht mit den Ziegeln zusammen. Daher haben einige vorgeschlagen, eine eiserne Platte auf dem Boden des Ofens anzubringen, damit nicht mit dem Salze auch das Kali der Tangasche verloren gehe. Ist die Fritte hinlänglich verkalkt, so bringt man sie in Töpfen, mit dem achten Theil zerstoßnen Glases in den Schmelzofen, wo nun ungefähr 10 bis 12 Stunden erfodert werden, um sie vollkommen zu schmelzen. Dann wird das Glas flüssig, wie es noch ist, mit einer eisernen Röhre aufgenommen und auf einer eisernen Platte geblasen. Was das bekannte Flintglas betrifft, so machte man dies sonst aus verkalkten, kleingemahlenen Flintensteinen, denen man noch Perlasche, oder ein besonderes Alkali mit etwas Arsenik beimischte. Gegenwärtig nimmt man ganz feinen weißen Sand, dessen einzelne Körner möglichst durchsichtig sein müssen. Da dieser oft mit Thon gemischt ist, so muß der letztere rein ausgewaschen werden, ehe man den Sand in den Calcinirofen bringt. Dann nimmt man Bleiglätte, die als starker Fluß die Dichtigkeit des Glases vermehrt, es dehnbarer macht und es also hindert, so leicht zu springen, und entweder Kali oder Natrum; besser aber ist jenes, weil es dem Glase gar keine Farbe mittheilt, da Natrum eine grünlich-blaue Schattirung gibt. Ferner wird Salpeter erfordert, welcher die vollständigere Verkalkung der Bleiglätte befördert. Dann etwas Arsenik, aber nie zu viel, weil sonst das Glas weiße undurchsichtige Flecken bekommt. Endlich ist ein sehr wichtiger Bestandtheil das schwarze Mangan- oder Braunsteinoxyd. Dieses zerstört die Farben im Glase, welche das Eisen, dem Sande beigemischt, hervorbringt. Indessen bringt zu viel Mangan eine schwärzliche Schattirung hervor und ist der vollkommenen Durchsichtigkeit nachtheilig. So unentbehrlich das Glas jetzt in Künsten, Gewerben und selbst in Wissenschafen ist, so äußerst wichtig sind seine physischen Eigenschaften. Eine derselben ist, daß es auch in bedeutender Hitze seine Durchsichtigteit behält und sehr wenig ausgedehnt wird; daher paßt es besonders zu Uhrpendeln. Auch seine große Biegsamkeit in bedeutender Hitze ist sehr merkwürdig. Es läßt sich dann leicht in alle Formen bringen und zu feinen Fäden spinnen. Geschnitten wird es mit Diamanten, auch mit einem heißen Eisen, doch ist die letztere Manier immer etwas unsicher.

Glasfenster. Man verstand lange die Bereitung des Glases, ohne darum Glasfenster zu haben. Die Häuser der Morgenländer hatten gewöhnlich auf der Vorderseite gar keine Fenster, auf der Seite des Hofes waren dieselben entweder mit Vorhängen oder mit einem beweglichen Gitterwerk versehen; im Winter aber überzog man sie mit geöltem Papier. Die Chinesen bedienten sich zu ihren Fenstern sehr feiner, mit einem glänzenden Lack überzogener Stoffe, in der Folge

aber der geschliffenen Austerschalen. Auch verstehen sie die Hörner der Thiere zu großen und dünnen Platten zu verarbeiten, womit sie ihre Fenster versehen. Bei den Römern vertrat der lapis specularis die Stelle des Glases, welcher nach der Beschreibung nichts anders, als das blättrige Marien- oder Frauenglas war. Indeß ließen vornehme Personen zu Rom die Oeffnungen ihrer Badstuben auch mit dünn geschliffnen Agaten oder Marmor versehen. Daraus, daß man in der Villa von Pompeji, welcher Ort zu des Titus Zeiten durch ein Erdbeben versank, Bruchstücke von Glastafeln gefunden, hat man auf den schon damals eingeführten Gebrauch des Glases zu Fensterscheiben schließen wollen, sichere Nachrichten aber finden wir erst bei Gregor von Tours, woraus erhellt, daß im 4. Jahrh. nach Chr. die Kirchen Fenster von gefärbtem Glas erhielten. In Frankreich bediente man sich anfangs statt des Glases des Marienglases, des weißgesottenen Horns, in Oel getränkter Papiere und dünn geschabter Leder. Die ältesten noch vorhandenen Glasfenster daselbst sind aus dem 12. Jahrh., und befinden sich in der Kirche zu St. Denis; sie scheinen noch von dem vorigen Gebäude des Tempels aufbewahrt zu sein, welches der Abt Suger, ein Günstling Ludwigs des Dicken, vor 1140 aufführen ließ. Suger ließ sogar viele Sapphire zu Pulver stoßen und unter das Glas mischen, um ihnen die Lasurfarbe zu geben. Um das J. 1458 rechnete es Aeneas Sylvius noch zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meisten Häuser Glasfenster hatten. Felibien sagt, daß man zu seiner Zeit, d. i. gegen 1490, in Italien runde Glasscheiben in die Fenster einzusetzen gewohnt gewesen sei. Dagegen hatten in Frankreich im 16. Jahrh. zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuser, Glasfenster.

Glasgalle ist eine, auf der flüssigen Glasmasse wie ein Fett oder Schaum schwimmende Materie. Sie wird Axungia oder Sal vitri, von den Franzosen aber fiel oder suif de verre genannt, ist meistens alkalisch, daher sie auch an der Luft feucht wird, aber wol gar fließt, und wird besonders zum Silberlöthen gebraucht, denn sie nimmt einen starken Grad von Feuer an, bringt schwerflüssige Stoffe leicht in Fluß, und erhält sie auch lange in diesem Zustande. Die Töpfer bedienen sich ihrer auch zur Glasur.

Glasgow, Hauptstadt und Universität in Süd-Schottland, am Clyde-Fluß, (55° 52′ nördl. Breite und 4°. 15′ westl. Länge.) Die Volksmenge beträgt in 13,000 Häusern über 120,000 Seelen. Die Stadt ist sehr alt, denn schon im J. 560 soll hier ein Bisthum errichtet worden sein, dennoch hat sie zum Theil sehr breite, regelmäßige Straßen, und ist überhaupt eine der schönsten Städte von ganz England. Die prächtige Hauptkirche, vielleicht der einzige noch unversehrte Ueberrest gothischer Baukunst in Schottland, ist aber erst 1123 gebaut. Die Universität wurde im J. 1450 von König Jacob II. und dem Bischof Turnbull gestiftet, und ist mit Edinburgh die einzige Hochschule in Großbritannien, deren Einrichtung den deutschen Universitäten ähnlich ist. In neuern Zeiten ist sie durch die Vermächtnisse von John Anderson und William Hunter sehr erweitert worden. Andersons Vermächtniß bezog sich auf die Unterstützung von 81 bedürftigen Jünglingen, die nicht allein auf seine Kosten zu Gelehrten, sondern auch zu Kaufleuten, Landwirthen und Künstlern gebildet werden sollten. William Hunter, nicht weit von Glasgow geboren und auf dieser Universität erzogen, vermachte derselben sein herrliches Museum. Es enthält diese Sammlung nicht allein alle Arten von Naturalien, anatomische Präparate und Münzen aller Art, sondern auch seine ganze

Bücher- und Handschriftensammlung und eine Menge Originalgemälde der ersten Meister. Das Ganze wird auf 150,000 Pf. St. geschätzt, und ist in einem prächtigen und geschmackvollen Gebäude, welches ausdrücklich zu dem Ende errichtet worden, aufgestellt. Merkwürdig ist auch die 1796 von Anderson, Professor der Naturwissenschaften, gegründete akademische Anstalt, welcher der Stifter seine Büchersammlung, sein Museum und sein ganzes Vermögen vermachte. Hier werden für diejenigen, die sich nicht zu Gelehrten bilden wollen, so wie für Frauen, öffentliche Vorlesungen über Naturwissenschaften gehalten, und in einer besondern Klasse auch Handwerker in jenen Wissenschaften unterrichtet, eine Einrichtung, die für eine Manufacturstadt, wie Glasgow, sich bereits sehr vortheilhaft gezeigt und die Folge gehabt hat, daß Kenntniß der Chemie und Mechanik vielleicht in keiner Stadt Europas so allgemein verbreitet ist, als hier. Außerdem ist noch in Glasgow ein großes Seminar, worin 520 junge Leute unterwiesen werden. Ein großes königliches Krankenhaus hat in dem letzten Jahre 1267 Kranke aufgenommen und kostete jährlich über 3000 Pf. Sterling. Ein treffliches Irrenhaus ward 1810 von einem gewissen Stark erbaut. Auch die Börsenhalle, das Theater, die Sternwarte, die Reitschule, das Magdalenenspital und das öffentliche Gefängniß sind prachtvolle Gebäude, alle seit den letzten 14 Jahren von demselben Baumeister Stark nach großen Mustern der Antike aufgeführt. Unter andern ist das öffentliche Gefängniß mit einer Säulenhalle verziert, die ganz wie das Parthenon in Athen gebaut ist. Man findet in Glasgow eine Bildsäule von Friedrich Wilhelm III. zu Pferde aus Bronze, eine marmorne von Pitt, eine von Bronze, die John Moore, der bei Coruna in Spanien fiel und ein Glasgower von Geburt war, errichtet worden. Auch das Andenken des unsterblichen Nelson ehrten die Einwohner von Glasgow durch Errichtung eines Obelisk von 142 Fuß Höhe. Die Stadt hat eine, dem Handel äußerst günstige Lage. In der Nähe der reichen Steinkohlengruben steht es durch den Clyde mit dem atlandischen Meere, und mit der Nordsee durch den Clyde-Canal und dem Fluß Forth in Verbindung. In der Mitte des 18. Jahrh. war Glasgow der vorzüglichste Stapelplatz für den amerikanischen Tabak, der von hier durch ganz Europa verfahren wurde. In neuern Zeiten hat man sich besonders auf Baumwollenmanufacturen gelegt, und es finden sich in der Stadt und in ihren nächsten Umgebungen allein 52 Baumwollenmühlen, die zusammen ein Capital von einer Million Pf. Sterling gekostet haben. Hierzu kommen mehrere große Spinnereien und 18 Manufacturen für Baumwollengewebe mit 2800 Weberstühlen, 18 Calicodruckereien und 39 Glättmaschinen, die durch Dämpfe in Bewegung gesetzt werden. Auch 9 Eisengießereien sind in Glasgow, so wie eine Menge anderer Manufacturen und ein höchst bedeutender Zwischhandel.

Glasmalerei. Diese, wie Morisoli aus einer Stelle des Seneca und Vopiscus Firmius zu erweisen sucht, und wie ein aufgefundenes Bruchstück der Art, welches in Buonarottis Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc. beurtheilt wird, vielleicht wirklich beweist, schon den Alten bekannt gewesene Kunst wurde ehedem angewandt, um die Glasscheiben an Kirchen oder an andern öffentlichen Gebäuden mit Malereien zu verzieren, welches in Vereinigung mit dem ganzen Style der gothischen Kirchen ein heiliges Halbdunkel über sie verbreitete. Die Farben zu diesen Malereien waren mineralisch, oder bestanden aus gefärbtem und fein geriebenen Glase, und wurden entweder auf gewöhnliches durchsichtiges, oder auf weißge-

färbtes Glas aufgetragen und im Schmelzofen eingebrannt. In neuern Zeiten findet man die ersten Spuren dieser Kunst gegen Ende des 10. oder zu Anfang des 11. Jahrh., wo sie sich wahrscheinlich wieder aus der Zusammenfügung mancherlei gefärbter Gläser entwickelte. Albrecht Dürer erwarb sich große Verdienste um sie; und M. Claude, Francese genannt, soll sie 1530 zuerst nach Italien gebracht haben. Seitdem gab es in Frankreich, Italien, England und Deutschland verschiedene Künstler in der Glasmalerei, unter denen Wolfgang Baumgärtner (gest. 1761), Eginton zu Bermingham und Jouffroy Jervaise mit Auszeichnung genannt werden. Letzterer soll in seiner Auferstehung Christi in einer Capelle zu London Alles übertroffen haben, was je in dieser Art geleistet worden. Treffliche Glasmalereien findet man auch in den Capellen mehrerer Collegien zu Oxford. (Vergl. Mohn, S.)

Glasschleifen. Diese Operation geschieht, durch Hülfe gewisser, nach verschiedenen Modellen wohlgerundeten, messingenen oder kupfernen Schüsseln und vermittelst des Sandes, Tripels und fein geriebenen Schmirgels, den man auf die Schärfe eines an einer Spille befestigten kupfernen Rädchens streicht, indem man allerhand Figuren, Wappen, Schriften u. dgl. ins Glas schneidet, und was durchscheinen oder glänzen soll, mit einem bleiernen Rade polirt. Man vermuthet, daß das Glasschleifen im 11. oder 13. Jahrh. aufgekommen sei, als man anfing, Brillen zu machen, zu denen geschliffene Gläser nöthig waren.

Glastropfen oder Glasthräne. Flüssige Glastropfen, die in kaltes Wasser fallen, nehmen die Gestalt eines ovalrunden Körpers an, der sich in einen langen dünnen Schwanz endigt. In seinem festen Zustande heißt dieser Glasthräne. Er hat die leicht erklärbare Eigenschaft, daß sich der ovalrunde Theil mit dem Hammer schlagen und abschleifen läßt, ohne zu zerbrechen; wogegen beim Abbrechen des dünnen Schweifs, der ganze Tropfen augenblicklich in feinen Staub zerspringt.

Glasur ist jeder glasartige Ueberzug irdener (thönerner) Gefäße, um ihnen dadurch einen Glanz zu geben, und zu verhindern, daß sie von den hineingegossenen Flüssigkeiten durchdrungen werden. Man kann dazu alle leichtflüssigen Mineralien nehmen, welche im Feuer veralasen, als Thon, Bolus, Schlacken, Glas, Glätte, Saflor, Neapolitanischgelb, Zinnasche, Spießglas, Bleiglas, Ochererde, Kupferocher, Eisensafran, mit Kupferasche wird sie grün, mit Mennige gelb, mit Schmalte und Braunstein violenblau gefärbt. Alles dies wird fein unter einander gerieben, zu Glase geschmolzen, in Kuchen gegossen und dann zum Glasuren verbraucht. Auch aus einer Mischung von feinem Sande, Bleiasche, Holzasche und Küchensalz, welches man Alles in einem Kessel zergehen läßt, kann man eine gute Glasur bereiten. Die Glasur aus Bleiglätte kann unter gewissen Umständen sehr schädlich werden, und ist um so mehr zu vermeiden, da man in neuern Zeiten mehrere Zusammensetzungen völlig bleifreier Glasuren erfunden hat. Ungebrannte Waaren werden mit Thonwasser befeuchtet, und dann nur mit dem Glasurpulver bestreut, welches man die trockene Glasur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit nasser Glasur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glasurmasse eintaucht, oder die Glasur mit einem Pinsel anspritzt.

Glätte, Glette oder Bleiglätte ist ein zu Schlacken verkalktes Blei. Es ist entweder natürlich, welches man in der Erde,

jedoch nur selten findet, oder künstlich, welches durchs Feuer bereitet wird, wenn man Gold und Silber durch Blei reinigt. Wird die Glätte durch starkes Feuer goldgelb und röthlich, so heißt sie Goldglätte, wird sie aber bleichgelb oder weiß, so heißt sie Silberglätte. Man braucht sie in der Heilkunde äußerlich zum Abheilen und Kühlen; aber ein strafbarer Mißbrauch ist es, sich ihrer zur Verfälschung der Weine zu bedienen, da sie innerlich ein unfehlbares und langsam wirkendes Gift ist, und zugleich sehr schmerzhafte Zufälle, besonders die sogenannte Bleicolik verursacht.

Glatteis entsteht, wenn nach heftigem Froste Thauwetter mit einem gelinden Regen eintritt, und besteht in einer dünnen, glatten Eisrinde, welche das Steinpflaster und überhaupt jeden Weg überzieht. Die atmosphärische Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerst an, das Steinpflaster und der hartgefrorne Erdboden dagegen erst später. Während also die Luft schon über den Gefrierpunct erwärmt ist und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, ist der Erdboden noch so kalt, daß das Wasser, welches mit ihm in Berührung kommt, seinen Wärmestoff an ihm verliert und zu Eis wird. Ist dagegen die erwärmte Luft erst einige Zeit über die noch starrende Erde hingestrichen, so setzt sie allmälig so viel Wärmestoff an dieselbe ab, daß sie ebenfalls aufthaut, und dann kann kein Glatteis mehr entstehen.

Glaube ist ein solches Fürwahrhalten, welches auf subjectiv zureichenden, d. h. auf solchen Gründen beruht, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, sondern in Bedürfnissen der menschlichen Vernunft gegeben sind, die den Menschen nöthigen, auch das Uebersinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erscheint, für wahr zu halten. Wesentlich ist der Glaube von dem Meinen wie von dem Wissen verschieden; denn das Meinen ist ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wissen aber ist ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf die Erfahrung, auf dem Zeugnisse der Sinne beruhen. Ich meine, daß der Comet der Verkündiger des Unglücks oder des Kriegs sei, ich weiß, daß es eine Stadt Namens Paris gibt, und ich glaube, daß Gott die Welt regiert und daß die menschliche Seele unsterblich ist. Die eigentliche Sphäre des Glaubens ist die Religion. Durch die Sinne können wir uns weder von dem Dasein Gottes und dem Walten der Vorsehung, noch von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele überzeugen; die Religion ist kein Gegenstand der Erfahrung. Die Bedürfnisse der Vernunft aber, das Bedürfniß, einen Erklärungsgrund von dem Dasein und der weisen Einrichtung der Welt zu finden, und das Bedürfniß der zuversichtlichen Erwartung des Sieges des Guten und eines vollkommenern Zustandes der Dinge, nöthigen den Menschen, den religiösen Ideen Wirklichkeit zuzuschreiben, nöthigen ihn, Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit im Glauben zu umfassen. Darum wird die religiöse Ueberzeugung vorzugsweise Glaube genannt und ihm der Unglaube, d. h. die Denk- und Sinnesart dessen entgegengesetzt, der nur das, was sich auf das Zeugniß der Sinne gründet, für wahr hält und die übersinnlichen Ideen der Gottheit, der Vorsehung und der Unsterblichkeit als Wahn und Selbsttäuschung betrachtet. Zuweilen wird das Wort Glaube noch objectiv von dem, was geglaubt wird, gebraucht, und in diesem Sinne nimmt man dies Wort, wenn man von dem christlichen Glauben oder von dem Glauben dieser oder jener kirchlichen Gesellschaft redet. N.

Glaubenseid heißt das Bekenntniß, welches alle Geistliche in der catholischen Kirche bei der Uebernahme ihrer Aemter, und auch weltliche Personen welche von andern Religionsparteien zu dieser Kirche übergehen, feierlich ablegen und eidlich bekräftigen müssen. Die Formel dieses Eides ist in den Ländern, welche die Lehrsätze der tridentinischen Kirchenversammlung ohne Einschränkung angenommen haben, ganz dieselbe, wie sie Papst Pius IV. nach den Beschlüssen dieses Conciliums abgefaßt und vorgeschrieben hat, und weil sie besonders zur Anerkennung der Hoheitsrechte des Papstes und zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtet, seitdem ein vorzügliches Mittel gewesen, das in der Folge der Reformation durch eine freiere Politik der Fürsten gesunkene Ansehn des Papstes aufrecht zu erhalten. Die besondern Freiheiten der gallicanischen Kirche verhinderten in Frankreich gleich anfangs die Annahme dieser Grundsätze des tridentinischen Conciliums, daher auch der Glaubenseid für die französischen Priester eigenthümliche Aenderungen erhielt. Mit dem bei der Revolution von der französischen Geistlichkeit geforderten Constitutions= oder Bürgereide vertrug er sich aber durchaus nicht, und während die constitutionellen Priester ihm ungetreu wurden, entzogen viele andere strenger denkende diesem Gewissensstreite durch Auswanderung oder Niederlegung ihrer geistlichen Aemter. Die belgischen und lütticher Geistlichen halfen sich auf Bescheid des jetzigen Papstes Pius VII. dadurch, daß sie den Bürgereid zwar zurücknahmen, aber schwuren nichts zu thun, was gegen die französische Constitution wäre, und das Concordat vom 15. Juli 1801 traf auch in diesem Puncte einen Mittelweg, bei dem die neufranzösischen Priester mit ihrem Gewissen bestehen zu können glaubten.

Glauber (Joh. Rud.), ein deutscher Arzt, der aber seine Lebenszeit in Amsterdam zubrachte, wo er 1668 in hohem Alter starb, hat sich, seiner Grillen von Metallverwandlung ungeachtet, um die Chemie sehr verdient gemacht. Ihm verdankt man die bessere Einrichtung der Oefen, die Abkürzung mehrerer chemischen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeistes durch Vitriolöl, und das nach seinem Namen genannte Glaubersalz (eigentlich Sodavitriolsalz), das er zufällig fand, als er Kochsalz vermittelst der Vitriolsäure zersetzte, um die rauchende Salzsäure zu destilliren. Das Rückbleibsel dieser Destillation war eine feste Salzmasse, die ein crystallinisches Ansehen hatte. Wegen seiner schätzbaren Eigenschaften nannte man es anfänglich Wundersalz. Es wird hie und da in der Natur gefunden, größtentheils aber durch die Kunst verfertigt, und ist ein Mittelsalz, das aus 56 Theilen Wasser, 19 Theilen Vitriolsäure und 25 Theilen mineralischem Alkali besteht, in großen plattgedrückten, sechsseitigen Säulen anschießt und einen bittern kältenden Geschmack hat. An trockner Luft zerfällt es zu einem mehlweißen Pulver mit 56 von 100 Verlust am Gewicht, doch mit Beibehaltung seiner Kraft, die vielmehr um die Hälfte verstärkt ist. In dieser Gestalt kann man es im Sommer, mit Wasser angefeuchtet, zur Abkühlung des Getränks benutzen.

Glaucus, ein Fischer aus Anthedon in Böotien, der nicht lange vor Aeschylus unter die Volksgötter aufgenommen und dem als Meergott auch die Gabe der Prophezeiung beigelegt wurde; daher Appollonius ihn schon den Argonauten am mysischen Gestade weissagen läßt. Ovid beschreibt ihn folgendermaßen:

Jetzo erschien mir zuerst sein Bart von dunkeler Grüne,
Und dies hangende Haar, das lang die Welle durchfeget,
Auch die bläulichen Arme, zugleich die gewaltigen Schultern,
Und die Schenkel, gekrümmt zum flossigen Schweife des Fisches.

Glaz, eine Grafschaft im preußischen Regierungsbezirk Reichenbach, von hohen Gebirgen an allen Seiten eingeschlossen, 8 Meilen lang und 5 Meilen breit, sehr fruchtbar mit reiner Luft und mehreren Heilquellen zu Kütwer, Reinerz, Altwilmsdorf und Landeck. Nahe bei Reinerz liegen im Gebirge die sogenannten Seefelder, die beständig unter Wasser stehen, das niemals friert und niemals zu- oder abnimmt. Im Wolfsgrunde ist der Wasserfall und sind die Höhlen im Gebirge merkwürdig. Die Hauptstadt gleichen Namens, ist eine wichtige Festung.

Gleditsch (Joh. Theophilus), Professor der Naturwissenschaft und Botanik, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, ward zu Leipzig den 5. Febr. 1714 geboren, woselbst er auch seine Studien vollendete, und nach des bekannten Professor Hebenstreits Abgang, der seine Stelle in Leipzig niederlegte, um eine wissenschaftliche Reise nach Afrika zu unternehmen, die Aufsicht sowol über den botanischen, als über den, damals durch seine Anlagen und seine seltenen Gewächse berühmten Groß-Bosenschen Garten erhielt. Mehrere botanische Excursionen durch Sachsen, nach dem Harz und dem thüringer Wald, welche Gleditsch machte, so wie sein Aufenthalt erst zu Annaberg, wo der Doctor Hänel (gleichfalls ein bekannter Naturforscher) sein Lehrer wurde, dann zu Berlin, wo er der Schüler von Buddäus, Schaarschmidt, Senff und Neumann ward, erweiterten noch seine Kenntnisse und setzten ihn in den Stand, sowol die Flora Beroliniensis, als die von Leipzig mit neuen Beobachtungen zu bereichern. In Berlin selbst ward Gleditsch durch den damaligen König Friedrich Wilhelm I. dem Hrn. von Ziethen, einem großen Freunde der Pflanzenkunde, empfohlen, was denn zur Folge hatte, daß der junge Naturforscher 1736 eine systematische Beschreibung der seltenen Gewächse in Druck gab, die in Ziethens Garten zu Trebnitz gezogen wurden. Gleditsch ließ sich hierauf eine kurze Zeit als Arzt zu Lebus nieder, begab sich aber von da bald wieder weg und nach Frankfurt an der Oder, wo er Doctor ward und als Lehrer der Physiologie, der Botonik und Materia medica, auftrat. Ein Anerbieten von dem damaligen Herzog von Sachsen-Weimar, Ernst August, welcher Gleditsch hatte kennen lernen, als Leibarzt nach Weimar zu kommen, schlug letzterer aus, und zog die ihm zugleich angetragene Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Berlin (welche Akademie damals eben errichtet ward) und zum Director des botanischen Gartens, vor. Bald darauf erhielt er auch die Stelle eines zweiten Professors der Anatomie. Ein Vorschlag, nach Petersburg zu kommen, woselbst man ihm einen jährlichen Gehalt von 2000 Rubel zusicherte, ward gleichfalls von ihm abgelehnt, und er erhielt dafür von Friedrich II. eine Gehaltszulage von jährlich 200 Thlr., auch gab er von nun an, auf ausdrückliches Verlangen des großen Königs, öffentliche Vorlesungen über die Forstwissenschaft, wobei sich Gleditsch den Ruhm erwarb, der Erste zu sein, welcher ein geordnetes System über diesen wichtigen Zweig öffentlicher Verwaltung aufstellte. Seine zahlreichen Schriften und die vielen tüchtigen Schüler, welche er zog, beweisen übrigens die Kenntnisse und die verdienstvolle Thätigkeit dieses ausgezeichneten Gelehrten, der im Oct. 1786, allgemein bedauert, seine irdische Laufbahn beschloß. Zu beklagen ist, daß mehrere der trefflichen Lehren und Erfahrungen von Gleditsch in den verschiedenen Zweigen der administrativen Oekonomie nicht immer und überall so beherzigt worden sind,

wie sie es verdienten. Uebrigens war er ein Mann von eben so großer Bescheidenheit als Gelehrsamkeit. Mehrere seiner noch jetzt in Ehren gehaltenen Werke wurden erst nach seinem Tode von seinem Schwiegersohne, dem Geheimen Finanzrath Gerhard in Berlin, herausgegeben. Zu den vorzüglichsten seiner Schriften gehören sein Catalogus plantarum (über den Ziethenschen Garten zu Trebnitz), seine Consideratio epicriseos Siegesbekianae in Linnëi Systema plantarum etc., seine Lucubratiuncula de fuco subgloboso sessili et molli in Marchia reperiundo (wovon auch eine deutsche Uebersetzung in dem 3. Bde. seiner Dissertationen über Botanik sich findet); seine systematische Einleitung zum Studium der Forstwissenschaft; seine theoretisch-practische Geschichte der Medizinalpflanzen; seine Naturgeschichte der nützlichsten einheimischen Gewächse; seine Botanica medica (von F. W. A. Lüders, einem der ausgezeichnetsten Schüler von Gleditsch, herausgegeben); und seine Bemerkungen in Bezug auf Botanik und Medizin. Außerdem ist Gleditsch noch Verfasser einer Menge schätzenswerther Dissertationen, die zum Theil in den Memoiren der Freunde der Naturwissenschaft in Berlin, zum Theil in den Annalen der berliner Akademie, zum Theil auch in den Mannichfaltigkeiten von Dr. Martini, abgedruckt sind, so wie mehrerer die Pflanzenkunde betreffneden systematischen Cataloge, und Herausgeber der 2. Ausgabe der Linneischen Philosophia botanica. Eine Lebensbeschreibung von Gleditsch, von von Wildnow und Usteri verfaßt, kam 1790 in Zürich heraus, und sein Porträt findet sich im 4. Bde. der Krünitzschen Encyclopädie. Zu seinem Andenken hat der Naturforscher Catesby ein exoterisches bohnenartiges Gewächs Gleditsia benannt.

Gleichen (Ernst (oder nach Andern Ludwig) Graf von), aus einem ehedem sehr berühmten, jetzt aber erloschenen deutschen Geschlechte, folgte dem heiligen Kreuze nach Palästina, focht wider die Türken und fiel in Gefangenschaft. Eines Tages, so erzählt die Sage, erblickte ihn auf einem Spaziergang, als der Unglückliche am Wege arbeitete, die Tochter des Sultans, und von Mitleid und Liebe gerührt, versprach sie, ihn zu befreien und sein Schicksal zu theilen, wenn er sie zum Weibe nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Vergebens wendet er ihr ein, daß er daheim Weib und Kinder habe. Die an die Sitte ihres Volks gewöhnte Fürstin findet darin kein Hinderniß ihrer Liebe. Sie entfliehen, und erreichen zu Schiffe glücklich Venedig. Hier vernimmt der Graf, daß seine Gemahlin und seine Kinder leben, und mit Sehnsucht seiner harren; er eilt nach Rom und erhält vom Papst, nachdem die Türkin die Taufe empfangen, beide Gemahlinnen behalten zu dürfen, mit denen er fortan in glücklicher Eintracht lebte; denn auch seine frühere Gattin willigte ein, das Herz ihres Gemahls mit derjenigen zu theilen, ohne deren Hülfe er auf immer für sie verloren gewesen wäre. Historische Untersuchungen über diese Geschichte findet man in Gallettis thüringischer Geschichte und in einer kleinen Schrift des gelehrten Prälaten Placidus Muth. Das Grabmahl des Grafen, auf welchem er mit beiden Gemahlinnen abgebildet ist, befand sich in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt und ist jetzt in Gotha.

Gleicher, s. **Aequator**.

Gleichgewicht ist der Ruhestand, welcher erfolgt, wenn zwei oder mehrere Kräfte sich dergestalt entgegenwirken, daß jede Bewegung dadurch aufgehoben wird. (S. **Mechanik**). Gleichgewicht kommt auch in den bildenden Künsten vor, da dieselben, um der Na-

turwahrheit willen, eine beständige Rücksicht auf die Gesetze der Physik und Mathematik nehmen müssen. Leonardo da Vinci in seiner Abhandlung über die Malerei theilt dieses Gleichgewicht in das einfache und das zusammengesetzte ein, und versteht unter jenem das Gleichgewicht einer Figur, in so fern es blos durch die eigne Stellung oder Bewegung derselben, unter diesem aber das, welches durch eine fremde Schwere oder Last bewirkt wird, z. B. bei dem, der mit einem andern ringt, etwas trägt oder hebt. Es kann keine Frage sein, ob der Künstler hierbei mit der größten mathematischen Genauigkeit den jedesmaligen Schwerpunct aufsuchen müsse. Man gebraucht aber den Ausdruck Gleichgewicht in Beziehung auf bildende Künste auch noch in einer andern Bedeutung, und versteht darunter eine solche Zusammensetzung, in welcher jede Seite der Composition ungefähr gleich viel Figuren oder Masse erthält, so daß nicht die eine etwa überfüllt, die andere leer wäre. Es springt in die Augen, daß der Grund dieser Anforderung nicht in einer hier nöthigen Beobachtung der Gesetze der Physik und Mathematik liegen könne, sondern blos ästhetisch sei und in dem Wohlgefallen liege, welches das Auge an jedem Ebenmaß hat. So nöthig es nun aber auch ist, hierauf Rücksicht zu nehmen, so muß man es doch damit nicht übertreiben, um nicht in Steifheit und Peinlichkeit zu verfallen. Mengs verlangt deßhalb mit gutem Grund, daß jede solche Vertheilung natürlich scheine, und nie gesucht sei.

Gleichgewicht der Staaten, politisches Gleichgewicht, ist die Idee der höhern Staatskunst, daß die nach außen strebende Macht eines jeden Staates von den übrigen so gemäßigt werde, daß keine Bedrückung oder Beschränkung irgend eines andern daraus erfolge. Es besteht also in der Verbindung mehrerer Mächte zur Abwendung solcher Gefahren, die ihnen von der Vergrößerungssucht einzelner Nachbaren bereitet werden könnten. Sie widersetzen sich daher jedem Umsichgreifen eines andern Staats, das die Unabhängigkeit und Sicherheit des einen Volks beabsichtigt, dadurch aber die der übrigen gefährdet. Die Staaten haben ein natürliches Recht, die Idee eines solchen Gleichgewichts unaufhörlich geltend zu machen; denn nichts kann unbestrittener sein, als die Verbindlichkeit der Regierung, sich von außen Sicherheit zu verschaffen, weil ohne diese kein politisches Dasein, kein Staatenleben überhaupt denkbar ist. Man sieht leicht ein, daß die Idee eines politischen Gleichgewichts, ohne einen wirklichen Staatenverein, der die Gewähr des rechtmäßigen Besitzstandes Aller nach völkerrechtlichen Grundsätzen übernimmt, nicht ausgeführt werden kann. Die Despoten, welche in Asien und Afrika herrschen, können durch einen solchen Verein weder geschützt, noch in denselben aufgenommen werden, weil sie überhaupt kein Gesetz anerkennen, sondern Gewalt und Willen über alles Recht erheben. Sie regieren nicht über Völker, sie sind Sklaventreiber, Räuberhäuptlinge und Kriegsbefehlshaber. Sie gehorchen keinem Gesetze, keinem Vertrage, sondern allein der physischen Nothwendigkeit. Es wäre aber eine wirkliche Verletzung des Gleichgewichts, wenn man es so weit ausdehnen wollte, daß keinem Staate von dem andern gestattet würde, sich auf rechtmäßige Weise, innerhalb seines natürlichen Kraftgebiets, zu verstärken, durch Handel und Gewerbe die Völker glücklicher und reicher zu machen, und so auf alle Weise seine geistigen und physischen Kräfte durch seinen innern Haushalt zu entwickeln. Das Gleichgewicht der Staaten ist vielmehr eine sittliche Idee. Es soll Jeder so stark und

kräftig, so reich und glücklich sein, als er es in seiner Lage werden kann; aber dasselbe Recht haben auch seine Nachbaren, und die sichtbaren Grenzen aller unter sich bestimmt allein der durch Verträge geordnete Besitzstand eines Jeden. Der diplomatische Verkehr der Staaten unter einander darf also nur innerhalb dieser Rechtssphäre die Machtsphäre eines Jeden beobachten und bewachen. Die Idee des politischen Gleichgewichts mußte fast entstehen, sobald nur mehrere Staaten sich selbst als moralische Personen erkannten, und mit einander in rechtliche Verhältnisse traten. Beides setzt aber voraus, daß die Civilisation schon bedeutende Fortschritte gemacht habe. Es ist daher grundfalsch, wenn man gesagt hat, daß das politische Gleichgewicht eine Entdeckung sei, die die italienischen Freistaaten erst im 15. Jahrh. gemacht hätten, um sich den Eroberungsangriffen Carls VIII. von Frankreich zu entziehen. Woher anders entstand der peloponnesische Krieg, als weil die übrigen Staaten Griechenlands die drückende Obergewalt Athens nicht länger dulden wollten? Eben so wußte Athen selbst es sehr wohl, daß Sparta und Theben nie zu mächtig werden dürften, wenn seine eigene Sicherheit nicht gefährdet werden sollte. Demosthenes entwickelte in seinen Reden, besonders für Megalopolis, so seine Gedanken über diesen Gegenstand, wie sie nur der größte Politiker neuerer Zeiten vortragen könnte; und Polybius, der im Fache der Staatswissenschaft eben so groß ist als in der Geschichtschreibung, lobt ausdrücklich das Benehmen des Königs Hiero von Syrakus, da er den Cartagern in dem Kriege der Hülfsvölker Beistand leistete. „Man muß, setzt er hinzu, nie die geringen Anfänge der Vergrößerung der Nachbaren gering achten, und nimmer zugeben, daß die Macht eines Staates so sehr wachse, daß man einst einen gerechten Krieg nicht mit gleichen Kräften führen könnte.“ Unter den Nachfolgern Alexanders war es jedoch mehr der Kampf gegenseitiger Eifersucht, welcher ein gleiches Machtverhältniß ordnete, als die Idee eines politischen Gleichgewichts. Als später die Herrschaft der Römer Alles unterjochte, als im Anfang des Mittelalters die nordischen Völker mit dem römischen Reiche auch den gesellschaftlichen Verein zerstörten, da ging diese Idee völlig unter. Auch Carls des Großen Eroberungsplane und die Absonderung der Staaten unter sich, so wie die Kreuzzüge, ließen dieselbe im späteren Mittelalter nicht wieder aufkommen. Nur im Kleinen findet man diese Idee in den Kriegen befolgt, die die christlichen Könige der pyrenäischen Halbinsel theils unter sich, theils mit dem maurischen Hofe zu Cordova führten. Aber lebhafter, obgleich nicht mit angemessener sittlicher Größe, erwachte der Gedanke an das politische Gleichgewicht in den Freistaaten Italiens. Die Kämpfe zwischen Genua und Venedig, von denen jenes sich mit den byzantinischen Kaisern verband, dieses sich sogar den erobernden Osmanen anschloß, hatten ursprünglich keinen andern Zweck, als dem Uebergewicht der einen oder der andern Macht entgegen zu arbeiten; aber weil sie größtentheils nur diese beiden Staaten beschäftigten, und blos aus gegenseitiger Eifersucht wegen Macht- und Handelsvortheil hervorgingen, so endigten sie mit der Schwächung der Republik von Genua. Als hierauf Carl VIII. von Frankreich Italien angriff, um seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, da regte sich in allen Staaten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit, dieser Uebermacht entgegen zu arbeiten. Robertson rechnet von dieser Zeit an die Ausbildung der Idee des politischen Gleichgewichts; und in der That kann man so viel zugeben, daß, da

damals erst die Staaten in engere Berührung mit einander kamen, die Mächte von Deutschland und Spanien gegen die wachsende Macht Frankreichs auf ihrer Hut zu sein anfingen. Noch mehr war dies der Fall, als die Reformation mit der Staatskunst zugleich auch die Ansichten vom Völkerrechte aufklärte; in den Kriegen Franz I. und Carl V. bemerkt man blos die Absicht eines Jeden, auf Kosten des Andern selbst mächtiger zu werden. Es war die Idee des politischen Gleichgewichts, welche im 17. Jahrh. die Fürsten Europens zu einem allgemeinen Kampf gegen die Anmaßungen des Hauses Oesterreich bewaffnete, die den unsterblichen Gustav Adolph für die Rechte der reinern Religion sowol, als zum Schutz der bedrängten deutschen Fürsten auf den Boden Deutschlands rief. Weil aber die deutschen Fürsten selbst unter sich weder einig waren, noch einen großen Mann aus ihrer Mitte an ihrer Spitze stellen konnten, so übernahmen fremde Mächte die Mühe, den politischen Zustand von Deutschland nach ihrem Bedürfnisse zu ordnen. Dadurch wurde für Deutschland selbst kein Gleichgewicht, sondern eine Vielherrschaft, wol aber in Deutschland der Angelpunct des europäischen Gleichgewichts gegründet. Seitdem blieb der westphälische Friede der Polarstern des diplomatischen Staatsschiffs von Europa bis in die neueste Zeit. Uebrigens war die Politik, die ihn vorschrieb, nicht umsichtig; sie vermied blos die Scylla von Oesterreich, und gerieth in die Charybdis von Frankreich. Der treffliche große Churfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der treue Bundesgenosse Hollands gegen Frankreich, und der Sieger bei Fehrbellin, war allein viel zu schwach, um Ludwigs XIV. Vergrößerungsplane beschränken zu können. Die Schwäche Leopolds I., der Catholicismus Carls II. und Jacobs II. in England, und die erbärmliche spanische Regierung unter Carl II., dies alles begünstigte den Untergang der Idee des politischen Gleichgewichts zum größten Nachtheil aller, besonders der östlichen Nachbaren Frankreichs. Nur Wilhelm III. von England faßte sie wieder auf; doch im utrechter Frieden kehrte alles zu einer Zweiherrschaft in Europa zurück, deren England mit Frankreich sich anmaßte. Darauf entwickelte sich seit 1740 durch Friedrich II. eine ähnliche in Deutschland, als Preußen Oesterreich gegenüber trat. Indeß ging aus der gegenseitigen Berührung dieser deutschen und jener europäischen Zweiherrschaft, in welche nach Schwedens Sinken Rußland mit eintrat, zuletzt eine Fünfherrschaft für Europa hervor, in welcher Preußen zuerst für die Erhaltung des Besitzstandes, als Grundsatzes des europäischen Gleichgewichts, kämpfte, und dadurch eine europäische Macht wurde. Der siebenjährige Krieg, der alle kommende Geschlechter überzeugen wird, daß das Vorhaben, einen einzelnen Staat zu unterdrücken, wenn dieser nur moralische Kraft genug, und einen solchen Helden, als der große König, an der Spitze hat, an den Urhebern eines so völkerrechtswidrigen Beginnens sich selbst rächt, hat Preußens Stellung unter den ersten Mächten Europens so sicher gegründet, daß auch die größten Unfälle der neueren Zeiten nur dazu dienen konnten, diesen Staat herrlicher als je zu erheben. Durch Polens dreimalige Theilung wurde das politische Gleichgewicht von Europa aufs neue umgestürzt, und selbst die Idee desselben, das Recht, vernichtet. In unserm Jahrh. schien es eine Zeit lang, als wenn das sogenannte große Reich alle übrigen verschlingen würde; und ohne die Standhaftigkeit Großbritanniens, ohne die heldenmüthige Ausdauer der Spanier, und die in der Geschichte einzigen Begebenheiten in Rußland, endlich ohne Preußens rie-

senmäßige Anstrengungen wäre das Gleichgewicht der europäischen Staaten nur noch ein schöner Traum besserer Zeiten. Natürlich entsteht die Frage, ob denn jetzt, seit dem allgemeinen Frieden, das politische Gleichgewicht wieder vollkommen hergestellt, und ob wirklich der heilige Bund nur ein religiöser Ausdruck für jenen Grundsatz sei? Eine unparteiische Ueberlegung des Verhältnisses der Staaten gegen einander hindert uns, diese Frage bejahend zu beantworten. Was den Urheber des heiligen Bundes betrifft, so läßt sich von seinen persönlichen Tugenden am wenigsten Beeinträchtigung der Nachbarstaaten fürchten. Aber ist es in der Politik wohl räthlich, der Persönlichkeit eines Regenten allein zu vertrauen? Ist nicht das östliche, an sich riesenmäßige, Reich durch die neuern Friedensschlüsse zu einer solchen Größe angewachsen, daß kaum das ganze verbündete Europa gleiche Streitkräfte ihm entgegensetzen kann? Preußen, sein nächster Nachbar, so hoch verdient um Europens Befreiung und Ruhe, dürfte kaum, die nöthigen physischen Kräfte wieder erlangt haben, um in der politischen Wagschale den Ausschlag geben können. Gleichsam, um der preußischen Regierung, deren moralische Kraft so oft erprobt ist, die schwerste Aufgabe vorzulegen, hat man ihr die fremdartigsten Nationen und die entlegensten Länder, beide noch durch kein gemeinschaftliches Band gehalten, zugetheilt. Um von den andern Staaten zu reden, so sind freilich Sardinien und die Niederlande, als angenommene Vormauern oder Bollwerke gegen Frankreich, mit reichlichem Länderzuwachs ausgestattet; aber Dänemark und Sachsen trauern, daß in Rücksicht ihrer allein das Eroberungsrecht geltend gemacht worden ist, während andere Staaten unter Napoleon vergrößert, nichts einbüßten. Oesterreichs Macht besetzte 1821 militärisch Neapel und Sardinien zur Sicherheit des Bestandes jetziger Ordnung in diesen Landen und in den österreichisch-italienischen Staaten. Die Zukunft muß entscheiden, ob das sittliche Grundwesen des politischen Gleichgewichts deutlicher als bisher anerkannt und ausgesprochen, und dasselbe auch durch die That über die Convenienzpolitik der Mächtigen unter sich erhoben werden wird.

Gleichheit ist das Verhältniß der Einerleiheit zweier Dinge in Ansehung der Größe. Da nun die Größe theils eine sinnliche (anschauliche und empfindbare), theils eine blos denkbare (intelligible) ist, so ist auch die Gleichheit von dieser doppelten Art. Die Gleichheit vernünftiger und freier Wesen, als solcher, ist daher blos denkbar, indem die Größe solcher Wesen nicht in die Sinne fällt. Wenn aber vernünftige und freie Wesen, als solche, gleich genannt werden, so ist dies vornehmlich von ihrem ursprünglichen Rechte zu verstehen. Man nennt daher diese Gleichheit die ursprünglich-rechtliche, oder auch wol die natürliche, wiefern sie in der Natur vernünftiger und freier Wesen, als ursprünglich berechtigter Subjecte, gegründet ist. Man könnte sie auch die Gleichheit des ursprünglichen Rechts nennen, mit welcher die Ungleichheit der erworbenen Rechte sehr wohl zusammen bestehen kann. Denn wenn jedes vernünftige und freie Wesen, dergleichen der Mensch ist, ursprünglich das Recht hat, von seinen Kräften jeden Gebrauch zu machen, der kein anderes vernünftiges und freies Wesen verletzt; so kann es nicht fehlen, daß derjenige, welcher seine Kräfte mehr anstrengt oder vom Glücke mehr begünstigt wird, als ein Anderer, auch mehr Eigenthum erwerbe, als dieser. Im Staate soll nun die Gleichheit des ursprünglichen Rechts keinesweges aufgehoben, sondern vielmehr durch das Gesetz geheiligt werden. Das Ge-

setz soll nämlich nach der Forderung der Vernunft 1. jeden im Staate gebornen Menschen als einen Freien anerkennen, weil es widersinnig ist, daß ein, schon vermöge seiner vernünftigen Natur, freies Wesen durch sein Verhältniß zu andern Wesen seiner Art unfrei werden solle; eben darum soll es aber auch 2. jedem freigebornen Menschen gleichen Anspruch auf die Erwerbung aller der Rechte ertheilen, die nur vernünftiger Weise in einem Staat erworben werden können, und jeden auf gleiche Weise bei seinen wohlerworbenen Rechten schützen. Daher verbindet sich die Idee der Gleichheit nothwendig mit der Idee der Freiheit, sobald jene Idee recht verstanden wird. Die Gleichheitsmänner in der französischen Revolutionszeit aber mißdeuteten jene Idee ganz und gar, indem sie dieselbe auch auf die bürgerlichen Rechtsverhältnisse ausdehnten, und selbst die Ungleichheit des Eigenthums aufheben wollten, welches geradezu unmöglich ist. Man vergl. übrigens den Art. Freiheit. D.

Gleichniß gehört zu jenen Arten der Gedankenbezeichnung, wo eine Vorstellung durch eine andere, statt ihrer gesetzten, vorgestellt wird, und zwar namentlich zur Metapher oder Uebertragung eines eigenthümlichen Begriffs in einen uneigenthümlichen, aber ähnlichen, eines Bildes in ein Gegenbild. Jede solche Uebertragung setzt eine Vergleichung voraus, deren Wesen darin besteht, daß sie ein Bild und ein Gegenbild, beide als verschieden, aber ähnlich aufstellt. Der Unterschied zwischen Metapher und Vergleichung ist dieser, daß in der Metapher das Hauptbild in dem Gegenbild untergeht, sich darin verliert, in der Vergleichung aber beide neben einander bestehen, und das Gegenbild nur dazu dient, das Hauptbild mehr hervorzuheben oder zu versinnlichen. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Wenn das schöne Incarnat jungfräulicher Wangen unter dem Gegenbilde der Rosen vorgestellt wird, so setzt die Metapher das Gegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Hauptbildes, die Rose an die Stelle des Incarnats; damit aber doch das Gegenbild als solches charakterisirt werde, so behält sie von dem Hauptbilde noch etwas zurück, die Wangen nämlich: die Rosen ihrer Wangen blühen. Nicht gleich kurz und rasch verfährt die Vergleichung, welche sich so ausdrücken würde: ein schönes Incarnat überzieht die Wangen der Jungfrau, wie ein sanftes Roth die blühende Rose, oder: ähnlich dem sanften Roth der blühenden Rose. Man erkennt schon aus diesem Beispiel, daß die Vergleichung einen viel ruhigern Zustand erfordert, als die Metapher, welche alle Wie, Gleichsam als, Also u. s. w. rasch überspringt, und mehr schnell andeutet, was sie meint, als ausführlich sagt. Der Metapher und Vergleichung bedient sich die Poesie häufig als Mittel des Ausdrucks, je nachdem sie viel auf einmal in die Seele bringen, oder diese bei Einem Gegenstande länger will verweilen lassen. Weiter ausgeführt, geben beide aber auch eigne poetische Kunstwerke; aus der Metapher entsteht die Allegorie, aus der Vergleichung das Gleichniß. Wie die Allegorie eine fortgesetzte Metapher, so ist das Gleichniß eine fortgesetzte Vergleichung. In der Allegorie wird eine Reihe von Begriffen dargestellt, der Hauptbegriff unter einem Bilde (z. B. List unter dem Bilde des Fuchses Reinecke), die Nebenbegriffe unter anschaulichen Vorstellungen, die alle von jenem Bilde hergenommen sein müssen. Bei der Vergleichung, wo die Aehnlichkeit des Hauptbildes und des Gegenbildes sehr groß ist, wird eine größere Ausführlichkeit der beiden Bilder nothwendig, und die ganze obwaltende Summe von Aehnlichkeiten zwischen beiden dargestellt. dd.

Gleichung heißt in der Algebra der Ausdruck derselben Größe unter verschiedenen Benennungen, oder ein Gleichheitsverhältniß zweier verschieden benannten Größen. Glieder der Gleichung heißen die beiden verschieden benannten Größen, die durch das Zeichen = (d. h. ist gleich) getrennt werden; z. B. $9 + 6 = 20 - 5$, oder $3 - 1 = 5 - 3$. Die durch die Zeichen + oder — verbundenen Größen, woraus jedes Glied besteht, heißen Sätze der Gleichung. Es können in einer Gleichung neben bekannten Größen auch unbekannte oder unbestimmte enthalten sein, z. B. in der Gleichung $mx + ny = a - b$ sind m n a b bekannte oder bestimmte, x und y aber unbekannte Größen. Die Wurzel der Gleichung heißt der Werth der unbekannten Größe. Hinsichtlich der höhern oder niedern **Potenz** (s. d. Art.) worauf die unbekannte Größe in einer Gleichung steigt, theilt man die Gleichungen in einfache, quadratische, kubische und biquadratische. Man betrachtet die Gleichungen aus einem doppelten Gesichtspunct, entweder als das letzte Ergebniß, worauf man bei der Lösung einer Aufgabe kommt, oder als ein Mittel zu einer endlichen Lösung. Gleichungen der ersten Art haben nur eine unbekannte, mit mehrern gegebenen oder bekannten vermischte Größe, die zweite Art enthält verschiedene unbekannte Größen, die mit einander verglichen und verbunden werden müssen, bis man zu einer neuen Gleichung gelangt, die nur eine unbekannte Größe unter bekannten enthält. Um den Werth dieser unbekannten Größe zu finden, wird die Gleichung auf verschiedene Art umgewandelt, wodurch sie endlich auf den einfachsten Ausdruck gebracht wird. Ueber Gleichung astronomischer Bedeutung vergl. die Art. **Zeitgleichung** und **Sonnenzeit.**

Gleim (Joh. Wilh. Ludw.), geb. zu Ermsleben, einem Städtchen im Fürstenthum Halberstadt, am 2. April 1719, gest. zu Halberstadt am 18. Febr. 1803, als Secretär des Domstifts daselbst und Canonicus des Stifts zu Walbeck. Seinen Vater, den Obersteuereinnehmer des ermslebenschen Kreises, verlor er schon 1735, da er auf der Schule zu Wernigerode war. Ein gedrucktes Trauergedicht auf den Tod seines Vaters beurkundet sein früh geübtes Talent zur Poesie. Wohlthätige Familien erhielten den armen verwaiseten Knaben auf der Schule bis Michaelis 1738, da er die Hochschule zu Halle bezog, und in den dürftigsten Umständen heiter den Studien oblag. Seine Lehrer waren der Canzler Ludwig, Heineccius der Jurist, Böhmer, und besonders der Vater der deutschen Aesthetik, Alexander Baumgarten; zuletzt auch noch der von Friedrich dem Großen aus der Verbannung zurückberufene Freiherr Christian von Wolf. Seine Freunde wurden Uz, Rudnick und Nicolaus Götz, welche gleichzeitig mit ihm studirten, und zu denen ihn gleiche Liebe zur Poesie hinzog. Auf dem deutschen Parnaß herrschten damals zwei Parteien: die Gottschedische zu Leipzig, nüchtern, modern, den Franzosen besonders zugethan, und die Bodmersche zu Zürich, den Mustern der Griechen und Römer nachstrebend. Die verbündeten Jünglinge zu Halle waren auf der Seite der letztern. Im J. 1740 verließ Gleim die Universität, um als Secretär nach Copenhagen zu gehen; sein Schicksal aber führte ihn als Hauslehrer in das Haus eines Obersten von Schulz nach Potsdam, wo ihn der Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt, kennen lernte und als Secretär in seine Dienste nahm. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft von Ewald Christian v. Kleist; dieser ward sein vertrautester Freund, und seitdem nennt man in der deutschen Literatur die Namen Gleim und Kleist, als poetisch verbrüdert, wie man im Alterthume

Orest und Pylades nur immer vereint genannt findet. Zu Gleim und Kleist gesellten sich bald Pyra, Sulzer, Hirzel, Spalding, Ramler, Graun und einige andere Gleichgesinnte, welche der Sache der Bodmerschen Partei allen möglichen Vorschub leisteten, dem gleichstrebenden Bunde der Jünglinge zu Leipzig durch Sinn und That eng sich anschließend. Die freiere und geistreichere Ausbildung der deutschen Sprache, Art und Kunst ward hierdurch nicht wenig befördert. Der zweite schlesische Krieg trennte 1744 die vereinten Freunde, und raubte Gleimen seinen wohlwollenden Prinzen, welcher vor Prag fiel. Das Jahr darauf ward Gleim Secretär des „alten Dessauers", von welchem ihn jedoch dessen harter, rauher Charakter bald wieder entfernte. Gleim ging wieder nach Berlin zurück, lebte dort einige Jahre unter mancherlei gescheiterten Plänen zu anderweitiger Versorgung, bis er 1747 als Dom-Secretär nach Halberstadt berufen wurde. Schon 1744 war von ihm der mit großem Enthusiasmus in Deutschland aufgenommene Versuch in scherzhaften Liedern erschienen, in welchen er sich der Gattung des leichteren Liedes, des anakreontischen Scherzes, der geselligen Grazie in Sprache, Bild und Lehre, und den rhythmischen Formen des Alterthums besonders zugethan erwies. Auch im Dramatischen hatte er sich schon 1743 — 45 versucht, und sein blöder und dreister Schäfer war mit großem Beifall aufgenommen worden. Noch größeres Aufsehen machten in denselben Jahren seine satyrischen Gedichte: die Schäferwelt, die Bürgerwelt, und das Glück der Spitzbuben. Gleim fand seine Lage in Halberstadt höchst erwünscht; gutes Auskommen und durch Amtsgeschäfte nicht eben sehr von den Musen und geselligen Freuden entfernt, dabei von seinen Domherren in jeder Beziehung geachtet und werth gehalten. Sie lernten ihn bald als einen eben so klugen und gewandten Arbeiter, als einen geistreichen und heitern Gesellschafter kennen. Von allen seinen Freunden in Apollo getrennt, lebte er die erste Zeit nur in beständigem Briefwechsel mit ihnen; Lange, Lessing, Geßner, Zachariä, Ebert, Lichtwer, Wieland u. a. vergrößerten zunächst den Kreis seines poetischen und wissenschaftlichen Umgangs, der die Freude seines ganzen Lebens war. 1749 erschienen die beiden Liedersammlungen, welche er zu Halberstadt drucken ließ, mit den angeblichen Druckorten Amsterdam und Zürich. 1750 lernte er auch Klopstock, Schmidt, Gellert, Rabener, die Cramers und Schlegel kennen, welche er von Zeit zu Zeit nach Halberstadt zu versetzen wußte, des Lebens und Dichtens mit ihnen froh zu sein. Mit allen jenen Männern verband er sich auf das herzinnigste, denn Freundschaft war sein Lebenselement. Er war Freund mit Rath und That, treu, offen und ehrlich, ohne Falsch, aber mit aller Heftigkeit und Eifersucht der Liebe. Er hatte das seltene und beglückende Talent, in Jedem das Treffliche aufzufinden, anzuerkennen, und sich dessen wie des eigenen Guts zu erfreuen. Die verschiedensten Charaktere fanden sich durch seine innige, lebendige, starke Freundschaft vereint und beglückt; jeder wandte sich in allen Lagen und Verhängnissen des Lebens, guten und bösen, an ihn, der thätigsten Hülfe und lebhaftesten Theilnahme gewiß. Des Freundes Angelegenheiten lagen ihm am Herzen wie seine eigenen; er ruhte nicht eher bis ein Wunsch erfüllt, ein Zweck erreicht, das Beste erwählt, das Schlimmste beseitigt war. Jeder seiner Freunde konnte ihm, wie Klopstock, sagen: Du Eifersüchtiger, der du mein Herz tyrannisch, liebreich herrschend, bewahrst! In der Liebe war Gleim weniger glücklich. Er hat sich nie verheirathet;

sein Hauswesen besorgte, die Zeit seines Lebens hindurch, seine geistreiche Nichte, Sophie Dorothea Gleim, welche unter dem Namen Gleminde häufig, unter andern auch von J. G. Jacobi besungen ward. 1756 gab Gleim das erste Buch seiner Fabeln und seine Romanzen in Druck; letztere waren die ersten Erscheinungen in dieser Dichtart in Deutschland und vermehrten seinen Ruhm nicht wenig, der indeß erst in den sieben Kriegsjahren des großen Friedrichs II. seine höchste Höhe erreichte durch die Kriegslieder, welche er unter dem Namen und im Charakter eines preußischen Grenadiers sang. Gleim wußte sich so sehr und so lange unter diesem Namen zu verbergen, selbst vor seinen vertrautesten Freunden, daß man späterhin öfter behauptet hat, er habe diese Lieder wirklich nicht gesungen, sondern nur bekannt gemacht. Er wollte die Geschichte jenes denkwürdigen Kriegs schreiben, aber er fand dazu den Beruf nicht in sich, auch die Freunde riethen dem anakreontischen Dichter von dem mühseligen Vorhaben ab. Rabener schrieb: er wolle Gleimen die Geschichte jenes grausamen Kriegs nur unter der Bedingung verzeihen, wenn er sie in anakreontischen Versen schreibe und die ganze Mordgeschichte anstatt der Capitel in Trinklieder eintheile! Gut, erwiederte Gleim, wenn ich der Curtius unsers Alexanders nicht sein soll, so will ich doch sein Homer sein! und er sang die unvergleichlichen Kriegslieder, die in Ton, Schwung, Kraft und lebendiger Anordnung bis jetzt unerreichte Muster geblieben sind, und ihrem Verfasser einen hohen Rang unter den vaterländischen Dichtern gegeben haben. Sogar die Franzosen, hinter denen die Kriegslieder mit Siegesspott drein jauchzten, priesen sie und versuchten Nachbildungen, in denen dann der herrliche Waffenklang der deutschen Liedes zum dünnen cliquetis de nos armes herabsank. Nur ihm, dem besungenen königlichen Helden allein, blieben diese Lieder und ihr Verfasser unbekannt. Nach den Kriegsliedern versuchte sich Gleim in Oden nach dem Horaz, Petrarchischen Gedichten, in Versificirungen des Philotas von Lessing, und des Tod Abels von Klopstock; Gedichten nach den Minnesingern und Sinngedichten; alles zum Theil mehr von der Muse des Dichters als vom Berufe zeigend. Gleim lebte mehr im Genießen, als im Streben, und in beidem arglos und unbefangen; ob ein poetischer Wurf gelang, ob nicht, er hatte ihn angenehm beschäftigt. Eine Reihe jüngerer Freunde reihte sich in dieser Zeit den ältern an: die Karschin, Georg Jacobi, Benjamin Michaelis, Wilhelm Heinse, Johannes Müller, Göckingk, Jähns, Klamer Schmidt u. s. w. Die meisten von ihnen wußte Gleim in Halberstadt anzusiedeln; sein Eifer für bürgerliches Wohl wie für ihren literarischen Ruhm kannte keine Grenzen. Der Verein so vieler geistreicher junger Männer gab ihm den Plan ein, in Halberstadt eine vorbereitende Akademie zu stiften, welche er später in seinem letzten Willen als eine Schule der Humanität bezeichnete. Er fand das höchste Lebensglück in dem Genuß des Schönen und Guten, wie ihn die schönen Künste und Wissenschaften gewähren; dieses Glück seinen Mitmenschen zu bereiten, war sein liebster Gedanke; eine Frucht desselben war die Stiftung jener Schule, welche jedoch, auf nicht zureichendem Grunde, wenig ausführbar erschien. Die Lieder fürs Volk sollten Heiterkeit und das Glück fröhlicher Armuth unter der arbeitenden Classe verbreiten. Gleim hatte ein seltenes Talent, mit den Menschen aller Stände auf das erfreulichste umzugehen; jene Lieder zeugen davon; sie sind darauf hingerichtet, die arbeitende Classe nicht von der Arbeit abzuziehen, son-

dern sie ihr zur Quelle des Vergnügens und der Zufriedenheit zu machen. Gleim war ein Menschenfreund im edelsten und vollsten Sinne des Worts; als solcher sang er sein Halladat oder das rothe Buch, im Sinne eines weisen Derwischs aus dem Morgenlande; man könnte, in Bezug auf Göthes westöstlichen Divan, diese Sammlung Gleims westöstliches Hüttchen nennen. Der Inhalt derselben ist die Lehre von Gott, Menschen und Tugend aus reinmenschlichem Standpunct. Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund! Herder sagte von Halladat: Ueberall die Stimme: wer Ohren hat zu hören, der höre! Gleim hat wirklich Morgenlandsposaune aus der Hand des Engels erhalten. Das Buch blieb aber der Masse fremd; der fremde Ton, die Kindes-einfältige Innigkeit dieser Gedichte, ließen nur die Fähigsten den Schatz darin erkennen. Leser dieses Halladats, sprach Gleim, werden erst dann sich finden, wenn die bekehrten Atheisten einst wieder sagen werden: Wäre kein Gott, so müßte man einen erfinden! Dem Halladat folgte eine kleine Sammlung Episteln, welche in ihrer Art gleich originell und trefflich sind, und um so schätzbarer, da wir Deutschen in dieser poetischen Gattung noch heut zu Tage sehr arm sind. Den Kreis der Freunde um Gleim bildeten in dieser Periode Joh. Dav. Hartmann, Fischer, Streithorst, Tiedge, Franz v. Kleist u. a. m. Nachdem Friedrich II. zu den Unsterblichen hinweggegangen war, ward Gleims Enthusiasmus für den großen König zu glühender Vaterlandsliebe; der preußische Grenadier trat hinter den deutschen Patrioten zurück. Die französische Revolution erfüllte ihn mit Grausen. Er sah im Geist die Stürme derselben auch über das theure deutsche Vaterland hereinbrechen. Die steife, kraft- und seelenlose Art, mit welcher die deutschen Diplomatiker den anmaßenden Republikanern gegenüber standen, opfernd und kleinmüthig nachgebend, ohne Würde, ohne Selbstbewußtsein, ohne Charakter, erfüllte den Greis mit bitterm Ingrimm. Unaufhörlich predigte er Einigkeit der Deutschen, Kampf auf Leben und Tod für Unabhängigkeit des Vaterlandes; er gab Soldaten-, Marsch- und neue Kriegslieder heraus, Zeitgedichte, politische Fabeln u. s. w., um richtige Begriffe von Freiheit und Gleichheit, Fürst und Volk und echter Vaterlandsliebe zu verbreiten. Seine Stimme verhallte einsam in dem allgemeinen Aufruhr aller politischen Elemente. Als sein politischer Eifer nirgend Eingang und Erfolg fand, suchte er Ruhe vor der greuelreichen Gegenwart. Die leidenschwere Zeit scheuchte ihn aber nicht in eine Timonshöhle, sondern er baute sich ein Hüttchen, mitten unter das jüngere, seiner Ueberzeugung nach in unglücklichem Wahne verirrte Geschlecht, um Eintracht, Liebe und Freude zu lehren und Alles was dem Leben Frieden, dem Geiste Licht und Stärke gibt. Außer den jährlichen Besuchen der ältern Freunde Herder, Stolberg, Eschenburg, J. H. Voß mit ihren Familien, erheiterten die letztern Jahre des Greises auch noch die öftern Besuche der jüngeren und jüngsten Freunde: v. Retzer, Baggesen, Jean Paul Friedr. Richter, Seume, Falk und wie viele Andere, denen er hülfreich, trostreich und väterlich zugethan war. Gleims Herz lebte, wie er selbst im hohen Alter zu sagen pflegte, seit 50 Jahren von Blüthen und Früchten der Freundschaft, deren die reichlichsten und erquickendsten die Familie des Grafen zu Stolberg-Wernigerode in des Greises Hüttchen trug. Zwei Jahre vor seinem Ende erblindete Gleim auf beiden Augen, eine Operation blieb ohne Erfolg. In der Dunkelheit seiner Tage blieb sein Geist noch mehr wie zuvor auf die großen Begebenheiten hingerichtet, und auf jenen außerordentlichen Mann, der das Schicksal der

Völker und Staaten bestimmte, und damals noch Erwartungen erregte, daß er als Mensch sich noch größer erzeigen werde, denn als Held.

Kröne dein Werk mit dem ewigen Frieden, erhabener Krieger! —
Setze die Krone nicht dir, setze dem Werke sie auf!

So rief ihm Gleim an der Schwelle des Grabes zu. Der große Gedanke des Hüttners kam aber nicht in die Seele des erhabenen Kriegers. Im 84. Jahre seines Lebens nahm Gleim Abschied von seinen Freunden, starb still und gottergeben, und ward begraben in seinem Garten vor Halberstadt: seiner eigenen Anordnung gemäß, stehen einfache Urnen, mit den Namen seiner ihm vorangegangenen ältesten Freunde, um die Stätte seiner Ruhe her. Herder nennt ihn den Mann von deutschem Gemüth, den biedersten Mann und Freund. Klopstocks Ode, die seinen Namen trägt, hat ihn, seiner Persönlichkeit nach, treu und wahr und unvergeßlich gezeichnet; seines Geistes Bild, seines Herzens Sprache lebt in seinen kleinsten Sprüchen und Gedichten. Hagedorn und er gaben uns das leichte, fröhliche, naive Lied; er früher als Hagedorn und Andere, die wahre Kindesfabel, die spielende Romanze, das tyrtäische Kriegslied. Als eines Vaters der Jünglinge, als eines Freundes der Menschen lebt sein Andenken in den Herzen aller Guten und Edlen, welche ihm den schönsten aller Ehrennamen gegeben haben: Vater Gleim. Siehe Gleims Leben, aus seinen Briefen und Schriften von Wilhelm Körte, Halberstadt 1811. Gleims sämmtliche Werke, erste Originalausgabe, aus des Dichters Handschriften durch W. Körte, 7 Bdchn. Halberstadt 1811 — 1813.

Gletscher. In allen höhern Gegenden, wo sich die Gebirge über die sogenannte Schneelinie erheben, sind ihre Gipfel und Seitenflächen mit ewigem Schnee bedeckt. Hier bildet der Schnee einen Ueberzug, der etwas fester als der gewöhnliche Schnee ist, ohne eigentliches Eis zu sein. An den Seiten der Berge ist mehr Eis als auf den Gipfeln; doch nennt man dies noch nicht eigentliche Gletscher, sondern diese dehnen sich von den Abhängen der Berge bis in die Thäler und weit unter die Schneelinie hinunter. Sie sind also eigentlich große Eisfelder zwischen den Bergen selbst, oft von ganz horizontaler Ausdehnung, gewöhnlich aber etwas schräge. Das wahre Gletschereis ist gänzlich von dem Meer- und Flußeis unterschieden. Es legt sich nicht schichtenweise an, sondern besteht aus lauter kleinen zusammengefrornen Schneekörnern, und ist daher bei aller seiner Klarheit und bei seiner oft spiegelglatten Oberfläche, dennoch völlig undurchsichtig, zerspringt auch nicht strahlenförmig, wie das Meereis, sondern hat einen körnigen Bruch. Dabei sind die Gletscher immer voller Spalten und Schrunden, und in diesen Rissen sieht das Gletschereis oben grünlich und in der Tiefe bläulich aus. Wesentlich gehören ferner zu der Natur der Gletscher ihre Ränder, die man in Savoyen Moraines de glaciers, in Island aber Jökelsgiärde nennt. Diese Ränder bestehen aus schlammiger Erde, welche oft schichtenweise mehrere Klaftern über einander liegt, im Sommer einem unergründlichen Sumpfe gleicht, und durchaus keine Vegetation zeigt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese scheußlichen Moränen durch das Schmelzen des niedern Gletschereises entstehen. Offenbar erfolgt dies im Sommer, und wenn es nicht geschähe, so müßten die jährlichen Anhäufungen des im Winter frierenden Schnees diesem endlich eine grenzenlose Dicke geben. Aber es schieben sich auch die großen Eisfelder, wenn im heißen Sommer ihre Ränder schmelzen, weiter in die Thäler hinunter, und erkälten auf eine Zeit lang die Luft in den letztern außerordentlich, bis sie endlich, zum Theil wenigstens,

durch die größere Wärme geschmolzen werden. In Lappland, wo die Sonne weniger Kraft hat, bemerkt man jedoch in der Gegend des Sulitelma herabgeglittene Gletscher, welche die Luft fortdauernd so sehr erkälten, daß die Schneegrenze schon bis auf 3100 Schuh über der Meeresfläche steht. Dies Herabgleiten der Gletscher, welches durch die Schneelawinen im Sommer befördert wird, muß natürlich stärker oder schwächer sein, nachdem die Ebene des Eisfeldes einen stumpfern oder spitzern Winkel mit dem Horizonte macht. Ganz zuverlässig kann man sich davon überzeugen, wenn man die veränderte Lage großer beweglicher Felsblöcke um die Gletscher her bemerkt, denn diese werden von dem Eise sichtbar fortgeschoben, und man hat am Grindelwald in der Schweiz gesehen, daß solche Steine in einem Jahr 25 Fuß weit fortgeschoben wurden. So sieht man auch in den Moränen oft Rollsteine von bedeutendem Umfang, die von einer ganz andern Gebirgsart sind, als die in den Thälern. Sie mußten daher in den höhern Regionen der Gebirge abgelöst und herabgedrängt sein. Man sieht also, daß, wie in manchen Gegenden, und bei heißen Sommern sich die Gletscher vermindern können, sie sich doch auch Jahre lang oft so vermehren, daß sie die Thäler fast unwirthbar machen. Zu ihrer Vermehrung trägt besonders häufiger Wechsel von Thauwetter und Frost bei; zu ihrer Verminderung die Gebirgsströme, welche oft unter ihnen fortgehn, so daß der Gletscher Eisgewölbe über den Strömen bildet. Diese Ströme findet man auch in der Tiefe der großen Spalten, welche in den helvetischen Alpen größtentheils Staub- oder Pulverlawinen genannt werden, weil sie aus frisch gefallenem Schnee bestehen, den der Wind mit sich fortreißt, und stäubend die Tiefe stürzt. Es kommen aber auch, besonders in den norwegischen Alpenthälern, Grund- und Schlackenlawinen vor, welche Steine und Erde mit sich führen, und die Moränen der Gletscher vermehren. In Tyrol, in der Schweiz, in Piemont und Savoyen sind so viele Gletscher, daß man berechnet hat, wenn sie alle verbunden würden, so würden sie ein Eisfeld von 70 geographischen Quadratmeilen ausmachen. Es gibt einzelne Gletscher, vorzüglich in Savoyen, mehr als drei deutsche Meilen lang, einer halben Meile breit, und zwanzig bis hundert Klaftern dick. Einer der berühmtesten ist das Meer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Schuh über der Meeresfläche. In Frankreich, bei Beaume, und in den Karpathen bei Oselitz gibt es unterirdische Gletscher, die in großen Höhlen gebildet sind und niemals aufthauen, weil die Sonne nicht auf sie wirken kann. Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß in der großen Andeskette Gletscher vorkommen können, weil zwischen den Wendekreisen die Temperatur das ganze Jahr sich nicht verändert. — Gletschersalz ist ein säuerlich auflösendes Salz, das mit einem Theile alkalischen Salzes verbunden ist. Es findet sich in schwarzsandiger Erde an Stellen im berner Gebiet, wo vormals Eisgletscher standen. Es wird aus jener Erde ausgelauget und findet sich in der Nähe von Schiefer, wo es sich im weißen Staube anlegt und nach erlangter Masse abfällt. Auch findet man dies Salz in Klumpen am Schiefer, theils auf den Schichten derselben. Solches Klumpensalz bemerkt man auch im Walliserlande und benutzt es als Sedlitzer Salz.

Gliedermann, Gliederpuppe nennt man die mit beweglichen Gliedmaßen versehene Puppe, deren sich die bildenden Künstler als eines Modells bedienen, um das Gewand richtig anordnen und legen zu können (s. Gewand). Vasari nennt als Erfinder derselben den Baccio della Porta, einen Maler, der im Orden der Dominica-

ner den Namen Bartolomeo di San Marco erhielt. Er wurde 1468 zu Savignano geboren, unterrichtete Raphael in der Farbenmischung, wie dieser ihn in der Perspective, und starb 1517. dd.

Glimmer heißt eine Gattung von Thonerde, die eine rauchähnliche Farbe, wiewol in verschiedenen Abstufungen, hat, und zum Theil Silber- und Golderz zeigt; manche Arten sind braun und schwärzlich. Auf dem Bruch ist er mehrentheils glattblätterig, mehr oder weniger durchscheinend, und wird ungeformt sowol, als cristallisirt gefunden. Er ist eines von den uranfänglichen und allgemein verbreitetsten Fossilien. — Glimmerschiefer ist eine von den gemengten Gebirgsarten, in welchen die Stoffe ursprünglich in einander gewachsen sind. Seine Gemengstoffe bestehen eigentlich blos aus Quarz mit vorwaltendem Glimmer in schieferigem Gefüge. Man findet ihn in Ganggebirgen; er enthält nicht selten Erz und Alaun.

Globus heißt eigentlich jeder runde Körper; in der Geographie und Astronomie aber versteht man darunter diejenige künstliche Kugel, welche an zwei Polen innerhalb eines Cirkels (der den Meridian oder Mittagskreis vorstellt) sich bewegt, und auf deren Fläche die vornehmsten Oerter der Erde (Erdglobus) oder die Sterne (Himmelsglobus) verzeichnet sind. Außerdem sind auf beiden die vornehmsten Kreise, welche man auf der Erde und am Himmel zieht, angedeutet. Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, der um die 50. Olympiade (580 vor Chr.) blühte), soll den Erdglobus erfunden haben. Daß Ptolemäus schon eine künstliche Erdkugel mit dem universalen Meridian hatte, sehen wir aus seinem Almagest. Auch verfertigten die Alten schon Himmelskugeln. Unter den Neuern haben sich mehrere durch die Verfertigung großer und künstlicher Globen ausgezeichnet. Der Venetianer Coronelli († 1718) brachte Hülfe des Claudius Molinet und anderer pariser Künstler für Ludwig XIV. 1683 eine Erdkugel zu Stande, welche zwölf pariser Schuh im Durchmesser hat. Derselbe Künstler verfertigte auch eine Himmelskugel von derselben Größe. Funk in Leipzig gab 1780 Modelle der Erdkugel heraus, die bei einem gehörigen Gebrauch mit den Globen einerlei Dienste thun und ungleich wohlfeiler sind. In Deutschland eröffnete übrigens Ludwig Andreä zu Nürnberg die erste Officin von Himmels- und Erdkugeln in mäßigen Preisen; welchem Endersch zu Elbingen und die Homannische Officin nachfolgten. Unter den neuern machen die von Bode besorgten Globen, welche zu Nürnberg 1792 verfertigt werden, und in der Schneider- und Weigelschen Buchhandlung daselbst zu bestellen sind, an Genauigkeit, Vollständigkeit und Schönheit des Stichs allen übrigen den Vorzug streitig.

Glocken entstanden in Italien nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingeln des Orients, wo sie zu religiösen Gebräuchen dienten, indem man die Götter dadurch zu ehren oder auch sie herbeizurufen meinte. Der Glocken hingegen bediente man sich, die Gemeinden zu versammeln, welche man früher durch Laufer hatte zusammenrufen lassen. Nachher schlug man Bretter zusammen, um das Volk zum Gottesdienste einzuladen, daher man diese Bretter die heiligen Bretter nannte. Paulinus, Bischof zu Nola in Campanien, soll um das J. 400 nach Chr. Geb. zuerst den Gebrauch der Kirchenglocken eingeführt haben, und daher sollen sie auch die lateinischen Namen der Glocke campana und nola schreiben. Im 6. Jahrh. bediente man sich der Glocken schon in den Klöstern; sie hingen auf dem Kirchdach in einem Gestelle. Gegen das Ende dieses Jahrh. hatten meh-

rere Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um 550 wurde ihr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Papst Sabinian († 605) verordnete zuerst, daß alle Stunden durch Glockenschläge angezeigt würden, um die horas canonicas, d. i. die Sing- und Betstunden besser abwarten zu können. Im Anfange des folg. Jahrh. fing man an, die Kirchenglocken zu taufen, und ihnen dabei auch einen Namen zu geben. In England gab man das Zeichen zum Gottesdienst mit Glocken. Im Morgenland wurde ihr Gebrauch im 9. Jahrh. eingeführt, in der Schweiz 1020; wann in Deutschland, ist ungewiß. Im 11. Jahrh. bekam der Dom zu Augsburg zwei Glockenthürme. Es scheint, man habe eine besondere Ehre darein gesetzt, große Glocken zu haben. In Moskau sah und maß W. Core im J. 1787 eine Glocke, die er auf 4320 Centner schätzte. Noch eine andere Glocke in Moskau wiegt 356 Centner, und die im J. 1819 neu gegossene Glocke wiegt 1600 Centner, die Zunge allein 18 Centner. Auf den pariser Dom kam im J. 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im Umfange hatte, und 340 Centner wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke gegossen, die 354 Centner und deren zehnthalb Schuh langer Klöppel 8 Centner wog. Aber die größte Glocke in den österreichischen Staaten ist zu Ollmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme; sie wiegt 358 Centner. Die erfurter große Glocke, die J. von Campen goß und Dr. J. v. Lappen mit dem Namen Susanne taufte, wiegt 275 Centner, hat über 24 französische Fuß im Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 11 Centner wiegt.

Glockenspiel, eine Erfindung des Mittelalters. Das erste soll 1487 zu Alost in den Niederlanden verfertigt worden sein. Einige Glockenspiele haben Walzen, die von Zeit zu Zeit gewechselt werden, und lassen sich nicht nur Tag und Nacht mit demselben Stücke hören, sondern bezeichnen auch die halben und Viertelstunden durch kürzere Strophen, ja selbst die halben Viertelstunden durch einen einzelnen Schlag. Andere dieser Glockenspiele haben zugleich eine Art Tangenten, welche die Glocken berühren und nach Art eines Claviers gespielt werden können, jedoch nicht mit den Fingern, sondern mit der Faust, welche, um den Schlag auf die Taste mit der gehörigen Kraft thun zu können, mit einem ledernen Ueberzuge versehen wird. So schwierig auch die Behandlung ist, so gibt es doch Glockenspieler, welche dreistimmige Sätze ausführen, ja selbst Laufer, Triller und Arpeggios herausbringen. Burney erzählt, ein Glockenspieler zu Löwen, Namens Scheppen, habe mit einem fertigen Violinspieler gewettet, daß er ein sehr schweres Violonsolo auf den Glocken ausführen werde und die Wette gewann. Pottheff, Organist und Glockenspieler auf dem Rathhausthurm in Amsterdam, erblindete in seinem 7. Lebensjahre, erhielt im 31. die erwähnte Stelle und spielte, obgleich jede Taste ein Gewicht von 2 Pfund erfordete, sein Glockenspiel so leicht wie einen Flügel. Er ließ sich 1772 vor Burney mit einigen Fugen darauf hören.

Glogau, preußische Hauptfestung in Schlesien, im Regierungsbezirk von Liegnitz und unweit der Oder gelegen. Die Einwohnerzahl beträgt gegen 10,000, worunter viele Juden. Auf dem Schlosse residirten die ehemaligen Herzoge von Glogau aus dem alten Königsgeschlechte der Piasten. Als 1476 die Herzoge von Glogau ausgestorben waren, und das Fürstenthum an die Krone Böhmen fiel, wurde hieher ein kaiserl. österr. Commandant gelegt, der zugleich den militärischen Oberbefehl in Schlesien führte. So blieb es, bis Friedrich II. 1741

Glogau eroberte, das ihm nach dem Friedensschlusse von 1742 auch blieb. Friedrich ließ es noch stärker befestigen. Nach der Schlacht von Jena wurde Glogau von den würtembergischen Truppen unter Vandamme und Seckendorf berennt, und von dem preuß. Commandanten v. Reinhard nach geringem Widerstande übergeben. Jetzt blieb Glogau bis zum 15. April 1814 in französischen Händen, an welchem letztern Tage es in Folge des mit dem Grafen Artois nach der ersten Restauration der Bourbons abgeschlossenen Waffenstillstandes an Preußen wieder übergeben wurde. Die Blokade der Festung im J. 1813 (nachdem die Franzosen sich über die Elbe zurückgezogen hatten) durch ein preuß. russ. Corps war ohne Erfolg geblieben, und hatte nach der Schlacht von Bautzen selbst wieder müssen aufgehoben werden. Es ist in der Stadt ein lebhafter Verkehr. Der Dichter Gryphius ist hier geboren.

Glosse nennt man die Erklärung eines unbekannten oder dunkeln, besonders eines veralteten Worts, daher Glossator, der Erklärer solcher Wörter, und Glossarium, eine Sammlung solcher Erklärungen. In der Dichtkunst benennt man eine eigne Gattung von Gedichten Glossen, die aus der spanischen und portugiesischen Poesie auch in die unsrige übergegangen ist. Das Gedicht fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehr Versen an, welche in eben so viel Strophen weiter ausgeführt werden, und von denen am Schluß jeder folgenden Strophe der Reihe nach einer immer wieder erscheint. A. W. und Fr. Schlegel, welche diese zierliche und kunstreiche Gattung bei uns zuerst versucht haben, nennen sie auch Variationen.

Glover (Richard). Dieser geachtete Dichter, im J. 1712 zu London geboren, und in Surrey erzogen, verrieth früh schon Anlagen zur Poesie. Sechzehn Jahre alt, schrieb er ein Gedicht auf Newton. Er widmete sich den Handelsgeschäften, und erwarb sich die dazu erforderlichen Kenntnisse in ihrem ganzen Umfange. Dessen ungeachtet verließ ihn seine Neigung zur Dichtkunst nicht. 1737 gab er das Heldengedicht Leonidas heraus, von welchem uns Ebert eine Uebersetzung und Beurtheilung geliefert hat, dem wir aber nur einen sehr mittelmäßigen poetischen Werth beilegen können. In England fand es einen außerordentlichen Beifall, wozu aber die Umstände viel beitrugen. Zwei Jahre darauf erschien sein Gedicht: London or the progress of commerce, das, nebst seiner Ballade: Admiral Hosier's ghost, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Handelsbegebenheiten der damaligen Zeit hatte, indem darin der Nation das Unrecht fühlbar gemacht wurde, welches Spanien dem englischen Handel zufügte. 1753 erschien sein Trauerspiel Baodicea, welches einigemal mit Beifall aufgeführt wurde, und 1761 gab er seine Medea heraus, ein nach Art der griechischen Dramen mit Chören versehenes Trauerspiel, auf das er später noch eine Fortsetzung folgen ließ. Nach dem Regierungsantritt Georgs III. wurde er zum Parlamentsgliede für die Stadt Weymouth gewählt, und in dieser Eigenschaft zeichnete er sich bei mehr als einer Gelegenheit durch seine kraftvolle und überzeugende Beredsamkeit aus. 1770 vollendete er seine Umarbeitung des Leonidas. Er wurde jetzt häufig in Geschäften der londoner Kaufmannschaft gebraucht, die ein unbedingtes Zutrauen zu seiner Redlichkeit hegte. In den letzten Jahren seines Lebens arbeitete er an einem neuen epischen Gedicht, Atheniad, das gewissermaßen als Fortsetzung des Leonidas angesehen werden kann, aber nicht die letzte Vollendung erhalten hat, und 1788 von seiner Tochter, Mrs. Halsat, herausgegeben worden ist. Er starb 1785. Noch erschienen nach seinem

Tode, als Auszug aus seinem Tagebuche: Memoirs of a celebrated literary and political character (London 1814), worin er mit großer Wahrheitsliebe, aber nicht ohne Strenge und Bitterkeit, von den Ereignissen und manchen Personen seiner Zeit spricht, und aus welchen man hat beweisen wollen, daß er der Verfasser der Juniusbriefe sei, was jedoch von sehr scharfsinnigen Kritikern bezweifelt wird.

Gluck (Christoph, Ritter von). Dieser große Tondichter, dem die lyrische Scene ihren Glanz und ihre dramatische Vervollkommnung verdankt, stammte von einer angesehenen Familie in der Ober-Pfalz, und wurde 1714 geboren. Obschon er sich von früher Jugend an der Musik widmete und bedeutende Anlagen zeigte, so ging es doch mit ihm wie mit dem Philosophen von Genf, d. h. die Welt fand erst in der letzten Hälfte seines Lebens Gelegenheit, ihn zu bewundern, indem der Componist bereits das 40. Jahr überschritten hatte, als er die ersten seiner unsterblichen Meisterwerke ans Licht treten ließ. Den Anfang seiner musikalischen Studien machte Gluck in Prag, wo er bald als ausgezeichneter Violoncellist bekannt wurde. 17 Jahr alt bereiste er darauf Italien, und studirte daselbst unter dem berühmten San-Martini die Composition. Seine in Mailand geschriebene erste Oper: Artaxerxes wurde daselbst, so wie eine andere: Demetrius, in Venedig gegeben (1742). Eine dritte: der Sturz der Giganten, componirte er für die Oper in London, wohin er sich 1745 begeben hatte. Diese Periode seines Lebens ist die fruchtbarste in Hinsicht der Menge seiner Productionen. An 45 Opern wurden von ihm in dem Zeitraum von 18 Jahren geschrieben, in allen aber zeigte sich noch nicht die Größe und Tiefe, die der Dichter der Töne in seinen späteren Werken entwickeln sollte. Gluck hatte bisher den damals herrschenden Styl und Geschmack der italienischen Oper gefolgt und so mithin nur Momentanes gegeben, obschon er recht wohl fühlte, was eigentlich fehlte und wie wenig das Ganze seiner Musik auf eigentlichen dramatischen Werth Anspruch machen konnte. Ein Haupthinderniß zur Erreichung eines wahrhaft dramatischen Ganzen für den Componisten war aber immer die hergebrachte Seichtigkeit und innere Losigkeit der lyrischen Dichtungen, welche er zur Unterlage seiner Tongemälde erhielt, und erst als ihn das Geschick mit einem Mann bekannt machte, der den Muth und die Kraft hatte, trotz der Mode einen andern Weg hierin einzuschlagen, vermochte er auch seinerseits, dasselbe zu thun. Dieser Mann war der Florentiner Ranieri di Calzabigi, den Gluck in Wien kennen lernte, und der dem Componisten nun eine Reihe Texte lieferte, die durch ihren engverbundenen Inhalt und durch die richtige Motivirung der einzelnen Situationen unter einander, gar sehr gegen jene lose und leicht zusammengewürfelten Arien, Duette, Dialoge u. s. w. abstachen, welche man gewöhnlich mit dem Namen Operndichtung beehrt, und in denen von einem dramatischen Zusammenhang unter sich und Fortschreiten durchaus nicht die Rede ist, sondern im Gegentheil alles dem momentanen Effect oder der Eitelkeit eines Sängers oder einer Sängerin geopfert wird, die nur, mit Hintansetzung des Ganzen, in einer einzelnen Situation oder Arie gern glänzen wollen. Die Opern Helena und Paris, Alceste und Orpheus, welche Gluck von 1762 — 64 in Wien schrieb und die auch daselbst gedruckt wurden, machten in ihrer großartigen Neuheit ungeheures Aufsehen und gründeten mit den später folgenden (der Armida und den beiden Iphigenien) den unsterblichen Ruhm ihres Componisten. Selbst in dem durch lose Speise verwöhnten Italien fand die ernste, erhabene Muse des deutschen Künstlers würdige Anerkennung, und die

Theater von Rom, Parma, Neapel, Mailand und Venedig beeilten sich, Glucks Helena und Orpheus aufzuführen. (An Alceste wagte man sich jedoch, wie Gluck selbst sagt, wegen Schwierigkeit der Aufführung damals in Italien noch nicht.) Der Beifall, den diese Opern fanden, war so groß, daß die Bühne in Bologna allein in einem Winter mit seinem Orpheus — den zu hören und zu sehen, Fremde von allen Orten herbeiströmten — an 900,000 Lire einnahm. So groß indeß der Triumph des Componisten schon mit diesen Gaben war, so viel höher sollte er noch durch seine bereits erwähnten späteren Werke werden. Der Bailli von Rollet, der während seines Aufenthaltes in Wien mit Gluck bekannt geworden war, unternahm es, Racines Iphigenia in eine Oper umzuwandeln und bot seinem Freunde den Text zur Composition an, worauf Gluck auch um so lieber einging, da ihm die Idee ergriffen hatte, die französische Sprache eigne sich besser zum Ausdruck tiefer, kräftiger und männlicher Gefühle selbst in der Musik, als die italienische. (Eine Ansicht, welcher Rousseau in Betreff des Gesanges in seinen bekannten Abhandlungen freilich geradezu widersprach, und die auch durch die Zeit, trotz der Erfolge, welche Glucks Muse auf den französischen Bühnen machte, nicht bestätigt worden ist.) Mit einer bisher noch nie aufgewendeten Sorgfalt machte sich Gluck nun ans Werk und brachte, statt sonst nur 2 bis 3 Wochen zur Niederschreibung einer Oper brauchend, ein ganzes Jahr zu, ehe er mit der Musik eines Meisterwerks zu Stande kam, das eigens für Frankreichs Hauptstadt von ihm verfertigt ward, und welches er nun den Parisern anbot. Aber hier fand der deutsche Componist fast unübersteigliche Hindernisse, welche ihm Nationaleitelkeit und eingewurzeltes Vorurtheil in den Weg thurmten. Auf die bloße Anzeige von dem Unterfangen, der großen pariser Oper ein Werk seiner Feder anzubieten, erhoben sich ganze Schaaren der Musiker von Profession und alle sogenannten Kunstkenner, und nimmermehr würde Gluck sein Ziel erreicht haben, hätte sich die Königin Maria Antoinette, seine Schülerin einst und Gönnerin von Wien aus, der Sache nicht angenommen, und durch einen Befehl die Aufführung bewirkt. Zu Anfang des Jahres 1774 kam der 60jährige Gluck selbst nach Paris, und den 19. April wurde endlich die vielbesprochene Oper zum erstenmal gegeben. Das Theater war überfüllt von Zuschauern aus allen Classen, und der Eindruck den das Ganze hervorbrachte, ungeheuer. Gleich die Ouvertüre mußte — was unerhört in den Annalen der Musik in Frankreich war — wiederholt werden und mit jedem einzelnen Musikstück stieg der Enthusiasmus des Publikums. Bald darauf ward auch die Oper Orpheus, deren Text ins Französische übersetzt worden, in die Scene gesetzt, und mit gleichem Entzücken aufgenommen. Ein paar andere Opern: l'arbre enchanté und la Cythère assiegée, welche im nächstfolgenden Jahre zur Aufführung kamen, machten weniger Glück, desto mehr aber wieder seine beruhmte Alceste, in welcher, wie in den Furienchören im Orpheus, die Schrecken des Tartarus den Hörer zu umschweben scheinen. Noch mehr sprach Armida an, die man früher mit Lullys weichlicher Musik ungern gehört hatte. Dreißigmal nacheinander wurde diese große Oper gegeben, und der Ruhm, welchen sie ihrem Componisten brachte, nur noch non den übertroffen, der seinem letzten großen Meisterwerke, der Iphligenia in Tauris folgte. Ein paar andere Opern, Roland, und die Danaiden, wurden nicht vollendet; das Brouillon der Ersteren warf Gluck ins Feuer, als er vernahm, daß sein musikalischer Gegner Piccini (s. d. Art.) dasselbe Sujet zu componiren vorhatte, und an der Vollendung der andern hinderte ihn der

Tod. (Sie wurde seitdem nicht ohne Glück von Salieri vollendet.) 1787 kehrte der Ritter Gluck mit einem sehr ansehnlichen gesammelten Vermögen nach Deutschland zurück, woselbst er zu Wien noch in demselben Jahre, den 15. November, starb. Merkwürdig ist noch der Streit, der auf Veranlassung der Reform, welche Gluck durch seine im größten Styl geschriebenen Compositionen in der Musik in Frankreich bewirkte, daselbst zwischen seinen Verehrern und den Anhängern der alten italienischen und französischen Schule, an deren Spize gewissermaßen der allerdings auch geniale Piccini stand, ausbrach. Ganz Paris nahm Partei, man stritt mit Wort und Feder, und lange Zeit hindurch feindeten sich die Gluckisten und Piccinisten mit derselben Bitterkeit an, mit welchen sich früher Jansenisten und Jesuiten, später Royalisten und Jacobiner anfeindeten. Gluck und Piccini selbst, zu ihrer Ehre sei es gesagt, theilten das Gefühl nur kurze Zeit und hatten sich, da Einer der Andern, troß abweichender Meinungen und Ansichten, schätzen mußte, längst ausgesöhnt, als ihre blinden Bewunderer noch immer gegeneinander zu Felde zogen. Erwähnung verdient hierbei auch noch der Umstand, daß in diesem musikalischen Meinungsstreite J. J. Rousseau sich für Gluck, Marmontel für Piccini erklärte, natürlich beide mit derjenigen Haltung und Anerkennung der Verdienste der Gegenpart, die man von Männern, wie die genannten, erwarten kann. Ein Jahr nach Glucks Tode ward auf Befehl Ludwig XVI. die auf Subscription von Houdon in Marmor verfertigte Büste des großen Tonsetzers im Foyer des Operntheaters aufgestellt. In Betreff einer nicht dramatischen Durchführung der Musik steht Gluck unerreicht in seiner Kunst da, und die Tiefe des Ausdrucks, welchen er sowol in die erschütterndsten als in die sanftesten Scenen, ohne alle vulgäre Verzierungen von Cadenzen, Trillern, Läufern u. dergl. zu legen wußte, läßt sich nicht mit Worten darlegen. Die Arie in der Alceste: Caron t'appelle etc. ist auf eine einzige Note gesetzt, und dennoch von einer Wirkung, die jedes Herz ergreift, und die nie von denen unter unsern heutigen Componisten wird erreicht werden, die nur Noten übereinander bauen und die Orchester mit Lärminstrumenten überfüllen können. Dabei band sich Gluck, ganz gegen die Sitte der mehrsten andern Tondichter, streng an den Genius der Sprache, und nie sieht man ihn zu Gunsten irgend eines Passage die Worte ungebührlich dehnen oder kürzen. Die Trompete ward durch ihn zuerst in die französischen Orchester eingeführt, und ihr sparsamer und zweckmäßiger Gebrauch erhöhte damals eben so die Wirkung seiner großen Musiken, wie jetzt ihr lächerlicher Mißbrauch bei manchen Compositionen den beabsichtigten Effect imponirender Größe zerstört.

Glühen bezeichnet den Zustand gewisser Körper, in welchem sie vermittelst einer starken Erhitzung leuchten. Es lassen sich zwei Arten glühender Körper unterscheiden, nämlich solche, die durch das Glühen förmlich zersetzt werden, wie Holzkohlen, Schwamm u. s. w., und solche, die ihre vorige Beschaffenheit beibehalten, wie z. B. das Eisen. Die erste Art ist ein förmliches Verbrennen, wobei jedoch kein Gas in Flammengestalt aus dem Körper aufsteigt, die zweite hingegen ist eine bloße Erhitzung. Von den Metallen gelangen viele eher zum Schmelzen, als zum Glühen, z. B. Blei, Zinn; hingegen das Eisen glüht lange, bevor es schmilzt. Es lassen sich sehr deutlich drei Perioden des Glühens unterscheiden. Eisen wird ungefähr beim 770. Grad der Hitze nach Fahrenheit braunroth, welches der Anfang des Glühens ist, bei verstärktem

Feuer wird es rothglühend oder feuerfarbig, und bei ungefähr 1000 Gr. Fahrenheit weißglühend, wobei es ein helles, fast weißes Licht verbreitet. Beim allmäligen Erkalten geht das Glühen in derselben Stufenfolge rückwärts. Man nimmt bei diesen stufenweisen Uebergängen alle Lichtfarben wahr. Die Dynamisten schließen hieraus, daß die Wärmematerie beim Glühen die Körper wirklich angreife, und nicht blos ihre Poren durchdringe, wie die Atomisten lehren. — Glühe heißt der Heerd in einer Schmelzhütte.

Glühwurm. In Deutschland ist nur ein Insect, das Johanniswürmchen, Lampyris noctiluca, wegen des phosphorischen Lichtes bekannt, das es im Dunkeln verbreitet; im Ganzen aber kennt man acht Arten Insecten, welche diese Eigenschaft haben. Von den Johanniswürmchen sehen die Weibchen den Männchen so wenig gleich, daß man nur durch die Begattung erkannt hat, wie sie zu einer Art gehören. Ist der Glühwurm vollkommen ausgewachsen, so hat er eine Länge von ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll; oben ist er dunkelbraun, und unten gelblich weiß. Ruht das Thier, so ist der kleine schwarze Kopf unter dem Brustkasten verborgen. Die Glieder sind fadenförmig und bestehen aus elf Gliedern. Das Männchen sieht man selten, das Weibchen oft genug, vornämlich an schattigen, feuchten und grasreichen Orten. Das schöne, bläuliche Licht kommt aus den drei letzten Ringen des Bauchs. Hier strömt es aus einer gelblichen Substanz hervor, welche in zwei kleinen Säcken unter den Ringen eingeschlossen ist. Man will auch bemerkt haben, daß eine merkliche Vermehrung der Wärme mit dem Leuchten verbunden ist; denn das Thermometer, an diese leuchtenden Puncte gehalten, stieg um 6 bis 8 Grad Fahr. Bringt man jene Säckchen unter Wasser, so leuchten sie wol 48 Stunden lang ununterbrochen fort. Nur zur Zeit der Begattung findet man diese Erscheinung, die sowol nach dieser Zeit, als auch mit dem Tode sogleich aufhört. In Südamerica gibt es einen Käfer, Elater noctilucus, der so stark im Finstern leuchtet, daß die Caraiben sich desselben statt der Laternen bedienen. Das Licht kommt auch hier aus einer teigartigen Masse, die in zwei Säckchen unter dem Brustschilde enthalten ist. Noch berühmter haben sich die Laternenträger gemacht, von denen die surinamsche Art, Fulgosa laternaria, eine sehr große hornige Blase vor der Stirn trägt, die einen starken Schein im Finstern verbreitet. Auch die Feuerassel, Scolopendra electrica, gehört hierher, die zwar vorzüglich in feuchtem Erdreich lebt, aber auch häufig auf Blumen kriecht, und vielleicht die Ursache des blauen Lichtes ist, welches man im Finstern bei manchen Blumen bemerkt.

Gmelin. Drei Gelehrte dieses Namens haben sich besonders um die Naturlehre große Verdienste erworben. Joh. Georg Gmelin, Professor der Botanik und Chemie in Tübingen, wo er 1709 geboren war und bis 1727 studirte, reiste hierauf mit seinen Lehrern Bilfinger und Duvernoi nach Petersburg. Nachdem er der dortigen Akademie der Wissenschaften eine geraume Zeit Dienste geleistet hatte, wurde er 1731 ordentlicher Professor der Chemie und Naturgeschichte. Auf kaiserlichen Befehl und Kosten reiste er 1733 nach Sibirien, um das Land zu untersuchen, und kam erst 1743 von dieser beschwerlichen, aber den Wissenschaften höchst nützlichen Reise zurück. Auf erhaltene Erlaubniß reiste er 1747 in sein Vaterland zurück, verlangte dann seine Entlassung, trat 1749 in Tübingen die oben genannte Professur an, und starb daselbst 1755. Mit der Chemie, wozu er bei seinem Vater, einem geschickten Apotheker, die beste Gelegenheit hatte, und der Natur-

geschichte war er sehr früh bekannt, und durch fortgesetztes Studium erwarb er sich den Ruhm eines der größten Kräuterkenner seiner Zeit. Seine Flora Sibirica und seine Reisebeschreibung sind seine Hauptwerke. — Phil. Friedr. Gmelin, Bruder des Vorigen, geb. zu Tübingen 1721, studirte daselbst die Medicin, besuchte dann mehrere deutsche, holländische und englische Akademien, hielt seit 1744 in Tübingen Privatvorlesungen und ward zugleich Stadtphysikus. Seit 1750 war er außerordentlicher Professor der Medicin, nach seines Bruders Tode 1755 ordentlicher Professor der Botanik und Chemie, und starb 1768. In der Chemie und Botanik besaß er ausgezeichnete Kenntnisse, und war darin, wie in der Naturgeschichte überhaupt, ein sehr nützlicher Lehrer. Er hat mehrere botanische und medicinische Werke geschrieben. — Sam. Gottl. Gmelin, ein Neffe der Vorigen, war 1744 zu Tübingen geboren, wo er Medicin studirte und 1763 Doctor wurde. Er reiste darauf nach Holland und Frankreich, und bekam 1767 einen Ruf als Professor an die Akademie zu Petersburg. Gleich das folgende Jahr trat er, auf kaiserlichen Befehl, mit Pallas, Güldenstedt und Lepechin eine naturhistorische Reise durch Rußland an. Vorzüglich bereiste er 1769 die westliche Seite des Don, und brachte den Winter in Astrachan zu, untersuchte 1770 und 1771 die persischen Provinzen an der südlichen und südwestlichen Seite des caspischen Meeres, kam 1772 wieder in Astrachan an, bereiste hierauf die Gegenden an der Wolga und 1773 die gefährliche Ostseite des caspischen Meeres, wurde aber auf der Rückreise 1774 von dem Chan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er am 27. Juli an der Ruhr starb. Seine Wittwe erhielt von der russischen Kaiserin 2000 Rubel. Seine wichtigsten Schriften sind seine Historia fucorum, und seine Reisen durch Rußland zu Untersuchung der drei Naturreiche.

Gnade, nach dem allgemein gültigen Begriff, das unverdiente Wohlwollen des Höhern gegen den Niedern, ist im theologischen System die Gesinnung, mit der Gott uns seine Wohlthaten zukommen läßt, und zwar im engern Sinne, seine Geneigtheit und Wirksamkeit zur Besserung und Beseligung der Menschen. Vor dem 5. Jahrh. hatte man sich wenig mit der christlichen Lehre von der Gnade und ihren Wirkungen beschäftigt, sie war von den griechischen Kirchenvätern nur gelegentlich angedeutet worden. Auf Veranlassung einer freien Aeußerung des Britten Pelagius, welche dem Beistande der göttlichen Gnade bei der Besserung des menschlichen Herzens zu wenig, den eigenen Kräften des Menschen zum Guten zu viel Antheil einzuräumen schienen, übernahm Augustinus die genauere Erörterung dieser Lehre mit einem Eifer, der in Leidenschaftlichkeit ausartete, und ihn zu harten Behauptungen verleitete. Er sagt, der Mensch, von Natur verderbt und zu allem Guten untüchtig, könne durchaus nichts für seine Besserung thun, er sei für sich nicht fähig, das Gute zu wollen, Alles müsse durch eine innerliche Einwirkung der Gnade auf sein Gemüth geschehen. Dabei kam er, um folgerecht zu sein, auf den empörenden Gedanken, Gott habe nach seiner Willkür einige Menschen zur Besserung und Seligkeit, andere eben so unwiderruflich zum ewigen Verderben vorher bestimmt, und zufolge dieses Rathschlusses wären die ungetauft gestorbenen Kinder überhaupt und auch die einmal nicht zur Seligkeit erwählten unter den vor ihrem Tode getauften, wenn sie gleich noch keine wirkliche Sünde begangen hätten, ohne Rettung verdammt; aber auf Erden wisse man weder, welche unter den Christen die Erwählten, noch welche die Verworfenen wären, und solle sich dem unerforschlichem Gerichte Gottes

ganz überlassen. Aus dieser Behauptung Augustins und dem Mißverstande einiger biblischen Stellen entstand der kirchliche Lehrsatz von der Gnadenwahl oder Prädestination, der seit dem 5. Jahrh. bis über die Zeiten der Reformation hinaus ein Gegenstand angestrengter Untersuchungen und hitziger Streitigkeiten der christlichen Kirchenlehre war. Die Mehrzahl derer, die sich Rechtgläubige oder Catholische nannten, traten dem Augustinus bei, und verketzerten mit ihm die Pelagianer, ohne genauer zu prüfen, in wie fern seine Meinung Grund in der Bibel hatte, die er selbst nicht einmal in der Ursprache zu lesen verstand. Aber auch Gelehrte späterer Zeiten, die ihn hierin übersahen, wurden durch seinen philosophischen Scharfsinn, durch seine Gewandtheit, Alles zum Vortheil seiner Meinung auszulegen, durch seine hinreißende Beredsamkeit und strenge Consequenz geblendet, so daß man ihn mit Recht den Anführer der langen Reihe abendländischer Theologen nennen kann, die als strenge Prädestinatianer durch hartnäckiges Beharren bei der Augustinischen Lehre von einer unbedingten Gnadenwahl, eben so viel Verwirrung in die Moral als Unfrieden in die Kirche gebracht haben. Manche, besonders Gallische Theologen, fanden indeß, daß Augustin in Absicht dieser Lehre zu weit gegangen sei, und schlugen nach dem Vorgange des Abts Cassianus zu Marseille, der schon in einem, um 420 geschriebenen Buche die Wirkungen der Gnade und des freien Willens zur Besserung des Menschen auf eine mildere und schriftmäßigere Weise zu vereinigen gesucht hatte, einen Mittelweg ein, indem sie die Vorherbestimmung Gottes über die Besserung und Seligkeit der Menschen eine durch die Empfänglichkeit und das eigene Verhalten der Menschen selbst bedingte nannten. Sie zogen sich hierdurch den Namen Semipelagianer — halbe Pelagianer — zu, ohne jedoch von der catholischen Kirche geradezu für Ketzer erklärt zu werden, da diese den Streit über die Prädestination der Hauptsache nach so gut wie unausgemacht ließ. Daher kam es auch, daß sich in der Folgezeit das sonderbare Schauspiel einer allmäligen Verwandlung der Rollen darbot. Wegen der immer mehr zunehmenden Unwissenheit der Geistlichen gerieth der Augustinische Lehrbegriff von der unbedingten und particulären Gnadenwahl, ungeachtet der großen Ehrfurcht vor diesem Heiligen, in Vergessenheit, und dabei war es der scholastischen Theologie des Mittelalters leicht, ihn so zu verkehren, daß er mit dem Pelagianischen verträglich erschien. Schon 848 wurde Gottschalk, ein aus Fulda flüchtig gewordener Mönch, wegen seiner Anhänglichkeit an den Augustinischen Lehrsatz, von der Synode zu Mainz verketzert und zum lebenslänglichen Gefängniß verdammt. Noch auffallender aber war diese Veränderung bei der Disputation, die der strengcatholische D. Eck mit Luthers Freund, Karlstadt, 1519 zu Leipzig hielt. Letzterer vertheidigte die Augustinische Meinung von der göttlichen Gnade, während Eck ihm die Ansichten des heiligen Thomas von Aquinum entgegenstellte, die aufs mildeste semipelagianisch zu nennen waren. Indeß blieben die Lutheraner den Catholiken in dieser Lehre immer noch näher, als die Reformirten, unter denen besonders Calvin und Beza ganz zu jenen harten Grundsätzen Augustins zurückkehrten, und eine unbedingte göttliche Vorherbestimmung über die Seligkeit gewisser Menschen und über die Verdammniß anderer zur Glaubenslehre der reformirten Kirche machten. Die Evangelisch-Lutherischen hingegen nahmen in ihrer Eintrachtsformel an, daß Gott alle Menschen zur Seligkeit bestimmt habe, aber vorher wisse, welche unter ihnen sich derselben unwürdig machen würden, daß daher die Gnadenwahl nur die wirklich guten Menschen angehe und die Ursache

ihrer Seligkeit sei. In der catholischen Kirche war inzwischen immer noch nichts Festes über diesen Lehrsatz ausgemacht. Dies zeigte sich bei den Händeln der Dominicaner und Jesuiten, von denen letztere, wegen ihrer mildern Begriffe von der Gnadenwahl und der Kraft des freien Willens, von den erstern des Pelagianismus beschuldigt wurden. Dieses Schicksal traf vorzüglich 1588 den Jesuiten Ludwig Molina, von dem daher die Molinistischen Streitigkeiten in den Niederlanden ihren Namen haben. Im 17. Jahrh. entstanden ebenfalls in den Niederlanden, wegen Uneinigkeit über die Lehre von der Prädestination, zwei neue Parteien, nämlich unter den Protestanten die Arminianer oder Remonstranten, die eine allgemeine und bedingte göttliche Vorherbestimmung der Menschen zur Seligkeit gegen die streng-calvinistischen Reformirten behaupteten, und sich 1610 förmlich von ihnen trennten; unter den Catholiken hingegen die Jansenisten, die zufolge des vom Bischof Jansen († 1638) erneuerten Augustinischen Lehrbegriffs, im Widerspruch mit der damals unter dem Einflusse der gemäßigter denkenden Jesuiten stehenden catholischen Kirche, eine zwiefache und absolute Vorherbestimmung Gottes über die Seligkeit und Verdammniß der Menschen annahmen. Seit dieser Zeit hat man über diesen Gegenstand zwar immer verschieden in der christlichen Kirche gedacht, jedoch ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkbar gewesen, daß eine richtigere Bibelauslegung und das jeden Fatalismus verabscheuende menschliche Gefühl endlich alle abweichende Meinungen über die Gnadenwahl zu der echt christlichen Ueberzeugung vereinigt, Gott schließe keinen, der sich ernstlich bessert, absolut von der durch Christum erworbenen Seligkeit aus, und es komme daher nur auf den Glauben und sittlichen Werth der Menschen an, ob sie unter die Erwählten oder unter die Verworfenen gehören sollten. E.

Gnadenritter, s. Ahnen.

Gneis, eine dem Granit verwandte Gebirgsart mit ursprünglich in einander gewachsenen Stoffen. Gemeiniglich aber ist er geschichtet und sogar bisweilen blättrig. Außer Quarz, Feldspath und Glimmer enthält er noch eine eigne Steinart, deren Grunderde Thon- und Bittererde ist. Mancher sieht gold- und silberglänzend, der meiste aber grau, grauschwarz, gelblich, weißlich, bräunlich und grün aus. Er bricht in Ganggebirgen und enthält ergiebige Erzgänge. Man kann den Gneis als Bruchstein trefflich zu Gebäuden, zumal im Wasser, gebrauchen.

Gneisenau (Graf Neidhard von), königl. preuß. General der Infanterie, ward 1760 in Schilda bei der Durchreise seiner Mutter, einer Officiersfrau, geboren, und nach dem frühen Tode seiner Aeltern bei seiner Großmutter in Würzburg erzogen. Ein Sohn des Kriegs, bezeigte er schon früh Lust zum Soldatenstande. Wißbegierig erlernte er als Knabe und Jüngling das für seine künftige Bestimmung Nöthige; vernachlässigte aber die andern Wissenschaften, besonders Physik und Oekonomie, keineswegs. Als zwanzigjähriger Jüngling ging er mit den anspachschen Truppen nach Amerika, und als Anspach preußisch wurde, in preußische Dienste. Die Muse des Garnisondienstes wandte er zum Studiren der Militärwissenschaften an, wobei ihm die Bibliothek und die Kenntnisse eines schlesischen Edelmanns trefflich zu Statten kamen. Er galt bald für den gelehrtesten Officier beim Regiment, ein Ruhm, den er jedoch selbst durch die scherzhafte Aeußerung einigermaßen geschmälert hat, daß er der einzige gewesen wäre, der den Pythagoräischen Lehrsatz habe beweisen können. 1796 heirathete er seine jetzige

Gemahlin, aus welcher Ehe ihm sieben Kinder geboren wurden. Gegen 1802 war er Hauptmann unter der schlesischen Füselierbrigade. Im Feldzug 1806 wurden seine Talente bemerkt; sein Monarch sandte ihn als Oberstlieutenant im April 1807, von Königsberg aus, dem bedrängten Colberg zu Hülfe. Er übernahm dort an der Stelle des alten, ganz unfähigen Generals Lucadou, den Posten als Commandant, beugte den Folgen der fehlervollen Maßregeln seines Vorgängers durch ein kräftiges und kluges Benehmen vor, schlug durch zweckmäßige Anstalten alle wüthenden Angriffe des Feindes zurück, und hielt, trotz eines fürchterlichen Bombardement, die kleine Festung, welche viele schwache Puncte hat, bis zum tilsiter Frieden. Er war während der Belagerung Obrist geworden, nach derselben erhielt er scheinbar seinen Abschied und schien mißvergnügt nach England zu gehen, während er in der That als geheimer Gesandter seines Hofes dort war. 1810 kam er zurück, und arbeitete eine Zeit lang im Ministerium. 1813 ward er Generalmajor und Generalquartiermeister, und leitete in dieser Eigenschaft den ausgezeichneten Rückzug von Lützen bis Breslau so meisterhaft, daß der verfolgende Feind in verschiedenen Gefechten 40 Canonen verlor, ohne den Verbündeten eine einzige abgenommen zu haben. Während des Waffenstillstandes beschäftigte ihn die Ausbildung der Landwehr. Er wurde während desselben an der Stelle des verstorbenen Scharnhorst Chef des Generalstabes. Nach dem Waffenstillstande war er beständig bei dem Feldmarschall Blücher; die Vernichtung des Macdonaldschen Corps an der Katzbach, der Uebergang bei Wartenburg über die Elbe, und der glückliche Erfolg der Schlacht bei Möckern (Leipzig) am 16. Oct. waren größtentheils Werke seiner Rathschläge. Er ward Generallieutenant. 1814 nahm er an den Siegen bei Brienne und Paris, so wie an der Schlacht bei Montmirail beträchtlichen Antheil; seine Meinung gab in dem Kriegsrath, wo man über das plötzliche Vordringen nach der Hauptstadt berathschlagte, den Ausschlag. Nach dem pariser Frieden ernannte ihn sein dankbarer König zum General der Infanterie, erhob ihn in den Grafenstand, und gestattete ihm, sich eine Domäne von 10,000 Thaler jährl. Einkünfte auszuwählen. 1815 war er es, der das bei Ligny überwundene preußische Heer nach wenigen Stunden wieder in den Stand setzte, eine Schlacht liefern zu können, und der durch die rasch angeordnete Verfolgung des bei Belle-Alliance (Waterloo) geschlagenen französischen Heers diesen Sieg zu einem der glänzendsten in der neuern Geschichte machte; er folgte dem Feinde auf dem Fuße bis Paris, und nahm als Minister an dem dortigen Friedensschlusse Theil. Hierauf ward ihm das Gouvernement der Rheinprovinzen übertragen. Im Frühjahr 1816 fühlte er sich theils wegen seiner Gesundheit, theils wegen politischer Gründe bewogen, seinen Abschied zu fordern. Sein Monarch, welcher einsah, daß Gneisenau dem Staate unersetzlich sei, gewährte ihm in den huldvollsten Ausdrücken die Erlaubniß, während des Friedens mit ganzem Gehalt nach seinem eigenen Willen leben zu können, behielt sich aber vor, ihn im Falle eines Kriegs wieder anzustellen. Gneisenau begab sich hierauf in die böhmischen Bäder, und sodann auf seine Güter (Großerdmannsdorf, zwischen Hirschberg und Schmiedeberg) in Schlesien. Nach Kalkreuths Tode (1818) ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin. Auf diese Stelle that Gneisenau später selbst Verzicht und lebt gegenwärtig in der Regel auf seinen vorhin gedachten Gütern. Mit genauer Kenntniß dessen, was dem Heerführer nöthig ist, verbindet Gneisenau einen bewundernswürdigen militärischen Blick, eine rasche Uebersicht,

und einen durchdringenden Scharfsinn. Schnell weiß er sich, auch in der bedrängtesten Lage, zu fassen, und selbst seine raschesten Entschlüsse tragen das Gepräge der Bestimmtheit, Zweckmäßigkeit und Ruhe. Nie hat man ihn auf dem Schlachtfelde verlegen gesehen. Mit diesen kriegerischen Eigenschaften, die den großen Feldherrn beurkunden, vereinigt er die liebenswürdigste Bescheidenheit, und seine Tugenden als Hausvater, seine Talente eines guten Gesellschafters zwingen denen, die ihn als Feldherrn verehren, Achtung für ihn als Menschen ab. Im 3. Bande der Zeitgenossen (dem X. Hefte) findet sich eine umständliche Biographie Gneisenaus. P—r.

Gnidus oder Knidos, eine Stadt der kleinasiatischen Landschaft Karien, war ein Lieblingsort der Venus, welche davon den Beinamen der knidischen Göttin erhalten hat. Sie hatte daselbst drei Tempel. Der eine, den ihr wahrscheinlich die lacedämonischen Dorier erbaut hatten, hieß der Tempel der Venus Doris; ein zweiter war ihr unter dem Namen der Venus Akräa geheiligt; der dritte, der Tempel der knidischen Venus, oder wie die Einwohner ihn nannten, der Venus Euplöa (der schiffenden), verwahrte eins der größten Meisterstücke der Kunst, die marmorne Bildsäule der Göttin von Praxiteles. Sie ward späterhin nach Constantinopel geschafft, wo sie leider in einer großen Feuersbrunst, 1461, mit unterging.

Gnom. Diesen Namen hat die neuere Mythologie den Geistern beigelegt, welche die Dichter im Schoße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und sie bewachen lassen, Erdgeister, Berggeister, Bergmännchen. Sie können die mannichfaltigsten Gestalten annehmen, und bald schön, bald häßlich sein. Doch ist die letzte Gestalt die ihnen eigenthümlichste; nur ihre Weiber, die Gnomiden, sind ursprünglich schön. Rübezahl hat unter ihnen allen durch Musäus Volksmährchen die größte Berühmtheit erlangt. Die gemeine Sprache begreift die Erd-, Luft-, Wald- und Wassergeister unter dem alten gemeinen Namen Kobolde. Das eigentliche Vaterland dieser dichterischen Wesen ist der Orient und das geheime Reich der cabbalistischen Phantasien. Nach den Erzählungen des Talmud war ein solcher Erdgeist, in der Gestalt eines Wurms von der Größe eines Gerstenkorns, dem Salomo bei Erbauung seines prächtigen Tempels vorzüglich dadurch behülflich, daß er ihm die großen Felsenplatten spaltete und in Tafeln verwandelte, ohne Jemandes Beihülfe. Freilich hatte es dem Salomo viele List und Mühe gekostet, sich seiner zu bemächtigen. In unsere europäischen Gegenden und Köpfe sind diese wunderlichen Spukgestalten mit der Cultur der Pythagoräisch-cabbalistischen Philosophie, seit Raymundus Lullus, von der Mitte des 15. bis Anfang des 16. Jahrh. durch Picus von Mirandola, Paracelsus, Cardanus, Jordanus und Brunus eingeführt, und selbst von einsichtsvollen Männern, Marsilius Ficinus, Reuchlin u. A. empfohlen und unterstützt worden.

Gnome. Dies der griechischen Sprache angehörige Wort bezeichnet eine, zuerst bei den ältesten Völkern des Orients gebräuchliche Art kurzer, sinnreich, oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend eine Bemerkung, eine Erfahrung, eine Regel, einen Grundsatz enthalten. Die sogenannten Sprüche Salomons sind im Grunde nichts, als eine Gnomologie; mehr als die Hälfte vom Sirach gehört auch dahin. Viele solche von Jesu ausgesprochene Gnomen enthalten die Evangelien, besonders die Bergpredigt von Matthäus. Jedes Volk legt die Ergebnisse seiner ersten Erfahrungen, Beobachtungen und Entdeckungen in der moralischen Welt in solche sinnvolle, abgerundete

Sprüche nieder. Auch von einem unserer Vorfahren, Odin, hat die Sämundische Edda treffliche Sprüche dieser Art aufbewahrt. Die Griechen haben in dieser Gattung ihren Theognis und Phocylides aufzuweisen. Die arabischen Gnomen waren, wie viele unserer vaterländischen, in Reime gefaßt; die hebräischen machten sich durch ihren Parallelismus angenehm; in allen Sprachen ist kräftige oder räthselhafte Kürze ihr Eigenthum.

Gnosis, ein griechischer Ausdruck, der Kenntniß, höhere Einsicht bedeutet, war vorzugsweise der Name einer Religionsphilosophie, welche die Phantasien und Abenteuerlichkeiten der orientalischen Religionssysteme mit den Ideen und der Folgerichtigkeit griechischer Philosophen vereinigte und sich einen Einfluß auf das Christenthum anmaßte, der die praktische Richtung ihrer Theorien bestimmte. Unstreitig gab es schon zu den Zeiten der Apostel eingebildete Weise, die sich einer höhern Einsicht von dem Ursprunge der Welt und dem Uebel in der Welt rühmten, als der menschliche Verstand, so lange er im Gleichgewichte bleibt, statthaft oder überhaupt nur möglich finden kann. Simon, der Magier, dessen Lucas in der Apostelgeschichte Erwähnung thut, war der erste unter ihnen. Schon in seinen Lehrsätzen sind Spuren der Ideen zu entdecken, welche allen Lehrern und Freunden der Gnosis gemein waren, und das unverkennbare Gepräge ihres orientalischen, insonderheit persischen und chaldäischen Ursprungs an sich tragen. Sie lassen sich auf folgende Grundzüge zurückführen. Gott, die höchste Intelligenz, wohnt in der Fülle des Lichts, und ist der Urquell alles Guten, die Materie, die rohe chaotische Masse des Stoffes aller Dinge, ist ewig wie Gott, und der Urquell alles Bösen. Aus beiden Principien sind vor aller Zeit Wesen hervorgegangen, die Aeonen genannt, und als gottähnliche Geister bezeichnet werden. Die Welt und das Menschengeschlecht wurden von einem Aeon, dem Demiurg, oder wie spätere gnostische Systeme sagen, von mehrern Aeonen und Engeln aus der Materie geschaffen. Den Körper und die sinnliche Seele des Menschen (sensorium, Psyche) machten die Aeonen aus diesem Stoffe; daher das Böse im Menschen. Gott gab dem Menschen die vernünftige Seele, daher der beständige Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit. Die sogenannten Götter der Menschen, wie z. B. Jehova, der Juden Gott, sind nur solche Aeonen oder Weltkörper, unter deren Herrschaft die Menschen immer schlechter und unglücklicher wurden. Um das Reich der Weltschöpfer zu zerstören und die Menschen von der Macht der Materie zu befreien, sandte Gott den erhabensten aller Aeonen, für den erst Simon, und nach ihm der berühmteste unter seinen Schülern, Menander, ein Samariter, welcher gegen das Ende des ersten Jahrhunderts zu Antiochien in Syrien eine eigene Secte stiftete, sich selbst ausgab. Simon und Menander waren nicht Christen, sondern Feinde des Christenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben scheint, vermengte diese Phantasien mit den Lehren des Christenthums, und behauptete, jener erhabenste Aeon, den Gott zur Rettung der Menschen gesandt habe, sei Christus, der sich in Gestalt einer Taube auf den Juden Jesus herabgelassen, durch ihn die christliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung Jesu wieder von ihm getrennt habe, und erst bei der Auferstehung der Todten zur Gründung eines tausendjährigen Reichs der vollkommensten irdischen Glückseligkeit aufs neue mit Jesu vereinigen werde. Diese Grundideen des Gnosticismus wurden im 2. Jahrh. unter der Regierung Hadrians und der beiden

Antonine von den christlichen Religionsphilosophen, die vorzugsweise unter dem Namen Gnostiker bekannt sind, noch mehr geläutert, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein Syrer, redet von einem unbekannten höchsten Gott, der viele Engel und Kräfte erzeugt habe; sieben dieser Aeonen wären die Weltschöpfer gewesen, und bald von Gott abgefallen; einer derselben, der Judengott, habe die Menschen zum Bösen verführt, daher der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen entstanden sei. Auch Saturninus nennt Christum den von Gott gesandten Retter und den Sohn Gottes, eigenthümlich ist ihm aber die Behauptung, daß Christus nicht wirklich geboren worden sei, auch keinen wahrhaften, menschlichen, sondern nur einen Scheinkörper an sich gehabt habe, weßhalb seine Anhänger und mehrere andere spätere gnostische Parteien, die hierin mit ihm übereinstimmten, Doketen und Phantasiasten genannt wurden. Uebrigens läugnete Saturninus ganz folgerichtig die Auferstehung der Leiber, und nahm nur eine Rückkehr der Seelen guter Menschen in das Wesen der Gottheit an. Seine Secte zeichnete sich durch Strenge der Sitten aus, verwarf das Fleischessen und den Ehestand. Sein Zeitgenosse, Basilides, ein Alexandriner, unterscheidet sich von ihm durch eine den ägyptischen Priestern nachgebildete noch geheimnißvollere Sprache. Er nennt sieben vollkommene, vom höchsten Gott erzeugte Aeonen, den Verstand, das Wort, die Klugheit, die Weisheit, die Macht, den Frieden und die Gerechtigkeit, welche mit Gott selbst die vollkommene Achte ausmachen; jeder derselben baute seinen eigenen Himmel, und zeugte neue Himmel und Ordnungen von Engeln, und diese wieder neue, deren Vollkommenheit in absteigender Linie immer mehr abnimmt. So entstanden 365 Himmel und Ordnungen von Engeln, deren gemeinschaftlichen Herrn und Vorsteher Basilides als einen guten, aber unvollkommenen Geist bezeichnet, und Abraxas nennt. Dieser Name, mit griechischen Buchstaben geschrieben, drückt durch die Zahlenbedeutung derselben jene heilige Zahl aus, und die Basilidianer schnitten ihn in Edelsteine, denen sie geheime zauberische Kräfte beilegten. In Gemeinschaft mit Abraxas, fährt Basilides fort, haben die Engel der niedrigsten Ordnung aus der Materie unsere Welt gebaut, die Regierung der Völker unter sich getheilt und den Gottesdienst an sich zu ziehen gesucht, sind aber, da der vornehmste unter ihnen, der Judengott, sich auch die übrigen Völker unterwerfen wollte, in einen Streit gerathen, der den Verfall und das Elend des menschlichen Geschlechts zur Folge hatte. Darum sandte Gott seinen erstgebornen Sohn, der Aeon Verstand oder Christus, um die Herrschaft der Weltregierer zu zerstören. Der Judengott regte aber die Nation wider ihn auf, daß sie ihn umbrachte; doch wurde Christus nicht wirklich, sondern entweder der Mensch Jesus, mit dem er sich vereinigt hatte, oder Simon von Cyrene gekreuzigt. Christus ging wieder zu Gott, und alle Seelen, die seiner Lehre gehorchen, kommen eben dahin, die unvollkommenen aber müssen, bis sie von aller Unreinigkeit befreit sind, durch die Körper anderer Menschen und Thiere wandern. Der geheimnißvolle Anstrich und das Spielende dieser Theorie des Basilides verschafften ihm viele Anhänger; sein Sohn Isidor pflanzte seine Secte fort, die sich im 4. Jahrh. gänzlich verlor. Das System des Alexandriners Karpocrates, der gleichfalls unter Adrians Regierung blühte, unterscheidet sich von dem eben dargestellten nur darin, daß er Christum für einen bloßen Menschen hielt, dessen reinere und stärkere Seele sich nur dessen, was sie vor ihrer Vereinigung mit dem Körper bei Gott gesehen hatte, richtig zu erinnern gewußt habe. Die christlichen Kir-

chenlehrer Clemens von Alexandrien, Irenäus, Eusebius und Epiphanius, aus denen überhaupt alle Nachrichten über die Gnostiker geschöpft sind, sagen den moralischen Grundsätzen des Karpokrates nach, daß er allen Unterschied guter und böser Handlungen aufgehoben und eine uneingeschränkte Freiheit in der Befriedigung sinnlicher Triebe gelehrt habe. Und allerdings übten seine Anhänger die abscheulichsten Laster aus, und waren an den empörenden Verleumdungen Schuld, welche den Christen dieses Jahrhunderts von den heidnischen Schriftstellern im Allgemeinen aufgebürdet wurden. Des Karpokrates berühmtester Schüler war Prodikus, der jedoch fälschlich als Urheber der Adamitischen Secte angegeben wird (vergl. den Art. Adam). Die Secte der Karpokratianer fand in Aegypten und Italien, besonders aber auf den Inseln, viel Beifall, verlor sich indeß schon im Anfange des 3. Jahrh. Das vollständigste und sinnreichste aller gnostischen Systeme hat Valentinus, ein gelehrter und beredter Alexandriner, ebenfalls im 2. Jahrh. gebaut. In das Licht, oder die Fülle, welche alle Gnostiker zur Wohnung des höchsten Gottes machen, setzt er funfzehn männliche und eben so viel weibliche Aeonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchste Gott, der Ungeborne, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, ist der erste dieser Aeonen, das denkende Stillschweigen sein Weib, der Verstand und die Wahrheit sind ihre Kinder, diese erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im Griechischen weiblich) und diese den Menschen und die Gemeinde. Diese achte machen die erste Classe jener 30 Aeonen aus. Die zweite Classe von fünf Paaren, an deren Ende der Eingeborne, und die dritte von sechs Paaren, an deren Spitze der Tröster steht, stammen auf gleiche Weise von Menschen und der Gemeinde ab und bestehen wie die erste aus personificirten Begriffen. Die Beamten dieses himmlischen Staats sind vier andere männliche Aeonen. Horus, der die Grenzen des Lichtraums bewacht; Christus und der heilige Geist, welche die übrigen Aeonen in ihren Pflichten unterweisen, und Jesus, den alle Aeonen des Lichtraums gemeinschaftlich erzeugt und wie der ganze Olymp die Pandora mit ihren Gaben herrlich ausgestattet haben. Der letzte weibliche Aeon dritter Classe, die Weisheit, beneidete den Verstand um seine Wissenschaften, und gebar in der Hitze ihrer ungebändigten Leidenschaft einen weiblichen, ungestalteten Aeon, Achamoth oder Enthymesis (Beherzigung, Ueberlegung), welche in die Finsterniß der Materie fiel und von Christo aus Mitleid gestaltet wurde. Achamoth sehnte sich nach dem verlornen himmlischen Lichte; Furcht, Angst, Traurigkeit und Lachen wechselten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnsucht brachte die Seele der Welt und andere Seelen hervor, aus ihren Thränen entstand das Wasser, aus ihrem Lachen die helle Materie, die dichtere aus ihrer Traurigkeit. Christus erbarmte sich der Abgefallenen und sandte ihr Jesum, der ihr Wissenschaft mittheilte und sie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieser glücklichen Veränderung gebar sie drei Substanzen, eine materielle, eine geistige und eine seelenartige (wie oben die sinnliche Seele). Aus der letztern gestaltete sich der Demiurg oder Weltschöpfer, welcher, wie beim Basilides, die Himmel mit ihren Engeln aus der seelenartigen Substanz baute und den obersten dieser Himmel zu seinem Sitze wählte. Aus der materiellen Substanz wurden unter Einfluß von Achamoths Furcht der Thiere, unter Einfluß ihrer Traurigkeit die bösen Geister, deren Fürst der Weltbeherrscher ist, und unter Einfluß ihrer Angst die mit Feuer vermischten Elemente der Welt. Der Mensch ist aus allen drei Substanzen gebaut. Der Retter der Menschen, Christus, hatte,

als er auf Erden erschien, einen sichtbaren Körper aus feinerem Stoffe und war nur aus der geistigen und seelenartigen Substanz zusammengesetzt. Bei seiner Taufe vereinigte sich der Aeon Jesus mit ihm und belehrte die Menschen. Seine Schicksale und Wohlthaten beschreibt Valentinus eben so wie Saturninus, das Eigne aber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geistige von der Materie befreit sein würde, Achamoth sich im göttlichen Lichtraum mit Jesu vereinigen, und die guten Seelen zu sich ziehen, der Himmel des Demiurgs die sittlicheren aufnehmen und die Welt im Feuer untergehen werde. Die Partei des Valentinus, welche sich gegen die Mitte des 2. Jahrh. zu Rom, und besonders auf der Insel Cypern erhob, zeichnete sich durch strenge Sitten aus, wurde die zahlreichste unter allen gnostischen Secten und dauerte bis in das 4. Jahrh. fort. Marcion von Sinope und Cerdo, ein Syrer, bildeten mit Hinweglassung vieles Abenteuerlichen der früheren gnostischen Systeme ein wohlgeordnetes Lehrgebäude, dessen Hauptmerkmal die Verwerfung des alten Testaments und die Einmischung jüdischer Ideen in das Christenthum ist. Marcion unterscheidet zwei höchste Grundwesen, den wahren Gott und den Teufel; der wahre Gott hat auch nach ihm viele Geister erzeugt, unter ihnen den Weltschöpfer, den gerechten Gott und Gesetzgeber der Juden. Dieser hat Christum durch die Propheten verheißen lassen; der Jesus aber, der wirklich erschienen und der wahre Erlöser ist, war der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdische Messias. Dieser eigenthümliche Lehrsatz Marcions veranlaßte seine Trennung von der alt-catholischen Kirche, in der Tertullian besonders die Würde des alten Testaments glücklich gegen ihn verfocht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß sehr ansehnlich, sie hatte bis zum Anfange des 5. Jahrh. in Italien, Syrien, Arabien und Aegypten zahlreiche Gemeinden und eigne Bischöfe, auch behauptete sie den Ruhm unsträflicher Sitten, indem sie nach der Vorschrift ihres Stifters das Fleischessen, das Weintrinken und den Ehestand vermied, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben. Zweifelhaft ist es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Secte gewesen sein sollen, die gegen das Ende des 2. Jahrh. unter den Namen Ophiten oder Schlangenbrüder (s. d. Art.) entstand und wegen der Aehnlichkeit ihrer Theogonie mit der Valentinischen unter die Gnostiker gerechnet wurde. In derselben Periode trat auch der durch seine Harmonie der vier Evangelien und seine Rede gegen die Griechen oder Heiden schon vorher berühmte Tatianus aus Assyrien zum Gnosticismus über, und stiftete eine Secte, deren Anhänger nach einem seiner Schüler Severianer, wegen ihrer harten Diät Enkratiten (Enthaltsame), Hydroparastaten (Wassertrinker), und weil sie dem Besitze ihrer Güter entsagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardesenes, ein Syrer, und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regierung des Kaisers Commodus vom Lehrbegriff des Christenthums abwichen und Secten stifteten, streifen wegen ihrer Hypothesen über die Ursachen des Bösen in der Welt an den Gnosticismus an. Ueberhaupt war es bei dem philosophischen Streben jenes Zeitalters, bei der Sucht nach dem Wunderbaren, welche die damals in hohem Grade verweichlichten Völker des römischen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, sich tieferer Einsichten in die Geheimnisse der Natur und Gottheit zu ruhmen, nicht zu verwundern, daß eine Religionsphilosophie, welche sich die glänzendsten Partien der Platonischen aneignete, und der Einbildungskraft eben so sehr als dem Dünkel geheimer Weisheit Nahrung gab, einen so ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gutgesinnte nahm sie durch die Strenge

ihrer Sittenlehre und ihre Seelenheilkunde für sich ein; die Gnostiker waren die Pietisten des 3. und 4. Jahrh. Die catholische Kirche, die ihre Lehren verketzerte, ließ doch dem Wandel der Marcionitischen und Tatianischen Gnostiker Gerechtigkeit widerfahren, und nahm selbst von ihren Irrlehren Veranlassung, die Regel des rechten Glaubens fester zu bestimmen. Seit dem 5. Jahrh. gab es keine gnostische Secten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erscheint manches in spätern Philosophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen schöpften. Platons lebendige Darstellung hatte den Ideen der Gottheit etwas Substantielles gegeben, das die Gnostiker auf ihre Aeonen übertrugen, und Leibnitzens Effulgurationen (Ausstrahlungen) Gottes, Ploucquets reale Repräsentationen (Vorstellungen) Gottes, St. Martins Bilder und Spiegel u. dergl. sind wie jene Aeonen ein Beweis, daß die Versuche des menschlichen Verstandes, die Schöpfung und das Entstehen unvollkommnerer Wesen aus den vollkommensten zu erklären, immer auf ähnliche Ergebnisse hinausliefen. Die Naturphilosophen könnten die Gnostiker unsrer Zeit genannt werden, wenn sie gestehen wollten, daß ihr Identitätssystem ihnen unter den Händen in einen Dualismus zerfällt, welcher der gnostischen Theorie vom Abfall nicht unähnlich ist. E.

Goa, portugiesisches Gouvernement, Insel und Stadt, an der Westküste von Dekan in Vorderindien, da, wo die westlichen Besitzungen der Maratten und der Britten am nördlichen Ende von Kanara an einander grenzen. Die Insel hieß bei den Eingebornen ehedem Tissuari, und war von einem arabischen Volksstamme bewohnt, als der große Albuquerque 1510 die Stadt mit den Halbinseln Bardes und Salsette unterwarf. Der Fluß Mandona, unter den Indiern fast so hoch geehrt, als der Ganges, scheidet die Insel vom festen Lande, und zwei Meerarme umfassen sie auf den andern Seiten. Sie hat einen der besten und geräumigsten Häfen Indiens, und ist seit 1559 der Sitz des Oberbefehlshabers der portugiesischen Besitzungen in dem indischen Meere und des Erzbischofs und Primas von Indien. Während der Regenzeit vom Juni bis gegen den October verschlämmen die Landfluthen den Hafen, so daß die Schifffahrt gehindert wird. Der Hafen, welcher nur den Portugiesen offen steht, ist durch Thürme und Castelle beschützt. An denselben grenzt der Hafen Murmugon, welcher durch einen andern Canal gebildet wird, der Goa und die Halbinsel Salsette scheidet; er nimmt die aus Europa kommenden Schiffe auf, wenn der erste verschlämmt ist. Die Stadt hat Mangel an süßem Wasser, das vom festen Lande hingebracht wird. Die Luft ist ungesund. Zu der Zeit, als die Portugiesen in Indien herrschten, konnte keine Stadt in diesen Gegenden mit Goa verglichen werden, und wenige in Europa waren schöner und besser gebaut. Die noch vorhandenen öffentlichen Gebäude sind stumme Zeugen ihrer verschwundenen Herrlichkeit. Außer dem Vicekönige, unter dessen Befehlen alles stand, was die Portugiesen vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Macao in China besaßen, hatten hier die Verwaltungsbehörden ihren Sitz. Die Macht des Glaubensgerichts in Goa erstreckte sich ehedem über alle Portugiesen in Indien und die eingebornen Christen, ausgenommen den Vicekönig, den Erzbischof und dessen Vicar. In neuern Zeiten aber ward die Gewalt der Inquisition sehr beschränkt; ja 1815 erfolgte ihre gänzliche Aufhebung und die öffentliche Verbrennung ihrer Papiere. Als die Macht der Portugiesen immer tiefer sank, und der größte Theil ihrer reichen Besitzungen in der Gewalt der Holländer und der Engländer war, da gerieth auch der Mittelpunkt ihrer Herrschaft in Verfall. (Jetzt enthält das Gouverne-

ment Goa nur noch 51 Q.M. mit 109,000 Einw.) Die Verödung der Stadt Altgoa nahm zu, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Seuche ausbrach, und den Portugiesen so großen Abscheu gegen ihren Wohnort einflößte, daß sich die meisten auf dem Lande niederließen, und Neugoa anlegten. Die gebornen Portugiesen machen jetzt die geringste Zahl der Einwohner aus, die Mestizen die größte, und Goa zählt 30,000 Einw. Der große Handel ist in den Händen der Christen, der kleine wird von Juden und Banianen getrieben, deren Anzahl beträchtlich ist. Blos der Zwischenhandel an den Küsten von Indien und nach China ist noch bedeutend. Drei bis vier Schiffe waren in neuern Zeiten jährlich hinreichend, die Waaren, welche die Portugiesen aus ihren übrigen Niederlassungen und durch die nach Canton fahrenden Schiffe erhielten, nach Europa zu bringen. Der Betrag des Ganzen stieg selten höher, als auf anderthalb Millionen Gulden jährlich, nicht gerechnet den Ertrag des ausschließenden Handels der Krone mit Zucker, Schnupftabak, Pfeffer, Salpeter, Perlen und Sandelholz. Der Gewinn aber, den die Niederlassung brachte, ward von den Kosten aufgezehrt, welche die Verwaltungsbehörden und die Unterhaltung der Festungswerke und der Besatzung nothwendig machten. Seit 1807 war Goa in der Gewalt der Engländer, ist aber nach dem allgemeinen Frieden den Portugiesen zurückgegeben worden. R.

Gobelin (Gilles), war ein Färber zu Paris unter der Regierung Franz I. Er wohnte in der Vorstadt St. Marceau, wo sein Haus und der kleine Fluß, welcher vorbeifließt, noch heute seinen Namen führen, und erfand, wie man sagt, das Geheimniß, das schöne Scharlach zu färben, welches nach ihm Gobelinscharlach heißt. Von ihm haben auch die berühmten Gobelintapeten ihren Namen. Diese Manufactur ist noch immer eine der merkwürdigsten in Paris und sie übertrifft in ihren Leistungen alles was in gleicher Art in Europa verfertigt wird. Es werden vorzüglich Gemälde aus der alten italienischen, französischen und spanischen Schule auf die kunstreichste Art in die Teppiche übertragen; der Glanz der Farben und die Zartheit der Ausführung sind bewundernswürdig. Die ganze Anstalt wird Rechnung der Regierung betrieben, und werden die gefertigten Tapeten meist zu Geschenken verwendet.

God save the King! (Gott erhalte den König!) der Refrain (Wiederholungsvers) und die gewöhnliche Benennung eines englischen Volksliedes, welches zugleich als der bekannteste und berühmteste aller Volksgesänge angesehen werden kann. Ueber den Verfasser und Urheber der Melodie sind die Meinungen noch nicht völlig einig. Wahrscheinlich ist es, daß Heinrich Carey, der um die Mitte des 18. Jahrh. lebte, beides war; er soll jedoch, bei aller Anlage zur Musik, der Regeln des Setzens so unkundig gewesen sein, daß er, nach Einigen, sich an D. Harrington in Bath, nach Andern aber an Christoph Smith, Händels Schreiber, wandte, um seinen rohen Entwurf verbessern und den Baß hinzufügen zu lassen. Vermuthlich ist aus dieser letzten Angabe die Sage entstanden, daß die Weise des Volksliedes von Händel herrühre. Es ward, wie es scheint, zum erstenmal in Gentlemans Magazine im J. 1745, als bei der drohenden Landung des jungen Stuart die Erwerbung der Anhänglichkeit an den herrschenden Königstamm zeitgemäß war, mit der Melodie bekannt gemacht, und wurde, als es D. Arne (der Componist des andern Volksliedes: Rule Britannia) auf die Bühne brachte, bald ein beliebtes Volkslied. Die Weise ist seitdem durch die Hände verschiedener Künstler gegangen, welchen sie ihre jetzige Ausbildung verdankt; aber obgleich die Harmonie des

Gesangs seit Bach und Kotzwara unstreitig verbessert wurde, so ist doch der Rhythmus noch der ursprüngliche. Nach einer Nachricht im New Monthly Magazine (Bd. IV. S. 389) gibt es einen, ohne Zeitangabe von Riley und Williams herausgegebenen Abdruck des Liedes, worin Anton Young, Organist zu London, als Verfasser der Melodie genannt wird. Es werde endlich auch die Angabe erwähnt, daß dieses berühmte Volkslied, wie auch Burney, der Verfasser der Geschichte der Musik, einmal behauptet haben soll, ursprünglich nicht auf einen König Georg gemacht worden sei, sondern in der ältesten Lesart gelautet habe: God save great James our King (Gott segne unsern großen König Jakob), uud Burney setzte hinzu, es sei ursprünglich für Jakobs II. catholische Capelle gedichtet und gesetzt worden, der Verfasser aber möge Gründe gehabt haben, seinen Antheil an der Erhöhung der Feierlichkeit eines dem Lande verhaßten Gottesdienstes geheim zu halten.

Gökingk (Leop. Friedr. Günther von), wurde 1748 zu Grüningen im Halberstädtischen geboren, besuchte um das J. 1760 das königliche Pädagogium zu Halle, wo er sich mit seinem Freunde und Landsmann, G. A. Bürger, gemeinschaftlich in der Dichtkunst versuchte, und studirte sodann auf der dortigen Universität die Rechte. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt, in der Folge Kanzleidirector zu Ellrich im Hohensteinischen, 1786 Kriegs- und Domänenrath bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 königl. Commissär und Land- und Steuerrath zu Wernigerode, 1793 geheimer Finanzrath im südpreußischen Departement des Generaldirectoriums zu Berlin, darauf Geheimerrath des Fürsten von Oranien-Fulda zu Fulda. Friedrich Wilhelm II. hatte ihn 1789 in den Adelstand erhoben, und seit der Zeit schreibt er sich von Gökingk auf Daldorf und Günthersdorf. Auch ist er herzogl. curländischer Legationsrath. Wir haben von ihm vorzügliche Arbeiten in den meisten Gattungen der Poesie, z. B. in Liedern, Sinngedichten und der Epistel, welche letztern besonders der allgemeine Beifall gekrönt hat. Man bemerkt fast überall einen vielseitig reflectirenden Geist, der indessen bei aller Welterfahrenheit der Empfindung, Naivetät und Zartheit keinesweges abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten erwarben ihm doch wol seine „Lieder zweier Liebenden" (zuerst 1777, dann 1779), den meisten Ruhm, so daß selbst der strengrichtende Wieland die poetische Briefstellerin, die hier unter dem Namen Nantchen erscheint, die deutsche Sappho nannte. Seine Gedichte sind zu Frankfurt von 1780 — 85 in 3 Bänden, eine neue vermehrte Ausgabe in 4 Bänden 1818, und ebendaselbst 1784 der 1ste Band seiner prosaischen Schriften erschienen.

Golconda, ein 5000 Q.M. großes Land in Ostindien, auf der Halbinsel diesseit des Ganges, zwischen den Flüssen Burda und Kistna, meistens von dem Marattenstaat umgeben, mit ungefähr 6½ Million Einwohnern, ist berühmt durch seine Diamantengruben. Es steht unter einem Fürsten, welcher König oder Nizam von Golconda, oder auch Subah (d. i. Vicekönig) von Decan genannt wird. Seine Residenz, Hyderabad am Flusse Musi, ist die jetzige Hauptstadt des Landes. Die vormalige war Golconda, eine auf einem steilen Felsen gelegene starke Festung. Der Nizam ward sonst von den Maratten zu einem regelmäßigen Tribut genöthigt, allein jetzt ist er unter dem Namen eines Bundsgenossen von den Engländern abhängig.

Gold. Die trefflichen Eigenschaften, besonders der prächtige und dauernde Glanz dieses edeln Metalls, haben demselben von jeher einen sehr hohen Werth in den Augen der Menschen gegeben. Im Feuer schmilzt es, so bald es glüht, und sieht im Flusse grün aus. Im gewöhnlichen Feuer verändert es sich nicht, verglast aber und verflüchtigt sich zum Theil unter dem Brennspiegel. Das durch die Hitze des Brennpuncts entstehende Glas hat eine violette Farbe, und ist eine verglaste Goldhalbsäure. Der electrische Funke säubert das Gold. In Säure löst es sich schwer auf; die Salpetersäure löst es nur auf, wenn sie roth oder mit salpetersaurem Gas vermischt ist. Uebersaure, so wie salpetersaure Kochsalzsäure lösen das Gold auf und aus beiden entsteht das Goldsalz, welches gelblich, ätzend ist, und sich crystallisirt. Das Ammoniak schlägt das Gold mit gelber Farbe nieder, und bildet das Knallgold, das bei einer großen Entzündbarkeit furchtbare Explosionen bewirkt. Verbindet man eine Goldauflösung mit einer Auflösung des kochsalzgesäuerten Zinns im Wasser, so entsteht ein purpurrother Niederschlag, der unter dem Namen Cassius-Purpur oder mineralischer Purpur bekannt ist. Das Gold amalgamirt sich leicht mit dem Quecksilber. Sein Glanz leidet nicht durch Rost. In Ansehung des Gewichts übertrifft es, die Platina ausgenommen, alle übrigen Körper. Setzt man die Schwere des Wassers auf 1000, so beträgt die Schwere des Goldes nach Blumenbach 19,257, nach Scherer 19,640. Das amerikanische Gold sieht bleicher aus als das europäische. Von allen Metallen besitzt das Gold die größte Dehnbarkeit. Mit einer Unze Gold kann man einen 444 Stunden langen Silberfaden so durchaus überziehen, daß man selbst durchs Mikroscop nichts vom Silber entdeckt, vielmehr bleibt das Gold, wenn man das Silber durch Scheidewasser auflöst, als eine hohle undurchsichtige Röhre zurück. Ein einziger Gran Gold läßt sich zu so dünnen Blättchen schlagen, daß man damit eine Fläche von 1400 Quadratzoll bedecken kann. Von der Zähigkeit des Goldes zeugt der Umstand, daß ein Draht dieses Metalls von $\frac{1}{10}$ Linien Dicke, und 2 Fuß Länge ein Gewicht von 16 Pfund trägt, ohne zu zerreißen. Wegen dieser Geschmeidigkeit und Weiche besitzt es aber auch nur wenig Klang und Elasticität; durch anhaltendes Hämmern kann man es jedoch dergestalt härten, daß es selbst zu Uhrfedern gebraucht werden könnte. Das Gold wird, wie alle übrigen Metalle in der Erde erzeugt, und ist nächst dem Eisen und Braunsteine wahrscheinlich am weitesten in der Natur verbreitet. Nur wenig findet sich vererzt, das meiste gediegen und zwar entweder sichtbar oder verlarvt. Dieses gediegene Gold zeigt sich unverdeckt in seiner metallischen Gestalt, und kommt in derben Stücken, in Blättchen und Crystallen vor. Häufig ist es schon so rein, daß es gar keiner Läuterung bedarf. Dergleichen wird Jungferngold genannt. Meistens ist es aber in Stein und Erzarten enthalten, doch gediegen und so, daß man es deutlich erblickt. In diesem Falle muß es geschieden werden. Es findet sich zuweilen in beträchtlichen Massen; so entdeckte man vor etwa vierzig Jahren in Brasilien einen gediegenen Goldklumpen von 2560 Pfund, der weit über eine Million Thaler am Werth betrug. Dasjenige, welches man in verschiedenen Flüssen unter den Sand gemengt findet, besteht nur aus sehr kleinen Theilchen. Es heißt Flußgold, und wird durch das Waschen erhalten. Auf der Goldküste von Guinea sammeln die Eingebornen in beträchtlicher Menge Goldstaub, d. h. feine Goldtheilchen, und verkaufen ihn an die Europäer. Verlarvtes Gold heißt dasjenige,

welches sich in Steinen und Erzen zwar gediegen, aber doch versteckt befindet, und nur durch mühsame und kostbare Operationen aus denselben geschieden werden kann. Lohnt der Gewinn diese Arbeit, so nennt man dergleichen Mineralien Golderze. Wahrscheinlich ließe sich in allen Ländern der Erde Gold entdecken, aber nicht allenthalben würde es der Mühe werth sein, es aufzusuchen und zu scheiden. Südamerika, namentlich Brasilien, Mexiko und Peru geben das meiste Gold. Die Gruben von Potosi liefern binnen zwanzig Jahren über 100 Millionen an reinem Gold. Daß Afrika reich an Gold sein müsse, sieht man daraus, daß die Flüsse so viel davon enthalten. Diese spülen es in ihrem Laufe über die Gebirge aus seinen Lagerstätten und führen es in ihrem Sande mit sich fort. Asien enthält viel Gold. Arabien, Persien, China, Japan, Indien ziehen jährlich beträchtliche Quantitäten aus ihren Gebirgen, und wer weiß wie reich die ungeheure Gebirgskette Mittelasiens daran ist; Europa enthält Gold in mehrern Ländern. Ungarn ist am meisten damit gesegnet; Portugal und Spanien haben bisher ihre Bergwerke vernachlässigt, da sie von Amerika reichlich versorgt wurden. In Deutschland wird im Salzburgischen, in Tyrol, auf dem Harze, in Böhmen, Sachsen u. s. w., auch aus einigen Flüssen, namentlich aus der Eder im Hessen-Casselschen, Gold gewonnen, aber es ist nicht beträchtlich. Der fünfte Welttheil ist in dieser Hinsicht noch nicht untersucht. Das reinste Gold, welches von allem Silber oder jedem andern Metalle befreit ist, heißt 24karatig. Eine Mark Gold enthält nämlich 24 Karat, und ein Karat 12 Gran. Um es zu verarbeiten, mischt man ihm mehr oder weniger Kupfer oder Silber bei, jenes nennt man die rothe, dieses die weiße Legirung. Das zu Galanteriearbeiten verarbeitete sogenannte französische Gold ist 6karatig, d. h. ¼ Gold und ¾ Legirung. Der Werth des Goldes gegen das Silber ist nicht allenthalben gleich. In Deutschland wird ein Loth Gold ungefähr mit 15 Loth Silber aufgewogen.

Goldmacherkunst, s. Alchymie.

Goldenes Vließ, s. Jason und Argonauten. Orden des goldnen Vließes, und der drei goldnen Vließe, s. Vließ (goldenes).

Goldene Zahl, s. Calender.

Goldgulden. Man glaubt, sie seien aus den Goldschillingen der Franken entstanden. 1252 schlug man die ersten zu Florenz, daher nannte man solche florenzer. Jeder wog ¼ Ducaten (Werth 21 Groschen). Das Gepräge hatte auf der einen Seite eine Lilie, auf der andern das Bild Johannis des Täufers. Die ersten päpstlichen Goldgulden sind vom Papst Johann XXII. 1551 fingen die rheinischen Kurfürsten an, sie in Silber zu prägen (Werth 72 Kreuzer). Hannover schlägt Goldgulden seit 1749.

Goldoni (Carlo), der berühmteste italienische Lustspieldichter des 18. Jahrh., wurde 1707 in Venedig geboren, wo sein Großvater, ein Modenese, eine Art von Generalpachter und Verwalter der sammtlichen, im venetianischen Gebiet liegenden Güter des Herzogs von Massa und Carrara war. Der Tod dieses in seiner Art genialen Mannes, welcher nur den Aufwand etwas zu sehr liebte, versetzte die Familie in einige öconomische Verlegenheit. Julius Goldoni, der Vater unseres Dichters, war ein guter Hausvater, aber wenig lebensgewandt, die Verwickelungen, welche der Tod des alten Goldoni herbeiführte, wurden ihm zuwider, er fühlte sich der Last dieser Sorgen nicht ge-

wachsen, und um ihnen zu entgehen, verließ er Venedig und begab sich nach Rom. Seine Gattin, eine geborne Salvioni, eine geistreiche, lebhafte Frau, blieb aber mit ihren beiden Kindern, ein paar Knaben, Carl und Johann, zurück, und widmete sich ausschließend der Erziehung ihres ältesten Sohnes, dessen früh sich aussprechender Geist ihn zu ihrem Liebling machte. (Der jüngere kam früh in eine Pension und wurde später Soldat.) Etwas eigenes Vermögen setzte die Wittwe in den Stand, unabhängig zu leben. In des Großvaters Hause war stets ein Zusammenfluß von Künstlern, Musikern, Schauspielern und dergl. gewesen; man hatte häufig selbst Comödien und Operetten aufgeführt; Goldonis Vater hatte ein kleines Puppentheater erbaut, und zur Freude des Kleinen oft die Vorstellungen auf demselben geleitet; was Wunder, daß der Knabe Carlo, lebhaft und phantasiereich wie er war, früh einen großen Geschmack an dergleichen Dingen fand. Er las alles was er in dieser Hinsicht habhaft werden konnte, besonders die Werke von Ciccognini, damals einer der beliebtesten Comödiendichter seines Vaterlandes, und kaum 8 Jahr alt, fing er schon selbst an zu schaffen. Dieser poetische Versuch, eine Comödie, erregte das Erstaunen der Verwandten. Man sendete eine Abschrift an den Vater, der unterdessen auf Betrieb seiner Freunde in Rom, sich in einen Mediciner umgewandelt und in Perugia niedergelassen hatte, um daselbst Kranke von ihren Uebeln zu befreien. Entzückt über den Geist seines ältesten Sohnes, verlangte der neue Arzt ihn bei sich zu haben, und die Mutter mußte endlich einwilligen. Ein Bruder des Grafen Rinalducci, der Abbate war und gerade nach Rom reiste, nahm den Knaben mit nach Perugia, und Julius Goldoni, voll Freude, seinen hoffnungsvollen Sohn bei sich zu haben, that alles mögliche, ihm den Aufenthalt an diesem Ort angenehm zu machen. Die Neigung des Vaters und Sohnes vereinte sich in Hinsicht des Theaters; man beschloß, ein kleines gesellschaftliches zu errichten und miethete deshalb einen Saal. Bekanntlich durfte aber zu jener Zeit in den päpstlichen Staaten kein Frauenzimmer auf der Bühne erscheinen; deswegen übertrug man dem jungen Goldoni meist die Mädchenrollen, die er auch bei seinem hübschen und zierlichen Aeußern, recht gut ausführte und so z. B. in Giglis berühmter Sorellina di don Pilone (s. d. Art. Gigli) mit großem Beifall auftrat. Die wissenschaftliche Ausbildung des Jünglings wurde jedoch glücklicherweise über diesen Beschäftigungen nicht vergessen. Er genoß Unterricht bei den Jesuiten und später kam er nach Rimini, um daselbst bei den Dominikanern seinen humanistischen Cursus zn machen. Die Steifheit seines eigensinnigen Lehrers verleidet ihm hier den Aufenthalt; eine herumwandernde Schauspielertruppe zieht ihn dagegen desto mehr an. Er sieht hier Frauenzimmer auf dem Theater und wird hingerissen. Die Comödianten gewinnen ihn gleichfalls lieb; es sind meist Landsleute von ihm, und als die Gesellschaft endlich aufbricht, entschließt er sich, des Lebens in Rimini müde, ihnen heimlich nach Chiozza zu folgen, woselbst damals seine wieder zusammlebenden Eltern wohnten. Die Mutter verzeiht den leichtsinnigen Streich des Jünglings schnell; der Vater, der nun seinen Sohn zur Medicin bestimmt, und ihn deswegen fleißig bei seinen Krankenbesuchen mitnimmt, am Ende auch. Dies Leben gefällt aber unserm Goldoni noch weniger; um loszukommen, faßt er den Entschluß, sich im nahen Venedig der Rechtskunde zu widmen, und die Mutter bringt es so weit, daß der Vater einwilligt. Kaum ist der junge Mensch in Venedig, so schreibt ein entfernter Verwandter, ein

Graf Goldoni-Vidoni, er wolle dem Jüngling eine Freistelle im päpstlichen Collegio auf der Universität zu Pavia verschaffen, und der Vater nimmt dies begierig an. So wird Goldoni abermals aus der kaum begonnenen Laufbahn herausgerissen und in eine neue Welt geschleudert. Seine Comilitonen im Collegium sind meist junge und ziemlich lockere Abbees, die sich wenig um den eigentlichen Zweck ihres Aufenthaltes in Pavia bekümmern, dagegen aber desto mehr die Stutzer machen. Goldoni folgt natürlich ihrem Beispiel. Die Jurisprudenz wird als Nebensache betrieben, desto eifriger aber das Tanzen, Reiten, Fechten, die Musik und das Spiel. Doch versäumt der wißbegierige Jüngling dabei auch nicht ganz, seinen Geist mit manchen nützlichen Dingen zu bereichern, und seine sich immer mehr entwickelnden dichterischen und rednerischen Anlagen erwarben ihm manche Freunde, aber auch Feinde, denn der Witz, welcher ihm zu Gebote stand, traf oft sehr scharf. Zu seinem Schaden mußte er dies bald erfahren. Er schrieb auf Antrieb einiger jungen Leute, die ihn nachher verriethen, eine satyrische Attellane (eine Art ungeregelter Comödien bei den Römern), worin er mehrere Individuen aus angesehenen Familien in Pavia dem Gespött Preis gab, und die Folge war, daß er aus dem Collegium und selbst aus der Stadt verwiesen wurde. Nicht wagend, zu den Seinigen zurückzukehren, beschloß er ohne Mittel, auf gut Glück nach Rom zu gehen. Ein Mönch, den er unterwegs fand, brachte ihn aber von diesem Vorhaben ab und dahin, nach Chiozza zu reisen, und die Eltern um Verzeihung zu bitten, die ihm denn auch endlich gewährt wurde. Sein Vater nahm ihn nun mit nach Udine (im Friaul), wo Goldoni, ernster als in Pavia, sich den Wissenschaften widmete, jedoch nebenher noch manchen leichtsinnigen Streich trieb und deswegen noch verschiedentlich den Aufenthalt ändern mußte, bis er endlich zu dem Vice-Kanzler des Criminalgerichts in Chiozza als Secretär kam und hierauf diesem Beamten nach Feltre folgte, wo er dann, 22 Jahr alt, gleichfalls eine Anstellung erhielt und sich seinem Amte mit großem Eifer widmete. Die Bühne war in dieser Zeit seine einzige Erholung; eine leidliche Truppe spielte in Feltre; ein Liebhabertheater im Palast des Gouverneurs, bei welchem er selbst mit auftrat, und auf welchem Comödien und selbst Trauerspiele gegeben wurden, fesselte ihn aber noch mehr. Bald ernannte man ihn zum Director desselben und er richtete nun nicht allein ein paar Opern von Metastasio zum Behuf der Aufführung ohne Musik ein, sondern schrieb auch selbst zwei Lustspiele (der gute Vater und die Sängerin), die eben so vielen Beifall fanden, wie sein Spiel. Durch die Unbeständigkeit seines Vaters wurde er indeß bald wieder aus dieser ruhigen Lage gerissen. Julius Goldoni hatte nämlich eine Anstellung als Arzt zu Bagnacarollo in der Legation Ravenna erhalten, und verlangte, sein Sohn solle bei ihm leben. Goldoni gehorchte; aber kaum daselbst angekommen, starb der Vater und hinterließ die Familie in mißlichen Umständen. Jetzt beschloß der junge Mann sich ernstlich auf die Jurisprudenz zu legen. Er disputirte in Padua, und ging darauf nach Venedig, um daselbst zu advociren. Die Clienten fanden sich jedoch nur sparsam ein, und er sah sich genöthigt, sich nach anderm Erwerb umzuthun. Er schrieb kleine Almanache, von denen einige Beifall fanden, begann eine Oper (Amalasunte) und dergl. Ein Prozeß, in welchem der erste Advocat Venedigs sein Gegner war, und den er gewann, erwarb ihm Ruf, und es hätte vielleicht alles gut gehen mögen, wären nicht durch einen unglücklichen Liebeshandel neue Verwickelungen erfolgt. Ein übereilt gegebenes Ehe-

versprechen stürzte ihn in endlose ökonomische Sorgen. Er verließ Venedig und ging nach Mailand, seine Oper Amalasunte als einzige Habe mit sich nehmend. Seine Hoffnungen, durch dieselbe hier sein Glück zu machen, scheitern. Der berühmte Sänger Caffarelli empfängt ihn mit jenem bäuerischen Stolz, der gefeierten Histrionen so leicht eigen wird, und einer der Directoren der Oper setzt ihm noch freundlich genug aus einander, daß das Stück nicht in Musik gesetzt werden könne. Traurig verbrennt Goldoni das Manuscript, nicht wissend, was er beginnen soll; der Resident der Republik Venedig nimmt sich indessen seiner an, und der Dichter arbeitet nun sein musikalisches Intermezzo, „der venetianische Gondoline" aus, das Beifall findet und das erste Stück ist, welches Goldoni bekannt macht. Die Kriegsereignisse, welche Italien um diese Zeit verwüsten (1733), wirken auch störend auf des Dichters Arbeiten, der Mailand verlassend, bald in Cremona, bald in Pizzighetone, bald in Parma lebt, von Marodeuren geplündrrt wird, in Verona zu einer Comödiantentruppe stößt, mit dieser wieder nach Venedig kömmt, und hier durch Aufführung seines, während dieser Zeit geschriebenen Trauerspiels Belisar, Ruf und Namen erwirbt. Eine zweite Tragödie, Rosamunde, mißfällt dagegen und der Verfasser, jetzt wieder in leiblichen Verhältnissen, geht nun mit einer andern Truppe, die fast nichts, als Stücke von ihm aufführt, nach Padua. So wandert er bis 1736 unstät mit den Unstäten herum in einem ewigen Taumel von Intriguen und Zerstreuungen lebend, bis ihn endlich in Genua die Liebe an ein ordentliches Mädchen, die Tochter eines Notars, bindet, mit welcher er sich verehlicht und nach Venedig zieht, wo er nun erst begann das Fach dramatischer Dichtungen zu cultiviren, in welchem er sich auszeichnen sollte, das der Charakter- und Sittenstücke nämlich, worin Moliere, den er um diese Zeit anfing zu studiren, ihm zum Vorbilde ward. Der herrschende Geschmack in seinem Vaterlande an den Maskenstücken und der extemporirten Comödie, legte ihm, der sich vornahm, das Theater in dieser Hinsicht zu reformiren, indeß große Hindernisse in den Weg, und er sah sich deswegen oft genöthigt, der alten Gewohnheit des Publicums und der Schauspieler — unter denen damals der berühmte Arlequin Sacchi mit seiner Gesellschaft in Venedig glänzte — nachzugeben. 1739 widerfuhr ihm die Ehre, zum genuesischen Consul in Venedig ernannt zu werden, einen Posten, dem er zwar mit Geschick und Fleiß vorstand, der ihm aber wenig oder nichts einbrachte, und nicht verhinderte, daß der Dichter ein paar Jahre später (1741) sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, Venedig abermals zu verlassen, um anderwärts ein Auskommen zu suchen. Er begab sich mit seiner Familie nach Bologna und gedachte von da weiter nach Genua zu gehen, aber die Kriegsunruhen verhinderten ihn daran, und er wandte sich nun nach Modena und Rimini, wo er für die dortigen Schauspielergesellschaften arbeitete, und sich leidlich befand, bis ihm österreichische Husaren auf dem Wege nach Pesaro rein ausplündern und zum Ueberfluß ein schurkischer Postillon noch ihn und seine Gattin unterwegens auf freiem Felde sitzen läßt, und davon fährt. Auf seinem Rücken trägt Goldoni seine Gattin durch einige ausgetretene Flüsse, und endlich trotz aller Hindernisse im Hauptquartier der Oesterreicher anlangend, erhält der Dichter sein geraubtes Eigenthum wieder und kehrt nach Rimini zurück, wo der General en Chef der Oesterreicher, Fürst Lobkowitz eintrifft, und für Goldoni, der die Direction des Theaters übernimmt, eine Aera von Wohlhabenheit und Behaglichkeit angeht, die so lange dauerte, bis die Truppen aufbrachen, worauf er nach Toscana geht, in Florenz und Siena gute Auf-

nahme findet und in Pisa von den Arkadiern, deren Sitzung er beiwohnt, beredet wird, das Theaterwesen zu verlassen und zum Jus zurückzukehren. Goldoni gibt diesen Rathschlägen Gehör und zahlreiche Kundschaft wird dem wiedergebornen Advocaten. Da hört Sachi diese Veränderung und beschwört ihn um neue Stücke. Goldoni arbeitet nun des Nachts für die Bühne, während er am Tage Rechtshändel versicht, und je mehr Stücke er dem Director nach Venedig sendet, desto mehr begehrt Sachi, der meistens auch die Gegenstände dazu gibt. In derselben Zeit ernennen ihn auch die Arkadier unter dem Namen Polisseno Fegeio zu ihrem Mitgliede. Eine Zurücksetzung, die ihm in Pisa widerfährt, verleidet ihm aber plötzlich; seinen Stand und den Ort, und die Rechtsgelehrsamkeit noch einmal an den Nagel hängend, folgt er dem Rufe einer guten Schauspielergesellschaft, die ihn als Theaterdichter annimmt, und geht nach Mantua. Von hier kommt er wieder nach fünfjähriger Abwesenheit nach Venedig, und nun für das Theater San-Angelo arbeitend, beginnt er den Riesenkampf mit dem eingewurzelten Geschmack an Arlequinaden und improvisirten Stücken, und seinem Genie und seiner ungemeinen schriftstellerischen Fruchtbarkeit gelingt es endlich, den Sieg davon zu tragen, und eine neue Aera in der Kunst heraufzuführen. Bald stürzen ihn aber Sorgen und Aerger aufs Krankenlager; der Directeur wird durch seinen Fleiß reich und er bleibt arm, und als er eine billige Vergütung seiner angestrengten Arbeiten fordert, erhält er nichts als die magere Erlaubniß, alle Jahre einen Band seiner Werke herausgeben zu dürfen. Dennoch bleibt er seinen übernommenen Verbindlichkeiten treu, folgt der Gesellschaft nach Turin und geht erst nach Ablauf seiner Contractzeit auf bessere Bedingungen zum Theater St. Lua über, zugleich eine neue Ausgabe seiner Werke auf Subscription besorgend, wodurch sich denn seine Umstände merklich verbesserten, zugleich aber auch seine Gegner, die Verfechter der alten Commedia dell' arte neuen Stoff zu Anfeindungen und Verlästerungen fanden. 1758 erhielt er einen Ruf nach Parma an den Hof von Don Philipp, woselbst er einige Opern dichtete, die von Duni und Piccini in Musik gesetzt wurden, und er selbst den Titel eines Hofpoeten erhielt. Eine Reise nach Rom und endlich die Ausführung seines lang gehegten Wunsches, Frankreich zu sehen, folgten dieser Excursion. 1761 kam er in Paris an, wohin ihn die italienischen Schauspieler gerufen hatten, und woselbst mehrere seiner Stücke ungemeinen Beifall fanden. Zwei Jahre hatte er Urlaub von den Vorstehern der Bühne in Venedig erhalten; sie waren bald abgelaufen und Goldoni bereitete sich schon zur Rückreise, als ihm durch die Dauphine die Stelle eines Lectors und Lehrers der italienischen Sprache bei den Töchtern Ludwig XV. verschafft wurde. Eine Zeit lang lebte der Dichter jetzt in recht angenehmen Verhältnissen; der Tod des Dauphins, der Dauphine und des Königs von Polen, änderte jedoch auch dies wieder, indem durch die eintretende Hoftrauer sein Amt und sein Gehalt suspendirt wurde und er erst nach 3 Jahren auf Verwendung seiner königl. Schülerinnen einen Jahrgehalt von 3600 Livres erhielt, welches ihn denn auch bewog, einen Ruf nach Lissabon, so wie einen andern nach London abzulehnen und Frankreich für immer zu seiner Heimath zu machen. Beim Ausbruch der Revolution verlor der 85jährige Dichter aber seine, auf die Civilliste des Königs, angewiesene Pension und das Decret des Nationalconvents vom 7. Jan. 1783, welches ihm auf Cheniers Antrag für die Folge den entzogenen Gehalt sicherte und ihn den Rückstand auszuzahlen gebot, fand ihn schon im Sterben. Er verschied den Tag darauf

im beinahe vollendeten 86. Jahr. Seine 76jährige Wittwe erhielt eine Pension von 1200 Franken bis an ihr Ende und den Rest von dem ihrem Manne zurückbehaltenen Gehalt. Goldonis Verdienste um das italienische Theater sind nicht zu verkennen, uud viele seiner zahlreichen Stücke erhalten sich noch auf den Bühnen seines Vaterlandes, und in Uebersetzungen auch auf denen des Auslandes, wie z. B. der Diener zweier Herren, der Schwätzer, der Lügner u. a. Von seinen Werken sind fast zahllose Ausgaben erschienen, von denen die 1809 in Lucca in 26 Bänden herausgekommene die vollständigste und hübscheste sein dürfte. Uebersetzungen und Ausarbeitungen einzelner seiner Sachen hat man eine große Menge sowol ins Französische als Deutsche und Englische, und viele neuere Lustspieldichter schöpfen noch oft ihre Stoffe aus der reichen Fundgrube seiner Laune und seiner Weltbeobachtung, welche letztere ihn besonders in den Stand setzte, sich in den verschiedenartigsten Genres, und meist mit Glück zu versuchen. Doch sagte seinem Talent das eigentliche Charakter- und Intriguenstück am mehrsten zu, und man muß hier wahrhaft sowol die Reichhaltigkeit seiner Erfindungsgabe in Betreff der Anlage, die immer, trotz seinem vielen Schreiben, neu war, als die große Naturgemäßeit und Treue der Zeichnung seiner Charaktere in jeder Situation bewundern. Man hat von ihm noch selbst verfaßte Memoiren zur Geschichte seines Lebens und des Theaters seiner Zeit, die äußerst interessant sind und von John Black ins Englische übertragen (1813), auch neuerdings in der in Paris herausgekommenen Collection des Mémoires sur l'art dramatique, jedoch etwas verkürzt, aufgenommen worden sind. Goldoni schrieb sie in französischer Sprache, der er durch Fleiß so mächtig geworden war, daß er selbst ein paar Lustspiele darin dichtete, wovon das Eine (le Bourru bienfaisant) 1771 in Fontainebleau und Paris öfters mit großem Beifall gegeben ward, und sich auch seitdem auf dem Repertoir erhalten hat. Zu Goldonis heftigsten Gegnern in Italien — wo man ihm überhaupt im Allgemeinen nicht immer die Anerkennung zollte, welche er wol verdiente — gehörte Gozzi (vergl. d. Art.), der, reich mit Witz begabt, nicht allein den Verdränger der Masken auf der Scene mit Epigrammen und Impromptus überschüttete, sondern auch in seinem Eifer für die Comoedia dell' arte die ganze Akademie der Granelleschi in Venedig gegen ihn aufwiegelte: ein Verfahren, welches Goldoni edelmüthig in seinen Memoiren mit Stillschweigen übergeht.

Goldschläger nennt man einen Künstler, der das Gold in möglichst dünne Blättchen, zum Behuf des Vergoldens und zu andern Zwecken, verwandelt. Das hierzu erforderliche Gold muß rein sein: daher bedient man sich gemeiniglich des Dukatengoldes, welches mit Borar in einem Tiegel geschmolzen, und dann in den sogenannten Zahneinguß oder ein starkes viereckiges Eisen eingegossen wird. Die nun entstandnen Goldzähne oder vierkantigen Prismen werden dann auf die Ziehmaschine oder das Ziehwerk gebracht, wo sie durch starke eiserne Walzen durchgepreßt und dergestalt in immer dünnere Blätter verwandelt werden. Es muß aber das Gold zu diesem Ende jedesmal vorher geglüht werden. Die Blätter oder die Bänder, die auf solche Weise entstanden sind, werden auf dem Amboß noch ebener geschlagen und dann mit der Scheere in kleinere Platten geschnitten, die gewöhnlich einen Zoll ins Gevierte halten und 6¼ Gran wiegen. Damit diese noch weiter ausgedehnt werden, so legt man sie in die Quetschform, welche ein Buch ist von drei Quadratzoll und 150 Blättern alten Pergaments. In dieses Buch eingelegt bringt man die Goldplatten auf einen mar-

mornen Amboß, worauf sie mit dem Werkhammer so lange geschlagen werden, bis sie zwei Quadratzoll ausgedehnt worden. Dann sind die Blätter ungefähr so dick wie Papier: sie werden nun in einer eisernen Schachtel wieder geglüht, und in eine zweite größere Quetschform gebracht, wo sie bis auf 4½ Zoll ausgedehnt werden. Jetzt zerschneidet Künstler die Goldblätter in zwei gleiche Theile, so daß aus 150 Blättern 300 entstehen. Sie müssen nun alle genau abgewogen werden, ehe sie in die dritte oder Dünnquetsche kommen, wo sie von neuem auf drei Zoll ausgedehnt werden. Dann theilt der Goldschläger jedes Blatt kreuzweise und erhält hierdurch von jedem vier kleine Blätter, deren jedes 1½ Quadratzoll groß ist. Ueberhaupt hat er nun 1200 Goldblättchen erhalten. Diese bringt er in die sogenannte Hautform. Dies sind Bücher, die aus Rindsdärmen bestehen. Man zieht nämlich die äußere Haut der Gedärme ab und legt sie, während sie noch feucht sind, mit ihren weichen Seiten auf einander, die nun bald zusammenkleben. Dann werden sie in einer Form gestreckt, das Fett und die Unreinlichkeiten abgeschabt, zwischen weichem Papier geschlagen, damit alles Fett sich in das Papier ziehe, mit Aufgüssen von starken Gewürzen durchnäßt, endlich getrocknet und gepreßt. Vor dem Gebrauch werden sie mit Gypspulver abgerieben, damit das Gold nicht sich an die Häute hänge. Zwischen diesen Häuten schlägt man dann die Goldbätter so lange, bis sie die nöthige Dünne haben. Sie werden hierauf mit der Werkzange in vier Theile zerrissen und von neuem so lange geschlagen, bis sie, gegen das Licht gehalten, grün durchschimmern. Endlich werden diese Blättchen durch die sogenannte Spanzange befestigt und mit der Werkzange ein Blatt nach dem andern abgezogen und auf ein Kissen gelegt, worauf sie dann mit dem sogenannten Karren oder zwei scharfen stählernen Klingen, die durch Schrauben zusammengehalten sind, zerschnitten und zum Verkauf zwischen Blätter rothes Papier gelegt werden. Aus dem feinsten Golde gemacht und etwas über 2¼ Zoll im Quadrat, beträgt die Dicke eines solchen Blättchens den 24,000sten Theil einer Linie und es wiegt den 21,000sten Theil eines Lothes.

Goldschmith (Oliver), war 1728 zu Pallas in der irländischen Grafschaft Longford geboren. Sein Vater, ein armer Landgeistlicher von der bischöflichen Kirche, konnte nicht viel für die Erziehung des Sohnes aufwenden, und bestimmte ihn für die Handlung. Schon in seinem siebenten Jahr aber zeigte sich seine vorherrschende Neigung zur Poesie. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit seines Oheims auf sich, der ihn dem Unterrichte des Schulhalters zu Elphim übergab. Hier entschied ein witziger Einfall sein Glück. Er tanzte einst, und ward von dem dazu aufspielenden jungen Menschen wegen seiner auffallenden Häßlichkeit mit dem Aesop verglichen; Alles lachte über den passenden Einfall, als plötzlich Oliver inne hielt, und mit zwei aus dem Stegreif gemachten Versen:

> O höret an, was dort mein Herold singt:
> Der Affe spielet und Aesopus springt!

den Spott auf den Urheber zurückwarf. Einige anwesende Verwandte, angesehene Geistliche, beschlossen, ihn auf gemeinschaftliche Kosten auf die Universität zu schicken. Nachdem er die Schule zu Athlone und Edgeworthtown besucht hatte, ging er 1744 nach Dublin, wo ihn die schonungslose Strenge seines Lehrers zu dem Entschluß bewog, in der Fremde sein Glück zu versuchen. Er wollte nach Cork und ging mit Einem Schilling in der Tasche zum Thor hinaus, allein der Hunger ließ ihn bald genug seinen Vorsatz aufgeben, sein ältester Bruder söhnte

ihn mit dem erzürnten Lehrer aus. 1749 ward er Bachelor. Um diese Zeit starb sein Vater. Seine Verwandten bemüheten sich vergebens, ihm in der bischöflichen Kirche eine Anstellung zu verschaffen; seine Jugendstreiche hatten ihn in ein nachtheiliges Licht gestellt; auch hegte er selbst ganz entgegengesetzte Neigungen. Nachdem er ein Jahr lang Hofmeister in einem benachbarten guten Hause gewesen, widerstand er seiner Neigung zu reisen nicht länger. Er wollte von Cork nach Amerika fahren, aber auch dieser Plan scheiterte, und nach sechs Wochen kehrte er, von allem entblößt, zu seiner eben nicht erfreuten Mutter zurück. Er erlangte indeß Vergebung, und ward, seinem Wunsche gemäß, 1752 nach Edinburg geschickt, um Medicin zu studiren. An regelmäßigen Fleiß konnte er sich auch hier nicht gewöhnen; er litt oft an Kränklichkeit, öfter an Geldmangel. Hierauf ging er nach Leyden, und studirte daselbst ein Jahr lang, besonders Chemie. Aber sein stets nach neuen Genüssen und neuen Beschäftigungen begieriger Geist zog ihn in allerlei Gesellschaften, wo er sich mit Leidenschaft dem Spiel ergab. Als er einst eine große gewonnene Summe wieder verloren hatte, entschloß er sich, Holland zu verlassen, auf der Rückkehr nach Irland aber noch einige der nächst gelegenen Länder zu besuchen. Ein Freund schoß ihm das nöthige Geld vor, das Goldsmith thörigterweise anwandte, seinem Onkel Blumenzwiebeln zu kaufen. Nichts desto weniger machte er sich auf, Europa zu Fuß zu durchwandern. Man sagt, daß er theils in den Klöstern durch seine Fertigkeit im Disputiren, theils durch sein Flötenspiel in den Dörfern sich Aufnahme und Unterhalt zu verschaffen gewußt habe. So durchpilgerte er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutschland, und betrat die Schweiz, wo die Schönheiten der Natur die Blüthe seiner dichterischen Anlagen aufschlossen, und er einen Theil seines Wanderers schrieb. Zu Genf ward er der Führer eines jungen Engländers, der mit einem großen Vermögen sich auf Reisen bilden wollte. Aber des schmutzigen Geizes seines Zöglings bald müde, verließ er ihn wieder, und ging nach Padua, wo er sechs Monate blieb, und Doctor der Arzneikunde ward. Der Tod seines Onkels rief ihn in sein Vaterland zurück. Er landete zu Dover 1751, und sah sich bald in der drückendsten Dürftigkeit. Unter erdichtetem Namen gelang es ihm nach vieler Mühe als Gehülfe bei einer kleinen Schule angestellt zu werden. Dieser elenden Lage bald überdrüssig, machte er sich davon, und versuchte vergeblich als Apothekergehülfe fortzukommen, bis endlich ein Chemiker, vielleicht aus Mitleid, ihn in sein Laboratorium aufnahm, und einen überaus nützlichen Gehülfen in ihm fand. Er ernährte sich jetzt theils als Arzt, theils als Schriftsteller, und lebte zwar kärglich, aber unabhängig und fröhlich, als ihm ein Freund den Vorschlag machte, die Aufsicht über eine Schule, der sein Vater vorstand, während dessen Krankheit zu übernehmen, wogegen derselbe sich verbindlich machte, ihn einigen indischen Directoren zu empfehlen, und ihm eine Stelle als Arzt bei der ostindischen Compagnie zu verschaffen. Goldsmith nahm den Antrag an, und erhielt wirklich im J. 1758 eine Bestallung als Arzt bei einer ostindischen Factorei. Aber dieses glänzende Glück hatte sich ihm kaum dargeboten, als er es aus Abscheu vor einem geregelten Amtsleben auch schon wieder aufgab. Damals lernte er Griffith, den Herausgeber des Monthly Review, kennen, und ward von demselben eingeladen, Mitarbeiter zu werden, wofür er Wohnung, Tisch und einen guten Gehalt haben sollte. In dieser Verbindung lebte Goldsmith acht Monate, worauf er sich von Griffith trennte, und sein Enquiry of the present state of taste and

literature in Europe 1759 herausgab. Er bewohnte damals in der äußersten Dürftigkeit ein armseliges Stübchen im dritten Stockwerke, bezog aber bald eine anständigere Wohnung und schrieb seinen Vicar of Wakefield. Während derselben Zeit schrieb er, um seine täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, die Letters on english History und den Citizen of the world, der anfangs in einer Reihe von Briefen in dem Charakter eines chinesischen Philosophen in dem Ledger erschien. Schon früher hatte er ein Lady's Magazine und ein Wochenblatt The Bee geschrieben. Die besten jener zerstreuten Stücke sind 1765 unter dem Titel Essays zusammen erschienen. Um das J. 1764 lebte er auf einem sehr anständigen Fuß. Der Beifall, womit seine dichterischen Werke aufgenommen wurden, reizte ihn an, auch für das Theater zu arbeiten; er schrieb The good-natured man, und machte mit diesem und einigen andern Stücken bedeutendes Glück. 1769 erschien sein Gedicht The deserted village. In dieselbe Zeit fällt seine History of England und seine Roman History. Auf Verwendung seiner Freunde, die ihm auch eine äußere Auszeichnung wünschten, ward er zum Professor der alten Geschichte bei der englischen Malerakademie ernannt. 1770 machte er eine Reise nach Paris, schrieb darauf noch seine History of the earth and animated nature, welche 1774 erschien, nächstdem seine scherzhaften Gedichte The Haunch of Venison und Retaliation, und war mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuch der Künste und Wissenschaften beschäftigt, als ein frühzeitiger Tod seine Thätigkeit endigte. Er starb 1774 an einem Nervenfieber. Sammeln wir die zerstreuten Züge seines Charakters unter Einen Blick, so erscheinen uns vorherrschend ein mehr als tiefblickender Verstand: eine eben so lebhaft auffassende als schöpferische Phantasie; ein reges zartes Gefühl: daher bei wissenschaftlichen Gegenständen mehr eine helle Ansicht, als eine tiefe Einsicht, mehr ein Auffassen der interessantesten Seiten, als aller zur Sache gehörigen, aber ein helles, leichtes, schönes Darstellen des hell, leicht und schön Angeschauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunst Lebendigkeit, Wahrheit, Gemüth und Laune; — im Weltleben ein edler Ehrgeiz durch geistige Vorzüge, dessen einseitiges Streben eine Gleichgültigkeit gegen äußern Rang und Glanz, sogar gegen alle Anständigkeit und Anmuth der äußern Verhältnisse hervorbringt, die überall Tadel verdient; nächstdem die liebenswürdigsten Züge eines innigen und thätigen Wohlwollens und einer herzlichen Sehnsucht nach Vaterland und Freundschaft; dabei aber ein trauriger Mangel an praktischen Grundsätzen, und daher kein festes, bestimmtes Handeln, keine Weltklugheit, daher so manche Verlegenheit, so manche wirkliche Vergehungen, und — wenn der Tod ein Uebel ist — ein zu frühes Erdulden desselben. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei, zwischen Gay und dem Herzoge von Argyle, in dem sogenannten Poets-Corner mit einer von Johnson verfaßten Inschrift.

Golgatha, s. Calvarienberg.

Gomarus, **Gomaristen**, s. Reformirte Kirche.

Gonfaloniere hieß das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; auf deutsch so viel als Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt, und verwaltete sein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andere Vortheile davon zu haben, als die Ehre und freie Tafel. Erst nach sechs Jahren konnte dieselbe Person wieder gewählt werden. **Gonfaloniere des päpstlichen Stuhls** war ein Titel der Herzoge von Parma.

Gonsalva (Hernandez y Aquilar) von Cordova, mit dem Beinamen der große Feldherr (el gran Capitan), war zu Montilla bei Cordova 1443 geboren. Schon als 15jähriger Jüngling focht er unter seinem Vater Don Diego gegen die Mauren von Granada. König Heinrich IV. von Castilien vertraute ihm zum Lohn für seine Tapferkeit eine Compagnie Bewaffnete, mit welcher er bis vor die Thore Malagas Schrecken verbreitete und 1640 den Sieg bei Las Yeguas entschied. Gonsalva ward auf dem Schlachtfelde von dem Könige selbst mit dem Ritterschwert umgürtet. Von 1458 — 1467 diente er mit Auszeichnung gegen die Mauren, bei der Einnahme von Gibraltar und im Kriege von Catalonien. Stets blieb er Heinrich IV. gegen seinen aufrührerischen Bruder Don Alfons getreu. Als nach Heinrichs Tode Ferdinand und Isabelle 1474 den Thron bestiegen hatten, der König von Portugal ihnen aber denselben streitig machte, half Gonsalva den Sieg bei Tors 1476 erkämpfen. Er wurde dafür mit Auszeichnungen überhäuft, und erhielt, als die Vertreibung der Mauren aus Granada beschlossen worden, den Oberbefehl des rechten Flügels des spanischen Heers. In diesem achtjährigen blutigen Kriege führte er die gefährlichsten und schwierigsten Unternehmungen aus. Er nahm mit Sturm Setenil, Conil, Castama u. s. w. Illora eroberte er mit einer einzigen Compagnie Bogenschützen. Velez-Malaga, Malaga, Baeza waren Zeugen seiner Tapferkeit. Die tapfersten Mauren, die sich ihm zum Zweikampf darstellten, erlagen seinem Schwert. Als endlich Granada sich auf Bedingungen, die er abgeschlossen hatte, ergab, trug er beim Einzuge der Sieger die Fahne Castiliens. Ein noch größerer Schauplatz öffnete sich seinem Heldenmuth in Neapel, wohin ihn Ferdinand mit 5600 Mann seinem Vetter gegen die Franzosen zu Hülfe schickte. Seine Siege und Heldenthaten aufzuzählen, durch die er sich hier verherrlichte und den Beinamen il gran Capitano erwarb, würde zu weitläuftig sein. Erst nachdem er den Thron Friedrichs gesichert und dem Papste Alexander VI. Ostia von den Franzosen zurückerobert hatte, kehrte er nach Spanien wieder, wo er nach kurzer Ruhe gegen die aufrühriscben Mauren in den Alpuxarras focht, als durch die Thronbesteigung Ludwigs XII. in Frankreich der Krieg um Neapel aufs neue begann. Gonsalva ging 1500 abermals mit einem Corps von 4300 Mann dahin ab, anscheinend zum Beistand der Venetianer gegen die Türken. Er befreite auch zuvörderst Zante und Cephalonien von den Ungläubigen, und gab sie den Venetianern zurück, die ihn dafür mit reichen Geschenken und mit dem Titel eines venetianischen Nobile belohnten. Hierauf landete er auf Sicilien und erklärte dem Könige von Neapel, daß er gekommen sei, denjenigen Theil des Königreichs zu besetzen, der vermöge des mit Ludwig XII. geschlossenen Vertrags an Spanien kommen solle. König Friedrich, der sich so plötzlich von zwei Feinden bedrängt sah, rettete sich durch die Flucht. Die Franzosen unter dem Herzoge von Nemours zogen in Neapel ein, während Gonsalva zu Tropea landete, Calabrien besetzte, und sie auffoderte, nach dem Vertrage die Provinzen Basilicata und Capitanata zu räumen. Die Franzosen, welche diese Landschaften zu ihrem Antheil (Abruzzo) rechneten, weigerten sich, und so kam es zum Kriege zwischen den Franzosen und Spaniern, der mit abwechselndem Glück bis zur berühmten Schlacht bei Semiana (1502) geführt wurde. Die Franzosen unterlagen und Gonsalva gewann durch diesen Sieg beide Calabrien. Einen noch größern Sieg erfocht er 1503 bei Cerignola, in dessen Folge sich Abruzzo und Apulien unterwarfen und Gonsalva in die Hauptstadt

Neapel einzog. Um die Eroberung des Reichs zu vollenden, rückte er jetzt vor Gaeta. Da er aber einsah, daß diese Eroberung höchst schwierig und langwierig sein würde, übergab er den Befehl an Don Piedro Navarro und rückte selbst dem Feinde entgegen. Er schlug den Marquis von Mantua, und da er hörte, daß die Franzosen am linken Ufer des Garigliano in einer festen Stellung lagerten, zog er auf dem rechten Ufer dorthin. Vergebens versuchten beide Heere mehrere Tage den Uebergang über den Fluß. Gonsalvas Lage, der nur 8000 Mann gegen 30,000 hatte, wurde wegen des Mangels an Lebensmitteln noch kritischer. Er beschloß, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Sein Sieg war vollkommen und hatte den Fall von Gaeta zur Folge. Jetzt war der Besitz Neapels gesichert. Ferdinand verlieh dem Sieger das Herzogthum Sesa, und ernannte ihn zum Vicekönig mit unbeschränkter Gewalt. Seine Leutseligkeit, Gerechtigkeit und edelmüthige Gesinnung erwarben ihm bald die Liebe des Volks. Aber eben dadurch und überhaupt durch sein Glück hatte er sich auch mächtige Feinde zugezogen, die es bei Ferdinand dahin brachten, daß er anfangs in seiner Macht beschränkt, zuletzt aber von seinem Posten abgerufen wurde. Ferdinand kam selbst nach Neapel und nahm ihn mit sich nach Spanien zurück, wo er ihn zum Großmeister des Ordens des heiligen Jacob machte. Gonsalva, mißvergnügt, seinen Einfluß verloren zu haben, verband sich mit dem Connetabel in Castilien gegen den König, der jedoch dem Ausbruch eines Aufstandes durch kluge Maßregeln zuvorkam. Gonsalva begab sich hierauf auf seine Güter in Granada. Der Zwist mit dem Könige, der die höchste Schonung und Vorsicht gegen den alten Helden ausübte, dauerte noch eine Zeit lang fort. Endlich versöhnten sich beide und Gonsalva war im Begriff, wieder an die Spitze des Heeres zu treten, als er 1515 zu Granada starb.

Gonzaga. Bei dem Verfall der kaiserlichen Macht in Italien im 11. Jahrh., bemächtigten sich in Mantua die ersten Familien der Regierung, unter denen die Häuser Bonacolsi und Passerini lange die mächtigsten waren, bis sich das Haus Gonzoga über alle erhob. Dem Schwanken seines Vaterlandes zwischen mehrern mächtigen Familien machte (16. Aug. 1328) Lodovico Gonzaga ein Ende, indem er sich Mantuas mit einem Heere von 800 Fußgängern und 500 Reitern bemächtigte, das damalige Oberhaupt der Stadt, Passerini de Bonacolsa, ermordete und alle Anhänger seiner Gegenpartei vertrieb. Er brachte die errungene Herrschaft auf seine Nachkommen, unter denen Johann Franz von Gonzaga 1432 die Stadt mit ihrem Gebiete unter dem Titel eines Marquisats (Markgrafschaft) vom Kaiser Sigismund zu Lehn bekam. Gleich darauf bildete sich das Haus Gonzaga durch die drei Söhne seines Nachfolgers Ludwigs III.; Friedrich, Johann Franz und Rudolph, in drei Linien. Von Friedrich stammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Friedrich II. und Carl V. zu Herzogen erhoben wurden, und 1726 ausstarben; von Johann Franz und Rudolph stammten die Herzoge von Sabioneta und von Castiglione, deren Fürstenthümer der Kaiser 1692 einzog. Eine neue Linie des Hauses Gonzaga bildete sich, als Friedrich, Bruder Friedrich II., Guastalla zu seinem Antheil bekam; diese Linie erlosch 1746. Die merkwürdigsten Glieder dieser Familie, die Deutschland zwei Kaiserinnen und Polen eine Königin gab, und von der jetzt nur noch zwei Abkömmlinge aus einer Seitenlinie (Vescovati) zu Mantua im Privatstande leben, sind: Ludwig Gonzaga, der Erste, der unter dem Titel eines Capitano die Herrschaft von Mantua führte. Er starb 1360 im

93sten Jahre, und hinterließ drei Söhne, Filippino, einen ausgezeichneten Heiden, durch welchen sein Vater eigentlich zur Herrschaft gelangte. Er starb 1358 ohne Erben, und sein zweiter Bruder Guido oder Guy wurde 1360 der zweite Capitano von Mantua, der jüngste aber, Petrino oder Feldrino, Stammvater der Grafen von Novellara, welche Linie mit Camillo Gonzaga 1728 erlosch. Guido hatte zwei Söhne, Ugolino und Ludwig. Von diesem letztern stammt Franz Gonzaga, der dritte Capitano von Mantua und ein wackerer Kriegsheld. Gleich gerühmt durch die Kriegsthaten wurde sein Sohn Johann Franz, der seinem Vater 1407 als Capitano folgte, und von Kaiser Sigismund, um den er sich sehr verdient gemacht, 1433 zum Markgrafen von Mantua ernannt ward, in welcher Würde ihm drei seiner Nachkommen folgten, zunächst sein ältester Sohn Ludwig III., genannt der Türke (geb. 1414, gest. 1478), wecher den Vater noch an Kriegsruhm übertraf, sodann sein Enkel Friedrich I. (gest. 1484) und dessen Sohn Franz II. (gest. 1519). Friedrich II., ein Sohn von Franz II., wurde von Carl V. am 25. März 1530 zum Herzog von Mantua erhoben und mit der Markgrafschaft Montferrat belehnt. Diese Würde erbte auf seine Nachkommen fort. Der nächste Herzog nach seinem Tode 1540 war sein Sohn Franz III., welchem, da er 1550 ohne Nachkommen starb, sein zweiter Bruder Wilhelm folgte (geb. 1536, gest. 1587). Ihm folgte sein Sohn Vincent I., der in den ungarischen Kriegen gegen die Türken sich sehr auszeichnete. Bei seinem Tode (1612) hinterließ er drei Söhne, Franz IV. (gest. 1612), Ferdinand IV., den Cardinal (gest. 1626), und Vincent II. (gest. 1627), die sich einander schnell in der Regierung folgten, und sämmtlich ohne männliche Nachkommen starben. Mit ihnen war die regierende Linie ausgestorben. Der nächste Erbe in der Abstammung wäre der Herzog von Nevers, Carl I. von Gonzaga gewesen; aber im Hinterhalt stand auch der Herzog von Guastalla, Ferdinand II., mit Ansprüchen auf die ganze Erbschaft, und der Herzog Carl Emanuel von Savoyen mit Ansprüchen auf Montferrat. Die Rechte des Hauses von Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig von Nevers, Vater von Carl I. war ein Großvater-Bruder von Herzog Franz II., und hatte, als er nach Frankreich ging, auf die Erbfolge nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papst unterstützten ihn, denn alle drei wünschten, endlich ein Ende der spanisch-österreichischen Uebermacht zu sehen, und dieser Fall konnte entscheiden. Spanien und Oesterreich unterstützten hingegen den grundlosen Anspruch des Herzogs von Savoyen, woraus sich der mantuanische Erbfolgekrieg entspann, der endlich nach Richelieus Wunsche beendigt wurde, denn der Kaiser mußte den Herzog Carl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen. 1631 gelangte er zum ruhigen Besitze, und ihm folgte 1637 sein Enkel Carl III. (Carl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten seines Vaters gestorben), während dessen Regierung das Fürstenthum endlich seine völlige Unabhängigkeit erhielt (gest. 1665). Allein sein Sohn und Nachfolger, Carl IV. nahm in Mantua wieder französische Garnison ein, und traf im spanischen Erbfolgekrieg auf Frankreichs Seite. Deßhalb erklärte Kaiser Joseph I. ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua starb. Oesterreich blieb im Besitze seines Landes, und Montferrat wurde an Savoyen überlassen. Viele aus dieser berühmten Dynastie haben sich als Helden ausgezeichnet, andre durch Liebe für Künste, Wissenschaften und Alterthümer. Ludwig Gonzaga schickte Pietro Crema mit Briefen und Gold überhäuft an

Petrarca nach Frankreich, um ihn zu bewegen, zu ihm zu kommen. Ein anderer Ludwig Gonzaga, der ums J. 1549 starb, war selbst Dichter, Cesare errichtete 1565 die Akademie degl' Invaghiti, und mehrere legten Gallerien von Gemälden und Antiken an. Giulio Romano eröffnete unter ihnen eine ausgebreitete Malerschule, und viele berühmte Künstler fanden Unterstützung und Ehre. Auch viele Frauen aus dieser Familie haben sich in gleicher Hinsicht ausgezeichnet. Barba Gonzaga beredete ihren Gemahl, Herzog Eberhard von Wirtemberg, zur Stiftung der Universität Tübingen. Isabelle von Gonzaga, Gemahlin des Herzogs von Urbino, nannte Sansovino die Mutter der Wissenschaften; von Lucretia von Gonzaga, der unglücklichen Gemahlin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552. 8., die jedoch Haym dem Hortensio Landi zuschreibt). Unter denen, die sich durch Einfluß auf die Staatsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet sich aus Louise Marie, Tochter Herzogs Carl, vermählt an die Könige von Polen Wladislaus und Kasimir, gest. 1667. Ihre Schwester Anna, Gemahlin des pfälzischen Prinzen Eduard, spielte eine Zeit lang am französischen Hofe eine bedeutende Rolle, und hatte auf wichtige Begebenheiten einen großen Einfluß. Sie starb zu Paris 1684, 68 Jahr alt, und aus ihrem Nachlaß erschienen die anziehenden Mémoires d'Anne de Gonzagues, London und Paris, 1786, 8.

Gorani (Joseph Graf von), ein bekannter politischer Schriftsteller, geb. 1740 zu Mailand, aus einer alten Familie, von der die Straße, in welcher sie wohnte, den Namen führte. Dieser in seiner Jugend wissenschaftlich gebildete Mann gehörte zu einem literarischen Club, das Caffeehaus genannt, der mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und dem Baron Holbach in Briefwechsel stand. Er gab unter dem Titel Le Café eine Zeitschrift über Gegenstände der bürgerlichen Verwaltung heraus. Der Club versammelte sich gewöhnlich bei dem Grafen Verri, dem Verfasser der römischen Nächte. Mitglieder desselben waren Lambertinghi, der Abbé Paul Frisi, und der Graf Beccaria, der hier sein berühmtes Werk über Verbrechen und Strafen entwarf. Joseph Baretti bestritt die Zeitschrift jenes Clubs in einer eigenen periodischen Schrift: Frusta letteraria (die Geißel). Der Club vertheidigte späterhin die Sache der französischen Revolution; Gorani am eifrigsten und heftigsten. In den Werken seines reiferen Alters über Philosophie, Staatswirthschaft und öffentliche Erziehung athmet ein demokratischer Geist. Dieser Art sind auch seine geheimen Memoiren über Italien, (Mémoires secrets et critiques sur les cours d'Italie. 3 Vol. Paris 1793); vorzüglich über Neapel, eine Abhandlung über den Despotismus, und seine Untersuchung über die Wissenschaft der Regierung. Seine Grundsätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks und über die Aufhebung der Geburtsunterscheidungen veranlaßten, daß er aus der Liste des mailändischen Adels gestrichen und sein Vermögen eingezogen wurde, wofür man ihm von der andern Seite den Titel eines französischen Bürgers durch ein Decret der gesetzgebenden Versammlung ertheilte. Gorani begab sich 1792 nach Frankreich, von hier 1794 nach Genf, wo er auch 1804 noch lebte.

Gordischer Knoten, s. Alexander und Gordius.

Gordius wurde aus dem Stande eines Landmanns auf den Thron von Phrygien erhoben. Als nämlich im Lande eine Empörung ausgebrochen war, und die Bewohner das Orakel wegen eines neuen Kö-

nigs befragten, bestimmte dasselbe denjenigen, der auf dem Rückweg ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiters zu besuchen. Dies war Gordius, welcher aus Dankbarkeit seinen Wagen dem Jupiter weihte, und an der Deichsel desselben einen so künstlichen Knoten befestigte, daß das Orakel demjenigen die Herrschaft der Welt versprach, der ihn auflösen würde. Als Alexander nach der Stadt Gordium kam, und die Unmöglichkeit sah, den Knoten aufzulösen, zerhieb er ihn mit dem Schwerte.

Gorgonen, drei Töchter des Phorkys oder Gorgo (eines Sohns des Typhon und der Echidna) und der Ceto, welche Euryale, Stheno und Medusa hießen. Die ersten beiden waren unsterblich und mit ewiger Jugend geschmückt; Medusa allein, häufig vorzugsweise die Gorgo (Gorgone) genannt, gehörte zu den Sterblichen. Sie wohnten im äußersten Westen am Ocean, in der Nachbarschaft der Nacht und der Hesperiden, nach Andern auch auf den gorgadischen Inseln im äthiopischen Meere. Sie werden geflügelt und um Haupt und Hüften mit Schlangen gegürtet abgebildet. Jeder, den ihr Blick traf, wurde in Stein verwandelt. Perseus erlegte die jüngste von ihnen, die Medusa, deren schreckliches Haupt auf dem Schilde der Minerva sich befindet.

Görlitz, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz der Provinz Schlesien, in der Oberlausitz, gehört zur 3. Militärabtheilung; liegt am linken Ufer der Neiße, hat 9600 Einw. und 700 Häuser, eine sehr große, schöne Hauptkirche mit einer trefflichen Orgel, beträchtliche (wenn gleich nicht mehr wie sonst blühende) Tuchmanufacturen — jährlich wurden hier an 10,000 Stück Tuch gefertigt, und die Ausfuhr aller Tücher und Leinwande betrug im J. 1796 gegen 280,000 Thaler — nicht minder Leinwand-, Band- und Ledermanufacturen, auch starken Leinwandhandel. Vor dem Nicolaithor ist auf einem Berge, bei der kleinen Kirche zum heiligen Kreuz, das heilige Grab, welches Georg Emmerich, ein Bürgermeister der Stadt, nach dem Modell des heiligen Grabes zu Jerusalem, wo er um das J. 1456 gewesen war, 1476 erbauen ließ. Görlitz ist der Sitz der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, mit einer Bibliothek und wichtigen Sammlungen. Noch sind die Rathsbibliothek, die des Gymnasiums, das Archiv, die milden Anstalten u. s. w. zu bemerken. In der Nähe dieser Stadt liegt isolirt und kegelförmig ein 1304 par. Fuß hoher Granit- und Basaltberg, die Landskrone, welche eine treffliche Aussicht gewährt.

Görres (Joh. Joseph), ward geb. zu Coblenz am 25. Jan. 1776. Sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann und seine Mutter stammte aus einer der vornehmsten Familien der Stadt. Er erhielt seine erste Bildung in dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt, und seine Studien waren vorzüglich auf Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften gerichtet. Auch ein satyrischer Geist entwickelte sich in ihm, und Lehrer wie Mitschüler entgingen demselben nicht. Einen Beweis davon gab er noch als Knabe, als er in einer poetischen Aufgabe, den Gegenstand derselben verlassend, seinen beißenden Witz über den päpstlichen Stuhl und den Churfürsten ergoß, so daß der Lehrer zwar seine Arbeit ablas, sie aber dann öffentlich zerriß. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien faßte er 1793 den Entschluß, die Arzneikunde zu studiren, zu welchem Ende er die Universität in Bonn zu beziehen gedachte. Dieser Plan aber ward aufgegeben, und die unruhigen Zeiten, wo Coblenz bald von dieser, bald von jener Armee besetzt war und sein endliches Schicksal sich noch gar nicht absehen ließ, wirkten auf

Görres Studien nicht vortheilhaft ein. Wie alle feurigen Köpfe, wendete auch er sich zur Politik und zu den Ideen, welche die französische Revolution herbeigeführt hatten, und die man zudem in Coblenz, als dem Hauptvereinigungspunct der Emigrirten in den J. 1789 — 92, richtiger beurtheilen konnte, als anderwärts. In Görres zeigte sich ein Talent für die öffentliche Rede, das sich späterhin sehr entwickelt hat. Noch nicht 20 Jahr alt, wendete er es in Clubs und Volksversammlungen an, und zog dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit nicht wenig auf sich. Görres fing in dieser Zeit ein Journal unter dem Titel: das rothe Blatt, an, das ganz den Stempel seines politischen Charakters trug. Seine feste Unparteilichkeit gegen alle öffentlichen Personen, sie mochten eingeborne oder eingedrungene sein, sein verständiges und zugleich kraftvolles Auftreten, so wie seine Uneigennützigkeit, gewannen ihm bald alle Herzen, und sein Wort wurde von Freund und Feind geachtet. Aber es ergab sich, daß der (vorige) Churfürst von Hessen sich in einem Aufsatze beleidigt fand, und Görres Blatt wurde unterdrückt. Jedoch lebte es unter dem veränderten Titel „Rübezahl im blauen Gewande" wieder auf, bis es endlich Görres selbst aufgab. Das linke Rheinufer war immer noch nicht mit Frankreich förmlich vereint, sondern wurde durch oft wechselnde Regierungscommissaire, die die Quellen des schon stark genug mitgenommenen Landes als eine gute milchgebende Kuh betrachteten, nach den Normen der französischen Verfassung und Verwaltung, jedoch mit vieler Willkür administrirt. So erlaubte sich 1799 der commandirende General Leval die Mitglieder der Munizipalität ganz willkürlich abzusetzen. Görres übernahm es, ihm an der Spitze der patriotischen Partei Gegenvorstellungen zu machen, und als diese nicht fruchteten, wurde beschlossen, ihre Beschwerden dem Volks-Repräsentanten Lacanal in Mainz vorzutragen. Leval ließ aber Görres und die ihn begleitenden Patrioten in einiger Entfernung von Coblenz auf öffentlicher Landstraße arretiren und zurückbringen, ohne daß man für diese Gewaltthat Genugthuung hätte erhalten können. Solchen Anmaßungen und Willkürlichkeiten und überhaupt der Ungewißheit, welche über dem politischen Schicksal der Rheingegenden schwebte, ein Ende zu machen, wurde von der patriotischen Partei des linken Rheinufers beschlossen, eine Deputation nach Paris zu senden und förmlich die gänzliche Vereinigung dieser Lande mit Frankreich nachzusuchen. Görres trat an die Spitze derselben und ging im Nov. 1799 nach Paris ab. Aber eben war die Revolution des 18. Brümaire eingetreten und die neue Regierung hatte wegen des linken Rheinufers noch kein System angenommen, so daß sie nicht einmal zu einer Audienz beim ersten Consul gelangen konnten. Görres veranlaßte also eine baldige Zurückrufung und in einer kleinen Schrift: Resultate meiner Sendung nach Paris, gab er seinen Mitbürgern einen getreuen Bericht darüber. Das öffentliche Leben war Görres, nachdem er es so in der Nähe kennen gelernt hatte, völlig zuwider geworden und er beschloß, sich von demselben gänzlich zurückzuziehen. So nahm er eine Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte und Physik bei der Secondär-Schule in Coblenz an. Die Naturphilosophie wurde sein Lieblingsstudium. In diese Zeit fallen seine Schriften: Aphorismen über Organologie (1802); Organologie (1805); und Glaube und Wissen (1806). Im J. 1806 verließ Görres Coblenz und ging nach Heidelberg, wo er durch seinen geistreichen und lebhaften Vortrag bald viele Zuhörer fand. Er lebte hier viel mit Brentano, Arnim u. a. und gab sich ganz dem Studium des Mittelalters hin. Mit beiden gab er die Einsiedler-Zeitung heraus,

auch die deutschen Volksbücher. Nach einem 2jährigen Aufenthalte in Heidelberg kehrte er nach Coblenz zurück, wo man ihm seine Lehrerstelle an der Secondärschule offen gehalten hatte. Mit Glück und Erfolg hatte er sich in Heidelberg auch auf die persische Sprache gelegt, worüber seine später erschienene Mythen-Geschichte der asiatischen Welt und das Heldenbuch des Iran den Beweis liefern. Die Wendung, welche die Kriegsbegebenheiten in Rußland nahmen, fachte wie bei vielen Andern, die alle Hoffnungen zu einer Befreiung Deutschlands aufgegeben hatten, auch bei Görres den erloschenen Muth wieder an. Er wurde Mitglied des Tugendbundes und als am 1. Jan. 1814 die deutschen Armeen über den Rhein gingen, der seit 20 Jahren die Scheidelinie zwischen Frankreich und Deutschland gewesen, lernte er auch die Männer zum Theil persönlich kennen, mit denen er in jenem Bunde sich vereint hatte. Eine Zeitschrift zur Erweckung und Erhaltung des ächt deutschen Sinnes schien besonders in den Rheingegenden, die durch so viele Bande an Frankreich hingen, ein großes Bedürfniß. So entstand im Februar 1814 der rheinische Merkur, ein Blatt, wie man es in Deutschland noch nicht gesehen hatte. Dasselbe erhielt durch kraftvolle und eigenthümliche Sprache, durch deutsche patriotische Gesinnung, durch Consequenz der Grundsätze, durch Aufklärung über die wichtigsten Fragen die Politik des Tages und die Zeitgeschichte betreffend, auf die öffentliche Meinung einen so entschiednen Einfluß, daß sogar die Franzosen den Merkur la cinquième puissance nannten und die englischen Tageblätter denselben jedesmal fast vollständig übersetzt lieferten. Görres verstand es nicht, oder er verschmähte es, einzulenken, als sich Gegenwirkungen zeigten, die mit dem Geist des rheinischen Merkurs im offensten Widerspruch standen. So wurde das Blatt im Februar 1816 verboten. Jetzt ging Görres mit seiner Familie nochmals nach Heidelberg, um die Schätze der alten Zeit, welche von Rom zurückgekommen waren, zu benutzen. Er war, späterhin nach Coblenz zurückkehrend, wieder bei der Hungersnoth im J. 1817 an der Spitze eines Bürgervereins sehr thätig. Der Aufenthalt des Staatskanzlers in Engers im J. 1818 gab Veranlassung zu der merkwürdigen Uebergebung (12. Jan.) der Adresse der Stadt und Landschaft Coblenz, welche die Wünsche und Hoffnungen des Landes dem Fürsten vortrug. Hiebei ist nachzuholen, daß Görres von dem Generalgouverneur des Mittelrheins, Justus Gruner, zum Director des öffentlichen Unterrichts in seinem Gouvernement war ernannt worden. Hierüber traten späterhin mancherlei Reibungen ein und der Gehalt blieb unbezahlt, bis der Staatskanzler bei seiner Anwesenheit in Engers die Sache entschied und Görres alle Rückstände vollständig auszahlen ließ. Die vorhin erwähnte Adresse von Görres wurde vom König und dem Kronprinzen jedoch nicht gnädig aufgenommen, und Görres hätte, wenn die gewöhnlichen Berechnungen der Klugheit in seinem Charakter gelegen hätten, von diesem Zeitpunct an als preuß. Unterthan leiser auftreten sollen, als es von ihm geschah. Die Ermordung Kotzebues durch Sand, der Angriff auf Ibel durch Löning, der Lerm, welcher über die demagogischen Umtriebe in Deutschland gemacht wurde: der Zusammenfluß aller dieser Umstände und die Gegenwirkungen, welche man von mehr als einer Seite zu erblicken glaubte, hatten eine große Gährung in den Gemüthern hervorgebracht. Görres glaubte dabei kein unthätiger Zuschauer sein zu dürfen, und so entstand die Schrift, welche er im Sept. 1819 unter dem Titel: Deutschland und die Revolution herausgab. Diese Schrift, welche fast gleichzeitig von

Scheffer in Paris ins Französische übersetzt wurde, erregte in Deutschland großes Aufsehen und in Berlin ein solches Mißfallen, daß der Befehl ertheilt wurde, den Verfasser zu arretiren und auf eine Festung zu bringen. Allein Görres rettete sich, und floh nach Frankreich, wo er völkerrechtlichen Schutz fand, in so fern er sich, gab man ihm zu verstehen, ruhig verhalten würde. Die Artikel, welche bei seiner Ankunft in Frankreich über den Umfang und die Grenzen dieses Schutzes zwischen Görres und den pariser Zeitungen nach ihren verschiedenen politischen Farben gewechselt wurden, hatten selbst ein wissenschaftliches Interesse. Görres verweilte, nachdem er sich vergebens erboten hatte, in seine Heimath zurückzukehren, in so fern man ihn vor seine natürlichen Richter (die coblenzer Assise mit ihren Geschwornen) stellen wolle, ruhig in Straßburg, bis der Tod des Herzogs von Berry den franz. Ministern Gewalt gab, ihnen verdächtige Personen nach Willkür eine Zeit lang einsperren zu können, eine Gewalt, die der franz. Verfassung zuwider, Görres so aufregte, daß er sich für die Dauer dieser Exceptionsgesetze aus Frankreich entfernte und nach der Schweiz ging, wo die Bibliotheken von St. Gallen, Schafhausen und Zürich ihm Hilfsmittel für seine historischen Forschungen darboten. Im J. 1821 erschienen bei Metzler in Stuttgart schnell nach einander „Europa und die Revolution" und „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" beides Schriften, die ihre Bewunderer wie ihre Feinde fanden. Man verbot solche hin und wieder in Deutschland, eine Mühe, die man sich vielleicht hätte ersparen können, da die mystische Sprache, welche in allen Schriften v. G. herrscht, die Orientirung in denselben sehr schwierig macht, so daß wenige von der Mehrzahl der Leser mögen zu Ende gelesen werden. Wer nicht mit Görres selbst alle Fächer des tiefsten menschlichen Wissens durchgearbeitet hat, und nicht in der allgemeinen, so wie in der Mythengeschichte der alten und neuen Welt so bekannt ist als der Verfasser, wird in Görres Schriften, seiner an Bildern überschwenglich reichen Sprache wegen, vieles völlig unverständlich und selbst ohne Belehrung im Ganzen finden, wenn er auch Seiten in ihnen sollte bewundern und dem Schönsten und Reichgedachtesten an die Seite setzen müßte, was in der deutschen und in irgend einer Sprache geschrieben worden. Ueber seine neueste Schrift: Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona, müssen wir dasselbe Urtheil fällen. Aus der Vorrede zu derselben ersieht man, daß Görres jetzt wieder in Straßburg lebt. — k —

Görz (Freiherr Georg Heinr. v.), aus der alten Familie derer von Schlitz, genannt von Görz, stand als geheimer Rath und Hofmarschall im Dienst des Herzogs Christian August von Holstein, erschien zu Stralsund bei Carl XII., als dieser aus der Türkei zurückgekehrt war, und gefiel als ein unternehmender, kenntnißreicher Mann dem König so wohl, daß dieser ihn in seine Staatsdienste nahm, und bald an die Spitze der Geschäfte stellte. Je verzweifelter die Lage Schwedens schien, desto umfassender waren Görzens Plane, es zu retten, und desto rastloser seine Thätigkiet! (S. Carl XII.) Sein Streben war, alle denkbaren Hülfsquellen zu öffnen, und durch thätige Fortsetzung des Krieges einen erträglichen Frieden zu erhalten. Wer konnte es in der damaligen Lage tadeln, wenn statt der Münze Münzzeichen gemacht wurden, die zu seiner Zeit redlich wieder eingelöst werden sollten? Friede und nicht Krieg war Görzens Plan, dies zeigen auch seine mit Rußland eingeleiteten Unterhandlungen, die bereits einem glücklichen Ende nahe waren, als Carl, durch die neueröffneten Hülfsquellen und

Hoffnungen ermuthigt, in Norwegen von neuem einbrach. Kaum aber war Carl vor Friedrichshall (11. Dec. 1718) gefallen, als die lange verhaltene Wuth gegen den Minister Carls XII. losbrach, der schon als Ausländer dem Ritterstande und der Thronfolgerin verhaßt war. Man verhaftete ihn, klagte ihn an, er habe dem König Carl seine Unterthanen, den Senat, alle Collegien verhaßt gemacht, ihn zu verderblichen Unternehmungen verleitet, besonders zu dem unglücklichen Zuge nach Norwegen, habe schlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen übel verwaltet. Ohne auf seine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt, aller angebornen und erlangten Würden verlustig, auf dem gewöhnlichen Richtplatz enthauptet zu werden, und dieses Urtheil ward den 28. Febr. 1719 an ihm vollzogen. Er verfertigte sich selbst die Grabschrift: Mors regis, fides in regem, est mors mea (des Königs Tod, Treue gegen den König, ist mein Tod), und ging mit der Standhaftigkeit eines Helden dem Tode entgegen.

Görz (Joh. Eustach Graf v.). Dieser ausgezeichnete Staatsmann ward geb. 1737 in der jetzt hessischen, vormals reichsritterschaftlichen Herrschaft Schlitz. Er empfing den ersten unvollkommnen Unterricht im väterlichen Hause, besuchte mit seinem 13. Jahre das Carolinum zu Braunschweig, kehrte von da auf anderthalb Jahre in die Heimath zurück, und bildete sich dann zu Leyden und Straßburg, auf welcher letztern Universität Schöpflin sein Lehrer in der Staatengeschichte, dem Staatsrechte u. s. w. war. Er wurde zunächst in Weimar angestellt, trat aber schon 1756 als Kammerjunker und Regierungsrath, später Hofrath, in gothaische Dienste. Hier lebte er in dem trefflichen Cirkel der Herzogin Louise, folgte aber 1761 der schon 1759 von der Herzogin Amalia von Weimar an ihn ergangenen Einladung, die Erziehung ihrer beiden Söhne, des jetzigen Großherzogs Carl August und Constantins, zu übernehmen. Nicht ohne Mißtrauen in seine eignen Kräfte trat der 24jährige Jüngling dieses schwierige Geschäft an, das er 14 Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolg fortführte. Nachdem er seine Zöglinge auch nach Jena, und auf einer Reise nach Carlsruhe und nach Paris begleitet hatte, ward er 1775, drei Monate vor dem Regierungsantritt Carl Augusts, ehrenvoll mit einer lebenslänglichen Pension von 1500 Thalern entlassen. Er blieb indeß in Weimar, begleitete den Herzog zu seiner Vermählung nach Carlsruhe, ward auf kurze Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin und lebte ohne Amt, als sich ihm 1778 plötzlich eine höhere Laufbahn öffnete. Friedrich II., der ihn kennen und schätzen gelernt hatte, wählte ihn zu seinem geheimen Geschäftsträger in München und Zweibrücken, um nach des Churfürsten von Baiern, Maximilian Josephs, 1777 erfolgten Tode zu verhindern, daß der Nachfolger und dessen Agnaten gegen Oesterreich in die Theilung Baierns einwilligten. Der Auftrag war schwierig, dennoch nahm ihn Görz an. Da der Churfürst von der Pfalz bereits eingewilligt hatte, wandte er sich sogleich an den Herzog von Zweibrücken und hinderte dadurch dessen Beitritt zu dem Vertrage mit Oesterreich. Friedrich erhob ihn zum Lohn für diesen großen Dienst noch in Zweibrücken zum wirklichen Staatsminister und Grand-Maitre de la Garderobe. Kaum war Görz nach Berlin zurückgekehrt, als der König ihn zu seinem Gesandten am petersburger Hofe ernannte. In dieser Eigenschaft verlebte er sechs Jahre in Petersburg und nur mit Mühe bewirkte er 1785 seine Abberufung. Friedrich II. starb; um dieselbe Zeit brachen die Unruhen der Patriotenpartei in Holland aus. Görz ward von Friedrich Wilhelm II.

zur Beilegung derselben dahin gesandt, scheiterte jedoch in dieser Angelegenheit, wie er vorausgesehen hatte, theils an den entgegenwirkenden Ränken des versailler Hofes, theils an den steigenden Uebermuth der Patrioten, dem eine kräftige Sprache entgegenzusetzen ihm ausdrücklich untersagt war. Er hatte dadurch unverschuldet in dem Vertrauen seines Königs verloren und blieb ein Jahr ohne Anstellung. Aber im Aug. 1788 ward er zum Reichstagsgesandten in Regensburg ernannt, und diesen Posten bekleidete er mit Ehre und Auszeichnung bis 1806. Er hatte in dieser Zeit auch dem rastadter Friedenscongresse und der zur Vollziehung des lüneviller Friedens in Regensburg zusammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation beigewohnt, und sich dabei um seinen Monarchen und einzelne deutsche Fürsten verdient gemacht. Nach dem unglücklichen tilsiter Frieden aber nahm er seinen Abschied, den ihm der König in den verbindlichsten Ausdrücken gewährte, und begab sich nach Regensburg, wo er 1821 starb.

Goslar, Stadt von 1200 Häusern mit 5700 Einw., im hannöverschen Fürstenth. Hildesheim, Sitz eines hannövr. und braunschweigischen Bergamts, liegt am nördlichen Fuße des Harzgebirges in Niedersachsen an der Gose. Die Stadt bildet ein sehr unregelmäßiges Ganze. Das Kaiserhaus, ein Ueberbleibsel des Königshofes der alten deutschen Könige, ist jetzt ein Magazin. Im Dome sind alte Gemälde und der dem Groten (Großen) geweihte Altar sehenswerth. Die Einwohner treiben Korn- und Fruchthandel nach dem Harze, und das hier gebraute Bier, die Gose, wird weit verfahren. Auf dem Rammelsberge bei der Stadt wird Bergbau getrieben; man findet Vitriolhöfe, Rollenbleifabriken, Draht- und Hammerschmieden, Messingwerke, Ochergruben in der Nähe, die zwar nicht der Stadt gehören, aber doch, besonders dem ärmern Theile ihrer Einwohner, Nahrung und Unterhalt gewähren. Ehemals war Goslar eine freie Reichsstadt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 verlor sie ihre Reichsfreiheit.

Gossec (François Joseph), ein berühmter französischer Componist, wurde 1733 zu Vergnies, einem Dorfe in Hennegau, geboren. In seinem siebenten Jahre ging er nach Antwerpen und blieb acht Jahr Chorknabe an der Domkirche dieser Stadt. Er hat sich ganz durch sich selbst gebildet und keinen andern Lehrer gehabt als die Natur und die Partituren großer Meister, die er fleißig studirte. Gleich Haydn, hat er es beklagt, daß er nicht Italien und die verschiedenen Schulen dieses Landes besuchen können. 1751 kam er nach Paris, wo er das Orchester des Herrn de la Popelinière unter dem großen Rameau leitete. Nachher trat er in derselben Eigenschaft in das Orchester des Prinzen Condé, für den er mehrere Opern componirte. 1770 stiftete er ein berühmt gewordenes Liebhaberconcert. 1773 übernahm er das Concert spirituel gemeinschaftlich mit Gaviniés und Le Duc, bis es ihm 1777 durch eine Intrigue entzogen ward. 1784 wurde er Vorsteher der Gesangschule, welche der Baron von Breteuil errichtet hatte. Zur Zeit der Revolution wurde er Musikmeister der Nationalgarde, und 1795 bei der Stiftung des Conservatoriums, nebst Méhul und Cherubini, Oberaufseher dieser Anstalt und Professor der Composition. Catel, sein vorzüglichster Schüler, ward zu gleicher Zeit als Professor der Harmonie angestellt. Gossec hat unter mehrern patriotischen Gegenständen die Hymne der Vernunft und die zum Fest des höchsten Wesens, die Apotheose Voltaire's und die Todtenfeier Mirabeau's, componirt. Bonaparte gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion.

Für die Oper hat Gossec vieles componirt. Sein bestes Werk ist Sabinus, 1773. Im Kirchenstyl hat er vorzüglich viel geleistet. Man schätzt noch seine Todtenmesse 1760 und sein Oratorium de la nativité. Er schrieb 1804 die méthode de chant du conservatoire; und Beiträge mit D bezeichnet zu Catels Principes élémentaires de musique, suivis de solfèges, 1800, ein Werk, an dem auch Cherubini, Méhul, Langlé, Lesueur und Rigel Theil haben.

Gosselin (Pascal François Joseph), ein im Fache der alten Geographie ausgezeichneter Gelehrter, geboren zu Lille 1751, ist Conservateur administrateur der k. Bibliothek, Mitglied der Akademie der Inschriften und Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Auf seinen Reisen in Frankreich, der Schweiz, Italien, Spanien und den Niederlanden (1772—1780) erforschte er die Angaben der römischen Itinerarien. Von 1784 bis 1792 war er Mitglied des Handelscollegiums. Seine 1789 gekrönte Preisschrift, eine Vergleichung des Strabo und Ptolemäus in Hinsicht ihrer Verdienste um die Erdkunde, öffnete ihm die Akademie. 1794 setzte ihn der Wohlfahrtsausschuß „in Requisition", um mit im Kriegsdepartement zu arbeiten, und die Commission des öffentlichen Unterrichts befahl 1796 den Druck seiner im Kriegsdepot niedergelegten geographischen Untersuchungen. Er war Mitglied des Instituts, und 1799, an Barthelemy's Stelle, Aufseher des Münzkabinets, der geschnittenen Steine und der Antiken. 1801 wählte ihn die Regierung als Mitarbeiter an der franz. Uebersetzung des Strabo, in welcher die mit G bezeichneten Anmerkungen ihn zum Verfasser haben. Seit 1804 Mitglied der Ehrenlegion, ernannte ihn der König 1814 zum Offizier derselben und 1816 zu einem der ersten Redactoren des Journal des savants. Seit 30 Jahren hat er eine Sammlung von römischen Silbermünzen angelegt, welche die reichste nach der des Königs ist. Auch sammelte er griechische Münzen in Beziehung auf die Münzkunst von den ersten Versuchen bis zur höchsten Ausbildung der Kunst bei den Griechen, die erste Sammlung dieser Art, die man kennt. Unter seinen Werken zeichnen sich aus: Géographie des Grecs analysée, Paris 1790, und sein Hauptwerk: Recherches sur la Géographie systématique et positive des Anciens, 4 Vol. 4, 1798—1813, mit einem Atlas. Noch ist er, nebst dem Abbé Tersan, Verfasser der Description des médailles du Cabinet de M. d'Ennery, 1788. K.

Gotha, ein sächsisches Herzogthum auf der Nordseite des thüringer Waldes, von der Gera, Nessa, Werra, Unstrut und Ilm durchströmt. Der Inselberg und Schneekopf sind seine bedeutendsten Berge. Die Besitzungen des Herzogs von Sachsen-Gotha bestehen in dem Herzogthum Gotha und dem größten Theile des Fürstenthums Altenburg und betragen zusammen 52 QM. mit 170,000 Einw., wovon auf Gotha 28 QM. mit 82,000 Einw. kommen. Die Einkünfte können gegen 1 Million Thaler betragen. Die Einwohner verdanken unter einer milden und väterlichen Regierung ihren Wohlstand besonders dem Ackerbau, der Viehzucht und den beträchtlichen Holznutzungen im thüringer Walde. Nachdem Churfürst Joh. Friedrich aus der Ernestinischen Linie in der Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Carl V. gefangen, der Churwürde beraubt und selbige der Albertinischen Linie zugetheilt worden, erhielt dieser Fürst, vermöge der wittenberger Capitulation von 1547 und des Vertrags zu Naumburg von 1554, mehrere Aemter, Schlösser und Städte, größtentheils im südlichen Thüringen, zum Erbtheil. Er hinterließ drei Söhne, von denen

der mittlere, ebenfalls Johann Friedrich mit Namen, der erste war, der seinen Sitz in der Stadt Gotha nahm. Hier auf dem Schlosse Grimmenstein entwarf er, mit Wilhelm von Grumbach, die auf die Wiedererlangung der Churwürde gerichteten Plane, welche die Vollziehung der Reichserecution gegen den Herzog und dessen lebenslängliche Gefangenschaft in den österreichischen Staaten zur Folge hatten. (Vergl. Grumbach.) Dieses unglücklichen Fürsten Söhne und die Söhne seines Bruders Johann Wilhelm, welcher seinem Hause in Gemeinschaft mit seinen Brüdern durch Erbverbrüderung die Erbfolge in die gräflich henneberqischen Lande eröffnet hatte, bildeten durch Theilungen vier Linien, welche in Coburg, Eisenach, Altenburg und Weimar residirten. Die beiden ersten Linien erloschen mit ihren Stiftern, und ihre Länder fielen 1638 an Altenburg und Weimar. Hierauf theilten im J. 1640 die drei, von der zahlreichen Nachkommenschaft des Herzogs Johann von der weimarischen Linie noch übrigen Prinzen, Wilhelm, Albert und Ernst, ihre sämmtlichen Länder, und Ernst erhielt denjenigen Theil, in welchem Gotha der Hauptort war, und welchen er 1672 nach dem Aussterben der altenburgischen Linie in der Person des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm III. noch beträchtlich vermehrte; denn als nächster Agnat nahm er, nach den Grundsätzen des sächsischen Privatrechts, sämmtliche altenburgische Lande in Anspruch und nöthigte die weimarische Linie, welche gleiche Rechte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So ward Herzog Ernst I., mit dem Beinamen der Fromme, Stifter des gothaischen Gesammthauses. Zwar hatte er verordnet, daß seine Lande nicht getheilt, sondern gemeinschaftlich von seinen sieben Söhnen regiert werden sollten; allein nach seinem 1665 erfolgten Tode theilten diese dennoch das Land, und so entstanden sieben Zweige des gothaischen Gesammthauses, Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen und Saalfeld, von denen aber Coburg, Eisenberg und Römhild in ihren Stiftern wieder ausstarben. Bei dieser Theilung nun erhielt Herzogs Ernst ältester Sohn, Friedrich I., das Herzogthum Gotha und den größten Theil von Altenburg. Er ist auf diese Weise der Stifter des heutigen Hauses Gotha, und führte das Recht der Erstgeburt unter seinen Nachkommen ein. Nach seinem Tode (1691) regierte sein Sohn, Friedrich II., bis 1732 und nach diesem dessen Sohn Friedrich III. bis 1772, der auch unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges den Wohlstand seines Landes zu erhalten wußte. Ihm folgte der weise, gerechte und menschenfreundliche Herzog Ernst II., (s. d. Art.) bis 1804. Nach diesem sein Sohn, Herzog (Emil Leopold) August, geb. 1772, gest. 1822, zum zweitenmale vermählt 1802 mit Caroline Amalie, Tochter des Churfürsten von Hessen, geb. 1771. Seine erste Gemahlin war Herzogs Friedrich Franz zu Mecklenburg-Schwerin Tochter. Aus dieser ersten Ehe ward 1800 eine Prinzessin geboren, die 1817 mit dem Herzoge von Sachsen-Coburg vermählt wurde. Der regierende Herzog Friedrich ist der zweite Sohn Herzogs Ernst II., geb. 1774 und bisher unvermählt, auch der einzige Fürst in dieser Linie. — Gotha, Hauptstadt des Herzogthums Gotha, liegt an einer Anhöhe an der Leine, in einer schönen Gegend, und zählt in 1340 Häusern 12,000 Einwohner. Zu den Merkwürdigkeiten gehören das auf dem Gipfel des Berges belegene Residenz-Schloß Friedenstein mit seinen angenehmen Garten-Anlagen, ein Münzkabinet, einem der vollständigsten in Europa, nebst einer schönen numismatischen Bibliothek, das orientalische Museum, die Kunst- und Naturalienkammer,

die herzogliche Bibliothek, die sehr reich an Manuscripten ist, und das Gymnasium. Das hiesige Schulmeister-Seminarium ist das älteste in Deutschland. In neuester Zeit zog sich viel Fabricatur und Handel hieher. Bei Gotha liegt die berühmte von Herzog Ernst II. erbaute Sternwarte, (der Seeberg), für welche dieser edle Fürst ein Capital von 40,000 Thlrn. aussetzte. Dies Institut gehört unter des Obersten von Zach und jetzt unter des Hrn. von Lindenau Aufsicht zu den vorzüglichsten in Deutschland.

Göthe (Joh. Wolfgang v.), wurde geboren den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater, Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath, in angesehenen Verhältnissen, und obschon ohne öffentliches Amt, in nicht ungünstigen Glücksumständen lebte. Wenn es wahr ist, daß wir Deutschen oft undankbar gegen unsre großen Geister, besonders gegen unsre großen Dichter seien, so gehört Göthe zu denen, die sich am wenigsten über diesen Undank zu beschweren haben. Schwärmerische Verehrung empfing ihn, als sein erstes Werk erschien, und jetzt, nach vierzig Jahren, ist sie kaum lauer geworden. Geliebt von Vielen, bewundert von Allen, vergöttert sogar von Einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menschen aller Zeiten und Völker. Um sich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, muß man sich zuvörderst dessen erinnern, was seine Poesie und seine Laune seit dem achten Jahrzehend des vorigen Jahrh. geliefert und geleistet haben. Lyrische Gedichte der verschiedensten Art, naive, empfindsame und witzige oder schäkernde Epigramme; Lieder der leichteren fröhlichen Gattung, andere, die einem Herzen voll Gefühl entsprossen; noch andere, die den sinnigen Ernst unter leichter Hülle verbergen; Elegien im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man wenigstens zum Theil den erhabensten zuzählen muß; Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald schaurig, bald furchtbar, außerdem noch eine Menge lyrischer Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel einer Poetik würden zu bringen sein; Idyllen voll zarter Anmuth und Innigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von anderem Ton, Geist und Styl: Werther sentimental-lyrisch, Wilhelm Meister naiv-episch, die Wahlverwandtschaften tragisch; Tragödien, in deren jeder ein anderer Geist weht, uud deren jede von der andern so verschieden ist, daß man kaum denselben Meister und Urheber vermuthen sollte: Götz von Berlichingen voll treuherziger altdeutscher Einfalt, aber auch altdeutscher Kraft und Kernhaftigkeit, eine Shakspearische Composition, etwas wild, aber voll Einheit; Egmont, mehr den Süden athmend, daß er bei aller Wahrheit und Naturtreue selbst ins Phantastische überspielt; Clavigo in seiner bürgerlichen Sphäre ans französische tragische Theater erinnernd; Iphigenia, voll griechischer Idealität, Tasso voll italienischer Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht von Kraft und Würde leer; Eugenie mit ihrer Politur, der Großkophtha, diese psychologische Entfaltung, und Faust, gegen den keine Nation etwas Gleiches stellen kann: wie verriethen diese wol durch sich einen und denselben Meister! Nicht minder verschieden sind die Lustspiele und Dramen: die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten, der französischen komischen Bühne getreu, Stella, mit ihrer Gluth des Südens, die Geschwister mit ihrer deutschen Innigkeit; Erwin und Elmire mit ihrer romantischen Schwärmerei, der Jahrmarkt von Plundersweilern, der Triumph der Empfindsamkeit

mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit, im Komischen das, was im Tragischen Faust; wer fände auch hier wol eine Familienähnlichkeit aus? Vergesse man aber ja nicht, die Singspiele und Dramolets mit in Anschlag zu bringen, die phantastische Lila, die seltsame Claudine von Villa Bella, die idyllische Jery und Bätely, Künstlers Erdwallen und Apotheose, so anspruchlos und doch so gehaltvoll und tief, Paläophron und Neoterpe, Was wir bringen u. a. m. Des Dramatischen ist, wie man sieht, am meisten gegeben, und dennoch findet man ihn als Epiker nicht unbedeutender, mag man nun seine schon genannten drei Romane, oder sein Homerisch plastisches Epos Hermann und Dorothea oder das Bruchstück der Achilleis, oder seinen in Homerischem Geist nachgebildeten Reinecke Fuchs, oder sein Bruchstück eines romantischen Epos, die Weissagungen, oder seine kleineren poetischen Erzählungen und Schildereien, z. B. Hans Sachsens Sendung, so ganz im Geist und Manier des wackern Meistersängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poesie von ihm unangebauet bliebe, stellt er als didaktischer Dichter sich durch seine Episteln dem Horaz an die Seite. So viel und so vielerlei lieferte Göthe als Dichter; was hat er aber nicht auch als Kunstfreund und Kunstkenner, früher in einzelnen zerstreuten Aufsätzen, unter denen der über deutsche Baukunst in Herders fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst Auszeichnung verdient, späterhin in den Propyläen, in Programmen der jenaischen Literaturzeitung, in Recensionen für dieselbe (z. B. der Gedichte von Voß, Grübel, Hebel u. a.), in dem Anhang zur Uebersetzung der Biographie Benvenuto Cellinis, Rameaus Neffen von Diderot, in Winkelmann und seinem Jahrhundert, in seinen Briefen aus Italien, und in Gemeinschaft mit Meyer, unter dem Namen der weimarischen Kunstfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch in ganz heterogen scheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er schrieb ein treffliches Werk über die Metamorphose der Pflanzen, und zwei beherzigenswerthe über Optik und Farbenlehre. Daß er über einen juridischen Gegenstand schrieb, wird von dem Doctor der Rechte nicht befremden, wohl befremden aber konnten seine Briefe über die Offenbarung und andere theologische Gegenstände, die man füglich ungenannt lassen könnte, wenn nicht in der letzteren Zeit auch Göthes religiöse Ansichten wären in Anspruch genommen, und der Hang einer neuern ästhetischen Schule zum Catholicismus als von ihm ausgehend wäre betrachtet worden. Es drängt sich aber hier überhaupt die Betrachtung auf, daß Göthe fast mit Allem, was er leistete, und nicht selten auch mit dem, was er war, einen großen, bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Cultur seines Zeitalters gewann, und so gewissermaßen als der Mittelpunkt zu betrachten ist, von welchem aus seit vier Jahrzehenden die verschiedene Gestaltung des ästhetischen und sittlichen Wesens der Deutschen ihre Richtung genommen hat. Seine frühesten, der herkömmlichen Regeln damals geltender Kunsttheorien spottenden, Erzeugnisse führten eine Genieperiode herbei, die man nach einem Schauspiele des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drangperiode genannt hat, und wol mit Recht als einen Sturm auf den damaligen deutschen Parnaß und seine französische Verzäunung betrachten mag. Werther führte die empfindsame Periode, Götz den Tumult der Ritterschauspiele und Romane herbei, und stellte Shakspeare als Muster für unsre dramatischen Dichter hin. Die Aesthetik wurde in jener Zeit durchaus revolutionär, und man frage nicht, ob es die

Sitten nicht auch wurden, denn man denke nur an die, denen Werther die Pistole in die Hand gab, woran freilich der Dichter sehr unschuldig war, an die Seuche der Empfindelei, an die Derbheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem Göthe durch Laune, Satyre und komischen Witz seine früheren Einflüsse selbst weggelacht, gescherzt und gespottet hatte. Wie durch einen Zauberschlag verwandelt, erschien er auf einmal im neunten Jahrzehnd, denn seine Iphigenia, sein Tasso treten einher in der höhern Glorie griechischer Idealität, die selbst in seinem, obschon dem Shakspeare näheren, Egmont nicht zu verkennen ist. Im Faust, der alles in sich vereinigt, was Göthes Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel seiner Vollendung erreicht. Es darf nicht verwundern, von diesen Werken keine schnelle Wirkung zu sehen; aber sie blieb nicht aus, und wurzelte tief, denn in Aesthetik und Sitten fing man nachher an, auf Idealität zu dringen; der Schmetterling brach aus der Raupe hervor. Wie Wilhelm Meister im letzten Jahrzehnd des verflossenen Jahrhunderts wirkte, ist uns allen noch im Gedächtniß. Nicht blos Künstlerromane folgten in großer Anzahl, sondern Künstlerleben galt als das eigentliche wahre, als das einzig würdige Leben. Kunst ist der Gipfel des Lebens, sie lehrt ein idealisches Leben im wirklichen Leben: dieser Grundsatz trat immer deutlicher und lauter hervor, und eine Aesthetik entstand, wie sie die Vorzeit zwar geahnet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Aesthetik erschien in der größten denkbaren Würde als Vollenderin des Lebens und der Philosophie. Die Moral erhielt eine blos untergeordnete Rolle, die Religion aber, eine Zeit lang der Moral nur dienstbar, erhob sich über sie, indem sie mit der Kunst sich nicht blos verschwisterte, sondern Eins ward. Mit der Aesthetik ergriff man demnach auch die Religion, ja man konnte nicht religiös sein, ohne ästhetisch zu sein, und eine schöne Seele sich nur in dieser ästhetisch-religiösen Innerlichkeit bewähren. So hat Göthe unter uns gewirkt, und so wirkt er noch. Es ist keine Frage, ein Geist, der solche Wirkungen hervorzubringen fähig war, muß ein ungewöhnlich seltener, ausgezeichneter Geist sein. Bisweilen wol mag es gelingen, daß durch Gunst der Zeit ein nur mäßig begabter Mann über die Häupter der Andern emporragt; die Zeit aber ändert sich und er erscheint dann, was er ist. Nicht also bei Göthe, der nicht blos von der Zeit empfing, sondern ihr auch reichlich gab. Zu Hunderten liegen die Nachahmungen Göthischer Werke im Grabe der Vergessenheit beisammen, die Muster Göthes aber kennt, liest, bewundert man noch heute, und erfreut sich ihrer wie zur Zeit des ersten Erscheinens; die Perioden, in welchen Götz, Werther, Meister u. a. eigentlich Mode waren, sind vorüber, allein Götz, Werther, Meister haben dadurch nicht verloren. Beweises genug, daß sie nicht allein durch den zweideutigen Reiz der Neuheit entzücken, sondern durch innern tiefen Gehalt, durch eigne Vortrefflichkeit, durch das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt, und was auch nach Jahrtausenden noch sich neu und jung erhält. Fragen wir aber, wie Göthe ausgestattet mit den Naturgaben, die wir an ihren Wirkungen erkennen, eben solche Richtung nahm, so antwortet uns darauf nichts besser, als seine Bildungsgeschichte. Liest man sein von ihm selbst beschriebenes Leben, so findet man, daß des Vaters Liebe für Kunst und Literatur, eine würdige häusliche Umgebung, so wie die Vaterstadt mit ihren Denkmälern und Sehenswürdigkeiten, das rege Leben der jährlich wiederkehrenden Messen, die Pracht einer Kaiserkrönung, das alles anregend und begeisternd schon

auf das Gemüth des Knaben wirkte, der durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten sehr bald dem Unterricht, über dessen Art, so wie über die Masse seiner Lectüre man ihn selbst hören muß, entwuchs. Das Heer von Kinderkrankheiten diente nicht wenig, ihm die Masse verarbeiten zu helfen, indem es den Hang des Knaben zum Nachdenken vermehrte. Dieser zeigte sich auch in religiöser Hinsicht und brachte ihn auf den Gedanken, sich dem Gott der Natur auf eine eigene Weise zu nähern, die zwar sonderbar genug, aber nicht eben unpoetisch war. Unter solchen Umständen hatte er sein achtes Jahr angetreten, als der siebenjährige Krieg ausbrach, der seine weitere Ausbildung auf mannichfaltige Weise förderte, besonders als einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten. Graf von Thorane, Lieutenant du Roi beim französischen Heere in Deutschland, nahm seine Wohnung im Hause von Göthes Aeltern und beschäftigte, als Kunstfreund, bald die sämmtlichen frankfurter Maler und Seekaz von Darmstadt für sich. Da er alle diese Männer von seiner frühesten Jugend an gekannt, und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf ihn gern um sich leiden mochte, so war er bei den Aufgaben, Berathschlagungen, Bestellungen und Ablieferungen gegenwärtig, und eröffnete auch wol, wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, seine Meinung. Unter andern verfertigte er einen umständlichen Aufsatz, worin er zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt. Uebte er auf diese Weise Kunstsinn und Kunsturtheil, so war es ferner kein geringer Vortheil für ihn, das Französische praktisch zu erlernen, und mittelst desselben (da man ein französisches Theater in F. errichtet hatte) wieder zu einer Dramaturgie auf einem Wege zu gelangen, der für ihn ersprießlicher war, als jeder andre. Man muß wieder bei ihm selbst lesen, wie er dazu kam, den ganzen dramaturgischen Plunder jener Zeit entschieden von sich zu werfen. Endlich kam der Friede heran, und Göthe, der angehende Jüngling, machte immer schnellere Fortschritte in seiner Bildung. Zeichnung, Musik, Untersuchung natürlicher Gegenstände, die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft und Sprachkunde beschäftigten ihn abwechselnd. Zum Behuf der letztern ersann er ein eignes Mittel, er erfand nämlich einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die sich in eben so vielen Sprachen Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judendeutsch des Jüngsten führte ihn auf die Erlernung des Hebräischen, worin er es zwar nicht sonderlich weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller sonstigen Zerstreuung, sein Geist und seine Gefühle sich in den morgenländischen Gegenden des ersten Buchs Mosis auf einem Punkt zu einer stillen Wirkung versammelten. Er ging daher bald an ein Ausmalen biblischer, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten, und die Geschichte Josephs war sein erstes großes poetisches Werk. Erfahrung, die ihm freilich jetzt noch abgehen mußte, fand er indeß Gelegenheit, theils im Umgange mit mehreren bedeutenden Männer, theils in Besorgung mancher Geschäfte für seinen Vater sich zu erwerben. Konnte nun noch irgend Etwas Poesie in das Leben des jungen Dichters bringen, so war es die Liebe, die, wie bei jeder unverdorbenen Jugend, eine geistige Wendung nahm. Leider sollte die Rosenzeit dieser unschuldigen Liebe schnell vorübergehen, ja durch Nebenumstände auf eine höchst unangenehme Weise enden; allein der Eindruck derselben ist dem Dichter gebli ben, und hat nicht unbedeutend anf seine Schil-

derungen der Weiblichkeit gewirkt. Besonders scheint ihm die Gestalt der Geliebten bei Egmonts Clärchen vorgeschwebt zu haben, und im Faust hat er sie bis auf den Namen verherrlicht und verewigt — Gretchen. Der Sturm der ersten Leidenschaft brach mit aller Heftigkeit in ihm los, und raubte ihm Schlaf, Ruhe und Gesundheit. Eins indeß hatte er nach seiner Wiedergenesung doch gewonnen, höhere Selbstständigkeit. Mit größerem Eifer bereitete er sich nun auf die Akademie vor, ohne jedoch Poesie und Kunst zu vernachlässigen. Nach dem Plane seines Vaters ging er nach Leipzig, wo Gottsched noch lebte, Ernesti aber und Gellert seine Blicke vorzüglich auf sich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Rede. Mit der Philosophie hatte er schon früher, da er sich mit der Geschichte derselben beschäftigt hatte, nicht einig werden können, jetzt kam es ihm in der Logik wunderlich vor, daß er die Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, so aus einander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr eben so viel zu wissen, als der Lehrer selbst. Mit den juridischen Collegien ging es bald eben so, und so gewann er schon damals die Ansicht, die er nachher in einer Scene des Fausts so meisterhaft geschildert hat. Selbst die Poesie würde ihm, wegen großer Widersprüche in den Geschmacksurtheilen, verleidet worden sein, wenn er dieser anders als mit sich hätte entsagen können. Die damalige literarische Epoche entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Im Theoretischen der Poesie tappte man noch gar sehr im Finstern, und hielt sich meist an Nebendinge; im Praktischen sah es schon besser aus, denn der deutsche Frei- und Frohsinn regte sich, und geniale Werke entsprangen. Um die Deutschen aus der wässerigen weitschweifigen Epoche herauszuretten, sahen sie kein andres Mittel, als Bestimmtheit, Präcision und Kürze (wozu die Muster Englands, welche jetzt statt der französischen galten, nicht wenig beitrugen). Göthe lernte unter solchen Umständen das Bedeutende des Stoffs und das Gedrängte der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne sich jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen, und wie dieses zu erreichen sei. Bei der großen Beschränktheit seines Zustandes aber sah er sich genöthigt, wenn er zu seinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion verlangte, in seinen eignen Busen zu greifen. Forderte er zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte er nicht aus dem Kreise heraustreten, der ihn berührte, und ihm ein Interesse einzuflößen geeignet war. Und so begann diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowol seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war Niemanden nöthiger als ihm, den seine Natur immerfort aus einem Aeußersten ins andre warf. Alles, was daher von ihm bekannt geworden, sind gleichsam nur Bruchstücke einer großen Beichte, welche seine Biographie vollständig macht. In jener Zeit entstand auf solche Weise die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird. Allein früher schon hatte ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angesprochen. Bei seiner Geschichte mit Gretchen, und an den Folgen

derselben hatte er zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Gesellschaft unterhölt ist, Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins: im Aeußern alles reinlich und anständig genug, im Innern oft desto wüster. Um sich hierüber Luft zu verschaffen, entwarf er mehrere Schauspiele, und schrieb die Expositionen von den meisten. Die Mitschuldigen sind das einzige fertig gewordene. Unter jenen ernsten, für einen jungen Menschen fürchterlichen Erfahrungen entwickelte sich aber in ihm auch ein verwegener Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt; nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeilockt. Stoffe, die einem solchen Humor angemessen gewesen wären, ergriff und behandelte er jedoch erst später. Immer erschienen ihm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigsten, und er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit, und über das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Bei alle diesem wurde die Kunst nicht hintangesetzt, und derselbe Mann (Oeser), der bereits auf Winkelmann einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, hatte ihn auch auf Göthe. Durch ihn wurde Göthe zur Kunstgeschichte angeleitet. D'Argenville, Caylus, Christ, Lippert, besonders aber Winkelmann, wurden emsig studirt, und die Sammlungen von Huber, Kreuchauf, Winkler und Richter übten das Verständniß im Anschauen, welches nachher in Dresden, wohin Göthe ausdrücklich deßhalb reiste, auf eine noch vollkommnere Weise geschah. Uebrigens versuchte sich Göthe auch im Kupferstechen, zog sich aber durch das unvorsichtige Einathmen der schädlichen Dünste dabei, und manche diätetische Unbesonnenheit, eine gefährliche Krankheit zu, von welcher er kaum genesen war, als er 1768 Leipzig verließ, wo er zwar sein Studium der Rechte versäumt, sich aber in dem begründet hatte, worin er in der Folge so sehr sich auszeichnen, und die größte Zufriedenheit seines Lebens finden sollte. Diese gestörte Gesundheit, die auch im älterlichen Hause nicht so bald wieder hergestellt wurde, sollte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben, welche vornehmlich durch ein Fräulein von Klettenberg herbeigeführt wurden, dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet. Das religiöse Verhältniß zu dieser frommen, zarten Seele führte Göthen zunächst auf das Studium der mystisch-chemisch-alchemischen Werke von Welling, Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, Helmont, Starkey, der Aurea catena Homeri, zuletzt aber auch der Werke von Boerhave, und zu eigenen chemischen Versuchen. Das Interesse, welches ihm die übersinnlichen Dinge eingeflößt hatten, zeigte sich aber auf eine noch wichtigere Weise, indem er bei Lesung von Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie auf die Idee gerieth, sich auch eine eigne Religion zu bilden. Der Neu-Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische und Cabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute er sich eine Welt, die seltsam genug aussah. Nach diesem allen ist es nun gar nicht zu verwundern, wenn er in Straßburg, wohin er, um seine juristischen Studien zu beendigen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz wieder nicht sehr getreu blieb, sondern Chemie und Anatomie studirte, und selbst das Clinicum mit besuchte. Aber auch für die Kunst sollte sein Aufenthalt in Straßburg nicht unfruchtbar blei-

den, denn bei Gelegenheit der Ankunft der neuvermählten Königin Marie Antoinette sah er die Raphaelischen Tapeten, und die Wundererscheinung des Münsters hatte er täglich. Natürlich, daß diese ihn anders ansprach, als gewöhnliche Köpfe. Das bedeutendste, folgenreichste Ereigniß für ihn war jedoch die Bekanntschaft und nähere Verbindung mit Herder, der sich damals schon durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes, unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt hatte. Durch Herder fing Göthe an, in den höhern Sinn der italienischen Schule einzudringen, und ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite und in einem ganz andern Sinne bekannt, als vorher, und zwar in einem solchen, der ihm mehr zusagte. Außerdem ist eine merkwürdige Wirkung von Göthes Aufenthalt in Straßburg diese, daß er eben hier an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens bar und ledig wurde. Dagegen hatte ihn schon seit langer Zeit Shakspeare zu höheren, freieren und eben so wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet, und immer gewaltiger beherrscht. Nach seiner Promotion, 1771, hielt er sich nur noch kurze Zeit im Elsaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikensaal zu Mannheim noch Eindrücke mitgenommen, die in der Folge sehr wirksam wurden, gesund und froh ins Vaterhaus zurück. Bald fand sich auch hier ein Kreis von Gleichgesinnten um ihn, aus dem er sich aber eine Zeit lang entfernte, indem er nach Wetzlar ging, wo ihm nichts von großer Bedeutung begegnete, wenn man die Anlässe zu Werther abrechnet, den er hier in seiner eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schicksal des jungen Jerusalem fand. Nach seiner Rückkunft gab er ungenannt einige kleine Flugschriften heraus, auch erschienen mehrere seiner kleinen Gedichte in Almanachen und Journalen; allein die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland lenkte er auf sich, als sein Götz (1773) und sein Werther (1774) erschienen. Unter denen, deren Aufmerksamkeit der Genius des Dichters auf sich gezogen hatte, befand sich auch der damalige Erbprinz von Weimar, und auf einer Reise, die dieser durch Frankreich machte, vermittelte der Herr von Knebel die Bekanntschaft zwischen beiden, welche für Göthes Leben und Wirken so entscheidend geworden ist. Denn als der Erbprinz die Regierung angetreten hatte, lud er Göthen an seinen Hof ein. Dieser folgte dem Ruf, ward 1776 weimarischer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimeraths-Collegium, und 1779 wirklicher geheimer Rath. Im selbigen Jahre machte er in Gesellschaft seines Fürsten eine zweite Reise nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammerpräsident und geadelt. 1786 machte er eine Reise nach Italien, wo er zwei Jahre blieb, alle Gegenden, auch Sicilien, besuchte, am längsten aber in Rom verweilte. Er stieg bis zum Minister, erhielt 1807 von Alexander den Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und lebt jetzt, in einem heitern Alter von den Geschäften zurückgezogen, den Studien der Natur und den literarischen Arbeiten. Man halte diese Anzeige nicht für überflüssig, denn bei den künftigen biographischen Bekenntnissen des Dichters wird sich zeigen, daß die Perioden seines äußern Lebens mit den Perioden seines Dichterlebens aufs innigste zusammenhängen. Daß man aber im letzteren mehrere Perioden werde unterscheiden müssen, ist schon aus dem Wenigen ersichtlich, was oben über seine Schriften gesagt ist. Man unterscheidet deren füglich drei, die man, wenn man sie mit eigenen Namen bezeichnen sollte, die sentimentale Kraftperiode, die ideale, und die elegante würde nennen können. Wodurch die erste

Periode bei ihm bedingt war, haben wir gesehen. Götz und Werther waren es, welche in dieser Periode theils allgemeines Staunen, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte er seine liebsten Neigungen befriedigen können, seine mit ihm aufgewachsene Neigung zur deutschen Vorwelt und zu Darstellungen dessen, was als allgemein Menschliches seine Brust in Schmerz und Freude bewegte. Unleugbar hatte der Dichter bei Werther und Götz, wie später bei vielen andern Werken, etwas vor sich, woran er sich hielt, dort das Schicksal des jungen Jerusalem, hier die Selbstbiographie des männlichen Götz, von welcher wir sogar ganze Stellen in dem Drama wiederfinden. Man hat deßhalb seine Erfindungsgabe verdächtig machen wollen. Als ob nicht auch der gefundene Stoff noch immer der poetischen Erfindung bedürfe! Diese aber zeigt sich schon im Werther und Götz auf eine merkwürdige Weise. Man kann eben so wenig eine, bis in die feinsten Nebenzüge treffende, ästhetische Charakteristik der Personen verkennen, als eine selbst das Einzelne beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und eine solche Anordnung derselben, daß es scheint, alles sei aus unmittelbarer Anschauung oder Empfindung in Einem Gusse hingeströmt, mehr ein Naturgewächs als ein Werk der Kunst. Das Eingehen in ein Fremdes bis zur höchsten Selbstverläugnung erscheint bei Göthe begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit, auch fremde Darstellungsarten sich anzueignen. Wer traf den Ton des Volksliedes, wie Er? Wer traf Hans Sachsens Manier so gut? Und kann man im Götz und in etlichen Lustspielen den Shakspeare, in den Vögeln den Aristophanes, in der Iphigenia die griechischen Tragiker, in Hermann und Dorothea den Homer, in den römischen Elegien den Properz und in den Epigrammen von Venedig den Martial verkennen? Seine Aneignung ist nicht die sklavische des Nachahmers, sondern die höchstselbstthätige einer sehr erregbaren Phantasie; und bei seiner Nachbildung opfert er nie seine Selbstständigkeit auf. Solch einen poetischen Proteus kündigten nun schon Götz und Werther an, und das Nächstfolgende bestätigte ihn, wenn er gleich darin an die Vollkommenheit der früheren Werke nicht reichte. Man kann hiebei bemerken, daß Göthes Talent, sich leicht in die Zustände anderer zu finden, ihr Dasein mitzufühlen, und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, ihn manchen Mißgriff habe thun lassen. So z. B. im Clavigo und späterhin in dem Großkophtha, der übrigens, wenn nicht an Wahrheit der Charaktere, doch an Kraft und Frischheit, Leichtigkeit der Bewegung, wirksamen Situationen, Interesse der Handlung, Tiefe des Gefühls und Verwicklung, dem Clavigo weit nachsteht. Indeß das eigentlich Peinigende und manche cannibalische Aeußerung des Beaumarchais abgerechnet, steht er doch würdiger neben Götz und Werther, als die empfindsamen Nachklänge des letztern, Stella und Erwin und Elmire, nach der ersten Mittheilung nämlich in der Iris. Daß Göthe hier in Gefahr stand, vielleicht vom Beifall berauscht, manierirt und nachlässig zu werden, ist unverkennbar. Doch erhält schon jene Mittheilung von Erwin und Elmire etwas Köstliches, das süße, zarte Liedchen nämlich: ein Veilchen auf der Wiese stand, dessen man nicht gedenken kann, ohne an Göthes Lieder überhaupt erinnert zu werden. Indeß erwarte man nicht, über das Wesen derselben etwas von uns zu hören, denn diese so klaren und doch so tiefen, so zartgefühlten und so leicht hingehauchten ätherischen Wesen, deren süße Zaubergewalt wol Jeder empfunden hat, bedürfen zu ihrer Anerkennung keiner Entwicklung. Nur dies müssen wir bemerken, in Göthes Liedern und Romanzen herrschte zuerst wieder der verklungene Volkston.

Betrachtet man aber alles von Göthe in dieser Periode Geleistete genauer, so sieht man, es ist alles volksmäßiger, es ist voll Deutschheit, für welche Lessing bereits männlich gekämpft hatte, und welche Göthe glücklicher erreichte, als die um jene Zeiten auch auflebenden neuen Barden. Dieses Volksmäßige, diese Deutschheit konnte aber nur als Opposition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und Niemand war geeigneter dazu, eine Oppositionspartei anzuführen, als eben Göthe. Kein Wunder, wenn sich jener verwegene Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, besonders kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Cynismus ab, und das Natürlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Nun verflossen zwölf Jahre, ohne daß man von Göthe viel Neues und Bedeutendes vernommen hätte. Desto größer war aber die Ueberraschung, als er wieder erschien. Man muß indeß nicht glauben, als ob alle Werke, die um diese Zeit erschienen, auch Werke dieser Periode wären. Beobachtung der Chronologie ist hier sehr nöthig, und wird zeigen, daß zwischen dieser und der ersten Periode ein Mittelzustand Statt gefunden, in welchem der Dichter durch Ironie sich selbst reinigte, und die streitenden Kräfte seines entzweiten Wesens mildernd zur Harmonie stimmte. In diesen Zwischenzustand gehören unstreitig mehrere komische und satyrische Erzeugnisse, z. B. der Triumph der Empfindsamkeit u. a. Mit ihnen trat er aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters, und erhob sich auf einen höhern Standpunct. Spielend in freundlicher Gemüthlichkeit ergötzte er sich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, z. B. im Jahrmarkt zu Plundersweilern, worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Näher und immer näher trat er hiermit dem Gebiete der reinen Schönheit, die ihm den duftigsten ihrer Kränze um die Schläfe schlang, als er die Iphigenia auf ihren Altar niederlegte. Mit Recht nennt A. W. Schlegel sie einen Nachgesang der Griechen. Ohne Nachkünstelung veralteter, für uns immer fremder, Formen ist hier ein von griechischem Geist durchdrungenes Werk. Hier ist kein blendendes, obwol ein liebliches, Colorit, aber ein milder Zauber der Schönheit über das Ganze ergossen, der bei jeder neuen Betrachtung das Gemüth immer fester anzieht. Erfreulich schließt sich an Iphigenia Tasso an, der jener vielleicht nur als Composition nachsteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Ueberlegung aufgefordert wird. Mag nun aber Tasso auch kein Drama im strenge Sinne der Theorie sein, so bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemälde, als ein Gedicht über den Dichter und sein Werk, das wir gern mit Müller das für Verständniß der Poesie lehrreichste und tiefsinnigste nennen. Nur Göthe konnte es wagen, diesen Tasso darzustellen, und selbst Göthen konnte es nur in dieser Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte sich auch alles dazu. Am Hofe Amaliens fand er den Stoff zu seinen Umgebungen des Tasso, und lernte eben den Ton treffen, der solchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Göthe der Hof- und Staatsmann einen wesentlichen Einfluß auf Göthe den Dichter hatte? Uns däucht, gar sehr, und zwar einen sehr günstigen. Schon durch das Zusammengenommene, Gehaltene, das seine Lage erforderte (die übrigens nicht selten Veranlassung gegeben hat, ihn auch als Menschen sehr zu verkennen oder doch falsch zu beurtheilen), wurde er dem Ideale näher zugeführt; denn er konnte unmöglich, wie ein geheimer Höfling, blos zu der Leerheit des äußern Anstandes kommen. Nächst diesem seinem Hofleben, und zwar in Weimar, hatte nichts größern Einfluß auf seine Verwandlung als sein

Aufenthalt in Italien. Während seiner ersten Periode neigte er sich in der bildenden Kunst besonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden ist, so wie er auch nie aufgehört hat, als Dichter von Zeit zu Zeit wenigstens niederländische Scenen zu liefern: allein Italien öffnete ihm das Auge über das Höhere der Kunst, und sein reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und kindlich Liebliche umfaßt, sein zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunst, neigten sich jetzt mit Liebe zu dem Edleren und Höheren hin. An die Stelle seines sonstigen Natürlichkeitsprincips trat jetzt Idealität, aber jene echte, welche die Natur durch die Einbildungskraft in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit trägt. Von drei Hauptwerken, die noch in diese Periode fallen, Wilhelm Meister, Faust, und Hermann und Dorothea, trägt das letztere den Stempel dieser Idealität am reinsten ausgeprägt. A. W. Schlegel und W. von Humboldt haben dieses Epos von allen Seiten so beleuchtet, daß jedes Wort darüber überflüssig scheint; Wilhelm Meister würde ihm ganz an die Seite gesetzt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was Göthe eigentlich damit gewollt, bleibt immer ungewiß und räthselhaft, und nur dies Eine tritt mit völliger Gewißheit hervor, daß Meister noch kein Meister geworden ist. Vielleicht muß man also annehmen, daß er dies noch werden solle. Und hat nicht Göthe bereits Proben von Meisters Wanderjahren geliefert? Und sollten auf diese nicht die Meisterjahre folgen? (Sie sollen Ostern 1821 erscheinen.) Ueber die Einheit und Ganzheit der Lehrjahre können wir also jetzt eigentlich kein zureichendes Urtheil fällen. Indeß trotz aller verletzten Einheit bleibt Meister eines der vorzüglichsten Götheschen Werke, denn in ihm und im Faust vereinigt sich die ganze Universialität des Götheschen Geistes. Betrachte man den Meister von Seiten der Erfindung oder der Ausführung, der Fülle oder der Entfaltung, der Charakterzeichnung oder der Erzählung, so findet man überall den Meister rein, klar, mild und tief! Und diese Sprache, die wie ein schöner Strom in ruhiger Klarheit und der schönsten Bewegung sich ergießt, dieser Ausdruck, der sich wie ein schöner Körper an die zarte Seele anschmiegt, so einfach ohne nüchtern, so zierlich ohne kostbar, so wahr ohne gesucht, so beredt ohne rhetorisch zu sein, wo findet sie ihres Gleichen? Vergleicht man, in Beziehung auf den Dichter, den Meister mit Werther, so sieht man, wie in diesem der Dichter noch mit Leben und Schicksal ringt, im Meister aber sie besiegt hat, und alles Heil in einer harmonischen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meister betrachten muß. Durch seine leidenschaftlose, ruhige, wahrhaft objective Ansicht der Welt und des Lebens hatte sich eine Weltanschauung in ihm gebildet, die, gleich entfernt von einseitiger Beschränktheit als vorgefaßter Meinung, ihn jedes als zweckmäßig an seiner Stelle, das Einzelne im Zusammenwirken mit dem Ganzen, und im menschlichen Leben das Streben und Thun als die Hauptsache betrachten ließ. Nothwendig warf dies auch ein milderes Licht auf jenen dunkeln Punct im Menschenleben, wo die Fäden desselben an ein unergründliches Schicksal geknüpft sind. Das erhob ihn jetzt zur Idee einer Theodicee, und diese sehen wir im Faust, denn wir müßten uns sehr irren, wenn Faust nicht gerettet werden, der Himmel über die Hölle nicht den Sieg davon tragen sollte. Faust ist demnach kein bloßes Drama, sondern ein philosophisch-, oder will man lieber, religiös-didaktisches Drama. Das Höchste und Tiefste, das Lieblichste und Rührendste, was eine menschliche Brust bewegen kann, ist darin

niedergelegt, durchdrungen von der tiefsten Poesie, allseitig wie das Leben selbst, und man fühlt sich dadurch wie von einem Zauber im Innersten ergriffen. Darüber ist auch bei Allen, die überhaupt so etwas zu verstehen und zu fühlen fähig sind, nur Eine Stimme; an die Composition des Ganzen (leider ist es erst eine Hälfte!) haben sich hingegen manche gestoßen. Und gleichwol ist eben diese eine Vortrefflichkeit mehr, mag man sie nun aus dem Gesichtspunct der Zeit, in welche das Stück fällt, oder des Sujets betrachten, das ohne phantastische Behandlung nicht bleibt, was es ist. Das Flache und Alltägliche mußte hier eben sowol als das Würdige und Erhabene seine Stelle finden, und es ist für den Faust ein Glück, was für den Meister ein Unglück hätte werden können, daß beide Perioden des Dichters sich darin berühren. Auch gehört er beiden an. Faust und Werther bestanden in der Seele des Dichters neben einander. Nachdem sich zu Ende seiner zweiten Periode noch einmal jener dem Augenblick überlegene Humor in den Xenien gezeigt, und er damit eigentlich die Losung zu einer neuen Kraftperiode gegeben hatte, schien die schaffende Kraft Göthes allgemach zu versiegen. Und wahr ist es, seitdem er Voltaires Mahomed und Tancred übersetzt hatte, hat er, wenn man einige Lieder und Romanzen ausnimmt, nichts geliefert, was an die vorige Kraft und Fülle reichte, nichts, worin er nicht befangen in seiner Zeit erschiene. Mit seiner Eugenie war es auf eine Trilogie, wie bei Schillers Wallenstein, abgesehen, allein Göthe verlor die Lust und es blieb beim ersten Theile. Man darf sie in gewisser Hinsicht das vollendetste Werk des Dichters nennen; kein anderes ist so gefeilt, so geglättet. Huber sagte: „freilich marmorglatt, aber auch marmorkalt!“ Und sollte das nicht wenigstens zum Theil an der neuen Aesthetik liegen, die den Dichter dabei leitete? Alles ist aufgeboten für die Form, und der metaphysische Idealismus verräth sich schon durch das Personale. Sind es nicht lauter Abstracta? Man sieht deßhalb Göthen wol hie und da, aber er waltet nicht durch das Ganze, und dieses Wort ist mehr elegant als schön. Ein Gleiches läßt sich von den Wahlverwandtschaften behaupten, welche sich durch wahrhaft meisterhafte Darstellung auszeichnen. Unbillig hat man dem Werke den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht? Eduard soll es ja eben so wenig Muster für uns sein, als ehedem Werther. Fast möchte man sagen, daß sich in Göthes Werken alle drei Style der griechischen Plastik zeigen, in der ersten Periode der große, aber harte, in der zweiten der schöne, in der dritten der elegante. Das schönste, höchst dankenswürdige Geschenk, das Göthe uns in neuester Zeit gemacht hat, ist seine Biographie. Vielfältig zu rühmen wie sie ist, sagen wir nur: diese Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit zeigt Göthen wahrhaft groß. Wir haben bisher fast nur von Göthe dem Dichter gesprochen, was aber hat er nicht für die bildenden Künste, für Schauspielkunst, für Naturbeobachtung geleistet! Und in Hinsicht auf bildende Künste und Schauspielkunst nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch ermunternd, befördernd. Sehr wichtig waren in dieser Hinsicht die ehemaligen weimarischen Kunstausstellungen und das weimarische Theater unter Göthes Leitung; beide wirkliche Pflanzschulen der Kunst, wie sie nur bei Göthes Maximen (in manchen erkennt man seinen Vater wieder), und liberaler Gesinnung gedeihen konnten. Und sollte man nicht auch der mannichfaltigen architektonischen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Weimars selbst als des deutschen Athens, wie man es genannt hat, nicht dessen endlich gedenken, was durch Weimar von

Jena ausging? Vielfach und erfreulich hat Göthe durch dies alles, bald selbst ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beispiel, auf seine Nation gewirkt. Daß er nicht überall das Höchste erreicht und manches verfehlt haben kann, ist sehr natürlich, und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Ein Anderes aber ist es, ihn im Allgemeinen beurtheilen, und ein Anderes, ein einzelnes Werk von ihm der Kritik unterwerfen, die den höchsten Maßstab daran legt, und ihre Hochachtung durch Strenge beweist. Eine Fortsetzung dieses Artikels siehe in der neuen Folge dieses Werks. dd.

Gothen. Die Gothen (Gothones bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht aber die Gothoni des Tacitus oder Kotini des Dio, welche gallischer Abkunft sind), waren ein germanischer Völkerstamm, der seinen Sitz an der baltischen Küste, zwischen der Weichsel und Oder hatte. Ihre Sprache kommt der alten fränkischen sehr nahe. Wie alle Deutsche, ließen sie ihr gelbes Haar lang wachsen, hatten Bärte und trugen Pelze; gegen die Sitte anderer Deutschen aber hatten sie erbliche Königswürde. Unter dem Namen der Gothen erschienen sie zuerst im J. 215; bald darauf spielten sie die wichtigste Rolle in der Weltgeschichte, und erfüllten über ein halbes Jahrtausend hindurch Europa mit dem Ruf ihrer Thaten. Ihre Wohnsitze an der Ostsee verlassend, zogen sie in die Gegenden des schwarzen Meeres; eine Menge anderer Stämme verschmolz in den ihrigen, und so entstand durch immer fortgesetzte Züge und Eroberungen, unter Ermanarik, um 350 das große gothische Reich, das vom Don, der Europa von Asien trennte, bis zur Theis, die sich an Ungarns Grenze in die Donau ergießt, vom schwarzen Meer bis zur Weichsel und Ostsee sich erstreckte, also Thracien, Mösien (Servien und Bulgarien), Dacien (einen Theil von Ungarn, den Bannat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau bis an den Pruth), große Strecken von Polen, Rußland, Preußen umfaßte, und im Norden slavische, finnische und lettische Stämme in sich aufgenommen hatte. Natürlich kamen hierbei die Gothen von Westen her mit dem großen römischen Reich, von Osten her mit dem byzantinischen Kaiserthume in vielfache Berührung, und die Geschichte ist voll von Kämpfen, welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu bestehen hatte, und oft glänzend bestand. Zwei Kaiser fielen in den Schlachten mit ihnen, und Rom und Byzanz wurden genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen. Sie waren das erste Volk, zu welchem über die Donau, um die genannte Zeit, das Christenthum drang; Ulfilas, der Bischof der Möso-Gothen (d. h. des in Mösien wohnenden gothischen Stammes), ward schon um das J. 360 Erfinder einer deutschen Schreibkunst, und Uebersetzer des neuen Testaments in die gothische Sprache. Aber freilich glichen nicht alle Gothen den mösischen, bei denen durch die Nähe und den Verkehr mit Griechenland die Bildung einen großen Vorsprung gewonnen hatte. Durch innere Unruhen theilte sich gegen 369 das große gothische Reich in das Reich der Ostgothen (Austrogothen, Staat der Grenthunger) am schwarzen Meer, vom Don bis zum Dniper, und in das Reich der Westgothen (Staat der Theruinger) in Dacien, vom Dniper bis zur Donau; und bald folgte den innern Stürmen ein äußerer, welcher die Macht der Gothen in diesen Gegenden stürzte. Um das J. 375 drangen die Schwärme der Hunnen, und der von ihnen bezwungenen Alanen aus Asien herüber, und drängten die Ostgothen nach den Westgothen hin, die nun ihrer Seits bei dem Kaiser Valens die Erlaubniß nachsuchten und erhiel-

ten, sich in dem verödeten Thracien niederzulassen; sich aber durch den Druck der kaiserlichen Statthalter bald zur Empörung genöthigt sahen. Valens selbst wurde 378 von ihnen bei Adrianopel völlig geschlagen, und verbrannte auf der Flucht in einer von ihnen angezündeten Bauerhütte. Bedeutende Rollen spielten sie von da an in Constantinopel. Nach mancherlei wechselnden Schicksalen erlangten auch die Ostgothen einen neuen Wohnsitz in Ungarn und Slavonien, jedoch erst nach der Zerstörung des hunnischen Reiches, 453. Während der Zeit hatten die Westgothen sich in Griechenland und Italien furchtbar gemacht. Alarich brach mit Heeresmacht, 396, unaufhaltbar in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien und König der Westgothen. Als solcher zog er zu Anfang des 5. Jahrh. nach Italien, wo er den Untergang des römischen Reichs immer näher herbeiführte, denn um den Sieg über Alarich bei Verona (403) zu erfechten, hatte Stilico, der römische Feldherr, alle römischen Truppen vom Rheine wegziehen müssen. Alarich selbst kehrte bald genug nach Italien zurück, eroberte Rom im J. 409, und zum zweitenmal 410. Nach seinem in demselben Jahr erfolgten Tode wendeten die Westgothen ihre Blicke vornehmlich nach dem südlichen Gallien und Spanien, und es gelang ihnen, hier ein neues westgothisches Reich zu gründen (Septimania, Gothia), wovon gegen das Ende des 5. Jahrh. die Provence, Languedoc und Catalonien die Haupttheile waren, Toulouse die Residenz. Ihr letzter König, Roderich, blieb (711) in der Schlacht gegen die von Afrika herübergekommenen Araber, die das Reich eroberten. Die zwischen dem ost- und weströmischen Reich obwaltende Eifersucht war die Ursache, daß kurz hierauf (489) von dem Kaiser Zeno in Constantinopel veranlaßt, auch die Ostgothen unter ihrem König Theuderich nach Italien zogen. Im J. 493 wurde dieser Ostgothe zu Ravenna König von Italien, und legte hier den Grund zu einem neuen ostgothischen Reiche, welches nebst Italien auch Rhäzien (einen Theil der Schweiz und Tyrols), Vindelizien (einen Theil von Baiern und Schwaben), Noricum (Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Oesterreich), Dalmazien, Pannonien (Vorderungarn, Slavonien), Dacien jenseits der Donau (Siebenbürgen, Walachei) umfaßte, schon aber im J. 554 sein Ende erreichte. Allerdings also sind die Gothen, deren Throne anfangs am Don, am Dniper und an der Donau, nachher in Toulouse, Toledo und Ravenna standen, und deren Beute, wenigstens eine Zeit lang, Athen und Rom geworden waren, ein welthistorisches Volk. Unrecht würde man ihnen thun, wenn man sie für bloße Wilde halten wollte, die ohne alle Kunst und Kenntnisse gewesen wären, da sie ja mit dem ost- und weströmischen Reich lange vor ihren Einbrüchen in Italien in Verbindung gestanden hatten. Theuderich, an dem Hofe zu Constantinopel erzogen, war ein so großer Liebhaber der schönen Künste, daß er eine besondere Würde errichtete, eines comes nitentium rerum (Kunstgraf, Oberaufseher über die Kunstwerke), der auf die Bildsäulen achten mußte, daß sie nicht verletzt oder geraubt würden, und einen öffentlichen Baumeister erwählte, dem die Besorgung und Erhaltung der alten Gebäude aufgetragen war. Nicht nur ließ er zu Rom verschiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, sondern auch andere Städte mit neuen verzieren. Doch haben wir über ihre Cultur nur spärliche Nachrichten. Ueber die gothische Baukunst s. d. Art. Baukunst.

Gothenburg (Götheborg), eine erst 1607 von Carl IX. an-

gelegte, nach holländischer Art gebaute See- und Handelsstadt in Westgothland, an dem Ausfluß der Goth-Elbe in die Nordsee, nach Stockholm die beträchtlichste und wohlhabendste Stadt in ganz Schweden. Sie zählt 1100 über 21,000 Einw. Hier haben ihren Sitz ein Landeshauptmann und Obercommandant, eine Admiralität und Fortificationsbrigade, ein Manufactur- und Hallgericht und ein Bischof, unter dessen Aufsicht das Gymnasium nebst seiner wohleingerichten Bibliothek steht. Die Manufacturen von Segeltuch, Tauwerk, Leder, so wie die Zuckerraffinerien, sind von Bedeutung; außerdem fabricirt man auch seidene Zeuge, Strümpfe, Bänder, Cattun, Seife und Tabak. Die Schleuse von Trolhätta erleichtert durch die Fahrt auf der Gothelbe nach dem Wenersee den Verkehr mit dem innern Lande. In Friedenszeiten besuchen jährlich über 1200 schwedische und andere Fahrzeuge den Hafen, der gut und sicher, aber nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar ist; größere landen in einiger Entfernung. Die seit 1732 gestiftete ostindische Compagnie gewährt bedeutende Vortheile, beschränkt sich aber meistens auf den Handel mit China. Ein besonders wichtiger Zweig des dasigen Handels ist die lebhaft getriebene Heringsfischerei. Uebrigens hat die Stadt mehrmals, und zuletzt noch 1802 und 1804 durch große Feuersbrünste sehr gelitten.

Gott und Götter. Unter Gott denkt sich die gereifte Vernunft nur das nothwendige von der Welt verschiedene Wesen, dessen unendlicher Verstand und heiliger Wille der Grund von dem Dasein der Welt und ihrer Einrichtung, und von dem Wirklichwerden des höchsten Gutes ist, dessen Erwartung die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne mit sich selbst in Widerstreit zu gerathen. So muß Gott gedacht werden, wenn der Glaube an ihn die Bedürfnisse der Vernunft befriedigen soll. Als ein nothwendiges, d. h. als ein solches Wesen, welches den Grund seines Daseins in sich selbst trägt, muß er gedacht werden, weil nur ein solches Wesen das Dasein der Welt erklärbar macht; unendlichen Verstand muß man bei ihm voraussetzen, weil nur durch ein Wesen von dieser Beschaffenheit die alle menschliche Einsicht und Fassungskraft übersteigende Welteinrichtung begreiflich wird, und heiligen Willen muß man Gott zuschreiben, weil nur unter dieser Voraussetzung von ihm erwartet werden kann, daß er die vernünftigen Naturen zu höherer sittlicher Reife führen, und Glückseligkeit und nach Maßgabe der Schuld und des Verdienstes austheilen werde. Die Idee Gottes, des Schöpfers der Welt, des Gesetzgebers der vernünftigen Wesen und des Regierers der menschlichen Dinge, ist das Höchste, was die Vernunft erreichen kann, der Grund aller über das Irdische sich erhebenden Hoffnung und die wirksamste Triebfeder zur Pflichterfüllung. Das System, welches die Realität dieser Idee anerkennt, heißt Theismus oder Deismus, das entgegengesetzte Atheismus, und die Lehre derer, welche, wie Spinoza und einige Philosophen aus der neuesten Schule, Gott und Welt identificiren, damit aber im Grunde die das Bedürfniß der Vernunft befriedigende Idee Gottes aufheben, wird Pantheismus genannt. Die achtungswerthesten Philosophen der neuen Zeit, Descartes, Leibnitz, Wolf, Reimarus und Kant, obgleich letzterer die vor ihm gewöhnlichen metaphysischen Beweise für das Dasein Gottes in ihrer Unzulänglichkeit darstellte, haben sich für den Theismus entschieden, und da durch die Schellingische oder Identitätsphilosophie die Idee eines von der Welt verschiedenen, die Welt

mit Weisheit und Güte regierenden Gottes gefährdet zu sein schien, hat jüngst Jacobi in seinem Buche über Gott und die göttlichen Dinge den Theismus, mit Rücksicht auf die abweichenden Vorstellungsarten einiger neuen Philosophen zu vertheidigen gesucht. Die wichtigsten Beweise für das Dasein Gottes sind der cosmologische, der physikotheologische und der moralische. Der cosmologische Beweis beruht auf folgenden Puncten: Alles in dem Gebiete der erkennbaren Wirklichkeit erscheint uns als gegründet und bedingt, d. h. alles, was vorhanden ist, hat den Grund seines Daseins nicht in sich selbst, sondern ist von andern früher vorhandenen Ursachen abhängig. Die Vernunft kann sich nichts Bedingtes ohne eine Bedingung, nichts Gegründetes ohne einen Grund denken, das Gesetz des zureichenden Grundes nöthigt sie, jede Wirkung auf eine Ursache zurückzuführen. Indem nun die Vernunft von einer Erscheinung zu der andern, von einem Grunde zu dem andern zurückgeht, gelangt sie zu der Idee eines Urgrundes, welcher gleichsam der Träger aller Dinge sei, zu der Idee eines unbedingten und nothwendigen Wesens, d. h. eines Wesens, welches in keiner Ursache bedingt und gegründet ist, den Grund seines Daseins in sich selbst trägt, und als der letzte Grund aller Erscheinungen, als der Punct, von welchem alle Reihefolgen der Erscheinungen ausgehen, zu betrachten ist. Der physikotheologische Beweis beruht auf der in der Natur wahrnehmbaren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Da nämlich, wo Zweckmäßigkeit wahrgenommen wird, muß man ein Handeln nach Ideen voraussetzen und darum annehmen, daß der Grund der Welt, weil in ihren Einrichtungen Plan und Absicht sich offenbaren, in einem nach Ideen, nach der Vorstellung von Mitteln und Zweck handelnden Wesen enthalten sei. Dergleichen Einrichtungen der Natur aber, in denen Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit auf die unverkennbarste Weise sich ankündigen, sind die Axebewegungen der Planeten und die dadurch bewirkte Entstehung des Lichts und der Wärme, der Tages- und der Jahreszeiten, die Kugelform der Erde, ohne welche alles Land um den Aequator überschwemmt, und alles Land an den Polen dürre sein würde, das Gleichgewicht der Südsee mit der Nordsee, des stillen Meeres mit dem atlandischen, des festen Landes der neuen Welt mit dem festen Lande der alten Welt, die gleichmäßige Vertheilung der Erde und des Wassers und andere Einrichtungen des Erdplaneten, ferner die wechselseitige Beziehung der geistigen Vermögen des Menschen zu einander, die Harmonie zwischen dem Geistigen und Sinnlichen seines Wesens und der Bau des menschlichen Leibes, dessen Theile alle mit dem Zwecke der Erhaltung zusammenhängen, die Mittel der naturgemäßen Erhaltung der Lebenden jeder Gattung, das ziemlich gleiche Verhältniß der Geschlechter und eine Menge anderer Erscheinungen, mit deren Erwähnung und näheren Beschreibung sich viele physikotheologische Schriften, unter denen besonders die von Derham, Trembley, Bonnet, Reimarus und Sander gerühmt werden, sich beschäftigen. Diese und andere Erscheinungen nun nöthigen den Menschen, dafern er nicht die in der Natur wahrnehmbare Ordnung und Zweckmäßigkeit auf sich selbst beruhen lassen will, einen Welturheber von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, da sich, auch bei der Voraussetzung einer ewigen Materie, doch die Entstehung der Formen der Dinge ohne ein Handeln nach Ideen nicht erklären läßt. Die Natur ist der Spiegel und der Abglanz Gottes, und darum führt die Naturbetrachtung den Menschen, der das Verlangen nach dem Höhern und Göttlichen

im Herzen trägt, zu Gott, und wenn er auf Erscheinungen trifft, an denen er keine Spuren von Weisheit und Güte entdeckt, so erwägt er, daß er nur einen kleinen Theil des großen Ganzen übersehe, daß, wenn das gegenwärtige Leben ein Zustand der Tugendübung sein soll, die vernünftigen Wesen in einem Systeme von Kräften sich befinden müssen, welche ihren Neigungen entgegenwirken und Reizungen zur Sünde enthalten, und daß es vernünftig sei, da, wo man in einem bekannten Theil Ordnung und Zweckmäßigkeit entdeckte, auch in dem unbekannten weise Absichten vorauszusetzen. Wenn ich, denkt er, ein Buch lese, und da, wo ich es verstehe, vernünftiges Urtheil und Zusammenhang finde, so nehme ich án, daß der Verfasser auch in den Stellen, wo ich ihn nicht fasse, mit Nachdenken und Ueberlegung geschrieben habe. Soll aber die Naturbetrachtung den Menschen zu Gott führen, so muß in seinem Gemüthe schon das Verlangen, ihn zu finden, erwacht sein, denn eine apodiktische Gewißheit, d. h. eine solche Gewißheit, bei welcher das Gegentheil der angenommenen Ueberzeugung undenkbar wird, gewährt weder der physikotheologische noch der cosmologische Beweis, und beide Beweise können durch Scheingründe entkräftet werden. Dieses Verlangen nur ist in der sittlichen Natur des Menschen gegründet, und darum setzt ein inniger und lebendiger Glaube an Gottes Dasein und Regierung voraus, daß die sittlichen Anlagen des Menschen sich entwickelt haben, und er seiner höhern Bedürfnisse sich bewußt geworden sei. Die Darstellung des Zusammenhanges des Glaubens an Gott mit diesen Bedürfnissen des menschlichen Gemüths wird der moralische Beweis für das Dasein Gottes genannt, welches besonders Kant und dessen Schüler hervorgehoben und näher entwickelt haben. Es beruht aber dieser Beweis auf folgenden Puncten: der Mensch ist ein sittliches Wesen, und aus seiner sittlichen Natur geht die Idee des höchsten Gutes, d. h. die Idee einer ins Unendliche fortschreitenden sittlichen Vervollkommnung und einer genauen Uebereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit hervor. Er kann diese Idee nicht für Wahn und Täuschung erklären, ohne den Glauben an seine sittliche Natur und Bestimmung aufzugeben, und muß, um einig zu sein mit sich selbst, das Wirklichwerden des höchsten Gutes erwarten. Alles um ihn her erliegt der Zerstörung, und die Natur theilt Freude und Glückseligkeit nicht nach dem Maßstabe der Würdigkeit der Empfänger aus. Um daher das Wirklichwerden des höchsten Gutes erwarten zu können, ist er genöthigt, das Dasein einer von der Natur unterschiedenen Ursache der gesammten Natur anzunehmen, welche den Grund der Erhaltung seines Wesens und eine dereinstige Uebereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit enthalte. Diese oberste Ursach der Natur muß eine der moralischen Gesetzgebung gemäße Causalität (Ursächlichkeit) haben, muß das Sittengesetz sich vorstellen (Intelligenz, vernünftiges Wesen sein) und der Vorstellung dieses Gesetzes gemäß wirken (muß Willen besitzen). Es muß also die oberste Ursache der Natur ein Wesen sein, welches durch Verstand und Willen die Ursach der Natur ist, und ein solches Wesen wird Gott genannt. Zu der hier entwickelten Idee der Gottheit aber kann nur die gereifte Vernunft sich erheben, und ohne die Dazwischenkunft der Offenbarung würde sie vielleicht nie allgemein Glaube geworden sein. Ehe der Mensch zu der Idee Gottes sich erhebt, glaubt er an Götter, von deren Wesen und Wirksamkeit die Völker höchst verschiedene Vorstellungen gehegt haben. Die unvollkommensten Götter sind die Fetische, d. h. leblose Körper oder Thiere, denen der

Mensch, weil er sie als Ursache seines Wohles und Wehes betrachtet, Verehrung erweist. Auf einer höhern Stufe der Bildung standen die Völker, welche der Sonne und den Gestirnen Einfluß auf die menschlichen Schicksale zuschrieben und diese Himmelskörper verehrten, welche Art des Gottesdienstes Sabäismus (s. d. Art.) genennt wird. Noch weiter waren die Völker vorgeschritten, welche ihre Helden und Könige, die Erfinder nützlicher Künste und merkwürdige Fremdlinge als fortlebend nach dem Tode sich dachten und ihnen übermenschliche Kraft und Einfluß auf ihre Schicksale zuschrieben, oder sich Kräfte der Natur als wirkliche Wesen, als Personen, mit Verstand und Willen begabt, vorstellten, auf welche Weise die Religion der Griechen und Römer entstanden war. Der Glaube an mehrere, die Schicksale der Völker und einzelner Menschen regierende Wesen, welche zwar eine übermenschliche Macht besitzen, doch aber menschlich fühlen und begehren, und nicht frei sind von menschlicher Beschränkung, heißt Polytheismus. Der Polytheismus ist nichts anders, als Vergötterung der Natur, da hingegen der Theismus über die Natur sich erhebt und über ihr das Göttliche findet. Auch die gebildetsten Völker der alten Welt, die Griechen und die Römer, waren Polytheisten, und nur wenige Weise der vorchristlichen Zeit, wie Anaxagoras, Sokrates, Plato, hatten sich zu würdigern Vorstellungen von Gott und seiner Regierung erhoben. Indem aber der Polytheismus in der ganzen alten Welt herrschte, ward bei einem für unbedeutend gehaltenen, von den gebildeten Nationen des Alterthums wenig gekannten Volke die allgemeine Verbreitung des vernunftgemäßen Glaubens an Gott und seine Regierung verbreitet. Zwar dachten sich die Juden, eben so wie andere Völker der vorchristlichen Zeit, Jehova nur als ein vernünftigsinnliches Wesen von großer Macht und Hoheit, da sie aber nun einen Gott verehrten, so konnten hier die religiösen Vorstellungen weit leichter veredelt und endlich bis zu der, den Bedürfnissen der gereiften Vernunft genügenden, Idee Gottes ausgebildet werden, und darum war der Monotheismus der Juden, ihr Glaube an einen Gott, von so großer Wichtigkeit, daß es höchst glaublich ist, daß Gott selbst für die Erhaltung dieses Glaubens gesorgt habe. Nach einer allmäligen, durch mehrere Jahrhunderte fortlaufenden Vorbereitung gelang es dem großen Stifter des Christenthums, auf den Monotheismus seines Volkes den völlig vernunftgemäßen, alle Bedürfnisse des Verstandes und des Herzens befriedigenden Glauben an Gott und seine Regierung zu gründen, welcher durch die Ausbreitung der Kirche auf einen großen Theil des Menschengeschlechts überging. Aus dem Juden- und Christenthume schöpfte Mahomed seine, wenn auch nicht vollkommen reine, doch weit über die Vorstellungen der polytheistischen Völker erhabenen religiösen Begriffe, und so ward auch durch den Islamismus (s. Islam) der Glaube an einen Gott unter einem großen Theile der Menschheit verbreitet. N.

Gotter (Friedr. Wilh.), wurde 1746 zu Gotha geboren, und empfing die sorgfältigste moralische und wissenschaftliche Bildung. Seltene Fähigkeiten zeichneten schon den Knaben aus, der sich zuerst in kleinen dramatischen Stücken in französischer Sprache versuchte, die einen besondern Reiz für ihn hatte. Sein Unterricht wurde Privatlehrern anvertraut; er lernte die römischen Schriftsteller, besonders die Dichter kennen; mit den Griechen hingegen befreundete er sich nicht, da er in ihrer Sprache nur unbedeutende Fortschritte machte. Mit dem Italienischen hatte er sich ebenfalls bekannt ge-

macht. 1763 bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Aber er würde dadurch von der Dichtkunst nicht abgezogen. Die Ackermannische Schauspielergesellschaft befand sich damals in Göttingen, und schon hier machte er Bekanntschaft mit Eckhof, errichtete nach dem Weggange dieser Truppe ein Gesellschaftstheater, und entwickelte so sein großes Talent der theatralischen Darstellung. 1766 verließ er Göttingen, und trat zu Gotha als zweiter gelehrter Archivar in herzogl. Dienste. 1767 ging er als Legationssecretär nach Wetzlar, folgte aber im nächsten Jahre der Einladung, zwei junge Edelleute auf die Universität Göttingen zu führen. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des göttingischen Musenalmanachs, und empfahl sich durch verschiedene lyrische Stücke sehr vortheilhaft. 1769 kehrte er wieder nach Gotha zurück, und 1770 ging er auf seinen vorigen Posten nach Wetzlar, wo er zwei Jahre blieb, nach welchen er in Gotha bei der geheimen Kanzlei angestellt wurde. Wetzlar war für die Fortbildung seines Geistes sehr vortheilhaft. Er fand nicht nur die Ackermannische Gesellschaft daselbst wieder, sondern auch einen Kreis junger Männer, die mit ihm an Bildung und Talent wetteiferten; Göthe und der junge Jerusalem waren darunter. Gotter schloß sich als würdiges Mitglied jenem schönen Verein trefflicher Talente an, durch deren Arbeiten die deutsche Sprache aus der Versunkenheit zu einem neuen Leben emporgehoben wurde. 1774 machte er eine Gesundheitsreise nach Lyon. Hier lernte er das französische Theater, für das er von jeher eine große Vorliebe gehegt hatte, näher kennen, und wurde seitdem immer thätiger für die Bühne. In den nächsten zwölf Jahren nach seiner Rückkehr entstanden seine vorzüglichsten dramatischen Arbeiten. Lessings, Weißes und Anderer Vorgang, deren Bemühen die deutsche Schaubühne umwandelte, und die treffliche Schauspielergesellschaft, welche Gotha vor allen Städten Deutschlands damals besaß, befeuerten seine Liebe für die dramatische Kunst. Schon vor Errichtung des Hoftheaters in Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne sein treffliches Spiel gezeigt, und seine Freunde mit dem Gefühl des Richtigen belebt. Die Anmuth und Vollkommenheit seiner Declamation war unübertrefflich, zumal in versificirten Stücken. Außerdem besaß er das Talent des Improvisirens in einem seltnen Grade, und sprach bisweilen mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit in Versen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen gerundet aus seinem Munde kamen. 1780 verheirathete sich Gotter und lebte seitdem, kleine Reisen abgerechnet, beständig in seiner Vaterstadt, wo er 1797 im 53. Jahre seines Lebens starb. Obgleich Gotter die schöne Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener kannte, so sagten seiner vielleicht etwas überverfeinerten Natur doch am meisten die Werke der erstern zu. Sie waren es, nach deren er sich bildete, deren geglättete Zierlichkeit er sich bis herab auf das Mechanische der Poesie, das er ganz in seiner Gewalt hatte, zu eigen machte. Die Stoffe und einzelnen Blüthen seiner Poesien sammelte er auf fremdem Boden, behandelte sie aber in der Ausführung mit freier Willkür. Er versuchte sich in jeder Gattung der dramatischen Kunst, im Trauerspiel, Lustspiel, Singspiel und in der Posse. Seine übrigen Poesien, im Fache der Epistel, des Liedes, der Erzählung und Elegie, zeichnen sich durch den reinen gebildeten Ausdruck zarter und edler Gefühle, schalkhafte Laune und eine gefällige Lebensphilosophie aus. In allen seinen Werken zeigt sich Gotter als einen wahren Meister in der Verskunst. An

Wohlklang, Leichtigkeit und Reinheit der Reime haben es ihm wenige deutsche Dichter gleich, und fast keiner zuvor gethan. Er selbst hat herausgegeben: Gedichte, 2 Bde., 1787 und 88; Singspiele, 1s Bdchn., 1778; Schauspiele, 1795; und viele einzelne theatralische Arbeiten, meist Uebersetzungen. Nach seinem Tode erschien 1802 noch ein dritter Band Gedichte, auch unter dem Titel: Literarischer Nachlaß u. s. w. mit des Verfassers Biographie von Schlichtegroll.

Götterlehre, s. Mythen, Mythologie.

Götterspeise, Ambrosia, war in der Mythologie der Griechen und Römer ein süßer und balsamischer Saft, der in der seligen Insel des Oceanus quoll, und den Göttern zur Erhaltung der Unsterblichkeit, gewöhnlich als Speise, aber auch als Trank, der jedoch mit dem Nektar (s. d. Art.) nicht zu verwechseln ist, und als Salbe diente. Menschen, denen davon mitgetheilt wurde, erhielten dadurch Schönheit, Stärke, Behendigkeit, kurz etwas von Göttlichkeit. Die neuere Botanik bezeichnet mit diesem Namen fünf Gattungen von Gewächsen, welche sich sämmtlich dadurch auszeichnen, daß ihre Blüthen zusammengesetzt und halbgetrennten Geschlechts sind.

Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche. Unter dem Gottesdienste, richtiger Gottesverehrung genannt, versteht man alle die Handlungen, welche entweder religiöse Gefühle ausdrücken, oder die Hervorbringung derselben bezwecken. Der Ausdruck des religiösen Gefühls durch Worte heißt Gebet, und solche Religionshandlungen, welche entweder durch die Vorschrift eines Religionsstifters, oder durch die Sitte, oder durch die Uebereinkunft einer kirchlichen Gesellschaft eingeführt worden sind und regelmäßig wiederholt zu werden pflegen, werden gottesdienstliche und heilige Gebräuche genannt. Der Gottesdienst kann entweder ein besonderer oder ein öffentlicher sein, und da die Menschen nur zu leicht das Göttliche vergessen, da Vereinigung Vieler zu Einem Zwecke das Gemüth stärker ergreift, und viele Religionshandlungen nur da Statt finden können, wo Viele sich versammeln, so hat ein zweckmäßig eingerichteter öffentlicher Gottesdienst, wo die Rede des Predigers und der Gesang der Gemeinde das religiöse Gefühl auf eine würdige Weise ausspricht und anregt, auch die Musik und die bildenden Künste das Göttliche darstellen, einen hohen Werth. Die Verschiedenheit der Gottesdienste, mit denen uns die Religionsgeschichte bekannt macht, hat ihren hauptsächlichsten Grund in der Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen, obgleich auch die Verschiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfassungen und in den Erzeugnissen ihrer Länder und ihres Kunstfleißes, und zufällige Umstände beigetragen haben, dem Cultus jedes Volks ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Der unvollkommenste, des Namens kaum werthe Gottesdienst ist der, welcher sich auf äußere Gegenstände, die als Ursachen des Wohls und des Wehes betrachtet werden, bezieht, und es drückt dieser Fetischendienst nur Begehren und Verabscheuen, Furcht und Hoffnung aus, und kann auf die Sittlichkeit gar keinen Einfluß äußern. Eine vollkommnere Art des Gottesdienstes ist die, welche auf menschenähnliche Wesen bezogen wird, und da diesen Göttern, so unvollkommen man sie sich auch vorstellen mag, doch moralische Eigenschaften zugeschrieben werden, so kann er nicht ohne allen Einfluß auf die Sitten der Völker bleiben. Es besteht diese Art des Gottesdienstes hauptsächlich in Opfern, Reinigungen, Gelübden und Büßungen, und da man sich die Götter meist als unsichtbar zu denken pflegt, so wird er zunächst auf die Symbole der Götter bezogen, und ist daher mit

dem Bilderdienste verbunden. Der edelste und würdigste Gottesdienst aber ist der, welcher sich auf den Glauben an einen allmächtigen und heiligen, über alle menschliche Beschränkung erhabenen Weltregierer gründet, auf den Glauben an Gott und seine Regierung, welchen das Christenthum in der Welt ausgebreitet hat. Unverkennbar war der Gottesdienst der Christen im apostolischen Zeitalter eine sittlich-religiöse Anstalt, ganz darauf berechnet, durch Ermahnung, durch das Vorlesen der heiligen Bücher, durch gemeinschaftlichen Gesang und durch das bei brüderlichen Mahlen verordnete Andenken an Jesum Christum den Glauben zu stärken und fromme Gefühle zu nähren. Und ward auch der christliche Religionscultus in der Folgezeit auf mannichfaltige Weise, und namentlich durch die Einmischung von Gebräuchen, welche die zum Christenthum bekehrten heidnischen Völker in die Kirche hinüber brachten, entstellt, so blieb er doch immer unendlich edler und würdiger, als der Cultus der vorchristlichen Welt, und hörte nie auf, wohlthätig auf die Sitten der Völker zu wirken. Durch die Reformation wurden die meisten dieser Mißbräuche verdrängt, die Predigt und der Gesang die Hauptsache bei dem Gottesdienste der Protestanten, und unläugbar ist ein solcher Cultus die trefflichste Schule der Volksbildung, und das wirksamste Mittel, religiöse Kenntniß und Gesinnung unter den Menschen zu erhalten. Daß der protestantische Gottesdienst durch manche Gebräuche bereichert, und mehr noch, als an den meisten Orten der Fall ist, durch die Kunst verschönert werden könnte, läßt sich nicht bezweifeln. Doch darf man diesen Mangel an Ceremonien, und die Seltenheit von Kunstwerken in den protestantischen Kirchen keinesweges so hoch anschlagen, als von denen zu geschehen pflegt, welche in unsern Tagen den Catholicismus auf Kosten des Protestantismus erheben; das Wort bleibt immer die Hauptsache, und wenn nur dafür gesorgt wird, daß es der protestantischen Kirche nicht an ausgezeichneten Kanzelrednern fehle, und überall gute Gesänge gebraucht werden, so wird ihr Cultus seinen Zweck erreichen. N.

Gottesfriede, Treuga dei (Treuge oder Trewa, von dem deutschen Worte Trew, Treu) hieß im Mittelalter ein Friedensvertrag, welchen die Kirche, als Stellvertreterin der göttlichen Polizeigewalt, gebot. Solche Gottesfrieden traten einige Tage in jeder Woche, die Advents- und Fastenzeit, und die hohen Festtage mit ihren Octaven und Vigilien in Wirksamkeit, wo alle Fehden ruhen mußten. Sie wurden zuerst 1033 in Aquitanien (wo ein Bischof den Befehl dazu vom Himmel erhalten zu haben vorgab), alsdann in Frankreich und Burgund eingeführt; 1038 kamen sie schon auf dem Reichstage zu Solothurn für Deutschland in Anregung; unter Wilhelm dem Bastard wurden sie in England, 1071 in den Niederlanden eingeführt, und die Geistlichkeit wirkte durch diese Einführung von Zucht gewiß wohlthätig auf den barbarischen Fehdegeist jener Zeit ein. Unsre Kaiser versuchten zwar, sie auch in Deutschland einzuführen; die Männer der Fehde beeinträchtigten aber den Gottesfrieden, eine Milderung der Fehdegräuel, sehr oft.

Gottesgericht, Gottesurtel, s. Ordalien.

Gottfried von Bouillon, geboren um die Mitte des 11. Jahrh. zu Basy im wallonischen Brabant, 2 Meilen von Nivelle, war der Sohn Eustachs II., Grafen von Boulogne und Lens, und folgte 1076 seinem Oheim, Gottfried dem Buckligen, Herzog von Niederlothringen, in dem Herzogthum Bouillon. Er diente mit eben so vieler Treue als Tapferkeit dem Kaiser Heinrich IV. in Deutschland

und Italien. Ihm verdankte dieser Monarch einen großen Theil des Sieges über den Herzog Rudolph von Schwaben, und auch bei der Eroberung Roms that er sich heldenmüthig hervor. Der Ruf der Tapferkeit, den seine Thaten ihm erwarben, ließ ihn 1095 zu einem der Hauptanführer der Kreuzzüge erwählen, welche Papst Urban II. und die übrigen Fürsten der Christenheit zur Eroberung des gelobten Landes ausrüsteten. Im Frühjahre 1096 trat er den Zug in Begleitung seiner Brüder Eustach und Balduin an. Die Griechen widersetzten sich vergebens ihrem Durchmarsch. Gottfried zwang den Kaiser Alexis Comnenus, ihm die Wege nach dem Orient zu öffnen und seine gerechten Besorgnisse zu verbergen. Zufolge der Bündnisse, die er mit diesem Fürsten schloß, sollte er demselben die Plätze des Reichs übergeben, die er den Ungläubigen entreißen würde, wogegen dieser sich verpflichtete, das Heer mit Lebensmitteln und Mannschaft zu versehen. Aber Alexis fürchtete für seine eignen Länder, und unzufrieden, daß die Kreuzfahrer die Umgebungen von Constantinopel geplündert hatten, hielt er keine von seinen Versprechungen. Gottfried belagerte Nicäa, eroberte es, und nahm, indem er seinen Lauf fortsetzte, einen großen Theil der Städte Natoliens ein. Das Heer der Kreuzfahrer bestand damals aus 100,000 Reitern und 500,000 Mann Fußvolk, ungerechnet der Geistlichen, welche im heiligen Eifer, oder aus Ueberdruß ihre Zellen verlassen hatten, und eine Menge Weiber, die zum Theil in Palästina den Gegenstand ihrer zügellosen Leidenschaften suchten. Am 3. Juni 1098 ward Antiochia eingenommen. Drei Tage darauf erschien ein ungeheures Heer, welches die in der Stadt eingeschlossenen Kreuzfahrer belagerte. Da sie ohne Lebensmittel waren, sahen sie sich genöthigt, Pferde und Kameele zu schlachten. Aus dieser äußersten Noth wurden sie durch die vermeintliche Entdeckung der heiligen Lanze befreit, die auf die Anzeige eines provençalischen Geistlichen aufgefunden wurde, welcher eine Offenbarung gehabt zu haben vorgab. Diese Begebenheit belebte den Muth der Kreuzfahrer dergestalt, daß sie mit Nachdruck die Türken zurückschlugen und einen glänzenden Sieg erfochten. Im folgenden Jahre am 19. Juli ward, nach einer fünfwöchentlichen Belagerung, die Stadt Jerusalem eingenommen. Alle Ungläubigen wurden niedergemetzelt, alles schwamm in Blut, und die Sieger selbst, des Mordens müde, fühlten sich von Entsetzen durchdrungen. Gottfried, dessen Sanftmuth seiner Tapferkeit gleich war, befand sich gewiß unter denen, welche der Wuth Einhalt zu thun suchten. Acht Tage nach der Eroberung Jerusalems erwählten ihn die Häupter des Heeres zum Könige der Stadt und des Landes; aber der fromme Gottfried wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Christus mit Dornen gekrönt worden; eben so lehnte er den Königstitel ab, und begnügte sich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des heiligen Grabes. Der Sultan von Aegypten, welcher wahrnahm, daß die Christen nach so großen Vortheilen gleichwol nicht in sein Land eindrangen, und daß von 300,000 Mann, die Antiochia erobert hatten, nur noch 20,000 übrig waren, schickte ein Heer von 400,000 Soldaten gegen sie. Gottfried lieferte ihn auf den Ebnen von Ascalon eine Schlacht, worin er sie in Unordnung brachte, und 100,000 Mann getödtet haben soll. Dieser Sieg setzte ihn, mit Ausnahme von zwei oder drei Plätzen, in den Besitz des ganzen gelobten Landes. Jetzt dachte Gottfried weniger darauf, seine Staaten zu erweitern, als sie zu erhalten und zu organisiren. Er setzte einen Patriarchen ein, stiftete zwei Domcapitel, eins in der Kirche von St. Sulpice, das andere in der Tem=

pelkirche, und erbaute ein Kloster in dem Thale Josaphat. Darauf gab er seinen neuen Unterthanen ein Gesetzgebung, starb aber schon den 18. Juli 1100, gerade ein Jahr nach der Eroberung von Jerusalem. Sein Leichnam ward bestattet auf dem Calvarienberge neben dem Grabe des Erlösers. Tassos schönes Epos preist auf eine würdige Weise diesen großen Fürsten und Feldherrn, den uns die Geschichte als ein Muster der Frömmigkeit, Tapferkeit und aller Herrschertugenden darstellt.

Gotthardsberg (Sanct), ein hohes Bergthal in der Kette der höchsten Alpengebirge an der Südgrenze des Cantons Uri. In der Mitte desselben liegt ein Kapucinerhospitium nebst einem Spital und Güterlager. Auf diesem Puncte rechnet man die Erhebung über der Meeresfläche auf 6339, oder nach der Weißischen Karte 4566 Fuß. Auf beiden Seiten ragen noch höhere Bergspitzen empor, welche man auf 8557 Fuß schätzt. Die Straße über den Gotthard von der Schweiz nach Italien ist Winter und Sommer wegsam, und wird ununterbrochen befahren, da sie die Hauptverbindung zwischen beiden Ländern bildet; jedoch ist sie weder ohne Beschwerden, noch selbst ohne Gefahr. Schon mehrere Stunden vorher muß man durch das Urnerland an den Abgründen, durch welche die Reuß sich drängt, über mehrere schwindelnde Brücken, namentlich über die Teufelsbrücke und durch das durch den Felsen gebrochene Urnerloch wandern. Noch gefährlicher ist das schnelle und steile Absteigen des St. Gotthards nach Airolo im Livinerthal. Die Waaren werden auf Saumrossen hinübergeschafft.

Göttingen, königl. hannöversche Stadt an der Leine, in einem fruchtbaren und angenehmen Thale, im ehemaligen Fürstenthum Calenberg, jetzt im Fürstenthum Göttingen. Sie gehört zu den schönsten Städten von Niedersachsen, und zählt über 10,000 Einwohner. Hier stiftete 1734 König Georg II. die berühmte Universität Georgia Augusta, welche am 17. Sept. 1737 eingeweiht wurde, und sich bald zu einer der vorzüglichsten gelehrten Anstalten Europas erhob. Sie ist jetzt zugleich für Braunschweig und Nassau die Landesuniversität. Mit ungemessenem Kostenaufwand vereinigte die Regierung die ersten vaterländischen Gelehrten hier, und gründete neben vielen andern zweckmäßigen Anstalten eine Bibliothek, welche für die neuere Literatur die reichste in Deutschland, und vielleicht in Europa ist, und gegen 300,000 Bände und 5000 Handschriften zählt. 1751 wurde die königl. Societät der Wissenschaften errichtet, und erhielt 1770 eine zweckmäßigere Einrichtung. Sie besteht aus einer mathematischen, physicalischen und historischen Classe, hat ordentliche und außerordentliche, einheimische und auswärtige Mitglieder, und hält monatlich eine Sitzung. Die einzelnen Classen setzen abwechselnd einen Preis von 50 Ducaten auf die Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. 1773 ward ein Museum angelegt, welches nebst einer beträchtlichen Münzsammlung die Merkwürdigkeiten des Thier-, Gewächs- und Mineralreichs, auch eine beträchtliche Sammlung von Modellen aller Art, in großer Vollständigkeit enthält. Seit 1734 wird jährlich von jeder der vier Facultäten eine Preisaufgabe für die zu Göttingen Studirenden bekannt gemacht; der Preis besteht in einer 25 Ducaten schweren goldnen Medaille. Außerdem befindet sich hier ein Predigerseminarium, ein theologisches Repetentencollegium und ein Pastoralinstitut, ein chirurgisches, ein Accouchir- und ein Krankenhospital, ein botanischer und öconomischer Garten, ein anatomisches Theater, ein Krankenhaus und ein clinisches Institut, ein chemisches

Laboratorium, ein physicalischer Instrumentenapparat, ein Observatorium, ferner ein philologisches Seminarium u. s. w. Die Zahl der Studirenden ist über 1100. Göttingen hat auch bedeutende Tuch- und Strumpfmanufacturen und Leinwebereien; ferner sind die Mettwürste ein bedeutender Ausfuhrartikel.

Gottorp, s. Holstein.

Gottsched (Joh. Christoph), war 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, empfing von seinem Vater, welcher Prediger daselbst war, den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, und bezog schon 1714 die Universität Königsberg. Seine Neigung zog ihn bald von der Theologie, für welche er bestimmt war, zu dem Studium der Philosophie, der schönen Wissenschaften und Sprachen. Er ließ bereits hier einige akademische Abhandlungen philosophischen Inhalts und Gedichte drucken, ward 1723 Magister, und begab sich, um dem Militärzwang zu entgehen, 1724 nach Leipzig, wo ihn der königsberger Magistrat mit einem Stipendium unterstützte. Hier gewann er die Zuneigung des berühmten Polyhistors, Joh. Burkh. Menke, der ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Er fing an, Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu halten, und bekämpfte darin auf eine beifallswürdige Weise den damaligen verderbten Geschmack und Lohensteinischen Schwulst, wogegen er die Alten und deren vermeintliche Nachfolger, die Franzosen anpries. 1726 erwählte ihn die damalige poetische Gesellschaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon im folgenden Jahre bildete er dieselbe in die noch bestehende leipziger deutsche Gesellschaft um, deren damaliger Einfluß auf die deutsche Literatur unläugbar bedeutend war. In der Folge entsagte Gottsched dieser Gesellschaft, und stiftete eine neue, welche sich die Gesellschaft der freien Künste nannte. 1728 gab er den ersten Entwurf seiner nachher weiter ausgeführten Redekunst, und 1729 zum erstenmal seine kritische Dichtkunst heraus. Beide Werke unterscheiden sich vortheilhaft von den herrschenden Lehrbüchern jener Zeit, in so fern sie nachdrücklich die Verunstaltung der Sprache durch den Gebrauch ausländischer Wörter rügten, und dem in der Poesie herrschend gewordenen Schwulst entgegenarbeiten. In demselben Jahre besuchte er sein Vaterland, wo er seine nachherige Gattin kennen lernte. 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst. Er gab jetzt seine Beiträge zur kritischen Geschichte der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit heraus, und fing seine unersprießlichen Bemühungen für die vaterländische Bühne an. 1734 wurde er ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, gab als solcher seine Ersten Gründe der Weltweisheit heraus; ward hierauf Decemvir der Universität, der philosophischen Facultät und des großen Fürstencollegiums Senior, wie auch mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied, und starb 1766. In unserer Literatur steht er als ein warnendes Beispiel da, zu welcher Schmach auch ein Schriftsteller von löblichem Bestreben und manchem unläugbaren Verdienst durch Einseitigkeit und Pedantismus herabsinken kann. Durch diese Eigenschaften hat er es verschuldet, daß man gegenwärtig mit seinem Namen nur die Idee eines von Hochmuth aufgeblähten Lehrers des Ungeschmacks und der Afterweisheit verbindet, der für alle ästhetischen Sünden seines Zeitalters nicht genugsam geschmäht und gezüchtigt werden kann. Seine Freunde und Verehrer, die ihn nach seinem ersten Auftreten für den Wiederhersteller der Dichtkunst und den Verkündiger des guten Geschmacks ausgegeben hatten, wurden bald durch

Rost, Pyra, Liscov, Bodmer und Andere zum Schweigen gebracht, deren zum Theil gewandtem Witz und gründlichen Beweisen Gottsched mit so schwerfälligen Waffen begegnete, daß er einer völligen Niederlage nicht entgehen konnte. Was Gottsched Gutes gewirkt, ist eben so wenig zu verkennen, als seine Abgeschmacktheiten und Verkehrtheiten. Verdienstlich war sein Eifer für die Reinheit der deutschen Sprache deren Genius er wenigstens ahnete, wenn er auch nicht Talent genug besaß, selbst Muster darin zu werden; verdienstlich sind ferner seine Bemühungen um die deutsche Grammatik und die Geschichte der deutschen Literatur. (Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 2 Bände, 1757 und 1765. Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, 8 Bände, 1732 — 1744. Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 12 Bände, 1732 — 1764). Unbrauchbar und keiner Beachtung mehr werth sind seine kritische Dichtkunst und Rhetorik; gewiß war er kein Muster der Dichtkunst und nicht zum Reformator der deutschen Bühne geeignet. Er wollte die Oper und Operette als unnatürlich und widersinnig ausrotten, die Comödie aber dadurch veredeln und reinigen, daß er den Hanswurst, den ergötzlichen Liebling der Menge, von der Bühne vertrieb. Ja, er war grausam genug, in Gemeinschaft mit der Schauspieldirectorin Neuber den ehrlichen Gesellen 1737 öffentlich und feierlich zu begraben. Dabei war alles, was er selbst für die Bühne lieferte, frostig, steif und langweilig. So unersprießliche und verkehrte Bemühungen lieferten ihn in die Hände seiner muthwilligen Gegner, deren Uebergewicht um so entschiedener ward, je mehr er sich ereiferte und mit stolzem Tone sie niederschlagen wollte.

Gottsched (Luise Adelgunde Victorie), Gattin des im vorigen Artikel geschilderten Professors, Tochter des polnischen Leibarztes Kulmus, war 1713 zu Danzig geboren, und verdankte ihrer Mutter die Ausbildung ihrer Anlagen. Von dieser empfing sie Unterricht in der deutschen und französischen Sprache. In der Folge ward sie auch mit dem Englischen bekannt, und bildete besonders durch das Lesen des englischen Zuschauers frühzeitig ihren Witz und Geschmack; eben so erwarb sie sich in der Geographie und Geschichte ausgebreitete Kenntnisse, und im Zeichnen und in der Tonkunst seltene Fertigkeit. Sie las mit gleichem Eifer die besten Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit, und die ernsthaftesten philosophischen Schriften. Mit Gottsched, den sie 1729 persönlich kennen lernte, unterhielt sie seitdem einen ununterbrochenen Briefwechsel, und verband sich mit ihm 1735. Sie lernte jetzt auch noch Lateinisch und Griechisch, half ihrem Manne vielfältig bei seinen gelehrten Arbeiten, und trat selbst als Schriftstellerin, besonders als Uebersetzerin, auf, ohne darum die geringste ihrer häuslichen Pflichten zu vernachlässigen. Ihre rastlose Thätigkeit aber zerstörte ihre Gesundheit, und sie starb zu Leipzig 1762, im 49. Jahr ihres Alters. Mad. Gottsched war eine Frau von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Mit seltenen Kenntnissen und einem männlichen Ernst verband sie alle weiblichen Tugenden, Sanftmuth, Bescheidenheit und das regste Gefühl für Liebe und Freundschaft. Als Schriftstellerin erwarb sie die Achtung ihrer Zeitgenossen. Die deutsche Sprache behandelte sie geschickter als ihr Mann, den sie an Witz und Verstand weit übertraf. Zwar sind ihre Gedichte und ihre Uebersetzungen fremder Dichterwerke von geringem Werthe; dagegen aber zeigen ihre noch jetzt anziehenden Briefe sie als zärtliche Tochter, tugendhafte Gattin, gute Hausfrau, treue Freundin und Vertraute der Musen.

Götz (Joh. Nic.), ein angenehmer und gefälliger Dichter, war 1721 zu Worms geboren, und bezog 1739 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Hier führte ihn die gleiche Neigung mit Uz und Gleim zusammen, und besonders mit ersterm übte er sich in poetischen Arbeiten. 1742 ward er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Freiherrn von Kalkreuth, Obersten und Commandanten von Emden, kehrte aber, nachdem er noch Holland besucht hatte, in sein Vaterland zurück, da das rauhe Clima Ostfrieslands ihm nicht zusagte. Zwei Jahre darauf berief ihn die verwittwete Gräfin von Strahlenheim zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, und zugleich zum Hofmeister ihrer Enkel. Diese waren Offiziere bei dem Regimente ihres Oheims, des französischen Feldmarschalls, Grafen von Sparre; er befand sich mit ihnen abwechselnd in Saarlouis, Metz und Straßburg, begleitete sie 1746 auf die Ritterakademie zu Lüneville, und ward 1747 Feldprediger bei dem Regimente Royal-Allemand, welches bald zu Toul, bald zu Nancy stand, und dem er nach Flandern und Brabant, und von da wieder zurück nach dem Elsaß und nach Lothringen folgte. Hierauf ward er Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückischen, wo er sich mit einer jungen Wittwe verheirathete, 1754 Oberpfarrer und Inspector in Meisenheim, 1761 Pfarrer und Consistorialassessor in Winterburg, und endlich 1766 baden-durlachischer Superintendent der evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen der Aemter Winterburg und Sprendlingen, als welcher er 1781 starb. Am vortheilhaftesten zeigt sich Götz in dem scherzhaften und empfindungsvollen Liede, das sinnliche Freuden und Leiden schildert; auch verdient er Beifall in der Ode, Elegie und Idylle, in der poetischen Erzählung und selbst in dem Sinngedicht. Bis auf wenige Ausnahmen empfehlen sich alle durch Feinheit, Leichtigkeit, Zierlichkeit und sanftes Gefühl. Dem ausdrücklichen Willen des Dichters gemäß, ward sein sämmtlicher poetischer Nachlaß Ramlern übergeben, der ihn unter dem Titel: „Vermischte Gedichte von J. N. Götz," in 3 Bänden herausgab, sich aber wahrscheinlich manche Aenderungen erlaubte, die wol nicht alle eines gleichen Dankes werth sind.

Götze ist jeder Gegenstand göttlicher Verehrung von dem Standpuncte dessen aus betrachtet, der diesen Gegenstand einer solchen Verehrung für unwürdig hält. So nennen wir, die wir an Einen Gott glauben, Alle, welche nicht diesen Einen Gott, sondern entweder irgend eine Creatur oder ein Geschöpf der Phantasie anbeten, Götzendiener, und drücken dadurch zugleich die gewöhnliche Meinung aus, welche wir von dem Gegenstande ihrer Anbetung haben. Selbst nicht göttliche, oder nicht für göttlich gehaltene Dinge nennen wir Götzen, wenn sie das höchste Ziel aller Wünsche und Bestrebungen eines Menschen werden, der ihnen Alles aufopfert, was vernünftige Menschen für das Schätzenswertheste und Beste in sich halten; Gold, Ruhm, Wollust sind solche Götzen. Im engern Sinne bezeichnet man durch Götzen die Bilder der Götter, welche in den Tempeln aufgestellt, und denen Ehrenbezeugungen erwiesen wurden. Daher kann man die Statuen der heidnischen Gottheiten, welche in den Sammlungen von Alterthümern und Kunstwerken aufbewahrt werden, Götzen nennen, in Rücksicht auf das, was sie in den Tempeln der Heiden waren. Der Mensch muß schon eine hohe Stufe geistiger Bildung erhalten haben, wenn er aufhören soll, sich seinen Gott durch ein Bild sichtbar zu machen. Schon das eine Verbot: du sollst dir kein Bild noch Gleichniß von Gott machen, spricht daher für eine sehr hohe Ausbildung dessen, der es zuerst unternahm, einen

Gottesdienst ohne Gottesbild bei einem ganzen Volk einzuführen; es war bekanntlich Moses; und die Geschichte der häufigen Rückfälle seines Volks in die verbotene Bilderanbetung ist ein Beweis, wie schwer es halten müsse, den Menschen bei einer blos geistigen Gottesverehrung fest zu halten. Wie in der Gottesverehrung überhaupt, so ganz besonders in den Bildern der Götter, oder in den Götzen hat sich die Beschäftigung, der Charakter, die Bildung der verschiedenen Völker auf das deutlichste ausgedrückt. Von dem rohen, nur wenig behauenen Klotz und Stein, z. B. der Cybele, bis zum Jupiter Olympius und der Minerva des Phidias, welch eine wunderbare Reihe von Bildern des Göttlichen. Die abscheulichsten, unanständigsten Mißgestalten, die ungeheuersten Zusammensetzungen von Thieren, und selbst von Thier und Mensch behaupteten eben so gut ihre Plätze auf den Altären und in den Heiligthümern, als die unübertroffensten Ideale der Phantasie und der Kunst. Leicht zu begreifen ist es, wie gebildete Völker ihre Götter nicht würdiger im Bilde darstellen zu können glaubten, als durch riesenhafte und idealisch schöne Nachahmnng der Menschengestalt; desto schwerer aber fällt es, eine genugthuende Erklärung davon zu geben, wie es selbst bei der unvollkommensten Vorstellung von dem Göttlichen möglich gewesen ist, einen würdigen Ausdruck desselben in Zerrbildern, und noch mehr in den indischen scheußlichen Schreckgestalten zu finden.

Götze (Joh. Melchior) ehemaliger Senior des Ministeriums zu Hamburg, ein, unter dem Namen des Zionwächters zu seiner Zeit bekannter Polemiker oder Streittheolog. Er war zu Halberstadt am 16. Oct. 1717 geboren, studirte zu Jena und Halle, ward 1741 Adjunct des Ministeriums zu Aschersleben; 1750 zweiter Prediger an der heil. Geistkirche zu Magdeburg, 1752 Pastor; 1755 Pastor an der Catharinenkirche zu Hamburg; 1760 Senior, und starb d. 19. Mai 1786. Er hatte auf alle diejenigen, welche Aufklärung zu befördern suchten, ein wachsames Auge. Basedow, Alberti (ein helldenkender College Götzes), Büsching, Göthe (die Leiden Werthers), Bahrdt und Semmler waren die vorzüglichsten Gegenstände seiner Kampflust. Er hat viel geschrieben, unter andern viel Predigten und Streitschriften, die, da sie mit Recht vergessen sind, hier anzuführen, sich nicht der Mühe lohnt. Seine Vertheidigung und seine ausführliche Vertheidigung der Complutensischen Bibel gegen Wetstein und Semmler (Hamb. 1765.), so wie sein Versuch einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln vom Jahre 1470 — 1621 (Halle 1775), Verzeichniß seiner Sammlung seltner und merkwürdiger Bibeln in verschiedenen Sprachen mit kritischen und literärischen Anmerkungen (Halle 1777) und die Fortsetzung (1779) beurkunden ihn indeß, auch nach dem Zeugnisse seiner Gegner, als einen Mann, nicht ohne Kopf und ohne Kenntnisse. Seine Neigung, in jeder, von der seinigen abweichenden, theologischen Ansicht Socinianismus (s. **Socinianer**) zu wittern und dagegen zu warnen, gab auch zu mancher lächerlichen Anekdote Veranlassung. Einst fragte Götze einen bei ihm aus- und eingehenden Fleischer, wessen Predigten er am meisten besuche. Nachdem der unbefangene Fleischer den Namen des Predigers genannt hatte, dessen Predigten er gewöhnlich anzuhören pflege, warnte ihn Götze vordemselben als vor einem Socinianer. Als am nächsten Sonntage der Fleischer, jetzt in Folge des Götzeschen Raths, in eine von seiner Wohnung entfernt liegende Kirche geht, um den Socinianer nicht mehr zu hören, begegnet ihm einer seiner Mitbürger. Dieser fragt ihn, warum er nicht mehr die Predigten des Mannes besuche, die er sonst fleißig angehört habe. Der Senior Götze, erwie-

derte der ehrliche Fleischer, hat mir gesagt, daß dieß ein Socinianer sei. Ihr seid alle beide irre, entgegnete der Mitbürger, ich bin ja mit ihm aufgewachsen; er ist kein Socinianer, ein Hannoveraner ist er.

Götze (Joh. Aug. Ephr.), der jüngere Bruder des vorigen, war 1731 geboren, und starb 1793 als Hofdiaconus der Stiftskirche zu Quedlinburg. In seinen frühern Jahren hatte er die Theologie zu seinem Hauptstudium gemacht. In den verschiedenen Streitigkeiten, welche sein Bruder mit den angesehensten Theologen seiner Zeit führte, ergriff er keine Partei, sondern forschte selbst der Wahrheit nach, und warnte seinen Bruder vor den Ausbrüchen einer unmäßigen Hitze. Schon über 40 Jahr alt, wurde er durch einige zufällige Versuche mit dem Mikroscop veranlaßt, sich den naturhistorischen Wissenschaften zu ergeben, und es glückte ihm, darin solche Fortschritte zu machen, daß er bald unter die vorzüglichsten Naturhistoriker Deutschlands gezählt wurde. Er war ein Mann von seltener Thätigkeit, besonders bemerkte man an ihm außer einer glücklichen Beurtheilungskraft und einem äußerst treuen Gedächtniß, eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, bei welcher es ihm unmöglich ward, sich von einer einmal aufgefaßten Idee zu trennen, oder einen angefangenen Plan unvollendet zu lassen. Außer einigen gelehrten Werken, vorzüglich über die Eingeweide-Würmer, die seinen Ruhm bei der Nachwelt sichern, hat er in Volksschriften, die unter den Namen des nützlichen Allerleis, Cornelius, Natur, Menschenleben und Vorsehung bekannt genug sind, unstreitig das meiste dazu beigetragen, daß der Glaube an übernatürliche Ereignisse, und verjährte Vorurtheile im Reiche der Natur, immer mehr verschwanden.

Gouda, auch Ter Gouw, eine Stadt am Flusse Gouwa, einem der vielen Arme, in welche sich der Rhein zersplittert, liegt in der niederländischen Provinz Holland, hat ungefähr 4000 Häuser, und etwa 16,000 Einwohner. Der in neuern Zeiten gesunkene Hauptnahrungszweig derselben ist die Verfertigung thönerner Tabakspfeifen, womit noch jetzt 2400 Arbeiter, die jährlich für 1¼ Million holländ. Gulden (833,333 Thlr.) Waare liefern, ihren Unterhalt erwerben. Diese Fabrikation verdient besonders als ein merkwürdiges Beispiel des ehemaligen Gewerbfleißes der Holländer hier aufgeführt zu werden, indem die traßartige Thonerde, woraus man die Pfeifen brennt, nicht im Lande selbst gefunden, sondern aus der Gegend von Lüttich, Cöln und Coblenz hergeführt wird. Der gegenwärtige Verbrauch beträgt ungefähr 12,000 Tonnen Erde, die etwas über 100,000 Gulden kosten. Die Verminderung des Absatzes an Pfeifen hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß man auch in andern Landern so klug geworden ist, Fabriken der Art anzulegen, deren Erzeugnisse zwar den holländischen an Güte nachstehen, wegen ihres geringen Preises aber doch immer Abnahme finden.

Gozzi (Graf Carlo), berühmter italienischer Lustspieldichter, war zu Venedig gegen 1718 geboren, und widmete sich früh den Studien, ohne Wahl einer künftigen Bestimmung. Der erste Gegenstand seiner Beschäftigungen war die toscanische Sprache, deren eigenthümlichen Geist er sich vielleicht mehr als irgend ein anderer venetianischer Schriftsteller aneignete. Er machte den ersten Gebrauch davon in burlesken Gedichten, denn sein anfangs ernster Charakter hatte sich zu Scherz und Spott gewendet. Die Zerrüttung, worein seine Familie gerieth, nöthigte ihn, in seinem 16. Jahre Kriegsdienste zu nehmen und nach Dalmatien zu gehen, wo er seine Studien und Plane aus dem Gesicht verlor. Aber er nahm sie mit Eifer wieder vor, als er nach drei Jahren nach Venedig zurückgekehrt war, ungeachtet die Angelegenheiten sei-

ner Familie ihn mannichfaltig beunruhigten. Er ward Mitglied der seltsamen und bizarren Akademie der Granelleschi, deren Sitzungen vornehmlich er erheiterte und würzte. Mit übertriebenem Eifer verfolgte er den schlechten Geschmack. Der Beifall, den Chiaris dramatische Arbeiten fanden, erregte seine Galle gegen diesen matten und zugleich schwülstigen Dichter. Nicht minder war Goldoni ein Gegenstand seiner Angriffe, weil er das ursprünglich italienische Lustspiel durch eine langweilige und schwerfällige, den Franzosen abgeborgte Schauspielgattung zu verdrängen suchte. Chiari und Goldoni, vorher selbst mit einander uneins, vereinigten sich zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen Gozzi, aber sie waren einem so gewandten, erfindungsreichen, an Witz und Laune unerschöpflichen Gegner nicht gewachsen. Einen gewaltigen Aufruhr erregte Gozzis Tartana degli influssi per l'anno bisestile 1757, welche er in einer Sitzung der Granelleschi, als deren Wortführer gegen die Feinde der Sprachreinheit und des Geschmacks er sich ansah, vorgelesen und seinem Freunde Farsetti zugeeignet hatte. Dieser ließ sie in Paris drucken und verbreitete sie unerwartet in Venedig. Goldoni trat selbst mit einem großen Gedicht in Terzinen dagegen auf, zog sich indeß dadurch nur neuen Spott von Gozzi zu. Aber diese Streitigkeiten führten zu ernsthaftern Folgen. Gozzi faßte den Gedanken zu einer neuen Gattung von Lustspielen, die nach Willkür rein phantastisch sein, oder sich mit den Pfeilen der Satyre waffnen konnten. Sacchi, der treffliche Harlekin Italiens, und seine in der Commedia dell' arte ausgezeichnete Gesellschaft war durch Goldoni dem Untergange nahe gebracht. Gozzi machte ihre Sache zu der seinigen und schrieb unentgeltlich für sie. Sein erstes Stück, das nur eine Art von Prolog war und im Carneval 1761 gespielt wurde, hatte einen ausnehmenden Erfolg. Statt aus dem bürgerlichen Leben schöpfte Gozzi seinen Stoff aus den Feenmährchen, womit Ammen und Wärterinnen die Kinder zu unterhalten pflegen, und so benutzte er die Liebe der drei Pomeranzen zu einem Prolog bei Eröffnung des Theaters und zu einer unerschöpflichen Quelle von satyrischen Streichen gegen die Schauspieler, die nur nachbeten können, was ihnen der Autor vorschreibt, und gegen die Autoren, deren Erfindung, Feuer und Genie fehlt, die immer schreiben wollen, aber immer schlecht schreiben u. s. w. Zu dem Ganzen, das durch drei Acte durchgeführt wurde, machte er nur den Entwurf. Auf ähnliche Weise benutzte er das Mährchen vom Raben zu einem Lustspiel in fünf Acten. Es ist größtentheils ausgeführt und mit ernsthaften, rührenden und selbst pathetischen Scenen gemischt. Turandot, Prinzessin von China, durch Schillers Bearbeitug auch auf unsere Bühne bekannt, gefiel nicht minder, obgleich sie mehr romontisch als wunderbar und das Wunderbare weniger populär und belustigend ist. Desto mehr erfüllte der König Hirsch, der im Jan. 1762 auf die Bühne kam, alle Bedingungen dieser neuen Gattung, die allerdings durch das Talent der Schauspieler ungemein gehoben wurde. Noch sechs Feenmährchen (Fiabe) folgten in diesem und den nächsten Jahren, namlich die Frau Schlange, Zobeis (die er eine Tragedia fiabesca nannte und deren Stoff und Styl sich zuweilen bis zum Tragischen erheben), das dunkelblaue Ungeheuer, die glücklichen Bettler (Fiaba tragicomica), deren Schauplatz Samarcand ist, das schöngrüne Vögelchen (von allen das kühnste Lustspiel) und der König der Geister. In allen diesen dramatisirten Feenmährchen brachte Gozzi die sämmtlichen Masken an und ließ ihnen die freiste Entwickelung. Es sind, sagt A. W. Schlegel, Stücke auf den Effect, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr phantastisch

als romantisch, wiewol Gozzi zuerst unter den italienischen Lustspieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung ist keineswegs sorgfältig und künstlerisch ausgebildet, sondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er ist bei aller grillenhaften Kühnheit sehr volksmäßig und folgt dem Geschmack seiner Landsleute in robusten Situationen. Die so stark aufgetragne Wunderlichkeit der Maskenrollen diente dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmährchen vortrefflich zum Gegensatz. Die Willkür der Darstellung ging in dem ernsthaften Theile, wie im beigesellten Scherz, gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hierin fast zufällig einen Fund gethan, dessen tiefere Bedeutung er vielleicht selbst nicht einsah; die prosaischen aus dem Stegreif spielenden Masken bilden einen trefflichen Gegensatz des poetischen Theils und sind gleichsam ein in die Darstellung selbst hineingelegtes, mehr oder weniger leise angedeutetes Einverständniß der übertreibenden Einseitigkeit desselben in dem Antheil der Phantasie und Empfindung, wodurch das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Aber aller dieser großen Vorzüge ungeachtet, haben Gozzis Mährchen doch nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht und keine bleibenden Spuren hinterlassen. Inzwischen entstanden in der Gesellschaft Sacchi selbst Uneinigkeiten, die Gozzi sich vergeblich bemühte, beizulegen. Mehrere Mitglieder verließen sie. Eine neue erste Schauspielerin, Signora Ricci, die mehr den Namen als das Talent dazu hatte, trat 1771 in die Gesellschaft und gewann Gozzi dergestalt für sich, daß er sie unter seinen besondern Schutz nahm. Um ihr tragische Rollen, die ihr am meisten zusagten, zu verschaffen, unternahm Gozzi neue Arbeiten. Er übersezte den Favel von Arnaud, den Graf Essex von Thomas Corneille, den Gustav Wasa von Piron, und bearbeitete nach dem Spanischen die philosophische Prinzessin, den Triumph der Freundschaft (il Cavaliere amico), Doris, die entwaffnete Rache (la Donna vendicativa), den Sturz der Donna Elviro, das öffentliche Geheimniß, die zwei bangen Nächte, die beiden feindlichen Brüder, die Liebesarznei, Ximene Pardo u. s. w. Auch hier hat er meist die italienischen Masken eingewebt, ihre Scenen aber unausgeführt gelassen. Das leztgenannte Stück kam 1786 auf die Bühne und wurde von ihm, mit einigen andern zu verschiedenen Zeiten gearbeiteten, 1791 herausgegeben, nachdem er schon 1772 eine Ausgabe seiner Werke in acht Bänden besorgt hatte. Außer seinen dramatischen Arbeiten enthält diese Ausgabe eine Uebersetzung der Satyren des Boileau, ein moralisch-satyrisches Gedicht, betitelt Astrazione, ein romantisches Epos in Ottaven, la Marfisa bizarra betitelt und auch aus dem Sagenkreise Carls des Großen und seiner Ritter gezogen, die Tartana, ein Gedicht in Ottaven unter dem Titel il ratto delle fanciulli castellane, eine Einleitung zu den Schriften der Akademie der Granelleschi, verschiedene satyrische und scherzhafte Stücke gegen Chiari und Goldoni, und endlich Novellen. Gozzi hat uns von sich selbst Nachrichten gegeben in seinen Memoire inutili della vita di Carlo Gozzi, welche durch die Eigenthümlichkeit seines Charakters und seiner Darstellung gleich anziehend sind. Er starb in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts.

Gozzi (Graf Gasparo), geboren zu Venedig 1713 und ein Bruder des vorhergehenden Grafen Carlo Gozzi, zeichnete sich wie dieser in der Literatur aus. Petrarkas Dichtungen machten auf den Jüngling Gasparo, dessen Charakter sich von Jugend auf zum Stillen und Schwärmerischen neigte, einen ungemeinen Eindruck. Er studirte sie immerwährend und die Bekanntschaft mit einer geistreichen Frau, Louise Bergalli, die gleichfalls Dichterin war, verschaffte ihm

Gelegenheit, sie nachzuahmen. Bald verband er sich für immer mit dieser poetischen Freundin, durch die nun ein großer Umschwung in dem Sein und Leben der ganzen Familie bewirkt wurde. Die Gozzis waren einst reich gewesen; Verschwendung und Sucht zu glänzen hatten aber den Wohlstand vermindert, und Gasparos Vater, Giacomo Antonio, der nicht weniger als 11 Kinder hatte (von denen Gasparo der älteste, Carlo der dritte Sohn war), sah sich schon genöthigt, die letzte Zeit um so eingeschränkter zu leben, jemehr er erst hatte aufgehen lassen. Jetzt vermehrte sich noch durch Gasparos Verheirathung der Hausstand; seine Gattin gebar ihm fast alle Jahre ein Kind und zum Ueberfluß mußte nun auch noch der alte Gozzi das Unglück haben vom Schlage dermaßen gerührt zu werden, daß er die beiden letzten, Jahre seines Lebens sprach- und auch fast besinnungslos zubrachte. Hierdurch wurde Gasparo Haupt der Familie, oder vielmehr seine Gattin wurde es, da er selbst sich nie um öconomische Dinge bekümmerte, und seine ganze Zeit in seinem Studirzimmer zuzubringen pflegte. Noth und Leichtsinn verführten aber diese Frau endlich, mit den andringenden Gläubigern das Uebereinkommen zu treffen, daß die Familie ihnen den Pallast überlassen sollte, in welchem noch alle zusammen wohnten, und dessen Aufwand zwar noch immer den Glanz von ehemals zeigte, im Innern aber die Spuren der finanziellen Zerrüttnng desto sichtbarer trug. Schon war alles bestimmt, als Carlo Gozzi aus Dalmatien, wo er in Diensten der Republik gestanden hatte, heimkehrte, und sich dieser, der Ehre der Familie nachtheiligen Maßregel widersetzte, worauf dann ein heftiger Zwiespalt entstand und, da der alte Gozzi um diese Zeit starb, eine Trennung der Glieder unter sich eintrat, die um so nothwendiger war, da die Umstände dermaßen schlecht geworden, daß kaum das Benöthigte sich auftreiben ließ, um den Greis anständig unter die Erde zu bringen. Auf Anstiften seiner Gattin übernahm nun Gasparo Gozzi das Theater St. Angelo, wodurch natürlich neue Verwickelungen herbeigeführt wurden, die am Ende, obschon Madame Gozzi sich allein mit dem ganzen Geschäft der Direction befaßte und ihr Gatte sich weiter um nichts bekümmerte, doch durch das ewige Rennen und Laufen im Hause und Umherziehen in den verschiedenen Quartieren der Stadt, für ihren Gatten so lästig wurden, daß er einst plötzlich den Entschluß faßte, sich um jeden Preiß Ruhe zu verschaffen. Er nahm deswegen seine Papiere, miethete sich in aller Stille eine kleine abgelegene Wohnung und vergrub sich daselbst zwischen seinen Büchern, von nun an blos seinen Studien lebend. Einige dramatische Versuche, sowol in der Tragödie als Comödie, fanden nur getheilten Beifall; desto mehr seine moralischen und kritischen Abhandlungen. Wirklich verdiente auch Gozzi den Ruhm einer der ausgezeichnetsten Kritiker und der reinsten und eleganteſten Stylisten Italiens zu sein, wie sich dieß z. B. durch seine Würdigung und Abweisung der sogenannten „Briefe von Virgil" über Dante, von dem Exjesuiten Bettinelli beweist, indem er dieses Mannes betrübte Ausstellungen gegen Dante, den Gozzi, wie billig, ungemein verehrte, von allen Seiten mit Schärfe und Feinheit beleuchtet. Ueberhaupt kämpfte er beständig gegen den zu seiner Zeit in Italien hereinbrechenden Ungeschmack, und wies immer auf die Autoren aus der guten Zeit, einen Dante, Petrarka, Ariost u. s. w. in dieser Hinsicht hin, weswegen er denn auch in die zu Venedig sich gebildete Gesellschaft der Granelleschi aufgenommen wurde, die, gleichen Zweck habend, derselben theils durch Ernst, theils durch Spott und Satyre, ja öfters auch sogar durch burleske Spielereien und Lazzis,

zu erreichen suchte, weswegen sich auch dieser aus mehreren der geistreichsten Männer jener Zeit gebildete Verein den obigen Namen gab der von Granelli — einem Provinzialismus — abstammend, ungefähr so viel als lustige Thoren, Schalksnarren oder dergl. bedeutet. Zu gleicher Zeit versah Gozzi das Amt eines Censors und Aufsehers über die Buchdruckereien in Venedig, und die kleinen Einkünfte, die dies abwarf, reichten eben hin, ihm fortzuhelfen. Später trug man ihm von Padua aus ein ehrenvolleres und einträglicheres Geschäft auf. Die Universität dieser Stadt sollte in all ihren Theilen eine völlige Reform erfahren, und Gozzi ward ersucht, einen Plan dazu zu entwerfen. Ein Gehalt von 600 Ducaten jährlich, so lange die Sache bis zur völligen praktischen Herstellung dauerte, und außerdem noch mehrere bedeutende Gratificationen, waren der Lohn. Gozzi kam hierdurch in den Stand, sich aus den Verwickelungen zu retten, in welche ihn die unglückliche Speculation seiner Gattin mit dem Theater (welches sich zuletzt anflöste, gestürzt hatte, und verlebte einige angenehme Jahre in Padua, während welcher Zeit er auch seine Frau vorlor, die er jedoch, trotz dem vielfältig gemachten Kummer, herzlich und aufrichtig betrauerte. Zurückgekehrt nach Venedig, wo der Senat, in Betracht seiner guten Dienste in Padua, ihn den größten Theil seines dortigen Gehaltes ließ, ward er durch Kränklichkeit genöthigt, die feuchte Luft dieses Ortes zu meiden, und er ging deßhalb bald wieder nach dem ihm so lieben Padua, wo er sich mit einer alten Freundin, einer Mad. Cenet, die ihm stets viel Sorgfalt erwiesen hatte, auh Dankbarkeit verband, und bald darauf, 73 Jahr alt, im Dec. 1786 starb. Als Kritiker zeichnete sich Gozzi durch Tiefe und Schärfe des Urtheils sowol wie durch Unparteilichkeit und Bescheidenheit aus, wie denn z. B. sein Giudizio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante etc. (Venedig 1758, 4.) ein Muster in dieser Hinsicht genannt werden kann. Außer mehreren andern Sachen hat man auch noch Opere in versi e in prosa (Venedig 1759, 6 Bände) von ihm, die meist aus Uebertragungen französischer Trauer- und Lustspiele bestehen. F. G.

Grabmahl, s. Denkmahl.

Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus), zwei berühmte Römer, die, indem sie die Republik erneuen und das Wohl des Volks fest begründen wollten, Anlaß zu den ersten bürgerlichen Unruhen in Rom gaben, deren Opfer sie selbst wurden. Tiberius Sempronius Gracchus, etwa 9 Jahr älter als sein Bruder, war ein Mann von großen Talenten und schätzbaren Eigenschaften. Er sowol als sein Bruder erhielten von ihrer trefflichen Mutter — frühe verloren sie ihren Vater — Cornelia, Tochter des großen ältern Scipio, der Hannibal besiegte, eine ausgezeichnete Erziehung; in spätern Jahren hatte griechische Philosophie ihren Geist gebildet und veredelt. Ihre Familie gehörte zu den edelsten und vornehmsten Roms. Tiberius hatte sich schon früher als Krieger ausgezeichnet; unter Anführung seines Schwagers, des jüngsten Scipio, war er bei der Belagerung Carthagos, und der Erste auf den Mauern der brennenden Stadt. Schon als Jüngling wurde er in das Collegium der Augurn aufgenommen, eine Würde, die gewöhnlich nur verdiente Staatsmänner belohnte. Er ward hierauf Quästor des Consuls Mancinus, der damals das kleine, aber tapfere und freiheitsliebende Volk der Numantiner in Spanien bekriegte. Hier rettete des jungen Gracchus hohes Ansehen, in dem er selbst bei diesen Feinden Roms stand, durch einen Vertrag, der,

ohne weiter schimpflich zu sein, den Numantinern nur ihre Unabhängigkeit zusicherte, viele Bürger; ja sie gaben dem Quästor seine mit dem Gepäck verlornen Rechnungen und Papiere mit rührenden Achtungsbezeugungen zurück. Aber der römische Senat vernichtete diesen Vertrag, und beschloß, um diese treulose Verletzung des Völkerrechts einigermaßen zu rechtfertigen, alle diejenigen, welche ihn geschlossen hatten, den Numantinern auszuliefern; auch ward der jüngere Scipio mit einem neuen Heere abgeschickt, um Numantia wieder anzugreifen. Zwar rettete das große Ansehn, dessen Gracchus schon damals genoß, ihn von einer so schmählichen Behandlung, und am Ende ward nur Mancinus, den aber die Numantiner ungekränkt entließen, ausgeliefert; aber dieser Vorfall mußte wol seinem politischen Leben eine bestimmte Richtung geben, nämlich als Gegner des Senats für das Volk zu handeln. Sofort bewarb er sich um die Würde eines Volkstribunen, die seine Person, während er sie bekleidete, unverletzlich machte, und ihn in den Stand setzte, seine großen Entwürfe zum Besten des Volks auf gesetzlichem Wege auszuführen; auch säumte er nicht, sobald er zu dieser Stelle (mit großem Beifall des Volks) erwählt war, dieselben auszuführen. Das tiefe Elend des größern Theils des souveränen römischen Volks, das er besonders bei seiner letzten Reise von der Provinz nach der Hauptstadt bemerkt hatte, führte ihn auf den Gedanken, die Anzahl der Grundeigenthümer in Italien zu vermehren, wodurch auf einmal der Armuth des großen Haufens, so wie den meisten Uebeln, an denen die Republik krankte, abgeholfen sein würde. Da die Römer eigentliche Neuerungen nicht liebten, suchte er dies durch die Erneuerung eines alten, schon vor 232 Jahren gegebenen, aber lange vergessenen Gesetzes zu bewirken. Damals war nämlich auf den Vorschlag des Volkstribuns, Licinius Stolo, nach heftigen Streitigkeiten das Gesetz durchgesetzt: „daß niemand über 500 Acker (Jugera zu 28,000 Quadrat-Fuß) von dem Gemeinlande (der Staatsdomäne, Ager publicus) besitzen sollte; das Uebrige sollte unter die Plebejer gleichmäßig vertheilt werden." Dieses Gesetz also, das nun, nach Gracchus, das Sempronische, oder vorzugsweise das Ackergesetz genannt wurde, erneuerte er, fügte aber mehrere mildernde Bestimmungen hinzu. So sollten für die aufgeführten Gebäude und andere Verbesserungen die Besitzer entschädigt werden; jeder unmündige Sohn sollte die Hälfte (250 Jugera) besitzen dürfen (der mündige konnte als Bürger und Hausvater das Ganze besitzen). Aber diese Milderungen mußten dennoch sehr unzulänglich scheinen, und der heftigste Widerstand der herrschenden Partei (der Adeligen) konnte erwartet werden. Auch waren es nicht diese allein, sondern zugleich die besiegten italienischen Völker, die seit ihrer Unterwerfung unter dem Namen „Bundesgenossen des römischen Volkes" durch Geldbeisteuern und Truppencontingente eigentlich die römische Macht so gehoben hatten, welche durch dieses Gesetz gekränkt wurden; auch sie hatten unter verschiedenen Namen und Titeln manche Strecken des römischen Gemeinlandes an sich gebracht. Es ist wahrscheinlich, daß Tiberius mehreren unter ihnen, besonders den Lateinern, zur Entschädigung das römische Bürgerrecht (wodurch sie also an den Wohlthaten seines Gesetzes Theil nehmen konnten), allen aber mehr Schutz gegen den Uebermuth und die Erpressungen einzelner römischer Magistratspersonen versprach. Ihm entgegenzuwirken gewann der Senat einen der Volkstribunen, den Marcus Octavius, einen jungen, reichen und kühnen Mann: und als Tiber, nachdem er, dem Herkommen gemäß, sein Gesetz neunzehn Tage hindurch öffentlich ausgestellt hatte, es den

versammelten Bürgern zum Abstimmen vorlegen wollte, legte dieser dagegen sein Veto ein, wodurch das ganze Unternehmen auf einmal gescheitert schien. Tiber machte zwar jetzt von seiner ganzen Machtfülle Gebrauch, versiegelte die Schatzkammer und untersagte allen Behörden die Ausübung ihres Amtes, aber er sah, daß er damit wenig ausrichtete. Er wagte daher einen neuen und bisher in der römischen Geschichte unerhörten Schritt. In der nächsten Volkssammlung trug er auf die Absetzung des Octavius als eines ungetreuen Volksvorstehers an. Von den 35 Tribus hatten schon siebzehn für die Absetzung gestimmt; jetzt trat Tiber zu Octavius (er war sein Jugendfreund gewesen), und bat und beschwor ihn, das Veto zurückzunehmen. Dieser hieß ihn die Abstimmung fortsetzen, und kaum war durch die nächste Tribus die Mehrzahl für die Absetzung entschieden, so warf sich der wüthende Pöbel auf ihn, da er mit seiner Würde zugleich seine Unverletzlichkeit verloren hatte; und nur durch die Bemühungen Tibers, der alles anwandte, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen, durch die Treue eines Sklaven, der sich für ihn aufopferte, und die Anstrengungen der Aristokraten rettete er sein Leben. Das größte Hinderniß des Gesetzes war nun gehoben, und noch in derselben Volksversammlung ward es vom Volk angenommen, auch sogleich drei Commissarien, die es in Vollzug setzen sollten, in der Person des Tibers selbst, seines jüngern Bruders Cajus, und seines Schwiegervaters Appius Claudius, ernannt. Jetzt aber zeigten sich erst alle Schwierigkeiten, die der Ausführung im Wege standen, in ihrem vollen Lichte; schon die unumgänglich nöthige Vorarbeit, die Untersuchung, was Gemeinland und Privatacker sei, hatte deren im vollen Maße; die Klagen und Beschwerden aus allen Gegenden Italiens häuften sich, und Tiberius Popularität fing an zu sinken, wobei seine Gegner nicht unthätig blieben. Indessen kam der August des J. 620, wo die Tribunen für das folgende Jahr gewählt wurden, heran, und Gracchus, der indessen durch neue Vorschläge sich in der Gunst des Volks wieder zu heben versucht hatte, bewarb sich von neuem um diese Würde. Da im Gegentheil die Aristokraten alles aufboten, dies zu verhindern, stieg die Gährung in Rom auf das höchste. Ohne zu einer Wahl zu kommen, ging ein Wahltag vorüber. Am folgenden besetzten zahlreiche Volkshaufen das Forum, der Senat versammelte sich in dem nahe gelegenen Tempel der Treue (Fides). Vergebens suchte Tiber zu dem tobenden Volkshaufen zu reden; um anzudeuten, sein Leben sei in Gefahr, zeigte er auf seinen Kopf. Sofort schrieen seine Feinde, er habe das Diadem gefordert. Grundlos, fast lächerlich war diese Anschuldigung; aber was glaubt die Leidenschaft, oder was ergreift sie wenigstens nicht, wenn von dem verhaßten Feinde die Rede ist? Scipio Nasica, aus einer der vornehmsten Familien, gewesener Consul, großer Grundbesitzer, und daher leidenschaftlicher Aristokrat, erhob sich, von den Consuln fordernd: „daß sie Gewalt brauchen möchten;“ und als diese mit weiser Mäßigung es ablehnten, rief er, zur Wuth erhitzt: „wer die Republik lieb hat, folge mir nach,“ und verließ mit seinen Anhängern in stürmischer Eile die Curie. Der ganze Haufe, mehrentheils Senatoren und gewesene Magistrate, bewaffnete sich mit Stöcken, Keulen und dergl., und that einen Angriff auf das Volk, das mehr aus Achtung für die hohe Würde dieser Männer, als aus Furcht, ihnen weichend Platz machte; einige wenige setzten sich zur Wehre. So entstand ein Handgemenge, in welchem Tiber selbst mit 300 seiner Anhänger erschlagen wurde. Aber mit diesem ersten Bürgerblute konnte die ein-

mal erregte Gährung unmöglich gestillt werden; sie ward vielmehr um so heftiger. Es bildete sich eine demokratische Partei, als Gegnerin des Senats, die sich ebenfalls mit schonungsloser Heftigkeit zu verfahren berechtigt hielt. Die kühnsten Wortführer derselben drängten sich zum Tribunat, mit Gracchus ehrwürdigem Namen ihre ehrgeizigen Entwürfe bedeckend. So erschütterte der Volkstribun Carbo zwei Jahre nach Tibers Tode durch neue Vorschläge die Ruhe des Staats. Ein anderer Volkshäuptling, Fulvius Flaccus — Carbo trat späterhin wieder zu der aristokratischen Partei über — ward selbst Consul, und würde in diesem hohen Posten große Unruhen erregt haben, da er den Bundesgenossen große Versprechungen that, hätte ihm nicht der Senat einen Oberbefehl in Gallien gegeben. Auch gab die fortdauernde, obwol wenig wirksame Ausführung des Sempronischen Gesetzes, das durch Tiberius Tod keineswegs aufgehoben war, den Unruhen immer neue Nahrung. An die Stelle des ermordeten Tiber war ein gewisser Licinius Crassus, Schwiegervater des Cajus Gracchus, erwählt; und als dieser starb, bildeten die schon genannten, Carbo, Fulvius Flaccus und C. Gracchus, die zur Ausführung des Gesetzes bestimmte Commission. So hatten sich die Parteien mit abwechselndem Erfolge bekämpft, als der jüngere Gracchus, zehn Jahre nach dem Tode seines Bruders (J. R. 630) die politische Bühne betrat, indem er sich um das Tribunat bewarb, und es mit den größten Erwartungen des Volks erhielt. Mit vielseitigern und glänzendern Talenten, als sein Bruder, verband er eine stürmische, den Zuhörer fortreißende Beredsamkeit. Als Tribun erneuerte er zuvörderst das Gesetz seines Bruders, und schärfte es vielleicht noch, denn der von Tiber zugestandenen Aenderungen geschieht keine Erwähnung; er rächte sein Andenken, indem er mehrere der heftigsten Gegner desselben aus der Stadt vertrieb. Zugleich setzte er das Gesetz durch, „daß den Dürftigen in Rom ein Gewisses an Getreide monatlich vertheilt werden solle;" und durch ein anderes Gesetz erleichterte er den Kriegsdienst, und sicherte den Soldaten außer dem Sold auch Kleidung. Zugleich ließ er mehrere Heerstraßen durch Italien ziehen. Das Volk faßte einen grenzenlosen Enthusiasmus für seinen Liebling, seine Gegner waren geschreckt und betäubt, so wurde es ihm leicht, die Erneuerung seiner Würde für das folgende Jahr zu erhalten. Sein Versuch, 300 Ritter in den Senat zu bringen, scheiterte, dagegen wurden auf seinen Antrag den Senatoren die Gerichte genommen, und dem Ritterstand übertragen." So entstand ein neuer politischer Stand im römischen Staate, der, zwischen Senat und Volk in der Mitte stehend, auf die folgende Geschichte den wichtigsten Einfluß gehabt hat. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber sichern Mittel, Gracchus zu stürzen. Ein gewonnener Tribun, Livius Drusus, wußte durch noch größere Versprechungen das Volk von Cajus abwendig zu machen, und sich und dem Senat noch größere Popularität zu verschaffen. Daher geschah es, daß Gracchus das dritte Tribunat nicht erhielt, wogegen einer seiner heftigsten Feinde Opimius zum Consul erwählt ward. Ein Tumult, in welchem ein Lictor des Consuls erschlagen ward, gab dem Senate Gelegenheit, die Consuln zu ermächtigen, mit gewaffneter Hand zu verfahren. Der Antrag, den Opimius an das Volk thun wollte, ein Gesetz des Gracchus aufzuheben (es betraf nur eine von ihm decretirte Colonie, aber man betrachtete es als ein Beispiel der Aufhebung aller von den Gracchen gegebenen Gesetze), gab der Gährung neue Nahrung. Gracchus erschien auf dem Forum, Flaccus hatte seine Anhänger bewaffnet. Da that Opimius mit einer wohlbewaffneten

Schaar geübter Krieger einen Angriff auf das Volk. An 300 wurden erschlagen, und Gracchus selbst, von treuen Freunden tapfer vertheidigt, fiel als ein Opfer der Wuth seiner Feinde. Das Ackergesetz ward zwar späterhin wirklich aufgehoben, aber die Achtung für den Senat war dahin, und die erregte Gährung wirkte fort.

Gracioso, der theatralische Beiname des Possenreisers, oder lustigen Bedienten, einer komischen Maske, oder stehenden Rolle, die in allen drei Arten des spanischen Lustspieles, besonders aber in den Intriguenstücken (Comedias de Capa y espada) unter verschiedenen Namen vorkommt, dem Hanswurst ähnlich. Mit dem Harlekin der ältern Bühne, wovon man ihn hat ableiten wollen, hat er in so fern Aehnlichkeit, daß er zuweilen etwas plump und gefräßig ist, andere Züge aber, eine Geschwätzigkeit und Furchtsamkeit, hat er nicht mit jenem gemein. Man könnte eher im Sosias des Plautus, oder im Davus und andre Sklavenrollen des Terenz sein Muster finden. Bei Lope de Vega ist diese allgemeine Charakterform zuweilen mit dem Tölpel derselbe Charakter, wie ihm denn überhaupt die spanischen Dichter auf die mannichfaltigste Weise Nebenzüge beilegen, ihn bald sehr verschlagen und klug, bald possirlich einfältig schildern. In einigen Stücken kommt ein zweiter Gracioso (gracioso secundo) vor, ja man findet auch wol noch mehrere, worunter auch ein Graciosa ist. Selten wird diese Charaktermaske als Werkzeug gebraucht, durch ihre Listen die Verwickelung zu knüpfen; sondern der lustige Diener dient meist nur dazu, die Triebfedern, die seinen Herrn bestimmen, zu parodiren, was oft auf die anmuthigste und geistreichste Weise geschieht. In den Lustspielen des Augustin Moreto y Cabana zeichnen sich die Rollen des Gracioso durch glücklichen Witz besonders aus.

Gradation, Steigerung, ist in der Redekunst das allmälige Fortschreiten von einem schwächern zu einem stärkeren Gedanken, von dem Allgemeinen zu dem Besondern, wodurch allein die Aufmerksamkeit der Hörers in steter Spannung erhalten werden kann. In den bildenden Künsten zeigt sich die Gradation in der Anordnung, in den Formen, in den Charakteren, in den Ausdrücken, Bewegungen, Falten der Bekleidung und in dem Colorit, da eine bemerkbare Lücke in der Folge der Gegenstände in allen diesen Theilen der Kunst ein unangenehmes Gefühl erweckt. Die Gradation in der Anordnung der Gegenstände ist das, was des Künstlers erste und vorzüglichste Sorgfalt erfordert, um von Stufe zu Stufe das Auge des Beschauers von den untergeordneten Figuren auf die Hauptfigur, und von dieser wieder auf jene zurückzuleiten. Nur durch die richtige Gradation bekommt ein Kunstwerk Einheit, und jeder Theil desselben seine volle Bedeutung.

Grade nennt man die gleichen Theile, in welche irgend ein Ganzes abgetheilt wird. In der Mathematik wird jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade eingetheilt. Die von den neuesten französischen Mathematikern versuchte Decimal-Eintheilung des Kreises hat, ihrer entschiedenen Vorzüge ungeachtet, die alte Eintheilung nicht verdrängt. Die absolute Größe eines Grades hängt demnach von der Größe des Halbmessers ab, und kann also nur in Beziehung auf diesen bestimmt werden. Da man die Winkel nach Kreisbogen mißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beschrieben werden, so gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach Graden an. So hat ein rechter Winkel 90 Grade, d. h. seine beiden Schenkel umfassen den vierten Theil eines aus seiner Spitze als Mittelpunkt beschriebenen Kreises. Jeder Grad (°) wird weiter in 60 Minuten (′), jede Minute in 60 Secunden (″) und jede Se-

cunde in 60 Tertien (‴) getheilt. Alle mathematischen und astronomischen Instrumente, mit welchen Winkel gemessen werden, wie das Astrolabium, der Quadrant, Sextant, haben diese Eintheilungen. Und eben so werden alle Kreise, welche man in der Vorstellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B. der Aequator, die Mittagskreise, die Ekliptik, die Parallelkreise, die Scheitelkreise, der Horizont u. s. w. in Grade, Minuten und Secunden getheilt. Etwas anders ist die Abtheilung in Grade bei physikalischen Instrumenten, z. B. bei Barometern, Thermometern u. s. w., wobei man allemal von einem festen Puncte ausgehen muß, z. beim Thermometer vom Eispunct, indem man die Grade über und unter demselben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer ist, als dieser Punct anzeigt. In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehrerer Nachkommen von den gemeinschaftlichen Aeltern. In gleichem Grade mit einander verwandt sein, heißt demnach, von den gemeinschaftlichen Aeltern in Ansehung der Abstammung gleich weit entfernt sein, wie dies mit Geschwistern, ersten, zweiten und dritten Geschwisterkindern u. s. w. der Fall ist.

Gradiren (Salzwerke), heißt, die unendlich kleinen, in dem Salzwasser (der Soole) aufgelös'ten, Salztheilchen von einem Theil ihres überflüssigen Wassers befreien, damit dadurch der Aufwand beim Salzsieden vermindert werde. Dieses läßt sich nun hauptsächlich auf eine dreifache Art bewirken: 1. daß man die Soole durch Beimischung mehrerer Salztheile verstärkt, wie z. B. auf dem baierschen Salzwerke Armenhalle, dem norwegischen zu Walloe ꝛc.; 2. daß man die in der Soole befindlichen Salztheilchen vermittelst der Kälte (Eisgradirung) nöthigt, näher zusammenzutreten; 3. daß man die wässerigen Theile der Soole verflüchtigt, die Salztheilchen aber zurückhält. Dies letztere Verfahren ist die allgemeinste und wichtigste Gradirungsart, und sie geschieht auf vierfache Weise: a) daß man die Soole in großen Behältern ganz ruhig, nur der Sonnenwärme ausgesetzt, stehen läßt (Sonnengradirung). Gehört nur fürs südliche Europa. b) Daß man die Soole uber große schiefliegende, der Luft und Sonnenwärme ausgesetzte Flächen langsam hinfließen läßt (Pritschen- oder Tafelgradirung, Dachgradirung). Hollenberg machte diese Pritschengradirung zuerst im Götting. Magaz. Jahrg. I. St. 5. bekannt. Sie ist die unzweckmäßigste unter allen. c) Daß man die Soole aus hochgestellten Behältern durch gehörig dazu eingerichtete und der freien, von Morgen nach Abend oder umgekehrt streichenden Luft ausgesetzte Wände herabtröpfeln läßt (Tröpfelgradirung oder die sogenannten Leckwerke, die beste unter allen). d) Daß man endlich die Soole in Pfannen der Hitze des Feuers aussetzt. (Die kostspieligste und unanwendbarste unter allen, wenn die Soole nicht wenigstens neungrädig und das Feuermateriale noch obenein wohlfeil ist.) Die Tröpfelgradirung, als die allgemeinste, geschieht in den von Deutschen erfundenen Gradirhäusern, welches länglich viereckige bedachte und unbedachte, aus Holz erbaute Gebäude sind, deren Giebel nach Mittag und Mitternacht stehen müssen, die im obersten Theile die Sooltropfkasten und an den Seiten derselben die hölzernen Hähne und Rinnen mit Einschnitten versehen haben, aus denen die Soole abtröpfelt, in dem mittlern Theile die Wände, durch welche die Soole fällt, und im untern Theile einen großen Behälter oder Becken enthalten, in welchem die Soole gesammelt wird. Die heutigen Gradirhäuser haben Dornwände, die aus Schwarzdorn oder Schlehendorn (Prunus spinosa) und nur im Nothfalle aus Weißdorn (Craetageus Oxyacantha) bestehen müssen, hat Joachim Friedrich, Freiherr von Beust, 1726 auf der Sa-

line Wilhelms Glücksbrunn bei Creutzburg an der Werra zuerst eingeführt. Die Veranstaltung nun, worin das Gradiren der Soole von Anfange an bis zu ihrer Gare oder Grädigkeit (Löthigkeit) zum Versieden gebracht wird, nennt man überhaupt ein Gradirwerk. X.

Gradmessungen. Als Newton gelehrt, daß wegen des Umschwungs der Erde um ihre Axe diese um den Aequator höher sein müsse und ihr Aequatorialdurchmesser um $\frac{1}{230}$ größer sei als ihr Polardurchmesser, wollten die Franzosen dies gleich durch eine Messung in Frankreich untersuchen. Denn wenn dieses war, so bildete die Erde keine vollkommne Kugel, sondern Ellipsoid (Pomeranzenform) und wegen der Abplattung gegen die Pole müssen die dortigen Grade größer als unter dem Aequator und in der Nähe desselben ausfallen. Newton machte zwar bemerklich, der Unterschied zwischen einem Grade bei Dünkirchen und zwischen einem Grade bei Bayonne sei so klein, daß sie mit ihren unvollkommnen Instrumenten solches gar nicht finden könnten, ja sie fänden vielleicht das Gegentheil und dann die Wissenschaft durch fehlerhafte Zahlen in Verwirrung gebracht. Allein man ließ sich nicht abhalten; die Messung ward vorgenommen, und was Newton vorhergesagt hatte, traf ein; denn das Resultat derselben war, daß die Polaraxe größer sei und daß die Erde eher einer Citrone gleiche als einer Pomeranze. Nachdem vierzig Jahre lang hierüber leere Reden geführt worden, beschloß endlich die Akademie der Wissenschaften einen Grad unterm Aequator und einen in Lappland messen zu lassen. Jetzt fand sich nun, daß der nordische Grad größer sei als der unterm Aequator und daß Newton recht gehabt. Allein es fragte sich nun, wie viel die Abplattung betrage? Die Theorie gab $\frac{1}{230}$, wenn die Erde in einem völlig flüssigen Zustande war, als sie anfing, sich zu drehen. Allein die Berechnungen gaben immer andere Resultate, je nachdem man diese oder jene Messung dabei zum Grunde legte. Denn nicht allein in Amerika und Lappland waren Gradmessungen gemacht worden, sondern auch in Frankreich, England, Ungarn und Italien. Man schloß hieraus, daß die Erde kein völlig regelmäßiger Körper sei, sondern daß sie große örtliche Ungleichheiten habe. Obschon dieses möglich ist, so war der Schluß doch zu voreilig, weil die angeführten Ungleichheiten eben so gut von den Fehlern der Messungen herrühren konnten, da man sehr unvollkommne Instrumente gebraucht, und sehr kleine Bogen gemessen hatte. Als die Franzosen ihr neues Maß- und Gewichtsystem auf das Metre bauten, welches der 10millionste Theil vom Aequator bis an den Pol sein sollte (ungefähr 3 Fuß 1 Zoll), mußten sie die Größe der Erde und die Größe der Abplattung sehr genau kennen. Sie maßen deswegen in Frankreich nicht einen Bogen von einem Grad, sondern einen Bogen von 10 Grad. Zu gleicher Zeit wurde in Schweden 1802 der Grad aufs neue und mit besseren Instrumenten gemessen als Maupertuis vor 80 Jahren gebraucht hatte, und so war denn die Größe und die Abplattung der Erde zwar noch nicht völlig, allein doch nahe genau bekannt. Seit dem Frieden ist die Gradmessung, welche in England unter dem General Roy gemacht worden, mit der französischen in Verbindung gesetzt, und so ist denn ein Bogen von 20 Grad, der von den balearischen Inseln auf der Küste von Spanien über Frankreich und England bis zu den orcadischen Inseln geht, gemessen, und dadurch die Größe der Erde und ihre Abplattung so genau bestimmt, als sie sich in Europa bestimmen läßt. Die Abplattung ist nämlich zu $\frac{1}{301}$ gefunden. In Deutschland kann man keinen Bogen messen, der größer als etwa 7 Grad oder 105 Meilen ist, nämlich von Constanz bis Lübeck. Nach-

dem also die Engländer und Franzosen 20 Grad gemessen haben, so kann es nur von einem geringen Nutzen sein, in Deutschland noch einmal 7 Grad zu messen. Auch selbst dann, wenn die Erde ein unregelmäßiger Körper ist, und ihre Figur in Deutschland anders als in England, müßte man, um diese örtlichen Ungleichheiten zu bestimmen, mit einer großen Sorgfalt verfahren, damit die Fehler der Messung nicht größer wären, als die Ungleichheiten der Erde, und man nicht die Abweichungen der Astronomen von der Wahrheit für Abweichungen der Erde von ihrer regelmäßigen Gestalt halte. Gradmessung eines Längengrades. Die Längengrade sind unterm Aequator am größten und nehmen nach den Polen immer mehr ab. Auf dem Aequator hat ein Längengrad 15 deutsche Meilen, bei uns nur noch 8½, und so kann man die Größe jedes Grades berechnen, sobald die Figur der Erde bekannt ist. Ist die Figur der Erde aber nicht ganz regelmäßig, so haben auch die Längengrade auf derselben Breite nicht überall dieselbe Größe, und man hat davon gesprochen, dieses ebenfalls durch eine Gradmessung zu untersuchen. Diese Aufgabe ist in den Dreiecken eben so leicht, wie die Messung eines Breitengrades, aber in dem astronomischen Theile ist sie gerade 15mal so schwierig. Der Längenunterschied zweier Orte wird in Zeit bestimmt, da der Ort, der 15 Grad nach Osten liegt, eine Stunde früher Mittag hat. Eine Stunde ist also 15 Grad, oder, den Grad zu 8½ Meile gerechnet, 127½ Meile oder etwa 3 Millionen Fuß. Eine Zeitminute ist 50,000 Fuß und eine Zeitsecunde 800 Fuß. Auf jede Zeitsecunde, um die man sich in der Uebertragung der Länge irrt, irrt man sich also um 800 Fuß. Bei einer Entfernung von 127 Meilen die Zeit bis auf 2 oder 3 Secunden sicher mit Raketen oder Blickfeuern zu übertragen, ist eine in der Astronomie fast unauflösliche Aufgabe, und während man bei den Dreiecken auf einen solchen Bogen nur etwa 200 Fuß Ungewißheit hat, hat man im astronomischen Theile der Messung vielleicht eine Ungewißheit von 2000 Fuß. Bg.

Graf war im ältesten Deutschland eine Art von Unterrichter, wozu das Volk, denn dieses wählte ihn, einen Mann erkor, der in Geschäften grau worden, und daher Grau, Grave hieß, woraus unser heutiges Graf entstand (s. Gau). Andere leiten das Wort Graf von γράφειν, indem das alte gallisch-lateinische Wort graffare, von welchem Graffarius, Greffier, abstammt, so viel als schreiben bedeutet. Es möchte also Graf (in einigen Handschriften den fränkischen Capitularien Graphio) aus der Sprache der griechischen Colonisten in Gallien sehr füglich entlehnt sein können. Man hat behaupten wollen, die Franken hätten Grafen als Nachahmung der Römer eingesetzt, wahrscheinlich weil Graf im Lateinischen schon comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte stets einige Senatoren um sich, die überall mit ihm umherreisten, und dies Gefolge hieß Comitatus Caesaris, die vornehmsten darunter Comites. Aus ihnen besetzte der Kaiser verschiedene Stellen an seinem Hofe, und schickte sie als Statthalter in Provinzen und Städte. Die deutschen Grafen sind älter als die Comites. Ehe die Franken die herrschende Nation wurden, hatte Deutschland schon seine Grafen, bei den Franken erhielten sie nur eine etwas veränderte Bestimmung. Nicht mehr von dem Volk, sondern, wie die Herzoge, von den Königen gewählt und eingesetzt, wurden sie Richter über die Gaue, und ubten Regierungsrechte, nicht in eignem, sondern in des Königs Namen. Sie waren königliche Beamte, und man sieht aus der ihnen mitgegebenen Anweisung, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß ihr Amt in Verwaltung der Justiz, Polizei und königl. Gefälle bestand. Die Graf-

schaften waren demnach Aemter, und wurden deßhalb auch nicht nach einem Ort oder Bezirk, sondern von dem Namen der Grafen selbst benannt, z. B. die Grafschaft des Maracher u. s. w. Nach den Zeiten der Carolinger blieben Amt und Namen, man fing aber an, verschiedene Classen derselben zu unterscheiden. Vorzüglich zeichneten sich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), welche bei Hof zu Gericht saßen, und bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, um zu sehen, ob es nothwendig sei, daß der König darüber entscheide; Markgrafen, Grenzvorsteher (von Mark, Grenze); Landgrafen (später als die vorigen, kommen erst im 11. Jahrh. vor) im Gegensatz der vorigen, Beamte des Innenlandes, Burggrafen, die nur über eine Burg und das zugehörige Gebiet gesetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor Zentgrafen, wahrscheinlich von der Zahl 100 (centum), weil sie, die selbst unter den Grafen standen, anfänglich (denn späterhin waren sie bedeutender) über so viele Personen gesetzt waren; Dinggrafen, von Ding, Gericht, Gerichtshof, also Gerichtsbeamte; Holzgrafen, eine Art von Oberforstmeister, wie die Stallgrafen Oberstallmeister; Lehn=, Salz=, Deichgrafen erklären sich von selbst; Wicgrafen hatten ihren Namen von Wic (vicus), Dorf.*) Um widerrechtlichen Anmaßungen oder Unterschleifen dieser Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und Kaiser oft selbst Gericht in den Provinzen, oder schickten Sendgrafen dahin. Carls Capitularien enthalten fast auf allen Blättern genaue Vorschriften, wie diese dabei zu Werke gehen sollen. Allmälig aber wuchs die Macht der Grafen, so wie die der Herzoge, immer mehr (s. Fürsten, Gefolgswesen), und sie fingen an, ihre Aemter erblich zu machen, sich der Gewalt der Kaiser zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiserliche Beamte, sondern als eigenthümliches Recht auszuüben. Da im 12. Jahrh. die Gauen als politische Eintheilung abkamen, erstreckte sich die Verwaltung der Gerichtsbarkeit der Grafen nur auf die eignen Güter, die sie in ihren Amtssprengeln hatten, und auf die Personen, die ihnen mit der Schutzherrlichkeit und Erbgerichtsbarkeit angehörten. Hatten sie in ihren Sprengeln viele solche Güter und Personen, so entstanden daraus Herrschaften, und mehrere Grafen verwechselten den gräflichen Titel mit dem eines Herrn oder Dynasten, oder nannten sich, wenn sie jenen beibehielten, nicht mehr nach ihrem Sprengel, sondern nach ihren Allodialgütern, nicht mehr z. B. Grafen im Riesgau, sondern Grafen von Oettingen. Dabei blieben aber viele im Besitz gewisser Rechte, die sie ehmals als kaiserliche Beamte in ihren Sprengeln auszuüben hatten, wohin vorzüglich der Wildbann (Jagd= und Forstgerechtigkeit), der Blutbann oder Cent (Recht über Leben und Tod; diese beiden Bänne nannte man die Grafenbänne oder Regalien, weil sie vordem im Namen der Könige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleite gehören. Durch alles dieses wurde der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vasallen und Beamten diese endlich ganz von den Kaisern erlangt hatten (s. Fürsten), gab es daher regierende Grafen, Landgrafen, von denen mehrere späterhin zu herzoglicher, churfürstlicher und königlicher Würde aufstiegen. Alle diese mit Landes=

*) Spuren der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Graf finden wir noch jetzt z. B. im Hannöverischen, Dänischen und Oldenburgischen, wo die Aufseher des Wasserbaues den Titel Deichgrafen, und im Hessischen, wo die Aufseher der landesherrlichen Schlösser (Schloß= oder Hausverwalter) den Titel Burggrafen führen.

hoheit versehenen Grafen gehörten, nachdem eine feste Einrichtung des deutschen Reichs zusammengebracht war, zum hohen Adel (von denen viele späterhin auch in den Fürstenstand erhoben wurden), und als Reichsgrafen nahmen sie Theil am Reichstage und hatten Stimmen im Fürstenrath. Sie hatten aber nur Curiat-, nicht Virilstimmen, d. h. eine ganze Körperschaft zählte für eine Stimme. Bis zum westphälischen Frieden gab es zwei Grafenbänke, die der wetterauischen und schwäbischen Grafen, die also für zwei Stimmen zählten; nach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverschiedenheit, noch zwei Grafenbänke, die fränkische und westphälische, hinzu, so daß von da an die Grafen vier Curiatstimmen im Fürstenrathe hatten. dd.

Graff (Anton), königl. sächsischer Hofmaler, geboren zu Winterthur 1736. Aus angeborner Neigung widmete er sich der Malerei, vornehmlich aber dem Porträtmalen, worin Joh. Ulrich Schellenberg sein Lehrer war, und erwarb sich einen Platz unter den ersten Porträtmalern seiner Zeit. Nachdem er acht Jahre in Augsburg verlebt, und dort seinen Ruf zu gründen angefangen hatte, bekam er 1766 eine Einladung nach Dresden. Hier bildete er in einer würdigen Umgebung und einem angemessenen Wirkungskreise sein Talent vollkommen aus. Zeichnung, Charakter und Colorit sind an seinen Gemälden gleich lobenswerth und befriedigen den Kenner. Die Zahl seiner Porträts und Familiengemälde belief sich schon 1796 auf mehr als 1100; darunter ist auch ein eigenhändiges Bildniß des Künstlers selbst, welches im J. 1795 die dresdner Ausstellung zierte, und nachher in den Besitz des Appellationsrath Körner kam. Graff starb zu Dresden, im J. 1813.

Grammatik heißt bei uns der Inbegriff der Regeln, nach welchen eine Sprache richtig geredet und geschrieben wird, die Sprachkunst. Jede Sprache hat ihre eigene Grammatik, alle aber umfaßt die allgemeine oder philosophische Grammatik; welche ohne Rücksicht auf eine vorhandene Sprache, nach den Gesetzen des Denkens und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes dabei ein ideales Sprachgebäude aufführt, das von jeder menschlichen Sprache mehr oder weniger, von keiner aber vollständig erreicht wird, noch erreicht werden kann. (Vergl. Sprachlehre). Bei den Alten hatte das Wort Grammatik ursprünglich einen ganz andern, weit umfassendern Sinn. Sie nannten Grammatik den Unterricht, nicht blos in der Sprachkunde, sondern auch hauptsächlich in der Dichtkunst, Redekunst, Geschichte, und selbst in den ersten Anfangsgründen der Philosophie, in so fern sie bei jenen anwendbar war; daher hießen Grammatiker solche Gelehrte, welche in allen diesen Wissenschaften Unterricht ertheilten. Die Kunst aber, blos richtig zu reden, zu lesen und zu schreiben, also nur einen Theil der Grammatik, nannten sie Grammatistik, und die Lehrer derselben Grammatisten. Mit dieser Wissenschaft wurde beim Unterricht der Jugend der Anfang gemacht. Unter den griechischen Grammatikern waren die Scholiasten die wichtigsten; bei den Römern hießen sie auch Professors, Literati und Literatores. (Vergl. d. Art. Rhetoren und Grammatiker.)

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen ersetzt. Es werden daraus durch Multiplication oder Division alle größern oder kleinern Gewichte gemacht. So ist z. B. das Decagramme ein Gewicht von 10 Grammen, so viel als 2⅔ Quentchen; das Hectogramme ein Gewicht von 100 Grammen, macht 1¼ Unze; das Kylogramme oder Kilogramme ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und fast 6 Quentchen; das Myriagramme ein Gewicht von 10,000 Grammen, beinahe 20½ Pfund; es hieß an-

fangs Centibar. Das Decigramme ist ein Zehntheil des Grammes, beinahe 2 Grän schwer; Centigramme $\frac{1}{100}$ des Grammes, beinahe $\frac{1}{5}$ Grän; Milligramme, ein Tausendtheil des Grammes, beinahe $\frac{1}{50}$ Grän; es vertritt die Stelle des ehemaligen Karats.

Grammont (Philibert, Graf von) Sohn des französischen Marschalls dieses Namens. Sein Großvater war der Gemahl der schönen Corisandre d'Andouins und er scheint auf ihr Verhältniß mit Heinrich IV. in seinen von Hamilton (s. d. Art.) herausgegebenen Memoiren anzuspielen, wo er behauptet, es habe nur von seinem Vater abgehangen, Heinrichs IV. Sohn zu sein, da der König ihn habe anerkennen wollen, was aber von jenem abgelehnt worden sei. Er diente schon in früher Jugend unter Conde de Turenne, und als er an mehreren Belagerungen und Schlachten Theil genommen, machte er auch den Krieg in Holland mit, und zeichnete sich überall durch seine Tapferkeit aus, wiewol er nie weder Heere befehligte, noch Unterhandlungen leitete. Er stieg nach und nach zu Ehren und Würden, fiel aber in Ungnade, als er es wagte, Ludwig XIV. die Liebe der schönen Lamotte Houdancour streitig zu machen. Aus Paris verwiesen, ging er, zwei Jahre nach Carls II. Rückkehr, an dessen üppigen Hof, wo seine Munterkeit, sein lebhafter Hang zu Vergnügungen, sein Witz, sein Glück und noch mehr seine vielleicht nicht allzu redliche Geschicklichkeit im Spiele unter der herrschenden Verderbtheit und Lüderlichkeit großen Beifall finden mußten. Saint Evremont, der geistreiche Epikuräer, dessen Held Grammont war, Büssy Rabutin und Hamilton, Grammonts Schwager, versichern, dieser sei in seinen Liebeshändeln mehr unternehmend als glücklich gewesen, aber bei der Freigebigkeit, die er in seinen Verschwendungen zeigte, besaß er doch viele Mittel, Weiber zu fesseln, die es mit den Herzenseigenschaften nicht so genau nahmen. Wie er Hamiltons Schwager ward, ist in dem, diesen betreffenden Art. erzählt worden. Seine Gemahlin ward Hofdame der Königin von Frankreich, gefiel aber nicht allgemein am Hofe. Grammont setzte den Epikureismus, worin St. Evremont sein Lehrer gewesen war, so lange als möglich fort, ohne auf den frommen Rath seiner Frau viel zu achten, bis er in seinem 75. Jahre von schwerer Krankheit befallen ward. Nach seiner Genesung soll er den Bemühungen, ihn zu bekehren, williger entgegen gekommen sein. Er starb, 86 Jahre alt, 1707. Eine seiner beiden Töchter heirathete den Grafen von Strafford.

Gran, ein Goldgewicht, so viel als ein halbes Loth; desgleichen ein Apothekergewicht, der 60ste Theil eines Quentchens. Grän oder Green, ein kleines Goldgewicht, der dritte Theil eines Grans, oder das Zwölftel eines Karats; beim Silber der 18te Theil eines Loths, oder der 24ste Theil eines Pfenniggewichts; der 288ste Theil einer Mark.

Granada, ein Königreich in Spanien. Die Hauptstadt gl. N. am Flusse Xenil, unter einem sehr angenehmen und gesunden Himmelsstriche, zählt in 12,000 Häus. über 66,000 Einw. In der Nähe der Stadt liegen zwei Berge, zwischen denen der reißende Darrobach strömt. Auf einem dieser Berge liegt der maurische Königspalast Alhambra mit seinen 30 Thürmen, der allein den Raum einer Stadt einnimmt. Auf dem andern Berge Alcanaza ist aller Raum voll Häuser nnd Gärten. Die Lage der Stadt erlaubt es, daß jedes Haus zur Kühle einen Springbrunnen, und wenn dieser fehlt, wenigstens einen Limonienbaum besitzt. Höher wie die Stadt liegen andere mit Schnee stets bedeckte Berge, aber doch ist der Winter in Granada milde. Viele Denkmäler mauri-

scher Pracht und des Feldherrn Cordova Grabmal ziehen die Reisenden nach Granada, eben so der Bazar Alcanteria. Die umliegende äußerst fruchtbare Gegend ist eine spanische Domaine. Sie ist so reich an Maulbeerbäumen, daß bloß die Blattpflückung derselben für die hiesigen Seidenwürmer 3500 Dublonen Pacht einträgt, und trägt alles, was das südlichste Europa in Vollkommenheit erzeugt. In der prächtigen Domkirche sind die Grabmäler Ferdinands des Catholischen und der Königin Isabelle, welche das Königreich eroberten.

Granat, eine zum Kieselgeschlechte gehörige Steinart, vom latein. Worte Granum, weil sie gewöhnlich in rundlichen Körnern vorkommt. Es gibt zwei Arten, den edlen und gemeinen Granat. Der edle heißt auch Karfunkel, böhmischer, morgenländischer, orientalischer und sirischer Granat, von einer zerstörten Stadt Sirian in Pegu. Er ist gewöhnlich blutcolombin- und dunkelcarmoisinroth, seltener kirschcochenil-, rosen-, hyacinth- uud bräunlichroth. Er kommt crystallisirt vor in rundlichen Körnern, in Säulen und Pyramiden, durchsichtig, aber auch nur an den Kanten durchscheinend und ist viel härter als der Quarz. Man findet ihn zuweilen von verschiedener Größe. Den blutrothen Granat nennt man gewöhnlich böhmischen, den carmoisin- und colombinrothen, die mehr blau in ihrer Mischung haben, allgemein orientalischen Granat, er mag übrigens her sein, wo er will. Der edle Granat wird vorzüglich gefunden in Aethiopien und Madagascar; in Brasilien, Pegu, Ceylon und Sibirien; in Böhmen um Bilin, in Sachsen um Zöblitz rc., in Salzburg, Kärnthen, Steyermark, Schlesien, Schweiz rc. Die reinen schönen durchsichtigen Granaten werden wie andere Edelsteine geschliffen. Auch werden sie durchbohrt, facettirt, und als Hals- und Armschmuck getragen. Die ganz kleinen Granaten endlich werden als Ausschuß theils in die Apotheken zum Tariren, theils zu Gartenverzierungen, theils zerstoßen anstatt des Schmirgels zum Schleifen weicherer Steine pfundweise verkauft. Der gemeine Granat hingegen kommt am gewöhnlichsten von oliven-, lauch-, berg-, pistacien- und spargelgrüner und leber-, röthlich- und gelblichbrauner Farbe in Böhmen, Sachsen, Salzburg, im Banat, in Schweden rc. vor. Er ist am meisten nur durchscheinend, selten halbdurchsichtig.

Granaten, Granaden, Grenaden, sind mit Kernpulver oder einem andern das Sprengen erzeugenden Satz angefüllte, hohle, eiserne Kugeln mit einer Brandröhre, kleiner als die Bomben, übrigens diesen völlig ähnlich, werden aber nicht, wie die Bomben, aus Mörsern, sondern aus Haubitzen geworfen. Ehedem waren auch kleinere einpfündige Granaten üblich, welche mit der Hand geworfen wurden und daher Handgranaten hießen. Von diesen bekamen die Soldaten, welche sie warfen, den Namen Granatier oder Grenadier. Ludwig XIV. brachte sie 1667 zuerst auf. Gegenwärtig, wo das Werfen der Handgranaten nicht mehr üblich ist, haben die Grenadiere diese Bestimmung verloren, und sind den Linientruppen gleich. Sie bilden jetzt den Kern eines Heers und unterscheiden sich durch erhöhten Sold, das Zeichen der Granate auf einigen Montirungsstücken und durch ihre Mützen, die aber als unbequem und unzweckmäßig gegenwärtig größtentheils auch abgeschafft sind. Sonst fanden sie nur bei der Infanterie statt, aber bei dem französischen Heere sind auch reitende Grenadiere eingeführt, welche theils einzelne Compagnien bei den Regimentern, theils eigne Regimenter (Grenadiers-à-cheval) bilden, und dann zur schweren Cavallerie gehören.

Grandes. Im castilischen Reiche gab es, wie in Aragon, eine Stufenfolge unter den Edeln des Landes, die theils zum hohen, theils

zum niedern Adel gehörten. Jenen bildeten die Ricos Hombres (wörtlich: reiche Männer), diesen die Ritter (Cavalleros) und die Edelbürtigen (Hidalgos). In der Entstehungsart der neuchristlichen Staaten, welche im fortdauernden Kampfe gegen die Araber sich bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Abkömmlinge der Männer, die den ersten Waffenbund zur Befreiung des Vaterlandes geschlossen hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Der König war durch sie beschränkt in seiner Gewalt, sie standen ihm als geborne Rathgeber zur Seite und hatten die ersten Ansprüche auf die höchsten Staatsämter. Schon im 13. Jahrh. ward dieser Anspruch denjenigen Adelsgeschlechtern, die sich durch Reichthum und alten Besitz der Fürstengunst vor andern die Achtung des Volks erworben hatten, gesetzlich zuerkannt, und selbst der Name Grandes kommt um diese Zeit schon in dem Gesetzbuche (Las siete partidas) vor, welches Alphons X. dem castilischen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Ersten unter dem hohen Adel, denn viele wurden zu diesem gerechnet, die nicht Grandes hießen; aber keiner ward Grande genannt, der nicht Rico Hombre war, das ist, aus einem angesehenen altadeligen Geschlechte stammte. Grandes hießen theils die Verwandten des königlichen Hauses, theils diejenigen, durch Güterreichthum ausgezeichneten Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben, und dies gab ihnen einen Vorrang vor den Ricos Hombres, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; sie besaßen, wie dieser, gewisse Soldgüter (Königslehne, Herrenlehne genannt), für deren Einkünfte sie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüsteten Leuten bestand) dienen mußten, und konnten diese Lehne nur in gewissen gesetzlich bestimmten Fällen verlieren; sie waren, da sie dem König im Kriege mit Hab und Leben dienten, frei von Steuern; sie durften, ohne besondern Auftrag des Königs, vor keinem bürgerlichen oder peinlichen Richter gefordert werden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters sammt ihren Vasallen ungehindert das Reich verlassen, und dem vaterländischen Gesetz und der Lehnpflicht sich entziehen, um einem andern Fürsten, selbst gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer diesen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anspruche auf die ersten Staatswürden, standen den Grandes noch einige Auszeichnungen zu, worunter besonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs, nach dessen Erlaubniß, das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiste einer beschränkten Feudal-Monarchie hervorging, aber auch den Adelswürden, den sogenannten Titulos (Betitelten, d. i. Herzogen, Grafen) zustand. Der König nannte sie: mein Vetter (mi primo), während er die übrigen Besitzer hoher Adelswürden nur: mein Verwandter (mi pariente) nannte. Auf den Reichstagen saßen sie unmittelbar nach den Prälaten, vor den Titulos. Sie hatten freien Zutritt in den Palast und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen Handlungen in der königlichen Capelle saßen sie zunächst am Altare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußern Vorzüge der männlichen Würde, die Königin stand vor ihnen von ihrem Sitz auf, sie zu empfangen, und es wurden Kissen für sie auf den erhöhten Polstersitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Isabella, durch den kraftvollen Ximenez geleitet und unterstützt, die

Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geschmälert, und am Ende des 15. Jahrh. verlor sich der Name der Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger, Carl V. (in Spanien I.), im Allgemeinen das Streben nach unbeschränkter Königsgewalt aufgab, so fand er doch manche Veranlassung, einige von den Großen des Reichs sich zu verbinden, und andere für die wichtigen Dienste, welche sie ihm bei der Unterdrückung des Aufstandes der Stadtgemeinden geleistet hatten, zu belohnen. Was älter Gebrauch schon eingeführt und in der Achtung des Volks sich befestigt hatte, ward von ihm auch durch den Namen Grandezza ausgezeichnet, und zu einer besondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte bestimmt wurden, aber meist nur in äußern Auszeichnungen bestanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten besessen, sollte er nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Isabella schlau begonnen war, sollte standhaft durchgeführt, aus dem unabhängigen Lehnadel ein abhängiger Hofadel gemacht werden. Es gibt drei Classen der Grandes. Einigen befahl der König, sich zu bedecken, ehe sie ihn angeredet hatten; dies waren die Grandes der ersten Classe; Andere erhielten den Befehl, sobald sie geredet hatten, und sie hörten seine Antwort mit bedecktem Haupte: die Grandes der zweiten Classe, und wieder Andere empfingen des Königs Befehl erst nach seiner Antwort, die Grandes der dritten Classe. In neuern Zeiten war dieser Rangunterschied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei, wenn auch nur unwesentlich verschiedene Classen von Grandes. Alle genossen bis auf die neueste Staatsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte, noch die Vorzüge, daß sie den Excellenztitel führten, und daß, wenn sie durch den Saal der Garden im königlichen Palaste gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präsentiren. Andere Auszeichnungen hatten sie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen besondern Verein, wie ehedem die Herzoge und Pärs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausschließend bestimmt, ausgenommen höchstens die Würde eines Oberstallmeisters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardierer-Garde, aber selbst bei der Ernennung zu diesen Hofämtern war des Königs Willkühr im Grunde gar nicht beschränkt.

Granit. Diese harte Gebirgsart, aus welcher die Urgebirge und überhaupt die größten und höchsten Bergketten bestehen, macht eine Hauptmasse unserer Erdfläche aus. An der Luft verwittert sie mit der Zeit und löst sich zu einem Sande auf, aus welchem, vermittelst bindender Feuchtigkeiten, unter gewissen Umständen wiederum neuer Granit gebildet wird. Der Granit gehört zu den gemengten Gebirgsarten, und zwar sind die ihn bildenden Stoffe ursprünglich in einander gewachsen; diese sind Quarz, Feldspath und Glimmer, oft auch andere Mineralien. Nach Verschiedenheit seiner Bestandtheile und ihrer Mischung ist auch seine Farbe verschieden. Man unterscheidet mehrere Hauptarten: 1. den eigentlichen Granit, der blos aus den angegebenen drei Gebirgsarten besteht; 2. Aftergranit, welcher z. B. statt des Glimmers Hornblende enthält; 3. übermengten Granit, welchem noch Hornblende zugemischt ist; 4. Halbgranit, der nur aus Hornblende und Feldspath, oder auch aus Feldspath und Glimmer besteht.

Granvella (Anton Perrenot, Cardinal von), Minister Carls V. und Philipps II. und einer der geschicktesten Staatsmänner des 16ten Jahrh., war 1517 zu Ornans in der Grafschaft Burgund geboren; studirte mit großem Eifer zu Padua, dann Theologie zu Löwen, und

ward darauf von seinem Vater in die Staatsgeschäfte eingeführt. Im Besitz von sieben Sprachen, die er sämmtlich mit Leichtigkeit sprach, mit seltenem Scharfblick und unermüdeter Geduld ausgestattet, dabei von einnehmender Gestalt und gefälligen Sitten, folgte er ganz seinem Ehrgeiz, dem keine Würde im Staate zu hoch erschien. Im 23. Jahre zum Bischof von Arras ernannt, begleitete er seinen Vater auf den Reichstag nach Worms und Regensburg, wo beide Unterhändler vergebens bemüht waren, die ausgebrochenen Religionsunruhen zu unterdrücken. Auch dem tridentischen Concilium wohnte er bei, und suchte hier die Christenheit für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Als nach der Schlacht bei Mühlberg die Protestanten Frieden begehrten, ward Granvella mit Abfassung der Bedingungen beauftragt; und er täuschte den Landgrafen von Hessen, dem man die Freiheit zugesichert hatte. Zu gleicher Zeit ließ Granvella Costnitz den Protestanten durch Ueberfall entreißen. Im J. 1550 ward er Staatsrath; er bewahrte die Reichssiegel. Die Unruhen in Deutschland dauerten fort und 1552 wäre der Kaiser von den Protestanten in Inspruck beinahe gefangen worden. Er floh bei Nacht in einer Senfte und Granvella begleitete ihn mit eingelegter Lanze. Der passauer Vertrag, welcher bald darauf Deutschland rettete, machte Granvellas Geschicklichkeit große Ehre. 1553 unterhandelte er die Vermählung Don Philipps mit Maria von England, welche Spaniens Macht auf den höchsten Gipfel bringen sollte. Zwar wurden diese Absichten durch Marias kinderlosen Tod vereitelt, indeß hatte Granvellas Eifer ihm die Gunst Philipps II. gewonnen. Den ersten Beweis davon empfing er dadurch, daß Philipp ihm auftrug, die Rede, welche Carl V. bei seiner Abdankung vor den flanderischen Ständen hielt, zu beantworten. Granvella sprach auf eine des großen Gegenstandes vollkommen würdige Art. Der Waffenstillstand von Vaucelles hatte die Ruhe zwischen Frankreich und Spanien auf fünf Jahre hergestellt. Heinrich II. brach ihn und nach anfänglichen Unfällen ward ihm das Glück günstig. Granvello knüpfte daher Unterhandlungen an und unterzeichnete 1559 den Frieden zu Cateau-Cambresis. Philipp verließ sofort die bereits höchst unzufriedenen und mißvergnügten Niederlande, und ließ Margaretha von Parma als Statthalterin und Granvella als ihren Minister zurück. Auf diesen Posten mußte ihn der Haß des Volks treffen, das alle strengen Maßregeln ihm zur Last legte, während seine Feinde bei Philipp vorgaben, daß seine Schwäche und Milde die Fortschritte der neuen Lehre befördere. Philipp aber kannte die Talente seines Ministers besser, und ernannte ihn zum Erzbischof von Mecheln. Sein Eifer für die Wiederberufung des tridentischen Conciliums und die Unterdrückung des Bajanismus erwarben ihm den Cardinalshut. Granvellas Feinde ließen indeß nicht ab, ihn mit den verhaßtesten Anklagen zu verfolgen, sie wußten auch die schwache Margaretha gegen ihn einzunehmen, und so ertheilte ihm endlich 1564 Philipp den Befehl, in die Franche-Comté zurückzukehren. Nur zu bald erkannte Margaretha ihren Fehler, sich eines so treuen und eifrigen Ministers beraubt zu haben. Sie suchte ihn vergeblich zur Rückkehr zu bewegen. Granvella verlebte jetzt fünf Jahre unter Studien und im Umgang mit Gelehrten. Er wohnte dem Conclave bei, das Pius V. zum Papst erwählte 1570 sandte ihn Philipp abermals nach Rom, um mit dem Papst und den Venetianern ein Bündniß gegen die Türken zu schließen. Diese bedrohten Neapel, wohin Granvella als Vicekönig gesandt wurde. Er traf hier unter so schwierigen Verhältnissen

nicht nur die zweckmäßigsten Vertheidigungsmaßregeln, sondern gab auch die trefflichsten Verordnungen für den innern Wohlstand, und Neapel durfte von seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit noch größere Vortheile erwarten, als er plötzlich 1575 in den Staatsrath berufen wurde. Philipp, eifersüchtig auf den Ruhm, selbst zu regieren, begnügte sich, Granvella den Titel eines Präsidenten des höchsten Raths von Italien und Castilien zu ertheilen, so daß der Cardinal zwar nicht dem Namen nach, aber in der That erster Minister war. Als solcher unterhandelte er mit Gewandtheit die Vereinigung Portugals mit Spanien, war Zeuge des von ihm vorausgesehenen Aufstandes der Niederlande und schloß die Verbindung der Infantin Catharina mit dem Herzog von Savoyen, die ein Meisterstück der Politik war, indem Frankreichs Planen auf Mailand dadurch kräftigst entgegengewirkt wurde. So rastlos beschäftigt starb er 1586 an der Schwindsucht. Wie man auch über Granvella urtheilen mag, so muß man ihm doch mehrere von den Eigenschaften, die einem großen Minister nöthig sind, zugestehen. Er war unermüdlich, fest in seinen Entschlüssen, von scharfem Blick, hochgesinnt, untadelhaft in der Verwaltung, gemäßigt selbst gegen seine schwächern Feinde, und stets für Spanien und die Religion thätig.

Graphit ist theils ein Geschlechts-, theils ein Gattungsname. Man bezeichnet damit gewisse Mineralien, welche zu den brennlichen gehören; Graphit, als Geschlecht betrachtet, enthält zwei Gattungen, wovon die eine Kohlenblende, die andere Reisblei genannt wird.

Gras. Mit diesem im gemeinen Leben unbestimmten Worte benennt man in der Botanik ein solches Gewächs, das einen hohlen mit Knoten und Gelenken versehenen Stengel hat, der hier Halm heißt. Die Blätter sind lang, schmal und gestreift, sie sitzen nicht, wie andere Pflanzenblätter, auf Stielen, sondern endigen sich unten in einer Scheide, die den Halm umschließt. Die Blüthen sind klein, meist grünlich von Farbe und haben Spelzen: sie bringen nur einzelne Samenkörner. Die Knoten der Gräser schlagen, wenn sie mit Erde bedeckt werden, wieder Wurzeln, und hierauf gründet sich die künstliche Vermehrung des Getreides, von dem viele Arten zu den Gräsern gehören. Demnach sind die Gräser ein Hauptnahrungsmittel der Menschen und Thiere.

Grasse, Graf von, insbesondere durch die große Seeschlacht bekannt und selbst berühmt, die er im Jahre 1781 gegen den englischen Admiral Rodney verlor. Er wurde 1723 geboren, und früh in Seedienste tretend, schwang er sich bald zur Stelle eines Befehlshabers empor. 1779 verließ er mit einer Escadre von 4 Linienschiffen und mehreren Fregatten den Hafen von Brest, um sich mit dem Marquis d'Estaing, der zu Martinique stationirt war, zu vereinigen. Noch in demselben Jahre lieferte er dem Admiral Biron ein glückliches Treffen auf der Höhe von Neu-Granada und im folgenden Jahre befand er sich bei den Seeschlachten, welche der franz. Befehlshaber Guichen mit dem Admiral Rodney am 17. April und 15. nnd 19. Mai in denselben Breitengraden schlug. Zu Anfang von 1781 lief Grasse von neuem von Brest mit 20 Linienschiffen aus und bestand mehrere glückliche Gefechte mit den Engländern unter Hood, half Tabago einnehmen und unterstützte durch die Blokade der Baye von Cheasapeak, die Unternehmungen der Generale Washington, Rochambeau und Lafayette so glücklich, daß der in Yorkstown verschanzte englische Feldherr Cornwallis sich genöthigt sah, die Waffen

zu strecken. Hierauf nach den Inseln unter den Wind seegelnd, machte er mit dem General Bouillé einen Versuch, Barbados zu nehmen, was jedoch wegen Ungunst der Witterung nicht gelang, dagegen aber die Festung Bristonchill auf St. Christoph von ihnen eingeäschert und nach Eroberung dieser Insel auch die Inseln Neris und Montserrat genommen wurden. Bis hierher hatte Grasse fast stets glücklich gegen die Engländer gefochten, allein Glück und Geschick schienen ihn auf einmal zu verlassen, als er mit dem Auftrage, sich mit den Spaniern zu vereinigen und Jamaika zu nehmen, von Martinique absegelte und unterwegs auf die viel stärkere englische Flotte unter Rodney stieß. Um ein einzelnes Schiff seiner Escadre zu retten, das mit den Engländern handgemein wurde, ließ er sich, ohne seine Vereinigung mit den Spaniern erst zu bewirken, in eine Schlacht ein, die so unglücklich ausfiel, daß er selbst mit seinem Admiralschiffe „la Ville de Paris" von 100 Kanonen, den Feinden in die Hände fiel und hierauf nach England gebracht wurde. Zu seinem Ruhme gereicht indeß noch hierbei, daß er sich in diesem unglücklichen Kampf bis aufs äußerste vertheidigte und nicht eher ergab, bis sein Schiff demontirt war. Nach abgeschlossenem Frieden zwischen England und Frankreich, kehrte Grasse in sein Vaterland zurück, woselbst er zu Paris den 11. Januar 1788 starb. Vor seinem Tode gab er noch Memoiren heraus, in welchen er sich über die letzten Vorfälle seiner kriegerischen Laufbahn zu rechtfertigen und die Schuld der verlorenen Schlacht auf einige der unter ihm commandirenden Offiziere zu schieben suchte; dies hatte jedoch, da die Thatsache, sein übereiltes Anbinden mit einem überlegenen Feinde vor Augen lag, weiter keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Frankreich, und er blieb diesem Lande für den Verlust, den er verursacht hatte, verantwortlich.

Grau in Grau, Monochromata, (französisch en Camayeu, auch en Grisaille, ital. Chiaroscusa) sind eigentlich Malereien von einerlei Farbe, diese mag sein, welche sie will, wobei blos Licht und Schatten beobachtet und in ihren Abstufungen nachgeahmt werden. — Camayeu nennt man auch wol Darstellungen von zwei oder drei Farben, wobei keine genauere Nachbildung der Farben der Natur gedenkbar ist. Man verfiel auf die Grau in Grau Manier, als man den Mangel der Basreliefs durch Malerei ersetzen wollte. (S. auch Helldunkel.)

Graubündten, das obere Rhätien der Alten, ist seit 1798 einer der schweizer Cantone. Begrenzt ist es im Norden von Glarus, St. Gallen und dem Vorarlberg; in Osten von Tyrol; in Süden von Veltlin, Mailand und dem Canton Tessino; in Westen vom Canton Uri. Es ist der größte unter den schweizer Cantonen, da er 140 deutsche QM. enthält. Es wird in fünf große Hauptthäler eingetheilt, so wie sich die Nation in drei Bünde abtheilt. Das erste Thal heißt das des hintern Rheins; dies schließt den Rheinwald, das Schamserthal, die Via Mala, und das Domleschthal in sich. Das letzte wird durch den hintern Rhein gebildet, ist das mildeste Land in Graubündten und enthält 22 Dörfer, in denen das Romanische, ein Gemisch aus Latein, Deutsch und Italienisch, gesprochen wird. Das Schamserthal enthält bei 1½ Meile Länge 8 — 9 treffliche Dörfer. Zwischen diesem und dem Rheinwald ist die fürchterliche Via Mala, welche durch den hintern Rhein gebildet wird. Hier und in dem Rheinwald dauert der Winter wegen der Höhe der Gebirge neun Monate. Hier gehen zwei schreckliche Wege nach Italien, über den Splügen und über den Bernhard. Jenen überstiegen im J. 1800 die Franzosen

unter Macdonald, diesen wagte Le Coubre mit einer bedeutenden Abtheilung des französischen Heeres im J. 1797 zu betreten. Das zweite Thal ist das des vordern Rheins, welches, von der westlichen Grenze und dem Gotthard her, sich bis nach Chur und Luziensteg erstreckt. Hier sind die anziehendsten Puncte: die alte Benedictinerabtei Disentis, deren literarische Schätze aber nebst den alten Gebäuden die Franzosen im J. 1799 ihrer Rachsucht opferten, ferner Ilanz (die Stadt), und das alte Chur, wo man noch viel römische Alterthümer und Münzen findet. Das dritte Thal ist Engadin, oder das obere Innthal, welches sich von Südwest nach Nordwest erstreckt, zwar keine bedeutende Stadt, aber desto mehr unvergleichliche malerische Ansichten enthält. Das vierte Thal wird von der Albula gebildet, die auf dem Julier- oder Septimerberge entspringt, und sich bei Thusis in den hintern Rhein ergießt. Endlich das fünfte, Brettigau, liegt an der nördlichen Grenze, in der Nähe von Vorarlberg, und Mayenfeld ist die Hauptstadt. Die drei Bünde, in welche sich die Nation theilt, sind der Bund des Hauses Gottes, dessen Hauptstadt Chur, der graue Bund, der sich nach Ilanz hält, und der Bund der 10 Gerichte, welcher Davos als seinen Hauptort ansieht. An diesen drei Orten versammeln sich jährlich im September 63 Abgeordnete der Bünde unter drei Anführern, berathschlagen über das Wohl des Landes und schlichten die Rechtshändel in der letzten Instanz. Zum Bundesheer stellt der Canton 2000 M. und sein Geldbeitrag ist 12,000 Fr. Ungefähr ⅔ der Einwohner bekennen sich zu der helvetisch protestantischen Kirche. Aber die Geistlichen haben ein so schlechtes Einkommen, daß sie sich nebenher auf den Handel legen müssen, um leben zu können. Nur eine einzige lateinische Schule ist in Chur. Die Volkszahl schätzt man auf 80,000 Seelen. Von diesen reden etwa 10,000 eine italienische Mundart, und zwar in Engadin, etwa 28,000 sprechen schweizerisch deutsch und über 36,000, besonders an den Quellen des Rheins, das sogenannte Romanische und Ladinische. Diese Sprache ist höchst interessant, weil sie ein Ueberbleibsel der alten Romana rustica ist. Der Handel der Graubündtner ist sehr beschränkt, und wird durch die fürchterlichen Engpässe ihrer Grenzen ungemein gehindert. Man führt, hauptsächlich nach Mailand, Vieh, Käse, Steinkohlen und seltene Fossilien aus, muß aber dafür Korn, Salz, Leinwand und Tücher vom Auslande nehmen.

Graun (Carl Heinr.), Capellmeister Friedrich II. von Preußen, ward 1701 zu Wahrenbrück in Sachsen geboren, woselbst sein Vater Acciseinnehmer war. Er war von drei Brüdern der jüngste, und besuchte 1713 die Kreuzschule zu Dresden. Seine schöne Stimme erwarb ihm kurze Zeit darauf die Stelle als Rathscantor in dieser Stadt. Der Cantor Grundig unterrichtete ihn in der Vocalmusik und der Organist Pezold auf dem Clavier. Unter andern übte er sich selbst durch das Studium der Cantaten von Kaiser, welche den Titel führen: Die musikalische Landlust. Er lernte sie fast auswendig, und seine Compositionen sind in dem Charakter denselben. Späterhin studirte er die Composition unter der Anleitung des Capellmeisters Schmidt in Dresden. Während er das Studium des Contrapuncts verfolgte, war er zugleich bemüht, seine Einbildungskraft zu bereichern, und seinen Geschmack als Sänger zu bilden. Dazu dienten ihm die Opern von Lotti und Heinrichen, welche eine erlesene Operistengesellschaft damals in Dresden gab. 1720 verließ er die Kreuzschule, und begann für die Kirche zu componiren. Seine Verbindung mit Pisendel und dem berühmten Lautenspieler Weiß, und die Hülfe des Doctor Löscher, des Architekten

Krager und des Ceremonienmeisters und Hofpeeten König waren ihm dabei von dem größten Nutzen; aber besonders war es die Empfehlung des Letztern, welche ihm den Weg zum Glück öffnete, indem sie ihm die durch Hasses Abgang erledigte Stelle eines Tenoristen zu Braunschweig verschaffte. Graun erhielt eine Rolle in der Oper, welche während des Carnevals gegeben werden sollte, und reiste zu Neujahr 1725 nach Braunschweig ab. Da die Arien in seiner Rolle, wie Schurmann sie componirt hatte, nicht nach seinem Geschmack waren, verfertigte er eine andere Musik für selbige, und sang sie zur großen Zufriedenheit des Hofes. Dieser Versuch seines Talentes verschaffte ihm den Auftrag, die Oper für den nächsten Sommer in Musik zu setzen, und sogleich den Posten eines Vice-Capellmeisters. Unterdeß fuhr er fort, in jeder Oper bald seine eigenen, bald fremde Compositionen zu singen. So verlebte er, allgemein geachtet, mehrere Jahre, bis der Kronprinz von Preußen ihn sich vom Herzog Ferdinand Albrecht erbat, um ihn als Kammersänger bei seiner Capelle zu Rheinsberg anzustellen. Graun ging 1735 dahin ab. Die Beschäftigungen seines neuen Amtes bestanden in der Abfassung von Cantaten für die Concerte des Prinzen, welche er zugleich als Sänger vorzutragen hatte. Als der Prinz 1740 den Thron bestieg, ernannte er ihn zu seinem Capellmeister, und schickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nöthigen Sänger und Sängerinnen anzuwerben. Graun ließ sich auf dieser Reise hören, indem er seine eigenen Compositionen sang, und ward allgemein mit Beifall aufgenommen, selbst von dem berühmten Bernachi. Nach seiner Rückkehr vermehrte der König seinen Gehalt auf 2000 Thaler, und Graun beschäftigte sich seitdem ununterbrochen mit Compositionen für die Oper, bis er 1759 starb. Sein Haupttalent als Sänger bestand in der Ausführung des Adagio, wiewol er auch kräftige Partien mit Geschmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wol an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach. Der König vergoß Thränen, als er den Tod Grauns zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den besten classischen Musikern wegen seiner schönen Erfindung, des Charakters und Ausdrucks seiner Compositionen, seiner schönen Melodie, seiner reinen Harmonie, und der geschickten Anwendung, die er von den Hülfsmitteln des Contrapuncts machte. Die ersten Compositionen, welche man von ihm kennt, sind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzschule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinholdt eine große Menge Kirchenstücke. Die Zahl seiner Werke, die er in Braunschweig, Rheinsberg und Berlin verfertigte, ist sehr groß; es sind darunter mehr als dreißig Opern. Seine Musik zu dem Ramlerschen Tod Jesu wird insgemein für sein Meisterwerk angesehen. Der Capellmeister Hiller hat Grauns Leben geschrieben.

Grave zeigt in der Musik eine langsame, ernste Bewegung an. Soll diese in der Ausführung gehörig charakterisirt werden können, so müssen die Tonstücke gewisse dem gemäße Einrichtungen haben; es würden z. B. lange Reihen gleiche Geltung habender Noten, stakkirte oder rollende Passagen als Hauptfiguren hier am unrechten Orte stehen, wenigstens müssen, wenn man diese Fälle annehmen, und sich solche in vollstimmigen Tonstücken denken will, andere Stimmen den Charakter des Grave durch abstechende Notengattungen behaupten und fühlbar machen. Punctirte Noten, Bindungen und dgl. scheinen im Grave vorzugsweise zu passen.

Gravesande (Wilhelm Jakob) ein berühmter Gelehrter des

18. Jahrh., wurde 1688 zu Herzogenbusch in Holland geboren, und stammte von einer alten Patricierfamilie aus Delft, die sich in dem Kampfe der Niederlande gegen Spanien durch ihre Anhänglichkeit an den Prinzen von Oranien ausgezeichnet hatte und deren voller Name Storm van's Gravesande war. Unser Gravesande studirte zu Leyden die Rechte, wandte sich aber bald, getrieben von innerer Neigung, mehr noch den physikalischen und mathematischen Wissenschaften zu und gab bereits im 19. Jahre seinen „Versuch über die Perspective" heraus, ein Werk, welches die Aufmerksamkeit aller Männer vom Fach erregte, und ihm die größten Lobsprüche von Bernouilli zuzog. Später pro gradu disputirend, erlangte er die juristische Doctorwürde und gab dann von 1713 bis 1722 im Verein mit mehreren jungen Gelehrten seines Vaterlandes das Journal litteraire heraus, welches später in Leyden unter dem Titel: Journal de la republique des lettres, noch einige Jahre fortgesetzt wurde. Die Beiträge, welche Gravesande zu diesem periodischen Werke lieferte, gaben demselben besonders Berühmtheit, und seine Abhandlungen über die Construction der pneumatischen Maschinen, über die Theorie der Kräfte und über den Stoß in Bewegung gebrachter Körper, über die Bewegung der Erde u. s. w. interessirten die Mathematiker eben so wie seine Betrachtungen über die Lage und die Freiheit die Philosophen. 1715 ging Gravesande als Gesandschaftssecretär nach London, wo er mit dem Bischof von Salisbury, Burnet, bekannt und in die königl. Societät der Wissenschaften aufgenommen wurde. Zurückgekehrt in sein Vaterland, ward er 1717 zum Professor der Mathematik und Astronomie in Leyden ernannt. Einige Jahre darauf lud ihn der Landgraf von Hessen-Cassel zweimal (1721 und 1722) zu sich ein, um sein Gutachten über das von Orffreus damals aufgestellte Perpetuum mobile (in Gestalt einer Rede) zu vernehmen, welches denn dahin ausfiel, daß Gravesande es nicht für durchaus unmöglich hielt, eine Maschine zu verfertigen, die in ununterbrochener Bewegung durch sich selbst sein könne; einen Grundsatz, den er damals sowol wie später in einigen kleinen Gelegenheitsschriften und Reden näher entwickelte und durch Gründe zu belegen suchte. In der Folge erhielt er auch noch den Lehrstuhl der Philosophie, den er mit demselben Ruhm ausfüllte, wie den der mathematischen Wissenschaften. Der schnell hinter einander erfolgende Tod seiner beiden einzigen, hoffnungsvollen Söhne beugte ihn tief. Er verfiel in eine langwierige Krankheit, die ihm endlich den 28. Febr. 1742 in einem Alter von 55 Jahren ins Grab stürzte. Gravesande besaß einen ungemein scharfen und umfassenden Geist, und er konnte z. B. während des Geplauders mehrerer Menschen, wie er dies oft während seines Aufenthaltes in England gethan hatte, wo die Gesandschaftscavaliere sich häufig in seinem Zimmer aufhielten, die verwickeltsten mathematischen Berechnungen durchführen. Von Charakter war er eben so ausgezeichnet und seinem Vaterlande innig ergeben. Er schlug deswegen einen sehr vortheilhaften Ruf von Peter I. nach Petersburg, und einen andern nach Berlin, an die dortigen eben neu errichteten Akademien aus und diente seinem Geburtslande auch noch während des Successionskrieges, in welchem bekanntlich Holland mit verwickelt war, theils durch seine Rathschläge bei finanziellen Angelegenheiten, theils durch seine Kunst im Dechifferiren aufgefangener Depeschen. Für Newton hatte er von Anfang an eine ungemeine Verehrung, doch war er deswegen nicht so blind, um nicht bei weiterem Studium Leibnitz in den Puncten beizupflichten, wo derselbe mit Recht anderer Meinung wie der Engländer ist. Sein Wirken für die Vervollkommnung der physikalischen Wissen-

schaften war groß, und eben so seine Verdienste in der Philosophie, wo er sich der von Spinoza und Hobbes aufgestellten fatalistischen Lehre von der Vorherbestimmung mit aller Kraft widersetzte. Von seinen vielfachen trefflichen Schriften nennen wir nur hier, außer den vorher schon erwähnten, 1) Physices elementa mathematica, experimentis confirmata (nebst einer Einleitung in die Newtonsche Philosophie. Haag, letzte Ausgabe 1742. Ist auch ins Englische und Französische übersetzt.) 2) Matheseos universalis elementa etc. (Leyden 1727.) 3) Introductio ad philosophiam, metaphysicam et logicam (in 3 Auflagen, Leyden.) 4) Arithmetica universalis, de Newton (Haag 1732).

Gravis, s. Accent.

Gravitation, Schwerkraft oder allgemeine Schwere, nennen wir die in der Körperwelt allgemein wahrgenommene Erscheinung, daß alle Körper ohne eine äußere sichtbare Ursache sich einander zu nähern oder selbst in der Entfernung anzuziehen streben. Dies findet nicht nur bei allen auf der Erde befindlichen Körpern, sondern auch bei den Himmelskörpern Statt. Erde und Mond, die Sonne und die umkreisenden Planeten ziehen einander gegenseitig an. Die Gravitation ist der Grund, daß ein freigelassener Stein gegen die Erde lothrecht hinabfällt, sie ist aber auch der Grund, daß große Gebirgsmassen leichte fallende Körper von ihrer lothrechten Richtung merklich ablenken und zu sich hinziehen. Die Atomisten, nach deren Lehren nur von außenher eine Kraft auf die an sich feste Materie wirken kann, vermögen die Ursache der Gravitation nicht zu erklären. Nach der dynamistischen Lehrart beruht sie auf den anziehenden Kräften, die der Materie, als solcher, wesentlich angehören, und womit die Körper in allen Entfernungen, und selbst durch den leeren Raum auf einander wirken. Nach diesem Systeme liegt der Grund der allgemeinen Schwere in der Materie selbst, und die allgemeine Erfahrung stimmt damit überein. Schon Anaxagoras kannte sie, und Lucrez lehrt uns, daß sie ein Satz des Epikureischen Systems war. Als man bei den Fortschritten der Astronomie die Gewißheit erlangte, daß die Himmelskörper von kugelähnlicher Gestalt seien, und nach der Ursache dieser Gestalt forschte, fand man keine andere, als die Schwere, nach welcher die Materie ein Bestreben habe, sich zu vereinigen, und nach einem gemeinschaftlichen Puncte zu drängen. Aber das Gesetz, nach welchem die Gravitation wirkte, entdeckte Newton. Er entdeckte auf dem Wege der scharfsinnigsten Untersuchung, daß die Wirkungen der Gravitation im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen stehen, d. h. daß die Schwere z. B. in der Entfernung des um 60 Erdhalbmesser vom Mittelpunct der Erde abstehenden Mondes 3600mal geringer wirkt als auf ihrer Oberfläche: daß aber für den Fall, daß ein Körper gleichzeitig gegen mehrere gleich weit von ihm entfernte Körper gravitirt, der Erfolg von dem Massenverhältniß der letzteren abhängig sei. (S. Anziehung.) Aus den Wirkungen der Gravitation lassen sich alle die Erscheinungen herleiten, welche unser Sonnensystem darbietet, nämlich die Bewegungen der Planeten und Cometen um die Sonne, und der Monde um ihre Hauptplaneten, die Ungleichheiten in diesen Bewegungen, das Vorrücken der Nachtgleichen, die Schwankung der Erdaxe, die Störungen, welche die Planeten durch gegenseitige Einwirkungen auf einander in ihren Bahnen leiden, die abgeplattete Gestalt der Erde, des Jupiters u. s. w.

Grävius (Joh. Georg, eigentlich: Gräfe), berühmt als Philolog und Kritiker, wurde 1632 zu Naumburg an der Saale geboren,

und erhielt seine erste gelehrte Bildung auf der bekannten Schul-Pforta. Hierauf nach Leipzig gehend, studirte er, dem Willen seines Vaters gemäß, die Rechte, fühlte sich jedoch stets mehr von den philologischen Wissenschaften als von den Pandecten angezogen. Eine Reise, die er in Geschäften seines Vaters nach Ostfriesland machen mußte, entschied end- sich über seinen ferneren Lebensberuf. Die Gelegenheit, Holland zu sehen, wo damals Salmasius, Heinsius und Friedrich Gronovius glänzten, war zu günstig, als daß Grävius sie nicht hätte benutzen sollen. Einmal mit diesen Männern bekannt geworden, konnte er sich nicht entschließen, sich sobald wieder von ihnen zu trennen. Ein Umstand trug noch mehr dazu bei, ihn an Holland zu fesseln. Die Latinität war in jener Periode durch das Beispiel des übrigens geistreichen Justus Lipsius fast auf allen deutschen Universitäten in Verfall gerathen. Man hatte sich, aus Sucht sich auszuzeichnen, von Cicero entfernt und suchte nun mühsam den bei weitem weniger reinen und classischen Styl eines Ennius und Pacurius und die Platitüden eines Plautus nachzuahmen. Statt die ohnedem nicht sonderlich schwungvolle Sprache der alten Römer nach ihren besten Meistern zu studiren, suchte man, sie wo möglich noch trockener und kürzer zu machen, und zerhackte Perioden und anmuthlose Wendungen waren die Frucht dieses verfehlten Strebens. Grävius, in solcher Schule gebildet, hatte bisher noch keine Ahnung von der Schönheit des Ausdrucks in der alten Sprache Latiums gehabt, wenn sie mit Geist und Feinheit behandelt wird. Gronovius lehrte ihn dies kennen, und sein Entschluß war gefaßt. Er hing die Jurisprudenz, die ihn nie sehr angezogen hatte, an den Nagel, und widmete sich, zwei Jahre in Deventer bleibend, den Humanioribus. Hierauf sich nach Amsterdam begebend, setzte er dort seine Studien unter David Blondel und Alexander Morus fort; auch trat er hier auf Antrieb seiner Lehrer von der lutherischen zur reformirten Confession über. Im J. 1656 erhielt er einen Ruf als Professor nach Duisburg, woselbst er zwei Jahre blieb und dann dem Wunsche seines einstigen Lehrers Gronovius, der nach Leyden ging, Gehör gab und dessen bisher verwaltete Stelle am Gymnasium zu Deventer übernahm, obgleich ihm von Seiten des berliner Hofes die besten Anerbietungen gemacht wurden, wenn er in Duisburg bleiben wollte. In Deventer blieb er jedoch wiederum nur drei Jahre und begab sich, den Wünschen der Utrechter nachgebend, nach dieser Stadt, woselbst er an die Stelle von Aemilius als Professor der Geschichte eintrat. Sein schon in Duisburg sich ausbreitender Ruf, stieg nun immer höher, und Leyden sowol als Amsterdam bewarben sich um seinen Besitz; auch der Churfürst von der Pfalz suchte ihn für Heidelberg zu gewinnen und eben so die Republik Venedig für Padua, wo ihm außer einem sehr bedeutenden Gehalt auch noch die Versicherung völliger Religionsfreiheit und Sicherstellung vor dem Zeloteneifer der Inquisition garantirt wurde; indeß alle diese glänzenden Anerbietungen, so wie die oft wiederholten des preußischen Hofes, vermochten Grävius nicht zu bewegen. Er blieb in Utrecht bis an sein Ende (d. 11. Jan. 1703) und hatte die Freude und den Lohn, Schüler aus fast allen Ländern und Ständen stets um sich versammelt zu sehen, wie ihn denn z. B. König Wilhelm III. (von England) — der ihn zu seinen Historiographen ernannte — ganz besonders den Unterricht des jungen Prinzen von Nassau anvertraute. Auch Ludwig XIV. schätzte den seltenen Gelehrten und ließ ihn zum Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste ein ansehnliches Geschenk übergeben. Die von Grävius besorgten Ausgaben des Hesiod, Cicero,

Catull, Tibull, Properz, Justin, Sueton, Florus, Cäsar u. a. classischer Autoren befestigten seinen Ruhm als gründlicher und — was zu seiner Zeit selten war — auch eleganter Sprachforscher, und sein Thesaurus antiquitatum romanorum, so wie der nach seinem Tode von Burmann beendete Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae etc. gereichen ihm wahrhaft zur Ehre. Ein Sohn von ihm, Theodor Georg, welcher 1691 als Magister Legens der Beredsamkeit und Geschichte in Utrecht angestellt ward, schien in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen; der frühzeitige Tod des jungen Mannes zerstörte indeß diese Hoffnung. Im Ganzen hatte Grävius 18 Kinder, von denen ihm jedoch nur 4 Töchter überlebten. Er selbst hatte 13 Geschwister.

Gray (Johanna) bekannt in der Geschichte Englands durch ihr unverdientes unglückliches Schicksal, war eine Urenkelin König Heinrich VII. und die älteste Tochter des Marquis von Dorset. Als ihr Großonkel, Heinrich VIII., starb, und dessen Sohn Eduard VI. ihm in der Regierung folgte, zählte Johanna 10 Jahre. Wegen des neuen Königs Minderjährigkeit wurde Eduard Seymour, Herzog von Sommerset und Onkel Eduard VI. zum Reichsverweser ernannt; dies empfand dessen Bruder, Thomas Sommerset, übel, und Johann Dudley, Viscount von Lisle, ehrgeiziger und ränkesüchtiger Hofmann, nährte in der Hoffnung, beide Sommersets zu stürzen, und sich dadurch den Weg zur ersten Reichsstelle zu bahnen, den Zwiespalt. Sein Vorhaben gelang ihm auch nur zu gut. Der Reichsverweser klagte seinen Bruder mehrerer Staatsverbrechen wegen an, und das, durch die Tyrannei des Tudors längst an feiges Gehorchen gewöhnte Parlament verdammte den Unglücklichen ohne Weiteres zum Tode. Jetzt hatte Lisle nur noch den einen Gegner zu stürzen und auch dies glückte seiner List. Eduard Seymour wurde seiner Stelle beraubt, und Johann Dudley zum Herzog von Northumberland ernannt, nahm nun seinen Platz ein, den er aber, so lange Sommerset lebte, nicht ruhig glaubte besitzen zu können und deswegen seine Macht so lange anwandte, bis der gestürzte Reichsverweser das Schaffot bestieg. Jetzt schien Northumberland nichts mehr im Wege zu stehen, als die Kränklichkeit des Königs, nach dessen Absterben, dem Testamente Heinrich VIII. zu Folge, seine Töchter Maria und Elisabeth zum Thron gelangen sollten, unter denen Lisle mit Recht den kaum gewonnenen Einfluß wieder zu verlieren fürchtete, da beide ungleich ehrgeiziger und selbstständiger waren, als der schwache Eduard. Dies zu verhindern, und nach des Königs Tode das Scepter in Hände zu bringen, die ihm günstiger wären, war nun Northumberlands eifrigstes Bemühen, und die Verwickelungen in des achten Heinrich Familie mußten ihm als Behelf dienen. Anna Baylen, die Mutter der beiden Prinzessinnen, war unter dem Vorwande der Untreue von Heinrich VIII. aufs Blutgerüst gebracht worden; auf der Geburt von Marie und Elisabeth ruhte daher ein Flecken, und Northumberland benutzte dies sowol als Mariens Bigotismus und Vorliebe für die catholische Religion, um Eduard VI. dahin zu bringen, seine Schwestern von der Erbfolge auszuschließen und dafür Johanna Gray, die sich kurz vorher mit dem Lord Guilford, einem jüngern Sohne von Northumberland, vermählt hatte, zu seiner Nachfolgerin zu erwählen. Nach einigen Schwierigkeiten willigte auch das eigens deswegen zusammenberufene Parlament, freilich mehr gezwungen wie freiwillig, ein, und Johanna, deren sanfter und rechtlicher Sinn eben so wenig

nach einer Krone strebte als die Mittel billigte, welche angewendet wurden, sie ihr zu verschaffen, ward weiter gar nicht gefragt, sondern als nun Eduard VI. bald darauf (1553) in seinem 16. Jahre starb, fast mit Gewalt aus ihrer Zurückgezogenheit zu Sion-House, von ihrem ehrgeizigen Schwiegervater und ihrem, gleichfalls durch den Glanz des Diadems verblendeten Vater gezogen und auf den Thron gehoben, um ihn nach wenigen Tagen wieder mit dem Kerker zu vertauschen. Es war nämlich Northumberland nicht gelungen, weder das Volk noch den Adel auf seine Seite zu bringen, im Gegentheil zeigten sich beide seinen ehrgeizigen Absichten längst abgeneigt, und da nun Heinrich VIII. älteste Tochter, die herrschsüchtige Maria, auch der Schlinge entging, welche er ihr gleich nach Eduards, von ihm mehrere Tage verheimlichten Tode legte, und nicht von seinen Anhängern aufgehoben wurde; so sammelte sich bald ein ansehnliches Heer in Suffolk (wohin Maria sich gerettet hatte) und proclamirte, in Uebereinstimmung mit dem größten Theile des Parlaments, Heinrich VIII. Tochter zur rechtmäßigen Königin. Anfangs versuchte Northumberland zwar durch die Gewalt der Waffen dennoch seinen Plan, Johannen auf den Thron zu erhalten, durchzusetzen; die Schwäche seiner Streitkräfte nöthigten ihn aber bald um so mehr davon abzustehen, da bei Annäherung von Mariens Heere auch die Hauptstadt sich für diese erklärte. Er glaubte nun durch schleunige Unterwerfung sich noch retten zu können; Mariens strenger und harter Charakter vereitelte indeß diese Hoffnung. Er wurde auf ihren Befehl nebst dreien seiner Söhne und einigen Anhängern, sobald die neue Königen in London eingezogen war, in den Tower gesetzt und bald darauf hingerichtet. Während all diesen Vorgängen hatte Johanna und ihr Gemahl bereits eben daselbst gelebt und der Herzog von Suffolk diese Festung auch gegen die anrückenden Truppen der Maria zu vertheidigen gesucht; gezwungen indessen, die Thore zu öffnen, waren somit auch Johanna und Guilford in die Hände der Siegerin gefallen, und beide nun an demselben Ort als Gefangene bewacht, wo sie kurz vorher noch im Glanz gebietender Majestät gewohnt hatten. Ein Spruch des Parlaments verurtheilte nun die unglücklichen Gatten, deren einziger Fehler der war, den ehrgeizigen Absichten ihrer Verwandten nicht genug Widerstand geleistet zu haben, zwar gleichfalls zum Tode, allein Maria bestätigte, nicht aus Menschlichkeit, wol aber aus Staatsgründen, diesmal das Urtheil nicht, und Johanna und Guilford blieben blos in strenger Haft. Da indeß nicht lange nach Marias Thronbesteigung überall der Geist des Mißvergnügens sich zeigte, der auch bald in offene Empörung gegen eine Fürstin ausbrach, deren finsterer Charakter und religiöser Fanatismus so vortrefflich zu dem ihres Gemahls, Philipp II. von Spanien, paßte; so konnte es nicht fehlen, daß sich eine Gelegenheit fand, um Johanna und ihren Gemahl vollends zu verderben. In der Grafschaft Kent war die Fahne der Empörung aufgepflanzt worden, und die Aufrührer hatten selbst die Hauptstadt kurze Zeit bedroht. Lord Guilford und seine Gemahlin, noch immer im Tower sitzend, waren völlig unwissend in der Sache; dennoch mußten sie jetzt als Opfer fallen. Maria konnte es der Lady Gray nicht verzeihen, einige Tage auf dem Thron von England gesessen zu haben. Sie ließ beiden von neuen den Prozeß machen und beide fielen unter dem Beil des Henkers. Den 12. Febr. 1554 bestieg Johanna Gray das Schaffot. Sie war in kurzem Zeitraum die dritte Königin, welche England auf diese Art enden sah. Eine vierte (Maria Stuart) folgte ihr in nicht viel Jahren nach. Vor ihrem Tode sendete

die eifrig catholische Maria ihr noch Geistliche von dieser Kirche zu, um die Ketzerin zu bekehren; Johanna Gray aber, fest an den Lehren ihres Glaubens haltend und wohlbewandert in den Schriften der Gottesgelehrten, wieß standhaft alle diese Versuche zurück und starb mit dem Muth der Unschuld und der Ergebung einer Christin. Siebzehn Jahr war die unglückliche Fürstin alt, als ihr Blut floß, und äußere und innere Reize schmückten sie im gleichen Grade. Sie las und schrieb Griechisch und Lateinisch, war sanft und wohlthätig und ein Muster ehelicher Zärtlichkeit. In der Nacht vor ihrem Tode schrieb sie noch einen Trostbrief an die Gräfin Pembrocke, ihre Schwester, und einen an ihren Gemahl, der ihr Schicksal mit ihr theilen sollte, und den sie noch den Schmerz hatte, zum Tode führen zu sehen. Mehrere dramatische Dichter haben das Schicksal dieser liebenswürdigen und unglücklichen Fürstin zum Vorwurf ihrer Arbeiten gemacht; da Johanna Gray aber ein durchaus mehr leidender als handelnder Charakter ist, so hat der Erfolg gezeigt, daß die traurige Catastrophe ihres Unterganges sich durchaus eben so wenig zu einer dramatischen Darstellung eignet wie das Ende ihrer unglücklichen Vorgängerin, der Anna Baylen, die bekanntlich auch schon mehrfach ohne Glück auf das Theater gebracht worden ist.

Gray (Thomas), den die Britten ihren Pindar zu nennen pflegen, ist auch uns Deutschen durch seine schöne Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe, wenigstens in den Uebersetzungen von Gotter, Kosegarten und Seume rühmlich bekannt. Er wurde geboren zu London 1716, studirte zu Cambridge, und begab sich hierauf nach London, um mit seinem Freunde West dem Studium der Rechte obzuliegen. Bald war ihm dieses lästig, und da sein zweiter Jugendfreund, Horazio Walpole, ihn zur Begleitung auf seinen Reisen ins Ausland einlud, nahm er diese Einladung mit Freuden an. Die Reise ging durch Frankreich und Italien, wo sie beide durch Walpoles Schuld zerfielen. Gray mußte nun seine Reise allein fortsetzen, nicht ohne mancherlei Unbequemlichkeiten, denen seine beschränkten Vermögensumstände ihn aussetzten. 1741 traf er wieder in England ein, wo seine Aussichten nichts weniger als vielversprechend waren. Er wählte seinen Aufenthalt zu Cambridge, wo er sich in alle Arten von Studien vertiefte, denn er war einer von den seltenen Gelehrten, welche lediglich zur Befriedigung ihres eigenen geistigen Bedürfnisses studiren. Erst zu einer Zeit gelangte er zu Brot und Ehren, wo er, seiner herannahenden Auflösung halber, auf beides hätte Verzicht leisten können. Er wurde 1768 Professor der neuern Sprachen und Geschichte zu Cambridge, seine Gesundheit war aber schon so geschwächt, daß er sich außer Stand fühlte, ohne Gehülfen seinen Posten zu versehen. Er starb 1771. Dryden, Collins und Gray werden unter den brittischen Lyrikern zuerst genannt. Uebertrafen jene ihn an Hoheit, Pathos und Begeisterung, so übertraf er sie wieder weit an Reichthum der Bilder, Gluth des Colorits und Harmonie des Versbaues. Der Gedichte, die er hinterließ, sind wenige; aber jedes trägt das Siegel der Meisterschaft.

Grätz, die Hauptstadt des Herzogthums Steyermark an der Muhr, hat 2700 Häuser, unter diesen an 50 Paläste, und über 33,000 Einw., von denen an 12,000 durch die Zitz- und Cattunfabriken beschäftigt werden. Der Ort ist wohlhabend, und das Gewerbe wird durch jährliche Messen befördert. Unter den wissenschaftlichen Anstalten verdienen das Lyceum mit einer Sternwarte und Naturaliensammlung, das von dem Erzherzog Johann gestiftete Johanneum (s. d. Art.

Johann), so wie eine zahlreiche Bibliothek besonders bemerkt zu werden, noch mehr aber die Cultur der Einwohner des höheren und des Mittelstandes.

Grazie bezeichnet in den schönen Künsten überhaupt diejenigen Eigenschaften, durch welche ein Gegenstand einen wohlgefälligen Eindruck der sanfteren Art auf uns macht. Wir haben dafür die Wörter Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdseligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empfindungen, deren die eine sich über die andere erhebt. Reiz scheint das Allgemeine zu sein; die übrigen bezeichnen besondere Arten desselben. Nur das Schöne kann reizend sein, und es wird reizend, wenn es nicht blos das Vergnügen der Betrachtung erregt, sondern zugleich eine schwärmerische Begierde, sich innig mit ihm zu vereinigen, es seiner Phantasie zu fortdauerndem Genusse zu übergeben. Anmuth und Lieblichkeit sind von Liebreiz und Holdseligkeit dadurch unterschieden, daß jene auch von leblosen und thierischen Wesen, diese blos von Menschen und höheren Wesen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffassung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, diese ein höheres, mit der Sittlichkeit nahe verwandtes Gefühl ausdrücken, jene in Werken der Kunst in der Anordnung und Manier, diese im Ausdrucke ihren Grund haben. Liebreiz ist das echte deutsche Wort für Grazie. Er ist nur dem Geschlechte eigen, welches wir das schöne nennen, und auch diesem nur in der Blüthe des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geschlechte den Ausdruck der Liebe, und athmet aus jenen zauberischen Mienen und Bewegungen, in welchen der Ausdruck der Liebe mit dem Ausdruck einer unschuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und natürlich verknüpft ist. Ihn seinen Werken einzuhauchen, wird dem Künstler nur in dem Augenblicke der reinsten Begeisterung gelingen. Holdseligkeit aber ist nur überirdischen, idealischen weiblichen Gestalten eigen; sie ist der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, erhabener, allumfassender Liebe und Hinneigung gegen niedere Wesen, bei welchen man sich zugleich bestimmt fühlt, sich zutrauensvoll anzunähern und demüthig zurückzuziehen.

Grazien oder Charitinnen, die Göttinnen der Anmuth, der schönen Sitte, von welchen, wie Pindar singt, den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche allein der Mensch weise, schön oder glänzenden Ruhmes ist. Die Dichtungen der Alten davon sind sehr verschieden. Nach Hesiodus und den meisten Dichtern und Mythographen war Jupiter ihr Vater; in Ansehung ihrer mütterlichen Abstammung aber weichen die Angaben sehr von einander ab. Bei Hesiodus heißt die Mutter Erynome; und mit ihm stimmen die meisten Alten überein. Eben so verschieden werden ihre Anzahl und ihre Namen angegeben. Die Lacedämonier und Athenienser kannten zuerst nur zwei, denen jene die Namen Phaënna (die Schimmernde) und Kleta (die Ruhmvolle), diese aber die Namen Hegemone (die Führerin) und Auxo (die Beglückerin) gaben. König Eteokles führte bei den Orchomeniern die Anbetung dreier Grazien ein, und Hesiodus gibt ihnen zuerst die bekannten Namen Aglaja (Glanz), Thalia (die Grünende) und Euphrosyne (Heiterkeit). Homer erwähnt ihrer in der Ilias als Dienerinnen der Juno, in der Odyssee aber als Dienerinnen der Venus, welche sich von ihnen baden und schmücken läßt. Er dachte sie sich als ein zahlreiches Gefolge dieser Göttinnen, bestimmt, die Tage der Unsterblichen zu beglücken. Nach Hesiod waren sie, wie sich schon aus den Namen seiner Grazien ergibt, ein Bild von der höchsten Anlage zu

gefallen, deren Hauptzweck ist, das gesellschaftliche Vergnügen zu befördern, und durch Heiterkeit und Güte zu fesseln. Die spätern Dichter entfernten sich von dieser Vorstellungsart, und machten aus ihnen allegorische Dichtungen. Allenthalben aber erschienen die Grazien (und eben dies scheint ihren Charakter zu vollenden), nicht als herrschende, sondern als dienende Gottheiten. Nicht sie selber schimmern, aber Venus schimmert durch sie; nicht sie erobern, aber durch sie gewinnt Venus die Herzen. Doch nicht auf das Gebiet der Liebe und gesellschaftlicher Freuden ist ihre Thätigkeit beschränkt; auch geistige Genüsse und Annehmlichkeiten, Musik, Beredsamkeit, Poesie und andere Künste verschönern sie durch ihren Einfluß; auch wird ihnen die Ausübung des Wohlthuns und der Dankbarkeit zugeschrieben. In den ältern Zeiten bildete man die Grazien völlig bekleidet. So waren z. B. ihre goldenen Bildsäulen des Pupalus in Smyrna und die marmornen des Sokrates vor dem Eingange der Acropolis von Athen; eben so im Tempel zu Elis. Eine von ihnen hielt eine Rose, die andere einen Myrtenzweig (Symbole der Schönheit und Liebe), die dritte einen Würfel (das Bild harmloser Jugend) in der Hand. In der Folge bildete man sie auch unbekleidet. Ihr Dienst war in Griechenland sehr ausgebreitet; sie hatten daselbst eine große Anzahl von Tempeln, theils allein, theils mit andern Gottheiten gemeinschaftlich, namentlich mit der Venus, den Musen, dem Amor, Merkur und Apoll. Ihre Feste hießen Charisien und wurden mit Tanz gefeiert. Uebrigens schwur man bei den Chariten und weihte ihnen beim Mahle den ersten Becher.

Grécourt, bekannter erotischer Dichter der Franzosen, wurde 1683 zu Tours geboren. Seine Aeltern bestimmten ihn, als den jüngsten ihrer Söhne, dem geistlichen Stande. Er studirte in Paris, erhielt 1697 ein Canonicat an der Kirche St. Martin in seiner Vaterstadt, und machte sich zuerst durch einige Predigten bekannt, die mehr satyrischen als moralischen Inhalts waren. Aber er entsagte bald diesem Stande, der für seinen unruhigen und lebhaften Geist zu einförmig war, und ging nach Paris, wo er als witziger Kopf Eingang in die besten Häuser fand, und vorzüglich die Gunst des Marschalls d'Estrées zu erwerben wußte. Dieser nahm ihn mit sich nach dem Schlosse Veret in Bretagne, einem Orte, den Grécourt sein irdisches Paradies zu nennen pflegte, weil er hier Alles fand, was seiner Sinnlichkeit schmeicheln konnte. Sein ausschweifender Hang zu Genüssen, sein Leichtsinn und seine zügellose Einbildungskraft hielten ihn von ernstern und anhaltenden Studien ab; seine ganze Beschäftigung bestand darin, Erzählungen, Epigramme und andere kleine Gedichte zu verfertigen, und seinen Freunden mit der ihm eigenthümlichen Anmuth vorzulesen. In dieser Kunst war er ein solcher Meister, daß die ganze Feinheit seiner Poesien sich erst durch seinen Vortrag fühlbar machte. Dieses Talent, seine Lustigkeit und seine Einfälle machten ihn angenehm; aber seine Neigung zur Satyre zog ihm auch manchen Feind zu. Er starb zu Tours den 2. April 1743. Seine sämmtlichen Gedichte sind nach seinem Tode oft gedruckt worden. Sie enthalten außer mehrern mittelmäßigen Fabeln, Epigrammen, Liedern und andern kleinen Gedichten, 91 poetische Erzählungen und ein in lateinischer Sprache abgefaßtes und wider den Jesuitenorden gerichtetes Gedicht, Philotanus. Seine Poesien haben ganz den Charakter ihres Verfassers; sie sind lebhaft und witzig, aber auch unendlich muthwillig und bis zur Unsittlichkeit ausgelassen.

Greenwich, Stadt in der Grafschaft Kent, am südlichen Ufer

der Themse, vorzüglich wegen des großen Seehospitals und der Sternwarte berühmt, mit 14,400 Einw. in 2100 Häusern. Das Hospital ist eines der prachtvollsten Gebäude, fast ganz aus Sandstein aufgeführt, und besteht aus vier abgesonderten viereckigen Höfen, welche die Namen der Regenten führen, unter denen sie erbaut worden. König Carls und der Königin Anna Gebäude liegen nach Norden, König Wilhelms und der Königin Maria Höfe nach Süden. Zwischen den beiden ersteren ist ein großer Zwischenraum, auf welchem die Bildsäule Georg II. in Marmor steht. In König Carls Gebäude sind die Gemächer des Oberaufsehers und seiner Unterbeamten, auch wohnen hier 300 Kostgänger. In der Königin Anna Gebäude werden 437 Veteranen erhalten. Der Theil, welcher König Wilhelms Namen trägt, ist unstreitig der prächtigste, er ward von dem berühmten Christoph Wren aufgeführt. Hier sind 551, endlich in dem Gebäude der Königin Maria 1092 Betten. Außer den Ringmauern des Hospitals ist noch ein zweistöckiges viereckiges Krankenhaus mit 64 Zimmern, in deren jedem vier Betten sind. Ferner ist in der Nähe des großen Hospitals ein Schulhaus, worin 200 arme Matrosenkinder unterrichtet werden. In dem großen Hospital werden etwa 2400 invalide Seeleute unterhalten, die entweder durch Alter, oder durch Wunden, die sie in Gefechten erhalten, unfähig zum Dienst geworden sind. Auch Ausländer haben Ansprüche auf diese Wohlthat, wenn sie zwei Jahre in brittischen Sold gestanden. Die Witwen der Matrosen nimmt man vorzugsweise zu Wärterinnen, deren 144 da sind, die jährlich 8 Pfd. Lohn, nebst völlig freiem Unterhalt bekommen. Die Invaliden erhalten Kleidung, Kost und etwas Taschengeld. Ueber diese treffliche Anstalt führen die ersten Staatsbeamten von England, die Erzbischöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London die Oberaufsicht. Die Einkünfte der Anstalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgeldern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matrose zu 6 Pence monatlich entrichten muß. Die Kosten des Unterhalts eines jeden Invaliden schätzt man auf 27½ Pf. jährlich. Die zweite Merkwürdigkeit in Greenwich ist die herrliche königliche Sternwarte, welche 1675 von Carl II. erbaut worden und durch welche die englischen Geographen und Seefahrer den ersten Meridian ziehn (17° 40′ von Ferro). Hier haben zum Theil sehr berühmte Astronomen gelebt. Auf Flamstead, den ersten, folgte Halley, auf diesen Bradley, dann Bliß und Maskelyne; der jetzige heißt Pond.

Gregor der Große, s. Päpste.

Gregor VII. (Hildebrand) war einer der merkwürdigsten Päpste. Seine Jugendgeschichte ist wenig bekannt, selbst das Jahr und der Ort seiner Geburt sind zweifelhaft, indem Einige Siena, Andere Saone im Toscanischen und noch Andere Rom als seinen Geburtsort nennen. So viel ist gewiß, daß er seine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reise nach Frankreich machte, und hier mit dem Kloster zu Clugny in Verbindung kam, um das J. 1045 nach Rom zurückkehrte, und hier eine Laufbahn sich eröffnete, welche ihn zu einem großen Ziel führen sollte. Bekannter wird seine Geschichte von der Zeit an, wo er sich wieder in dem Kloster zu Clugny eingeschlossen hatte, und hier dem Papst Leo XI. auf seiner Reise durch Frankreich nach Rom bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom, und spielte von dieser Zeit an, obgleich im Hintergrunde, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrschaft, welche große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben, die Schritte dieses und mehrerer

nachfolgenden Päpste leitete. Nach dem Tode Alexanders II. (1073) bestieg der Cardinal Hildebrand den päpstlichen Stuhl. Was er längst schon durch Maßregeln, zu denen er den vorhergehenden Päpsten gerathen hatte, vorzubereiten bemüht gewesen, das suchte er nun selbst mit dem rastlosesten Eifer auszuführen. Es war sein Entwurf, dem römischen Stuhl nicht blos die höchste Gewalt über die Kirche zu verschaffen, und die ganze Fülle der geistlichen Gewalt in die Hände des Papstes zu bringen, sondern auch die Kirche von der weltlichen Gewalt gänzlich unabhängig zu machen, und den Königen und Fürsten den Einfluß abzuschneiden, den sie bisher noch in mannichfaltigen Beziehungen zu behaupten gewußt hatten. Er wollte eine Theokratie stiften, in welcher der Papst der Statthalter Gottes, der höchste Regent, in politischen sowol als in kirchlichen Angelegenheiten sein sollte. Das Meiste für die Ausführung seines Plans versprach er sich von der Aufhebung der Laieninvestitur, an welchem Rechte der Fürsten, die Bischöfe zu belehnen, die ganze Gewalt hing, welche die Fürsten noch über die Geistlichkeit ihrer Länder ausübten. Daher ließ er 1075, zum Erstaunen der ganzen Welt, das merkwürdige Decret ausgehen, worin allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Aemter verboten ward, die Investitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes verboten ward, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen. Leicht konnte Gregor vorhersehen, daß die Fürsten und namentlich der Kaiser nicht bereit sein würden, das bisher behauptete Investiturrecht auf das erste Wort aufzuopfern. Daher beschloß er, mit dem Kaiser Heinrich IV. zu brechen, und hoffte, der Streit werde sich so wenden, daß der Kaiser genöthigt werden würde, durch die Aufopferung dieses Rechtes den Frieden zu erkaufen. An Gelegenheit zum Kriege mit dem Kaiser konnte es dem Papste nicht fehlen, da sich jener, durch jugendlichen Leichtsinn und böse Rathgeber irre geleitet, während der kurzen Zeit seiner Selbstregierung über alle göttlichen und menschlichen Gesetze hinweggesetzt hatte. Auch konnte ihm dieser Krieg eben nicht gefährlich dünken, da der Kaiser mächtige Feinde im Reiche hatte. Noch 1073 sprach der Papst das vorläufige Entsetzungsurtheil über mehrere deutsche Bischöfe, welche ihre Aemter von dem Kaiser gekauft hatten, und den förmlichen Bann über 5 kaiserliche Räthe aus, welche diesen schändlichen Handel getrieben haben sollten, und da der Kaiser diese Räthe nicht entließ und jener Bischöfe sich annahm, machte der Papst 1076 ein neues Decret bekannt, in welchem dem Kaiser angekündigt ward, daß er in Rom erscheinen und sich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen verantworten solle. Der unbedachtsame Kaiser versammelte unverzüglich eine Synode zu Worms, und ließ das Absetzungsurtheil gegen den Papst aussprechen, wodurch denn dieser bewogen ward, auch seiner Seits zum äußersten zu schreiten, den Kaiser in den Bann zu thun, und alle seine Unterthanen und Vasallen von dem Eide der Treue zu entbinden. Bald sah der Kaiser ganz Oberdeutschland gegen sich aufstehen, zu eben der Zeit, da die Sachsen in Niederdeutschland den Krieg gegen ihn erneuerten, und als die zu Oppenheim versammelten Fürsten den Schluß faßten, daß zu einer andern Kaiserwahl geschritten werden sollte, ergab er sich ihnen fast unbedingt, und mußte sich vorschreiben lassen, daß er den Papst, den sie selbst ersuchen würden, in das Reich zu kommen, als Richter über sich erkennen, seine excommunicirten Räthe entlassen, und sich als suspendirt von der Regierung betrachten wolle.

Betäubt von diesem Schlage, fiel Heinrich auf den Gedanken, nach Rom zu eilen, und hier von dem Papste die Lossprechung von dem Banne zu erbetteln. Mitten im Winter, fast ohne Gefogle, reiste er nach Rom, und der Papst traute kaum seinen Augen, als er ihn so tief gesunken sah. Zu Canossa, in dem Gebiete der Markgräfin Mathildis, traf der Kaiser den Papst, welcher darauf drang, daß sich der Kaiser einer kirchlichen Buße unterziehen müsse, und ihn deshalb drei Tage lang in dem Aufzuge eines Büßenden in dem Hofe zu Canossa warten ließ. Bald aber bereuete der Kaiser diesen Schritt; es sammelten sich wieder mehrere seiner Freunde um ihn, und nach einem mit abwechselndem Glücke geführten Kriege trug er den Sieg über den Gegenkaiser, Rudolph von Schwaben, davon. Nun ließ er den Papst auf einer Synode zu Brixen absetzen und einen Gegenpapst wählen, eilte nach Italien, besetzte Rom, und setzte den neuen Papst auf den Thron. Gregor, welcher in die Engelsburg geflüchtet war, und hier drei Jahre lang wie im Gefängnisse lebte, trug sein Unglück mit Würde und Standhaftigkeit, und konnte durch nichts bewogen werden, die Rechte der Kirche zu verletzen. Endlich befreite ihn Robert, Herzog der Normänner, die Römer aber nöthigten ihn, weil Roberts Soldaten die Stadt geplündert und verheert hatten, Rom zu verlassen, und er ging daher nach Salerno zu den Normännern, wo er 1085 starb. Außerdem ist von Gregor zu bemerken, daß er den Cölibat (die Ehelosigkeit) der Geistlichen allgemein einführte, so weit er ihn erzwingen konnte, weil er entweder an eine größere Heiligkeit des ehelosen Standes glaubte, oder die Geistlichkeit auch hierdurch unabhängiger machen wollte, und daß er die Markgräfin von Toscana, Mathildis, bestimmte, ihre fast königlichen Besitzungen dem römischen Stuhle zu vermachen. Kein Papst ist mehr gepriesen, aber auch keiner mehr getadelt worden, als Gregor VII. Die meisten protestantischen Geschichtschreiber haben ihm unersättliche Herrschsucht und grenzenlosen Ehrgeiz vorgeworfen. Betrachtet man aber das Ganze seines Lebens und die Größe seines Geistes, liest man seine Briefe, in denen die edelsten Gesinnungen ausgedrückt sind, und erwägt, wie streng er, nicht nur gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst war, so ist es nicht glaublich, daß ein bloßes kleinliches Streben nach eigener Größe der Zweck seines Lebens gewesen sei. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß er, wenigstens bei seinem Hauptentwurf, ein höheres Ziel vor Augen hatte, und mit redlicher, wenn auch irriger Ueberzeugung, für die Sache Gottes und Christi, für die Sache der Religion und der Kirche zu wirken glaubte. (Vergl. Hildebrand, als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter von J. Voigt, 1815, 8.) N.

Gregorianischer Calender, s. Calender.

Gregoriusfest, ein ehedem in mehreren Gegenden, besonders in Sachsen beliebtes Schul- und Jugendfest, welches bald nach Ostern gehalten wurde. Die Art und Weise, wie es gehalten wurde, war verschieden. Gewöhnlich zogen die Schüler, auf eigne Weise, als Bergleute, Essenkehrer, Jäger u. s. w. gekleidet, durch die Stadt; an andern kleinern Orten erschienen sie nur mit Bändern ausgeputzt und jeder gab durch Hersagung eines Reimes vor den Häusern der Vornehmern zu erkennen, welche Standesperson aus der bürgerlichen Gesellschaft er vorstelle. Einer war ein Arzt, oder vielmehr Quacksalber, mit einem Arzneikasten; ein Andrer ein Corporal mit einem Degen und Stocke; ein Dritter, mit einer Trommel versehen, stellte einen Tambour u. s. w. vor. Dieses Fest war unstreitig eine Nachah-

mung des bei den Griechen unter dem Namen Panathenäen bekannten Volks- und Freudenfestes. Auch zu Rom feierte man jährlich zwei Minervenfeste durch feierliche Umgänge. Aller Schulunterricht hörte während dieser Feier auf. Diese Feste erhielten durch die Länge der Zeit eine Heiligkeit und ließen sich schwer abschaffen. Nach dem Uebergange heidnischer Völker zum Christenthume mußte man daher diesen Festen andre Namen geben und ihnen andre Zwecke unterlegen. Papst Gregor IV. verordnete daher im J. 828, daß zur Ehre eines seiner Vorgänger, Gregor I., welcher die erste Singschule in Rom gestiftet hatte, um die Zeit, da das große Minervenfest fiel, ein eignes Schul- und Kinderfest unter dem Namen des Gregoriusfestes gehalten wurde. (Jugendz. 1806. Nr. 30, 31, 34, 37). — **Gregoriussingen** nennt man den Umgang, welchen jährlich nach Ostern die Dorfschulmeister, besonders in Sachsen, in Begleitung ihrer Schulkinder, durch das Dorf halten, wobei vor jedem Hause, oder vor jeder darin wohnenden Familie, ein Lied oder eine sogenannte Arie abgesungen wird, wofür dem Schullehrer eine Kleinigkeit an Gelde gereicht wird, die als ein Theil seiner Besoldung in Anschlag gebracht ist. In mehreren kleinern Städten, wo sonst dieses Gregoriussingen auch gewöhnlich war, ist diese, den Schullehrerstand herabwürdigende Bettelei, nachdem sich mehrere Stimmen in öffentlichen Blättern darüber erhoben hatten, durch Mitwirkung einer weisen Stadtobrigkeit, mit Recht abgeschafft und die Lehrer sind auf andre Weise entschädigt worden. — **Gregoriusumgang**, s. Gregoriusfest und Gregoriussingen.

Greif, ein bekanntes Fabelthier des Alterthums, das nach der gewöhnlichen Sage Leib, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren des Pferdes, und statt der Mähne einen Kamm von Fischflossen hatte; der Rücken war befiedert. Aelian besetzt den Rücken mit schwarzen, die Brust mit rothen und die Flügel mit weißen Federn; Ktesias gibt ihm blaue, glänzende Nackenfedern, einen Adlerschnabel und feurige Augen. Spätere Schriftsteller setzen noch manches hinzu. Nach dem Verfasser des Buchs: De rerum natura, ist er größer als ein Adler, hat an den Vorderfüßen große Adlerkrallen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, und legt in sein Nest einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er ist so stark, sagt Ktesias, daß er im Kampf mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Man gab Indien für sein Vaterland aus, und glaubte, daß er auf hohen Bergen niste; nie erwachsen, wohl aber jung gefangen und gezähmt werden könne; daß er das Gold der Gebirge bewahre, und sein Nest davon mache, oder nach andern Angaben, daß er die fürchte, welche Gold suchen, und seine Jungen gegen sie vertheidige. Ueber die Entstehung der Idee von diesem fabelhaften Vogel ist viel gemuthmaßt worden; namentlich haben der Graf von Veltheim in seiner Abhandlung von den goldgrabenden Ameisen und Greifen der Alten, und Böttiger in seinen Vasengemälden sehr viel Sinnreiches darüber gesagt. Letzterer erklärt mit vieler Wahrscheinlichkeit diese und ähnliche Ungeheuer blos als Erzeugnisse der indischen Tapetenwirkerei, da sich die Indier von den ältesten Zeiten her an seltsamen Zusammensetzungen ihrer heiligen Thiere ergötzen. Die Griechen, welche an dem Hofe des persischen Königs dergleichen Tapeten erblickten, hielten die darauf abgebildeten Thiere für wirkliche Geschöpfe des wunderreichen Indiens, und verbreiteten die Sage davon. Auf ähnliche Art entstanden auch die nachherigen Arabesken, Grotesken rc., mit denen jene also einerlei Ursprung hätten.

Greifswalde, eine als Universität und als Handelsplatz wichtige Stadt in Vorpommern, nur eine Stunde von der Ostsee entfernt. Sie zählt etwa 4000 Einwohner. Die Universität ward 1456 von Herzog Wratislaw gestiftet, hat über 35,000 Thlr. jährlicher Einkünfte und eine ansehnliche Bibliothek.

Gresham (Sir Thomas), der Gründer der londoner Börse, war ein Sohn des Lord Mayors dieser Stadt und 1519 geboren. Auf dem Collegio zu Cambridge machte Thomas Gresham seine humanistischen Studien und widmete sich dabei zugleich der Handlung. Eduard VI., beständig in Geldverlegenheiten, gebrauchte den reichen und gewandten jungen Kaufmann zu Regulirung seiner Geldangelegenheiten in Antwerpen, und obschon dieser König nur kurze Zeit regierte, so mußte doch Gresham an vierzig mal für ihn nach jenem reichen Ort reisen, wo damals die Rothschilde jener Tage wohnten. Unter Elisabeth ward Gresham zum Ritter ernannt (1559), und auch dieser Königin besorgte er ihre Geldgeschäfte im Auslande. Sein dadurch sich ungeheuer mehrendes Vermögen setzte ihn in den Stand, einen Plan auszuführen, den bereits sein Vater gefaßt hatte. Die Kaufleute Londons hatten nämlich damals noch keinen bestimmten Versammlungsort, woselbst sie sich über ihre Geschäfte besprechen, Handel abschließen konnten u. dergl. Ihnen ein solches, den Verkehr ungemein erleichterndes Zusammenkommen zu verschaffen, bat Gresham nur um einen Platz zur Errichtung eines Gebäudes, und als ihm dies bewilligt ward, ließ er nach dem Muster des berühmten Börsengebäudes in Antwerpen ein ähnliches aufführen, welches noch jetzt eine Zierde Londons ist. Den 7. Juni 1556 ward der erste Stein dazu gelegt und schon 1569 das Ganze vollendet, worauf es den 29. Jan. 1570 von der Königin Elisabeth selbst besucht und feierlich „königliche Börse" (The royal Exchange) getauft wurde. Auf Greshams Rath fing Elisabeth nun auch an, die Staats-Geldgeschäfte nicht mehr blos mit ausländischen Kaufleuten abzumachen, wodurch Englands reicher Handelsstand ungemein gewann. Kurz vor seinem Tode entschloß sich Gresham, das prachtvolle Hotel, welches er in der Stadt bewohnte, zu einem wissenschaftlichen Collegium zu widmen, und er bestimmte daher in seinem 1575 den 5. Juli niedergesetzten Testamente, daß das halbe Börsengebäude dem Lord Mayor und der Gemeinde von London, die andere Hälfte aber der Kaufmannsgilde unter der Bedingung gehören solle, daß sie für alle Zeiten sieben Professoren (der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin, der Astronomie, der Geometrie, der Musik und der Rhetorik) jeden mit 50 Pf. Sterling jährlich besolden sollten und daß diese Lehrer in dem von ihm bewohnten Hotel Wohnung und Raum zu ihren Vorlesungen erhielten. Nebenbei setzte er auch noch mehrere milde Stiftungen für arme Kranke, Gefangene und andere hilfsbedürftige Personen aus. Er starb den 21. Nov. 1579, und man befolgte seine Anordnungen pünctlich, so daß in seiner ehemaligen Wohnung nun bis gegen das Ende des 18. Jahrh. die von ihm festgesetzten Vorlesungen in den genannten Wissenschaften gehalten wurden. Um diese Zeit ward aber auf Antrag der Bewohner der Cité das Greshamsche Gebäude niedergerissen, um durch ein anderes ersetzt zu werden: bei welcher Gelegenheit denn die ganze Lehranstalt in die untern Säle der Börse verlegt ward, wo sie sich vermuthlich noch befindet. Man erzählt von Gresham, der zu seiner Zeit der reichste Particulier in England war, daß er einst die Königin Elisabeth auf seinem Schlosse Osterley bei

Brentford in Middelesser, nicht allein aufs glänzendste bewirthete, sondern auch, zum Erstaunen der Königin und ihres ganzen Hofes über Nacht eine lange Mauer, welche die Fürstin noch an einen Platz hingewünscht hatte, so still aufführen ließ, daß weder Elisabeth noch sonst ein Mensch etwas davon vernahm, und Alle am andern Morgen um so mehr überrascht waren. Wegen seines großen Reichthums und seiner engen Verbindung mit dem Hofe, nannte ihn, der übrigens auch ein geistreicher und wissenschaftlich gebildeter Mann war, das Volk häufig nur den „königlichen Kaufmann."

Gresset, einer der anmuthigsten franz. Dichter des 18. Jahrh., war 1709 zu Amiens geboren, trat in seinem 16. Jahre in den Jesuiterorden, und verließ ihn zehn Jahre nachher wegen des Aufsehens, welches sein Gedicht Vert-Vert machte. Angekündigt in Paris durch die Stimme des Rufs, wußte er denselben zu behaupten und zu vermehren, und ward 1748 in die französische Akademie aufgenommen. Er lebte zu Amiens, wo er eine Finanzstelle verwaltete, und eine reiche Frau geheirathet hatte. Die ländliche Natur, aus der er fast alle seine Bilder entlehnte, wurde sein Lieblingsaufenthalt. Glücklich pries er, wie Horaz, ein genügsames und unbekanntes Leben im Schoße der mütterlichen Natur. Nach dem Tode Ludwigs XV. kam er nach Paris, und wurde gewählt, um Ludwig XVI. im Namen der Akademie zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Hof und Stadt wünschten den Mann zu sehen, der sie so trefflich geschildert hätte. Aber die Meinung, welche seine ersten Hervorbringungen erweckt hatten, wurde ungemein geschwächt durch seine akademische Rede, worin er eine frühere von Suard beantwortete. Seine Gemälde schienen nicht natürlich, sondern Zerrbilder. Man suchte vergebens, den Druck des Werks zu hintertreiben. Nach seiner Rückkehr nach Amiens ließ er es vielmehr neu auflegen, mit einem aus Prosa und Versen gemischten Briefe vermehrt, worin er seiner Feder einen noch freiern Lauf verstattet. Er überlebte seine Rückkehr in sein Vaterland nicht lagne, und starb 1777, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Annehmlichkeit seiner Umgangs, die Unwandelbarkeit seiner Grundsätze, die Redlichkeit seines Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde und die Gunst des Hofes. Ludwig XVI. erhob ihn 1775 in den Adelstand. Sein Vert-Vert ist ein durch Witz, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, dessen Werth um so größer erscheint, als der Stoff selbst wenig Hülfsmittel darbot. „Dieses Gedicht," sagt d'Alembert, „würde unter den Händen eines Andern eine fade und abgeschmackte Posse geworden sein, und in dem Bezirk des Klosters, wo es erzeugt wurde, sein Grab gefunden haben. Gresset besaß in seiner Eingezogenheit die Kunst, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen so unbedeutenden Gegenstand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte." Er hatte es noch mit einem Gesange, l'ouvroir des nones, überschrieben, vermehrt, welcher, wie man sagt, Züge seines Talents enthielt; aber er verbrannte ihn in seiner letzten Krankheit. Auf Vert-Vert folgte La Chartreuse. Diese Epistel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philosophie; man findet darin Harmonie, und eine an Ueppigkeit grenzende Fülle des Ausdrucks. Von geringem Werth sind seine Epistel an den Pater Bougeant und Les Ombres. Kräftiger und sorgfältiger gearbeitet ist die Epistel an seine Schwester über seine Genesung. Gresset wollte von der leichten Poësie sich zur Tragödie erheben, aber sein Eduard III., der 1740 gespielt wurde, ist nicht wieder dem Theater erschienen. Die Intrigue

ist kalt und der Styl ist noch kälter. In dem Sidney, der 1745 aufgeführt wurde, ist die Intrigue schwach und die Verknüpfung gemein; doch finden sich schöne Verse darin. Le Méchant, der 1747 mit großem Erfolg gegeben wurde, ist wegen der Leichtigkeit, Mannichfaltigkeit und schönen Versification, wegen der Lebendigkeit und Fülle des Witzes und der Wahrheit der Charakter eine der besten französischen Comödien. Sie wäre vollkommen, wenn eine gleiche Fülle des Komischen diese schönen Eigenschaften krönte. Unbedeutender sind seine Oden, seine Uebersetzungen der Eklogen Virgils und sein Discours sur l'Harmonie. M.

Gretna (eigentlich Graitney-) Green, ein Pfarrdorf in der schottischen Grafschaft Dumfries, an der Straße nach England, seit länger als 70 Jahren in der Geschichte zärtlicher Abenteuer als die Zuflucht berühmt, wo bedrängte Liebende den Hindernissen, die ihrer Neigung entgegen traten, auswichen, und heimlich ihre Verbindung feierten. In Schottland bedurfte es nämlich keines Aufgebotes, keiner Einwilligung der Aeltern und keines Priesters zur Trauung, und die Erklärung des liebenden Paares vor einem Friedensrichter, daß es ledig und nicht in verbotenem Grade verwandt sei, war hinlänglich zur Schließung einer Ehe, die sein Ausspruch knüpfte und die von allen Gerichten als giltig anerkannt wurde. Wer daher in England, wo andere Gesetze gelten, nicht an das Ziel seiner Wünsche kommen konnte, eilte mit seiner Geliebten nach Gretna Green. Ein Grobschmidt, der zugleich Friedensrichter war, knüpfte während einer langen Reihe von Jahren viele solcher Verbindungen. Man rechnet, daß hier jährlich 65 solcher Vermählungen geschlossen wurden, was, jede zu dem gewöhnlichen Preise von 15 Guineen gerechnet, ein jährliches Einkommen von 1000 Pf. Sterl. gab. Die neuern Strafgesetze gegen unbefugte Verehelichungen, die mit Verbannung bestraft werden sollen, werden diesem Mißbrauche ein Ende machen.

Gretry (André Ernest Modeste), berühmter französischer Componist, war geboren zu Lüttich 1741. Sein Gefühl für den musikalischen Rhythmus äußerte sich schon mit dem vierten Jahr und hätte ihm fast das Leben gekostet. Er war allein; das Wallen siedenden Wassers in einem eisernen Topf fesselte seine Aufmerksamkeit; er fing an, nach diesem trommelähnlichen Geräusch zu tanzen; darauf wollte er auch sehen, wie sich dieses Wogen in dem Gefäß bilde, und goß es in ein stark glühendes Steinkohlenfeuer aus. Die Explosion war so heftig, daß er, vom Dampf betäubt, und fast am ganzen Körper verbrannt zur Erde fiel. Dieses Ereigniß zog ihm eine langwierige Krankheit zu, und schwächte seine Augen für immer. 1759 verließ Gretry sein Vaterland, um sich zu Rom in der Musik zu vervollkommnen. Er genoß hier den Unterricht mehrerer Lehrer, aber Casali ist der einzige, den er anerkannt hat. Er hatte schon zu Rom einige italienische Scenen und einige Symphonien hören lassen, als er von den Unternehmern des Theaters Alberti beauftragt wurde, zwei Intermezzi in Musik zu setzen. Sein erster Schritt auf dieser Laufbahn sollte mit einem glücklichen Erfolge bezeichnet sein; er fand großen Beifall. Am schmeichelhaftesten war ihm das Urtheil Piccinis, der öffentlich sein Werk gebilligt hatte, besonders, weil es nicht dem gewöhnlichen Wege folgte. Wohl aufgenommen und verehrt in der Hauptstadt Italiens, setzte Gretry daselbst seine Arbeiten und Studien fort, als Melon, Mitglied der französischen Gesandtschaft zu Rom, ihm eine Partitur von Rose de Colas zeigte, welche den Wunsch in ihm

entdeckte, sich in Paris bekannt zu machen. Auf dem Wege nach Frankreich verweilte er zu Genf, wo er die Oper Isabelle und Gertrude in Musik setzte, welche in Paris gegeben worden war, und deren Musik etwas schwach geschienen. Den Beifall, den die seinige erhielt, bestimmte ihn, nach Paris zu gehen, um dort ein Theater und Schauspieler zu finden, die seiner würdig wären. Doch fand er hier zwei Jahre lang mancherlei Schwierigkeiten zu bekämpfen, und erst nach vielen leeren Versprechungen und getäuschten Hoffnungen erhielt er von Marmontel den Huron, dessen Text und Musik in sechs Wochen vollendet wurde, und dessen Aufführung im J. 1769 den entschiedensten Erfolg hatte. Mit noch größerm Enthusiasmus ward bald darauf der Lucile, eine Comödie in einem Act, aufgenommen. Er widmete sich von nun an ausschließlich dem Theater, und componirte vierzig Opern, von denen le Tableau parlant, Zemire et Azor, l'Ami de la maison, la fausse Magie, le Jugement de Midas, l'Amant jaloux, les Evénemens imprévus, Colinette à la cour, la Carevane, Richard Coeur-de-Lion, Anacréon chez Policrate noch jetzt mit Beifall gegeben werden. Gretry hat, wie Pergolesi, die Declamation zum Muster des musikalischen Ausdrucks genommen, und die Fehler, die er zuweilen gegen die Harmonie begangen hat, sind diesem Bestreben zuzuschreiben und mit Bewußtsein von ihm begangen worden. 1790 gab er seine Mémoires ou Essai sur la musique heraus. Der erste Band enthält das künstlerische Leben des Verfassers. Er starb 1813 zu Ermenonville in Rousseaus Eremitage.

Greuze, ein geistreicher franz. Maler, geboren zu Tournus bei Macon, 1726. Nachdem er zu Rom studirt und die Werke der größten Meister kennen gelernt hatte, kehrte er zurück, und erwarb sich durch sein herrliches Talent eben so viele Bewunderer als Neider. Originell in der Wahl seiner Gegenstände und in der Composition, ist er es eben so sehr in Colorit und Zeichnung. Charakteristisch ist der moralische Zweck, auf den alle seine Gemälde hindeuten. Vorwerfen kann man ihm vielleicht etwas Ziererei und Theatralisches; auch ist die Nachlässigkeit, mit der er absichtlich seine Gewänder behandelte, mit Recht zu tadeln. Seine Köpfe und halben Figuren haben sowol in Colorit und Beleuchtung, als in geistreicher lebendiger Zeichnung einen hohen Grad der Wahrheit. Er hat deren eine große Anzahl geliefert; viele davon sind gestochen. Sein Gemälde: La petite fille au chien, gilt für sein Meisterwerk. Er starb zu Paris 1805, und hinterließ zwei Töchter, deren eine, Anna, das Talent ihres Vaters geerbt hat.

Gribeauval (Jean Baptiste Vaquette de), ein ausgezeichneter Ingenieur und Artillerist, wurde 1715 zu Amiens geboren. Er trat in das Regiment Royal-Artillerie ein, wo er bald Offizier bei der Pionir-Compagnie wurde und 1752 von dem damaligen Kriegsminister d'Argenson den Auftrag erhielt, nach Berlin zu reisen, um die von Friedrich II. zu jener Zeit zuerst eingeführte leichte Regiments-Artillerie zu besichtigen. Diesen Auftrag vollführte Gribeauval nicht nur mit dem größten Fleiß, sondern überreichte bei seiner Zurückkunft auch zugleich einige höchst wichtige Abhandlungen über die Grenzen und Festungen der Länder, die er bereiset hatte. Er ward hierauf zum Obristlieutenant ernannt, und trat bald darnach als General und Commandant des Artillerie- und Mineur-Corps, mit Bewilligung seines Königs, in österreichische Dienste, wohin ihn der Graf von Broglio empfohlen hatte, weil damals Maria Theresia, beim Ausbruch des sieben-

jährigen Krieges, geschickte Artillerie-Offiziere besonders suchte. Hier eröffnete sich ihm nun eine weite Bahn, seine Kenntnisse und seinen Muth zu zeigen. Bei der Belagerung von Glatz commandirte er mit, und seinen trefflichen Anordnungen hatte Oesterreich es vorzüglich zu danken, daß dieser wichtige Platz, der Schlüssel von Oberschlesien, den Preußen entrissen wurde. Später fand er sogar Gelegenheit sich mit den großen Preußenkönig selbst sehr rühmlich zu messen. In Betreff der Minen folgte Friedrich mit fast unbedingtem Vertrauen dem Systeme von Belidor; Gribeauval hatte sich dagegen eine andere Verfahrungsart ausgedacht, und der Erfolg bewieß, daß er Recht hatte. Die Preußen belagerten Schweidnitz und Friedrich II. leitete das Unternehmen selbst. Gribeauval vertheidigte unter des Marschall Guasco Oberbefehl den Ort. Ein unterirdischer Kampf entspann sich nun hier, in welchem sowol der König als der General, jeder nach seinem Systeme verfuhren und einander den Rang streitig zu machen suchten. Friedrich ließ nach Balidors Methode vier große Minen springen, aber umsonst! Gribeauvals treffliche Gegenanstalten vereitelten jeden gewiß gehofften Erfolg, und wo der König auch seine Feinde unter der Erde angriff, überall fand er die wirkungsvollste Gegenwehr, so daß er 63 Tage nach Eröffnung der Trancheen, und nach den heftigsten Anstrengungen, sich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Schon waren die Befehle deshalb gegeben, als eine glücklich geworfene Bombe Alles änderte. Ein Pulvermagazin flog in die Luft, dadurch entstand eine Bresche, welche die Oesterreicher nöthigte, sich zu ergeben. Gribeauval ward nun als Gefangener seinem königl. Gegner vorgestellt, der wirklich für einen Augenblick sich hinreißen ließ, den Mann, dessen Talent ihn gewissermaßen überwunden hatte, nicht sehen zu wollen. Bald siegte aber in des großen Königs Seele die bessere Empfindung. Er ließ Gribeauval zu sich kommen, zog ihn an seine Tafel, und beehrte ihn mit den gerechtesten Lobsprüchen. 1762 ward Gribeauval von der Kaiserin zum Feldmarschall-Lieutenant und Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens ernannt; nach geschlossenem Frieden kehrte er aber auf Choiseuls Einladung nach Frankreich zurück, wo er als Marechal de Camp und Generalinspecteur der Artillerie angestellt wurde, und hier sich bis an sein Ende auf vielfache Art um das Genie-, Fortifications- und Artilleriewesen verdient machte. Eine Zeit lang, mehr durch Choiseuls und des Grafen Bellegarde, als durch eigene Schuld, in Ungnade gefallen, ward er doch, als Ludwig XVI. auf den Thron kam, in seine alte Wirksamkeit und noch kurz vor seinem Tode, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, zum Oberaufseher des großen Arsenals ernannt. Er starb kurz vor dem völligen Ausbruch der Revolution, den 9. Mai 1789, eben so geschätzt als Mensch wie als Krieger.

Griechenland. Die Namen Griechen und Griechenland entstanden in Italien, wahrscheinlich durch die aus Epirus dahin gewanderten pelasgischen Colonien, welche, indem sie nach Gräcus, dem Sohne ihres Stammvaters Thessalus, Griechen nannten, Veranlassung gaben, daß dieser Name auf alle die Völker übergetragen wurde, welche einerlei Sprache mit ihnen redeten. Bei den Eingebornen selbst hatte Griechenland in den frühern Zeiten, z. B. bei Homer, keinen allgemeinen Namen; nachher bekam es den Namen Hellas, und nach der Eroberung durch die Römer den Namen Achaja, unter dem jedoch Macedonien und Epirus nicht mit begriffen waren. Die griechischen Nationen aber waren so weit zerstreut, daß es dadurch schwierig wird, genau zu bestimmen, was zu Griechenland gehört und was nicht.

Bald nahm man Griechenland nur im engeren Sinne, wie es auf drei Seiten vom mittelländischen Meer umflossen, im Norden durch die kambunischen Gebirge von Macedonien geschieden, etwa 2000 Q.M. enthält; bald in einem weitern Sinne, der Macedonien und Epirus mit einschließt, das Hämusgebirge, das ionische und ägeische Meer ihm zu Grenzen gibt und die Inseln dieser Meere mit aufnimmt. Demnach bestand Griechenland theils aus festem Lande, theils aus Inselgruppen. Das feste Land theilt man in Nordgriechenland, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinne und den Peloponnes. I. Nordgriechenland umfaßt a) Thessalien (jetzt Janiah), eins der größten und fruchtbarsten aller griechischen Länder, von dem Peneus bewässert, der, durch das reizende Thal Tempe fließend, in den thermaischen Busen sich ergoß. Die gefeierten Berge Olympus, Ossa und Pindus erhoben sich hier, und unter den Städten sind Larissa, Pharsalus und Magnesia berühmt. b) Epirus (jetzt Albanien), nächst Thessalien die größte Landschaft Griechenlands. Hier war das uralte Zeusorakel in Dodona; Hauptstadt Ambrakia. c) Macedonien (jetzt Macedonia oder Filiba Vilajeti), erst seit Philipp und Alexander zu Griechenland gerechnet, machte gleichsam ein Mittelglied zwischen Griechenland und Thracien, dem Nordlande im Sinne der Griechen, welchem Macedonien selbst früher beigerechnet wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthielt acht Landschaften: a) Akarnanien, mit dem Hauptort Argos-Amphilochicum, hatte rohe und kriegerische Einwohner, keine bedeutende Flüsse und Berge. b) Aetolien, mit den Flüssen Achelous und Euenus, und den Städten Kalydon und Thermus. Gebirgig und rauh. c) Doris oder Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis), mit den Städten Pindus, Erineus, Bajon und Kytinion. d) Lokris, mit dem berühmten Paß von Thermopylä, von drei Völkerstämmen bewohnt, den opuntischen, epiknemidischen und ozolischen Lokriern. Hier waren die Städte Opus, Naupaktos, Amphissa und Thronion. e) Phocis, vom Cephissus bewässert. Hier erhob sich der Parnassus, unter welchem Delphi, berühmt durch Apollos Orakel, lag. Außerdem sind Krissa und Anticyra hier zu bemerken. f) Böotien, zwar voll dicker, neblichter Luft, aber trefflicher Viehweiden, außer vielen kleinern Flüssen, von dem Asopus und Ismenus durchströmt und reich bewässert, zählte viele blühende Städte, Thebä, Oropus, Platää, Leuktra, Thespiä, Chräonea, Koronea, Orchomenos u. a. Berühmt sind hier die Berge Helikon und Cithäron. g) Attika, eine schmale Landzunge, felsig, trocken, meist unfruchtbar, eben deßhalb aber der früheste und nachmals der schönste Sitz hellenischer Bildung. Hier hatte Athen die Gesetzgeber, Helden, Dichter und Künstler, die noch jetzt die Bewunderung der gebildeten Welt sind. Unter den übrigen Ortschaften Attikas zeichneten sich Marathon, Eleusis, Rhamnus und Laurion aus h) Megaris mit der Stadt Megara, die kleinste aller griechischen Landschaften. III. Die Halbinsel des Peloponnes (jetzt Morea), zu welcher durch Megaris der corinthische Isthmus führt, umfaßte acht Landschaften: a) das Gebiet von Corinth, mit der gleichnamigen, früher Ephyra genannten Stadt, berühmt durch Handel und Reichthum. b) Das kleine Gebiet von Sikion, mit der alten Stadt gleiches Namens. c) Achaja, zuerst Aegialos, dann Jonia genannt, hatte in seiner Ausdehnung längs des corinthischen Meerbusens bis zum Flusse Melas zwölf Städte, unter denen Dyme, Paträ und Pellene die beträchtlichsten waren. d) Elis, von dem Alpheos,

der mehrere kleine Flüsse aufnimmt, durchströmt, erstreckte sich von Achaja südwestlich an der Meeresküste hin. Vor Elis und Kyllene ist Olympia wegen der hier gefeierten Spiele berühmt. e) Messenia mit dem Flusse Pamisus, unterhalb Elis an der Meeresküste bis zur Landspitze hinreichend, mit der Stadt Messene und den Grenzfestungen Ithome und Ira. f) Lakonia, Lakonica, Lacedämon, ein Gebirgsland, vom Eurotas durchströmt, wird von dem messenischen, lakonischen und argolischen Meerbusen von drei Seiten bespült. Berühmt ist seine Hauptstadt Sparta, und unter seinen Bergen der Taygetos. g) Argolis, mit den Städten Argos, Mycenä, Epidauros, Trözene, Nemea, Lerna und Tiryns, von dem Inachus bewässert, bildet eine kleine Halbinsel zwischen der lakonischen und attikanischen. h) Arkadien, in der Mitte der Halbinsel gelegen, reich an Flüssen, Quellen und Triften, und vom Alpheus durchströmt, mit den Städten Mantinea, Tegea, Megalopolis und den Bergen Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. Die zu Griechenland gehörigen Inseln lagen I. im ionischen Meere, an der West- und Südseite des festen Landes. 1. Corcyra (Corfu), 2. Cephalonia, 3. Asteris, 4. Ithaka (Teaki, auch Val de Compare), 5. Zakynthos (Zante), 6. Cythera (Cerigo), 7. die Inselgruppe des argolischen Meerbusens, 8. die Pelopsinseln beim Gebiet von Trözen, unweit derselben Sphäria, Calauria (Poro), 9. Aegina, 10. Salamis, (Coluri), und mehrere umliegende, 11. Creta (Candia). II. Im ägeischen Meere an der Süd- und Ostseite des festen Landes, im sogenannten Archipelagus, lagen: 1. Carpathos (Scarpento), 2. Rhodus, 3. Cyprus, 4. die Cycladen, d. i. Delos umliegende Inseln, die westlichen, und 5. die Sporaden, d. i. zerstreut liegende, die östlichen des Archipelagus. Zu den Cycladen gehören Delos (Sdilli), Rhenäa, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Gyaros, Keos (Zia), Syros, Kyihnos (Thermia), Seriphos, Siphnos, Kimolis (Argentiere), Melos, (Milo), Thera (Santorin), Jos, wo Homer begraben sein soll; Naxos, früher Dia, Paros (Pario), und etliche kleinere. Zu den Sporaden gehörten Kos (Stanchio, Stingo), Parmakusä, Patmos (Palmo, Palmosa), Samos, Chios (Scio), mit mehrern kleinern umliegenden Inseln, Lesbos (Mitylene), wo die umliegenden kleinern Inseln Hekatonnysoi, d. i. hundert Inseln, heißen, Tenedos (Bokthscha Adassi), Lemnos (Stalimene), Imbros, (Lembro), Samothrake, Thasos; und der Küste Griechenlands näher Skyros, Euböa (Negroponte). In Ansehung der physischen Beschaffenheit waren die einzelnen Theile Griechenlands sehr von einander verschieden. Macedonien war in seinem Innern rauh, waldig und arm, und erzeugte nur in den Küstengegenden Wein, Oel und Baumfrüchte; eben so Epirus. Dagegen war Thessalien ein fruchtbares, schön bewässertes Thal, das treffliche Pferde lieferte; Böotien, eben so fruchtbar, war reich an schönen Rinderheerden. Der Boden von Lokris war nur mittelmäßig; desto fruchtbarer war Doris, und noch mehr Phocis, welches guten Wein, schönes Oel und Krapp in Fülle hervorbrachte. Aetoliens rauhe Gebirge ließen weder Viehzucht noch Ackerbau gedeihen. Acarnanien, die Seeküste von Attica und das bergige Megaris waren eben so wenig ergiebig, als Achaja. Argolis hatte einen fruchtbaren Boden, und in Lakonien, Messenien und Elis blühten Ackerbau und Viehzucht; Arkadien war ein gebirgiges Hirtenland. Die griechischen Inseln waren, unter einem glücklichen Himmel, größtentheils mit Wein, Obst und Feldfrüchten reichlich ausgestattet. Diese Verschiedenheit des Bo-

dens mußte auch eine Verschiedenheit in der Lebensart der Bewohner erzeugen, welche ihrer Lage gemäß sich von Ackerbau, Handel, Krieg, oder Schifffahrt nährten. Die Geschichte der Griechen läßt sich in drei Hauptperioden theilen; in die Periode ihres Anfangs, ihrer Blüthe und ihres Verfalls. Die erste erstreckt sich von dem frühesten Ursprung der Griechen um das J. 1800 vor Chr. Geb. bis auf Lykurg, 845 vor Chr. Geb.; die zweite reicht von da bis zu ihrer völligen Unterjochung durch die Römer, 146 vor Chr. Geb.; die dritte Periode endlich zeigt uns die Griechen als ein überwundenes Volk, in immer zunehmendem Verfall, bis sie endlich gegen das J. 300 nach Chr. Geb. fast ganz verschwinden. Die Pelasger waren die erste unter Inachus, wie die Sage lautet, nach Griechenland einwandernde Völkerschaft. Ohne alle Bildung wohnten sie in Höhlen und nährten sich von wilden Baumfrüchten, oft auch von dem Fleische überwundener Feinde, bis Phoroneus, welcher als König von Argos genannt wird, um das J. 1800 vor Chr. Geb. ihnen einige Bildung zu geben anfing. Zugleich suchten mit ihm Pelasgus in Arkadien und Aegialeus in Achaja ihre wilden Landsleute zu bilden. Mehrere kleine Reiche entstanden, z. B. Sparta, Athen. Von den drei Brüdern Achäus, Pelasgus und Pythius, welche Colonien aus Arkadien nach Thessalien führten, so wie von Pelasgus Söhnen, Thessalus und Gräkus, und von Andern erhielten einzelne Völkerstämme der ehemaligen Wilden besondere Namen. Eine große Veränderung bewirkte die Deukalionische Fluth um das J. 1514 vor Chr. Geb. und die Ankunft eines neuen Völkerstammes aus Asien, der Hellenen. Diese breiteten sich in Griechenland aus, vertrieben die Pelasger und vermischten sich mit ihnen. Ihr Name ward allgemeiner Name der Griechen. Mit ihnen erhob sich Griechenland schon mehr aus dem Staube der Wildheit und noch schneller wurde dieser durch die bald erfolgenden Einwanderungen phönicischer und ägyptischer Colonien verdrängt. Ungefähr 60 Jahre nach der Deukalionischen Fluth ließ sich der Phönicier Cadmus in Theben nieder und brachte die Kenntniß der Buchstabenschrift dahin. Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleusis lehrten den Ackerbau und Bacchus pflanzte den Weinstock. Nach Argos kam der ägyptische Flüchtling Danaus, nach Attica Cekrops. Jetzt begann das Zeitalter der Heroen, zu denen Hercules, Jason, Pirithous und Theseus gehörten, und jener alten Natursänger und Weisen, wie Thamyris, Amphion, Orpheus, Linus, Musäus, Chiron u. A. m. Ein kriegerischer Geist beseelte die ganze Nation und ward Ursach, daß jede einzelne Fehde alle Helden Griechenlands unter die Waffen rief. Dahin gehören die Kriege gegen Theben, und bald nachher der Trojanische Krieg u. d. J. 1200 v. Chr., dessen Folgen eine Hauptepoche in der Geschichte Griechenlands herbeiführten. Dieser langwierige und blutige Kampf hatte viele Reiche ihrer Fürsten beraubt; daraus entstand eine allgemeine Verwirrung, in welcher es den Herakliden, 80 Jahre nach Trojas Eroberung, gelang, sich des ganzen Peloponnes zu bemächtigen und die Jonier und Achäer daraus zu vertreiben. Diese wandten sich nach Attica. Da sie aber hier nicht Raum genug fanden, führte Neleus um das J. 1044 eine ionische Colonie nach Kleinasien, wo schon früher eine äolische aus dem Peloponnes angelangt war, und achtzig Jahre nachher eine dorische sich niederließ. In andern Staaten bildeten sich Republiken, z. B. in Phocis, in Theben, in den asiatischen Colonien, endlich auch in Athen u. s. w., so daß in den nächsten 400 Jahren das ganze südliche Griechenland meistens mit Republiken

sich anfüllten. Wohlstand und treffliches Clima machten indeß die asiatischen Colonien zur Mutter der Bildung; von hier gingen Künste und Wissenschaften aus. Hier war das Vaterland der Gesänge Homers und Hesiods; hier blühten Handel, Schifffahrt und Gesetzgebung. Doch blieb Griechenland noch bei der alten Einfalt der Sitten und unbekannt mit dem Luxus, dem keine fremde Unterstützung die Hand bot. Wenn in einem Staate sich die Einwohner zu sehr anhäuften, nahm man zu Colonien seine Zuflucht; so wurden im 7. und 8. Jahrh. die mächtigen Colonien von Rhegium, Syrakus, Sybaris, Croton, Tarent, Gela, Lokris und Messana in Sicilien und Unteritalien errichtet. (S. Großgriechenland.) Die verschiedenen kleinen von einander unabhängigen Staaten Griechenlands aber bedurften eines gemeinschaftlichen Bandes, das sie zusammenhielt. Dieses fand in dem Tempel zu Delphi, in dem Amphiktyonengericht und in den feierlichen Kampfspielen, unter denen besonders die Olympischen sich auszeichneten, deren letzte und Haupterneuerung 776 Jahre vor Chr. Geb. geschah, und welche zugleich den Griechen zur Zeitrechnung dienten. Von dieser Zeit an erhoben sich vor den übrigen Staaten durch Macht und Ansehn Sparta und Athen; jenes noch früher als dieses. Bis zum persischen Kriege hatte Griechenland schon eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Außer der Dichtkunst finden wir um das J. 600 v. Chr. Geb. auch die Anfänge der Philosophie, und zwar ebenfalls früher in Jonien und Unteritalien, als im eigentlichen Griechenland. Auch die Bildhauerkunst und Malerei kamen in Flor. Die mächtigen Colonien Massilia in Gallien und Agrigent in Sicilien entstanden; Athen breitete seinen Handel immer mehr aus, und legte besonders in Thracien ansehnliche Handelsplätze an. In Kleinasien aber waren die griechischen Colonien unter die Herrschaft des lydischen Crösus und bald nachher auch des Cyrus gekommen, und selbst Altgriechenland wurde von Persiens übermüthigen Beherrschern, Darius und Xerxes, mit gleicher Knechtschaft bedroht. Da aber erwachte der Heldenmuth der freiheitliebenden Griechen, und zeigte sich in seinem herrlichsten Glanze. Athen und Sparta, mit einander verbunden, widerstanden fast ganz allein den ungeheuern Heeren der Perser, und die Schlachten bei Marathon, Thermopylä und Platää, so wie die Seetreffen bei Artemisium, Salamis und Mycale lehrten die Perser, daß Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören werde. Dieser glorreiche Kampf bereicherte es mit einer unermeßlichen Beute und führte die höchste Stufe der Macht und des Wohlstandes herbei. Vor allen andern griechischen Staaten aber erreichte Athen die höchste Blüthe und das entschiedenste Uebergewicht. Der Oberbefehl, welchen bisher Sparta geführt hatte, kam an Athen, dessen Feldherr Cimon die Perser zum Frieden und zur Anerkennung der Freiheit der Kleinasiaten zwang. Zugleich war Athen der Mittelpunct der Künste und Wissenschaften. Jetzt brach der peloponnesische Krieg aus, veranlaßt durch Athens übermäßigen Stolz, den Sparta nicht länger ertragen konnte. Dieser verderbliche Krieg, der Griechenlands Inneres verheerte, demüthigte Athen, bis Thrasybul es wieder befreite; dagegen mußte sich Sparta auf kurze Zeit unter Thebens allgewaltigen Epaminondas und Pelopidas beugen. Aller dieser Unruhen ungeachtet blieb die Bildung in Griechenland noch im Steigen. Jetzt blühten neben den Dichtern Künstler, Staatsmänner und Philosophen: der Handel war im größten Flor, und Sitten und Lebensart waren aufs höchste verfeinert. Nun aber trat die unglückliche Periode ein, wo mit dem Ende der politischen Freiheit Griechenlands auch die Bildung desselben zu sinken anfing, ohne daß sie sich je wieder

auf die ehemalige Stufe emporheben konnte. Im Norden von Griechenland hatte sich ein mächtiger erobernder Staat gebildet, dessen Beherrscher, Philipp, Tapferkeit mit schlauer Politik verband. Die Uneinigkeit unter den griechischen Staaten bot ihm Gelegenheit, seine herrschsüchtigen Plane auszuführen, und die Schlacht bei Chäronea gab Macedonien die Oberherrschaft über ganz Griechenland. Vergebens hoffte dasselbe, nach seinem Tode sich wieder frei zu machen. Thebens schreckliche Zerstörung forderte Unterwerfung unter den mächtigen Genius des jungen Alexander. Während er als erster Feldherr der Griechen über die Perser die glänzendsten Siege erfocht, veranlaßte eine falsche Nachricht von seinem Tode einen nochmaligen Versuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, den jedoch Antipater vereitelte. Eben so unglücklich endigte der lamische Krieg nach dem Tode Alexanders. Griechenland war jetzt fast zu einer macedonischen Provinz herabgesunken und hatte nur noch einen Schein von Freiheit. Verweichlichender Luxus hatte die alte Tapferkeit und Kraft verzehrt. Endlich schlossen die meisten Staaten des südlichen Griechenlands, Sparta und Aetolien ausgenommen, den berühmten achäischen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen Macedonien. Als dieser Bund sich aber mit Sparta entzweite, suchte er Macedoniens Hülfe und war durch dieselbe siegreich. Allein diese Freundschaft ward bald für Griechenland verderblich, denn sie verwickelte dasselbe in die Händel Philipps mit den Römern, welche zwar anfänglich großmüthig genug waren, die Freiheit der griechischen Städte zu bestätigen, während sie in dem Kriege gegen Antiochus Aetolien und bald darauf auch Macedonien in eine römische Provinz verwandelten; allein später fingen sie an, den achäischen Bund unter sich zu entzweien, mischten sich mit Gewalt in die innern Streitigkeiten der Griechen, und zwangen diese endlich zu dem letzten schwachen Versuch, ihre Freiheit mit den Waffen zu behaupten. Der Ausgang eines so ungleichen Kampfes konnte nicht lange unentschieden sein: die Eroberung Corinths unterwarf die Griechen der römischen Herrschaft. Während dieses ganzen Zeitraums von der Schlacht bei Chäronea bis zur Eroberung Corinths blühten Künste und Wissenschaften unter den Griechen; ja die Kunst feierte erst unter Alexander ihr goldenes Zeitalter. Indessen waren doch die griechischen Colonien in einem noch blühenden Zustande als das Mutterland, besonders ward jetzt Alexandria in Aegypten der Sitz der Gelehrsamkeit. Da sie ebenfalls nach und nach unter die Botmäßigkeit der Römer kamen, wurden auch sie, wie das Mutterland, die Lehrer ihrer Ueberwinder, der Römer, zu denen sie in großer Anzahl nach Italien hinüberwanderten. Unter August endlich verloren die Griechen auch den Schatten ihrer bisherigen Freiheit, und hörten auf, ein selbstständiges Volk zu sein, obgleich ihre Sprache, Sitten, Gebräuche, Wissenschaften, Künste und Geschmack überall im römischen Reiche sich ausbreiteten. Der Charakter der Nation war jetzt so tief gesunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das feilste und nichtswürdigste Geschöpf verachteten. Asiatischer Luxus hatte sie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbstständigkeit war erstorben, und niedriger Sclavensinn an seine Stelle getreten. Die Nation ward immer ausschweifender, ärmer, verächtlicher, unbedeutender, und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des 4. Jahrh., war kaum noch eine Spur ihrer schönen Eigenthümlichkeiten bemerkbar, da zugleich die barbarischen Völker jetzt anfingen, ihre verheerenden Verwüstungen auch in Griechenland auszubreiten. Die Hauptzüge in dem Charakter der Griechen waren von jeher eine gewisse Ein-

falt und Größe. Von seinem frühesten Dasein an war der Grieche sein eigner Lehrer, und wenn er von andern lernte, geschah es mit Freiheit und Selbstständigkeit. Das große Vorbild seiner Empfindungen war die Natur, die in seinem Vaterlande alle Reize in sich vereinigte. Der noch ungebildete Grieche war männlich und stolz, thätig und unternehmend, eben so ausschweifend in seinem Hasse wie in seiner Liebe. Er schätzte und übte Gastfreundschaft gegen Fremde und Landsleute. Diese Grundlage des Charakters der Griechen hatte auf ihre religiösen, politischen, sittlichen und philosophischen Meinungen einen großen Einfluß. Griechenlands Götter waren nicht wie in Asien in ein heiliges Dunkel gestellt; sie waren in ihren Fehlern und Tugenden menschlich, standen aber höher als die Menschen. Sie gingen mit denselben vertraut um; Gutes und Böses kam aus ihren Händen; alle körperlichen und geistigen Gaben waren ihr Geschenk. Eben so menschlich war auch die Moral der ältesten Griechen. Sie befahl, die Götter durch genaue Beobachtung der Gebräuche zu ehren, die Gastfreundschaft heilig zu halten, selbst Mörder zu schonen, wenn sie zu den Göttern ihre Zuflucht nähmen, das Blut des Verwandten an dessen Mörder zu rächen. Gegen den Feind war List und Rache erlaubt. Kein Gesetz befahl die Keuschheit. Nur die Gewalt des Vaters, Ehegatten oder Bruders beschützte die Ehre des weiblichen Geschlechts, welches daher auch in beständiger Abhängigkeit lebte. Verlorne Unschuld wurde zwar streng bestraft, aber der Verführer freute sich seines Sieges ohne das Gefühl eines begangenen Unrechts, und brachte den Göttern eben sowol Opfer und Geschenke, als ob er die rühmlichste Handlung begangen hätte. Die Sicherheit des häuslichen Lebens beruhte einzig auf dem Hausvater. Aus diesen Grundzügen der ältesten Sitten der Griechen entsprang in der Folge die Eigenthümlichkeit ihrer religiösen Gesinnungen, ihre Liebe zur Freiheit und Thätigkeit, ihre Vorliebe für Schönheit, ihr Großsinn und die Einfalt in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben. Die Religion der Griechen war nicht in dem Grade, wie die Religion der Römer abergläubig; so kannte z. B. der Grieche das Auguralwesen nicht. Er neigte sich, auch in der Religion, zur Fröhlichkeit, und diente den Göttern weniger durch Gesinnungen als durch äußere Ceremonien. Auf die Sittenlehre, den Glauben und den Unterricht des Geistes hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Götter und eine Fortdauer nach dem Tode forderte sie, ferner Enthaltung von den gröbsten Verbrechen und Beobachtung der vorgeschriebenen Gebräuche. Gute Sitten und wahre Religiosität zu befördern, wirkten anfangs bei den Griechen die Einfalt ihrer Lebensart und gewisse dunkle Vorstellungen von einer alles regierenden, das Gute liebenden und belohnenden, das Böse aber hassenden und bestrafenden Gottheit, späterhin aber eine durch Dichtkunst und Philosophie erzeugte Aufklärung, welche von den Gebildetern sich auch dem großen Haufen mittheilte. Man hatte in der schönsten Blüthe der griechischen Bildung sehr geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit, ihrer Allwissenheit, Allgegenwart, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit und von einer würdigen Verehrung derselben durch Tugend und Reinheit des Herzens. Eben so lauter war die Sittenlehre einzelner Griechen. Man trug sie anfangs in sinnreichen Sprüchen vor; dahin gehören die bekannten Sprüche der sogenannten sieben Weisen. Nachher traten Sokrates und dessen Nachfolger auf, und verbreiten gereinigte Grundsätze. Die Freiheitsliebe der Griechen hatte ihren Grund in dem

glücklichen Schicksale, lange ohne Druck und ohne Furcht vor andern Völkern gelebt zu haben, verbunden mit einer angebornen Lebhaftigkeit des Geistes. Sie war es, welche kleine Heere unüberwindlich machte und einem Timoleon, Solon und Lykurg Kronen entsagen ließ. Die Freiheit der Griechen war ein Werk der Natur und Folge ihrer ersten patriarchalischen Lebensart. Die ersten Könige wurden als Hausväter betrachtet, denen man freiwillig und zu seinem eigenen Vortheile gehorchte. Wichtige Angelegenheiten entschied die Volksversammlung. In seinem Hause war Jeder Herr, Abgaben wurden anfangs nicht bezahlt. Als aber die Könige ihre Gewalt mehr und mehr ausdehnten, war man darauf bedacht, ihre Würde ganz abzuschaffen, und es entstanden Freistaaten, die sich mehr oder weniger zur Aristokratie oder Demokratie hinneigten, oder auch aus beiden gemischt waren; die Bürger liebten den Staat, weil nicht Willkür, sondern weise Gesetze ihn regierten. Diese edle Liebe für das freie Vaterland war es, welche Leonidas dem Perserkönige sagen ließ, er wolle lieber sterben, als über Griechenland herrschen, welche den Solon, Themistokles, Demosthenes, Phozion begeisterte, daß sie, ungeachtet des Undanks ihrer Landsleute, lieber dem Staat und den Gesetzen, als ihrem eignen Vorheil dienen mochten. Von der Thätigkeit der Griechen zeugt der Anbau ihres sehr fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß seiner Bewohner viele Millionen nährte. Gleichen Eifer nehmen wir in den Colonien wahr; allenthalben blühten Handel, Schifffahrt und Gewerbe; Kenntnisse aller Art wurden eingesammelt; der Geist der Erfindung war rastlos geschäftig; man lernte die Freuden eines geselligen, aber auch allmälig eines geräuschvollen und üppigen Lebens kennen. Aus eben dieser Quelle der Thatigkeit entsprang auch die Liebe zu wahrhaft großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die griechische Geschichte so viele außerordentliche Beispiele aufstellt. Noch ein charakteristischer Zug des Griechen war sein Sinn für Schönheit, sowol geistige als körperliche. Dieser Sinn, durch die Natur geweckt und gebildet, schuf aus sich selbst ein Ideal von Schönheit, das ihm zum Maßstab ward für alle Erzeugnisse der Kunst, und dessen Wahrheit sich ewig bewähren wird. Er ging über auf alle seine Umgebungen, und ist in edler Einfachheit Allem aufgeprägt, was von ihm ausging. Er machte die Griechen zu Lehrern aller Zeiten und Geschlechter. Ueber die griechische Revolution, die im J. 1821 ihren Anfang nahm, sehe man die neue Folge dieses Werks.

Griechische Kirche heißt derjenige Theil der Christenheit, welcher in seinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen griechischen Kaiserthume gegründeten, und vom 5. Jahrh. an unter den Patriarchen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem eigenthümlich ausgebildeten Ansicht und Ausübung des Christenthums folgt. Die im 3. und 4. Jahrh. durch allgemeine Kirchenversammlungen und fleißigen Verkehr der Gemeinden mit einander erst mühsam zur Uebereinstimmung gebrachte Christenheit trug gleichwol wegen ihrer, den ganzen Orient und Occident des römischen Reichs umfassenden Ausdehnung und der Verschiedenheit der ihr zugehörigen Völker an Sprache, Denkart und Sitten, schon den Keim einer künftigen Scheidung in sich. Die Gründung des neuen Roms in Constantinopel, die politische Trennung des römischen Kaiserthums in das orientalische oder griechische und occidentalische oder lateinische, die auf den Kirchenversammlungen zu Constantinopel, 381, und zu Chalcedon, 451, durchgesetzte Erhebung des Bischofs zu Constantinopel zum

zweiten Patriarchen der Christenheit nach dem römischen, die Eifersucht des letztern gegen die anwachsende Macht des erstern, dies alles waren Umstände, bei denen es nur der Zweideutigkeit des vom griechischen Kaiser Zeno 482 gegebenen, und den Lateinern wegen des Scheines einer Abweichung von den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlung anstößigen Edicts, bekannt unter dem Namen des Henotikon, bedurfte, nur eine förmliche Spaltung in der christlichen Kirche herbeizuführen. Der Patriarch Felix II. zu Rom sprach über die Patriarchen zu Constantinopel und Alexandrien, welche die vornehmsten Werkzeuge des Henotikons gewesen waren, 484 den Bannfluch aus, und hob dadurch die Kirchengemeinschaft sämmtlicher morgenländischen, diesen Patriarchen anhängenden Gemeinden mit den abendländischen auf. Zwar vermochte der römische Patriarch Hormisdas, bei veränderten Gesinnungen des kaiserlichen Hofes, 519, die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen zu erzwingen; allein diese ohnehin nicht ernstlich gemeinte und nur lose angeknüpfte Verbindung wurde durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und römische Bannflüche gegen die Bilderstürmer unter den Griechen, 733, und gegen den Patriarchen Photius zu Constantinopel, 862, wieder aufgelöst. Die Vermehrung des griechischen Kirchengebiets durch neubekehrte Völker, z. B. die Bulgaren, erweckte um diese Zeit die Eifersucht des Papstes aufs neue, und er verfuhr um so übermüthiger gegen die Griechen, da er sich von der Oberherrschaft der griechischen Kaiser losgemacht, und an dem neuen fränkisch-römischen Kaiserthum einen sichern Schutz gegen sie hatte. Photius dagegen machte den Lateinern die Willkür zum Vorwurfe, mit der sie einen schriftwidrigen Zusatz in das Symbolum vom Ausgange des heiligen Geistes eingeschaltet, und manchen Gebrauch der alten rechtgläubigen Kirche geändert hätten, z. B. daß sie den Priestern die Ehe verboten, das Chrisma wiederholten und Sonnabends, als am jüdischen Sabbath, fasteten; besonders aber beschwerte er sich mit Recht über die Anmaßung des Papstes, der sich zum Oberherrn über die ganze Christenheit aufwerfen, und auch die griechischen Patriarchen als seine Untergebenen behandeln wollte. Die zweimal vom Papst errungene Absetzung dieses Patriarchen stellte dennoch die Kirchengemeinschaft der Griechen mit den Lateinern nicht völlig wieder her, und da der constantinopolitanische Patriarch Michael Cerularius 1054 die Lateiner, außer den von Photius gerügten Puncten, auch wegen des Gebrauchs ungesäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genusses vom Blute erstickter Thiere und der Sittenlosigkeit der lateinischen Geistlichkeit überhaupt aufs neue verketzerte, Papst Leo IX. ihn dagegen auf die übermüthigste Weise excommunicirte, so kam es zu einer völligen Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen. Stolz, Rechthaberei und priesterlicher Eigennutz vereitelten seit dieser Zeit alle Versuche, welche theils die Päpste, um den Orient in ihr Kirchengebiet zu ziehen, theils die von Kreuzfahrern und Mohammedanern gleich bedrängten griechischen Kaiser, um sich des Beistandes abendländischer Fürsten zu versichern, zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Keine von beiden wollte in den oben berührten streitigen Puncten der andern nachgeben. Während der Catholicismus sich nun unter Gregor VII., und durch die scholastische Philosophie immer vollkommener und eigenthümlicher ausbildete, blieb die griechische Kirche bei dem von Johannes dem Damascener schon 730 geordneten Lehrbegriffe und ihrer alten Kirchenverfassung stehen. Die Eroberung von Constantinopel durch französische Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von die-

den Lateinern und den päpstlichen Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der griechische Kaiser Michael II. Paläologus, der 1261 Constantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papstes anerkennen wollte, und durch seine Gesandten und einige seiner Ergebenen aus der griechischen Geistlichkeit die Glaubenstrennung auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1274 abschwören ließ, auch 1277 zur Befestigung des Vereins mit den Lateinern eine Synode zu Constantinopel gehalten ward: so widersetzte sich doch die Masse der griechischen Geistlichkeit diesem Schritte; und da Papst Martin IV. 1281 selbst den Kaiser Michael aus politischen Beweggründen in den Bann gethan, stellten die 1283 und 1285 zu Constantinopel von den griechischen Bischöfen gehaltenen Synoden ihre alte Lehre und die Absonderung von den Lateinern wieder her. Den letzten Versuch machte endlich der von den Türken aufs äußerste bedrängte griechische Kaiser Johannes VII. Paläologus, nebst seinem Patriarchen Joseph, auf der 1438 erst zu Ferrara, und im folgenden Jahre zu Florenz unter dem Vorsitz des Papstes Eugen IV. gehaltenen Kirchenversammlung; allein die daselbst getroffene Vereinigung hatte eher das Ansehen einer Unterwerfung der Griechen unter den römischen Stuhl, und wurde von der griechischen Geistlichkeit und dem Volke durchaus verworfen, so daß es in der That bei der noch jetzt fortwährenden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmischung der griechischen Kaiser, welche immer das meiste Interesse bei diesen Vereinigungsversuchen gehabt hatten, hörte mit dem Sturz ihres Kaiserthums und der Eroberung von Constantinopel durch die Türken 1453 von selbst auf, und die Bemühungen der Römisch-Catholischen, sich die griechische Kirche zu unterwerfen, konnten seitdem nur den Erfolg haben, einzelne Gemeinden in Italien, wohin sich viele Griechen vor den Türken geflüchtet hatten, in Ungarn, Gallizien, Polen und Litthauen unter die Hoheit des Papstes zu bringen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt sind. Zum Gebiete der griechischen Kirche gehörten bis in das 7. Jahrh. außer Ostillyrien, dem eigentlichen Griechenlande mit Morea und dem Archipelagus, Kleinasien, Syrien mit Palästina, Arabien, Aegypten und zahlreiche Gemeinden in Mesopotamien und Persien; allein durch die Eroberungen Mohammeds und seiner Nachfolger verlor sie seit 630 fast alle ihre Provinzen in Asien und Afrika, und selbst in Europa wurde die Zahl ihrer Anhänger durch die Türken im 15. Jahrh. beträchtlich vermindert. Auf der andern Seite fielen ihr jedoch mehrere slavische Völkerschaften, und besonders die Russen zu, welche der Großfürst Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des griechisch-christlichen Glaubens nöthigte. Dieser Nation verdankt die griechische Kirche auch das symbolische Buch, welches nebst den Canons der ersten und zweiten Nicänischen, der ersten, zweiten und dritten constantinopolitanischen, der ephesischen und chalcedonischen allgemeinen Kirchenversammlungen, und und der 692 zu Constantinopel gehaltenen Trullanischen Synode für die griechischen Christen allein Autorität in Glaubenssachen hat. Nachdem der gelehrte Patriarch Cyrillus Lascaris zu Constantinopel die in seinem Glaubensbekenntniß merkbare Annäherung an den Protestantismus 1629 mit dem Leben gebüßt hatte, wurde 1642 von Peter Mogilas, Metropoliten zu Kiow, eine Darstellung des Glaubens der Russen in griechischer Sprache abgefaßt, unter dem stolzeren Titel: Orthodoxes Glaubensbekenntniß der catholischen und apostolischen Kirche Christi von sämmtlichen Patriarchen der griechischen Kirche, zu denen seit 1589 der fünfte Patriarch zu Moskau hinzugekommen war, 1643

unterzeichnet und bestätigt, 1662 griechisch und lateinisch mit einer Vorrede des Patriarchen Nektarius von Jerusalem in Holland gedruckt, 1696 vom letzten russischen Patriarchen Adrianus zu Moskau, und 1722 auf Befehl Peters des Großen von der heiligen Synode herausgegeben, nachdem es vorher 1672 auf einer Synode zu Jerusalem und 1721 in dem von Theophanes Procowicz abgefaßten geistlichen Reglement Peters des Großen für das allgemein gültige symbolische Buch der griechischen Kirche erklärt worden war. Diese Kirche erkennt, wie die catholische, eine doppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition, an, unter welchen letztern sie solche Lehren versteht, die die Apostel blos mündlich vorgetragen, und die griechischen Kirchenväter, besonders Johannes von Damask, wie auch die sieben genannten allgemeinen Kirchenversammlungen bestätigt haben. Die übrigen noch in der römisch-catholischen Kirche gültigen Kirchenversammlungen erkennt sie nicht an, untersagt es auch den Patriarchen und Synoden, neue Lehrsätze aufzustellen; die ihrigen gibt sie aber für durchaus gültig und so nothwendig aus, daß man sie ohne Verlust der Seligkeit nicht abläugnen könne. Ganz eigenthümlich ist ihr die Lehre, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgehe, wodurch sie von den Catholiken und Protestanten, welche übereinstimmend ein Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne annehmen, abweicht. Sie zählt, wie die Catholiken, sieben Sacramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Ohrenbeichte, Buße, Priesterthum, Ehe und heiliges Oel, hat aber das Eigene, daß sie 1. bei der Taufe das dreimalige Eintauchen des ganzen Körpers ins Wasser, mögen nun Kinder oder Erwachsene getauft werden, zur völligen Reinigung von der Erbsünde für nothwendig hält, und das Chrisma (Firmung) als die Vollendung der Taufe gleich damit verbindet; 2. beim heiligen Abendmahle zwar die Transsubstantiation, auch die catholische Ansicht des Meßopfers annimmt, aber doch vorschreibt, daß das Brot gesäuert, der Wein nach orientalischer Weise mit Wasser vermischt, und beide Gestalten jedermann, auch den Kindern, noch ehe sie recht wissen, was Sünde ist, in dem Maße gereicht werde, daß der Communicant das Brot gebrochen in einem mit dem geweihten Weine gefüllten Löffel erhält; 3. bei dem Priesterthum allen Geistlichen, ausgenommen den Klostergeistlichen und der aus ihnen zu wählenden höhern Geistlichkeit bis zum Bischof herab, die Ehe mit einer Jungfrau gebietet, mit einer Witwe aber und eine zweite Ehe untersagt, und daher verwitwete Geistliche ihre Pfarrämter nicht beibehalten, sondern in ein Kloster gehen läßt, wo sie Hieromonachi heißen. Nur selten verstatten die Bischöfe einem Witwer, sein Pfarramt beizubehalten, und von dem Grundsatze, daß sich für die höhere Geistlichkeit die Ehe überhaupt, und für die niedrige wenigstens die zweite Ehe nicht schicke, gibt es keine Ausnahme. Die Ehe der Laien hält die griechische Kirche nicht für unauflöslich, und verstattet häufig Ehescheidungen, aber mit den verbotenen Graden der Verwandtschaft, besonders der geistlichen Verwandtschaft zwischen Pathen und Gevattern, nimmt sie es eben so genau, wie die catholische Kirche, und erlaubt auch den Laien die vierte Ehe nicht. Von dieser letzten Kirche unterscheidet sie sich auch dadurch, daß sie mit dem heiligen Oele nicht nur Sterbende, sondern auch Kranke, überhaupt zur Wiederherstellung der Gesundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele salben läßt, daß sie das Fegfeuer nicht annimmt, auch von Vorherbestimmung, überverdienstlichen Werken, Indulgenzen und Ablaß nichts weiß, und weder den Primat des Papstes, noch irgend einen sichtba-

ten Stellvertreter Christi auf Erden anerkennt. Ferner duldet sie keine geschnitzte, ausgehauene oder gegossene Bilder heiliger Personen und Gegenstände, sondern die Bilder Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen, welche in Kirchen und Privathäusern Gegenstände der religiösen Verehrung sein sollen, dürfen nur platt gemalt, und allenfalls mit Edelsteinen künstlich ausgelegt sein; in russischen Kirchen findet man jedoch plastische Kunstwerke an Altären. In der Anrufung der Heiligen und besonders der Mutter Gottes sind die Griechen eben so eifrig, wie die Catholiken, auch Reliquien, Gräber und Kreuze sind ihnen heilig, und dem Bekreuzen im Namen Jesu messen sie eine zauberische segensreiche Kraft bei. Von den Bußübungen gilt unter ihnen vornehmlich das Fasten, bei dem nur Früchte, Kräuter, Brot und Fische zu essen erlaubt sind. Sie fasten Mittwochs und Freitags in jeder Woche, und halten überdies noch vier große jährliche Fasten, nämlich vierzig Tage vor Ostern, von Pfingsten bis zum Tage Petri und Pauli, Muttergottesfasten vom 1. bis 15. August, Apostel Philippusfasten vom 15. bis 26. November, außerdem noch am Tage der Enthauptung Johannes und Kreuzerhöhung. Der Gottesdienst der griechischen Kirche bleibt fast ganz bei äußern Gebräuchen stehen; Predigten und Catechesen machen den geringsten Theil davon aus, und im 17. Jahrh. unter dem Czar Alexei war das Predigen in Rußland sogar scharf verboten, damit nicht neue Lehren dadurch verbreitet würden. In der Türkei predigen meist nur die höhern Geistlichen, weil diese allein im Besitz einiger Bildung sind. Jede Gemeinde hat ihr bestimmtes Chor von Sängern, welche Hymnen und Psalmen singen, die Gemeinden selbst aber singen nicht, wie bei uns, aus Gesangbüchern, und die Instrumentalmusik ist ganz vom griechischen Gottesdienst ausgeschlossen. Die Liturgie besteht übrigens außer der Messe, welche als die Hauptsache betrachtet wird, im Vorlesen von Schriftstellen, Gebeten und Heiligenlegenden, und in Hersagen von Glaubensbekenntnissen oder Sprüchen, welche der Liturg oder Priester anfängt und das Volk im Chor fortsetzt und beendigt. Die Klöster folgen mehrentheils der strengen Regel des heiligen Basilius. Der griechische Abt heißt Higumenos, die Aebtissin Higumene. Der Abt eines griechischen Klosters, unter dessen Aufsicht mehrere andere stehen, heißt Archimandrit, und hat den Rang gleich nach den Bischöfen. Die niedere Geistlichkeit in der griechischen Kirche besteht übrigens aus Liturgen, als: Vorlesern, Sängern, Hypodiaconen und Diaconen, und aus Priestern, als: Popen und Protopopen oder Erzpriestern, welches die ersten Geistlichen an Haupt- und Cathedralkirchen sind. Weiter als zum Protopopen können es Liturgen und Priester nicht bringen, denn die Bischöfe werden aus den Klostergeistlichen gewählt, und aus den Bischöfen die Erzbischöfe, Metropoliten und Patriarchen. In Rußland gibt es überhaupt 31 bischöfliche Sprengel; mit welchen die erzbischöfliche Würde verbunden werden soll, hängt von der Willkür des Kaisers ab. Petersburg mit Nowgorod, Kiow mit Galiz, Kasan mit Swijaschk und Tobolsk mit ganz Sibirien sind die festen Sitze der vier Metropoliten des russischen Reichs. Die Patriarchenwürde von Moskau, welche der Patriarch Nikon († 1681) angeblich gemißbraucht hatte, hob Peter der Große auf, indem er unter die nach Adrians Tode 1702 zur Wahl eines neuen Patriarchen versammelten Bischöfe mit den Worten trat: „ich bin euer Patriarch" und 1721 das ganze Kirchenregiment seines Reichs einem Collegium von Bischöfen und weltlichen Räthen unterwarf, welches die heilige Synode, erst zu Mos-

kau, jetzt zu Petersburg, ist. Unter dieser Synode stehen jetzt außer den Metropoliten, 11 Erzbischöfe, 19 Bischöfe, 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöster, von denen 58 mit Klosterschulen zur Bildung der Geistlichkeit verbunden und zur bessern Erreichung dieses Zweckes mit 300,000 Rubel jährlichem Zuschusse vom Staate unterstützt sind. Die griechische Kirche unter türkischer Hoheit ist, so viel es der Druck, unter dem sie lebt, erlaubt, ganz der ältesten Verfassung getreu geblieben. Die Würden der Patriarchen zu Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem bestehen noch, doch nur der erste hat das alte Ansehen der ehemaligen Erzbischöfe von Constantinopel, führt als ökumenischer Patriarch auf der aus den vier Patriarchen, einer Anzahl Metropoliten und Bischöfen, und zwölf vornehmen weltlichen Griechen gebildeten heiligen Synode zu Constantinopel den Vorsitz, übt durch sie im ganzen türkischen Reiche die obere geistliche Gerichtsbarkeit über die Griechen aus, und wird auch von den nicht unirten Griechen in Gallizien, in der Bukowina, in Slavonien und den sieben Inseln als das Oberhaupt der griechischen Kirche anerkannt. Die übrigen drei Patriarchen haben, da sich in ihren Sprengeln fast Alles zum Mohammedanismus bekennt, einen sehr geringen Wirkungskreis, (der zu Alexandrien hat nur zwei Kirchen zu Cairo unter sich,) und leben daher meist von der Gnade des constantinopolitanischen. Dieser hat beträchtliche Einkünfte, muß aber beinahe die Hälfte davon als Tribut an den Großherrn abgeben, der die Griechen sehr niederhält. Sie dürfen keine neue Kirchen bauen, müssen die Erlaubniß, alte auszubessern, theuer bezahlen, dürfen keine Thürme und Glocken an ihren Kirchen führen, auch die türkische Kleidung nicht tragen, meist nur bei Nacht den Gottesdienst halten, auf Morea nur des Nachts Messe lesen, und müssen übrigens nicht nur Wegzölle entrichten, von denen die Türken frei sind, sondern auch vom 15. Jahre an eine starke Kopfsteuer, unter dem Titel: Loskaufung vom Kopfabschneiden, an den Großherrn bezahlen, wovon nur das weibliche Geschlecht frei ist. Kein Wunder, daß unter den Griechen in der Türkei eine alte Weissagung im Umlauf ist, von Rußland werde einst Hülfe und Rettung für sie kommen. Sollte dies je geschehen, und der Eifer, mit dem die russische Regierung sich der Volksaufklärung annimmt, anhaltend und mit glücklichem Erfolg begleitet sein, so könnte die griechische Kirche vielleicht auch noch aus den allgemeinen Fortschritten der Geistesbildung in Europa, die ihr bis jetzt ziemlich fremd geblieben sind, manchen Vortheil ziehen. Aber lange hat die starke Anhänglichkeit dieser Kirche am Alten jedem Verbesserungsversuch im Wege gestanden. Solche Versuche haben zur Entstehung einiger Secten in der griechischen Kirche Anlaß gegeben, welche die duldsame russische Regierung jetzt ungekränkt läßt. Schon im 14. Jahrh. sonderte sich die Partei der Strigolniken nur aus Haß gegen die Geistlichkeit ab, wurde aber, weil sie sonst nichts Eigenthümliches hatte, bald wieder zerstreut. Dasselbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, d. h. Abtrünnigen, die sich selbst Staro-werzi, d. h. Altgläubige oder Isbraniki, d. h. Auserwählte, nennen, weil sie die um diese Zeit von dem Patriarchen Nikon unternommenen liturgischen Neuerungen nicht genehmigten. Diese nach und nach in zwanzig verschiedene Parteien zerfallene Secte bildet keineswegs eine geschlossene kirchliche Gesellschaft mit eignen Symbolen und Gebräuchen, sondern einzelne von einander unabhängige Gemeinden, welche sich durch Beibehaltung der unveränderten slavonischen Agende und Liturgie und der alten Kreuzbezeichnung von der griechischen Mut-

kirchliche unterscheiden, selbst geweihte Geistliche haben, und durch frühere Verfolgungen gedrängt, größtentheils in die östlichen Provinzen des russischen Reichs gewichen sind. Noch jetzt gehören die meisten donischen und asiatischen Kosaken zu dieser Secte, die in Sibirien am zahlreichsten ist. Die einzelnen Parteien derselben halten mehr oder weniger an den, den Roskolniken überhaupt zugeschriebenen Eigenheiten, daß sie den Gebrauch des Tabaks und der starken Getränke für sündlich erklären, noch strenger als die orthodoxe Kirche fasten, den Eid verweigern und aus ähnlichen schwärmerischen Gründen, wie sonst die Wiedertäufer, zu Empörungen gegen die Obrigkeit geneigt sind. Pugatschew, selbst ein Roskolnik, fand bei seiner Empörung unter ihnen den meisten Anhang. Jetzt haben sie viel von diesen und andern Schwärmereien in Rücksicht der Ehe, der Kleidung, des Priesterstandes und Märtyrerthums nachgelassen und scheinen sich allmälig wieder unter die Orthodoxen zu verlieren. Vertriebene Roskolniken, welche sich unter Anführung eines Aeltesten, Philipp Pustoswiät, in Litthauen und Ostpreußen niederließen, waren die Philipponen, die noch jetzt in Neuostpreußen einige von der preußischen Regierung geduldete Gemeinen bilden. Sie weichen darin von der griechischen Kirche ab, daß sie statt der Popen Aelteste haben, von denen sie keine Absolution annehmen, Firmung und Ehe für keine Sacramente und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienste verweigern und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert lassen. Weiter vom Glauben der griechischen Kirche entfernen sich die Duchoporzy, eine auf den Steppen jenseits des Dons angesiedelte Secte, die die Dreieinigkeitslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Priester hat und den Eid, wie die Kriegsdienste für unerlaubt hält. Antitrinitarier ähnlicher Art sind die unpopischen Russen oder sogenannten russischen Juden im Gouvernement Archangel und Catharinoslaw, von denen man nur weiß, daß sie weder Christum noch die Heiligen verehren, selbst die Taufe verwerfen uud weder Priester noch Kirchen haben. Ueber die alten, von der griechischen Kirche ausgegangenen, schismatischen und ketzerischen Religionsparteien in Asien und Afrika s. die Art. Copten, Habesch, Jacobiten, Nestorianer, Maroniten, Armenier. E.

Griechische Kunst, s. Baukunst (Geschichte der), Bildhauerkunst, Malerei und Musik (Geschichte der).

Griechische Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verlieren sich, aus leicht begreiflichen Gründen, die Anfänger der griechischen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Werke der Sprache und Schrift. Schon der Umstand der spät entstandenen eigentlichen Schriftstellerei unter den Griechen bezeugt, daß die Bildung der Griechen durch Literatur erst späterhin befördert wurde. Gab es aber gleich in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, so mangelte es doch keineswegs an Anstalten, die deren Stelle vertraten, und von denen auch das ausging, was man nicht mit Unrecht literarische Bildung nennen kann, wofern man sich nur von dem Vorurtheil entwöhnt hat, daß in geschriebenen Buchstaben allein das Palladium der Menschheit bestehe. Die erste Periode griechischer Bildung, welche wir bis zum Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, und den dadurch bewirkten bedeutenden Veränderungen, also bis 80 Jahre nach dem trojanischen Kriege setzen, und mit dem Namen der vorhomerischen Periode bezeichnen können, ermangelt also der Literatur gänzlich; es fragt sich aber, ob auch aller literarischen

Bildung. Es verräth Unwissenheit und Mangel an historisch-literarischem Sinn, jene Frage durchaus verneinen zu wollen; denn auch dem Falschen, was aus dieser Periode erzählt wird, liegt noch Wahres zum Grunde, das man nur richtig verstehen muß. Unter den literarischen Bildungsbeförderern dieser Periode hat man drei Classen zu unterscheiden: 1. solche, von denen man keine Schriften kennt, die aber als Erfinder, Dichter, Weise genannt werden: Amphion, Demodokos, Melampus, Olen, Phemios, Prometheus; 2. solche, denen man nicht mehr vorhandene Schriften fälschlich beilegt: Abaris, Aristeas, Cheiron, Epimenides, Eumolpos, Korinnos, Linos, Palamedes; 3. solche, von denen man noch Schriften hat, die ihnen aber in spätern Zeiten untergeschoben sind: Dares, Diktys, Horapollon, Musäos, Orpheus, die Urheber der sibyllinischen Orakel. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob und wie viel Echtes sich in diesen untergeschobenen Schriften finde, genug, daß schon der Gedanke des Unterschiebens selbst ein früher vorhanden Gewesenes bezeugt. Und wie wäre es auch möglich gewesen, daß die folgende Periode wie aus dem Nichts, ohne alle Vorbereitung, hervorgegangen wäre! Fassen wir nun alles zusammen, was gewesen sein mußte, wenn das Folgende sollte werden können; so ergibt sich aus den mancherlei Sagen von der vorhomerischen Periode, daß es in ihr Anstalten gab, welche durch Religion, Poesie, Orakel, Mysterien, zur Entwilderung der Nation, zur Beförderung der Cultur, wol meist auf orientalische Weise, und vielleicht, vom Orient selbst ausgegangen, nicht unkräftig wirkten, und daß diese meist priesterlichen Anstalten vornehmlich in den nördlichen Theilen von Griechenland, Thracien, Macedonien ihren Sitz hatten. Bemerken muß man hiebei, daß die Bildung in Griechenland weder auf einmal gedieh, noch bei allen Stämmen zugleich sich zeigte, daß Griechen nur im Verfolg der Zeit zu Griechen wurden, und einzelne Stämme sich hierin früher als andere hervorthaten. Etwa achtzig Jahre nach dem trojanischen Kriege begann in den Grenzen Griechenlands ein neues Drängen und Umherziehen, ein Theil der Einwohner wanderte aus dem Mutterlande nach den Inseln und Kleinasien aus, eine Verpflanzung, welche für den griechischen Genius äußerst heilsam war, denn auf dieser hafenreichen Küste und den benachbarten Inseln, von der Natur zu Handel und Betriebsamkeit bestimmt, fand man nicht nur ein ruhigeres Leben, sondern auch größere Bildungsmittel, durch welche in diesem Clima eine neue Lebensweise entstand. Die Alten legten den Colonien in Jonien und Kleinasien den Charakter der Ueppigkeit und des Lebensgenusses bei; Nichtsthun war Hauptzug in der Lebensweise der glückseligen Bewohner dieser Gegenden. Annehmlichkeit und Vergnügen waren die Hauptzwecke ihres Lebens. Sanfte Umrisse, blaues Meer, reiner Himmel, schmeichelnde Luft, die feinsten Früchte und schmackhaftesten Kräuter im Ueberfluß, alle Erfordernisse des Luxus, erfreuende Thäler und wechselnde Berge sagten ungemein jener schönen Sinnlichkeit zu, und blieben nicht ohne Einwirkung auf den Geist. Dichtkunst und Philosophie, Malerei und Bildhauerei erreichten hier ihre schönste Blüthe; man mochte aber große und heldenmüthige Thaten lieber erzählen, als ausführen. In der Nähe der Hauptscenen des ersten wirklichen National-Unternehmens der Griechen, des trojanischen Krieges, war es wol kein Wunder, wenn die Theilnahme daran hier größer, die Phantasie davon mächtiger aufgeregt wurde, und so fand hier die Poesie einen Stoff, durch dessen Darstellung sie selbst einen Charakter annehmen mußte, ganz verschieden von dem in der vo-

rigen Periode. Bei allen Nationen blühte mit dem Heldenthum zugleich die Poesie auf; hier folgte den Heroen der erzählende Sänger, und es bildete sich das Epos. Wir nennen deshalb diese zweite Periode das epische Zeitalter der Griechen. Der Sänger (Aodos) erscheint nun getrennt von dem Priester, jedoch als hochgeehrte Person, vornehmlich auch darum, weil die Erinnerung der Helden in seinem Gesange lebte, und Poesie die Aufbewahrerin aller Kenntniß von der Vorzeit war, so lange man noch keine Sagenschreibung hatte. Das Epos kann seiner Natur nach nicht anders als historisch (im weitern Sinne) sein. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn sich förmliche Sängerschulen bildeten, denn an der Phantasie des ersten Dichters entzündete sich die Phantasie anderer, und man glaubte vielleicht Poesie lernen zu können, wie man andere Künste lernte, ein Glaube, zu welchem ohnstreitig die Priesterschulen nicht wenig beitrugen, nach denen die Sängerschulen sich wol bilden mochten. Sänger gab es aber in eigentlichster Bedeutung, denn die Sage wurde gesungen, und der erzählende Dichter begleitete selbst seine Töne mit einem Instrument. Bei keiner wichtigen Angelegenheit fehlten die Sänger, die man unter besonderem Einfluß der Götter, vornehmlich die gesangliebenden Musen, dachte, die das Jetzige, Vergangene und Zukünftige kennen. So stand der Sänger mit dem Seher auf dem Gipfel der Menschheit. Aus mehreren aber, welche jenes Zeitalter unstreitig hatte, ragt wie ein Riese der einzige Homeros hervor, unter dessen Namen wir noch zwei große epische Gedichte, Ilias und Odyssee, ein komisches episches Gedicht, die Batrachomyomachie (Frosch- und Mäusekrieg), mehrere Hymnen und Epigramme besitzen. Nach seinem Namen nennt man eine ionische Sängerschule die Homeriden, welche wahrscheinlich, anfangs zu Chios, eine besondere Rhapsodenfamilie bildeten, bei denen sich die alte Homerische und epische Weise, Geist und Klang der Homerischen Poesie erhielt. Vieles, was man dem Homer zuschreibt, dürfte wol ihnen angehören, und eine ähnliche Bewandtniß mag es mit dem, dem Homer auch zugeschriebenen epischen Cyklos haben, welcher uns auf die Cykliker hinweist, deren Gedichte jedoch bedeutend von dem ionischen Epos abzuweichen anfingen, indem in ihnen mehr und mehr das historische Element statt des poetischen überwog. Man versteht hier unter Cyklos den Sagen- und Fabelkreis nicht blos der trojanischen Begebenheiten; die cyklische Poesie schlang sich um den ganzen Mythenstamm, und man kann unterscheiden: 1. einen kosmogonischen, 2. genealogischen, und 3. Heroen-Cyklos, in welchem sich zwei Perioden unterscheiden lassen, a) der Heroen vor, und b) nach dem Argonautenzuge. In die erste Classe gehören die Titanen- und Gigantenschlachten, in die andere die Theo- und Heroogonien. In die dritte Classe gehören zur ersten Periode die Europia, mehrere Herakleia und Dionisiaka, mehrere Thebaiden, die Oedipodeia u. a. Von Stammessagen vornehmlich Aegimios, Minias, Kampf der Lapithen und Centauren bei den Doriern; Phoronis, Danais bei den Argivern; Theseis, Amazonika bei den Attikern, und endlich mehrere Argonautika. Aus der zweiten Periode wählte diese Poesie sich vornehmlich den trojanischen Krieg selbst aus; einige Dichter behandelten die Ursachen, andere die Folge desselben. Unter den erstern sind die dem Stasinos zugeschriebenen cyprischen Gedichte besonders berühmt, unter den letztern des Lesches kleine Ilias, des Arktinos Aethiopis und Ilions Zerstörung, des trözenischen Augias u. a. Nostoi, d. i. Rückkehr der Helden von Troja; den ganzen Kreis aber scheint geschlossen zu haben die Telegonie des Eugam-

mon von Cyrene. Die Naupaktika und Eoen handelten von den Heroinen. Die frühesten dieser cyklischen Dichter traten um die Zeit der ersten Olympiaden auf. An eine Bezeichnung der Bildungsstufen ihrer Poesie ist darum nicht zu denken, weil wir uns überhaupt nur mit sehr allgemeinen Nachrichten über sie begnügen müssen. Was wir aber von ihnen wissen, berechtigt uns zu dem Schlusse, daß wol zwischen diesen historischen Dichtern und den ionischen Sängerschulen etwas möge mitten inne gelegen haben, welches gleichsam den Uebergang bezeichnet. Auch finden wir dies in der That in einer Sängerschule, die sich wahrscheinlich gegen 890 vor Chr. Geb. im europäischen Griechenland bildete, in der böotisch-askräischen Sängerschule, die ihren Namen von Askra in Böotien hat, dem Aufenthaltsorte des Hesiodos, der an der Spitze derselben stand, und durch den vielleicht die Poesie aus Kleinasien, denn er stammte aus Kumä in Aeolien, wieder in das griechische Mutterland einwanderte. Auch seine Werke wurden anfangs durch Rhapsoden fortgepflanzt, späterhin erst künstlich zusammengesetzt und zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, weshalb denn auch die Echtheit in ihrer jetzigen Gestalt so zweifelhaft ist, als bei Homer. Von sechszehn Werken, die ihm Joh. Tzetzes zuschreibt, sind auf uns gekommen, die Theogonie, der Schild des Herakles (Bruchstück aus einem größern Gedicht) und Werke und Tage, ein didaktisches Gedicht über die Landwirthschaft, Tagewahl, untermischt mit Vorschriften der Lebensklugheit, Erziehung u. s. w. Durch den Inhalt und den Geist aller dieser Werke, besonders der Homerischen und Hesiodischen, welche ein kanonisches Ansehn erhielten, und gewissermaßen die Grundlagen der Jugendbildung ausmachten, erhielt der Charakter der Griechen jene bestimmte Richtung, die ihn nachher so sehr auszeichnete, und die sich am deutlichsten in ihrer Religion zu erkennen gibt, welche bei dem Mangel nöthigen Ansehens, besonders einer Priesterkaste, so zwanglos, und eben dadurch so phantasiereich wurde. Die Mystik der ersten Periode war dadurch meistens verdrängt worden, und in dem neuen griechischen Göttergeschlechte (denn daß ein neues Göttersystem entstanden war, kann nicht bezweifelt werden) sah man nichts als die Blüthe der Menschheit. Sinnlichkeit wurde daher der Charakter der griechischen Religion, bei welcher keine andere Moral Statt finden konnte, als eine solche, die das Leben mit Weisheit genießen lehrt. Poesie war bisher die einzige Lehrerin und Erzieherin der griechischen Welt gewesen, und sie blieb es auch ferner noch, als sie eine andere Richtung nahm. Dies geschah in der dritten Periode, dem Zeitalter der Lyriker und der apologischen Poesie und Philosophie, mit welchem allmälig größere historische Gewißheit anhebt. Um den Anfang der Zeitrechnung der Olympiaden (776 v. Chr. Geb.) entstand eine wahre Ebbe und Fluth von Verfassungen in den kleinen griechischen Staaten. Nach abwechselnder Herrschaft kämpfender Parteien, die sie mit gegenseitigen Haß lange verfolgten, erhoben sich endlich Republiken von demokratischer Verfassung, und Nationalzusammenkünfte bei heiligen Spielen vereinigten diese in gewissem Sinne zu einem Ganzen. Der in solcher Zeit herrschende Geist begünstigte vornehmlich die lyrische Poesie, welche in Griechenland jetzt zur Kunst wurde, und bis auf den Einfall der Perser den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Nächst den Göttern, die an ihren Festen mit Hymnen gefeiert wurden, war das Vaterland mit seinen Helden ein Hauptgegenstand dieser Poesie. Die äußern Umstände scheinen nicht wenig auf den Charakter dersel-

den gewirkt zu haben. Die Gemüthskräfte waren durch die Verhältnisse des Vaterlandes mehr aufgeregt; durch die häufigen Kriege und Kämpfe, Liebe des Vaterlandes und der Freiheit, Haß der Feinde und Tyrannen erzeugte sich die heroische Ode. Das Leben aber wurde doch zugleich mehr von seiner trüben Seite angesehen und schmerzlicher empfunden; daher mehr Einmischung von Empfindsamkeit in der Elegie, von der andern Seite aber auch rüstige Gegenwirkung durch Spott in dem Jambus (Satyre): in allem kräftiger Anreiz zum Selbstdenken, Forschen und Herbeischaffen eines erwünschten Zustandes. Die goldene Zeit ist vorbei, die ein Geschenk der Götter war, jene, die der Mensch in der Zukunft ersehnt, soll das Werk einer freien Kraft sein. Mit dem Gefühl hievon wird die Menschheit mündig, und in den Zustand versetzt, in welchem Philosophie ihr zum Bedürfniß wird, die denn auch immer mehr und mehr sich entwickelt. Zuerst sprach sie sich jetzt in Sprüchen und Gnomen, in Fabeln, mitunter auch im dogmatischen Lehrvortrag aus. Bei dem Genuß von Ruhe umfaßte die lyrische Poesie aber auch die Freuden der Erde, den Genuß des Lebens und die daraus entspringenden Gefühle, wobei sich jener feine Sinn, jenes Zartgefühl immer deutlicher aussprachen, durch welche das Leben reizender, der Genuß desselben veredelt wurden, und die Darstellungen davon eine eigenthümliche Grazie erhielten, so wie sie bei der herrschenden Moral durch eine eigne Einfalt sich auszeichneten. Von denen, welche durch dieses alles, so wie durch Ausbildung der Musik und durch Erfindung verschiedener Formen dieser lyrischen Poesie, sich ausgezeichnet haben, hat uns die Geschichte folgende Namen erhalten: Archilochus von Paros, Erfinder des Jambos; Tyrtäus aus Milet, Sänger der Kriegslieder; Kallinos aus Ephesus, Erfinder des elegischen Sylbenmaßes; Alkman der Lydier; Arion aus Methymna, welcher den Dithyrambos ausbildete; Terpander aus Antissa, Erfinder des Barbiton; die zärtliche Sappho aus Mitylene, ihr Landsmann Alkäos, beider Zeitgenossin Erinna; Mimnermos aus Kolophon, der Flötenspieler; Stesichoros aus Himera; Ibykos aus Rhegium, Erfinder der Sambuka; Anakreon und Simonides aus Keos; Hipponax aus Ephesus; Timokreon aus Rhodos; Lasos aus Hermione; Korinna aus Tanagra, die Freundin und Lehrerin Pindars. Diese heißen vorzugsweise Lyriker; als Gnomiker werden genannt Solon, Theognis, Phokylides, Pythagoras; als Fabeldichter Aesopos. Mehrere gehörten der Zeitrechnung nach in die folgende Periode, des Zusammenhanges wegen stehen sie am füglichsten hier. Betrachtet man die Philosophie dieses Zeitalters, so findet man sie vorzüglich auf das Praktische gerichtet, weil von diesem alles ausgeht und auf dieses alles hinweist. Es mußte demnach früher eine Philosophie des Lebens als des Wissens geben; Philosophie mußte eher eine Weisheitslehre als Wissenslehre sein. In diesem Sinne muß man die sogenannten sieben Weisen Griechenlands (Periander, statt dessen Andre Epimenides von Kreta oder Mylon nennen, Pittakos, Thales, Solon, Bias, Chilon und Kleobulos) betrachten, von denen sechs ihre Namen nicht durch Grübelei, sondern durch reifere Erfahrung, durch ihre daraus entsprungene Lebensweisheit, ihre Weltklugheit und Berathung, ihre praktische Geschicklichkeit und Fertigkeit in Geschäften des Staats, Gewerben und Künsten verdienen. Ihre Sprüche sind Lebensregeln durch Handeln erzeugt, oft nur Ausdruck des gegenwärtigen Gefühls. Weil aber Wissen doch die Grundlage der Weisheit ist, so mußte man bei weiterm Forschen auch auf das

Wissen kommen, und so ging denn auch die theoretische Philosophie wenigstens nicht ganz leer aus. Thales wurde der Stifter der ionischen Philosophie. Hier stehen wir nun aber an dem bedeutendsten Grenzpuncte der literarischen Bildungsgeschichte Griechenlands, wo die Poesie aufhört, der Inbegriff alles Wissenswürdigen, die einzige Lehrerin und Erzieherin zu sein. Bisher hatte sie sogleich auch das Amt der Geschichte, der Philosophie und Religion verwaltet; was man auf die Nachwelt zu bringen, was man von Lebensweisheit und Kenntnissen mitzutheilen, was man von Religion einzuflößen hatte, geschah in ihrer gemessenen Rede, die sich eben darum, weil sie gemessen war, dem Gedächtniß tiefer und fester einprägte. Dies sollte fortan anders werden. Das Leben des Staatsbürgers mußte auch auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß haben. Oeffentliche Verhandlungen, an denen er Theil nahm, nöthigten ihn, die Sprache des gemeinen Lebens für den öffentlichen Vortrag geschickter zu machen. Dieses, und die nun in Griechenland bekannter werdende Buchstabenschrift, nebst dem eingeführten Gebrauch des ägyptischen Papyrus, bereiteten die Bildung der Prosa vor. Alles dieses hatte aber wesentlichen Einfluß auf den Zustand der Wissenschaften; aus der epischen Poesie ging nun allmälig die Geschichte, aus der poetischen Lebensweisheit die forschende Philosophie hervor. Die bisherige Einheit in der Ansicht geht dadurch verloren; wir müssen nothwendig den Blick nach verschiedenen Seiten kehren, und in unserer Darstellung von nun an den einzelnen Wissenschaften folgen. Es versteht sich übrigens fast von selbst, daß diese Trennung des Erkennens und Wissens mehrere andere nach sich ziehen mußte, denn Verstand und Vernunft, welche jetzt statt der Einbildungskraft in Thätigkeit gesetzt wurden, entdeckten immer mehr der Untersuchung Bedürftiges, und so traten jeder dieser Hauptwissenschaften mehrere Neben- und Hülfswissenschaften zur Seite, wodurch der Baum des Erkenntnisses in immer mehr Zweige ausschlug. Jeder reizte die Forschbegier, und überall ward ein wissenschaftliches Streben rege. Deßhalb könnte man die vierte nun folgende Periode die der Wissenschaftlichkeit nennen. Sie erstreckt sich bis ans Ende aller griechischen Literatur, zertheilt sich aber, nach Maaßgabe des verschiedenen Geistes, der sich darin offenbart, und des Veraltens dieser und jener Wissenschaft, in mehreren Epochen. Wir rechnen die erste von Solon bis Alexander 594—336 v. Chr. Geb. In der Philosophie zeigt sich hier zuerst ein physisch-speculativer Geist, denn sie ging wol zunächst von Religion aus, alle Religion aber beruht auf Vorstellungen von der Gottheit, welche in so früher Zeit von der Natur nicht unterschieden wurde. Da nun die Religionsbegriffe nichts enthielten, als Dichtungen von der Entstehung der vornehmsten Naturtheile, d. i. der Gottheiten, so wurde nothwendig die älteste Philosophie Naturphilosophie, in welcher der menschliche Geist die bisher beobachteten Sinnenerscheinungen weiter zu zergliedern, befriedigender zu erklären, und als ein Ganzes zu umfassen strebte. Natürlich ist es, daß sich, aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen und Versuchen in der Naturerkenntniß, in das Geschäft des Verstandes und der Vernunft öfters die dichtende Einbildungskraft mischte, wodurch denn diese philosophisch-physischen Grübeleien mit poetischen Ideen durchwebt erschienen. So zeigte sich die ionische Philosophie, deren Stifter Thales, die italische, deren Stifter Pythagoras, und die älteste und spätere eleatische Philosophie. Zu der ionischen Schule gehörten Pherecydes, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Diogenes aus Kreta,

Anaxarchos und Archelaos; die vornehmsten Pythagoräer waren Alkmäon, Timäos von Lokris, Ocellus, Lukanos, Epicharmos, Theages, Archytas, Philolaos und Eudoxos; zu der ältesten eleatischen Schule gehören Xenophanes, Parmenides, Heraklit und Leukipp; zu der spätern Empedokles, Demokrit, Zeno, Melissos und Diagoras. Ungefähr bis um die 90ste Olympiade waren die Philosophen und ihre Schulen durch alle griechischen Städte zerstreut gewesen; um diese Zeit wurde Athen ihr Hauptsitz, und dies trug nicht wenig dazu bei, der Philosophie einen andern Geist einzuhauchen, indem hier die Sophisten die Lehrer derselben wurden. Georgias aus Leontium in Sicilien, Protagoras aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos, Trasimachos und Tisias sind die berühmtesten, deren Namen auf uns gekommen sind. Ihr Name bezeichnet sie schon als Männer der Wissenschaft, und wirklich sie waren die Encyklopädisten ihrer Zeit, welche die Gedanken und Empfindungen der vorigen Zeitalter gesammelt und mit den ihrigen bereichert hatten. Besondere Verdienste hatten sie um Rhetorik und Politik, diese zwei in demokratischen Verfassungen so ungemein wichtigen Wissenschaften; allein hiemit nicht zufrieden, trugen sie auch Naturwissenschaft, Mathematik, Theorie der schönen Künste und Philosophie vor. In der letztern nun scheint es ihnen eben nicht um Wahrheit, sondern nur um Glanz zu thun gewesen zu sein, und zu diesem Zweck bildeten sich vornehmlich die Sophystik und Eristik aus, d. i. Beweis- und Streitkunst, welche man auch nachher Dialektik genannt hat, wobei es ihnen darauf ankam, alles zu beweisen. Hiezu erfannen sie einige Trugschlüsse, welche nach ihnen noch jetzt Sophistereien heißen, und suchten den Gegner durch mancherlei Mittel zu verwirren. Daß dies der Philosophie selbst nur Nachtheil bringen konnte, springt in die Augen; allein es ist auch von der andern Seite gewiß, daß das Schwankende, Unsichere, Willkürliche und Widersprechende in den Behauptungen ihrer Vorgänger sehr dazu geeignet war, den Gedanken zu erzeugen, als sei die Philosophie überhaupt nur ein Luxus der Geister. Man wird sagen, daß aber doch nur ein frivoles Zeitalter einen solchen Gedanken erzeugen konnte, und man hat Recht. Desto glücklicher aber war es, daß eben in diesem Zeitalter Sokrates auftrat, nicht nur ein kräftiger Bekämpfer dieser Sophisten, sondern der Philosophie selbst eine neue Bahn anweisend. Man hat von ihm gerühmt, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgezogen, und man hat es mit Recht gethan, indem Er es war, welcher der Philosophie wieder eine practische Richtung gab, die sich von der früher dagewesenen dadurch unterschied, daß nicht mehr bloße Erfahrungen an einander gereiht wurden, sondern daß man die Natur und Verhältnisse des Menschen, den Zweck und die beste Einrichtung seines Lebens im Zusammenhange zu untersuchen anfing und das Nachdenken, statt auf Physik und Metaphysik, wie bisher, hauptsächlich auf Psychologie und Moral lenkte. Sokrates hatte viele Schüler, von denen einige seine Ideen in seiner Manier schriftlich darstellten, Kebes, Aeschines, Xenophon, andere mit mehr oder weniger Abweichung von seinen Ideen und seiner Manier Stifter eigner philosophischer Schulen wurden. Es gingen nämlich aus der Sokratischen folgende vier Schulen hervor: 1. die cyreneische, deren Stifter Aristippos von Cyrene war; 2. die megarische, elische, eretrische unter Euklides, Phädon und Menedemos; 3. die akademische, deren Stifter Platon, und 4. die cynische, deren Stifter Antisthenes war. Platon war unstreitig das umfassendste und glänzendste Genie, dessen ahnungsvoller Geist

am tiefsten drang. Nicht blos in der Schule des Sokrates, sondern auch auf Reisen gebildet, vereinigte er die philosophischen Kenntnisse der früheren griechischen Philosophen mit denen der ägyptischen Priester und der Beredsamkeit und Kunst der Sophisten. Inniges Gefühl für das Ueberirdische, zarter moralischer Sinn, feiner, scharf und tiefblickender Verstand herrschen in seinen Darstellungen, die mit allen Grazien des Vortrags geschmückt, und durch eine blühende Einbildungskraft belebt sind. Die Sokratische (eromatisch-heuristische) Methode wurde bei seinem poetischen Talent zu wahrhaft dramatischer Darstellung erhöht, und der philosophische Dialog von ihm zum ästhetischen Kunstwerk ausgebildet. Während die Philosophie so bedeutende Fortschritte machte, blieb auch die Geschichte nicht zurück, sondern näherte sich ebenfalls mit starken Schritten dem Gipfel der Vollendung. In dem Zeitraume von 550—500 vor Chr. Geb. entstand zuerst Sagenschreibung (Logographie) in ungebundner Rede, und als die ältesten Sagenschreiber kennt man Kadmos, Dionysios und Hekatäos von Milet, den Argiver Akusilaos, Hellanikos aus Mitylene, und Pherecydes aus Leros. Nach ihnen erschien Herodotos aus Halikarnaß, der Homer für die Geschichte, welcher in seinem 27. Jahre sich aufmachte, die wichtigsten Länder der damals bekannten Erde zu bereisen, um sie selbst und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen, die Sagen von der Vergangenheit aus den Quellen zu schöpfen und selbst zu prüfen. Mit einer Einfachheit und Treuherzigkeit, die ihm unsere Liebe, mit einer Wahrheitsliebe, die ihm unsere Achtung gewinnt, erzählt er das Gehörte wieder, auf eine Art, die nach Plan und Ausführung so oft an Homer erinnert, daß wir es natürlich finden, die neun Bücher seiner Geschichte mit den Namen der neun Musen bezeichnet zu sehen. Sein Beispiel reizte den Thucydides zum Wetteifer, und seine acht Bücher von der Geschichte des peloponnesischen Kriegs zeigen uns den ersten philosophischen Historiker als Muster für alle folgenden. Wird er durch zusammengedrängte Gedankenfülle oft dunkel, so herrscht hingegen in Xenophon die heiterste Klarheit, und er wurde das Muster ruhiger, ungekünstelter Geschichtdarstellung. Wie Sterne der ersten Größe glänzen vornehmlich diese drei Historiker in dieser Periode hervor, in welcher außerdem noch genannt zu werden verdienen: Ktesias, Philistos, Theopompos, Euphoros, welche letzteren jedoch durch rhetorisirende Manier sich bereits von der echten Geschichtdarstellung entfernten. In der Poesie entwickelte sich während dieser Periode eine ganz neue Gattung; aus den Lustbarkeiten der Dankfeste nämlich, welche das Landvolk nach der Weinlese dem Freudengeber mit wildem Gesang und Geberdentanz feierte, entstanden, vorzüglich in Attika, die Schauspiele. Sinnreiche Dorfkünstler gaben den allmälig ernsthafteren Chorgesängen oder Dithyramben beim Bocksopfer Mannichfaltigkeit und rohe Kunst, indem ein Zwischenredner Volksfabeln erzählte, und der Chor das ewige Lob des Bacchus durch Sittenlehren, wie die Erzählung sie darbot, abwechselte. Ihr Lohn, wenn sie gefielen, war ein Bock. Andere bildeten aus dem Groben die leichtfertigeren Reigen außer dem Opfer, mit den Schalksstreichen des Festes und allem, was Lachen erregte, untermischt. Bald wurden diese Spiele des Kelterfestes auch an andern Tagen wiederholt. Nach einigen Vorgängern gab Solons Zeitgenoß, Thespis, der seine Schauspieler gleich Kelterern, mit Weinhefen, oder eigentlich mit Trebermost, schminkte, an den Scheidewegen und in Dörfern, auf beweglichen Bühnen, bald ernsthaftere Geschichten mit feierlichen Choren, bald lustigere mit Reigen, worin Satyrn und an-

dere Spaßmacher Gelächter erregten. Ihre Vorstellungen hießen Tragödien, d. i. Bocksopfergesänge; Trygödien, Kelter- und Mostgesänge; Comödien, Lustreigen, und Satyrhandlungen (Drama Satyricum). Endlich erhoben sich diese Spiele veredelt in prachtvoller Zurüstung auf Schaubühnen der Städte, und unterschieden sich immer mehr durch eigenen Ton und Sittlichkeit. Statt eines Zwischenredners, der die Geschichte aus dem Kopfe vortrug, stellte Aeschylos zuerst handelnde Personen auf, die je zwei nach erlernten Rollen sich besprachen, und wurde der eigentliche Schöpfer der dramatischen Kunst. Schnell erhob sich auch diese zum Gipfel der Vollendung, die Tragödie durch Aeschylos, Sophokles, Euripides, die Comödie durch Kratinos, Eupolis, Krates, vornehmlich aber durch Aristophanes. Unter der Regierung der dreißig Tyrannen wurde die Freiheit der Comödie, lebende Personen dem Gelächter Preis zu geben, beschränkt, und dadurch bildete sich allmälig die mittlere Comödie aus, wo der Chor abgeschafft wurde, und mit den allgemeinen Charakterschilderungen auch die Charaktermasken aufkamen. Aristophanes und Alexis zeichneten sich hierin aus. Neben diesen Gattungen bildeten sich als eine eigene die Mimen des Sophron aus Syrakus, dramatisirte Gespräche in rhythmischer Prosa. Uebrigens gehören der Zeitfolge nach mehrere Gnomiker und Lyriker in diese Periode; mehrere Philosophen erschienen als didaktische Dichter. Xenophanes, Parmenides, Empedokles, und als Epiker waren berühmt Pisander und Panyasis durch ihre Herakleen, und Antimachos durch seine Thebais. Das Epos wurde aber immer historischer, und verlor an schöner poetischer Gestaltung. Neben die Poesie trat in dieser Peride, als eine ernstere Schwester, die Beredsamkeit, welche bei der republikanischen Staatsform Bedürfniß war, und bei der Richtung des griechischen Geistes, zur Schönheit ebenfalls kunstmäßig ausgebildet wurde. Antiphon, Gorgias, Andokides, Lisias, Isokrates, Isäos, Demosthenes, Aeschines werden als Meister dieser Kunst gepriesen, für welche ebenfalls eigene Schulen gestiftet wurden. Von mehreren dieser Redner besitzen wir noch die bewunderten Meisterstücke. Wie nahe die Rhetorik daran war, selbst über die Poesie zu siegen, zeigt sich im Euripides, und es ist keine Frage, daß sie auch auf Platon und Thucydides bedeutenden Einfluß hatte. Als Neben- und Hülfswissenschaften bildeten sich für die Philosophie die Mathematik, für die Geschichte der Geographie aus. Die Astronomie verdankt der ionischen, die Arithmetik der italischen, die Geometrie der akademischen Schule manche Entdeckung. Als Mathematiker waren berühmt Theodoros von Cyrene, Meton, Euktemon, Architas von Tarent, Eudoxos von Knidos. Die Geographie wurde vornehmlich durch Entdeckungsreisen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieser Hinsicht verdienen Erwähnung: Hannos Fahrt um die Westküste von Afrika, des Skylax Periplus, Beschreibung der Küsten des Mittelmeeres, und des Pythas von Massilien Entdeckungen im nordwestlichen Europa. Die Naturforschung fiel ebenfalls den Philosophen anheim, die Arzneikunst aber, von den Asklepiaden bisher in Tempeln geübt, bildete sich als ein abgesonderter Zweig davon aus, und Hippokrates wurde der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin. Der Tag nach einem Sieg ist auch noch ein schöner Tag. Dies gilt von der nun folgenden Periode, welche man im Allgemeinen die alexandrinische nennen, und als die systematisirende oder kritische charakterisiren könnte. Zwar hörte auch jetzt Athen nicht auf, seinen alten Ruhm zu behaupten, Alexandrien aber wurde doch eigentlich die ton-

angebende Stadt. Hierdurch mußte nothwendig der Geist der griechischen Literatur eine andere Richtung nehmen, und es springt besonders in die Augen, daß bei dem Gebrauch einer ungeheuern Bibliothek die eigentliche Gelehrsamkeit und Polyhistorie über das frühere freie Geistesstreben siegen mußte, welches jedoch nicht sogleich erstickt werden konnte. Philosophie. Die Sokratische Philosophie erzeugt noch einige neue Zweige in der stoischen Schule, deren Stifter Zenon aus Cittium von Cyprus war, und der Epikurischen, von Epikuros aus Gargettus in Attika gestiftet. Nach ihnen erschien Platons scharfsinniger und gelehrter Schüler, Aristoteles, als Stifter der peripatetischen Schule, welche durch Erweiterung des Gebietes der Philosophie und systematischen Geist sich auszeichnet. Er trennte Logik und Rhetorik, Moral und Politik, Physik und Metaphysik (welchen letztern Namen er veranlaßte), fügte mehrere angewandte philosophische Wissenschaften hinzu, Oekonomik, Pädagogik, Poetik, Physiognomik, erfand die philosophischen Kunstausdrücke, und gab durch dies alles der Philosophie die Gestalt, welche sich Jahrtausende hindurch erhalten hat. Auf seinem Wege in Forschung der Philosophie und Naturgeschichte schritt sein Schüler Theophrastos fort. Je dogmatischer die Philosophie aber durch Aristoteles wurde, desto mehr war den philosophischen Forschern Behutsamkeit nöthig, und der Geist des Zweifelns war ein sehr heilsamer Geist. Er zeigte sich vornehmlich in den Skepticismus, der von Pyrrhon aus Elis ausging. Ein wenigstens ähnlicher Geist lebte auch in der mittleren und neueren Akademie, von Arcesilaos und Karneades gestiftet. Mathematik und Astronomie machten die bedeutendsten Fortschritte in den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus; und wem sind die Namen Euklides, Archimedes, Eratosthenes und Hipparchos unbekannt? Der Geschichte gaben die Züge und Thaten Alexanders Stoff genug, allein im Ganzen gewann sie doch nur an äußerem Umfang, nicht an innerem Gehalt, denn ein Streben nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ward nun in ihr herrschend. Desto erfreulicher ist gegen das Ende dieser Periode die Erscheinung des Polbyios aus Megalopolis, den man als Urheber der pragmatischen Geschichtdarstellung zu betrachten hat, wodurch die Universalgeschichte einen philosophischen Geist und würdigen Zweck erhielt. Vielfache Bereicherung erhielt die Geographie, welche Eratosthenes wissenschaftlich begründete, und Hipparchus mit der Mathematik noch mehr in Verbindung setzte. An Länder- und Völkerkunde gewann man durch die Nachrichten des Nearchos und Agatharchides, und die Chronologie erhielt einen bedeutenden Gewinn durch die parischen Marmor. In Hinsicht auf Poesie kommen manche merkwürdige Veränderungen vor. In Athen ging, nicht ohne Einwirkung politischer Ursachen, aus der mittlern Comödie die neue hervor, welche sich dadurch, daß sie die sittliche Menschennatur zum Gegenstande ihrer Darstellungen nahm, dem neuern Schauspiel nähert. Unter den 32 Dichtern dieser Gattung zeichneten sich besonders Menander, Philemon und Diphilos aus. Aus den Mimen gingen die Idyllen hervor, in deren Dichtung, nach dem Vorgang des Stesichoros, Sikelidas, Asklepiades u. A., besonders Theokritos, Bion und Moschos sich auszeichneten. Auch die übrigen Dichtungsarten blieben nicht unbearbeitet, allein alle diese Arbeiten, so wie die Kritik über Poesie und schöne Kunst, weisen uns auf Alexandrien hin, und deshalb schweigen wir hier von ihnen. Vielleicht ist es auch überhaupt gut, diesen ohnehin langen Artikel eben hier abzubrechen. Am Ende dieser Periode hörten ja

die Griechen auf, selbstständig zu sein, und das weltherrschende Rom gewann auch hier seinen Einfluß. Man sehe deshalb die Fortsetzung des hier Abgebrochenen unter den Artikeln Alexandrinisches Zeitalter und Römische Literatur. dd.

Griechische Sprache und Schrift. Nicht von jeher wurde in Griechenland gesprochen, was wir griechische Sprache nennen, denn Griechenland war früher von Pelasgern als von Helenen oder Griechen bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger kannte man aber schon zur Zeit Herodots nichts mehr, der diese fremde Sprache von der hellenischen als verschieden angibt, und hinzufügt, es sei wahrscheinlich, daß die Hellenen ihre ursprüngliche Sprache immer behalten haben (1, 57). Woher aber diese stamme, darüber sind die Meinungen getheilt, denn Einige wollen sie aus dem Persischen, Andere aus dem Scythischen ableiten; zwei Meinungen, welche sich jedoch durch genealogische Gründe vielleicht vereinigen ließen. Außer Griechenland wurde sie in einem großen Theile von Kleinasien, dem südlichen Italien und Sicilien gesprochen, und in andern Gegenden, wohin sich griechische Colonien verbreitet hatten. Bei der Menge hellenischer Völkerschaften eines Hauptstammes läßt sich erwarten, daß es verschiedene Mundarten (Dialecte) müsse gegeben haben, deren Kenntniß bei der griechischen Sprache um so nothwendiger ist, da die Schriftsteller dieser Nation die Eigenheiten der verschiedenen Mundarten im Gebrauch einzelner Buchstaben, Wörter, Wortformen, Wendungen und Ausdrücke in die Schriftstellersprache übertrugen, und zwar nicht blos, um dadurch einen Sprechenden näher zu charakterisiren, sondern auch, wenn sie in eigener Person schrieben. Gewöhnlich nimmt man, nach den vier Haupetstämmen der Griechen, vier Hauptdialecte an, den äolischen, dorischen, ionischen und attischen, außer diesen aber noch mehrere Nebendialecte. Selbst die vier Hauptdialecte lassen sich jedoch auf zwei zurückführen, den hellenisch-dorischen und den ionisch-attischen. Jener war der älteste, wie denn überhaupt durch das Dorische das Alte bezeichnet wurde. Die älteste dorische Mundart zeigt sich im äolischen Dialecte, aus welchem auch die lateinische Sprache abgeleitet wird. Der dorische Dialect war hart und rauh, der ionische der weichste. Der äolische Dialect wurde gesprochen diesseits des Isthmus (außer in Megara, Attika und Doris), in den äolischen Colonien Kleinasiens, und auf einigen nördlichen Inseln des ägeischen Meeres; der dorische im Peloponnes, den dorischen Vierstädten, den dorischen Colonien Kleinasiens, Unteritalien (Tarent), Sicilien (Syrakus, Agrigent), am reinsten von den Messeniern; der ionische in den ionischen Colonien Kleinasiens, und auf den Inseln des Archipelagus; der attische in Attika. In jedem dieser Dialecte hat man bedeutende Schriftsteller und Schriften. Zum ionischen Dialect gehören zum Theil die Werke der ältesten Dichter, Homers, Hesiods, Theognis u. s. w.; rein findet man ihn in Prosaikern, besonders Herodot und Hippokrates, im dorischen Dialecte sangen Pindar, Theokrit, Bion und Moschus; von dorischer Prosa ist nur wenig übrig, meist mathematischen und philosophischen Inhalts, im äolischen Dialecte haben wir die Bruchstücke des Alkäos und der Sappho. Als Athen die Oberherrschaft in Griechenland erhalten, und sich zum Mittelpunct aller literarischen Bildung erhoben hatte, wurde mit den attischen Meisterwerken eines Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Thucydides, Xenophon, Platon, Isokrates, Demosthenes u. A., auch der attische Dialect der allgemeine der Büchersprache. Gramma-

tiker unterschieden nachher das Echtattische, wie es sich in jenen Meistern des Atticismus findet, von dem Attischen des gemeinen Lebens, und nannten dies den gemein griechischen oder hellenischen Dialect, und selbst die spätern attischen Schriftsteller nach jener schönsten Blüthenzeit der Literatur Gemeingriechen oder Hellenen. Zu diesen gehören Aristoteles, Theophrastos, Apollodoros, Polybios, Plutarchos und die übrigen spätern, unter denen doch manche echtattisch schrieben, wie Lukianos, Aelianos und Arrianos. Außer den Dramatikern hielten sich aber die übrigen Dichter keineswegés ausschließlich an den attischen Dialect; die Dramatiker selbst nahmen in ihren Chören, weil diese zu der ältesten Liturgie der Griechen gehörten, um des Feierlichen willen, etwas vom Dorischen auf, und die übrigen Dichter blieben bei der Homerischen Sprache. Man muß demnach annehmen, daß die Griechen mit ihren verschiedenen Mundarten bekannter waren, als wir mit den unsrigen, wozu vielleicht das allgemeine Lesen des Homer, der Gebrauch eines religiösen Rituals und der häufige Verkehr derselben unter einander vornehmlich wirkten. Wahrscheinlich aber hatten sich die Dialecte in der frühesten Zeit noch nicht so von einander geschieden, wie es späterhin geschah, und daraus muß man sich die Eigenthümlichkeiten der Sprache Homers und Hesiods erklären. „Im Homer und Hesiod," sagt Matthiä, „kommen Wortformen und Ausdrücke vor, die von den Grammatikern für äolisch, dorisch, attisch oder gar für Eigenheiten eines örtlichen Dialects ausgegeben werden. Allein schwerlich waren sie dieses schon zur Zeit jener Dichter, die sich eine solche Mischung wol eben so wenig würden erlaubt haben, als sich jetzt ein Dichter erlauben würde, niedersächsische und oberdeutsche Provinzialismen unter einander zu mischen. Die Sprache Homers scheint vielmehr ganz die Sprache der damaligen Jonier zu sein. Von diesem im Homer gebräuchlichen Wortformen blieben aber nicht alle im ionischen Dialect, sondern einige erhielten sich nur im äolisch dorischen, andere blos im attischen Dialect. Die Grammatiker nennen nur im Homer attisch, äolisch, dorisch u. s. w., was dieses zu ihrer Zeit war." Die Zeit, wann die Veränderungen in den Hauptdialecten erfolgten, läßt sich nicht bestimmen; es geht aber aus allem diesen hervor, daß man, um die griechische Sprache gründlich zu erlernen, den Gang der Bildung derselben historisch verfolgen, und keine einseitige Grammatik zum Grunde legen, sondern sich über alle abweichenden Formen der Dialecte verbreiten müsse; eine Mühe, welche diese an classischen Mustern jeder Art so reiche, und eben deshalb so ausgebildete, biegsame, ausdrucksvolle, im Klange so liebliche, in der Bewegung so harmonische, in ihren grammatischen Formen und ganzem Bau so philosophische Sprache verdient und reichlich lohnt. Wann man angefangen habe, diese Sprache durch Schrift zu bezeichnen, darüber hat lange Zweifel obgewaltet. Der gewöhnlichen Meinung zufolge brachte der Phönicier Kadmos die Buchstabenschrift zu den Griechen. Das Kadmische Alphabet bestand aber nur aus 16 Buchstaben; im trojanischen Kriege soll Palamedes noch vier (ΘΞΦΧ), und eben so viel nachher Simonides aus Keos (ΖΗΨΩ) erfunden haben. Daß die bezeichneten acht Buchstaben neuer sind, ist theils aus Nachrichten, theils aus den ältesten Inschriften gewiß. Weil die Jonier diese Buchstaben zuerst aufnahmen, und von diesen die Attiker, so nannte man das Alphabet mit 24 Buchstaben das ionische. Die Figuren der ältesten phönicischen und griechischen Buchstaben weichen übrigens sehr von

den jetzt gebräuchlichen hebräischen und griechischen ab. Es hat indeß nicht an solchen gefehlt, welche behaupteten, daß vor Kadmus Zeiten unter den Pelasgern schon die Schreibekunst geübt sei. Diese, den Alten schon nicht unbekannte, jedoch durch keinen einzigen Schriftsteller von Gewicht bestätigte Meinung hat in neuern Zeiten nicht unbedeutende Anhänger gefunden. Dagegen traten aber auch Andere auf, welche die Schreibekunst in Griechenland ungleich jünger machten. Der erste, der die Aufmerksamkeit auf die Seite lenkte, war der Engländer Wood in seinem Essay on the original Genius of Homer. Es ist allerdings von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung Homers und zur Entscheidung über vorhomerische Poesie und Schriften, zu wissen, ob zu Homers Zeiten die Schreibekunst bekannt war, oder nicht. Woods Meinung ist, daß man wol die Zeit, da in Griechenland der Gebrauch der Buchstabenschrift allgemein wurde, und den Anfang prosaischer Schriften beinahe in eine Periode setzen könne, ungefähr 554 Jahre vor Chr. Geb., und eben so lange nach Homer. Zu Homers Zeit wurden alle Kenntnisse, Religion und Gesetze blos durch das Gedächtniß erhalten, und eben deßhalb in Verse gebracht, bis mit der Schrift auch Prosa eingeführt wurde. Die Einwendung von mehreren angeblich ältern Aufschriften in Tempeln hat Wolf entkräftet, welcher in seinen Prolegomenen zu Homer die Streitfrage genauer bestimmend in zwei verwandelte: 1. Wann wurden die Griechen überhaupt mit der Kunst zu schreiben bekannt, und 2. wann wurde sie bei ihnen allgemein? Bei Untersuchung der letztern Frage mußte bestimmt werden, wann bequemere Materialien zum Schreiben verbreitet wurden, und in welchem Jahrhundert die Griechen die sogenannte Schriftstellerei aufnahmen. Wolf beweist nicht blos, daß Homer von dem, was er sang, nichts geschrieben habe, indem man erst nach ihm zum Schreiben sich der Thierhäute, und erst gegen des Psammetichus Zeit des ägyptischen Papyrus bedient habe, sondern auch, daß von der Mitte des 6. Jahrh. vor Chr. Geb. diese Gesänge nirgend schriftlich vorhanden gewesen. Zu bemerken ist übrigens, daß die Griechen anfänglich die Zeilen von der Rechten zur Linken, dann Bustrophedon (s. d. Art.), endlich allein von der Linken zur Rechten schrieben.

Griechisches Feuer, s. Feuer.

Griesbach (Joh. Jac.), gest. 1812 als geheimer Kirchenrath und erster Professor der Theologie zu Jena, hat sich theils um die Kritik des neuen Testaments, theils um die Bildung vieler tausend Jünglinge bleibende Verdienste erworben. Zu Butzbach im Hessendarmstädtischen 1745 geboren, kam er als Kind nach Frankfurt am Main, wo sein Vater 1777 als Prediger und Consistorialrath starb. Auf dem frankfurter Gymnasium erhielt er seine erste Bildung, und bezog 1762 die Universität Tübingen. 1764 ging er nach Halle, und dann noch ein Jahr nach Leipzig. Christliche Kirchen- und Religionsgeschichte wurde das Ziel seiner Studien, wobei ihn Ernesti in Leipzig mit Rath und Büchern unterstützte. Nach Halle zurückgekehrt, begann er große Vorstudien zur Kritik des neuen Testaments und für die Dogmengeschichte, und schrieb unter Semler seine zwei ersten Probeschriften über die historische Glaubwürdigkeit in den Dogmen, die durch den Papst Leo den Großen ihre Bestätigungen erhalten. Entschlossen, sich ganz der Kritik des neutestamentlichen Textes zu widmen, unternahm er 1769 und 1770 eine gelehrte Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. Den darauf folgenden

Winter widmete er in seiner Vaterstadt der Bearbeitung des gewonnenen Stoffes, und trat 1771 in Halle durch die berühmte Abhandlung von den Recensionen der Evangelien vom Origines zuerst als akademischer Lehrer mit so vielem Beifall auf, daß er schon zwei Jahre darauf zum Professor ernannt wurde. Mit unermüdlichem Fleiße verfolgte er jetzt den Gedanken einer neuen Ausgabe des neuen Testaments. Vorsicht bewog ihn, der den Ruf zu einer ordentlichen Professur der Theologie zu Jena erhalten hatte, zuvörderst nur mit seiner Synopsis der Evangelien die Stimmung zu prüfen. Bald aber folgte die erste Ausgabe des ganzen Testaments. Das Eigenthümliche derselben ist, daß bei ihr nicht blos von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede ist, sondern auch die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit, bestimmt, und durch leicht verständliche Zeichen unter dem Text aufgeführt werden. Zu bedauern ist, daß er die vollständige Ausgabe, die 1796 begann, und zu Halle und London zugleich erschien, nicht so vollenden konnte, wie er es gedacht hatte. Er war indeß bis an seinen Tod unablässig damit beschäftigt, und erlebte wenigstens die Freude, die bei Göschen herausgekommene Prachtausgabe vollendet zu sehen. Neben der Kirchengeschichte und Exegese, und den dazu gehörigen Hülfswissenschaften stiftete er auch durch seine populäre Dogmatik um so bleibendern Nutzen, als er darin, ein geübter, selbst überzeugter Sachwalter des alten Glaubenssystems, der Neuerungssucht mit weiser Mäßigung Schranken zu setzen wußte.

Grimaldi (die Familie). Die Grimaldis gehören zu den ältesten und angesehensten Geschlechtern Genuas und sind eine von den vier, zum hohen Adel gerechneten Familien in dieser Stadt. Die in späteren Zeiten zu einem Fürstenthume erhobene Herrschaft Monaco gehörte über 600 Jahre (von 980 an) den Grimaldis und diese und die Fieskos spielten in Genuas Geschichte stets eine große Rolle, besonders in den Perioden der Kämpfe zwischen den Gibellinen und Guelfen, zu welcher letzteren Parthei beide Familien gehörten. Reiche Besitzungen im Königreich Neapel, in Frankreich, und noch an einigen Orten Italiens, vermehrten den Einfluß der Grimaldi, aus deren Schooß mehrere berühmte Männer hervorgingen. Wir nennen hier Einige: 1) Raimund Grimaldi war der erste Genuese, der die Kriegsflagge seiner Republik jenseits der Meerenge von Gibraltar führte. Zu Gunsten Philipp des Schönen von Frankreich, der in einen langen und blutigen Streit mit den Flammländern verwickelt war, segelte Grimaldi unter dem Titel eines Admirals von Frankreich (1304) mit 16 genuesischen Galeeren und 20 französischen Schiffen nach Zeland, wo das van den Franzosen besetzte Ziric-See von den Flammländern hart bedroht wurde. Er schlug hier den Grafen Gui von Flandern, der die feindliche, an 80 Schiffen starke Seemacht befehligte und nahm ihn selbst gefangen. 2) Antonio Grimaldi lebte in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. und zeichnete sich gleichfalls im Seedienste aus. Die Catalonier hatten sich feindlich gegen Genua bewiesen, das für den Augenblick, wegen innerlicher Zwistigkeiten, außer Stand war, die Unbill zu rächen. Als der günstige Moment sich dazu nahte, überkam Antonio Grimaldi das Commando der Flotte mit dem Auftrag, die Küsten von Catalonien zu verwüsten. Diesen Auftrag vollführte der Genuese nur zu gut. Die spanischen Küsten, Majorca und Minorca waren Zeugen der Rache seiner Landsleute und eine aragonische Flotte von 42 Schiffen ward von ihm geschla-

gen. Ein und zwanzig Jahre später wandte sich aber das Geschick. Grimaldi wurde von der überlegenen Seemacht der verbündeten Venetianer und Catalonier, unter Anführung von Nicolaus Pisani dergestalt geschlagen, daß er selbst nur mit genauer Noth dem Verderben entging, von der ganzen genuesischen Seemacht aber nur 17 Schiffe entkamen. Durch diese Niederlage, die auf der Höhe von Coiera, den 29. Aug. 1353 statt fand, wurden die Genueser genöthigt, sich dem Beherrscher von Mailand, Johann Visconti, der ihnen Schutz vor ihren Feinden, den Venetianern, zusagte, zu unterwerfen. 3) Ein anderer Grimaldi, Giovanni, machte sich durch den Sieg berühmt, den er am 23. Mai 1431 über den venetianischen Admiral Nicolaus Travisani auf dem Po davontrug, obschon Carmagnola, der berühmteste General jener Zeit, mit einer ansehnlichen Landmacht am Ufer des Flusses zum Beistand des venetianischen Admirals bereit war. Durch ein glückliches Manöver wußte Grimaldi die venetianische Flotte von dem Ufer zu trennen, wo die Landmacht ihre Stellung hatte, (drei Miglien unterhalb Cremona), und so gelang es ihm nicht allein, die Feinde völlig zu schlagen, sondern ihnen auch 28 Galeeren und 42 Transportschiffe, nebst einer unermeßlichen Beute abzunehmen. 4) Dominico Grimaldi, Cardinal, Erzbischof und Vice-Legat von Avignon, lebte im 15. Jahrh. Ehe er noch diese hohen Würden erhielt, übertrug ihm Pius V. die Oberaufsicht über die Galeeren des Kirchenstaates, und Grimaldi wohnte daher, obschon damals bereits Bischof (1571), der berühmten Seeschlacht von Lepanto bei, bei welcher Gelegenheit er sich durch seinen Muth soll ausgezeichnet haben. Nicht minder eifrig zeigte sich dieser kriegerische Prälat in Verfolgung der Ketzer, und die Annalen der römischen Kirche rühmen von ihm, daß es ihm gelungen sei, in dem ihm anvertrauten Sprengel das Gift der Häresie gänzlich zu unterdrücken. Er starb 1592 und hinterließ einen Band Briefe, in welchen diejenigen Ereignisse seiner Zeit, bei denen er die Hand mit im Spiele hatte, besprochen werden. 5) Ein Neffe von diesem Dominico Grimaldi, war Hyronimus Grimaldi, der später gleichfalls zur Würde eines Cardinals emporstieg. Er wurde 1597 in Genua geboren und bereits im 28. Jahre zum Vice-Legaten der Romagna, drei Jahre aber später zum Bischof von Albano und Gouverneur von Rom ernannt. Urban VIII. sandte ihn als Nuncius nach Deutschland und Frankreich, und die guten Dienste, die er hier dem römischen Hofe erwieß, erwarben ihm 1643 den Cardinalshut. Zur Dankbarkeit beschützte nun Grimaldi auch nach Urbans Tode dessen Familie und lud dadurch den Zorn von Innocenz auf sich, der, so lange er lebte, die Bulle nicht unterzeichnete, durch welche Grimaldi zum Erzbischof von Aix ernannt war. Erst unter Innocenz Nachfolger, Alexander VII., konnte er sein neues Amt antreten (1655), wo er sich sogleich, seine Diöcese bereisend, damit beschäftigte, die Sitten der ihm untergebenen Geistlichen zu bessern. Er gründete vorzüglich zu diesem Zweck in Aix ein Seminarium für Geistliche, das er sehr reich beschenkte, und aus welchem seitdem mancher ausgezeichnete Mann hervorgegangen ist; desgleichen stiftete er ein Hospital für Arme und vertheilte von seinem großen Vermögen an 100,000 Livres unter Hülfsbedürftige. Mehreren Conclaven beiwohnend, trug Grimaldi besonders mit zur Wahl von Innocenz XI. bei, dessen Tugenden er verehrte. Obschon er später zum Dechanten des heil. Collegiums in Rom ernannt wurde, so konnte er sich doch nicht entschließen, die ihm anvertraute

Gemeine zu verlassen. Er blieb in Aix, wo er 90 Jahr alt, 1685 starb. 6) Nicolo Grimaldi; geboren 1645, widmete sich gleichfalls dem Dienste der Kirche und wurde 1706 von Clemens XI. mit dem römischen Purpur bekleidet. Doch genoß er diese Würde nicht lange, denn bereits 1717 starb er, ein ungeheures Vermögen hinterlassend. 7) Noch ein Geronymo Grimaldi, dessen Geburtsjahr 1674 ist, ward mit dem Cardinalshut geschmückt. Früher sandte ihn der römische Hof nach Avignon, dann als Nuncius nach Brüssel. In derselben Würde ware er auch nach Polen und Deutschland abgeschickt. Später verwaltete er als Cardinal die Legatur Bologna. Er starb 1733, erst 59 Jahr alt, auf dem Schiffe, welches ihn nach Neapel bringen sollte, woselbst er seine schwache Gesundheit wieder herzustellen hoffte. — Außer diesen Grimaldis finden wir noch mehrere Gleichnamige, die sich zu verschiedenen Zeiten in Wissenschaft und Kunst hervorthaten. Wir nennen hier 1) Giacomo Grimaldi, einen Literator des 16. Jahrh., dessen Tiraboschi mit großem Lobe gedenkt. Er wurde zu Bologna geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und machte sich besonders als Aufseher des Archivs der Peterskirche in Rom, durch die Ordnung verdient, welche er in das Ganze dieser kostbaren Sammlung brachte; auch suchte er die unter Paul V. aufgefundenen alten Inschriften durch erläuternde Bemerkungen zu erklären. Ein Verzeichniß seiner antiquarischen und philologischen Schriften findet sich im 4. Bande der Scriptor. Bolognesi. Er starb 1623. 2) Giovanni Francesco Grimaldi, genannt Bolognese, weil er in dieser Stadt geboren ward, lebte im 17. Jahrh. und zeichnete sich als Maler, Architekt und Kupferstecher aus. In der erstgenannten Kunst hatte er sich Correggio zum Vorbild gewählt, und er arbeitete einige Zeit lang mit Albano zusammen. Vom Cardinal Mazarin nach Paris gerufen, malte er mehrere Frescos im Louvre. Als Architekt war er nicht minder ausgezeichnet und seine Arbeiten mit dem Grabstichel sind sehr gesucht. Innocenz X. ließ ihm die Verzierungen der Frescos im Vatican und im Quirinal machen. Mehrere seiner besten Gemälde findet man in der Kirche St. Maria del Monte in Rom; auch das pariser Museum besitzt einige sehr ausgezeichnete von ihm. Er starb 1680, 74 Jahr alt. Ein Sohn von ihm, Alessandro, ist gleichfalls als Maler nicht unbekannt; doch erreichte er den Vater nie. 3) Francesco Maria Grimaldi, Mitglied der Gesellschaft Jesu, wurde 1613 in Bologna geboren und zeichnete sich in der Folge als Mathematiker aus. Er stand dem P. Riccioli in dessen wichtigen mathematischen Arbeiten bei, und gab später ein Werk über die Mondflecken heraus, denen er andere Namen als die ihnen von Hevelius gegebenen, beilegte. Noch hat man von ihm: Physico-mathesis de lumine, coloribus et iride, aliisque anexis (2 Bände, Bologna 1665. in 4.) Dieser gelehrte Jesuit starb in seiner Vaterstadt im Jahre 1663. 4) Francesco Grimaldi, gleichfalls im 17. Jahrh. lebend, ward im Königreich Neapel geboren und trat, wie der Vorige, zu der Gesellschaft Jesu. Er ist als lateinischer Dichter berühmt und man hat noch mehrere bucolische und dramatische Dichtungen von ihm, die von seinem Talent zeugen. Als Professor der Rhetorik am Jesuiten-Collegium zu Rom angestellt, starb er daselbst 1738, ungefähr 60 Jahr alt. 5) Ein anderer Peter Grimaldi, gleichfalls Jesuit und aus Civita-Vecchia gebürtig, lebte im 18. Jahrh. und war lange als Missionär in Ostindien. Man erzählt von ihm, daß er bei seiner Rückkehr nach Europa eine Maschine erfunden habe, mittelst welcher

er von Calais nach Dover innerhalb einer Stunde in der Luft dahingeschwebt oder „geflogen" seyn soll. Dieß soll im Jahr 1751 geschehen sein, und mehrere Schriftsteller, wie z. B. Pingeron in seiner Uebersetzung des Werkes von Milizia, und Fontenai in Dict. des Artistes, sprechen davon. Da sie jedoch nichts Näheres von der ganzen Sache angeben, auch bei der spätern erfolgten Erfindung der Luftballons (1784) in den darüber erschienenen Schriften jener früheren Versuche gar nicht gedacht wird, so muß man allerdings einigen Zweifel in die Wahrheit jener, dem P. Grimaldi zugeschriebenen Luftreise setzen. 6) Constantin Grimaldi, geboren 1667 in Neapel, woselbst er auch 1750 starb, war eigentlich Rechtsgelehrter, zeichnete sich aber durch seine bedeutenden Kenntnisse auch in der Geschichte, Medicin und Theologie aus. Am berühmtesten wurde er durch seinen Streit mit den Benedictinern, die als blinde Anhänger der Aristotelischen Philosophie, damals Lettere apologetiche herausgaben, in welchen sie gewaltig über Cartesius loszogen und sich in Schimpfen und Schmähen gegen ihre Gegner erschöpften. Grimaldi nahm sich nun des gelästerten Cartesius an und führte in einer bittern Gegenschrift die guten Paters ad absurdum. Noch lebte 7) im 18. Jahrh. ein Franz Anton Grimaldi (starb 1784) in Neapel, der sich durch mehrere gute Geschichtswerke über Neapel und dieses Landes Verfassung bekannt machte.

Grimm (Friedr. Melchior, Baron von), ein geistreicher, mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüsteter Mann, der einen langen Zeitraum hindurch in Paris lebte, und mit den ausgezeichnetsten Personen des vorigen Jahrh. in Verbindung stand. Er war 1723 zu Regensburg geboren, und starb als kaiserlich-russischer Staatsrath 1807 zu Gotha. Obwol seine Aeltern arm waren und in der Dunkelheit lebten, gaben sie ihrem Sohne dennoch eine anständige und sorgfältige Erziehung, welche derselbe so wohl benutzte, daß er mit dieser einzigen Ausstattung sich einen Rang in der Gesellschaft zu erwerben wußte. Nachdem er seine Studien beendigt, und in Deutschland für sein Trauerspiel Banise Spott und Tadel in reichem Maaß eingeärntet hatte, begleitete er die Söhne des Grafen von Schomberg, Cabinetsmininister des Königs oon Polen, nach Paris, und fuhr daselbst fort, sich mit Eifer den Wissenschaften zu widmen. Er war Vorleser des Herzogs von Sachsen-Gotha, und befand sich in sehr beschränkter Lage, als J. J. Rousseau sein Freund ward. Beide begegneten sich in der entschiedensten Neigung zur Musik. Rousseau führte ihn bei Diderot, dem Baron Holbach, der Frau von Epinay u. a. durch Geist und Geburt auszeichneten Personen ein, und es gelang ihm allenthalben, sich in Gunst zu setzen und als eine der ersten Zierden der guten Gesellschaft betrachtet zu werden. Der Graf Friesen machte ihn zu seinem Secretär mit einem anständigen Gehalt. Grimm kam jetzt noch mehr in die vornehmsten Gesellschaften und suchte sich besonders den Frauen zu empfehlen. Er verschmähte sogar die Schminke nicht, und zog sich dadurch den Spottnamen Tyran le blanc zu. Als die Ankunft der italienischen Bouffons in Paris alle Kenner und Freunde der Musik in zwei Parteien spaltete, erklärte sich Grimm auf das Entschiedenste für sie, und stand an der Spitze des Coin de la reine, so genannt, weil diese Partei sich im Parterre unter der Loge der Königin zu versammeln pflegte, während die Freunde Rameaus und der französischen Musik den Coin du roi bildeten. Grimm schrieb bei dieser Gelegenheit eine kleine Broschüre voll Geist, Salz und Geschmack, unter dem Titel: Le petit prophète de Boemischbroda, und als die Gegner

darauf zu antworten versuchten, schlug er sie durch seine Lettre sur la musique française völlig aus dem Felde. Aber dieser Brief gab ein so gewaltiges Aergerniß, daß anfangs von Verbannung und Bastille die Rede war, bis endlich die Wuth sich legte, und dem Verfasser statt dessen der Beifall aller Freunde der neuen Musik und der italienischen Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen Grimms mit den Unternehmern der Encyklopädie, seine Verhältnisse mit den Großen Frankreichs, seine Kenntnisse, so wie die Geschmeidigkeit seines Geistes, öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. Nach des Grafen Friesen Tode ward er Secretär des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, seine literarischen Bülletins für mehrere deutsche Fürsten, namentlich für den Herzog von Gotha, zu schreiben, welche unter dem Namen feuilles de Grimm, vielleicht in zwanzig Abschriften circulirten, und welche von allen neuen, nur einigermaßen wichtigen Erscheinungen der französischen Literatur die geistreichsten Analysen enthielten. Friedrich der Große, Gustav III. und die Kaiserin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Hochachtung. 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu seinem bevollmächtigten Minister am französischen Hofe; damals ward er Baron, denn von Geburt war er ein Bürgerlicher. Er stand seinem neuen Amte wie ein Mann von Geist vor, ohne seine literarische Correspondenz zu unterbrechen, oder sonst seine Gewohnheiten zu ändern. Als die Stürme der Revolution es den fremden Ministern unmöglich machten, in Paris zu bleiben, begab sich Grimm nach Gotha. 1795 ernannte ihn die russische Kaiserin zu ihrem bevollmächtigten Minister am niedersächsischen Kreise. Diese erhabene Monarchin erhielt ihm ihre Gunst bis an ihren Tod, und stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Auch unter Paul I. verwaltete Grimm seinen Posten, bis eine schmerzhafte Krankheit ihm ein Auge raubte, und ihn nöthigte, sich von allen Geschäften zurückzuziehen. Er wählte aufs neue Gotha zu seinem Aufenthalt, und verlebte hier seine letzten Jahre, so viel ihm die Kräfte gestatteten, stets mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt. Außer den genannten Schriften gab er eine lateinische Dissertation über die Geschichte Maximilians I., Briefe über die deutsche Literatur und einige andere heraus. Sein sämmtlicher, sehr ansehnlicher literarischer Nachlaß aber ist von dem russischen Hof in Empfang genommen worden. Es finden sich darunter Memoiren über die Geschichte seiner Zeit vom höchsten Interesse, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verlust ist. Dagegen ist nach seinem Tode anfangs ein einzelner Abschnitt aus den erwähnten literarischen Bulletins unter dem Titel: Correspondance littéraire, später aber auch die übrigen (zusammen 16 Bände) erschienen, ein Werk, das die anziehendsten Details über einen wichtigen Zeitraum der französ. gelehrten und gebildeten Welt und ihre innern Verhältnisse und Beziehungen enthält. Barbier hat noch ein Supplément à la Correspondance herausgegeben, das Grimms übrige französische Schriften enthält. (S. über Grimm die Mém. de Md. d'Epinay 3. Ed. II. S. 113.)

Grimod de la Reynière (Alex. Balthas. Laurent), der witzigste Epikuräer des neueren Frankreich, Mitglied der Arkadier in Rom und mehrerer gelehrten Gesellschaften, ist geboren zu Paris 1758. Sein Vater war Generalpächter. An den Händen mißgestaltet, weiß er äußerst geschickt mit falschen Fingern zu zeichnen, zu schreiben und Speisen zu zerlegen. Bis 1780 war er Advocat, allein eine sehr bitter abgefaßte Schrift zog ihm Verweisung zu. Seitdem lebt er in völliger Unabhängigkeit ganz der Literatur, in gelehrten Clubs, im

Foyer der Schauspielhäuser und im Caffeehause du Caveau. Erschien dieser Sonderling in den glänzenden Cirkeln seiner Aeltern, so zeigte er sich linkisch und blöde, und machte sich in tiefen Bücklingen über den Rangstolz der vornehmen Welt lustig. Damals gab er ein fast berühmt gewordenes großes Gastmahl, wozu Niemand kam, der nicht bewies, daß er ein Bürgerlicher sei. Ein andermal lud er sehr vornehme Leute zu sich ein, wo jeder in einem schwarz ausgeschlagenen Saale seinen Sarg hinter sich hatte. Auch trieb er eine Zeit lang einen Kramhandel im Hause seines Vaters. Seine Eßlust ist so groß, wie nur die des Apicius und Vitellius gewesen sein kann. Die Revolution durchlebte er friedlich. In den ersten Jahren der Regierung Buonapartes ward er durch seinen witzigen Almanac des Gourmands in ganz Europa berühmt, den er Cambacérès Koche widmete (von 1803 bis 1812, 8 Bde. 18.). Für die Emporkömmlinge, die nicht wissen, wie sie ihrem Vermögen Ehre machen sollen, schrieb er 1808 le Manuèl des Amphytrions. Sein Eifer für die Beförderung der Wissenschaft des Gaumens, wie sie Montaigne nannte, ließ ihn eine Jury von Feinschmeckern (dégustateurs) errichten, der monatlich im Rocher de Cancale eine Sitzung bei einer ausgewählten Tafel hielt, wo ernste Kampfrichter und liebenswürdige Actricen mit schwarzen und weißen Kugeln über ein sanftvolles Salmi oder ein feines Blancmanger so feierlich abstimmten, wie nur einst der römische Senat in der bekannten Türbot-Sitzung. Seit 1814 lebt Grimod auf dem Lande, allein mit den Wissenschaften in Verbindung. Man hat noch mehrere Schriften von ihm, deren Verzeichnung aber nicht hieher gehört.

Griphi nannten die Griechen im Allgemeinen alles das, was wir unter Räthsel, Logogriphen, Akrostischen u. s. w. verstehen. Eigentlich bedeutet das Wort Griphus ein Netz, und man benannte damit die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflösung die Gäste oft in Verlegenheit setzte. Wer sie nicht beantworten konnte, unterwarf sich einer Strafe, die in einem mit Salz vermischten Getränke bestand, welches in einem Zuge ausgetrunken werden mußte; dagegen bekam derjenige einen Kranz zur Belohnung, der die Auflösung gefunden hatte.

Grisaille, s. Grau in Grau.

Grönland, ein unter dänischer Landeshoheit stehendes Polarland, mit einer Küstenstrecke (im Westen) von 300 Meilen, und etwa 20,000 Q.M., welches sonst zu Europa gerechnet wurde. Jetzt rechnet man es zu Amerika. Seit Lieut. Parry im J. 1819 aus der Bassinsbai durch die Lancasterstraße in das Polarmeer gesegelt ist, weis man, daß Grönland nicht mit Amerika zusammenhängt, sondern eine Insel ist. So weit man es jetzt kennt, erstreckt es sich von 59° 38′ bis 78° n. B. Nach Süden zu verengt es sich in ein Vorgebirge, Cap Farewell. Von da erstreckt sich die westliche Küste nordwärts bis zur Davisstraße und Bassinsbai. Grönland, durch eine durch die Mitte des Landes von Süden nach Norden laufende Gebirgskette in zwei Theile getheilt, war schon vor 800 Jahren, von Norwegen und Dänemark aus, durch zwei Colonien bevölkert worden, wovon die eine die West-, die andere die Ostküste inne hatte. Zu Lande bestand zwischen ihnen, der Gebirge wegen, keine Verbindung, sondern blos zur See. Die westliche Colonie besteht, nach mancherlei Schicksalen, noch jetzt, und zählt mit Einschluß der Eskimos gegen 20,000, in den 18 dänischen Colonien (die größeren heißen

zogen) aber im J. 1816 nur 5846 Seelen; dagegen ist das Schicksal der östlichen Colonie, welche im J. 1406 aus 190 Dörfern bestand und einen Bischof, zwölf Kirchspiele und zwei Klöster hatte, seit jener Zeit in Dunkel gehüllt. Damals hatte sich nämlich das Eis an der Küste dergestalt vermehrt, daß alle Mühe, sie zu erreichen, vergeblich war. Der letzte, 1786, durch den Capitän von Löwenörn, in Auftrag der dänischen Regierung, gemachte Versuch, sich über das Schicksal jener Gegenden Aufklärung zu verschaffen, schlug ebenfalls fehl. Nur so viel weis man, daß um die Mitte des 16. Jahrh. die Colonie noch bestand, obgleich sie schon damals seit 150 Jahren von der ganzen übrigen Welt getrennt gewesen war. Dieses verlorne Ostgrönland soll jedoch nach von Eggers Preisschrift das jetzige Julianeshaab auf der Westküste sein. Im J. 1818 sandte England, weil alle Schiffernachrichten sich dahin vereinigten, daß das Eis am Nordpol sich vermindert habe, eine Expedition in das Polarmeer, die bis an den Nordpol vordringen sollte; allein sie kehrte ohne Erfolg zurück. (S. d. Art. Nordpol-Expedition.) Schon in der Mitte des 14. Jahrh. war durch die fürchterliche Pest, welche man den schwarzen Tod nennt, die Gemeinschaft zwischen Norwegen, Island und Grönland unterbrochen worden. Unter der Königin Elisabeth entdeckten Forbisher und Davis die Küsten von Grönland aufs Neue; seitdem geschah nichts zur näheren Untersuchung des Landes, bis die dänische Regierung im J. 1721 einen Prediger, Hans Egede, dergestalt unterstützte, daß er mit zwei Fahrzeugen im 64° 5′ landen und am Baalsfluß die erste europäische Niederlassung „Gute Hoffnung" (Godhaab) gründen konnte. Egede fand daselbst einen Schlag Menschen, der wahrscheinlich von Westen her über die Davisstraße gekommen, und den Eskimos in Labrador dem Stamm und der Sprache nach verwandt war. Wenige Jahre nachher wagte die Brüder-Unität, auf Antrieb des Grafen von Zinzendorf, Niederlassungen und Missionen auf diesen unwirthbaren Küsten anzulegen. Es gibt jetzt auf der Westküste von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der südlichste, Lichtenau, unter dem 60° 34′ n. B. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung (Julianens Haab), in dessen Nähe man noch die Trümmer einer alten isländischen oder norwegischen Kirche sieht. Dann folgen immer nördlicher, Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neuherrnhut, Zuckerhut, Holsteinburg, Egedesminde, Christians Hoffnung, Jacobshaven, Omenack und Upernamick im 72° 32′ n. B., die nördlichste Niederlassung, welche aber jetzt, von Europäern verlassen, blos noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat seinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Disko-Insel, 70° n. B. Auf der ganzen Küste sind fünf protestantische Kirchen, worin das Evangelium grönländisch und dänisch gepredigt wird. Die Brüder haben drei Gemeinhäuser, in Lichtenau, Lichtenfels und Neuherrnhut. Die ursprünglichen Einwohner, von den ältesten isländischen und norwegischen Schriftstellern Skrellinger genannt, gehören unbedenklich zu dem Völkerstamm der Eskimos, die sich über den ganzen Norden von Amerika bis an die westliche Küste verbreitet haben. Sie zeichnen sich durch ihre kleine Statur, schwarze, lange, straffe Haare, schwarze Augen, ungewöhnlich große Köpfe, dünne Beine und eine braungelbliche, fast olivengrüne Farbe des Körpers aus. Die letztere ist indeß die Folge, theils von dem Schmutz, worin sie leben, theils von ihren Nahrungs-

mitteln und Gewohnheiten, indem sie beständig mit Speck und Thran umgehen. Die Weiber, von Jugend auf zum Lasttragen angehalten, bekommen dadurch so breite Schultern, daß sie, wie auch ihres Anzugs wegen, alles weibliche Ansehen verlieren. Sie kleiden sich gleichmäßig in Rennthier- oder Seehundfelle: davon ist das kurze Gewand, davon die Beinkleider, die Strümpfe und Stiefeln beider Geschlechter. Bei großer Kälte tragen sie noch unter diesem Gewande ein Hemde von Vogelhäuten, besonders der Eidergans, des Seerabens und des Papagaitauchers. Im Winter leben sie in Häusern von Steinen erbaut, mit zwei Fuß dicken Wänden, deren Dach von Rasen ist, und in die man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Selten sind Fenster in diesen Wohnungen, die allemal aus den Därmen der Wallfische und Seehunde gemacht werden. Das ganze Haus ist nie über 6 Fuß hoch, 12 Fuß breit und eben so lang. Es besteht nur aus einem Zimmer, an dessen einer Wand eine Bank, mit Robbenfell überzogen, zugleich als Tisch und Bette dient. Unaufhörlich dampft hier eine Thranlampe, und die Hitze, durch die starke Ausdünstung der Bewohner noch vermehrt, ist für einen Europäer ganz unerträglich. Dazu kommt der scheußliche Gestank von dem Unrath und dem Schlachtvieh, dessen Abgänge bei großer Kälte in den Zimmern liegen bleiben: dazu die ungeheure Menge Ungeziefer und der Schmutz, wovon ihre Kleider und ihre Körper starren. Wenn der Schnee schmilzt, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai der Fall zu sein pflegt, so sinkt gewöhnlich das Dach des Hauses ein, und der Grönländer schlägt nun seine Sommerwohnung in einem Zelte auf, welches mit Robbenfell bedeckt, mit einem Vorhang von Wallfischdärmen versehen und im Innern eben so eingerichtet ist, als das Winterhaus. Ihre Geräthe und Werkzeuge sind einfach, aber sehr zweckmäßig. Sie bestehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfspießen und Harpunen. Ihre Kähne sind von Brettern, mit Fischbein zusammengefügt und mit Robbenfell überzogen. Diese wissen sie selbst bei stürmischer See vortrefflich und sicher zu behandeln. Auch fahren sie über die gefrorne See 6—8 Meilen weit vom Lande in Schlitten mit Hunden bespannt. Die Schnelligkeit dieser Thiere ist so groß, daß sie 14 deutsche Meilen in 9 — 10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache dieser Völkerschaft ist dieselbe, welche von den Eskimos und an der Hudsonsbai geredet wird. Spuren derselben finden sich bis an die Nordwestküste von Amerika und bis zum Nutkasund. Bewundernswürdig ist in dieser Sprache die Mannichfaltigkeit der Formen sowol für die Verben, als auch für die Pronomen. Dem gröbsten Aberglauben ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Priester und Aerzte zugleich sind. Vom höchsten Wesen haben sie höchst rohe und unvollkommene Begriffe. Das Clima ist in diesem Lande natürlich äußerst unfreundlich. Die Nordostwinde bringen oft im Winter eine solche Kälte hervor, daß das Fahrenheitsche Thermometer 48° unter den Gefrierpunct sinkt. Dagegen sind die Westwinde, die über die Davisstraße herwehen, immer feucht und mit Thauwetter verbunden. Was die Gebirgsarten betrifft, so ist feinkörniger Granit mit Gneis, Glimmerschiefer, Hornblende- und Weißstein die Grundlage aller Berge und Felsen. Eingesprengt oder eingebettet sind interessante und seltene Fossile: eine Menge magnetischer Eisenstein, Gadolinit, Cirkon, Allanit, Schörl, Turmalin, die schönsten Granaten, Sodaliten, Dichroiten und Hypersthene von der schönsten himmelblauen Farbe.

unter den baumartigen Gewächsen können wir nur Ebereschen, Birken, Wachholder und Zwergweiden nennen. Von Beeren sind nur Preißel- und Sumpfbeeren vorhanden. Ueberhaupt läßt sich die Zahl der blühenden vollkommneren Gewächse kaum auf 200 bringen, dafür aber sind die unvollkommneren Land- und Seegewächse unzählig. Das Thierreich liefert an Säugthieren den Polarfuchs, den weißen Hasen, das Rennthier, den weißen Bär, das Wallroß, mehrere Robben und das Narwall. Vorzüglich wichtig ist der grönländische Wallfisch, der in großer Menge und von außerordentlichem Umfang vorkommt. Unter den Vögeln sind besonders die Möven, Taucher, Sturmvögel, Pelikane, Rothgänse, Eidergänse, Papagaitaucher, Lummer und die grönländische Taube die wichtigsten. Landvögel kommen sehr wenig vor. Unter den Fischen verdienen die Alpenforelle, die Polorforelle, der Kabliau, Dorsch und Schellfisch genannt zu werden. Von Insecten ist eine Art Musquitos im Sommer die beschwerlichste. Die Ausfuhr besteht in Fischbein, Thran, Speck, Barden, Robbenfellen, Fuchs-, weißen Bären- und Rennthierbälgen, Eiderdunen und Narwallhörnern. Dafür aber müssen Mehl und Brot, Thee und Caffee, Bier und Gemüse, ferner Pulver und Blei, alle Eisenwaaren, Leinwand und Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt werden; und doch rechnet man, daß noch Vortheil bei diesem Tauschhandel ist, denn der Werth der grönländischen Erzeugnisse, die jährlich nach Copenhagen gehen, wird auf 200,000 Rthlr., dagegen die Einfuhr in Grönland auf 85,000 Rthlr. berechnet.

Gronov, der Name mehrerer berühmten Kritiker und Philologen. **Joh. Friedr. Gronov** war 1611 zu Hamburg geboren, besuchte Leipzig und Jena, studirte zu Altdorf die Rechte, hielt sich darauf einige Zeit in Holland und England auf, bereiste Frankreich und Italien, ward sodann Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Deventer, und ging 1658, nach des berühmten Daniel Heinsius Tode, an dessen Stelle nach Leyden, wo er 1671 starb. Seine Gelehrsamkeit setzte ihn in den Rang der ersten Alterthumsforscher; zugleich verband er mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen unermüdeten Fleiß und liebenswürdige Leutseligkeit. Seine Ausgaben des Livius, Statius, Justin, Tacitus, Gellius, Phädrus, Seneca, Sallust, Plinius, Plautus u. a., so wie seine Observationes sind voll der scharfsinnigsten und richtigsten Bemerkungen und Verbesserungen; sein Commentarius de sestertiis zeigt die gründlichste Kenntniß der römischen Sprache und Alterthümer, und seine Ausgabe von Hugo Grotius Buche de jure belli et pacis wird wegen der hinzugefügten Anmerkungen mit Recht geschätzt. Sein Sohn, **Jacob Gronov**, war 1645 zu Deventer geboren, studirte hier und zu Leyden, hielt sich dann einige Monate zu Oxford und Cambridge auf, und kam nach Leyden zurück, wo er 1670 eine Ausgabe des Polybius erscheinen ließ, die solchen Beifall fand, daß er einen Ruf nach Deventer bekam. Er schlug ihn aber aus, um seine Reisen fortzusetzen, ging nach Paris, kehrte wegen des Todes seines Vaters nochmals nach Leyden zurück, und bereiste sodann Spanien und Italien, wo der Großherzog von Toscana ihm eine Lehrstelle in Pisa übertrug, die er jedoch 1679 wieder verließ, und dagegen Professor der schönen Wissenschaften zu Leyden und 1702 Geograph der Universität ward. Er starb daselbst 1716. Er war ebenfalls ein gelehrter und fleißiger Kritiker, gab den Tacitus, Polybius, Herodot, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus u. a. heraus und sammelte den

schätzbaren Thesaurus antiquitatum graecarum (13 B. Fol.); allein er gab in diesen Werken auch manche Blößen, und ließ es sich in seinem Dünkel beikommen, Männer von den entschiedensten Verdiensten, wie Henricus Stephanus, Spanheim, Vossius, Salmasius, Bochart, Grävius anzugreifen und zu schmähen, wodurch er sich selbst am meisten schaden mußte. Sein Sohn, Abraham Gronov, zu Leyden 1694 geboren, hat sich durch seine Ausgaben des Justin, des Pomponius Mela, Tacitus und Claud. Aelian auch als einen guten Philologen gezeigt, und starb daselbst als Universitätsbibliothekar, 1775.

Gros, Schüler von David, ist unstreitig der größte Schlachtenmaler unserer Zeit. Sein Kunststreben nahm eine ganz verschiedene Richtung von der seines Meisters, des berühmten David. Er ist ein ausgezeichnet guter Colorist, alles ist lebendig, genial, glühend und kraftvoll in seinen Werken, doch Anmuth und Würde mangeln bisweilen; seine Gemälde bestechen sehr, die Zeichnung ist so kühn, die Farbe so frisch und glänzend, doch den höhern Einklang, das tiefe geistige Leben vermißt man oft darin. Erst machte sich Gros durch sprechend ähnliche Porträts bekannt, bald ging er aber zu dem ihm eigenthümlichern Fach großer und reicher Compositionen über, wobei er sich Paul Veronese scheint zum Vorbild gewählt zu haben. Sein erstes berühmtes und gekröntes Werk dieser Art war das 1804 ausgestellte Gemälde: die Pestkranken zu Jaffa. Das Furchtbare dieses Gegenstandes ist zwar dabei in grelles Licht gestellt, aber durch treffliche Wirkung und glückliche Gedanken auch wieder gemildert. Drei hohe Arkanen wölben sich hier über dem Schauplatz im Hospital zu Jaffa, wo das Pestelend gegen die Siegerpracht absticht. In goldgestickter Uniform, mit Tressenhut und rothem Federbusch, umgürtet mit einem Purpurshawl, an seiner Hüfte Carls des Großen Schwert mit Rubinen und Sapphiren geschmückt, steht Buonaparte vor einem Kranken, dessen Wunde er befühlt. Desgenettes steht, ihn zurückhaltend, hinter ihm. Eine Gruppe von Kranken drängt sich mit rührender Zuversicht um ihn her. Um diese Hauptgruppe her ist alles mit Linderung der Wunden und Herbeischaffung der Lebensmittel beschäftigt. Der erste Plan ist in schauerlichem Dunkel gehalten, ein Wundarzt sinkt sterbend über die Todten; viele Sterbende kämpfen mit den fürchterlichsten Schmerzen, dumpfe Verzweiflung spricht aus ihren entflammten Augen. Andere Kranke strecken mit unermeßlicher Sehnsucht die matten Hände nach den Erfrischungen aus, welche Neger und Muselmänner in vollen Körben herbeitragen. Auf dem Plan der Hauptgruppe wird ein Kranker von einem Muselmann aufrecht erhalten und von einem andern verbunden. Farbenreicheres läßt sich nichts ersinnen, als das Costum dieses alten Arztes: über den dunkelblauen Stirnbund wölbt sich ein purpurgestickter gelber Shawl, purpurne Aermel, mit weißem Stoff ausgeschlagen, sehen unter dem grünen Kaftan hervor, an goldner Kette hängt die Tabakstasche von Purpur und Gold. So ist hier überall die Fülle orientalischer Pracht neben Blöße und Elend gestellt. Die Umgebungen sind sehr reich, die hochgezackten Mauern, die zierlich bunten Arabesken an den Wänden, der Säulengang, durch dessen Oeffnungen man Bastionen, Meer und Schiffe erblickt, die Ringmauer des Hospitals, über welche die Stadt und ein hoher Thurm hervorschaut, dahinter üppig grüne Bäume und ein dunstbeladener Himmel; im fernsten Hintergrunde das geschäftige Leben französischer Krieger mit Gruppen von Türken und Kameelen gemischt, alles erquickt den von den Leidensgegenständen ermüdeten

Blick, und führt ihn zuletzt auf den hellen Mittelpunct des Ganzen zurück. Dies Gemälde erregte allgemeines Aufsehen, die Regierung kaufte es, und Gros bekam eine neue Aufgabe: die Schlacht bei Abukir. Er entwarf dieses überaus große und reiche Gemälde, dessen nähere Beschreibung uns hier zu weit führen würde, in vollem Feuer erster Begeisterung, und vollendete es in ungefähr vierzehn Monaten. Die Schlacht von Eylau, welche Gros malte, ist von ungemeiner Wirkung, doch ist vieles darin übertrieben und der gute Geschmack muß die Darstellung so vieler Verstümmelten mißbilligen. 1814 stellte Gros ein Gemälde aus, den Besuch von Franz I. und Carl V. in der Abtei St. Dénis darstellend, welches allgemein bewundert wurde; es ist für die Sakristei dieser Kirche bestimmt. Die Abreise des Königs in der Nacht des 20. März 1815 ist der Gegenstand des neusten Werkes von Gros, welches er 1817 ausstellte. Man tadelt die darin herrschende Verwirrung und das Unedle der Hauptgestalt, eine Gruppe Nationalgardisten ist ausdrucksvoll, der Lichteffect auf dem zweiten Plan und die Gestalt eines alten Dieners sind trefflich. Gros ist Mitglied der Akademie und der Ehrenlegion, und Professor der Schule der Maler- und Bildhauerkunst. Wl.

Groschen, eine bekannte Silbermünze, die ihren Namen von grossus, dick, erhielt; man nannte sie dicke Münze im Gegensatz der dünnen Blechmünzen. Die ältesten bis jetzt bekannten Groschen sind diejenigen, welche in Trier 1104 geschlagen wurden. 1296 schlug man die ersten böhmer Groschen zu Kuttenberg. In der Reichsmünzordnung von 1525 erhielten sie die Abtheilung in 12 Pfennige. 1504 schlug zuerst die Stadt Goslar die jetzigen kleinen Groschen — die Mariengroschen halten 8 Pfennige — der neuen preußischen Groschen gehen 30 auf einen Thaler.

Großaventurhandel, Aventura grossa, **Seeversicherungs- oder Assecuranzhandel**. Die Waaren, welche als Gegenstände des europäischen Großhandels nach entfernten Weltgegenden versandt werden, müssen dort noch durch viele Hände gehen, ehe sie an den letzten Verbraucher gelangen, hiedurch wird der Preis derselben für diesen gar sehr erhöht; es ist daher natürlich, daß Jemand, der diese Waaren in Europa kauft, mit denselben in fremde Gegenden reist und sie selbst in die Hände der Verbraucher bringt, dieselben viel wohlfeiler geben kann und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die mit diesem Handel sich abgebenden Menschen, z. B. Schiffer, Matrosen 2c., dergleichen Geschäfte selten mit eigenem Vermögen machen, sondern sie müssen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen. Dergleichen Vorschüsse sind aber folgenden besondern Gefahren unterworfen. 1. Die Zeit der Wiederbezahlung ist ungewiß, denn es läßt sich nicht bestimmen, wie bald das Schiff und mit ihm der Borgende mit dem gelösten Gelde zurückkommen werde. 2. Der Leihende muß die ganze Seegefahr für die Hin- und Herreise tragen. 3. Der Borgende kommt nach Gegenden, die der Leihende nicht kennt und wagt sich in Gefahren, die seinem Leben ein Ende machen und sein Geld und Gut in solche Hände bringen können, aus welchen es schwerlich wieder zu erlangen ist, da die Hand der Gerechtigkeit selten so weit reicht. 4. Die Borgenden sind gewöhnlich Personen geringen Standes und nicht immer ganz zuverlässig. Aus diesen Gründen werden die für solche Vorschüsse zu bezahlenden Zinsen immer sehr hoch bestimmt und steigen selbst auf ein Drittheil, ja sogar auf die Hälfte des Capitals. Der in diesem Wege betriebene Handel

führt den Namen Großaventurhandel, und einen Vorschuß der Art machen, heißt auf Großaventure geben. Viel Aehnlichkeit mit diesem Geschäft hat die Bodmerei (s. d. Art.). KM.

Groß=Beeren (Treffen bei) den 23. Aug. 1813. Als nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes der Krieg mit Napoleon den 17. Aug. 1813 aufs neue begann, wollte der französische Kaiser drei Blitze zu gleicher Zeit schleudern, auf Breslau, Prag und Berlin. Sie fielen sämmtlich auf ihn zurück, an der Katzbach, bei Culm und Groß=Beeren. Berlin deckten der Landsturm und die Nordarmee, welche unter dem Kronprinzen Carl Johann von Schweden, aus der dritten und vierten preußischen Heerschar, aus den russischen Heerhaufen unter Woronzow, Winzingerode und Czernitschef, und aus etwa 22,000 Schweden bestand. Der Feldherr hatte der edlen Fürstin, Prinz Wilhelms Gemahlin, sein Wort gegeben, er werde den Feind nicht nach Berlin kommen lassen. Das französische, durch Wirtemberger, Baiern, Darmstädter und Sachsen verstärkte Heer bestand aus vier Heermassen unter Oudinot, dem Oberfeldherrn, Victor, Regnier und Bertrand, nebst der Reiterei unter Arrighi, und war 80 bis 90,000 M. stark, deren Bestimmung, Berlin zu erobern, der General Girard mit der Besatzung von Magdeburg unterstützte. Allein der Kronprinz machte im Kleinen denselben Operationsplan gegen dieses Heer, den die Verbündeten im Großen gegen die ganze feindliche Macht entworfen hatten. Er bildete nämlich mit seinem Heere einen Bogen von Buchholz, dem äußersten linken Flügel, über Mittenwalde, Klein=Beeren, Heinersdorf, Blankenfelde, Rühlsdorf bis Belitz und Treuenbriezen, dem äußersten rechten Flügel, von wo die Russen in den Bogen einwärts gegen Jüterbogk hin standen, die Preußen aber in die Mitte bis Trebbin vorgeschoben waren. Die preuß. Generale Hirschfeld und Puttlitz beobachteten jenseit Brandenburg Magdeburg. Von beiden Flügeln streiften leichte Truppen bis Wittenberg, Guben und Baruth. Der Feind drang den 22. blind in jenen Bogen ein; Regnier im Mittelpuncte, Bertrand auf dem rechten, Oudinot auf dem linken Flügel. Sie griffen die Preußen bei Trebbin an, welche sich zurückzogen; hierauf stürzte sich Bertrand den 23. auf den General Tauenzien bei Blankenfelde, wurde aber zurückgeworfen. Regnier drang bis Groß=Beeren, dem Schlußstein der Bogenstellung, etwa noch zwei Meilen von Berlin vor. Hier griff ihn aber unerwartet der tapfere Bülow an. Zugleich umging Borstell den rechten feindlichen Flügel. Die Preußen fochten im Angesichte ihrer Hauptstadt mit Heldenmuth. Nachdem eine reitende sächsische Batterie in die Flanke gefaßt und genommen war, drangen sie vor im Sturmschritt. Kein Gewehr ging los der Nässe wegen; man schlug sich mit Kolbe und Bajonnet. Groß=Beeren ward mit Sturm genommen, die Sachsen und der zweite französische Heerhaufen wurden geworfen, und die Reiterei des Herzogs von Padua wurde versprengt. Als nun Oudinot die drei Heerscharen des Nachhalts vorrücken ließ, stürmten ihnen, so wie sie aus dem Gehölze sich entwickelten, die Russen und Schweden entgegen. Der schwedische Oberst Cardell, von einem Reiterangriff unterstützt, nahm das feindliche Geschütz. Da brach Oudinot den Kampf ab, und zog sich an die Elbe nach Wittenberg und Torgau zurück. Er verlor 30 Canonen und über 2000 Gefangene. Die Preußen eroberten Jüterbogk, und den 28. Luckau. K.

Großbritannien und Irland heißen gegenwärtig die drei vereinigten Reiche England, Schottland und Irland. Der Name Großbritannien für das vereinigte England und Schottland kam schon

unter Jacob I. auf, wurde aber erst unter der Königin Anna gewöhnlich. Indem wir wegen des Geographischen auf die Art. England, Schottland und Irland verweisen, gehen wir hier sogleich zu der Geschichte über, auf welche wir einige statistische Nachrichten folgen lassen. England wurde zuerst durch die Römer bekannt, welche es unter dem Namen Britannia zur römischen Provinz machten. (S. Britannien.) Als die Römer, bald nach dem Anfange des 5. Jahrh., überall von den einbrechenden fremden Völkern gedrängt wurden, zog Valentinian III. 426 seine Legionen aus England zurück, und überließ die Britten ihrem Schicksale. Diese, unter der langen Herrschaft der Römer des Kriegs entwöhnt, konnten jetzt den Scoten und Picten nicht widerstehen, und suchten daher Hülfe bei den um die Mündung der Elbe wohnenden Sachsen, welche auch (449) unter ihren Anführern Hengist und Horsa nach England kamen, die Scoten zwar völlig zurücktrieben, aber auch sich selbst in England festzusetzen suchten. Durch immer neue Haufen ihrer Landsleute, besonders der Angeln, verstärkt, zwangen sie die Britten, die sich lange, vorzüglich unter dem König Artur, vertheidigten, ihnen das ganze Land zu überlassen. Die noch übrig gebliebenen Britten mußten sich in die kleine Provinz Cambrien — das heutige Wales — einschränken lassen, oder flohen nach Armorica in Frankreich, welches von ihnen den Namen Bretagne erhielt. Die Angel-Sachsen errichteten nun 7 kleine Staaten, deren Häupter sich Könige nannten, aber doch in einer gewissen Gemeinschaft blieben, und allgemeine Versammlungen hielten, in welchen die das ganze Volk betreffenden Angelegenheiten verhandelt und entschieden wurden. Vom J. 598 an wurde die christliche Religion nach und nach unter ihnen eingeführt. Egbert der Große, König von Westsex, vereinigte (827) alle diese Staaten unter dem allgemeinen Namen England, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Größe dieses Reichs. Die Normänner, oder wie man sie in England nannte, die Dänen, hatten auf ihren räuberischen Streifzügen zur See auch die englischen Küsten angegriffen, einen Theil des Landes erobert, und die Könige gezwungen, ihnen einen jährlichen Tribut (Danegeld) zu zahlen. Alfred der Große weckte den ganz erloschenen Muth seiner Nation aufs neue, überfiel die Dänen und vertrieb sie, bekriegte sie selbst in der Folge zur See und behauptete sich in dem Besitz seines Reichs. Sein Tod (900) war ein Verlust für England, das nun wieder von den Dänen angegriffen und (1001) erobert ward. Vierzig Jahre lang behaupteten sich die Dänen unter dem König Kanut und seinen Söhnen in England. Als sie es (1041) verlassen mußten, kam der angelsächsische Prinz Eduard der Bekenner auf den englischen Thron. Er veranstaltete eine, noch sehr mangelhafte Sammlung aus den Gesetzen der Sachsen und Dänen, welche das gemeine Recht (Common Law) genannt wurde. Nachdem dieser Eduard, der letzte angelsächsische König (1066) ohne Kinder verstorben war, wurde Harald, Graf von Westsex, von der Nation als König anerkannt. Aber Wilhelm, Herzog der Normandie, der nur sehr entfernte Ansprüche auf den englischen Thron hatte, kam bald mit einem trefflichen Heere von 60,000 Mann nach England, und durch das entscheidende Treffen bei Hasting (den 14. Oct.), in welchem Harald blieb, wurde er Herr des ganzen Landes; er erhielt deswegen den Beinamen, der Eroberer. Wilhelm ließ anfangs alles unverändert, übergab aber alle wichtigen Aemter seinen Landsleuten. Verschiedene Empörungen der mißvergnügten Engländer gaben ihm einen Vorwand, seine Herrschaft mit größerer Strenge auszuüben. Er führte das bis dahin in England

ungewöhnliche Lehnrecht und schwere Auflagen ein. Da Wilhelm als Herzog der Normandie Lehnmann des Königs von Frankreich war, der über die zunehmende Macht seines Vasallen eifersüchtig werden mußte; so nahmen von dieser Zeit an die Kriege zwischen Frankreich und England, die beinahe 400 Jahre gedauert haben, ihren Anfang. Wilhelm starb 1087. Er hatte England mit Klugheit, aber auch mit eisernem Scepter regiert. Ihm folgte zuerst sein zweiter Sohn Wilhelm II., der eben so streng regierte, und dann der dritte Sohn, Heinrich I., der von seinem ältesten Bruder, Robert, den Besitz der Normandie mit Gewalt erzwang, und den Engländern verschiedene ihrer alten Freiheiten wiedergab, übrigens aber seiner Habsucht und Herrschbegierde alles aufopferte. Da er keine männlichen Nachkommen hatte, ließ er seine an den Grafen Gottfried von Anjou vermählte Tochter Mathilde von der Nation als Kronerbin anerkennen, wodurch die weibliche Thronfolge in England eingeführt, aber auch veranlaßt wurde, daß England hernach beständig von fremden Geschlechtern beherrscht worden ist. Ungeachtet dieser Verfügung wurde nach Heinrichs I. Tode (1135) seiner Schwester Adela Sohn, Stephan, Graf von Blois, von der Nation als König anerkannt, der (1154) den Sohn der vorerwähnten Mathilde, Heinrich II. mit dem Beinamen Plantagenet Grafen von Anjou, zum Nachfolger hatte. Heinrich II. war einer der mächtigsten Könige Englands; außer der Normandie, seinem mütterlichen Erbtheile, erbte er von seinem Vater Anjou, Maine und Touraine, und erhielt mit seiner Gemahlin, der bekannten Eleonora von Guienne, von welcher Ludwig VII. von Frankreich sich hatte scheiden lassen, Guienne, Poitou und verschiedene andere Landschaften, so daß er fast den vierten Theil von Frankreich, und weit mehr als damals dem Könige von Frankreich unmittelbar gehörte, besaß. Aber eben dieses Verhältniß wurde auch Veranlassung zu öftern Kriegen mit Frankreich. Heinrichs II. lange Regierung — er starb 1189 — war zwar durch seine kriegerischen Unternehmungen glänzend, aber, besonders gegen das Ende durch Streitigkeiten mit den Geistlichen und die Empörungen seiner Söhne wider ihn, auch sehr unruhig. Heinrichs Nachfolger war sein Sohn, Richard Löwenherz, so benannt wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit, durch welche er seinen Namen unter den Sarazenen furchtbar gemacht hatte. Richards Kreuzzug nach Palästina, seine ritterlichen Thaten dabei, und seine Gefangenschaft in Oesterreich gehören in die besondere Geschichte dieses heldenmuthigen Prinzen. Daß er von der Nation geliebt wurde, beweist wol der Umstand, daß man alles aufbot, um das für seine Befreiung geforderte Lösegeld von 150,000 Mark Silber aufzubringen. Man schmolz selbst Kirchengefäße ein, und doch konnte diese Summe nicht sogleich herbeigeschafft werden. Während Richards Abwesenheit waren in England Unruhen und ein neuer verderblicher Krieg mit Frankreich entstanden. Man schreibt Richarden die erste, oder wenigstens erneuerte Einführung der Armbrüste zu, so wie die Stiftung des Ordens vom blauen Hosenbande, während des Kreuzzugs, als einer blos militärischen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte (1199) sein Bruder Johann, ein schwacher Regent, der, in einem unglücklichen Kriege mit Frankreich, die Normandie und andere Länder verlor, in den Streitigkeiten mit dem Papste sich große Demüthigungen gefallen lassen mußte, und von seinen Unterthanen gezwungen wurde, ihnen den großen Freiheitsbrief (magna Charta, the great Charter) zu geben (1215). Dieser Freiheitsbrief enthält ein Verzeichniß der Freiheiten des Adels und der Gemeinen überhaupt, und eine völlige Sicherheit der

Person und des Eigenthums eines jeden Engländers insbesondere. Er ist immer als ein Grundgesetz angesehen, und von verschiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. Neue Streitigkeiten mit den Großen des Reichs hatten die Folge, daß Johann von ihnen der Regierung entsetzt und nach Schottland zu flüchten genöthigt wurde, wo er (1216) starb. Er hat, weil er aus England vertrieben wurde, in der Geschichte den Namen Johann ohne Land erhalten. Sein Sohn Heinrich III. hatte eine lange, aber durch eigene Schuld unruhige Regierung; unter ihm entstand das Unterhaus des Parlaments, oder das Haus der Gemeinen. Unter seinen Nachfolgern war Eduard III. (von 1327—1377) einer der mächtigsten und berühmtesten Könige Englands. Er entzog sich der Oberherrschaft des Papstes, und eroberte einen beträchtlichen Theil Frankreichs, weswegen er den Titel, König von Frankreich, annahm, den seine Nachfolger erst in den neuesten Zeiten abgelegt haben. Die Eroberungen in Frankreich gingen zum Theil noch bei Eduards Leben, aber fast gänzlich unter seinem Enkel und Nachfolger, Richard II., wieder verloren. Richard, der die Rechte der Nation verletzt hatte, verlor den Thron und im Gefängnisse das Leben (1399). Nun entstanden zwischen den beiden von Eduard III. abstammenden Familien Lancaster und York wegen der Thronfolge Streitigkeiten, die beinahe ein Jahrhundert hindurch dauerten, und durch die England vieles litt. Diese Unruhen werden in der Geschichte der Streit zwischen der rothen und weißen Rose genannt, weil die Familie Lancaster eine rothe, York aber eine weiße Rose im Wappen führte. Heinrich VII., Graf von Richmond, aus dem Hause Lancaster, behauptete (1485) den englischen Thron, und vereinigte durch seine Heirath mit Elisabeth aus dem Hause York das Interesse beider Familien, deren übrige Mitglieder durch Schlachten, Mord und öffentliche Hinrichtungen ganz aufgerieben worden waren. Nachdem einige von Mißvergnügten erregte Unruhen gedämpft worden waren, gelangte England in einen ruhigen Zustand, den es lange nicht gekannt hatte, und welchen es Heinrich VII., dem man den Beinamen des englischen Salomo gab, verdankte. Mit Heinrich VII. begann die Reihe der englischen Regenten aus dem Hause Tudor — ein Name, den Heinrichs Großvater geführt hatte — die mit Elisabeth wieder endigte. Sein Sohn, Heinrich VIII., unternahm viel, aber fast immer ohne wichtige Folgen. Er hätte in dem großen Streite zwischen Carl V. und Franz I. einen entscheidenden Einfluß haben können, wäre er nicht zu wankelmüthig gewesen, und wäre er nicht immer blos den Ansichten seines ersten Ministers, des Cardinals Wolsey, gefolgt, den persönlicher Vortheil von einer Partei zur andern hinzog. Durch den Besitz von Calais war es den Engländern sehr leicht, in Frankreich, so oft sie wollten, zu landen; doch gingen Heinrichs Eroberungen daselbst bald wieder verloren, und nur Calais blieb ihm noch. Die Kirchenverbesserung in Deutschland erregte auch in England Aufsehen, und ungeachtet des strengen Verbots wurden Luthers Schriften doch häufig daselbst gelesen. Heinrich VIII., nicht ohne gelehrte Kenntnisse, besonders in der scholastischen Theologie unterrichtet, unternahm es, die Lehre der römischen Kirche von den sieben Sacramenten in einer eigenen Schrift zu vertheidigen, welche Luther mit Heftigkeit widerlegte, Papst Leo X. aber dadurch ehrte, daß er (1521) durch eine Bulle dem Könige den Beinamen Beschützer des Glaubens gab, ein Titel, den die protestantischen englischen Könige noch jetzt führen. Das Ansehen des Papstes und sein Einfluß war in England bisher sehr groß, und

der Betrag, der aus diesem Lande jährlich nach Rom fließenden Geldsummen sehr bedeutend gewesen. Alles dieses fiel weg, als König Heinrich (1534) gänzlich mit dem römischen Stuhle brach, weil der Papst, aus Furcht vor dem Kaiser, in die Ehescheidung, zwischen Heinrich und seiner Gemahlin Catharina von Aragonien, einer Verwandtin Carls V., zu willigen zögerte. Heinrich kündigte dem Papste allen Gehorsam auf, zog nach und nach verschiedene Klöster und Abteien ein, erklärte sich für das Oberhaupt der Kirche, behielt aber doch die Hauptlehren der römischen Kirche bei. Die Reformation fand indessen auch viele Anhänger, und diese Verschiedenheit der Meinungen, so wie das Einziehen der Kirchengüter, veranlaßte mancherlei Unruhen. Heinrich suchte, wie sein Vater schon gethan hatte, die königliche Gewalt zu vergrößern. Unter diesem war der Anfang zu der englischen Seemacht durch Erbauung des ersten großen Kriegsschiffes gemacht worden. Heinrich VIII. vermehrte sie; aber um seine Flotte zu bemannen, mußte er fremde Seeleute von den Schiffen der Hansestädte, Genueser und Venetianer, welche damals die erfahrensten Seeleute waren, in Sold nehmen. Er errichtete ein Admiralitätsamt, und wies für seine Marine ordentliche Besoldungen an. Nach seinem Tode (1547) folgten ihm seine drei Kinder nach einander in der Regierung. Eduard, ein Prinz von sanftem Charakter und ein großer Freund der Reformation, gründete die anglikanische (bischöfliche) Kirche. Seine Halbschwester Maria (1553) handelte in einem ganz entgegengesetzten Geiste, und vermählte sich, um einen auswärtigen sichern Beistand zu haben, mit Philipp II. von Spanien. Diese Verbindung, welche für keinen der beiden Theile die gehofften Vortheile gewährte, in England aber viel Mißvergnügen verursachte, hatte die bedeutende Folge, daß England dadurch in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, in welchem es seine letzte Eroberung daselbst, Calais (1558), verlor. Maria starb (1558) gehaßt wegen der Strenge und der häufigen Hinrichtungen, durch welche sie die Reformation in England zu unterdrücken gedachte. Mit frohen Erwartungen des größten Theils der Nation stieg aus dem Kerker, in welchem selbst ihr Leben nicht selten in Gefahr gewesen war, Elisabeth auf den Thron, und erfullte die Hoffnungen des Volks. Durch Festigkeit im Handeln und kluges Benutzen der Umstände hob sie den Staat zu einer bis dahin ungewöhnlichen Größe, und gründete seine nachherige Macht. Sie besänftigte mit Klugheit die Parteien und führte die Reformation nach der noch jetzt bestehenden bischöflichen Einrichtung ein, welcher die Puritaner ihre Bemühungen vergeblich entgegensetzten. Sie ermunterte den Kunstfleiß der Nation, beförderte besonders die Wollenmanufakturen, auch durch Aufnahme vieler vom festen Lande wegen der Religion Vertriebenen, und begünstigte den auswärtigen Handel. Um die Liebe der Nation zu gewinnen und die noch vorhandenen Mängel kennen zn lernen, reiste sie öfters im Lande umher. Dadurch, daß sie die Reformirten in Frankreich und die Niederländer gegen Spanien unterstützte, verschaffte sie sich Ansehen im Auslande. Ihre Verhältnisse mit Spanien nöthigten sie, eine größere Seemacht, als ihre Vorgänger zu unterhalten. 1603 bestand ihre Flotte aus 42 Schiffen, mit 8500 Seeleuten bemannt. Die größten englischen Seeleute dieser Zeit waren Franz Drake, der, zuerst nach Magellan, die Reise um die Erde machte, und Walther Raleigh (auch als Geschichtschreiber und wegen seines spätern traurigen Schicksals bekannt), der die erste englische Colonie in Nordamerika gründete. Philipp II., König von Spa-

nien, den Elisabeth auf mehr als eine Art gereizt hatte, rüstete (1588) vergebens die große Flotte, welcher der Papst zu voreilig den Namen der unüberwindlichen gegeben hatte, gegen sie aus. Ohne eine förmliche Seeschlacht wurde mehr als die Hälfte dieser Flotte, durch Stürme und Angriffe auf einzelne Schiffe, vernichtet, und der Ruhm und das Ansehn der englischen Marine stieg dadurch desto höher. Ein Flecken in Elisabeths Regierung ist die Hinrichtung der, obschon nicht ganz ohne eigne Schuld, unglücklichen Königin Maria von Schottland. Mit Elisabeth (s. d. Art.) starb (1603) die Reihe der Regenten aus dem Hause Tudor aus. Jacob, König von Schottland, aus dem alten schottischen Hause der Stuarte abstammend, Sohn der (1587) enthaupteten Königin Maria, war der einzige nahe Verwandte der Elisabeth (seine Urgroßmutter Margaretha war eine Tochter Heinrichs VII. von England, des Großvaters der Elisabeth), und wurde von ihr, kurz vor ihrem Tode, zur Thronfolge in England bestimmt. Was in den vorhergehenden Zeiten durch blutige Kriege nicht hatte bewirkt werden können, daß Schottland den Königen von England unterworfen würde, das geschah jetzt auf die ruhigste Art; England erhielt einen schottischen König zum Regenten. Jacob I. wurde ohne Widerspruch als König von England anerkannt, aber nicht leicht hat ein Regent die Erwartungen, die man beim Antritt seiner Regierung haben konnte, so wenig erfüllt als er. Statt aus den politischen Umständen, besonders bei dem Friedensschlusse mit Spanien (1604), den Vortheil zu ziehen, den er hätte erlangen können, beschäftigte er sich mit theologischen Streitigkeiten und mit Bücherschreiben. Er war, wider den Willen seiner Mutter, in der protestantischen Religion nach den Grundsätzen der in Schottland herrschenden presbyterianischen Kirche erzogen worden, aber als er König von England geworden war, änderte er seine Gesinnung, und begünstigte, wie Elisabeth, die bischöfliche Kirche, indem er die Presbyterianer (Puritaner) unterdrückte. Dieses Benehmen, so wie seine Bemühungen, die königliche Gewalt auszudehnen, und die Freiheiten des Parlaments und der Nation als Anmaßungen zu erklären und zu vernichten, gaben den beiden, anfangs mehr religiösen als politischen Parteien (Hof- und Landpartei) den Ursprung, welche in der Folge als Tories und Whigs, und später als Corruption und Opposition, England so oft getheilt haben, und jetzt noch theilen. Unter diesen Umständen geschah fast nichts zum Besten des Landes selbst, noch für die Erlangung auswärtiger Vortheile. Jacob konnte selbst keine genauere Vereinigung seiner beiden Reiche, die blos den Namen Großbritannien gemein hatten, so sehr er es auch wünschte, bewirken. England und Schottland behielten fortwährend jedes seine eigene Verfassung und sein eigenes Parlament. In diesem unsichern Zustande hinterließ Jacob (1625) den Thron beider Reiche seinem Sohne Carl I. Dieser, in den despotischen Grundsätzen des Vaters erzogen, selbst von unbeugsamen Geiste, und durch Günstlinge irre geleitet, wollte die königliche Macht noch weiter ausdehnen und die bischöfliche Kirche allgemein machen; beides mißlang und bereitete seinen Fall vor. Die ganz unnöthigen und nachtheiligen Kriege mit Spanien und Frankreich — der letzte wurde (1629) durch einen Frieden geendigt, in welchem England, das bisher allein im Besitz von Nordamerika gewesen war, Canada an Frankreich abtrat — vermehrten den Unwillen der Nation gegen ihn. Das Parlament widersetzte sich standhaft dem Willen des Königs, eigenmächtig Steuern aufzulegen, und er sahe sich endlich (1641) durch die Umstände genöthigt, dem königlichen Rechte, das Parlament aufzuheben,

zu entsagen. Dieser fehlerhafte Schritt brachte ihn seinem Verderben näher. In diesem Parlamente hatte sich Oliver Cromwell (s. d. A.), einer der Mißvergnügten, ausgezeichnet. Bald stand er an der Spitze des Heers, welches das Parlament den Truppen des Königs entgegenstellte. Carl, überall im Felde geschlagen, von den von ihm früher gereizten Schotten, zu denen er im Unglück seine Zuflucht nahm, für die Summe von 400,000 Pf. Sterling dem Parlamente ausgeliefert, wurde durch ein Blutgericht, das eine Partei im Heere, die Independenten, Cromwell an ihrer Spitze, mit Ungestüm verlangte, zum Tode verurtheilt, und am 30. Jan. 1649 öffentlich hingerichtet. Dieses bis dahin ganz beispiellose Verfahren erregte im Auslande auch nicht die geringste politische Bewegung, sondern blos eine literarische Fehde, besonders von Seiten einiger niederländischen und französischen Schriftsteller, denen der bekannte bekannte Dichter Milton, Cromwells geheimer Sekretair, antwortete. Nach Carls Tode führte das Parlament die Regierung, doch war es Cromwell, der insgeheim alles leitete. Carl II., des hingerichteten Königs Sohn, war, von den Schotten unterstützt, in England eingedrungen, aber, von Cromwell (1651) bei Worcester gänzlich geschlagen, mußte er sich durch kümmerliche Flucht ins Ausland retten. Cromwell richtete bald nachher das Parlament ganz nach seiner Willkür ein, und übernahm die vom Heer ihm übertragene Regierung. Unter dem bescheidenen Titel eines Protectors regierte er mit unumschränkter königlicher Gewalt. Im Auslande gefürchtet, hob er England, besonders dessen Seemacht, auf eine hohe Stufe des Ansehens. Einen zweijährigen Krieg zur See mit den Niederländern endigte er (1654) durch einen vortheilhaften Frieden, in welchem die vereinigten Staaten die Herrschaft der Engländer zur See öffentlich anerkennen mußten. Durch einen eben so glücklichen Krieg entriß er Spanien die Insel Jamaica, und erwarb für England Dünkirchen und Mardyk. Er starb 1658 im höchsten Glanze seines Ansehens. Sein Sohn, Richard Cromwell, wurde zwar zum Protector ernannt, aber seine Abneigung gegen diese Würde, und die Menge der Parteien, die sich erhoben, bewogen ihn, die Regierung bald niederzulegen, und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Es entstand nun abermals ein anarchischer Zustand der Dinge, der damit endigte, daß die königliche Partei, vom Heere unter dem General Monk unterstützt, Carl II. zurückrief, der auch (29. Mai 1661) den väterlichen Thron wieder bestieg, Carl II. that bald alles das, was seinem Vater das Leben gekostet hatte, und selbst noch mehr, ganz ungehindert. Man hatte ihm anfangs so viel Einkünfte ausgesetzt, daß er in dieser Rücksicht unabhängig von der Nation war; aber sein Hang zur Verschwendung verleitete ihn, Dünkirchen und Mardyk an Frankreich zu verkaufen. Ein ohne hinlänglichen Grund mit den Holländern angefangener Krieg, in dessen Lauf der kühne Admiral Ruyter die englischen Kriegsschiffe auf der Themse verbrannte, wurde durch den Frieden zu Breda (1667) mehr zum Vortheil der Holländer geendigt. Ein zweiter Krieg mit eben dieser Nation, der für den Handel der Engländer sehr nachtheilig war, wurde durch den Frieden zu Westminster 1674 geendigt. Bei der immer zunehmenden Willkür des Königs konnte es nicht an Mißvergnügten fehlen; die schon unter Jacob I. entstandenen Parteien erwachten wieder, und wurden jetzt Tories und Whigs genannt. Den Absichten des Königs, die catholische Religion, zu welcher sein Bruder Jacob sich öffentlich bekannte, wieder einzuführen, setzte das Parlament (1673) die Testacte, durch welche die Catholiken von allen öffentlichen

Aemtern ausgeschlossen wurden, entgegen, so wie den willkürlichen Verhaftungen die Habeas-Corpus-Akte, oder einen Beschluß, der das Verfahren gegen die Gefangenen genau vorschreibt. Carl handelte größtentheils nach Frankreichs Absichten: in den letzten vier Jahren seines Lebens regierte er ganz unumschränkt und ohne Parlament. Die englische Seemacht, die unter ihm auf 83 Schiffe, und darunter 58 Linienschiffe vermehrt worden war, kam in den letzten Jahren wieder in Verfall. Jacob II., der seinem Bruder (1686) auf dem Throne folgte, und ein trefflicher Seemann war, — von ihm rührt die Erfindung her, die Bewegungen einer Flotte durch Signale auszudrücken — gab ihr den vorigen Glanz wieder, und vermehrte sie binnen drei Jahren auf 173 Schiffe. Weniger weise und für ihn selbst am nachtheiligsten, waren seine übrigen Handlungen. Er wollte mit Gewalt die königliche Macht unumschränkt machen und die catholische Religion wieder einführen; aber er fand mächtigen Widerstand. Die Partei der Whigs rief des Königs Schwiegersohn, Wilhelm von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, zu Hülfe. Dieser, von den Niederländern unterstützt, landete (Nov. 1688) in England, und ohne daß ein Tropfen Blut bei der Revolution (wie die englischen Geschichtschreiber diese Begebenheit nennen) vergossen wurde, floh Jacob mit seiner Familie nach Frankreich. Wilhelm III. wurde zum König von England ernannt, doch unter gewissen, durch die Bill of Rights (Erklärung der Rechte des Volks) bestimmten Einschränkungen der königlichen Gewalt. Durch diese Regierungsveränderung wurde die alte Verfassung Englands, die bisher so oft erschüttert worden war, wieder hergestellt, und die Staatsverwaltung erhielt eine dem Wohl des Landes angemeßnere Form. Eine Folge davon war, daß England seit dieser Zeit ein weit größeres Ansehen, als vorher, unter dem europäischen Staaten erhielt. Wilhelm blieb auch als König fortwährend Statthalter der vereinigten Niederlande, wodurch die nähere Verbindung beider Länder entstand, die, zum größern Vortheile Englands, bis in die neuern Zeiten fortgedauert hat. Unter Wilhelm erhielten die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer (Puritaner) völlige Gewissensfreiheit, die Preßfreiheit wurde festgesetzt, und (1694) zu London die Bank von England — dieses Meisterstück der Finanzwissenschaft — mit einem Fond von 1,200,000 Pfund Sterling errichtet. Damals wurde durch ein von der Bank an die Regierung gemachtes Darlehn von 900,000 Pfund der Anfang der fundirten englischen Nationalschuld gemacht. In dem 1689 begonnenen Kriege mit Frankreich, der durch den Frieden zu Ryswick (20. Sept. 1696) geendigt wurde, erlitt die französische Flotte bei la Hogue (1692) eine große Niederlage, und seitdem erhielt England eine entschiedene Uebermacht zur See. Die englische Flotte bestand bei König Wilhelms Tode (1702) aus 225 Schiffen. Da Wilhelm keine Kinder hinterließ, so wurde die Schwester seiner vor ihm verstorbenen Gemahlin, Anna, Jacobs II. zweite Tochter, Königin. Die Regierung dieser, obwol am Geiste schwachen Königin gehörte unter die glänzendsten Perioden der englischen Geschichte. Der schon von Wilhelm durch die Verbindung mit Oesterreich eingeleitete Krieg gegen Frankreich wegen der Thronfolge in Spanien (spanischer Successionskrieg) wurde am 15. Mai 1702 erklärt, und theils zu Lande unter Marlborough — der mit großen Feldherrntalenten eine ungemessene Herrsch- und Habsucht verband — theils zur See, mit vielem Glück geführt. Gibraltar wurde (1704) erobert, und die spanische Seemacht im Laufe dieses Kriegs

größtentheils vernichtet. Während desselben ward auch die, von verschiedenen der vorhergehenden Könige vergebens versuchte Vereinigung Englands und Schottlands in ein Königreich, unter dem Namen Großbritannien, (1707) zu Stande gebracht. Beide Nationen erhielten dadurch gleiche Rechte und Freiheiten, und aus beiden ward, mit Aufhebung des bisherigen schottischen, ein gemeinschaftliches Parlament errichtet. Bald nachher wurde die Thronfolge in England, da Anna (sie war mit einem Prinzen Georg von Dänemark vermählt gewesen) ihre 6 Kinder verloren hatte, mit Ausschließung der, mit der Familie der Stuarte näher verwandten catholischen Häuser, Savoyen und Orleans, durch eine Parlamentsakte (1708) der verwittweten Churfürstin von Hannover, Sophie, Enkeltochter Jacobs I. und ihren Nachkommen zugesichert. Der Friede zu Utrecht (1713), das Werk der Königin Anna oder vielmehr der sie regierenden Partei, endete den von England mit Glück geführten Krieg wegen der Erbfolge in Spanien. In diesem Frieden erhielt England von Frankreich verschiedene Besitzungen in Nordamerika, von Spanien Gibraltar und Minorca, auch beträchtliche Handelsvortheile durch den Assientotraktat. Unter den verschiedenen Ursachen, welche England zu diesem, von Vielen getadelten, Friedensschluß bewogen, war der außerordentliche Aufwand, den der Krieg, besonders auch durch die an andere Mächte bezahlten Hülfsgelder, verursachte, keine der unerheblichsten. Englands Nationalschuld war durch denselben fast um 50 Millionen Pf. Sterling vermehrt worden. Aber England nahm aber auch nun den entscheidenden Ton an, den es seitdem in allen wichtigen Welthändeln geführt hat. Die tiefe Ruhe, welche dieser Friede eine Zeit lang für ganz Europa hervorbrachte, hatte auch für England wohlthätige Folgen. Der Gewerbfleiß wurde wieder geweckt, und alle Künste des Friedens befördert. Anna starb den 12. Aug. 1714, und dem Parlamentsschlusse gemäß bestieg Georg Ludwig, Churfürst von Braunschweig-Lüneburg, Sohn der vorerwähnten Enkelin Jacobs I., unter dem Namen Georg I., sogleich den englischen Thron. Diese Regierungsveränderung brachte auch einen Wechsel der Parteien hervor; die Whigs traten auf die Seite des Hofs und behielten die Oberhand; gegen die Tories, die Anhänger der Familie Stuart, wurden strenge Maßregeln ergriffen. Beide Parteien dauern, unter veränderten Namen, Corruption (Ministerialpartei) und Opposition, noch jetzt fort. Unter Georgs I. kluger und glücklicher Regierung gewann England an Macht und Ansehen; innere Unruhen wurden bald gedämpft, auswärtige Kriege, die der König scheuete, verhinderte sein in Unterhandlungen großes und äußerst thätiges Talent, und sein friedlich gesinnter erster Minister, Robert Walpole, unterstützte ihn dabei. Nicht ungegründet scheint indessen die Behauptung zu sein, daß die dreizehn friedlichen Jahre seiner Regierung wol die Mittel hätten verschaffen können, die damalige Nationalschuld, wo nicht ganz abzutragen, doch wenigstens sehr zu vermindern. Georg starb den 22. Juni 1727 zu Osnabrück. Sein Sohn und Nachfolger, Georg II., setzte alle Verbindungen seines Vaters und dessen Entwürfe, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, fort. Das friedliche System des noch immer an der Spitze des Ministeriums stehenden Walpole wurde (1739) durch einen Handelskrieg mit Spanien gestört, den die Nation laut verlangte. Ungeachtet der weit überlegenen Streitkräfte Englands wurde dieser Seekrieg in Amerika nicht mit dem Vortheil geführt, den man erwarten konnte. Bald nachher mußte England an dem österreichischen Erbfolgekrieg (1740),

als Bürge der von Carl VI. errichteten pragmatischen Sanction, Antheil nehmen. Anfangs unterstützte England seinen Bundesgenossen, Oesterreich (die Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia), nur insgeheim und durch Hülfsgelder, aber seit dem Frieden zu Breslau (1742) und nachdem der friedfertige Walpole, als ein Opfer der Parteisucht, seine so lange behauptete Stelle eines ersten Ministers dem Lord Carteret, einem feurigen Manne und heftigen Gegner Frankreichs, hatte überlassen müssen, erklärte sich England öffentlich gegen Frankreich und dessen Verbündete. Es wurde in Deutschland eine Armee (die pragmatische genannt) zusammengezogen, an deren Spitze Georg II. selbst bei Dettingen (27. Juni 1743) focht, und das Schlachtfeld gegen die Franzosen behauptete. Die überlegne englische Flotte schlug die französische (22. Febr. 1744) bei Toulon, und behielt nachher die Oberhand zur See. Während dieses Kriegs machte der Prinz Eduard, Sohn des Prätendenten und Enkel des vertriebenen Jacobs II., durch Frankreichs Unterstützung zweimal einen Versuch, in Schottland zu landen. Der erste wurde sogleich vereitelt; besser gelang der zweite (1745) bis zum Treffen bei Culloden (27. April 1746), wo Eduard gänzlich geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde. Dieses Unternehmen bewirkte, daß die Engländer auf dem festen Lande nicht viel thun konnten, weil sie ihre Truppen nach England zurückrufen mußten. Der Friede zu Aachen (18. Oct. 1748) endigte diesen Krieg. England erhielt, ungeachtet seiner Siege und seiner Ueberlegenheit, außer dem Versprechen von Frankreich, den Prätendenten nicht weiter zu unterstützen und die Thronfolge des Hauses Hannover in England aufs neue anzuerkennen, blos einige Handelsvortheile, die gegen die große Schuldenlast, welche die Kriegsrüstungen und die an Oesterreich, Sardinien, Dänemark, Sachsen und andere deutsche Fürsten bezahlten starken Hülfsgelder verursacht hatten, in gar keine Betrachtung kamen. Die seit 1739 mit Spanien entstandenen Streitigkeiten wurden 1750 durch einen Vertrag beigelegt, in welchem England den Assiento — die eigentliche Veranlassung derselben — gegen eine Geldentschädigung aufgab. Noch vor dem Anfange jener Kriegsperiode (1740 — 1744) hatte Anson seine Reise um die Welt vollbracht, und für Handlung und Schifffahrt nützliche Entdeckungen gemacht. Bei der Aussicht auf einen langen Frieden, die jedoch bald wieder verschwand, war man ernstlich darauf bedacht, die bereits auf mehr als 75 Mill. Pf. Sterling angewachsene Nationalschuld wenigstens in Ansehung der Zinsen zu vermindern und setzte diese großentheils auf 3 pCt. herab. Dies sind die sogenannten consolidirten oder drei Procent Stock. Von den an den Zinsen ersparten 800,000 Pf. St. und einigen andern Zuflüssen wurde ein zur allmäligen Bezahlung der Schuld selbst bestimmter Fond (sinking Fond) errichtet, welcher aber oft zu anderm Gebrauche verwendet worden ist. Grenzstreitigkeiten in Nordamerika, welche durch die vorhergehenden Verträge nicht beseitigt worden waren, veranlaßten (1754) zwischen England und Frankreich einen neuen Krieg, der sich in der Folge auch auf das feste Land verbreitete, wo er unter dem Namen des siebenjährigen bekannt geworden ist. England, dessen Angelegenheiten von 1758 — 1761 der große Pitt (Lord Chatam) leitete, war in diesem Kriege überaus glücklich, entriß den Franzosen, deren Seemacht ungleich schwächer war, viele ihrer auswärtigen Besitzungen, und machte in Ostindien (unter Clive) große Eroberungen. König Georg II. war im Laufe dieses Krieges (1760) gestorben, und hatte seinen Enkel Georg III. zum Nachfolger. Unter ihm wurde der Krieg, zu welchem seit 1762 auch ein Krieg

mit Spanien gekommen war, durch den Frieden zu Paris (10. Febr. 1763) geendiget: England behielt einen großen Theil der in beiden Indien gemachten Eroberungen. Noch nie hatte England einen so glücklichen Krieg geführt, deswegen entstand auch über die am Ende desselben bis auf 143 Millionen Pf. St. angewachsene Nationalschuld kein Murren. Die Zahl der sämmtlichen englischen Kriegsfahrzeuge rechnete man auf 374, die Besatzung derselben auf 100,000 Mann, und das Geschütz über 14,000 Canonen. Unruhen im Innern von England, welche durch Streitigkeiten über Preßfreiheit veranlaßt wurden, häufige Veränderungen der Minister, Cooks Entdeckungsreisen, und die mit abwechselndem Glück geführten Kriege in Ostindien sind die Begebenheiten des nächsten zehnjährigen Zeitraums. Wichtiger war der Streit mit den Colonien in Nordamerika (1774), welche die Minister unterwürfiger und für England einträglicher als bisher zu machen suchten, aber unkluge und schwankende Maßregeln dazu anwandten. Dieser Streit brach 1775 in einen offenen Krieg aus, an welchem Frankreich (1778) und später auch Spanien Theil nahm. England, für dessen Gegner sich die nordischen Mächte durch die bewaffnete Neutralität (1780) erklärt hatten, griff auch noch die vereinigten Niederlande feindlich an. Die einleuchtende Unmöglichkeit, die nordamerikanischen Colonien zu bezwingen, machte, daß man in England laut den Frieden forderte. Er wurde 1783 zu Versailles geschlossen. Der wichtigste Artikel desselben war, daß England die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten nordamerikanischen Provinzen anerkannte. Wenn es auch wahr sein mag, daß England durch diese Trennung seiner Colonien keinen sehr bedeutenden Verlust erlitten, weil es nun nicht mehr die großen Kosten zu ihrer Vertheidigung, wie vorher, aufwenden darf, und sein Handel in gewisser Rücksicht dabei gewinnt: so ist es doch auch eben so wahr, daß dieser neue Freistaat, in kurzer Zeit sich so gehoben hat, daß er die Absicht, künftig als Nebenbuhler der englischen Oberherrschaft zur See aufzutreten, deutlich zeigt. Nach diesem Kriege, der die Nationalschuld bis auf 240 Millionen Pf. St. gebracht hatte, genoß England einer zehnjährigen Ruhe von außen. Aber am 1. Febr. 1793 kündigte der Nationalconvent des republikanischen Frankreichs England den Krieg an, zu welchem dieses sich schon vorbereitet hatte. Englands Anstrengungen waren außerordentlich. Er wurden ansehnliche Truppenmassen auf das feste Land geschickt oder daselbst in Sold genommen; die englische Seemacht verbreitete sich über den ganzen Ocean und wirkte in beiden Indien, im Canal, und im mittelländischen Meere; man zahlte Hülfsgelder an Sardinien, Preußen, Hessen-Cassel, Oesterreich, Portugal, Rußland und die französischen Ausgewanderten; und man verstärkte diese Anstrengungen, als später die Holländer und Spanier auf die Seite der Franzosen traten. Die Ergebnisse des Landkrieges waren für die Coalition meist unglücklich; dagegen gewährte der Seekrieg den Britten allenthalben Gewinn. Die Eroberung von Toulon und Corsica in dem ersten Feldzuge (1793) gab ihren Waffen einen neuen Glanz, nur daß weder das eine, noch das andere behauptet werden konnte. Dagegen wurden von ihnen nach und nach die meisten französischen und holländischen Besitzungen in beiden Indien und in Afrika weggenommen. Howes Sieg über die brester Flotte (1. Juni 1794), dann die Niederlage der spanischen Flotte bei dem Vorgebirge St. Vincent (14. Febr. 1797) und der holländischen bei Egmont (11. Octbr. 1797) setzten die Britten in den Besitz der Seeherrschaft. Die feindlichen Küsten und Häfen wurden von ihnen blokirt, der feindliche Seehandel allenthalben zerstört, die franzö-

sische Seemacht äußerst geschwächt und die holländische Flotte sogar nach England abgeführt (1799), nachdem zuvor noch durch den glänzenden Sieg bei Abukir (8. Aug. 1797) die Unternehmung auf Aegypten gelähmt und der Grund zu einer neuen Coalition gelegt worden. In gleicher Zeit erhielt Englands Macht in Ostindien einen ungeheuern Zuwachs. Die Britten überwältigten ihren mächtigsten Widersacher daselbst, Tippo Saib, eroberten seine Hauptstadt Seringapatnam, erbeuteten unermeßliche Schätze, und vereinigten den größten Theil des Königreichs Mysore mit ihren Besitzungen. Unterdeß hatten sie durch die Gewaltthätigkeiten, die sie sich gegen die Schifffahrt der Neutralen erlaubten und durch ihre Eingriffe in das Seerecht der Völker das allgemeinste Mißvergnügen erregt. Eine Folge davon war die nordische Coalition, in welcher Rußland, Dänemark, Schweden und Preußen zusamentraten (1800—1801), um die Rechte der Neutralen mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. Die englische Regierung ergriff dagegen feindliche Maßregeln. Aber dieser Zwist endigte schnell. Das Haupt des nordischen Bundes, Kaiser Paul, starb (23. März 1801) und Dänemark ward durch die Schlacht von Copenhagen gezwungen (2. April), wieder eine friedliche Haltung anzunehmen. So löste sich der Bund auf; man verglich sich gegenseitig, ohne den Hauptpunct des Streites zu erledigen und die Preußen räumten das von ihnen besetzte Hannover wieder. Mittlerweile hatte sich Frankreich, seine Siege benutzend, mit allen seinen Feinden auf dem Festlande versöhnt; nur England stand ihm trotzig entgegen. Aber die Stimme, welche den Frieden foderte, war so laut und dringend, die Staatsschuld war so hoch (auf 451 Mill. Pf. St.) gestiegen, Theurung und Abgaben brachten das Volk zur Verzweiflung, der Zweck des Krieges, die Wiederherstellung der Bourbons, erschien als Unmöglichkeit, daß man sich zu dem Vertrage von Amiens (25. März 1802) bequemte, der nach solchen Anstrengungen und nach solcher Ueberlegenheit im Kriege nur geringe Vortheile gewährte. Der ganze Gewinn bestand in der Insel Trinidad, im holländischen Antheil von Ceylon und in dem freien Einlaufen in den Hafen des Caps. Dieser Vertrag war ein Werk des neuen Ministeriums, an dessen Spitze Addington stand. Dasselbe konnte aber den friedlichen Sinn, den es dadurch bewährt hatte, nicht lange behaupten. Die Nation war mit den Friedensbedingungen unzufrieden, Napoleon reizte den brittischen Stolz durch neue Anmaßungen, und es kam abermals zum Kriege (18. Mai 1803). Die Franzosen nahmen Hannover in Besitz, gaben ihrem Sperrsystem gegen England die größte Ausdehnung, schlossen Bundesverträge mit Holland, der italienischen Republik und später mit Spanien, und drohten mit einer Landung auf England. Pitt, der wieder ins Ministerium getreten war, zerstreute die Gefahr der letztern, indem er einen neuen Krieg auf dem festen Lande erregte (1805). Leider führte derselbe Napoleon nur zu neuen Siegen und Eroberungen. Dagegen behaupteten die Britten auf allen Meeren die Herrschaft, und die Schlacht bei Trafalgar (21. Oct. 1805), in der jedoch Nelson fiel, krönte ihren Ruhm. Pitt starb am 23. Jan. 1806. Das neue Ministerium — Grenville, Addington, Fox — war sehr geneigt für den Frieden, aber nach den Eroberungen, die Napoleon in dem preußisch-russischen Kriege gemacht hatte, konnte man sich nicht mit ihm versöhnen, ohne seine Herrschaft über das Festland anzuerkennen. Man richtete daher alles Bestreben darauf, die erworbene Macht zur See zu behaupten und noch zu erweitern. Dadurch erregte man allgemeines Mißvergnügen; die Zerstörung von Copenhagen und die Hinwegführung der dänischen Kriegs-

flotte (Sept. 1807) empörte die ganze Zeitgenossenschaft; die Feinde Englands mehrten sich, selbst Rußland brach alle seine Verbindungen ab. Dennoch wurde die von den Kaisern von Rußland und Frankreich von Erfurt aus an den König erlaßne Einladung zum Frieden verworfen und der Krieg mit erneuerter Thätigkeit fortgesetzt. Ein nach Portugal gesandtes englisches Heer nöthigte den französischen General Junot und die im Tajo liegende russische Flotte zur Capitulation (30. Aug. und 3. Sept. 1808). Die Spanier, die gegen Frankreich aufgestanden waren, wurden mit Geld, Kriegsbedürfnissen und Truppen unterstützt, Cayenne, Martinique, St. Domingo und die ionischen Inseln bis auf Corfu und St. Maur wurden erobert, und eine Expedition gegen Seeland und Flandern unternommen, die aber mißlang (1809); wogegen im folgenden Jahre Guadeloupe, St. Martin, St. Eustach, Amboina, Bourbon und Isle de France sich unter die Macht der brittischen Waffen beugten. Bald nachher machte die wiederkehrende Gemüthskrankheit des Königs eine Regentschaft nothwendig, welche das Parlament dem Prinzen von Wales übertrug. Für den von der englischen Regierung nie aus dem Auge verlornen Gesichtspunkt, daß mit Frankreich nicht Friede gemacht werden könne, es trete denn in seine alten Grenzen zurück und huldige wieder seinem alten Regentenhause, eröffnete der Feldzug von 1812 neue Hoffnungen. Bald war England die Seele der Coalition, die sich auf dem Festlande bildete; überall hin ergoß es seine Goldströme. Mit ansehnlicher Macht drückte es auf die sinkende Sache der Franzosen in Spanien. Ein neuer Krieg mit den nordamerikanischen Staaten, der aber bald beigelegt wurde, hinderte es nicht, alle seine Kräfte auf die europäischen Angelegenheiten zu verwenden. Die glänzendsten Erfolge krönten so große Anstrengungen. Indem die Verbündeten in Paris einrückten, zog Wellington, nachdem er Spanien von den Franzosen befreit, an der Spitze der vereinigten englisch-spanisch-portugiesischen Macht über die Pyrenäen und drang unaufhaltsam bis Bordeaux und Toulouse vor. Es erfolgte die Entthronung Napoleons, die Wiederherstellung der Bourbons und die Anordnung eines auf die Grundlagen des Rechts gebauten allgemeinen Staatensystems ward der englischen Regierung durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit und durch ihre unsäglichen Anstrengungen zu Theil. Sie gab im Frieden alle ihre Eroberungen an Frankreich zurück, mit Ausnahme von Tabago, St. Lucie und Isle de France. Da sie aber zugleich von den holländischen Eroberungen das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Essequebo und Berbice, so wie von den dänischen Helgoland und von den italienischen Malta behielt, und die Protection über die ionischen Inseln überkam, so war der Gewinn in Hinsicht auf Landbesitz und politisches Gewicht sehr bedeutend, zumal da zu derselben Zeit sich ihr ostindisches Reich auch noch durch die Eroberung der Besitzungen des Konigs von Candy erweiterte, so daß nun ganz Ceylon unter ihrer Botmäßigkeit steht. Auch Hannover erhielt beträchtliche Erweiterungen und mit ihnen die Benennung eines Königreichs. Buonapartes Rückkehr änderte nichts an diesem mannichfaltigen Erwerb. Die brittischen Waffen erwarben neuen Ruhm in der Schlacht bei Waterloo (Belle Alliance), in deren Folge endlich Buonaparte sich den Händen der Engländer überlieferte. So endigte dieser Staat einen zwanzigjährigen Krieg, den er kräftiger und siegreicher als irgend einen zuvor geführt, indem er die Herrschaft der Meere erworben, die Flotten aller seiner Feinde vernichtet und seine eigne Seemacht zu einer nie gekannten Höhe gebracht hat. Zwar ist die Nationalschuld dabei ebenfalls unge-

heuer gestiegen und manche unvermeidlichen Uebel zeigten sich im Gefolge eines so unerhörten Kampfes, indeß verspricht der Friede für beides Minderung, und immer wird die Regierungsgeschichte Georgs III. eine der glänzendsten Perioden in Großbritanniens Geschichte ausmachen. Den Anfang der Regierung Georgs IV. hat eine bis jetzt eher zu= als abnehmende Spannung der verschiedenen Parteien in England bezeichnet. (S. d. A. Radical=Reformers. Eine Fortführung dieses Artikels in Beziehung auf die neueste Geschichte Großbritanniens findet man in der neuen Folge dieses Werks, oder Bd. XI. und XII.) Wir schließen mit der Statistik Großbritanniens. Das brittische Reich enthält über 75,600 Q. M. mit 68 Mill. Menschen; davon kommen auf Europa 5443 Q. M. mit 17,224,000 Menschen, auf die außereuropäischen Besitzungen 101,552 Q. M. mit 44,388,000 Menschen. Die unmittelbaren Staaten enthalten 46,000 Q. M. mit 20,700,000 Einw. Die Länder der ostindischen Gesellschaft 29,600 Q. M. mit 47 Mill. Einw. und die ionischen Inseln 44 Q. M. mit 200,000 Einw. Die Engländer sind ein Gemisch von Britten, Sachsen, Dänen und Franzosen aus der Normandie. Das schottische Hochland wird von Abkömmlingen der alten Galen, der ältesten Urbewohner Britanniens, bewohnt. Noch haben sie ihre alten Sitten bewahrt, und ihre Sprache, in der Ossian sang. Ihre mehr mit Engländern vermischten Brüder im Niederlande reden Englisch. In Wales leben die Urenkel der von den Sachsen aus England verdrängten Britten. Die englische Nation ist eigentlich in drei Stände getheilt, in den hohen und den niedern Adel, und die Gemeinen, aber die englischen Gesetze erkennen nur zwei Stände, den Adel, unter welchem blos der hohe Adel (Nobility) verstanden wird, und die Gemeinen, zu welchen auch der niedere Adel gehört. Die verschiedenen Stufen und Titel des hohen Adels sind, Herzog, Marquis, Graf (Earl), s. d. A., Viscount (Vicomte) und Baron. Alle diese werden Lords, d. i. Herren, genannt, und sind Pärs des Reichs (Barons of Parliament). Die höhern Titel schließen immer die niedern mit ein; jeder Herzog ist zugleich Marquis, Earl ꝛc.; jeder Marquis ist Earl, Viscount ꝛc.; alle Mitglieder des hohen Adels sind folglich Barons, und jeder Herzog, jeder Marquis ꝛc. nennt sich daher Duke and Baron of etc., Marquis and Baron of etc. Noch gibt es andere Barons, z. B. Barons der Schatzkammer (of the Exchequer), Barons der Fünfhäfen (of the cinque ports) ꝛc., aber diese gehören nicht zum hohen Adel, sitzen nicht im Oberhause, und ihre Titel sind nicht erblich. Der Titel erbt auf den ältesten Sohn fort; diesem wird, bei Lebzeiten des Vaters, der zweite Titel desselben, den nächstfolgenden Söhnen aber werden geringere Titel gegeben. In Schottland und Irland sind die nämlichen Stufen des Adels wie in England. Zu den Pärs gehören die Prinzen vom Geblüt, denen der König gewöhnlich die Titel gewisser Herzogthümer und Grafschaften gibt. Durch Adelsbriefe, die jedoch nicht käuflich sind, kann der König so viel neue Lords ernennen, als ihm gefällt. Alle Besitzer einigermaßen bedeutender Ländereien lassen sich Esquires (Ecuyer), in Schottland Laird, nennen, obgleich dieser Titel eigentlich nur den ältesten Söhnen der Baronets (s. unten und einigen öffentlichen Beamten zukommt, und sind, ungeachtet die Verfassung von einem Adel ihres Bluts nichts weiß, doch auf dessen Reinheit so eifersüchtig, daß sie sich selten mit Leuten anderer Volksklassen verheirathen. Außer ihnen gehören aber zur sogenannten Gentry und heißen Gentlemen: die reichern Kaufleute, welche keinen offenen Laden halten, alle Gelehrte, alle jüngern Söhne der Lords und überhaupt

alle wohlhabende Menschen, die kein Handwerk treiben. Allen diesen Leuten gibt man den Titel Esquire, besonders auf Briefen (in der Anrede ist er überall nicht gebräuchlich), wo dann das, immer abgekürzte Mr. (Master) wegfällt, und statt dessen der Vorname, oder, wenn dieser unbekannt, ist ein Strich (—) gesetzt wird, z. B. Augustus N..., Esquire, oder — N..., Esqre, at London etc. Eine Mittelstufe zwischen der Gentry und Nobility bildet der niedere Adel: die Baronets und die Ritter (Knights). Dies sind Titel, die vom König durch Briefe ertheilt, durchaus keine andern Vorrechte gewähren, als persönliche Auszeichnung und Ehre; doch ist die Baronetswürde erblich. Viele Kaufleute ꝛc. der City von London, die Lord-Mayor gewesen sind, zur Hofpartei gehört und einen Orden erhalten haben, sind Ritter, aber diese Ritterschaft wird nicht sehr geachtet. Das eigentliche Volk bilden außer den Bürgern in den Städten, die Bauern. Da die meisten Ländereien in den Händen großer Eigenthümer sind, (in England besitzen den ganzen Grund und Boden etwa 33,000 Familien), so sind die Bauern meistentheils nur Pächter derselben, und werden daher alle ohne Ausnahme so genannt (Farmers): dagegen wissen sie nichts von Zinsen, Frohnen und dergl., sondern genießen alle persönliche Freiheit. Doch gibt es noch eine Mittelklasse, Leute, die ihre Landgüter mit dem völligen Eigenthume besitzen (Freeholders, Yeomen), oder die ihre Güter nach Lehn- oder Erbzinsrecht besitzen (Copyholders). Die Grundlagen der brittischen Staatsverfassung sind wenige, und oft nur zu unstimmte Reichsgrundgesetze. Dahin gehören: 1. der alte Freiheitsbrief von Heinrich I. (Charta libertatum, Charter); Heinrich gab dadurch den Engländern die ihnen von seinem Vater, Wilhelm dem Eroberer, genommenen Freiheiten wieder; seine Nachfolger, Stephan und Heinrich II. fügten noch einige wenig bedeutende Freiheiten hinzu. 2. Die magna Charta (the great Charter), dem König Johann 1215 von der Nation abgezwungen. Dieser Freiheitsbrief ist immer als das vorzüglichste Grundgesetz angesehen und von verschiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. 3. Die Petition of rights (Bitte um Recht), ein Parlamentsschluß, worin von Carl I. 1628 die Abstellung verschiedener Beschwerden verlangt wurde, die dieser, wiewol sehr ungern, zugestehen mußte. Dieser Parlamentsschluß wird als eine wichtige Urkunde der englischen Freiheit angesehen. Eine Folge jenes Parlamentsschlusses war die Habeas-Corpus-Bill oder Akte (von den Anfangsworten so genannt), nach welcher jeder, der ohne Anzeige einer Ursache verhaftet worden, sogleich entweder losgelassen oder vor Gericht gestellt und verhört werden muß. 4. Die Declaration of rights, gleichsam die Capitulation, welche Wilhelm III. 1689 annehmen mußte, um die Krone zu erhalten. 5. Die Successionsakten von 1701 und 1705. 6. Die Unionsakte von Schottland von 1707. 7. Die von Irland von 1801. Montesquieu rühmt die brittische Constitution hauptsächlich wegen der musterhaften Trennung und verhältnißmäßigen Abwägung der drei Staatsgewalten, nämlich der gesetzgebenden Macht, der vollziehenden und der richterlichen. Die gesetzgebende Gewalt nebst dem Selbstbesteuerungsrecht übt das Volk durch seine Repräsentanten aus. Diese bilden das Parlament, bestehend aus dem Hause der Gemeinen (House, Chamber of Commons), von uns gewöhnlich Unterhaus genannt, in welchem die Abgeordneten der Shires und Städte (513 aus England und Wales, 45 aus Schottland und 100 aus Irland) Sitz und Stimme haben, und dem Hause der Lords (Chamber of Peers), Oberhaus genannt, in welchem die erste und am

mindesten zahlreiche Classe des Volks ihre Berathschlagungen besonders hält, und außer den oben erwähnten weltlichen Lords auch die geistlichen, die Erzbischöfe und Bischöfe, Sitz und Stimme haben. Der Mitglieder des Oberhauses sind über 200. Das Parlament ist nicht beständig versammelt (sein einziger Schutz gegen völlige Ausartung), sondern in der königlichen, als einzigen dauernden Gewalt, liegt das Recht, es zu berufen und aufzuheben. Weder dieses noch jenes darf länger als sieben Jahre unterbleiben. Jenes geschieht durch briefliche Einladung jedes einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafschaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen. Das Recht, in den Wahlversammlungen zu stimmen, hat in den Städten jeder Bürger, in den Shires jeder Freeholder, der 40 Schilling jährlicher Einkünfte hat. Wahlfähig sind nur Leute, die von eigenen freien Gütern jährlich 500 Pf. St. ziehen, und dabei weder ein Amt bekleiden, noch Jahrgeld von der Krone genießen, um als Vertreter des Volks von den Ministern unabhängig sein zu können. Das Parlament wird jetzt stets in dem alten königlichen Palast zu Westminster gehalten, wo jedes Haus seinen besondern Saal hat. Die erste Sitzung wird vom König selbst, der dann im großen Staate erscheint, mit einer Rede vom Thron im Oberhause eröffnet, worauf jedes Haus besonders in einer schriftlichen Dankaddresse antwortet. Nachdem sodann die Parlamentsglieder den Kircheneid (oath of Supremacy), von Heinrich VIII. eingeführt, durch welchen der König als Haupt der englischen Kirche anerkannt wird, und den Test, einen Eid, durch den seit 1702 dem Hause Stuart und der catholischen Religion abgesagt und jeder Catholik von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wird, die Mitglieder des Unterhauses überdies noch den Unterthaneneid (oath of Allegiance) geschworen haben, wählt das Unterhaus seinen Sprecher (Speaker), so wie eine Comité von fünf Personen (von denen eine die Rechte des Hauses, eine die Beschwerden des Volks, eine die streitigen Wahlen, eine das Handlungswesen und eine die kirchlichen Angelegenheiten besonders zu beachten hat), worauf die Berathungen beginnen. Im Oberhause führt der Lordkanzler das Wort. Jedes Parlamentsglied hat das Recht, etwas in Vortrag zu bringen, um darüber einen Parlamentsschluß zu machen. Ein solcher schriftlich abgefaßter Vortrag zu einem Gesetz heißt eine Bill, und muß dreimal an verschiedenen Tagen verlesen werden, ehe darüber abgestimmt werden kann. Wer nicht zugegen ist, verliert seine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte (Proxies) stimmen. Ist der Vorschlag von dem Hause, worin er gemacht worden, angenommen (passed), so wird die Bill dem andern Hause zur Berathung, und geht sie auch da durch, dem Könige zur Bestätigung zugeschickt, die derselbe verweigern kann. Der König hat also unmittelbar bei der Gesetzgebung keine Mitwirkung, als das Veto, und das Recht, auch seiner Seits Gesetzesvorschläge zu machen. Die Bestätigung geschieht durch Formeln, die, noch von Wilhelm dem Eroberer herrührend, französisch sind; nämlich bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betrifft (public Bill): le Roi le veut; bei einer Privatsachen angehenden (private Bill): soit fait comme il est désiré, bei einer Bill, die Bewilligung von Steuern und Taxen oder Anleihen enthält (money Bill): le Roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur Bénévolence, et aussi le veut. Die höfliche Formel der verweigerten Bestätigung ist: le Roi s'avisera. Durch die königliche Bestätigung erhält die Bill Gesetzeskraft, und heißt nun Parlamentsakte. Die vollziehende Gewalt hat allein

der König. Er besetzt alle Staats-, Kriegs-, Hof- und geistlichen Aemter, und kann Standeserhöhungen vornehmen. Er führt Krieg und schließt Frieden, und die Flotte des Reichs wird als sein Eigenthum betrachtet. Er schickt Gesandte und schließt Verträge und Bündnisse, wie ihm gefällt. Er hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen. Zum Unterhalte des Königs und seines Hofstaates, der hohen Beamten und Collegien, hat das Parlament im J. 1820 dem Könige Georg IV. jährlich 850,000 Pf. St. auf den Schatz von England und 257,000 Pf. St. auf jenen von Irland bewilligt. Noch behielt die Krone einige Einkünfte aus Schottland, aus Cornwallis, die sogenannten Admiralitätsgebühren und die Benutzung einiger Wälder und Lustschlösser; dies heißt die Civilliste. Die königl. Prinzen haben besondere, nicht unbedeutende Einkünfte. Nach dem Rechte der Erstgeburt erlangt die Thronfolge der älteste Sohn des Monarchen und seine Erben, in Ermangelung eines Sohnes aber die älteste Tochter und ihre Erben, und erst in Ermangelung aller Descendenten fällt die Krone auf die Seitenverwandten. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem achtzehnten Jahre ein, die Regentschaft während der Minderjährigkeit ordnet der König in seinem Testamente, oder wenn er es nicht gethan, das Parlament an. Der Thronerbe ist seit Eduard III. geborner Herzog von Cornwall, und kraft eines offenen Briefs Prinz von Wales. Die Krönung des Königs geschieht in der Westminsterabtei durch den Erzbischof von Canterbury, der Königin durch den Erzbischof von York. Hohe Reichsämter, die, bis auf zwei erbliche, vom Könige nach Willkür besetzt werden, sind: 1. der Großkanzler (Lord High-Chancelor), zugleich Großsiegelbewahrer (Keeper of the great Seal). 2. der Großschatzmeister (Lord High-Treasurer), Präsident der Schatzkammer. Dieses Amt wird seit Georg I. von fünf Commissarien verwaltet, welche Lords der Schatzkammer heißen, und deren erster (erster Lord der Schatzkammer) die ausgedehnte Gewalt eines Premierministers hat. 3. Der Präsident des Staats oder geheimen Raths (Lord President of the privy Council). 4. Der geheime Siegelbewahrer (Lord privy Seal) drückt das geheime Siegel auf alle königliche Privilegien, Schenkungen und andere Urkunden, die hernach erst, wo es nöthig, mit dem großen versehen werden. 5. Der Großkämmerer (Lord High-Chamberlian), dessen Würde erblich, selbst auf weibliche Nachkommen, den Herzogen von Lancaster zugehört. 6. Der Großmarschall (Lord Earl Marschall) oder Oberrichter in Geschlechtssachen. Sein Amt gehört erblich den Herzogen von Norfolk zu, die es, weil sie catholisch sind, durch einen Stellvertreter versehen lassen. 7. Der Großadmiral (Lord High-Admiral oder Oberrichter in allen Fällen, die auf Seen und Flüssen vorkommen. Dieses Amt wird jetzt von Commissarien verwaltet, deren Vorsitzer erster Lord der Admiralität heißt. In Schottland sind seit der Vereinigung noch fünf Kron- und Staatsbeamte. Die höchste Stelle für die Verwaltung der Regierungsgeschäfte Großbritanniens ist der geheime Rath (the privy Council). Die königlichen Prinzen, die beiden Erzbischöfe, die hohen Kronbeamten und der Sprecher des Unterhauses sind vermöge ihrer Geburt oder ihrer Stellen, und andere vom Könige Ernannte sind geheime Räthe. Jährlich wird eine neue Liste von ihnen gefertigt, und wer darin übergangen wird, hört dadurch auf, geheimer Rath zu sein. Im geheimen Rathe sitzen auch die drei Staatssekretäre. Der älteste davon besorgt die auswärtigen Angelegenheiten des Südens von Europa, der zweite die des Nordens; die einheimischen beide gemeinschaftlich. Der dritte Staats-

sekretär ist blos für Amerika. Unter den Staatssekretären steht das Staatsarchiv (Paper office) und das Siegelamt (Signet office). Machtbefehle des Königs über Gegenstände, die seiner Verfügung vorbehalten sind, heißen Geheimerathsverordnungen, unrichtig Cabinetsbefehle. Die Schatzkammer ist die Behörde für die Finanzsachen. Außer dem Lordkanzler, dem ersten Lord der Schatzkammer und der Admiralität, dem Präsidenten des geheimen Raths, und dem geheimen Siegelbewahrer, gehören zum Ministerium noch der Kanzler der Schatzkammer, der Kriegsminister, der Feldzeugmeister, der Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten. Die Minister werden vom Könige auf unbestimmte Zeit ernannt und abgedankt. Sie sind für alle ihre Maßregeln und Handlungen der Nation verantwortlich, dahingegen der König, als geheiligte Person, nie zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die richterliche Gewalt wird im ganzen Reich im Namen des Königs verwaltet, und Patrimonialgerichtsbarkeit ist unbekannt, außer daß der Besitzer eines sogenannten adelichen Guts (Lord of the manor) das Erkenntniß über gewisse kleine Vergehungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit den Freeholders besetzt. Die erste gerichtliche Instanz bilden die Friedensrichter (Justice of the Peace), deren der König in jeder Grafschaft so viel er will, ernennt. Ihre Gewalt ist aber mehr polizeilich als richterlich, sie wachen über die öffentliche Ruhe, nehmen Klagen an, verhaften die Missethäter und vernehmen sie vorläufig und summarisch. Ihre Gerichts- und Polizeibedienten heißen Constables. Die eigentliche Gerichtsbarkeit üben die Quarter Sessions oder Great Inquests aus. Vierteljährlich versammeln sich nämlich die Friedensrichter jeder Grafschaft, und rufen die Geschwornen (the Jury) zusammen, die dann über die bei den Friedensrichtern angebrachten bürgerlichen und peinlichen Sachen richten. Die Angeklagten oder die Parteien haben das Recht, die Geschwornen zu verwerfen, worauf andere ernannt werden müssen. Nach geendigter Sitzung löst sich das Gericht wieder auf. Fortdauernd ist aber in jeder Grafschaft das Amt der Sherifs. Er ernennt die Geschwornen und vollzieht ihre Urtheile. Die Obrigkeiten der Städte bestehen aus einem jährlich neu gewählten Mayor, hin und wieder auch Bailif genannt, und zwölf Aelterleuten (Aldermen). (Der Mayor von London ist während seiner Amtsführung Lord.) Von diesen niedern Gerichten gehen die Appellationen in bürgerlichen Sachen an den Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel (Court of Common pleas); in peinlichen und solchen Sachen, wo die Krone Partei ist, an die königliche Bank (Kings Bench), so genannt, weil ehedem der König darin auf einer erhöhten Bank den Vorsitz führte, in Finanzsachen an das Schatzkammergericht (court of the Exchequer) welches verschieden ist von der Schatzkammer, die nicht zugleich Richter und Partei sein darf. Alle drei sprechen jedoch in gewissen Fällen auch in erster Instanz, und von dem ersten kann noch an die Kings Bench appellirt werden. Ein jedes dieser Gerichte ist mit vier Richtern besetzt, die zusammen die zwölf Richter von England heißen. Diese hohen Gerichtshöfe halten ihre Sitzungen zu Westminster jährlich viermal. Die zwölf Richter reisen jährlich zweimal, wie die alten fränkischen Sendgrafen, im Reiche umher, nämlich je zwei in einem der sechs Gerichtskreise (Circuits), in die das eigentliche England eingetheilt ist, und halten, mit Zuziehung von zwölf Geschwornen, die Gerichtssitzungen (the Assizes), in welchen alles entschieden wird, was innerhalb sechs Monaten bei ihnen angebracht worden. Neben diesen drei hohen Gerichtshöfen ist das Kanzleigericht (Court of Chancery), wel-

ches der Kanzler mit zwölf Beisitzern, die Doctoren der Rechte sind, hält, und an welches sich jeder wenden kann, der mit den Aussprüchen der übrigen Gerichtshöfe sich nicht befriedigen will. Dieses Gericht ist das einzige, welches fortdauernd in voller Wirksamkeit besteht, und ohne Geschworne richtet, auch das einzige, welches die Strenge der Gesetze, die sonst überall buchstäblich angelegt werden, nach der Billigkeit mäßigen darf. Das Oberadmiralitätsgericht spricht in Schiffahrts-, Haverei-, Bodmerei- und dergl. Sachen, das Obermarschallsgericht in genealogischen und heraldischen Streitigkeiten. In Schottland sind folgende hohe Gerichte: das bürgerliche (Session or College of Justice) mit einem Präsidenten und vierzehn Beisitzern (Lords of the Session), das peinliche (the Justice Court) mit einem Oberrichter (Lord Justice General) und fünf Richtern, und das Finanzgericht (Exchequer Court), 1707 nach dem Englischen eingerichtet. Die Verwaltung — über deren Geist und Formen des Freiherrn von Vincke treffliche Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens (Berlin 1816) die belehrendste Auskunft gibt — ist übrigens seit der Union (1707) in Schottland und England in der Hauptsache gleich. Das höchste Gericht in Großbritannien und Irland aber ist das Oberhaus, an welches die letzten Appellationen gehen. Vor ihm allein können Lords peinlich gerichtet werden. Vor ihm werden Klagen gegen die Verwaltung der Minister, der Gouverneurs in beiden Indien und anderer Staatsbeamten angebracht. Das Unterhaus ist in diesen Fällen der öffentliche Ankläger, und das Begnadigungsrecht des Königs hört hier auf. Unter den Gesetzen über das Privatrecht ist das erste the Common Law, von Eduard dem Bekenner aus alten sächsischen und dänischen Gewohnheiten gesammelt, von Wilhelm dem Eroberer, der es ins Französische übersetzen ließ, mit normännischen Gesetzen vermehrt, von Eduard I. aber sehr verbessert und ergänzt. Die Gesetze, welche durch Parlamentsschlüsse dieses gemeine Recht hin und wieder abgeändert haben, heißt Statute Law. Einige Städte haben auch das Recht der Localstatuten (peculiars Laws, by-laws). Die peinlichen Gesetze sind sehr streng, oft grausam. Dies sind die Hauptgrundzüge der brittischen Regierungsform (Constitution). Einer der wichtigsten Mängel sind die unbestimmten Grenzen der königlichen Vorrechte, der Freiheiten des Volks und der Privilegien des Parlaments. Daher sind, wenn eine oder die andere dieser Gewalten ihre Rechte wirklich oder scheinbar ausdehnte, mehr als einmal heftige Streitigkeiten, innerliche Kriege und gewaltsame Staatsveränderungen erfolgt. Die Parteien, die noch jetzt die Nation theilen, entstanden unter der unweisen Regierung Jacobs I. (s. d. Art. u. oben). Ein anderes Gebrechen der brittischen Verfassung liegt in den Mißbräuchen bei den Wahlen der Volksrepräsentanten im Unterhause des Parlaments. Da im Laufe der Jahrhunderte manches Dorf durch Handel und Gewerbe groß und reich worden, manche ehedem reiche Stadt verarmt und fast verschwunden ist, so schicken jetzt Gemeinden von zehn oder zwölf Menschen, oder gar der Besitzer eines Wirthshauses, auf dessen Platz ehedem eine Stadt gestanden (wie Old Sarum), Abgeordnete ins Parlament, während volkreichen Städten, wie Leeds, Manchester, Sheffields, Birmingham, dieses Recht gebricht. Man hat berechnet, daß 254 Parlamentsglieder, also fast die Hälfte aller, von nicht mehr als 5723 Wahlberechtigten gewählt werden. Hat ein Minister im Parlament keine Mehrheit der Stimmen, so sieht er sich nach einem einflußreichern um. Das ist die hundertjährige Regierungspolitik der Braunschweigschen Dynastie. Daher ist die Opposition (die den Mini-

stern widerstrebende Partei) stets in der Minderzahl; denn sobald sie die Mehrzahl zur Seite hat, pflegt der König sie selbst ans Ruder zu setzen, wodurch sich gewöhnlich ihr politisches System schnell ändert. Ein wichtiger Vorzug ist dem englischen Volke bei allen Veränderungen stets geblieben: — die Freiheit zu sprechen und zu schreiben — ein Vorzug, der größer ist, als man vielleicht denken mag; denn fürchterlicher als die schärfste Opposition ist dieser Regierung die öffentliche Meinung und Publicität der Urtheile der Einzelnen. Wie wenig ein König von England sich über diese wegsetzen dürfe, haben die Stuarts mit zu später Reue erfahren. Die herrschende Religion in England ist die reformirte, welche unter der Aufsicht der Erzbischöfe und Bischöfe steht, und daher die bischöfliche (englische) Kirche heißt. Die Königin Elisabeth gab ihr diese Gestalt. Jeder öffentliche Beamte muß sich zu dieser Religion durch den Religionseid bekennen. Daher die Ausschließung der irischen und (etwa 60,000) englischen Catholiken von Staatsämtern. Die schottische Kirche ist nach dem Muster der Genfer Kirche, welcher Aelteste vorstehen, eingerichtet worden, uud heißt daher die presbyterianische. Auch in England gibt es viele, doch in ihren Grundsätzen von den Schotten abweichende, Presbyterianer, (Puritaner, Nonconformisten, jetzt Protestant Dissenters genannt). Die hohe im Parlament sitzende Geistlichkeit in England besteht aus zwei Erzbischöfen, von Canterbury und York, und 24 Bischöfen. Sie werden nach dem Stat. 25. Heinrich VIII. c. 20. vom Könige erwählt, der die höchste Gewalt in der Kirche ausübt. Die Bischöfe haben als Gehülfen, statt der catholischen Weihbischöfe, Archidiacons und Ruraldecans. Pfarren sind in England 9293. Der geistliche Inhaber einer Pfarre mit dem großen Zehnten heißt Rector. Oft wird aber eine solche einer weltlichen oder einer zur wirklichen Amtsführung zu bequemen Person ertheilt, die das Amt dann durch einen gemietheten Theologen (Vicar) versieht. In Schottland verwalten die Prediger mit den Aeltesten das Kirchenregiment. Der englische Nationalreichthum beruht theils auf den Erzeugnissen des Bodens, theils und hauptsächlich auf Gewerbfleiß und Handel. Der große Ackerbau wird sorgfältig betrieben, der kleine, der blos durch die Familienhülfe, ohne Gesinde betrieben wird, nimmt zum Unglück des Landes, durch Vertreibung und Auskauf der kleinen Besitzer immer mehr ab; besonders in Schottland, wo man das Hütten- und Gemeinheitsrecht der alten Landbewohner auskauft und diese an die Küste zur Fischerei und Seenahrung versetzt; aber die Manufakturen und Fabriken entziehen ihm zu viel Hände, die Viehzucht und Jagdliebhaberei der großen Güterbesitzer zu viel Land und der Spekulationsgeist der Reichen zu viel Capital. Man rechnet in England und Wales von 40 Millionen Acres 8 Millionen wüsten und 14 Millionen nicht gehörig benutzten Landes. Was der brittische Kunstfleiß, vorzüglich in London und in den bekannten Manufakturstädten Birmingham, Leeds, Manchester &c. in Wollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren &c. leistet, ist weltkundig. Der englische Handel, allein zur großen Hälfte die Grundlage des in der Kaufmannschaft allgemein verbreiteten Wohlstandes, ist in den neuesten Zeiten hoch gestiegen. Der auswärtige Handel ist zum Theil in den Händen von Handlungscompagnien, deren vorzüglichste, die ostindische, in Ostindien ein viermal zahlreicheres Volk beherrscht, als Großbritannien und Irland enthält. Unter den übrigen Gesellschaften haben die russische und levantische keinen bedeutenden Fortgang gehabt. Wichtiger sind die afrikanische, die Südsee- und Hudsonsbai-Gesellschaft. (S. engl. Reich in

Ostindien). Die englische Bank gehört, auf Actien gegründet, auch zu den Handelscompagnien. Sie ist eine Zettelbank (s. d. Art. Londner Bank), d. i. sie gibt mehr Papiergeld aus, als ihr Capital, das zu 35 Mill. Pf. St. angegeben wird, beträgt. Außer der Nationalbank zu London gibt es in Großbritannien und Irland noch fünf octroyirte (chartered) und 866 Privatbanken. Englands auswärtige Besitzungen sind: in Ostindien außer Ceylon, die drei Statthalterschaften Bengalen, Bombai, Madras; in Nordamerika Hudsonsbai, Labrador, Neufoundland, Neuschottland oder Akadien, Canada; in Westindien Jamaika und viele kleinere Antillen; in Afrika einige Plätze in Guinea und Senegambien; in Südindien Botanybai und Port Jakson. Von den im letzten Kriege gemachten Eroberungen hat es Malta und Helgoland, die franz. Inseln Tabago, St. Lucie und Isle de France, die holländischen Besitzungen auf Ceylon, das Cap, Demerary, Essequebo und Berbice, und die spanische Insel Trinidad behalten. England strebt fortgehend dahin, eine Handels- und Militärniederlassung an der Mündung der großen Ströme zu erwerben. Der Reichthum der Colonien wird lange noch Englands Ueberfluß und furchtbare Macht verbürgen. Der ungeheure englische Nationalreichthum ist, wie diese Betrachtung seiner Quellen zeigt, sehr ungleich vertheilt. Da die Reichen (immer der kleinere Theil), ihre Capitale weit mehr auf den auswärtigen Handel, auf die Colonien, auf Staatspapiere wenden, als auf den weniger einträglichen Landbau und selbst Fabrikfleiß, so ist eine große Menge Menschen in England ohne Erwerb. Daher die vielen Auswanderungen und die große Anzahl der Armen, die weit über den zehnten Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen. Die ganze Masse des brittischen Nationaleinkommens berechnete man 1810 für diejenigen, die solche fingirte Zahlen vergnügen, auf 132,470,000 Pf. Dagegen kann man das vorhandene baare Geld lange nicht auf 100 Mill. Pf. angeschlagen. Von obigen 132 Millionen sind, nach idealischen Berechnungen, 51 Mill. zum nothdürftigen Unterhalte der Nation erforderlich, so daß im Frieden ein Ueberfluß von 81 Mill. bleibt. Die fundirte und nicht fundirte Nationalschuld betrug im J. 1820 882,280,327 Pf. St. nach Abzug der vom Tilgungsfond zurückgekauften Staatsfonds. Jetzt beträgt der Tilgungsfond ungefähr 5 Millionen Pf. jährlichen Ertrags. Die Taxen sind entweder jährliche, die jedes Jahr von neuem bewilligt werden müssen, oder permanente, die ein für allemal bewilligt sind. Jene waren sonst die Malztaxe und die Landtaxe oder Grundsteuer. Diese aber war von Pitt im J. 1798 auf 20 Jahre permanent gemacht, oder vielmehr voraus verkauft und anticipirt. Die alten stehenden Taxen sind die Zölle, die Accise, das Stempelpapier, die Fenstertaxe, die Miethkutschentaxe und die Pensionentaxe. Unter den neuen Taxen, die der Krieg hervorgebracht, war die vorzüglichste die Einkommentaxe, bestehend in 10 Procent von jedem jährlichen Einkommen über 200 Pf. und einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pf. Diese Taxe, welche im J. 1813 14¼ Mill. Pf. St. eingebracht, wurde, weil der Reichthum sie für sehr drückend erklärte, am 19. März 1816 mit einer großen Mehrheit der Stimmen völlig abgeschafft. Uebrigens gibt es eine unzählige Menge Taxen auf viele Gegenstände des Luxus und des Verbrauchs. Die Einkünfte betragen zwischen 50 bis 60 Mill. Pfund. Die englische Marine ist an Schiffen bis zur Verschwendung zahlreich, da kein gebrauchtes Schiff über 30 Jahre dauert. In jetziger Friedenszeit werden 16 bis 20,000 Matrosen von der Krone bezahlt und sind im

wirklichen Dienst, wogegen Nordamerika ungefähr die Hälfte im wirklichen Dienst hat und keine überflüßigen Kriegsschiffe baut. In jetziger Friedenszeit besoldet Großbritannien eine Landmacht von etwa 100,000 Mann; seine ostindische Handelsgesellschaft über 150,000 Mann. Der Ritterorden in Großbritannien und Irland sind vier: 1) der Orden des blauen Hosenbandes (engl. the Garter, franz. de la jarretière), einer der ältesten und angesehensten in Europa, vom König Eduard III. im J. 1319 gestiftet. Der Orden hat nur eine Classe, und außer dem Großmeister, welches der König ist, blos 26 Ritter. Seine Devise ist: Honny soit, qui mal y pense. Die Beamten des Ordens sind angesehene engl. Geistliche. 2) Der Bathorden, gestiftet von Heinrich IV. 1399 und von Georg I. im J. 1725 erneuert. Er wurde 1815 in einen Militairverdienstorden verwandelt, der auch ausländischen Militairs, die mit Engländern gefochten haben, ertheilt wird, und erhielt eine neue Einrichtung mit drei Classen: Großkreuze, deren 72 sein sollen, und die wenigsten den Rang von Generalmajor oder Contreadmiral haben müssen; Commandeurs, deren Zahl bis jetzt auf 180 bestimmt worden, und die wenigsten Oberlieutenants oder Postcapitains in der Marine sein müssen; Ritter, deren Zahl nicht bestimmt worden. 3) Der schottische Orden von der Distel oder St. Andreasorden von Jacob V. im J. 1550 gestiftet, von der Königin Anna und von Georg I. erneuert und bestätiget, wird nur an 12 schottische Große vertheilt. 4) der Orden des heiligen Patrik (der Schutzpatron von Irland) wird nur an irische Pairs vertheilt. König Georg III. stiftete ihn im J. 1783. Ueber Einzelnes, was Großbritannien betrifft, s. die besondern Artikel; z. B. England, Schottland, Irland, Englisches Reich in Indien, Georg I., II., III. und IV., Nationalschuld u. a. m., insbesondere auch in der neuen Folge dieses Werks die Art. England betreffend und die Fortführung der politischen Geschichte unter dem Artikel Großbritannien. In Beziehung auf die neuesten statistischen Verhältnisse Großbritanniens kann insbesondere nachstehendes kürzlich (1823) erschienene Werk empfohlen werden: Lowe, J., England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet. Nach dem engl. Original bearbeitet und mit Anmerkungen und Excursen versehen vom Staatsrath D. C. H. v. Jakob. Leipzig, bei Brockhaus 1823.

Größe, Größenlehre, s. Mathematik.

Größe (scheinbare). Die scheinbare Größe eines Körpers ist die scheinbare Entfernung seiner äußersten Grenzen von einander. Sie muß durch den optischen Winkel bestimmt, dieser aber durch mathematische Instrumente, wie alle andere Winkel, gemessen werden. Auf diese Art werden die scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes sowol am Rande des Horizontes als auch im Scheitel etwa 31 Minuten geben, und man wird keine Unterschiede in Ansehung der scheinbaren Größen wahrnehmen, als nur in so fern die optischen Winkel verschieden sind, dem zu Folge es wirklich nur eine Täuschung ist, wenn uns der Mond im Horizonte viel größer, als im Scheitel erscheint, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man ihn beidemal mit irgend einem geeigneten Instrumente mißt. Da wir uns aber von früh auf gewöhnen, unwillkührlich das Urtheil der Seele über das Gesehene einzumischen, so vermengen wir die rein optische Darstellung mit dem darüber gefällten Urtheile, und schreiben dem gesehenen Gegenstande sogleich eine wahre Größe zu, die aber, wiewol

in anderer Bedeutung als die rein optische, auch eine scheinbare genannt wird. Es kommt bei dieser nicht allein auf den optischen Winkel an, sondern zugleich auf die Umstände, auf welche die Seele bei dem darüber gefällten Urtheile Rücksicht nimmt. Scheinbare Größe in dieser Bedeutung ist nichts anders als Vorstellung einer wahren Größe, die in uns vermöge des Augenmaßes nach gewissen gewohnten Regeln aus mancherlei mit einander verglichenen Umständen entsteht. Diese Umstände sind vorzüglich die durch Erfahrung erlangte Kenntniß der wahren Größe und die scheinbaren Entfernungen des Gegenstandes von unserm Auge. Der erstere leitet uns meistens bei unsern Urtheilen über die Größe naher auf der Erde befindlicher, der zweite bei entfernten und am Himmel sich darstellenden Gegenständen. Kennen wir die wahre Größe eines in der Ferne gesehenen Gegenstandes schon aus Erfahrung, so richten wir darnach unsere Vorstellung ein, und irren in der Bestimmung der scheinbaren Größe nicht leicht.

Großgriechenland heißt bei mehreren lateinischen Schriftstellern der untere von griechischen Colonisten bevölkerte Theil Italiens. D'Anville läßt es nördlich vom Flusse Silar oder Selo, der sich in den Golf von Pästum ergießt, begrenzen; aber es scheint natürlicher, auch Campanien dazu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Gebiet von Cuma endigte, und an der andern den Frento oder Fortore, der Apulien begrenzt und sich ins adriatische Meer ergießt, zur Grenze anzunehmen, weil die griechischen Colonien bis hierher reichten. Die rohen Völkerstämme nämlich, welche in den frühesten Zeiten von Norden her in Italien eingewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien, aber immer zwischen den Apennien und in dem Innern des Landes eingeschlossen. Als nun mehrere Jahrhunderte später Griechen, theils weil sie in der Heimath keinen Raum mehr fanden, theils weil sie sich von diesem nahe gelegenen Lande angezogen fühlten, hierher kamen, fingen sie an, auf den noch unbesetzten Küsten Pflanzstädte zu erbauen, und vermischten sich nach und nach mit den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wann diese griechischen Anpflanzungen anfingen, fällt unstreitig nach Trojas Zerstörung. Athäner, Achäer, Euböer u. A., auch einige Trojaner kamen hierher. Nach Dionysius von Halikarnaß zerstreuten sich alle Begleiter des Aeneas in verschiedene Gegenden Italiens. Einige landeten in Japygia, andere zogen an den beiden Seiten des Apenninengebirges hin, und legten mit Güte oder Gewalt Colonien an. In der Folge sandten auch die Römer Colonien nach Calabrien, und theils dadurch, theils durch das Recht der Eroberung wurden sie endlich Herren des ganzen Landes und aller griechischen Colonien. Man sprach nun in Calabrien nicht mehr blos griechisch, sondern auch lateinisch, und eben so vermischten sich die griechischen mit den römischen Sitten und Gebräuchen, so daß noch jetzt die Vermischung erkennbar ist. Die zu Großgriechenland gehörigen Landschaften waren Campanien, Apulien, Japygien, Lucanien und das Land der Bruttier, und die berühmtesten Republiken daselbst Tarent, Sybaris, Crotona, Posidonia, Lokris und Rhegium.

Großgörschen (Schlacht von), 2. Mai 1813, s. **Lützen**.

Großmann (Gustav Friedr. Wilh.), war 1746 zu Berlin geboren. Unter dem Druck der bittersten Armuth vollendete er seine Studien, zu denen angeborne Neigung ihn trieb, und wurde Legationssekretär bei dem preußischen Residenten zu Danzig, Herrn von Jung, dann privatisirte er in Berlin. Lessings Umgang gewann ihn für das

dramatische Fach; er schrieb das Schauspiel: Die Feuersbrunst, und das Trauerspiel: Wilhelmine von Blondheim. 1774 traf er zu Gotha die Seylerische Schauspieler-Gesellschaft, und fand hier Gelegenheit, sein Talent für die Bühne auszubilden. Sein Debüt in der schwierigen Rolle des Riccaut de la Marliniere war glänzend. Nach einigen Jahren verließ er Gotha, um die Direction des Hoftheaters zu Bonn zu übernehmen. 1783 übernahm er die Direction der Bühne zu Mainz und Frankfurt, und überließ das Bonner Theater seiner Gattin, die aber bald darauf starb. Er verheirathete sich zum zweitenmale. In Frankfurt verlor er bei einem Brande des Theaters sein ganzes Vermögen, worauf er die Direction der Bühnen von Hannover, Bremen und Pyrmont übernahm. Statt durch eine gute Wirthschaft hier seinen Verlust wieder gut zu machen, stürzte er sich durch einen übertriebenen Aufwand in Schulden; besonders aber schadete er sich durch Unbesonnenheit bei der französischen Revolution. Nach der Aufführung einer von ihm selbst geschriebenen Posse (Wer wird sie bekommen?) in welche er eine Menge Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten gemischt hatte, ward er verhaftet. Erst nach sechs Monaten erhielt er seine Freiheit wieder, doch durfte er nie mehr die Bühne betreten. Unmäßigkeit im Trinken und Nachtwachen hatten schon früher seine Gesundheit untergraben; aber diese Demüthigung brachte in ihm eine an Wahnsinn grenzende Ueberspannung hervor; sie ging in ein schleichendes auszehrendes Fieber über, an welchem er 1796 starb. Er hatte viele Verdienste um die mechanische und ökonomische Einrichtung der Schaubühnen, denen er vorstand, und gehörte als Schauspieler zu den gebildetsten und vorzüglichsten, welche Deutschland aufzuweisen hat. Als Schauspieldichter ist sein Verdienst minder bedeutend, doch verrathen seine Stücke Beobachtung und Menschenkenntniß und sind reich an komischen Witz. Als Schauspieler gab er am vollkommensten komische Rollen, Hausväter und Alte. In dem Hofrath in den sechs Schüsseln hat er sich selbst dargestellt.

Grotius oder van Groot (Hugo), war zu Delft 1583 geboren, stammte aus einer edeln Familie, erhielt eine treffliche Erziehung, und entsprach derselben auf eine ausgezeichnete Weise. Seine Talente entwickelten sich so früh, daß er schon in seinem 15. Jahre über philosophische, mathematische und juristische Theses mit allgemeinem Beifall disputirte. Das Jahr darauf ging er mit Barneveldt, damaligem holländischen Gesandten, nach Frankreich, und gewann durch seinen Geist und sein Betragen den Beifall Heinrichs IV. Nach seiner Rückkehr führte er den ersten Prozeß in seinem 17. Jahre, und ward im 24. Generaladvokat, auch 1613 Syndicus oder Pensionär in Rotterdam. Die Angelegenheiten der Remonstranten und ihrer Gegner beunruhigten damals Holland. Barneveldt war der Beschützer der erstern, und Grotius, der sich für ihn erklärt hatte, unterstützte ihn durch seine Schriften und sein Ansehen. Dies verwickelte ihn in den Prozeß, der mit der Enthauptung Barneveldts 1619 endigte, und war Ursache, daß er selbst zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt ward. Aus dieser wußte er vermittelst einer Kiste, in welcher ihm seine Gattin Bücher geschickt hatte, und in welche er sich verbarg, glücklich zu entkommen. Nachdem er einige Zeit in den catholischen Niederlanden umhergeirrt war, suchte und fand er seine Zuflucht in Frankreich. Er ward Ludwig XIII. vorgestellt, und erhielt von demselben eine Pension von 3000 Livres. Vergebens suchten die holländischen Gesandten dem Könige eine un-

günstige Meinung von ihm beizubringen. Aber seine Feinde verdoppelten ihre Bemühungen, ihn zu verderben; Richelieu, dem er nicht genug schmeichelte, nöthigte ihn endlich, sich zu entfernen, und 1631 wurde selbst seine Pension eingezogen. Grotius faßte den Entschluß, in sein Vaterland zurückzukehren, da er auf das Wohlwollen des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der ihm einen so theilnehmenden Brief geschrieben hatte, rechnen zu können glaubte. Allein seine Feinde bewirkten, daß er aufs neue zu ewiger Verbannung verurtheilt ward. So mußte Grotius sein Vaterland zum zweitenmal verlassen. Man lud ihn nach Schweden ein. Er ging zuvörderst nach Hamburg. Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt machten die Könige von Dänemark, von Polen, und von Spanien, Versuche, ihn in ihre Staaten zu ziehen, aber den Schutz, den der Kanzler Oxenstierna ihm zusicherte, und die Neigung der Königin Christina für Gelehrsamkeit bestimmten ihn, die Dienste dieser Fürstin anzunehmen. 1634 ging er nach Stockholm, wo er bald nach seiner Ankunft zum Staatsrath und Gesandten am französischen Hof ernannt wurde. Diese Wahl mißfiel dem Cardinal Richelieu, der ungern einen Mann zurückkehren sah, dem man auf eine unwürdige Weise Schutz und Aufenthalt in Frankreich versagt hatte; allein Oxenstierna wollte keinen andern Minister ernennen, und Grotius erschien im März 1635 in Paris. Hier verwaltete er den Gesandtschaftsposten zehn Jahre lang, erwarb sich die allgemeinste Achtung, und kehrte nach Verlauf dieser Zeit nach Schweden zurück. Sein Weg ging über Holland, wo sich inzwischen die Sachen bedeutend geändert hatten. Der größte Theil seiner Feinde war todt, und man bereute, den Mann, der die Ehre seines Vaterlandes war, aus demselben verbannt zu haben. Er fand in Amsterdam den ausgezeichnetsten Empfang. Eben so günstig ward er in Schweden von seiner Königin aufgenommen. Dennoch forderte er seinen Abschied, erhielt ihn endlich, und war auf dem Wege nach Holland, als ihn ein Sturm nach Pommern verschlug. Er kam krank in Rostock an, und starb daselbst den 28. August 1645. Hugo Grotius vereinigte die seltensten Kenntnisse in einem ungewöhnlich hohen Grade. Mit den Talenten des gewandtesten Staatsmannes verband er eine tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit. Er war ein gründlicher Theolog, trefflicher Exeget und Humanist, scharfsinniger Philosoph und Jurist, und ein mit den Quellen der Geschichte vertrauter Historiker. Seine Schriften haben auf Bildung eines reifern Geschmacks und auf Verbreitung einer aufgeklärten und mildern Denkart in wissenschaftlichen Angelegenheiten einen entschiedenen Einfluß gehabt, und behaupten durch ihren geistvollen und originellen Charakter fortdauernd einen hohen Werth bei allen Verehrern des Wahren und Schönen. Als Philolog faßt er den Genius seines Schriftstellers scharf und richtig auf, erläutert ihn kurz und treffend, und verbessert den Text leicht und glücklich; seine metrischen Uebersetzungen der Griechen sind mit Dichtergeist verfertigt; unter den neuern lateinischen Dichtern nimmt er eine der ersten Stellen ein. Philosophie und Rechtswissenschaft haben durch seine Werke über das Natur-, Staats- und Völkerrecht eine bedeutend veränderte Gestalt gewonnen. Wir nennen blos sein Werk: de jure belli et pacis, das 1625 erschien, den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, und sich bis jetzt in Achtung erhalten hat.

Grotesk, Grotesken. — Grotesken, als Werke der Malerei, werden häufig mit Arabesken verwechselt und man nennt

alle Verzierungen, die aus Menschen, Thieren, Blumen, Pflanzen u. a. m. auf eine phantastische, abenteuerliche Weise zusammengesetzt sind, bald Arabesken, bald Grotteske, allein mit Unrecht. Arabesken sind Blumenzüge, von allerhand wirklichen und erdichteten Laub- und und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil sie keine Thiere und Menschen abbilden durften, diese Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren sich derselben bedienten, so werden sie auch Moresken genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer dem Blumenwerk, noch Genien, Menschen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantasie dem Künstler eingab. Diese Verzierungen nun heißen eigentlich Grottesken, weil sie in den Zimmern der verschütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölbern unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden wurden. Den Ursprung solcher Compositionen leitet Böttiger aus den mit allerlei Fabelthieren der orientalischen Mährchenwelt verzierten indischen und persischen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und an andern Orden haben sich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meist sehr schätzbar. Das erkannte Raphael sehr wohl, der in seinen Stanzen unstreitig die lieblichste, gefälligste Nachahmung derselben geliefert hat. Auch er bediente sich ihrer, wie die Alten, zu Einfassungen. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn sie gut sind, nicht abzusprechen ist, sind sie doch oft sehr hart beurtheilt worden. Dies geschah von solchen, deren Verstand nur strenge Wirklichkeits-Forderuugen machte, und die daher das Phatastische der Mährchenwelt anekelte. Diesem gemäß hat sich der Kunstausdruck Grottesk oder Grotesk gebildet, welcher auch in andere Künste übergegangen ist, um eine Art von Zerrbild, das Närrisch-Seltsame nämlich, das Widersinnige einer zuchtlosen Phantasie, dadurch zu bezeichnen. Wiefern so etwas mit Absicht und Freiheit in der Kunst dargestellt wird, gehört es zu der Gattung des Lächerlichen, und daher ist es gekommen, daß man endlich mit Grotesk eine Art des niedern Komischen bezeichnet hat. Man nennt diese Art auch das Groteskkomische, welches sich vornehmlich in der theatralischen Tanzkunst und der dramatischen Komik zeigt. Wenn man es als Unedles und Abgeschmacktes geradezu hat verwerfen wollen, so hat man nur den rechten ästhetischen Gesichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieser Seite betrachtet, erscheint es, wo es nur sonst mit Geist und Witz behandelt ist, als ungemein schätzbar, denn die Satyre reicht der Komik schwesterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken.

Grube (auch Grubengebäude, Berggebäude, Zeche genannt) heißt ein auf Gängen, Flötzen, Stock- und Seifenwerken aus einer oder aus mehreren einzelnen besondern Lagerstätten der Fossilien bestehender, mit den zum Betriebe des Bergbaues nöthigen Wasser- und Tagegebäuden durch Muthung, Verleihung und Vermessung von Privatpersonen erb- und eigenthümlich erlangter, oder vom Landesherrn, vermöge des Bergregals, besessener Bezirk, wo der Letztere, oder eine Gewerkschaft, oder ein Eigenlöhner Bergleute anfahren läßt, um die darin befindlichen Fossilien bergüblich zu gewinnen. Auch nennt man Gruben die Löcher in dem Grubenstock bei Pulver-, Oel- und andern Stampfmühlen, in welchen die Stampfer auf dasjenige wirken, was gestampft werden soll.

Grübel (Joh. Conr.), Bürger und Stadtflaschner zu Nürnberg, war 1736 daselbst geboren. Von seinem Vater, ebenfalls Flaschner, lernte er mancherlei künstliche mechanische Arbeiten verfertigen, welche zum Theil nach Italien in Kirchen und auf öffentliche Plätze gekommen sind. Vorzüglich aber ist er durch seine Gedichte in Nürnberger Mundart (4 Bde., von 1798—1812, der letzte Band herausgegeben von D. Osterhausen und Witschel) als ein naher Geistesverwandter seines wackern Landsmannes, Hans Sachs, rühmlich bekannt geworden. Nach einem thätigen, einfachen und lobenswerthen Leben, starb er 1809. Ist es wahr, was einige Freunde, die den wackern Mann persönlich gekannt, uns versicherten, daß man ihn kenne, wie er leibte und lebte, wenn man seine Gedichte kenne: so lernten wir damit zugleich Grübel den Menschen von seiner anziehendsten Seite kennen. Er steht in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick, in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anfoderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein. Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, und er versteht die Verhältnisse der Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrburschen, Nachbaren, Nachbarinnen, Vettern und Gevättern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen und Erzählungen auf das Lebhafteste und Anmuthigste vor Augen zu stellen. Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecumsgeschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichste und Eigenthümliche anzusehen ist. Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor, sowol in eigener als dritter Person, sich öfters zum Besten gibt. Daß ein so geradsehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihn vornehmen, einen richtigen Blick habe, und manchmal geneigt sein möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowol hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent. Hat man nun einen so wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in, bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und spaßhaft gesehen: so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, so wie die gemeinern sich erhaben fühlt. Ohne daß sein Styl einen höhern Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Theurung, anhaltenden Frostes, Ueberschwemmung, ja während eines Krieges vor; selbst Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen. Sein Dialekt hat zwar etwas breites, ist aber doch seiner Dichterart sehr günstig. Seine Sylbenmaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Grumbach (Wilhelm von), ein fränkischer Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in Verbindung mit dem Markgrafen

Albrecht von Brandenburg-Culmbach eine berüchtigte Fehde gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg begann, darauf in die Reichsacht verfiel, und um sich für den Verlust seiner Güter zu rächen, den Bischof von Würzburg endlich durch Meuchelmord umbringen ließ. Als darauf das Domkapitel die Sache vor den Kaiser brachte, um den Schuldigen bestraft zu sehen, verschaffte sich Grumbach einen zahlreichen Anhang unter dem fränkischen Adel, überfiel mit einem gesammelten Heereshaufen 1563 die Stadt Würzburg, und zwang sie zu einer schimpflichen Capitulation. Aber nicht zufrieden mit diesem Siege, wandte er sich jetzt an den Herzog von Gotha, Johann Friedrich, und zog diesen leichtgläubigen Fürsten durch Hoffnungen in sein Interesse, daß er die von Carl V. seinem Vater entzogene Churwürde vielleicht durch ihn wieder erhalten könne. Dafür aber traf aber auch diesen die Acht, mit deren Vollziehung Churfürst August von Sachsen beauftragt wurde. Nach einer harten Belagerung wurde Gotha mit dem festen Schlosse Grimmenstein am 13. April 1567 übergeben. Der Herzog mußte durch lebenslängliche Gefangenschaft büßen, Grumbach aber wurde lebendig geviertheilt. Dies war das Ende eines Mannes, der mit unbezwinglichem Muth, ausdauernder Standhaftigkeit und vieler Einsicht in Staats- und Kriegsgeschäften Schwäche, Wankelmuth und Bosheit verband, und für die Zukunft gewiß noch größere Pläne gefaßt hatte.

Grund, Gründen, Grundiren. In den zeichnenden Künsten bezeichnet **Grund**: 1. die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt ist; 2. die Zubereitung dieser Materie, und die über dieselbe verbreitete erste Farbenlage, worauf das Gemälde sodann gesetzt wird; 3. denjenigen Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenstände des Gemäldes erblickt; 4. die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenstände gestellt sind. Was noch die erste Bedeutung betrifft, so nennt der Kupferstecher auch den Firniß, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um sie zum Aetzen tauglich zu machen, den Grund, und dieses ganze Verfahren das Gründen, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Aetzens abhängt. In diesen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Aetzwasser aufgegossen, welches blos in den mit der Nadel gemachten Umrissen und Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Aetzgrund, den harten und weichen. Neuere Künstler **übergründen** die Platte bisweilen noch, d. h. sie überstreichen diejenigen Theile der Platte, an welchen das Scheidewasser hinlänglich gefressen hat, mit einem Firniß, damit es blos an den übrigen noch tiefer einfressen möge. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, so ist zu bemerken, daß jede Materie, worauf gemalt werden soll, gehörig zubereitet werden muß, damit das Gemälde theils haltbarer, theils scheinbarer werde. Holz überstreicht man mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt dasselbe und streicht es dann an; Mauergrund muß ebenfalls besonders zubereitet werden; Leinwand spannt man in einen Rahmen, tränkt sie mit Leimwasser, reibt sie dann mit Bimsstein und setzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn diese trocken geworden, die Leinwand noch einmal mit Bimsstein geglättet wird. Dieses nennt man ebenfalls Gründen oder Grundiren, gebraucht denselben Ausdruck aber auch von der ersten aufgetragenen Farbenlage insbesondre, wobei zu erwägen ist, daß die Wahl dieser Grundfarbe für das Gemälde keineswegs gleichgültig ist, indem ein großer Theil der Frischheit und Dauer desselben davon abhängt. Bei Grund in der dritten Bedeutung

(gleichsam als Hintergrund des Gemäldes) hat der Maler wohl zu beherzigen, daß gewisse Farben einander zerstören, andere einander heben. Fleischfarbe wird blaß auf einem gelben Grunde, Blaßroth erscheint lebhaft und feurig auf einem gelben Grunde. Man muß also den für die dargestellten Gegenstände vortheilhaftesten Grund nach den Gesetzen der Harmonie und des Contrastes auswählen. Oft bestimmt der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterstützt die Massen, macht die Figuren geltend, belebt oder zerstört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung ist zu bemerken, daß man bei Landschafts- und historischen Gemälden den Grund nach den Graden der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund ist der unterste Theil desselben, welcher die nächsten Gegenstände vorstellt; der höhere Theil, welcher die entfernteren Gegenstände vorstellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Gesetz für solche Darstellungen ist: die Erhöhungen dieser Theile sollen nicht leicht unmittelbar über einander zu stehen kommen, sondern durch Abwechselung einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung sowol der Farben- oder Luft-, als der mathematischen Perspective. Die entfernteren Gegenstände werden verkleinert, mit weniger Deutlichkeit und schwächeren Zügen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abstechen. Wo Entfernung nicht durch die Folge der Gegenstände auszudrücken ist, da muß es durch einen luftigen Grund geschehen. Ein Grund ist frisch, wenn er den Ton der Morgenluft darstellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; malerisch, bei einer sinnreichen Auswahl des durch Farbenspiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenstände enthält. Diese Eigenschaften der Gründe hängen von der auszudrückenden Hauptidee des Künstlers ab. dd.

Grundanschlag ist die Abschätzung oder Berechnung des Kapitalwerths aller Grundstücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen Grundanschlag anzufertigen, muß hauptsächlich auf folgende Gegenstände Rücksicht genommen werden: 1. Ist der Flächenraum nach genauer Vermessung in dem üblichen Landesfeldmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu bestimmen; denn die bloße Abschätzung desselben nach Schritten und dem Augenmaße ist eben so trüglich und falsch, als nach der Aussaat. 2. Ist auf das genaueste die Verschiedenheit des Bodens oder seine innere Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berücksichtigen, und sind darnach die Grundstücke eines Gutes in verschiedene Classen zu bringen. Hat man dieses bewirkt, so muß bei Berechnung ihres Kapitalwerths auch noch 3. ihre verschiedene Lage beachtet werden, weil ein gleichgroßes Feld von einerlei Bodenklasse dadurch einen verschiedenen Kapitalwerth erhält. 4. Muß man untersuchen, ob der Grund und Boden zu seiner Bearbeitung viele oder wenige Arbeitskosten verursacht. 5. Wird auch darauf gesehen, was mit dem größten Vortheile in dem Boden nach seiner Lage und nach seiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbaut werden kann. 6. Endlich kann als leitendes Hülfsmittel bei Berechnung des Kapitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jährigen Durchschnitt mit benutzt werden; 6- und 12jährige Durchschnitte leisten hier keine Genüge, weil in solchen kurzen Fristen keine wesentlichen Hauptveränderungen, die alsdann stehend sind, Statt finden können.

Grundbaß, Fundamentalbaß, nennt man die drei Fundamen-

taltöne jeder Tonart, den Grundton und dessen Ober- und Unterdominante, auf welche sich alle in der Harmonie enthaltenen Accorde beziehen müssen, wenn das Tonstück einen der Natur der Tonart angemessenen Zusammenhang haben soll.

Grundeis erzeugt sich allmälig auf der Oberfläche des Wassers. Es setzt sich zuerst an fremdartige Theile, die auf dem Wasser schwimmen, mit einer stets anwachsenden Eiskruste, woraus kleine mit der Kälte anwachsende Eisschollen entstehen. Grundeisstücken können in einer Nacht mehrere Fuß wachsen, besonders bei trüber Luft und strenger Kälte. Je größer die Scholle, je mehr senkt es sich. Es ist immer rauch und trübe, das Ufereis dagegen klar.

Grundkräfte nennt man diejenigen Kräfte, welche der Materie als solcher wesentlich zukommen, und ohne welche dieselbe nicht gedacht werden kann. Dahin gehört die durch die ganze Körperwelt verbreitete Kraft, mittelst welcher sich alle Körper in allen Richtungen und Entfernungen unter einander anziehen. (S. Anziehung).

Grundriß ist eine von den Arten der gezeichneten Entwürfe von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude. Mehrere Arten von Rissen werden nämlich erfordert, um sich eine Vorstellung von dem Bau machen, und den Bau wirklich nach den Rissen ausführen zu können, denn nach einigen kann man nur die Länge und Dicke, nicht aber die Höhen der Mauern ermessen. Daher nun Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchschnitt, perspectivischer und Deckenriß. Der Grundriß ist ein nach verjüngtem Maßstab gemachter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die auszuführenden Stücke eines Gebäudes zu stehen kommen. dd.

Grundsteuer heißt die öffentliche Abgabe, welche auf die Landrente (s. d. Art.) gelegt ist. Die Landrente ist der ganze Gewinn, der dem Grundeigenthümer als solchem zu Theil wird, daher ist jede Verminderung dieses Gewinns zugleich eine Verminderung seines Grundvermögens, dessen Werth einzig und allein durch die Größe des daraus zu beziehenden reinen Ertrags bestimmt wird. Durch Einführung einer Grundsteuer wird demnach dem Staate wirklich ein Antheil an dem gesammten Grundeigenthum im Lande eingeräumt, und wenn z. B. der 5. Theil der Landrente für immer als Steuer abgegeben werden soll, so ist dies in der That nichts Anders als die Abtretung des 5. Theils des gesammten Grundeigenthums der Bürger. Wie hoch die Grundsteuer angesetzt werden könne, ohne einen schädlichen Einfluß auf die Cultur der besteuerten Grundstücke zu äußern, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Sehr nützlich aber in dieser Hinsicht ist die Festsetzung eines nicht zu überschreitenden Maximums; wo letzteres nicht Statt findet, bleibt der Werth alles Grundeigenthums der Staatsbürger immer höchst schwankend. Die Natur der Landrente als reines Einkommen eignet dieselbe ganz vorzüglich zu einer Besteurung; es kommt nur darauf an, sie genau zu erforschen und sie sowol vom rohen Einkommen, als auch von den übrigen Gattungen des reinen Einkommens, wozu die Cultur und Benutzung des Bodens Gelegenheit geben, sorgfältig zu trennen; diese Untersuchung ist aber in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn was beim ersten Anblick reines Einkommen schien, erkennt man oft bei genauerer Prüfung als rohes, und was anfangs Landrente zu sein schien, zeigt sich oft nachher als Rente vom stehenden oder umlaufen Kapitale (s. d. Art). Höchst schwierig bleibt daher immer die Entwerfung eines richtigen Grundsteuer-Registers oder

Catasters, worin die gesammte Landrente des Staats von allem übrigen Einkommen gehörig getrennt, nach dem Durchschnittsvertrage gewisser Jahre genau verzeichnet ist. Kein Staat der neuern Zeit hat einen solchen Cataster aufzuweisen, überall findet sich entweder rohes Einkommen mit reinem vermischt, oder ein Theil der Rente vom stehenden Kapitale als Landrente verzeichnet; bei dieser fehlerhaften Einrichtung der Cataster ist es häufig nicht zu vermeiden, daß ein und dasselbe Einkommen unter verschiedenen Namen doppelt besteuert wird. So wird z. B. oft der Ertrag eines Kapitals, welches der Kapitalist dem Landbauer geliehen und womit dieser sein Gut verbessert hat, einmal vom Landbauer als Landrente und dann noch vom Kapitalisten als Kapitalrente besteuert. Bei der Anfertigung des Catasters kommt es daher vor allen Dingen darauf an, daß die verschiedenen Gattungen von reinem Ertrage, welche bei dem Grunde und Boden Statt haben, sorgfältig von einander geschieden werden. Dieser ganz reine Ertrag besteht nämlich 1. aus dem Einkommen, das der Eigenthümer des Bodens als Product der bloßen Naturkräfte aus demselben zieht; 2. aus den Zinsen und dem Gewinnste von dem in Boden steckenden stehenden Kapitale; 3. aus den Zinsen und dem Gewinnste von dem auf die Urproduction verwandten umlaufenden Kapitale und 4. aus dem Theile des Arbeitslohns, welcher das nothwendige Bedürfniß der bei dieser Production beschäftigt gewesenen Arbeiter übersteigt. Von diesen vier Gattungen des reinen Einkommens ist blos die erste, nämlich das, was als Geschenk der Natur zu betrachten ist und dem Eigenthümer des Bodens als solchem zu Theil wird, reiner Ertrag desselben oder Landrente. Der Umstand, daß der gesammte reine Ertrag, wozu der Boden Gelegenheit gibt, häufig dem Eigenthümer desselben allein zu Theil wird, war Schuld, daß man bei Vertheilung der Grundsteuer jene verschiedenen Gattungen des reinen Ertrags nicht immer sorgfältig genug von einander getrennt und eben dadurch oft eine große Ungleichheit der Besteurung veranlaßt hat. Fließt nämlich dieser gesammte reine Ertrag dem Eigenthümer des Bodens zu, so geschieht es, weil derselbe mit der Eigenschaft des Grundeigenthümers zugleich die des Kapitalisten und des Arbeiters verbindet. In einem solchen Falle hat zwar der Grundeigenthümer den ganzen reinen Ertrag zu besteuern, aber es dürfen die verschiedenen Quellen, woraus ihm derselbe zufließt, nicht mit einander vermischt, sondern eine jede von ihnen muß besonders berücksichtigt werden, weil die Besteurung einer jeden nach besondern Grundsätzen vorzunehmen ist. Die Trennung der Landrente von dem übrigen reinen Einkommen des Bodens ist oft ganz unmöglich, weil sich nicht bestimmen läßt, welcher Antheil an dem gesammten reinen Ertrage des Bodens den Kräften der Natur, und welcher den schon längst vorher darauf verwandten Kräften der Menschen, dem Kapitale und der Arbeit gebühre; Grundstücke, die, fast allein der Natur überlassen, gar keinen Ertrag geben, können durch Anwendung von Kapital und Arbeit zu eben so hohem Ertrag gebracht werden als andere, deren Ertrag hauptsächlich einem Geschenke der Natur zuzuschreiben ist. Bei der großen Schwierigkeit der Trennung jener Antheile bleibt oft nichts weiter übrig, als den ganzen reinen Ertrag der Länderei ohne Rücksicht auf seinen Ursprung als Grundrente anzusetzen und zu besteuern. Hieraus allein schon ergibt sich, daß man es beim besten Willen oft nicht dahin bringen kann, Gleichheit in die Besteurung der Landrente zu bringen; viel ist immer schon gewon=

nen, wenn man dieser Gleichheit nahe gekommen ist. Soll aber der Cataster nach richtigen Grundsätzen angelegt sein und brauchbare Data enthalten, so muß der Entwerfung desselben nothwendig vorangehen: 1. eine genaue Vermessung alles steuerbaren Bodens; 2. eine mit Sorgfalt und Sachkenntniß angestellte Untersuchung der Ergiebigkeit aller einzelnen Grundstücke; 3. eine richtige Ausmittelung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforschten Naturallandrente. Diese Vorbereitungen, ohne welche es durchaus unmöglich ist, eine nur einigermaßen auf Gerechtigkeit und Billigkeit gestützte Besteurung der Landrente zu bewirken, sind höchst mühsam und schwierig. Denn was zuerst die Vermessung betrifft, so gehört sie zu den weitläuftigsten und zugleich kostspieligsten Unternehmungen. Für Frankreich z. B. wurde dieselbe im J. 1808 auf 111,000,000 Franken berechnet. Noch wichtiger aber und verwickelter zugleich ist die Untersuchung, wie groß in jedem einzelnen Falle die Ergiebigkeit des Bodens sei oder mit andern Worten, welchen Antheil die Natur an dessen Erzeugnissen habe? Es muß zu diesem Behufe ebensoſo sehr auf die physische Lage des Grundstücks, ob dasselbe z. B. in einer fruchtbaren oder unfruchtbaren Gegend belegen, ob es Ueberschwemmungen, Gewitter und Hagelschäden besonders ausgesetzt ist, als auf die innere Beschaffenheit des Bodens Rücksicht genommen werden. In Ansehung dieser letztern ist oft weder die bloße Besichtigung des Grundstücks noch die Kenntniß mehrerer Ernten hinreichend, ein richtiges Resultat zu liefern, sondern es muß da, wo eine auffallende Verschiedenheit der Production sich zeigt und es zweifelhaft wird, ob der Grund davon in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens oder vielmehr in einer entweder besonders erhöhten oder vernachlässigten Industrie liegt, eine chemische Untersuchung der Erdoberfläche (Erdkrume) vorgenommen werden. Dies Verfahren ist aber eben so kostspielig als mühsam und kann daher nur in seltenern Fällen zur Anwendung kommen. Nicht minder schwierig als die Untersuchung der Ergiebigkeit des Bodens ist die Ausmittelung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforschten Landrente. Ganz vorzüglich hierbei zu berücksichtigen ist die topographische und merkantilische Lage des zu besteuernden Bodens. Dieselbe Masse roher Erzeugnisse kann in der einen von allen Märkten ausgeschlossenen Gegend kaum halb so viel gelten, als sie in der Nähe eines schiffbaren Flusses oder einer bedeutenden Hauptstadt gilt. Wollte man nun blos die Masse der Naturalrente zum Maßstabe der in Metallmünze zu entrichtenden Abgabe annehmen, so würden die Ländereien jener Gegend gerade doppelt so stark als die Ländereien dieser zur Steuer angezogen werden, was offenbar ungerecht wäre. Ein Grundsteuercataster, soll er zweckmäßig eingerichtet sein, muß daher nothwendig vier Hauptcolumnen führen, wovon die erste eine möglichst genaue Bezeichnung alles steuerbaren Grundeigenthums im Lande, die zweite die muthmaßliche Landrente der einzelnen Grundstücke in Natur, die dritte den Betrag der davon zu entrichtenden Steuerquote in Natur und die vierte den Metallmünzwerth dieser Steuerquote enthalten muß. Ist ein auf solche Weise entworfener richtiger Cataster wirklich zu Stande gekommen, so müssen die in der dritten Columne aufgeführten Naturalgrundrenten als dauernde und unveränderliche Normen der Besteurung dienen; eine Wandelbarkeit dieser Normen würde den Werth alles Grundeigenthums schwankend machen. Bei dieser Unveränderlichkeit der Besteurungsnormen ist zwar nicht zu verhüten, daß nach Ablauf einiger Zeit der reine Er=

trag der einzelner Ländereien ungleich besteuert erscheine. Die Kapitale und Arbeit z. B., welche seit der Entwerfung des Catasters auf den Boden verwandt worden, können so höchst verschieden sein, daß von zwei Morgen, deren Landrente damals völlig gleich war, jetzt der eine gerade doppelt so hohen reinen Ertrag liefert als der andere. Diese Ungleichheit ist aber in der That nur scheinbar, nicht wirklich, sie verschwindet, wenn man erwägt, daß die Landrente, sobald der Boden, dessen reiner Ertrag sie ist, aus dem Eigenthumsbesitze seines ersten Benutzers tritt, nicht mehr als Landrente, sondern vielmehr als Kapitalrente zu betrachten ist. Wer z. B. auf eine Länderei, die von ihm zuerst in Cultur gesetzt worden, 2000 Rthlr. auf deren Verbesserung verwendet hat, und jährlich 200 Rthlr. Ertrag davon zieht, mag vielleicht 100 Rthlr. auf die Kapitalrente und die andern 100 Rthlr. auf die Landrente rechnen können; verkauft er aber die Länderei, so wird er wol 4000 Rthlr. dafür bekommen, weil der Käufer dabei berechnen wird, welchen Ertrag er überhaupt mit 4000 Rthlr. sich wird verschaffen können, dann wird aber eben dieser Käufer die ganzen 200 Rthlr. als Kapitalrente ansehen können. Die auf die Landrente gelegte Steuer ist eine Abgabe vom Kapitalwerthe der Grundstücke, welche derjenige ein für allemal bezahlt hat, der zur Zeit der Einführung jener Steuer im Besitze des Grundstücks war. Alle nachherigen Besitzer werden dadurch eigentlich gar nicht getroffen; denn bei jeder Veräußerung des Grundeigenthums ist die darauf haftende Abgabe bereits in Anschlag gebracht, folglich der Preis derselben darnach herabgesetzt worden. Die Klagen über Ungleichheit der schon von langen Zeiten her auferlegten Grundsteuern sind daher nur dann gerecht, wenn sie die Unrichtigkeit des der Steuer zum Grund gelegten Catasters erweisen; sie werden aber ungerecht, wenn diese Ungleichheit der jetzigen Steuer durch die Ungleichheit der auf die einzelnen Grundstücke verwandten Arbeit und Kapitale entstanden ist. „In dieser Rücksicht", sagt Struensee mit Recht, „kann man es als eine allgemeine Regel der Finanzwirthschaft annehmen: in den Grundsteuern nichts zu verändern, keinem, der gedrückt zu sein vorgibt, Erleichterung zu geben, Niemanden, der zu leicht taxirt ist, mehr aufzulegen; hier ist der Fall, wo alles beim Alten bleiben muß." Abgaben, welche seit undenklicher Zeit von der Grundrente der Ländereien entrichtet worden, sind in der That nichts anders, als unablösliche Grundzinsen, welche der Staat als Zinsherr von den Besitzern jener Ländereien als Zinspflichtigen zu fordern hat. In England wird die eigentliche Grundsteuer (Land-tax) schon seit langer Zeit als ein solcher unabänderlicher Grundzins betrachtet und im J. 1798 wurde sogar festgesetzt, daß nicht nur der Abkauf derselben erlaubt sein, sondern daß auch jeder Dritte das Recht haben solle, die Hebungen durch Erlegung des Kapitalwerths an sich zu kaufen, sobald der Zahlungspflichtige versäume, es binnen der gesetzlichen Frist zu thun. „Diese Unveränderlichkeit der englischen Grundsteuer", sagt der berühmte brittische Agronom Arthur Young, „können wir nicht hoch genug erheben, ihr verdanken wir größtentheils die Verbesserungen, welche unsere Nachbarn so sehr bewundern; kaufe ich ein Landgut, das aus öden und elend angebauten Grundstücken besteht, das jährlich nur 100 Pf. Sterl. dem Eigenthümer und 5 Pf. St. an Grundsteuer dem Staate einbringt, so kann ich durch Verbesserungen die jährliche Einnahme von diesem Gute auf 1000 Pf. St. erhöhen und die Steuer bleibt unverändert dieselbe. Welches System könnte dem

Landmanne mächtigere Beweggründe darbieten zur Verbesserung seines Bodens und der Wirthschaft?" Mit Unrecht würde man jedoch hieraus folgern, daß der auf solche Weise von der Grundsteuer verschont bleibende Theil des gegenwärtigen reinen Ertrags dieses Bodens völlig unbesteuert bleiben müsse; besteuert darf derselbe allerdings werden, nur nicht als Landrente, was er nicht ist, sondern, weil er von aufgewandten Kapitalien herrührt, als Kapitalrente; welches in Ansehung der Höhe der Abgabe einen sehr bedeutenden Unterschied macht. Ganz anders aber verhält sich die Sache hinsichtlich der im Cataster aufgeführten Metallmünzwerthe der Naturalgrundsteuerquoten. Wollte man diese ebenfalls als unabänderliche Normen der Besteurung gelten und fortdauernd nach ihnen in die Metallmünze zu entrichtenden Steuerbeiträge erheben lassen, so würden bald die größten Irrthümer und Ungerechtigkeiten daraus hervorgehen, denn politische Conjuncturen und sonstige Zeitverhältnisse haben auf den Metallmünzpreis der Materialien einen so wesentlichen Einfluß, daß nach Verlauf gewisser Perioden eine Revision und Abänderung der im Cataster als Basis angenommenen Durchschnittspreise durchaus nothwendig wird. Sind aber die Schwierigkeiten besiegt und ist eine nach dem möglichst fehlerfreien Cataster vertheilte Grundsteuer wirklich zu Stande gekommen, so gehört diese Abgabe zu den passendsten Mitteln, die Bedürfnisse des Staatshaushalts zu befriedigen. Sie zeichnet sich vor allen übrigen Abgaben durch Einfachheit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Erhebung, so wie insbesondere dadurch aus, daß sie auf den Preis der rohen Erzeugnisse keinen nachtheiligen Einfluß hat, daß ihr kein Steuerpflichtiger entgehen kann, weil ihr Gegenstand nicht wegzuschaffen oder zu verhehlen ist, und daß wegen der Unmöglichkeit, sie zu umgehen, die Sittlichkeit der Nation dabei nicht im Mindesten gefährdet ist. (Vergl. d. Art. Abgaben — Häuser-Steuer.) KM.

Grüner Donnerstag. Ihn stiftete Papst Leo im J. 692 zum jährlichen Gedächtniß der Einsetzung des heil. Abendmals. Er soll den Namen daher führen, weil an solchem die Erstlinge der Früchte geopfert und Gott dargebracht wurden. Er heißt auch natalis calicis, oder eucharistiae, weil die Einsetzung an solchem geschehen.

Grundstoffe, s. Elemente.

Gruner (Karl Justus von), ein Sohn des fürstl. Osnabrückischen Vice-Kanzleidirectors Johann Christian Gruner, eines zu seiner Zeit um das Land wohlverdienten Mannes, wurde den 28. Febr. 1777 zu Osnabrück geboren. Justus Möser hielt ihn über die Taufe; daher der Vorname, den Gruner mit besonderer Freude führte. Der frühe Tod des Vaters stürzte die Familie, aus der Wittwe und zwölf Kindern bestehend, in manche Verlegenheiten; die Kraft und Umsicht der Mutter und eine Pension, welche der Landesherr den Hinterlassenen auszahlen ließ, halfen jedoch die schwierige Lage überwinden. Gruner studirte in Göttingen und Halle, an welchem letztern Orte er jedoch bald mit dem damals dort commandirenden und mit den Studenten in steten Händeln lebenden Prinz Wilhelm von Braunschweig (dem nachher als Herzog bei Quatrebras gebliebenen) in Reibungen kam und deswegen sich wieder von da entfernte. Er ward nun als Richter in seiner Vaterstadt angestellt, gab die Stelle indeß wieder auf und ging, um die Menschen und das Leben kennen zu lernen, auf Reisen. Hier lernte er den nachherigen Minister Stein, damals Oberpräsident zu Minden, und Blücher kennen, und erhielt endlich (1803) — was er sich lange gewünscht hatte — durch Verwendung des General-Lieutenants

v. Knesebeck, eine Anstellung in preuß. Staatsdiensten, erst bei dem Colonisationsgeschäft für Südpreußen (wo er sich der deshalb nöthigen Werbungen halber im Reich aufhielt), dann durch den in den fränkischen Fürstenthümern dirigirenden Minister v. Hardenberg, als Kammerrath in Anspach. Bei einer von hier aus gemachten Reise nach Paris schloß er in großer Uebereilung ein Ehebündniß, welches eben so schnell wieder gelöst wurde. 1805 ward er als Director der Kriegs- und Domainenkammer nach Posen versetzt, wohin ihm seine zweite Gattin, eine geb. von Pöllnitz aus Anspach, folgte. Bei dem Einrücken der Franzosen in Posen (Nov. 1806) hatte Gruner eben eine Collecte für die Wittwe des unglücklichen Palm veranstaltet. Seine Gegner verfehlten nicht, ihn deshalb bei Davoust als verdächtig anzugeben. Gruner ließ sich dies nicht irren; mit der Liste in der Hand ging er selbst zu dem Marschall und bat für eine Unglückliche, die an den gegen ihren Mann erhobenen Beschuldigungen keinen Theil habe, und Davoust war edel genug, diese Unbefangenheit nicht übel zu deuten und selbst einen sehr bedeutenden Beitrag zu unterzeichnen. Später glaubte Gruner dennoch aus Posen entweichen zu müssen; er floh heimlich nach Königsberg, und als die Franzosen auch hierher kamen, nach Tilsit. Hierauf, nach der Räumung Königsbergs vom Minister Stein bei der Reorganisirung des zertrümmerten Staates angewendet, kam Gruner dann 1809 nach Berlin, um die neue Städteordnung einzuführen und das Amt eines Polizeipräsidenten zu übernehmen. In dieser, zu jener Zeit eben so schwierigen als wichtigen und gefahrvollen Stelle, benahm er sich mit der größten Klugheit, konnte jedoch dem Schicksale nicht entgehen, daß die ohnedem schon längst auf ihn aufmerksamen und seit Schills abenteuerlichen Zug noch mehr zum Argwohn gestimmten Franzosen ihn verfolgten und ihn indirect zwangen, seine Stelle niederzulegen (1811), worauf sich dann Gruner bald, nachdem er eine kurze Zeit lang das Polizeifach im Staatsrathe bearbeitet hatte, ob aus eigenem Antrieb oder vielleicht auf geheimen Befehl? ist ungewiß, nach Friedland in Böhmen begab (1812), von wo aus er nebst einigen Gleichgesinnten und unterstützt von England und Rußland aus, Verbindungen durch ganz Deutschland zum Sturz der Napoleonischen Herrschaft anknüpfte. Der Plan dieser Vereinigung soll gewesen sein, bei tieferem Eindringen der Franzosen in Polen, die im Rücken der Armee gelegenen Magazine zu verbrennen und dann durch einen allgemeinen Aufstand in Deutschland (dem stets vielfach getheilten, in Meinung, Form und Ansichten!) den letzten Schlag auszuführen. Mag hiervon wahr sein, so viel da will, die französische Wachsamkeit kam den Absichten zuvor. Gruner wurde in Prag auf Requisition des preußischen Hofes festgenommen und nach Peterwardein, an der slavonischen Grenze abgeführt. Erst zu Ende des folgenden Jahres kam er durch die Verwendung des petersburger Hofes, welcher ihn als russischen Staatsrath reklamirte, wieder los. Jetzt aber trat Gruner in große Wirksamkeit. Durch den Minister Stein, welcher in Frankfurt a. M. die Centralverwaltung der schnell gebildeten Generalgouvernements leitete, erhielt er die Direction des vom Niederrhein, wo er, in Düsseldorf seinen Sitz nehmend, vorzüglich viel für die damalige allgemeine Sache that. Mit Görres bekannt werdend, den er hinwiederum zum Director des öffentlichen Unterrichts in den Rheinlanden seines Gouvernements ernannte, nahm Gruner hier auch durch manchen Aufsatz an dem damals vielgelesenen rheinischen Merkur Theil, und nicht lange darauf ward ihm auch noch die Leitung der Angelegenheiten in den Ländern des

Gruppirens, ist daher für diese Künste von ungemeiner Wichtigkeit. Es gibt dafür ästhetische und artistische Gesetze. Alle Anfoderungen der Aesthetik an eine Gruppe lassen sich auf Einheit des Interesse zurückführen, bei welcher die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks keineswegs aufgehoben ist. In historischen Gemälden erhalten alle Figuren dadurch Beziehung auf die Hauptfigur, auf welche nun die Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet wird. Die artistischen Gesetze haben zur Absicht, die in diesem Geist erfundenen Gruppen dem Sinne faßlich und angenehm zu machen, welches durch die Form und Beleuchtung bewirkt wird. Als Musterform der Gruppe hat man die Weintraube, den Kegel, die Pyramide genannt. Die Traube nannte Titian als Musterform, weil sie nach Umriß und Oberfläche eine Einheit in der angenehmsten Abwechselung, und alle nöthigen Verschiedenheiten von Licht und Schatten, Halbschatten und Wiederscheinen zeigt. Bei den letzteren Musterformen hat man auf das Verhältniß der schmalern Höhe gegen die breitere Grundfläche gesehen. Mengs verlangt, daß man die größeren Massen in die Mitte, die kleineren an den Rand bringe, weil das die Gruppe angenehmer und leichter mache, daß man die Figuren nicht nach der Reihe stelle, nicht viele äußere Theile in geraden, horizontalen, senkrechten oder schiefen Linien anbringe, die geometrischen Figuren, das allzu Ebenmäßige und Wiederholungen vermeide, und nur die schönsten Theile zeige. Außerdem räth er, die Gruppe aus Figuren in ungerader Zahl zusammenzusetzen, und auf gleiche Weise bei der Zusammenstellung mehrerer Gruppen zu einem Bilde zu verfahren. Unter den geraden Zahlen, sagt er, sind die erträglichsten die, welche aus zwei ungeraden zusammengesetzt werden, z. B. 6, 10, 14; die geraden doppelten aber, z. B. 4, 8, 12, können niemals mit Grazie gebraucht werden. Die Ursache dieses Rathes ist leicht zu finden; sie ist keine andere, als Vermeidung des allzu Gleichmäßigen. Sind nun aber gleichförmige Figuren in einer Gruppe nicht zu dulden, so dürften es gleichförmige Gruppen in einem Gemälde wol eben so wenig sein, und Pyramidalgruppe an gleiche Pyramidalgruppe gesetzt, würde dem Ganzen ein steifes, gezwungenes Ansehen geben. Uebrigens können zerstreut scheinende Gegenstände oft zwei, außerdem getrennte, Gruppen vereinigen, wozu der Künstler die Kunstgriffe des Lichtes und Schatten zu Hülfe nimmt.

Gryph (Andr.), war 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren, verlor seinen Vater noch vor seinem fünften Jahre, und 1628 auch seine Mutter. Ostern 1631 ging er nach Görlitz, hier die öffentliche Schule zu besuchen. Wegen des Kriegs aber kehrte er nach Rickersdorf zu seinem Bruder Paul zurück und von da auf die Schule nach Glogau. Auch von hier vertrieb ihn der Krieg. Er kam auf die Schule nach Fraustadt, wo der berühmte Rector Jacob Rollius seine Studien neu belebte, und ging im Mai 1634 nach Danzig. Nach vollendeten akademischen Studien, in denen er sich eine gründliche Kenntniß der Rechtswissenschaft erwarb, kehrte er 1636 wieder nach Hause zurück, und wurde Hauslehrer, mußte aber wegen eines Gedichts, worin er die Leiden seines Vaterlandes schilderte, sich entfernen. Nach zehnjährigen Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien, auf welchen er die Bekanntschaft der merkwürdigsten Gelehrten machte, kehrte er endlich in sein Vaterland nach Fraustadt zurück. Mehrere Anträge zu akademischen Lehrstellen lehnte er ab, weil er seinem Vaterlande dienen wollte, und ward auch 1647 Landsyndicus des Fürstenthums Glogau. 1662 ward er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er der Unsterbliche hieß. Der kaiserliche Pfalzgraf, Georg Schönborner,

Stockholm abgeschlossenen Vertrage wurde diese Insel an Schweden abgetreten, das dieselbe aber im pariser Frieden, gegen anderwärts zu erhaltende Entschädigung, an Frankreich wieder zurückgab.

Guarini (Giovanni Battista), 1537 zu Ferrara geboren, stammte aus einer um das Wiederaufblühen der Wissenschaften und der Dichtkunst verdienten adelichen Familie. Nachdem er in seiner Vaterstadt, zu Pisa und Padua studirt, und an ersterm Orte über die Ethik des Aristoteles öffentliche Vorlesungen gehalten, trat er in die Dienste des Herzogs Alphons II., der seine trefflichen Talente schätzte, ihn zum Cavalier machte, und als seinen Gesandten an die Republik Venedig, an Emanuel Filibert, Herzog von Savoyen, an Gregor XIII., an Maximilian II., an den zum Könige von Polen erwählten Heinrich von Valois, und als dieser unter dem Namen Heinrich III. den französischen Thron bestiegen hatte, an die polnischen Stände abschickte, um ihn, den Herzog, zum Könige vorzuschlagen. Das Mißlingen dieser Sendung, für die er einen Theil seines Vermögens aufopferte, ward von seinen Neidern benutzt, ihm die Gunst seines Fürsten zu rauben, so daß er sich nach so wichtigen Diensten in Gnaden entlassen sah. Er beschloß, jetzt in literarischer Eingezogenheit theils in Padua, theils auf einem Landgute zu leben, wurde aber schon 1585 als Staatssecretär zurückgerufen. Aufs neue zu großem Ansehen am Hofe gelangt, nahm er dennoch zwei Jahre darauf seine Entlassung, da der Herzog in einem Streit Guarinis mit der Schwiegertochter desselben, eine ihm mißfällige Entscheidung gegeben hatte, und lebte hierauf wieder als Privatmann. 1597 trat er in die Dienste des Großherzogs Ferdinand I. von Toscana. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit. Er argwohnte, der Herzog habe die von seinem jüngsten Sohne heimlich und wider des Vaters Willen geschlossene Ehe begünstigt, entzweite sich darüber mit ihm, und begab sich zum Herzoge von Urbino. Nachdem er demselben einige Zeit gedient hatte, kehrte er nach Ferrara zurück, hielt sich aber, seiner zahlreichen Processe wegen, in die ihn seine Streitsucht verwickelte, abwechsend zu Venedig, Padua und Rom auf. 1605 erschien er als Abgesandter seiner Vaterstadt in Rom, um Paul V. zu seiner Erhebung Glück zu wünschen. Er starb 1612 zu Venedig. Guarini gehört zu den trefflichsten und zierlichsten Schriftstellern und Dichtern Italiens, wie seine Briefe, sein in dialogischer Form abgefaßter Segretario, sein Lustspiel L'Idropica, seine Rime und vor allem sein Pastor Fido beweisen. Durch dieses Schäferdrama, das 1585 zum erstenmal zu Turin bei der Vermählung Carl Emanuels, Herzogs von Savoyen, mit Catharina von Oesterreich, aufgeführt, nachher häufig auf die Bühne gebracht, und fast in alle Sprachen übersetzt wurde, ist sein Name unsterblich geworden. Der flüchtigste Blick lehrt, daß dasselbe keineswegs eine Nachahmung des Aminta sei, den es weit übertrifft an sinnreichen Wendungen, epigrammatischen Wortspielen und dichterischem Schmuck, welche Eigenheiten ihm aber, weil man sie für das Schäferdrama wenig passend hielt, auch häufigen, doch ungerechten Tadel zugezogen haben. Guarinis Werke erschienen zu Ferrara 1737 in 4 Quartbänden. Sein trattato della politica liberta (geschrieben um 1599) erschien zum erstenmal gedruckt, Venedig 1818, mit seinem Leben, von Ruggieri.

Guebriant (Jean Baptista Budes, Graf von) Marschall von Frankreich und einer der ausgezeichnetsten Krieger seiner Zeit, wurde 1602 auf dem Schlosse Plessis-Budes in der Bretagne geboren. Als jüngerer Sohn einer zwar alten, aber verarmten Familie, blieb ihm

besuchte ihn, und reichte ihm ihre Hand dar, „um diejenige zu berühren, die so viele Meisterwerke hervorgebracht habe." Der König von Frankreich bot ihm die Stelle seines ersten Malers an, aber er zog es vor, ein Zimmer in dem Palast des Herzogs von Modena anzunehmen. Von Charakter war er sanft, aufrichtig, höflich, wohlthätig, seine Kunstgenossen unterstützte er mit Rath und That. Er starb 1667. Seine vorzüglichsten Arbeiten befinden sich zu Rom, Parma, Piacenza, Modena, Reggio, Mail und Paris im Museum. Er stellte gewisse Gegenstände mit vieler Wahrheit dar; aber Correctheit, Adel und Ausdruck, welche nur durch ein überdachtes Studium erzeugt werden, fehlten ihm gewöhnlich, denn er glaubte dadurch sein Genie in die Fesseln der Nachahmung zu legen. Er entfernte sich besonders von Guido und Albani, deren Manier ihm schwach schien. Wenige Maler haben mit soviel Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet. Als er einst von Geistlichen am Vorabend eines Feiertages gebeten wurde, ihnen für den Hauptaltar einen Gott Vater zu malen, vollendete er das Bild in Einer Nacht bei Fackelschein.

Guerike (Otto von), Bürgermeister zu Magdeburg, einer der fleißigsten und verdienstvollsten Physiker des 17. Jahrh. Er war daselbst den 20. Nov. 1602 geboren, studirte zu Leipzig, Helmstädt und Jena die Rechte, zu Leyden Mathematik, und besonders Geometrie und Mechanik, reiste nach Frankreich und England, diente eine Zeit lang als Oberingenieur zu Erfurt, wurde 1627 Rathsherr zu Magdeburg, 1646 Bürgermeister und brandenburgischer Rath, legte fünf Jahre vor seinem Tode seine Aemter nieder, begab sich zu seinem Sohne nach Hamburg, und starb daselbst den 11. Mai 1686. Er erfand um das J. 1650 die Luftpumpe, zu derselben Zeit, als Robert Boyle eine ähnliche Idee in England faßte. Durch diese Maschine wurde die Gestalt der Experimentalphysik völlig verändert, und eine genauere Kenntniß von der Natur und den Wirkungen der Luft begründet. 1654 machte er auf dem Reichstage zu Regensburg vor Kaiser Ferdinand III., dessen Sohne, dem römischen Könige Ferdinand IV., mehreren Churfürsten und andern Reichsständen die ersten öffentlichen Versuche mit seiner Maschine. Die erste Luftpumpe, womit Guerike zwei Halbkugeln ziemlich luftleer machte, wurde auf der königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, und ist 1807 nach Frankreich geschafft worden. Ohne Zweifel ist sie jetzt wieder in Berlin. Ferner erfand Guerike eine Luftwage, und die kleinen Glasfiguren, deren man sich vor der Erfindung des Barometers bediente, um die Veränderungen der Temperatur anzuzeigen. Ueber seine Versuche wegen des Drucks der Luft s. d. A. Halbkugeln (Magdeburger). Auch mit der Astronomie beschäftigte er sich. Seine Meinung, daß sich die Wiederkehr der Kometen werde bestimmen lassen, hat sich bestätigt. Guerikes wichtigste Beobachtungen sind gesammelt 1672 zu Amsterdam in Fol. erschienen unter dem Titel: Experimenta nova, ut vocant, Magdeburgica u. s. w. (Vergl. Luftpumpe.)

Guerillas hießen im spanischen Revolutionskriege leichte Kriegerschaaren, die dem Feinde in vielfacher Hinsicht Schaden thaten, dabei aber durch ihre, auf den Gebirgkrieg berechneten Bewegungen gegen seine Angriffe gesichert waren. Es war der General Juan Martin, mit dem Beinamen El Empecinado, der zuerst in der Nähe von Madrid selbst zur Zeit als Saragossa eingenommen und Spanien nach den Niederlagen seiner Heere ohne Rettung verloren zu sein schien, eine solche Schaar errichtete. Romana aber führte sie allgemeiner ein.

Sie trugen wesentlich bei, das Vertrauen des Volkes auf endlichen glücklichen Erfolg, diese moralische Kraft der Nation, zu erhalten, welche wieder den Muth zum Widerstand gegen den Feind belebte. Sie streiften selbst bis in die von dem Feinde besetzte Hauptstadt, und überzeugten dadurch täglich jedermann, daß der Widerstand, wie die Franzosen gern geglaubt wissen wollten, keineswegs aufgehört habe. Ihre oft glücklichen, unter den Augen der Bewohner der Hauptstadt ausgeführten Unternehmungen stärkten die Ausdauer der Bürger, und nicht minder wichtig war es, daß sie alles, was sich irgend Günstiges für die Sache der Spanier ereignete, blitzschnell überall, und oft mit Uebertreibungen verkündigten, wodurch die Wirkung der von den Franzosen auch in Spanien versuchten Entstellung oder Verschweigung der Wahrheit vereitelt ward. Auch der bekannte englische General Rob. Wilson hatte auf die Bildung, die Organisation und die Erfolge der Guerillas großen Einfluß.

Guérin, Schüler von Regnault, ist einer der bedeutendsten Künstler der neuern französischen Schule. Eine sanfte Schwermuth spricht aus seinen Werken, ein stiller Ernst herrscht darin. Auffallend ist seine Neigung zu geradlinigen Stellungen, besonders der Arme. Er neigt sich zur Antike; sein Styl ist edel und anmuthig, sein Colorit durchscheinend und harmonisch. Das erste Gemälde, wodurch er sich Ruhm erwarb, war sein Opfer vor Aeskulaps Statue nach Geßners Idylle. Die dankbaren Kinder umgeben stützend den eben wieder genesenen Vater; das knieende Mädchen ist äußerst lieblich; doch hat das Ganze noch Mängel, die von der jugendlichen Unerfahrenheit des Künstlers zeugen. Es befindet sich in der Gallerie zu Versailles. Marcus Sextus war das Gemälde, wodurch Guérin auch noch als Jüngling 1800 allgemeines Aufsehen erregte. Sein tiefstes Gemüth spricht sich darin aus, man sieht, wie reger Geist und zarte Innigkeit die Nacht seiner Schwermuth erleuchten. Der edle Verbannte ist hier dargestellt, wie er zurückkehrt und seine geliebte Gattin todt findet. Guérins nächstes Werk, Hyppolit und Phädra, welches 1802 ausgestellt wurde, erwarb ihm den Preis und eine Kunstreise nach Italien. Dies Gemälde hat unstreitig sehr viele Schönheiten, aber auch etwas Theatralisches und Uebertriebenes. Der Ausdruck der geisterbleichen, wildverstörten Phädra, die hier neben Theseus sitzend dargestellt ist, erschüttert auf zu grelle Weise. Theseus, nur von einem Streiflicht beleuchtet, hat echt königliche Würde; herrlich ist der im ernsten Jünglingsstolz, im ruhigen Selbstgefühl ihnen gegenüber stehende Hyppolit, an den sich seine Jagdhunde traulich schmiegen; er erträgt die falsche Beschuldigung mit stummer Verachtung. Die Einfachheit der Zeichnung dieses Bildes hat jedoch etwas Gesuchtes, und das Colorit etwas Kaltes. Doch wurde es mit großem Beifall aufgenommen, nur der bescheidene junge Künstler selbst war nicht mit sich zufrieden, und sehnte sich, in Italien den rechten Geist der Kunst zu erspähen. Nach seiner Rückkehr bekam er den Auftrag, Napoleon zu malen, wie er den Rebellen in Cairo verzeiht, auf dem Platz Elbekeïr. Der sinnige Künstler wußte alle Vortheile dieser Aufgabe zu benutzen. Die edeln Formen, die glühende Farbe, die malerische Tracht dieser Morgenländer, der Glanz jenes Himmels, die Eigenthümlichkeit der Landschaft, die Einheit der Handlung bei der Mannichfaltigkeit der Gefühle, Abstich zwischen Europäern und Asiaten, alles diente willig dem kunsterfahrnen Sinn. Links steht Napoleon etwas erhöht, man sieht ihn im Profil; der hier nothwendige Ausdruck des klugen

Mißtrauens und des stillen Ernstes ist hier meisterhaft aufgefaßt. Hinter ihm gruppiren sich seine Generale zwanglos und malerisch. Ganz vorn, mit dem Gesicht in das Bild hinein nach dem Sieger hingewendet, steht der Dolmetscher; in ruhig edler Haltung spricht er für seine Landsleute; ein dunkelrother Kaftan wallt bis auf seine Füße herab; ein reicher, vielstimmiger Accord ist rechts die Gruppe der bezwungenen ägyptischen Rebellen. Zwei ängstlich hoffende, innig flehende Sklaven haben sich ganz vorn zur Erde geworfen; ein tiefsinnig ernster Greis, dem weiße Locken das schwarzbraune Gesicht umkräuseln, sinkt wort- und klaglos neben jenen auf die Kniee. Nahverwandt scheint ihm ein an Wunden Sterbender, der weiter vorn liegend eben den letzten Lebensathem verhaucht. Hinter jenem Greis befindet sich der verwundete Anführer der Rebellen, dem franz. Soldaten die Fesseln von den entblößten Armen streifen; ungebeugt ist sein Wille, trotzig sein Sinn, er weicht nur der Uebermacht, ein Hoffnungsfunken, vielleicht einst wieder frei zu wirken, glimmt düster in ihm. Jugendlich arglos und unbefangen neugierig drängt sich ein Jüngling neben ihm hervor, und hängt mit Aug' und Seele an dem bewunderten Sieger. Aeltere Muselmänner, mit niedergeschlagenem Blick und auf der Brust gekreuzten Händen, stehen still ergeben weiter zurück; den franz. Chasseurs, welche die Gefangenen begleiten, sieht man die Ermattung an. Die Beleuchtung ist sehr effectvoll, ein über der Gruppe der Franzosen sich ausbreitender Baum wirft Schlagschatten mit durchfallenden Streiflichtern auf die Aegypter, so daß dies ohnehin dunkelfarbige Volk desto bestimmter gegen den klaren, wolkenlosen Himmel absticht. Zur Ausstellung von 1812 malte Guérin das treffliche Gemälde der Andromache. Voll Reiz und Farbenzauber ist sein späteres Werk: Cephalus und Aurora. Doch größere Gemälde, als je zuvor, stellte der junge Künstler 1817 aus: eine Dido, welche der Erzählung des Aeneas zugehört, reizend ausgeführt und im echt Virgilischen Sinn gedacht, und eine Clytämnestra, in dem Augenblick dargestellt, wo Aegisth sie hindrängt zum Mord des schlafenden Gatten. Genial war es, zur Beleuchtung dieser Scene so ein düsteres, blutrothes Licht zu wählen. Guérin malt nur selten Porträts, aber sie gelingen ihm trefflich. 1817 trug ihm der König auf, das Porträt des Helden der Vendée, Henri de la Roche Jacquelin, zu malen, so dargestellt, wie er eine Verschanzung erstürmt; es wurde ein höchst gelungenes, ausdrucksvolles Bild. 1816 wurde Guérin zum Director der französischen Malerschule in Rom ernannt, aber seine zarte Gesundheit hinderte ihn, diese Stelle anzunehmen. Er ist Mitglied der Akademie und der Ehrenlegion; sein Charakter ist höchst liebenswürdig, anspruchlos und bescheiden. Wl.

Guernsey (franz. Greneséy) und Jersey, zwei brittische Inseln im Canal; beide haben ihre eignen Gesetze. Guernsey hat auf 6 Q. M. 19,000 Einw., und mißt von Südwest nach Nordost 13½, und von Ost nach West, da, wo sie am breitesten ist, 12½ engl. Meile. Die Luft ist gesund und der Boden fruchtbar, aber nicht gehörig angebaut. Die Ufer sind theils durch steile Felsen, theils durch künstliche Befestigungen vor jedem feindlichen Angriff gesichert. Die Hauptstadt St. Petersport hat einen trefflichen Hafen. Jersey, ebenfalls durch Natur und Kunst sehr befestigt, zählt auf 5¼ Quadr. M. 25,000 Einwohner. Die Viehzucht, besonders die Pferdezucht, ist beträchtlich. Die wichtigsten Städte sind St. Helier und St. Aubin,

letztere mit einem guten Hafen. Hier, wie auf Guernsey, besorgen die Verwaltung und die Rechtspflege ein Statthalter, ein Amtmann und zwölf Geschworne, welche vom König ernannt werden.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, verewigte sich durch seinen mit gemessener Klugheit verbundenen Heldenmuth. Er war gegen das J. 1314 auf dem Schlosse Motte-Broon bei Rennes geboren. Die Dichter leiten den Ursprung seines Geschlechts von einem Maurenkönig ab. Seine Aeltern vernachlässigten seine Erziehung so sehr, daß er, nach dem Muster der meisten Edelleute damaliger Zeit, niemals weder schreiben noch lesen lernte. Von seiner zartesten Kindheit an athmete er nur Krieg und Kampf. Er hatte ein Regiment aus seinen Altersgenossen gebildet, sich zu ihrem General gemacht, und lehrte sie, indem er sie in Compagnien theilte, die Kunst, sich in Schlachtordnung zu stellen. Der aufbehaltenen Nachrichten zufolge war er stark von Wuchs, mit breiten Schultern und nervigen Armen. Seine Augen waren klein, lebhaft und voll Feuer. Seine Physiognomie hatte nichts Angenehmes. „Ich bin sehr häßlich", sagte er als Jüngling, „den Frauen werde ich nie gefallen; aber ich werde mich wenigstens den Feinden meines Königs furchtbar zu machen wissen." Ganz durch eigene Kraft schwang er sich empor. Siebzehn Jahr alt, gewann er den Dank in einem Turnier zu Rennes. Er war unbekannt und wider den Willen seines Vaters dahin gegangen. Seitdem führte er unablässig die Waffen, und stets mit Erfolg. Nach dem unglücklichen Tage von Poitiers, 1356, kam er, während der Gefangenschaft des Königs Johann, dessen ältestem Sohne Carl, der die Regierung verwaltete, zu Hülfe. Melun ergab sich, die Seine wurde befreit, und mehrere Plätze unterwarfen sich ihm. Carl V., der 1364 seinem Vater gefolgt war, belohnte Guesclins Verdienste nach Gebühr, der noch in demselben Jahre den Sieg bei Cocherel über den König von Navarra davon trug. Seine Erfolge beschleunigten den Frieden. Dann unterstützte er Heinrich, der den Titel eines Königs von Castilien angenommen hatte, gegen seinen Bruder, Peter den Grausamen, entriß diesem die Krone und sicherte sie Heinrichen, der ihn dafür mit einer großen Geldsumme belohnte und zum Connetable von Castilien ernannte. Bertrand kehrte bald wieder nach Frankreich zurück, um sein Vaterland gegen England zu vertheidigen. Die bisher in allen Gefechten siegreichen Engländer wurden überall geschlagen. Zum Connetable von Frankreich erhoben, überfiel er sie in Maine und Anjou, und nahm selbst ihren Anführer Grandson gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter die Herrschaft Frankreich, so daß den Engländern nichts übrig blieb, als Bordeaux, Calais, Cherborg, Brest und Bayonne. Mitten unter seinen Triumphen ereilte ihn der Tod vor Chateau-neuf-de-Randon, den 13. Juli 1380. Sein Leichnam ward mit königlichen Ehren neben dem Grabmale beerdigt, das Carl V. für sich bestimmt hatte. Nach ihm hat Frankreich unter seinen vielen großen Feldherren nur Einen gehabt, der mit ihm verglichen werden kann, Turenne. Beide waren gleich tapfer, bescheiden und großmüthig. Du Guesclin war zweimal vermählt, hinterließ aber keine Kinder, außer einem natürlichen Sohne, Michel du Guesclin.

Guevara (Louis Valez de las Duenas y), ein dramatischer Dichter Spaniens, den man seines Witzes und seiner Laune wegen nur den spanischen Scarron zu nennen pflegt, wurde zu Ecija in Andalusien 1574 geboren. Er hatte sich der Rechtskunde gewidmet und

lebte als Advocat in Madrid, wo er öfters durch seinen stets fließenden Witz und seine unerschöpfliche gute Laune selbst bei den ernstesten Rechtsverhandlungen sowol die stets zahlreich versammelten Zuhörer, als die Richter zum Lachen brachte. So erzählt man von ihm, daß er einst einen Verbrecher dadurch vom Tode rettete, daß er während der Verhandlung die Richter durch ein Bonmot dermaßen in heitere Stimmung versetzte, daß sie nun unmöglich mehr die Sache so ernst und schwer nehmen konnten, wie sie eigentlich war. Der Fiscar aber, nicht so voll Bonhomie wie die Andern, trug wegen dieser Unregelmäßigkeit auf Guevaras Bestrafung an, und wirklich verurtheilte auch das Gericht den munteren Sachwalter zu einer ziemlich ansehnlichen Geldstrafe. Dieser Vorgang wurde dem König (Philipp IV.) hinterbracht, der, als er Guevara deswegen selbst vernahm, durch die drollige Erzählung des ganzen Herganges sich gleichfalls so belustigt fühlte, daß er nicht allein dem Beklagten die Geldstrafe zurückzahlen ließ, sondern dem Verbrecher auch das Leben schenkte und ihn blos verbannte. Von diesem Augenblick an genoß aber Guevara der besondern Gunst des Monarchen, welcher sein Talent, Verse zu machen, kannte und ihn veranlaßte, Komödien zu dichten (Philipp IV. dichtete zuweilen selbst welche, die er dann dem Guevara zur Durchsicht übergab, und die hernach öfters am Hofe aufgeführt wurden). Auf dieser neuen Bahn machte Guevara nicht wenig Glück. Seine Stücke wurden mit großem Beifall aufgenommen und verdienen auch wegen ihrer trefflichen Charakterzeichnung und ihres großen Reichthums an ächt komischen Zügen, die Lobsprüche, welche ihnen Lope de Vega ertheilt. Was jedoch am mehrsten Guevaras dichterischen Ruhm begründete, war sein „Diablo conjuelo, o memorial de la otra vida," ein eben so elegant als witzig geschriebener Roman, in welchem der Dichter die Sitten seiner Landsleute und das Leben in Madrid zu seiner Zeit auf das witzigste und geistreichste schildert und mit einer unnachahmlichen Satyre geißelt. Le Sage's bekannter „Diable boiteux" ist eine Art Fortsetzung davon und der spanische Roman diente dem späteren Autor gewissermaßen zum Anlehnungspunkt. Von diesem Romane von Guevara hat man übrigens eine wörtliche Uebersetzung ins Französische (vom Verf. der Lectures amusantes) und eine ins Italienische. Guevara starb zu Madrid, 72 Jahr alt, im Januar 1646, bis an sein Ende sich der Gunst des Monarchen erfreuend und bis an sein Ende ein oft übertrieben leidenschaftlicher Verehrer des andern Geschlechts. Viele seiner Witzworte sind in seinem Vaterlande ins Volk übergegangen und heut zu Tage hört man solche noch oft als Sprüchwörter jenseits der Pyrenäen. Ein anderer **Guevara** (Sebastian) lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und machte sich als Romanzendichter bekannt und beliebt. Valladolid war seine Vaterstadt und sein Todesjahr 1610. Außer diesen beiden gibt es noch zwei geschätzte Dichter dieses Namens, (**Peter** und **Johann Baltram**), wovon der Erste 1596 und der Andere, der mehrere Theaterstücke schrieb, 1702 starb. Ferner ist noch als Vf. einer geistreichen Abhandlung über die Malerei Don **Philipp Guevara** aus dem Hause Ladron de Guevara bekannt, welcher mehrmals von Carl V. zu Gesandtschaften gebraucht wurde und sich bei der Einnahme von Tunis auszeichnete. Seine eben erwähnte Abhandlung wurde 1788 in Madrid von Antonio Ponz im Druck herausgegeben. Ein Sohn dieses Philipp Guevara, Diego Guevara, welcher 1566 starb, war einer der ausgezeichnetsten Mathematiker Spaniens.

Guglielmi (Pietro), war 1727 zu Massa Carrara, woselbst

sein Vater, Giacomo Guglielmi, Kapellmeister des Herzogs von Modena war, geboren. Er studirte bis zu seinem 18. Jahre die Musik unter seinem Vater, ging darauf nach Neapel in das Conservatorio di Loretto, welchem der berühmte Durante vorstand. Guglielmi verrieth wenig Anlage zur Musik, aber Durante hielt ihn zu den Studien des Contrapunkts und der Composition an. Er trat mit dem 28. Jahre aus der Anstalt, und fing sogleich an, für die italienischen Theater komische und heroische Opern zu componiren. In beiden Gattungen arbeitete er mit gleichem Glück. Er wurde nach Wien, Madrid und London berufen und kehrte in einem Alter von ungefähr 50 Jahren nach Neapel zurück. Hier zeigte sich sein Talent am glänzendsten. Zwei Meister hatten das große Theater von Neapel eingenommen, und stritten um die Palme, Cimarosa und Paesiello. Er nahm die edelste Rache an letzterem, über welchen er sich zu beklagen hatte. Jedem Werke seines Gegners stellte er ein anderes entgegen, und besiegte ihn unablässig. 1793 ernannte ihn Pius VI. zum Kapellmeister von St. Peter, welches ihm Gelegenheit gab, sich in der Kirchenmusik auszuzeichnen. Man zählt von ihm über zweihundert Werke, welche sich durch einfachen und lieblichen Gesang, durch eine klare volltönende Harmonie, und durch Begeisterung und Eigenthümlichkeit auszeichnen. Er starb 1804 in seinem 77. Jahre. Sein Sohn, Pietro Carlo, ist ebenfalls ein ausgezeichneter Componist.

Guiana, ein 400 Stunden langer Landstrich in Südamerika. Die Küste zieht sich 100 Seemeilen weit, von dem Ausfluß des Orinocco bis zu der Mündung des Marannon oder Amazonenflusses. Entdeckt ward Guiana von dem spanischen Seefahrer Vasco Nunez, der 1504 die ganze Küstenstrecke befuhr, und sie Tierra firma nannte. Indessen scheinen die Spanier sich so wenig um die Benutzung dieser Entdeckungen bekümmert zu haben, daß erst 1595 der englische Seefahrer Walther Raleigh 100 Meilen weit in den Orinocco hinaufsegelte. Dann fanden sich mehrere Freibeuter an diesen Küsten ein, und 1634 war schon in Surinam eine Ansiedelung von Franzosen und Engländern unter der Anführung eines Capitän Marschall, welche in Menge Tabak bauten. Diese Colonie wurde anfangs unter brittischen Schutz gestellt, dann aber den Holländern überlassen. Späterhin haben sich angesiedelt: die Franzosen zwischen den Flüssen Maroni und Oyapock; die Portugiesen zwischen dem letztern und dem Amazonenfluß; die Holländer zwischen dem Maroni und dem Cap Nassau; die Spanier endlich von dem letztern an bis zur Mündung des Orinocco und noch mehrere 100 Meilen ins Land hinein. Das spanische Guiana, die größte und wichtigste Besitzung, vom Essequebo bis an den Orinocco, hat auf 14,758 Q. M. 52,000 Einw., worunter 30,000 Indianer. Der Küstenstrich beträgt 40 Seemeilen, aber die Niederlassungen am Orinocco ziehn sich bis an den Aequator hinauf in das Land, welches zu dem fruchtbarsten auf der Erde gehört. Es ist von den wilden und blutdürstigen Karaiben bevölkert, deren Haß gegen die Spanier die Holländer unterhalten sollen, um ihren eigenen Handel weiter ausbreiten zu können. Die Hauptstadt St. Thomas oder Angostura (jetzt der Sitz des Congresses von der Republik Columbia), liegt am Ufer des Orinocco, 50 Meilen landeinwärts, und ist der Sitz eines Bischofs. In dem holländischen Antheil, Surinam (s. d. Art.), ist Paramaribo am Ausfluß des Surinam der Hauptort. Auch in Berbice, Demerari und Essequebo, die den Britten gehören (zusammen 510 Q. M.), sind vorzügliche Niederlassungen, wo besonders Zucker, Reis, Baumwolle, Caffee und Farbenholz gebaut und ausgeführt wer-

den. Was das französische Guiana betrifft, so ist Cayenne, auf einer Insel am Meere, der Hauptort. Es gibt nur 50 Pflanzorte im ganzen Lande. Das portugiesische Guiana gehört zu Brasilien. S. d. Art. Südamerika.

Guibal (Nicol.), Director der Malerakademie zu Stuttgard, zu Lüneville 1725 geboren, ging im funfzehnten Jahre nach Paris und ward im zwanzigsten Mitglied der Akademie; 1749 berief ihn der Herzog Carl Eugen nach Stuttgard, 1752 reiste er mit seiner Erlaubniß nach Rom. Hier ward er Mengs Freund und Schüler. 1755 begleitete er den Markgrafen Friedrich von Bayreuth auf einer Reise nach Italien und kehrte 1759 nach Stuttgard zurück. Er starb 1784. Seine Stärke waren geschichtliche und allegorische Gemälde, deren sich viele auf dem königlichen Schlosse zu Stuttgard oder auf der Solitüde befinden. In den Gemälden seiner Schüler findet man häufig in den schöneren weiblichen Gestalten das Bild der Gräfin von Hohenheim, damaligen Geliebten des Herzogs Carl von Würtemberg, in einzelnen Zügen wieder.

Guibert (François Antoine, Graf von), wurde 1743 zu Montauban geboren, wo sein Vater, ein Mann von ausgezeichneten militärischen Kenntnissen und dem trefflichsten Herzen, in dem Regimente Auvergne diente; später wurde derselbe Gouverneur der Invaliden. Der junge Guibert wurde zu Paris erzogen und folgte, dreizehn Jahr alt, seinem Vater in den siebenjährigen Krieg nach Deutschland, wo er drei Feldzügen als Hauptmann in dem Regiment Auvergne beiwohnte, und eben so vielen in dem Generalstabe der Armee, bei der sein Vater damals als Maréchal de Camp stand. Hier fehlte es ihm eben so wenig an Gelegenheit, seine militärischen Kenntnisse zu erweitern, als sich auszuzeichnen. In dem Treffen bei Bellinghausen, 1761, hatte er die besonnene Verwegenheit, eine durch den Wechsel der Umstände unpassend gewordene Ordre, die er überbringen sollte, dem Bedürfniß gemäß abzuändern, wodurch er zu dem glücklichen Ausgange desselben wesentlich beitrug. Er diente hierauf mit Auszeichnung im corsicanischen Kriege 1766. Der Anführer dieser Unternehmung, Graf Vaux, erwähnte seiner so rühmlich, daß er das Ludwigskreuz und bald darauf, als Oberst, den Oberbefehl der neu errichteten corsischen Legion erhielt. Er war damals vier und zwanzig Jahr alt. Seine Muse benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, und sein Essai général de Tactique, précédé d'un discours sur l'état de la politique et de la science militaire en Europe (Londres 1772), vermuthlich schon während der deutschen Feldzüge geschrieben, erregte um so mehr allgemeines Aufsehen, als man bei den meisten Heeren damals mit bedeutenden Reformen beschäftigt war. Hierauf machte er eine militärische Reise durch Deutschland. Sein Reisetagebuch, das, oft nur mit wenigen Worten, seine Beobachtungen enthält, ist in dieser Gestalt unter dem Titel erschienen: Journal d'un Voyage en Allemagne, fait en 1773, ouvrage posthume de Guibert, publié par sa veuve, et précédé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Toulongeon, avec fig. 1803. So unvollkommen auch dieser blos für den Verfasser selbst bestimmte Entwurf erscheint, so wird er doch anziehend durch viele Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, besonders auch von Friedrich II., dessen große Eigenschaften Guibert leidenschaftlich bewundert. Vor seiner Abreise hatte er sich durch die drei Trauerspiele: Le Connétable de Bourbon, la mort des Gracques, und Anna Boleyn auch als dramatischen Dichter gezeigt; doch haben

diese Stücke kein dauerndes Ansehen behaupten können, da Styl und Composition zu mangelhaft sind. 1769 erschien seine Défense du système de guerre moderne. Eine Streitigkeit über Gegenstände der Taktik, in die er sich um diese Zeit verwickelt sah, und wobei er sich gegen den Marschall von Broglio erklärte, der das auf den Küsten der Normandie zusammengezogene Uebungslager befehligte, veranlaßte ihn zu mehreren Schriften, unter andern zu der Réfutation complète du système de M. Ménil Durand. Sein Regiment, welches nach Amerika bestimmt war, erhielt Gegenbefehl, und Guibert mußte zu seiner Kränkung zurückbleiben. Die ihm dadurch gewordene Muse benutzte er zur Ausarbeitung seiner Histoire de la milice française, die jedoch nicht im Druck erschienen ist. Er bereiste um diese Zeit auch Frankreich, um die Invaliden=Compagnien für seinen Vater zu besuchen und den Mißbräuchen bei denselben abzuhelfen. 1786 ward er Mitglied der französischen Akademie; 1787 schrieb er seine berühmte Lobrede auf Friedrich II., welche zu den würdigsten Denkmählern gehört, die dem großen Könige gesetzt worden sind. Ueberhaupt gehören Guiberts Lobreden, unter denen wir noch eine auf Thomas und eine andere auf seine Geliebte, die l'Espinasse, namhaft machen, zu seinen vollendetesten Arbeiten. Kraft, Phantasie, Klarheit und eine gewisse Kunstlosigkeit fesseln den Leser und entschädigen ihn für manche Nachlässigkeit. Guibert war indeß bis zum Maréchal de Camp hinaufgerückt und Referent des Kriegsraths geworden, der an die Stelle des Kriegsministers gesetzt, und dem die Ausarbeitung eines neuen Militärcodex übertragen worden war; ein Posten, der ihm viel Arbeit und zugleich viel Verdruß verursachte. Er starb 1790 im 47. Jahre seines Alters. Der Hauptzug in seinem Charakter war Ruhmbegierde und eine alles umfassende Thätigkeit, seine herrschende Leidenschaft und sein Lieblingsstudium waren Kriegskunst und Kriegswissenschaft. Er hatte ein starkes Gedächtniß und eine sehr richtige Beurtheilungskraft.

Guicciardini (Francesco). Dieser berühmte Geschichtschreiber wurde den 6. März 1482 zu Florenz geboren, wo seine Familie, die übrigens noch besteht, in angesehenen Verhältnissen lebte. Anfänglich der Rechtskunde sich widmend, erwarb sich Guicciardini schnell einen so großen Ruf, daß er schon im 23. Jahre die Professur der Rechte erhielt und, ohngeachtet er noch nicht das von den Gesetzen seines Landes dazu vorgeschriebene Alter erreicht hatte, zum Gesandten an den Hof Ferdinands von Aragonien ernannt wurde. Drei Jahre darauf rief ihn Leo X. an seinen Hof und übertrug ihm die Verwaltung von Modena und Reggio. Diese Stelle bekleidete er auch unter Hadrian VI. zu allgemeiner Zufriedenheit, und als hierauf Clemens VII. (von Medicis) den päpstlichen Stuhl bestieg, ward er in die von den Parteien der Guelfen und Gibellinen zerrissene Romagna gesendet, woselbst es ihm durch strenge und gewissenhafte Ausübung der Gerechtigkeit bald gelang, die Ruhe wieder herzustellen. Auch sorgte er hier durch Anlegung von Landstraßen, Aufführung öffentlicher Gebäude, Errichtung nützlicher Anstalten, vielfach für das allgemeine Beste. Zum General=Lieutenant des heiligen Stuhls ernannt, vertheidigte er sodann mit großer Tapferkeit das von den Franzosen belagerte Parma (wenigstens berichtet er dies in seiner Geschichte selbst; Angeli, Verfasser einer Geschichte von Parma, meldet dagegen das völlige Gegentheil von ihm und bezüchtigt ihn ungemeiner Feigheit), und wurde später von den Florentinern nach dem Tode des Johann von Medicis ersucht, an dessen Stelle das Commando der berühmten schwarzen

Schaar, der Elite der damaligen Truppen in Italien, zu übernehmen, wogegen jedoch der Papst in so fern protestirte, daß er wenigstens Guiccardini noch für einige Zeit in seinen Diensten behalten konnte. Er stillte hier auch noch in der Eigenschaft eines päpstlichen Dieners den in Bologna ausgebrochenen Aufstand, und kehrte hierauf, ohngeachtet der heilige Vater ihn noch länger an sich zu fesseln suchte, in seine Vaterstadt zurück, wo er fortan in Zurückgezogenheit zu leben beschloß und (1534) sein großes Geschichtwerk über Italien begann, das seitdem in vielfachen Auflagen neu erschienen ist und ihm einen bleibenden Rang unter den ersten Historikern erworben hat. Auch in seiner Zurückgezogenheit nützte Guicciardini indeß immer noch dem Vaterlande und seine Rathschläge hielten oft die Ausbrüche der übertriebenen Verschwendungs- und Herrschsucht des Alexander Medicis, welcher den Geschichtschreiber sehr hoch schätzte, zurück. Derselbe Fall war auch mit Carl V., dessen Interesse Guicciardini in seinen Verhandlungen mit Neapel beförderte, und der einst, als sich seine Hofleute darüber beklagten, daß er den Florentiner ihnen vorzöge, erwiederte: „Ich kann jeden Augenblick hundert Grands von Spanien, aber in hundert Jahren keinen Guicciardini machen." Als Alexander Medicis durch seinen Verwandten Lorenzo ermordet wurde (1536) und die Florentiner unter des Cardinal Cibo Vorsitz die alte republikanische Verfassung herstellen wollten, da trat Guicciardini, einsehend, wie wenig das entartete Volk noch dazu tauglich war, fast allein auf, und bewieß, daß wenn der Staat nicht eine Beute der Fremden und der Factionen werden sollte, die monarchische Regierungsform bestehend werden müßte; und seine Beredsamkeit und die Kraft seiner Gründe errang den Sieg über die Menge, und Cosmus von Medicis wurde zum Großherzog von Florenz proclamirt. Guicciardini starb 1540 und wurde seiner Anordnung gemäß ohne Pomp in der Kirche Sancta Felicita zu Florenz beigesetzt. Seine strenge Rechtschaffenheit und sein edler Eifer fürs Beste des Staates machten, daß er allgemein bedauert wurde. Man erzählt von ihm, daß seine Liebe zu den Studien so groß gewesen sei, daß er oftmals zwei bis drei Tage, ohne sich niederzulegen und ohne Speise zu nehmen, bei seinen Arbeiten verweilte. Ein Werk von ihm, das später ins Französische übersetzt wurde: „Rathschläge in Staatssachen" erschien 1525 zu Antwerpen.

Guido (Gui) von Arezzo, d. h. aus Arezzo gebürtig, lebte im 11. Jahrh. als Benedictinermönch in dem Kloster Pomposa im Herzogthum Ferrara. Er ist in der Geschichte der Tonkunst einer der merkwürdigsten Männer und nicht mit Unrecht nennt man ihn den Vater der neueren Musik. Bis auf ihn hatte man aus Mangel einer Bezeichnung der einzelnen Töne in der Octave nur mühsam den sogenannten canto fermo (die einzige damals gebräuchliche Singart) einüben können, und die Sache war um so schwieriger gewesen, da sich eben deswegen das Verhältniß der halben Töne zu dem Verhältniß der verschiedenen Tetrachorden nicht wohl bestimmen ließ und daher fast stets eine unreine Intonation erfolgte. Lange sann Guido nach, diesem Uebel durch Aufstellung einer festen und sichern Regel, wie jetzt die diatonische Tonleiter ist, abzuhelfen, und er erkannte endlich, daß die ersten Sylben der zu jener Zeit häufig vorkommenden Hymne des heil. Johannes:

Ut queant laxis *Fa*muli tuorum
*Re*sonare fibris *Sol*ve poluti
*Mi*ra gestorum *La*bii reatum
Sancte Joannes,

durch die gebräuchliche Intonation eine aufsteigende diatonische Scala in folgender Gestalt bilden:

La
Sol
Fa
Mi
Re
Ut,

die, als Grund beim Gesange angewendet, ein richtiges Maß der diatonischen Töne innerhalb des Raums von einem Ton bis zu dessen Wiederkehr (Octave) geben. Nun hatte man zwar die sieben Töne, welche eine Octave bilden, schon vor ihm nach den ersten Buchstaben des Alphabets A, B, C, D, E, F, G genannt, allein Guido setzte nunmehr das Verhältniß folgendermaßen fest: C = ut, D = re, E = mi, F = fa, G = sol, A = la. Für das B allein fand sich in Guidos neuem Tonsystem, der die Hexachorden den Tetrachorden der Griechen substituirte, keine entsprechende Sylbe; spätere Musiker jedoch nahmen Si, andere Bi, noch andere Ei, Ni, Ci oder Za noch dafür an, wie denn überhaupt die Tonbenennungen seitdem nicht bei allen Völkern dieselben wurden, sondern die Italiener z. B. statt des dumpfklingenden Ut, Do setzten, die Engländer sich überhaupt nur 4 Sylben bedienen (mi, fa, sol, la), und die Deutschen den Gebrauch, die Scala mit Buchstaben zu bezeichnen (C, D, E, F, G, A, H), beibehielten. Diese Tonleiter war aber nicht das Einzige, was Guido erfand. Wie man sagt, war er der erste, welcher unsere heutige Art von Noten auf über einander gestellten Linien (um dadurch zugleich die Höhe des Tons zu bezeichnen) einführte, indem man dies früher beim Niederschreiben der Töne durch lateinische Buchstaben angedeutet hatte; auch bereicherte er die Musik noch durch Einführung des C und F Schlüssels und erweiterte das aus 15 Saiten bestehende Diagramma der Griechen auf 21 (2 Octaven u. eine Sexte, F A B C D E F G a b | c d e f g a b | c d / a b | c d) welches System seitdem nach der griechischen Gamma, auch Scala oder Main harmonique benannt wurde; letzteres, weil Guido zur Erleichterung des Studiums auf den Gedanken gekommen war, eine linke Hand zu zeichnen, auf deren Fingern durch Buchstaben die Töne des Claviers nach den Regeln der Tonveränderung, die man vor der Einschiebung des siebenten Tones (Si oder H) hatte annehmen müssen, um über die nach alter Art in dem Solfeggio nur gebrauchten 6 Töne nach oben oder unten hinausgehen zu können, angegeben waren. Ferner bestimmte er den Umfang, das Verhältniß und die Intervallen sowol der Octaven unter einander, als der Quinten und Quarten. Diese, auf die Ausbildung der Kunst ungemein wichtig einwirkenden Erfindungen sind ihm jedoch zum Theil von diesen und jenen abgestritten worden, und sollen bald früher, bald später von Andern gemacht worden sein; dem sei indeß wie ihm wolle, so viel bleibt immer gewiß, daß durch seine unbestreitbare Aufstellung der Singscala ein ungemeiner Gewinn entstand, indem nun, wie dies Guido an seinen Zöglingen selbst bewieß, mit Leichtigkeit in wenig Wochen richtig erlernt werden kann, was sonst das angestrengteste Studium und den eisernen Fleiß von Jahren erforderte. Von seinem Leben weiß man nur, daß er viel von Feinden und Neidern seines musikalischen Ruhmes zu leiden hatte und deswegen eine Zeit lang gezwungen war, sein Kloster zu verlassen und sich nach seiner Vaterstadt zurückzuziehen. Durch Johann XIX. oder XX. ward er aber wieder in Pomposa ein-

gesetzt und das Machtgebot dieses Papstes, der sich sehr für Guidos musikalische Entdeckungen interessirte und ihre Zweckmäßigkeit einsah, machte endlich auch die Gegner des gelehrten Mönchs verstummen. Gerbert, Abt von St. Blasien im Schwarzwalde, hat in seinen Scriptores ecclesiastici de musica sacra alles gesammelt, was er von Guido von Arezzos Werken habhaft werden konnte; doch haben diese Sachen jetzt nur noch antiquarischen Werth, besonders da durch die spätere Hinzufügung der siebenten Notenbenennung in der Octave seine Methode der Uebertragung des Tons in eine andere Octave, unbrauchbar geworden ist. Daß nach Guidos Tode, dessen Zeit sich nicht genau bestimmen läßt, andere Orden, wie z. B. die Camaldulenser, und andere Länder (die Normandie und Deutschland) auf die Ehre Anspruch machten, den Vervollkommer der Musik besessen zu haben und deswegen mancherlei unhaltbare Aufstellungen vorbrachten, mag hier nur noch schlüßlich erwähnt sein.

Guido Reni, s. Reni.

Guignes (Joseph de), einer der gelehrtesten Orientalisten, geboren zu Pontoise 1721, studirte die Sprachen des Orients unter dem berühmten Etienne Fourmont, und ward 1741 zum königlichen Dolmetscher, und 1753 zum Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften ernannt. Er legte sich besonders auf das Studium der chinesischen Charaktere. Indem er sie mit den alten Sprachen verglich, glaubte er zu entdecken, daß sie nur eine Art von Monogrammen seien, gebildet aus drei ägyptischen Buchstaben, und daraus schloß er, daß China durch eine ägyptische Colonie bevölkert worden sei. Das Journal des savans hat er 35 Jahre lang, so wie die Memoiren der Akademie mit einer großen Anzahl von Aufsätzen bereichert, in denen sich tiefe Gelehrsamkeit, neue Ansichten und eine scharfsinnige Kritik zeigen. In einem Alter von fast 80 Jahren gerieth er durch die Revolution in Mangel; aber auch in diesen Verhältnissen behielt er seine Gemüthsruhe, seine Uneigennützigkeit und seine Unabhängigkeit, die ihm nicht erlaubten, irgend eine Unterstützung anzunehmen. Er starb zu Paris 1800. Unter seinen zahlreichen Schriften behauptet unstreitig den ersten Platz seine Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tartares occidentaux, 5 V., 4. In diesem Werke, auf welches der Verfasser einen unermeßlichen Fleiß wendete, und zu welchem er die Materialien aus den wichtigsten, zum Theil noch unbenutzten morgenländischen Quellen, zu denen er sich den Weg durch ein umfassendes Sprachstudium gebahnt hatte, schöpfte, findet man viele Aufschlüsse über die Geschichte des Kalifats, der Kreuzzüge und des Orients überhaupt. Von Seiten des Fleißes ist kaum etwas zu wünschen übrig geblieben; dagegen vermißt man hin und wieder die gehörige Sorgfalt im Styl, einen reinen Geschmack und die nöthige Kritik. Die Sprache ist zum Theil nachlässig behandelt. Ein beßrer Geschmack würde die eigenthümlichen orientalischen Ausdrücke kräftiger gegeben haben. Mehr Philosophie war nöthig, um die Dichtungen des Orients zu ergründen, die wahren Triebfedern der Ereignisse zu enthüllen, und die Hauptsachen zu erörtern, über welche zu oft leicht hinweggeschlüpft wird. De Guignes hat, wie Herbelot, aus einer Masse von Handschriften geschöpft, und ist, wie dieser, in häufige Wiederholungen und zuweilen in Widersprüche verfallen. Von großem Werthe sind: sein Mémoire, dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie egyptienne; eine Uebersetzung des Chou-King (vom Pater Gaubil), eines der heiligen Bücher der Chinesen; l'Art militaire des

Chinois, von Amiot übersetzt, und von de Guignes herausgegeben, und einige andere, außerdem 29 Abhandlungen in den Memoiren der Akademie, und verschiedene Beiträge zu den Notices et extraits de la Bibliothèque royale. Sein Sohn Chretien, geb. 1759, bildete sich ebenfalls zu einem vorzüglichen Kenner der chinesischen Sprache und Literatur aus, und hat man von ihm zahlreiche Abhandlungen darüber. Sein chinesisches Wörterbuch, mit franz. und lateinischen Erklärungen ist in der typographischen Ausführung ein Meisterwerk und wird überhaupt geschätzt.

Guillotine. Irriger Weise wird diese Köpfmaschine für eine während der französischen Revolution von dem Arzte Guillotin zu Paris gemachte neue Erfindung gehalten, und eben so falsch sind die gewöhnlichen Meinungen über diesen Mann von strenger Rechtschaffenheit, der zu Saintes 1738 geboren, vor der Revolution in ziemlicher Dunkelheit lebte, durch seine Bittschrift der sechs Corps aber, für die er von Seiten der Regierung verfolgt wurde, die Theilnahme des Volks, das ihn im Triumph aus dem Gerichte zurückführte, auf sich zog, und bald darauf zum Mitglied der Nationalversammlung ernannt wurde, wo er sich durch seine Charaktermilde auszeichnete, und am 1. Dec. 1789 einen Bericht über das peinliche Gesetzbuch abstattete, in welchem der Ton der äußersten Humanität herrschte, und den er mit dem Vorschlage der unglücklichen Maschine, statt des qualvollen Stranges, schloß, die seinen Namen erhielt, und in der Folge, ganz gegen seine Absicht und Meinung, das Werkzeug zur Hinrichtung so vieler unschuldigen Schlachtopfer wurde. Er starb den 26. Mai 1814 in Paris als einer der geschicktesten Aerzte. Wie Pater Labat in seinen Reisen erzählt, ist die sogenannte Guillotine eigentlich eine persische Erfindung. Daß sie auch in Europa schon früh gebraucht wurde, beweisen mehrere alte Erzählungen und Denkmähler. Conradin von Schwaben wurde zu Neapel nicht durch das Schwert, sondern allen Nachrichten zufolge durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man die welsche Falle nannte, und deren Gebrauch überhaupt in Italien nicht ungewöhnlich war. Aber auch in Deutschland, Böhmen, England und andern Ländern kannte man sie. Während der Revolution wurde am 25. April 1792 der erste Verurtheilte mit der Guillotine hingerichtet. Hernach kamen tragbare Guillotinen in Gebrauch, welche von Ort zu Ort gebracht und aufgerichtet wurden. Schon in älteren deutschen und englischen Werken findet man die Guillotine abgebildet.

Guinea, ein großes Küstenland in Westafrika, dessen Grenzen von den verschiedenen handelnden Nationen ganz verschieden bestimmt werden. Die Holländer rechnen Senegambien dazu, und nennen vom Cap Blanco 21° N. B. an, die ganze Küste bis hinunter nach Congo und Loango, Guinea. Nach den Franzosen liegt Guinea zwischen dem Cap Monte 11½° W. L. und dem Cap Lopez. Die Engländer belegen den Strich zwischen dem Gambia, 12½° und dem Palmenvorgebirge 4° N. B., mit Namen Ober- oder Nordguinea und Südguinea erstreckt sich dann vom Palmenvorgebirge bis zum Cap Lopez. Es gehört demnach, wenn wir diese Bestimmung annehmen, die Hälfte von Senegambien, das Land der Fulahs, Sierra Leona, die Küste Sanguin, die Körner-, Zahn- und Goldküste, die Reiche Dahomey, Whida, Benin, Ovare, es gehören endlich die unbekannten Länder zwischen 5° N. B. und 1° S. B. zu Guinea. Das Land erstreckt sich also beinahe 500 Seemeilen an der Küste hinunter und wird von den mannichfaltigsten Völkern bewohnt. Da es zum Theil unter dem Aequator liegt,

so ist die Hitze das ganze Jahr hindurch außerordentlich groß. Indessen wenn wir die Gegend um den Gambia ausnehmen, die, wie die ganze Küste bis an den Rio Grande, sehr niedrig, und daher ungesund ist, ist der größte Theil des Landes an sich gesünder, als manche andere Gegenden zwischen den Wendekreisen. Das Innere des Landes ist sehr wenig bekannt. Nur die Umgebungen der europäischen Niederlassungen am Gambia, auf Bulam, in Sierra Leona, auf der Goldküste und in Benin, sind neuerlich etwas bekannter geworden, vorzüglich das Land der Aschantis durch den Engländer Bowdich. Entdeckt wurden diese Länder zuerst 1455 durch den Venetianer Ca da Masto (s. d. Art.), in Auftrag des Infanten Heinrich. Später kamen auch andere Europäer dahin. Die Portugiesen haben im südlichen Theile die meisten Niederlassungen. Die Engländer, Holländer und Dänen auf der Goldküste, Franzosen am Gambia, in Sierra Leona und in Benin, und sogar die Preußen errichteten unter dem großen Churfürsten drei Niederlassungen auf der Goldküste, die sie indeß nach dreißig Jahren wieder an die Holländer verkauften. Unter den verschiedenen Gebieten, in welche Guinea eingetheilt wird, ist besonders die Pfeffer- oder Körnerküste merkwürdig. Sie erstreckt sich 100 Seemeilen weit vom Cap Mesurado bis zum Palmenvorgebirge, und ist im Ganzen flach, waldig und von vielen Strömen durchwässert. Den Namen hat diese Küste von den Paradieskörnern und dem langen Pfeffer (Malaguete), zweien Arten Amomum, die hier häufig wachsen und als ein beliebtes Gewürz ausgeführt werden. Bewohnt wird diese Küste zum Theil von den kriegerischen Yolofs (Jäloffen), den schwärzesten und größten unter allen Negern, von den weit verbreiteten Fulahs und vielen andern Völkern, deren Namen uns kaum bekannt sind. Sie sind fast alle eigentliche Neger, der Mohammedanischen Religion zugethan und werden von ihren Häuptlingen auf völlig despotische Weise regiert. Einige unter ihnen, besonders in der Nähe des Rio Sestos, sind von sanfteren Sitten und dem Handel ergeben, den sie mit den Gewürzen ihres Landes, mit Elfenbein, Leder, Goldstaub und leider auch mit Sklaven führen. Weiter östlich ist die Elfenbeinküste, die sich 110 Seemeilen weit vom Palmenvorgebirge bis nach dem Cap Apollonia erstreckt. Hier gibt es gegenwärtig keine europäische Niederlassung, doch handeln die Einwohner vorzüglich mit Elfenbein, dann auch mit Gold, Salz, Baumwolle, Indigo, Palmenwein, Reiß und mancherlei Gewürzen. Dann folgt die Goldküste, die westlich vom Cap Apollonia bis zum Rio Volta eine Ausdehnung von 60 Seemeilen hat. Hier finden sich die Negerstaaten Apollonia und Axim mit dem holländischen Fort St. Anton und andere holländische Niederlassungen, unter welchen St. Georg de la Mina die wichtigste ist. Die vornehmste brittische Besitzung und Festung auf dieser Küste heißt Cap Coast Castle (auch Cabo Corso genannt). Die ganze Küste, so wie das Innere des Landes, ist außerordentlich volkreich; die Aschantis sind die mächtigste Nation und gesitteter als ihre Nachbarn. Nach der Goldküste folgt die Sklavenküste, die von Rio Volta bis Rio Logos etwa 48 Seemeilen weit sich erstreckt. Hier sind die Hauptstaaten Whida und Dahomey, beide mächtig und äußerst volkreich. Engländer, Holländer und Dänen haben hier mehrere Factoreien.

Guinee, eine englische Goldmünze, einundzwanzig englische Schilling enthaltend, über 7 Rthlr. Conv. Geld. Die ersten dieser Münzen wurden unter Carl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea holten; daher der Name.

Guiscard (Robert), Herzog von Apulien und Calabrien, ein Sohn des berühmten Tankred von Hauteville, ward um das Jahr 1015 geboren. Hauteville hatte eine Menge Söhne, und seine Besitzungen in der Normandie waren nur klein. Dies veranlaßte seine drei ältesten Söhne, Wilhelm den Eisenarm, Dagobert und Humphrey, sich nach Italien zu wenden und ihre Dienste den dortigen, in steten Kriegen begriffenen Fürsten anzubieten. Glück, Muth und List verhalfen Wilhelm Eisenarm, der die Schwäche der italienischen Fürsten trefflich zu benutzen verstand, zum Besitz von Apulien, und Robert von Guiscard, heranwachsend in dieser Zeit, brannte vor Begierde, das glänzende Loos seiner Brüder in Italien zu theilen. Ein Häuflein Abenteurer fand sich in jener zu allen abenteuerlichen Unternehmungen aufgelegten Zeit bald, das in Hoffnung auf reiche Beute bereit war, ihm zu folgen, und Robert, dem nicht weniger Muth einwohnte wie seinen Brüdern, zeichnete sich nun bald in einer Menge von Gefechten so aus, daß die von seinen Thaten begeisterten Krieger ihn nach seines Bruders Humphrey Tode einstimmig zum Grafen von Apulien ausriefen; eine Würde, welche Guiscard auch kein Bedenken trug anzunehmen, obschon Humphreys Kinder dadurch in ihren Rechten gekränkt wurden. Bald darauf eroberte er auch Calabrien, in dessen Besitz ihn Papst Nicolaus II. bestätigte, der ihn nicht lange vorher, wegen seiner vielfachen Gewaltthätigkeiten, in den Bann gethan hatte. Aus Dankbarkeit für diese Geschmeidigkeit des Pontifex machte Robert sich nun verbindlich, dem römischen Stuhle jährlich einen Tribut zu entrichten und von daher schreibt sich denn das bis in unsern Zeiten herüber bestandene Lehnrecht des päpstlichen Hofes über Neapel. In Apulien selbst herrschte Guiscard mit großer Willkür. Dies Land hatte bis auf ihn noch mehrere Privilegien und eine Art Verfassung gehabt; kaum war er aber am Ruder, so vernichtete er dies alles, und da natürlich hierüber unter dem Adel — denn dieser hatte damals allein Rechte — Mißvergnügen und Verschwörungen entstanden, so bestrafte Robert mehrere mit dem Tode und unterwarf die Andern. Jetzt dachte er auch noch darauf, Sicilien zu erobern, dessen Besitz ihm der gefällige Nachfolger des heiligen Petrus schon im voraus zugesagt hatte. Er sandte deswegen den jüngsten seiner Brüder, Roger, dessen Tapferkeit sich bereits in manchem Kampf bewährt hatte, an der Spitze von nur 300 entschlossenen Kriegern nach dieser Insel, und wirklich nahm auch Roger im Jahre 1060 Messina mit dieser kleinen Schaar ein. Im folgenden Jahre schlugen hierauf die beiden Brüder vereint die Sarazenen in der Ebene von Enna, und nur die Zwistigkeiten, welche unter den Siegern ausbrachen, vernichteten einen Theil der Folgen dieses Sieges. Guiscard hatte nämlich seinem Bruder die Hälfte von Calabrien versprochen, falls ihm der Zug nach Sicilien gelänge; jetzt wollte er ihm indeß nur ein paar Städte geben, und da Roger hierüber unzufrieden war, so beschloß Robert, den Bruder festnehmen zu lassen. Die Anhänger Rogers kamen ihm aber zuvor; Robert wurde selbst gefangen und Roger war so edelmüthig, diesen Vortheil nicht zu benutzen. Dies brachte Guiscard zur Besinnung; er versöhnte sich mit dem Bruder, gab ihm das Versprochene und die Insel ward nun fast ganz durch diesen tapfern Krieger erobert, der nachher erster Graf von Sicilien wurde, während Guiscard die in Unteritalien noch in den Händen der Sarazenen sich befindenden Städte belagerte, die sich zum Theil ungemein lange hielten, wie z. B. Saler-

no und Bari, vor welchem letztern Ort Guiscard 4 Jahre lang lag und aller Unbill der Witterung und den Gefahren des Krieges in einer Laubhütte, die er sich an den Wällen dieser Stadt hatte erbauen lassen, trotzte. So gelang es ihm nach und nach, die Provinzen, welche das heutige Königreich Neapel bilden, zusammenzubringen, und er würde seine siegreichen Fahnen auch noch weiter haben flattern lassen, wäre er nicht wegen eines Einfalles in Benevente von Gregor VII. in den Bann gethan worden, was ihn denn nöthigte, seinem Ehrgeiz und seiner Eroberungssucht nach dieser Seite hin Schranken zu setzen. Die Verlobung seiner Tochter Helena mit Constantin Ducas, dem Sohn und Erben von Michael VII. gab ihm später Gelegenheit, sich in die wilden Händel des griechischen Kaiserreichs zu mischen. Er rüstete eine ansehnliche Flotte aus, sandte seinen Sohn Bohemund zur Eroberung von Corfu und schickte sich selbst an, Durazzo anzugreifen. Sturm und ansteckende Krankheiten machten aber dies Unternehmen beinahe scheitern. Alexis Comnenus, damals Herrscher von Constantinopel, nahte sich mit einem überlegenen Heere: es kam unter den Mauern von Durazzo zur Schlacht, in welcher sich der Sieg erst auf die Seite der Griechen neigte; Guiscards unerschütterlicher Muth gab aber der Sache einen andern Ausschlag. Er sammelte die schon fliehenden Haufen der Seinen, führte sie von neuem in den Kampf und errang einen vollständigen Triumph über den sechsmal stärkeren Feind. Durazzo mußte sich ergeben, Robert drang in Epirus ein, näherte sich Thessalonik und versetzte die Hauptstadt des Reichs in Schrecken. Mitten auf dieser Siegesbahn hemmte ihn aber die Nachricht, daß Kaiser Heinrich III. von Deutschland in Italien eingerückt sei. Er übergab Bohemund den Oberbefehl, und eilte in die Heimath zurück, um Gregor VII., der in der Engelsburg belagert ward, gegen die Deutschen beizustehen. Heinrich III. ward zum Rückzug genöthigt, Gregor befreit und nach Salerno in Sicherheit gebracht, und Guiscard eilte nun von neuem nach Epirus, wo er die Griechen wiederholentlich schlug, sich mit Hülfe seiner Flotte vieler Inseln des Archipels bemächtigte und eben im Begriff stand, auf Constantinopel los zu gehen, als ihn der Tod auf der Insel Cephalonia den 17. Juli 1085, im 70. J. seines Alters, von der Welt abrief. Sein Heer zog sich nun zurück und der griechische Kaiserthron war gerettet. Guiscards Leiche wurde auf einer Galeere eingeschifft, die bei Venusa Schiffbruch litt, woselbst man dann die Ueberreste des kriegerischen Fürsten in der Kirche zum heil. Geist zur Ruhe brachte. Seine Söhne Bohemund und Roger theilten sich, nicht ohne Hader, in die von ihrem Vater eroberten Länder, so daß der Erstere Tarent, der Andere Apulien bekam. Robert Guiscard hinterließ den Ruhm, die Wissenschaften beschützt zu haben und in seinen Privatverhältnissen von einem stets achtungswerthen Charakter gewesen zu sein. Sein Aeußeres war kriegerisch und kräftig; seine Tapferkeit unbegrenzt. Die hohe Schule von Salerno nennt ihn ihren Stifter.

Guischard (Carl Gottlieb). Dieser unter dem Namen Quintus Icilius bekannte Liebling Friedrichs II. war 1724 zu Magdeburg geboren, studirte zu Halle, Marburg, Herborn und Leyden Theologie, alte Literatur und orientalische Sprachen, trat aber 1747 als Fähnrich in sachsen-hildburghausische Dienste, hielt sich seit 1754 1½ Jahre in England auf, und kam 1757 als Freiwilliger zur verbündeten Armee. König Friedrich II., der ihn kennen lernte, nahm ihn 1758 als Hauptmann in sein Gefolge, und gab ihm den Namen Quintus Ici-

lius. Als Major eines Freibataillons wohnte er den Feldzügen von 1759 und 1760 bei, und führte die ihm ertheilten Aufträge so geschickt aus, daß der König ihm zu Leipzig ein Freiregiment von drei Bataillonen und zugleich den Auftrag gab, noch sieben andere Freibataillone zu errichten. 1760 und 1762 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich, und leistete die ihm obliegenden Dienste bis an das Ende des Krieges unter großen Beschwerlichkeiten und Gefahren. In Sachsen beschuldigte man ihn jedoch vieler Erpressungen und Plünderungen. Nach wiederhergestelltem Frieden ward sein Regiment 1763 am Tage des Einmarsches zu Berlin zu seinem großen Verdrusse aufgelöst; ihn aber behielt der König bei sich zu Potsdam und ernannte ihn 1765 zum Oberstlieutenant in der Armee. Er war einer von den wenigen Männern, welche der König seines vertrauten Umgangs würdigte. Mehrere aufbehaltene Anekdoten geben Beweise davon; doch mußte er sich auch vieles von den Launen gefallen lassen, der ihn zuweilen mit beißendem Scherz angriff. Er starb 1775 mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Militairs, als welchen er sich durch seine Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, und durch seine Mémoires critiques et historiques snr plusieurs points d'Antiquités militaires bekannt gemacht hat. Er zeigt darin eine Menge Irthümer des Chevalier Folard.

Guise ist der Name einer berühmten herzogl. Familie in Frankreich, eines Nebenzweiges des lothringischen Hauses. Claude von Guise, der zweite Sohn des Herzogs von Renatus von Lothringen, geb. um 1496, ließ sich in Frankreich nieder, und vermählte sich 1513 mit Antoniette von Bourbon. Seine Tapferkeit, sein kühner Geist, seine großen Eigenschaften erwarben ihm ein großes Ansehen, und machten ihn zum Gründer eines der ersten Häuser in Frankreich. Ihm zu Ehren wurde die Grafschaft Guise 1527 zum Herzogthum und zur Pärie erhoben. Bei seinem Tode, 1550, hinterließ er sechs Söhne und fünf Töchter, wovon die älteste an den König von Schottland, Jacob V., vermählt war. Den Glanz des Hauses hob vornehmlich sein ältester Sohn: Guise, (Franz, Herzog von Lothringen), geb. 1519, und von einer Wunde, die 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, und die eine bleibende Narbe auf seinem Gesicht zurückließ, le balafré (der Benarbte) genannt. Auf eine ausgezeichnete Weise bewährte sich sein Muth 1553 zu Metz, das er gegen Carl V. glücklich behauptete, obgleich derselbe geschworen hatte, daß er lieber umkommen, als unverrichteter Sache abziehen wolle. In der Schlacht von Renti, den 13. Aug. 1554, that er Wunder der Tapferkeit. Mehrere andere Vortheile erfocht er in Flandern und Italien, und ward zum Lieutenantgeneral über alle königlichen Armeen ernannt. Das Unglück Frankreichs minderte sich, sobald er an der Spitze der Truppen stand. In acht Tagen nahm er Calais und das ganze dazu gehörige Gebiet, mitten im Winter. Er entriß die Stadt für immer den Engländern, welche sie 210 Jahre besessen hatten. Bald darauf eroberte er Thionville von den Spaniern. Er bewies, daß das Glück oder Unglück ganzer Staaten oft von einem einzigen Manne abhängt. Unter Heinrich II., mit dessen Schwester er sich vermählt hatte, noch mehr aber unter Franz II., war er Herr von Frankreich. Die Verschwörung von Amboise, welche 1560 von den Protestanten angesponnen wurde, um ihn zu stürzen, hatte er den entgegengesetzten Erfolg. Das Parlament gab ihm den Titel eines Retters des Vaterlandes. Erst nach dem Tode Franz II. verminderte sich sein Ansehen, ohne

jedoch sich ganz zu verlieren. Seit jener Zeit bildeten sich die Parteien der Condé und Guise. Auf der Seite von diesen standen der Connetable von Montmorency und der Marschall von Saint-André; auf der Seite von jenen die Protestanten und Coligni. Der Herzog von Guise, ein eben so eifriger Catholik als Feind der Protestanten, beschloß, sie mit den Waffen in der Hand zu verfolgen. Nachdem er den 1. März 1562 bei Valsi über die Grenzen der Champagne gegangen war, fand er die Calvinisten, welche in einer Scheuer die Psalmen von Marot sangen. Sein Gefolge beleidigte sie, man ward handgemein, und fast 60 dieser unglücklichen wurden getödtet und 200 verwundet. Dieses unerwartete Ereigniß entzündete den Bürgerkrieg im ganzen Königreich. Der Herzog von Guise nahm Rouen, Bourges und gewann die Schlacht von Dreux den 19. Dec. 1562. Am Abende nach diesem Siege blieb er ohne alles Mißtrauen in demselben Zelte mit dem gefangenen Prinzen Condé, theilte mit demselben sein Bett und schlief ruhig an der Seite seines Gegners, in welchem er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund sah. Damals war der Herzog auf dem Gipfel seines Glücks. Er rüstete sich zur Belagerung von Orleans, welches der Mittelpunkt der protestantischen Partei und ihr Waffenplatz war, als ein Pistolenschuß von Poltrot de Mérey, einem hugenottischen Edelmann, ihn am 24. Februar 1563 tödtete.

Guise (Heinr., Herzog von Lothringen), ältester Sohn des Vorgenannten, war 1550 geboren. Seinen Muth bewies er zuerst in der Schlacht von Jarnac, 1569. Seine schöne Gestalt gewann ihm alle Herzen, und er säumte nicht, sich die Vortheile zu verschaffen, welche die allgemeine Gunst ihm darbot. Er stellte sich an die Spitze eines Heers, unter dem Vorwande, den catholischen Glauben zu vertheidigen, und rieth zu dem grausamen Blutbade in der St. Bartholomäusnacht (1572). Um sich persönlich zu rächen, wollte er selbst die Ermordung Colignis auf sich nehmen, den er den Mörder seines Vaters nannte. Jetzt bildete sich (1576) die Ligue, eine zuerst von seinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, entworfene Verbindung. Man legte zu dem Ende den eifrigsten Bürgern von Paris den Plan zu einem Bündnisse vor, das angeblich die Vertheidigung der Religion, des Königs und der Freiheit des Staats zum Zweck haben sollte, wirklich aber die Unterdrückung des Königs und des Staats beabsichtigte. Der Herzog von Guise, der sich auf Frankreichs Trümmern erheben wollte, entflammte die Aufrührer, erfocht mehrere Siege über die Calvinisten, und sah sich bald im Stande, seinem Fürsten selbst Gesetze vorzuschreiben. Er zwang Heinrich III., alle Freiheiten der Hugenotten zu vernichten, und ging in seinen gebieterischen Foderungen so weit, daß der König ihm endlich verbot, nach Paris zu kommen. Dennoch erschien er daselbst 1588 und zwang den König, die Stadt zu verlassen und einen Vergleich mit ihm zu schließen. Aber berauscht von diesem Triumph, folgte er nicht mehr der Klugheit, sondern ließ nur zu deutlich wahrnehmen, daß er nach der höchsten Gewalt strebte. Eine Folge jenes Vergleichs war der Reichstag zu Blois. Der König, auf die herrschsüchtigen Plane des Herzogs aufmerksam gemacht, berieth sich mit seinen Vertrauten, d'Aumont, Rambouillet und Beauvais-Nangis, und alle drei waren der Meinung, daß man ihm einen förmlichen Prozeß nicht machen könne, sondern ihn heimlich aus dem Wege räumen müsse, und daß diese Maßregel durch so offenbare Majestätsverbrechen gerechtfertigt werde. Der tapfere Crillon weigerte sich, die Ausführung zu über-

nehmen. Man übertrug sie daher Lognac, erstem Kammerherrn des Königs und Hauptmann der 45 gasconischen Edelleute der neuen königlichen Garde. Dieser wählte neun der entschlossensten aus und verbarg sie in dem Cabinet des Königs. Der Herzog wurde zwar gewarnt, und sein Bruder, der Cardinal rieth ihm, nach Paris zu gehen; allein auf den Rath des Erzbischofs von Lyon, der ihm vorstellte, daß seine Freunde den Muth verlieren müßten, wenn er Blois in einem so günstigen Augenblicke verließ, beschloß er, das Aeußerste zu wagen und zu bleiben. Den folgenden Tag, 23. Dec. 1588, ging er zum König. Er war ein wenig betroffen, die Wachen verstärkt zu sehen. Sobald er in den ersten Saal getreten war, verschloß man die Thür. Dennoch behielt er seine äußere Freundlichkeit und grüßte die Umstehenden wie gewöhnlich. Als er aber in das Cabinet treten wollte, ward er von mehrern Dolchstichen durchbohrt, ehe er noch den Degen ziehen konnte, und mit den Worten: „Gott, erbarme dich meiner," sank er sterbend zu Boden. Er war 38 Jahr alt. Am andern Tage ward auch der Cardinal umgebracht. Aber das Feuer des Bürgerkriegs war durch diesen doppelten Mord nicht gelöscht, der den Haß der Catholiken gegen den König nur vermehren mußte. Der großmüthige Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) sagte, als er die That vernahm: „Wäre Guise in meine Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, setzte er noch hinzu, hat er sich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben."

Guitarre. Dieses in unserer Zeit nur zu sehr Mode gewordene, der Laute sehr nahe kommende Instrument ist zwar nicht zu den Hauptinstrumenten zu rechnen, zur Begleitung kleiner Gesänge und Lieder aber vorzüglich passend. Es hat sechs Saiten, welche in die Töne G, A, d, g, h, e gestimmt, und theils mit den Fingern gerissen, theils mit dem Daumen gestrichen werden (J. T. Lehmanns neue Guitarrenschule). Ein deutscher Künstler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Resonanzdecke mit einer Claviatur von sechs Tasten, deren Tangenten bei Berührung der Tasten aus dem Schallloch hervortreten, und die Saiten berühren, wie die Hämmer eines Pianoforte. Daher hat diese Art den Namen der Pianoforteguitarre erhalten.

Gulden, eine deutsche Silbermünze, welche übereinkünftlich 16 Groschen oder 60 Kreuzer gilt. Es führen aber noch andere Münzen von verschiedenem Werthe in und außer Deutschland diesen Namen, und sind theils Rechnungsmünzen, theils wirkliche. So ist ein Gulden in Augsburg eine Rechnungsmünze von 20 Gr. 4 Pf.; in Basel 14 Gr. 9 Pf.; ein Gulden Wechselgeld in Basel 16 Gr. 8 Pf.; in Zürich 15 Gr. 6 Pf.; ein Gulden Wechselgeld ebendaselbst 17 Gr.; Münze aber 14 Gr. 4 Pf.; ein Gulden zu St. Gallen Rechnungsmünze von 14 Gr.; ein Gulden in Genf 2 Gr.; in Brabant 11 Gr. 2 Pf; ein Gulden Wechselgeld, ebendaselbst, 13 Gr.; in Holland 13 Gr.; in Lüttich 8 Gr.; in Ostfriesland 8 Gr. 4 Pf.; ein Gulden polnisch in Danzig 6 Gr.; ein Gulden preußisch in Königsberg 7 Gr. 6 Pf.; ein polnischer Gulden 4 Gr. (seit 1766; vorher nur 3 Gr. 4 Pf.); ein preußischer Gulden 8 Gr. (seit 1776; vorher nur 6 Gr. 8 Pf.); ein Gulden in Riga 8 Gr.; in Triest 15 Gr. Anfänglich waren die Gulden Goldmünzen, die zuerst in Florenz 1252 geschlagen wurden, und ungefähr so viel als einen Ducaten galten. Daher hat man noch jetzt alte lübische Gulden, die 2 Thlr. 21 Gr. gelten; eine

dergleichen Münze waren die rheinischen Gulden oder Gülden. Späterhin prägte man kleinere Goldmünzen, die den dritten und vierten Theil jener ausmachten, und nannte sie kleine Gulden. Die kleinen Gulden prägte man nachher aus Silber, und ließ ihnen den Namen, den sie bis jetzt noch führen. Die größeren goldenen Gulden nannte man nunmehr zum Unterschiede Goldgulden oder Goldgülden. S. Goldgülden.

Güldene Zahl, s. Calender.

Gummi nannte man sonst sowol die schleimichten, als auch die harzigen Säfte, welche von selbst oder durch Einschnitte aus den Gewächsen rinnen und an der Luft erharten, daher die Ausdrücke Gummi Copal, Gummi guttä &c., die gegenwärtig, wo man nur dem trockenen Pflanzenschleim diesen Namen beilegt, nicht mehr Statt finden sollten. Obgleich der Pflanzenschleim einen vorzüglichen Theil aller Pflanzen ausmacht, so läßt er sich doch nicht aus allen gleich rein abscheiden. Einige Pflanzen und gewisse Theile derselben liefern ihn reichlicher als andere. Ganz rein ist das Gummi weiß, durchsichtig, hart, spröde, ohne Geruch und Geschmack, im kalten Wasser leicht auflöslich. Durch Erwärmung zerfließt es nicht, sondern schwillt auf, wirft Blasen und dampft; endlich wird es kohlig, schwarz und verbrennt.

Gundling (Jacob Paul, Freiherr von), geboren 1673 zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg, wo sein Vater Prediger war, oder zu Hersbrück, studirte zu Altorf, Helmstädt und Jena, reiste dann nach Holland und England, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der Ritterakademie zu Berlin. Bald darauf spielte er eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieser Monarch, der weder Gelehrte noch Gelehrsamkeit sonderlich schätzte, hörte von Gundlings gründlichen historischen Kenntnissen, die derselbe in mehreren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Historiographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war Gundling dazu allerdings hinlänglich geschickt; allein sein Stolz, seine Pedanterie und linkische Steifheit machten ihn bald zum Gespötte des ganzen Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und sein albernes zänkisches Betragen im Zustande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er sank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne selbst den geringsten Witz zu besitzen. Vornehme und geringe Hofleute erlaubten sich die plumpsten und entehrendsten Scherze mit ihm, welche der König zu belachen sich herabließ. Nur zum Spott erhielt er eine Menge Titel der höchsten Staats- und Hofämter; und er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch stolzer zu werden. Gundling, der zuletzt selten nüchtern ward, starb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben. Nicht zu verwechseln ist mit ihm sein Bruder Nicolaus Hieron. Gundling (geb. 1671, gest. 1729), der geheime Rath und Professor zu Halle, ein seltener Polyhistor, der zu seiner Zeit zu dem Ruhme der Universität Halle nicht wenig beitrug. Seine zahlreichen Schriften tragen zwar fast alle die Spuren der Eilfertigkeit an sich, waren aber doch für ihre Zeit nicht unwirksam.

Günther (Joh. Christian), wurde 1695 zu Strigau in Niederschlesien geboren, woselbst sein Vater Stadtsyndicus und Arzt war. Die guten Anlagen des jungen Menschen zeigten sich sehr früh; schon in seinem zwölften Jahre verstand Günther Lateinisch und Griechisch und sein poetisches Talent zeichnete ihn bereits auf der Schule zu

Schweidnitz vor allen seinen Mitschülern aus, und erwarb ihn die Achtung und Anerkennung der Lehrer. Leider trugen aber die vielen Lobsprüche, welche er von allen Seiten eben dieses Talentes wegen empfing, verbunden mit seiner lebhaften und ungeregelten Einbildungskraft, nur dazu bei, ihn zu verderben. Stolz auf das, was ihm die Gunst der Musen mit Leichtigkeit und ohne Mühe gewährte, versäumte er, seinen Geist mit ernsten Dingen zu nähren, und da ihn zugleich auch seine Lage zwang, auf den Gewinn zu sehen, so fing er an, sein schönes Talent dem Meistbietenden Preis zu geben. Vergebens waren die Ermahnungen seiner akademischen Lehrer in Wittenberg und seiner Freunde und Gönner im Vaterlande; er fuhr fort, ein unordentliches und lockeres Leben zu führen, persiflirte die, so ihm Vorstellungen machten, in bitteren Satyren und ward endlich Schulden wegen festgesetzt. Als er seine Freiheit wieder erhielt, ging er nach Leipzig (1717), wo er an Menke einen Beschützer fand und sich wirklich auf einige Zeit lang so gut benahm, daß man hoffte, er werde endlich einmal dem rohen und wüsten Leben entsagen. In dieser Periode verfaßte er sein Gedicht zur Feier des Friedens, welchen der deutsche Kaiser damals mit den Türken schloß, wodurch denn sein Ruhm als Dichter allgemeine Ausbreitung erhielt, und bald darauf ward er von seinem Beschützer Menke dem Könige von Polen und Churfürsten von Sachsen empfohlen, der den jungen Poeten gern selbst kennen lernen und für ihn sorgen wollte. Der Wirbel eines lüderlichen Treibens hatte aber den Unglücklichen schon wieder ergriffen. Als er in Dresden ankam und dem Könige vorgestellt wurde (1719), war er dermaßen betrunken, daß er kein Wort hervorbringen konnte und der Monarch ihn mit Verachtung entließ. Auch Menke, empört über ein solches, ihn selbst compromittirendes, Benehmen, zog seine Hand von ihm ab und Günther irrte von nun an, immer tiefer in Elend und Ausschweifung versinkend, heimathlos und unstätt umher, allein von den Wohlthaten seiner Bekannten lebend und außer Stande, sich durch einen festen Entschluß aus der Tiefe, in welche er verloren ging, zu retten. Er starb den 15. März 1723, kaum 28 Jahr alt, im schrecklichsten Elend, das traurige Bild eines in Lüderlichkeit und Verwahrlosung untergegangenen Menschen darstellend, dessen Geist und Talent zu den schönsten Erwartungen berechtigte. Er war was man einen geborenen Dichter nennt, und sein Talent so groß, daß selbst in den letzten Augenblicken seines in Jammer und Gemeinheit versinkenden Lebens, noch oft der ihm inwohnende Götterfunke wie ein Blitz durch die Nacht sich zeigte, freilich aber auch immer gleich wieder wie der Blitz von der Nacht der Verworrenheit seines Seins verschlungen ward. Nach seinem Tode kam eine Sammlung, sowol seiner lateinischen als deutschen Gedichte in 4 Bänden heraus, wovon die 6te Auflage 1764 erschien. Auch eine, angeblich selbst verfaßte Geschichte seines Lebens und seiner Wanderungen, der einige Briefe von ihm an Freunde angehängt sind, erschien 1732 in Leipzig. Mehrere seiner Dichtungen hat Mathison in seiner Anthologie aufgenommen. In Meisters Werken über die deutschen Dichter und in Flögels Geschichte der komischen Literatur findet man vielfache Notizen über Günthers Leben.

Gustav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Gustav Wasa, geb. 1490, war ein Sohn Herzogs Erich Wasa von Grypsholm, und ein Sprößling der alten königlichen Familie. Er gehörte zu jenen großen Seelen, welche die Natur so selten hervorbringt, die sie aber mit allen Eigenschaften ausstattet, ein Volk zu beherrschen.

Schon sein schöner Wuchs und sein edles Aeußere gewannen ihm die Herzen. Seine kunstlose Beredsamkeit riß unwiderstehlich hin; sein Genie entwarf verwegene Plane, aber sein unbesiegbarer Muth wußte sie glücklich zum Ziele zu führen. Er war unerschrocken mit Besonnenheit, voll Sanftmuth in einem noch rohen Zeitalter, und so tugendhaft, wie das Oberhaupt einer Partei sein kann. Als der tyrannische Christian II. von Dänemark in Gemäßheit der kalmarischen Union sich des schwedischen Throns zu bemächtigen strebte, faßte Gustav den Entschluß, sein Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten: die Ausführung seiner Plane wurde jedoch für einige Zeit unterbrochen, da Christian sich seiner Person bemächtigte, und ihn, nebst sechs andern vornehmen Schweden, als Geißel in Copenhagen gefangen hielt. Als er aber zu Ende des J. 1519 die Erfolge Christians vernahm, der die Unterwerfung Schwedens fast vollendet hatte, da faßte ihn auch im Gefängniß der Gedanke, sein Vaterland zu befreien. Er entfloh in Bauernkleidung. Zwölf Meilen ging er am ersten Tage in einem unbekannten Lande; in Flensburg traf er jütländische Ochsenhändler; um sich sicherer zu verbergen, nahm er Dienste bei ihnen, und kam glücklich in Lübeck an. Hier wurde er zwar erkannt, aber von dem Senate in Schutz genommen; ja man versprach ihm sogar Unterstützung zu seinem Vorhaben, das er nicht mehr verheimlichte. Darauf schiffte er sich ein und landete zu Kalmar. Die Besatzung, der er sich entdeckte, weigerte sich, die Partei eines Flüchtlings zu ergreifen. Geächtet von Christian, verfolgt von den Soldaten des Tyrannen, zurückgestoßen von Freunden und Verwandten, wendete er sich nach Dalecarlien, bei den kräftigen Bewohnern dieser Provinz Hülfe zu suchen. Nur mit Mühe den ihn umgebenden Gefahren entgangen, fand er Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit seinem Ansehen, seinem Geld und seinem Rath unterstützte. Nachdem man die Gemüther vorbereitet, benutzte man ein Fest, zu welchem sich die Bauern des Cantons versammelt hatten; Gustav erschien unter ihnen. Seine edle, zuversichtliche Miene, sein Unglück und der Abscheu gegen Christian, der eben den Antritt seiner Regierung durch ein schreckliches Blutbad in Stockholm bezeichnet hatte, alles lieh seinen Worten eine siegende Kraft. Ausrufungen der Wuth unterbrachen ihn; man lief zu den Waffen; das Schloß des Gouverneurs wurde erstürmt. Muthig gemacht durch diesen ersten Erfolg, versammelten sich die Delecarlier in Haufen unter den Fahnen des Siegers, der ihren Eifer benutzte und sie zu neuen Kämpfen führte. Von diesem Augenblicke an waren Gustavs Unternehmungen eine Reihe von Triumphen. An der Spitze eines selbst geschaffenen Heers machte er reißende Fortschritte und vollendete die Vertreibuug des Feindes. Im Jahr 1521 hatten ihm die Stände den Titel eines Administrators ertheilt; 1523 riefen sie ihn als König aus. Bei Annahme dieser Würde schien er nur mit Mühe den Wünschen der Nation nachzugeben; die Krönungsfeier aber verschob er, um nicht die Aufrechthaltung der catholischen Religion und der Rechte der Geistlichkeit beschwören zu müssen. Er fühlte, daß die Wohlfahrt des Reichs eine Kirchenverbesserung erheische; aber er fühlte auch, daß dieselbe nur durch eine gänzliche Reform herbeigeführt werden könne. Sein Kanzler, Lardz Anderson, rieth ihm, sich der Lutherischen Lehre zu bedienen, um seine Absicht zu erreichen. Gustav genehmigte diesen kühnen Plan, und führte ihn noch mehr durch die Ueberlegenheit seiner Politik, als durch seine Macht aus. Während er insgeheim die Fortschritte des Lutherthums begünstigte, ertheilte er

seinen Günstlingen die erledigten Pfründen, und legte unter dem Vorwande, das Volk zu erleichtern, der Geistlichkeit auf, für den Unterhalt der Truppen zu sorgen. Bald wagte er mehr; 1527 verlangte und erhielt er von den Ständen die Abschaffung der Vorrechte der Bischöfe. Die Lehre Luthers verbreitete sich indeß mit Schnelligkeit. Gustav kam den Unruhen zuvor, oder unterdrückte sie, er hielt die Unzufriedenen im Zaum, schmeichelte den Ehrsüchtigen, gewann die Schwachen, und trat endlich öffentlich zu einer Religionspartei über, zu der sich bereits die Mehrzahl seiner Unterthanen bekannte. (Im J. 1530 nahm ein Nationalconcilium die Augsburgische Confession als Glaubensregel an.) Nachdem Gustav, wie er sagt, sein Reich auf diese Weise zum zweitenmal erobert hatte, blieb ihm noch übrig, seinen Kindern die Nachfolge zu sichern. Auch dies Verlangen bewilligten die Stände, indem sie 1542 das Wahlrecht abschafften, und das Gesetz der Erbfolge feststellten. Obgleich Schweden eine sehr beschränkte Monarchie war, so übte doch Gustav eine fast unbeschränkte Gewalt aus; aber dies war ihm vergönnt, weil er sie nur ausübte, um Schweden im Innern zu beglücken, seinen Feinden furchtbar und seinen Freunden achtungswerth zu machen; auch verletzte er nie die Form der Reichsverfassung. Er vervollkommnete die Gesetzgebung, bildete das Volk, milderte die Sitten, ermunterte Gewerbfleiß und Gelehrsamkeit und erweiterte den Handel. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung starb er 1560, in einem Alter von 70 Jahren.

Gustav II., Adolph, Schwedens größter Monarch und Deutschlands Retter, war ein Sohn Carls IX., der nach der Entsetzung Sigismunds auf den schwedischen Thron gestiegen war, und ein Enkel Gustav Wasas. Geboren zu Stockholm 1594, empfing er, von seiner zartesten Kindheit an, die sorgfältigste Erziehung. In seinem zwölften Jahre trat er in die Armee, und schon in seinem sechzehnten leitete er die Angelegenheiten, erschien im Staatsrath und an der Spitze des Heeres, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Minister und befahl als König. 1611 ertheilten, nach Carls IX. Tode, die Stände dem 18jährigen Fürsten die Krone, und erklärten ihn, ohne das Gesetz zu berücksichtigen, für mündig, da sie wohl einsahen, daß nur die kräftigsten Maßregeln das Reich vom Untergange retten könnten, eine Regenschaft aber es zu Grunde richten würde. Gustavs scharfer Blick erkannte in Axel Oxenstierna, dem jüngsten unter den damaligen Reichsräthen, den großen Staatsmann, der seines Vertrauens würdig sei, und dessen erleuchteten Rath er in den schwierigsten Lagen folgen dürfe. Durch die innigsten Bande der Freundschaft knüpfte er ihn an sich. Dänemark, Polen und Rußland waren gegen Schweden im Kriege. Gustav sah ein, daß er drei so mächtigen Feinden nicht zu gleicher Zeit gewachsen sei. Daher schloß er mit Dänemark 1612 einen Frieden, in welchem er sich zwar zur Zahlung von einer Million Thaler verstand, übrigens aber die ehrenvollsten Bedingungen erhielt. Rußland zwang er nach einem vortheilhaften Feldzuge, in welchem er nach seinem eigenen Geständniß durch Jacob de la Gardie seine militärischen Talente ausbildete, zu einem für ihn vortheilhaften Frieden; Polen aber, wiewol es nicht glücklicher gegen ihn gewesen war, ging selbst nach der Eroberung Lieflands durch Gustav Adolph nur einen Waffenstillstand von sechs Jahren ein, den dieser annahm, theils weil er an sich vortheilhaft war, theils weil er ihm Zeit genug ließ, um etwas Entscheidendes

gegen Oesterreich zu unternehmen, dessen Haupt, Kaiser Ferdinand II., auf alle Weise seine Macht zu vergrößern strebte, und zugleich ein unversöhnlicher Feind der Protestanten war. Des Kaisers Absicht, sich der Ostsee zu bemeistern, und einen Angriff auf Schweden vorzubereiten, war keinem Zweifel unterworfen. Aber einen noch mächtigeren Bewegrund, sich den Fortschritten seiner Waffen entgegenzustellen, fand Gustav Adolph in dem bereits in Deutschland entglommenen Kriege zwischen den Catholischen und Protestanten. Er, der der Lutherischen Lehre mit wahrer Frömmigkeit zugethan war, sah mit der deutschen Freiheit zugleich die Religion in der größten Gefahr, und beschloß, beide zu retten. Nachdem er den Reichsständen in einer kraftvollen Rede seinen Entschluß vorgetragen, mit Thränen in den Augen ihnen seine Tochter Christiana, in dem Vorgefühl, daß er sein Vaterland nicht wieder sehen würde, als Kronerbin vorgestellt, und die Regierung, mit Ausschließung seiner übrigens zärtlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausschusse von regierenden Reichsrähten anvertraut hatte, brach er 1630 nach Deutschland auf, und landete mit seinem Heere von 13,000 Mann an den Küsten von Pommern. Welche Schwierigkeiten ihm zum Theil selbst Fürsten entgegensetzten, für deren Sache er recht eigentlich gekommen war; wie seine Klugheit, sein Edelmuth und seine Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche siegten, welche Heldenthaten er an der Spitze seines Heeres verrichtete, und wie er als ein unbesiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, die er am 6. Nov. 1632 gegen Wallenstein lieferte, unfern von dem bekannten großen Stein an der Landstraße fiel, ist in dem Artikel vom dreißigjährigen Krieg erzählt worden. Die nähern Umstände seines Todes sind dunkel und ungewiß. Man erzählt sie auf sehr verschiedene und widersprechende Art, welches beweist, daß die Wahrheit noch unergründet ist. Wer die Angaben darüber vergleichen möchte, der lese die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei Lützen von K. Corths (Leipz. u. Altenb. 1814). S. 76. fgg. Des Königs blutiges Koller ward nach Wien gebracht, wo es noch aufbewahrt wird, den Leichnam aber führte der edle Bernhard, Herzog von Weimar, nach Weißenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beigesetzt, und blieb in dem Lande, für das er geblutet, der Körper aber ward Schweden wiedergegeben, das ihn hervorgebracht.

Gustav III., König von Schweden, geb. 1746. Dieser merkwürdige Regent, dessen Geschichte ein wahrer Fürstenspiegel genannt werden kann, war der älteste Sohn Adolph Friedrichs, bei seiner Geburt noch Herzogs von Holstein-Gottorp, seit 1743 erwählten Thronerben von Schweden, und Ulrike Luisens, einer Schwester Friedrichs II. Graf Tessin, dem vom fünften Jahre des Prinzen an dessen Erziehung allein übertragen war, suchte den Geist und Charakter desselben mit steter Hinsicht auf seine künftige Bestimmung zu bilden, besonders war er bemüht, den Ehrgeiz des Jünglings zu beschränken, und ihn früh schon Achtung für die Verfassung Schwedens einzuprägen, und sein Nachfolger, der Graf Scheffer, richtete seine Bemühungen auf dasselbe Ziel. Nichts desto weniger entwickelten sich in dem feurigen Gemüthe des Jünglings die Kräfte und Bestrebungen des ungenügsamsten Ehrgeizes, der Herrschbegierde und der Eitelkeit; aber geschickt wußte er diese innersten Gefühle seines Herzens zu verbergen, bis er es wagen durfte, seinen Wünschen offen entgegenzutreten. Ein überaus geschmeidiges Wesen, gefällige Sitten, und eine

bezaubernde Freundlichkeit und Milde verbargen den immer heißer erglühenden Ehrgeiz und Thatendrang hinter dem Scheine des anspruchlosen Charakters. Ritterliche Uebungen, Wissenschaften und Künste, die feinern Vergnügungen des geselligen Lebens und eine mit Geschmack vereinigte Prachtliebe schienen seine Lieblingsneigungen zu sein, und keine andern Vorstellungen und Bestrebungen in ihm lebhaft werden zu lassen. Schweden war damals der Schauplatz mehrerer Parteien, unter denen die der Mützen und Hüte, auf und durch welche Rußland und Frankreich sich einander entgegenwirkten, die bekanntesten und zugleich wichtigsten waren. Aber wie sie auch einander bekämpften, so waren sie doch darin einverstanden, die königliche Gewalt möglichst zu beschränken. Gustavs Vater, ein verständiger, das Gute erkennender und wohlwollender Fürst, empfand zwar die Unannehmlichkeiten seiner Lage, aber es fehlte ihm an Kraft und Charakterstärke, sein Mißfallen, statt der Klagen, durch Handlungen zu äußern. Desto thätiger arbeitete der kühne Geist seines Sohnes im Verborgenen, und kaum war er, nach seines Vaters Tode (12. Febr. 1771) zur Regierung gelangt, als er seinem Ziel mit bewundernswürdiger Kunst entgegenschritt. Er hatte damit angefangen, einige unternehmende Militärs zu gewinnen, und mit seinen Absichten bekannt zu machen. Diese bildeten nach und nach eine Verbindung, besonders der jüngern Offiziere, zu Gunsten des Königs. Vorzüglich thätig war in der Hauptstadt der Oberst Sprengporten; ein Gleiches thaten Abgesandte bei den Regimentern in den Provinzen. Indessen näherte sich der Augenblick der Ausführung. Einige bedeutende Männer — unter andern die Grafen Hermansson und Scheffer — hatten sich mit dem König vereinigt; eine neue Verfassung war entworfen, und die Rollen so vertheilt worden, daß die Brüder des Königs die Revolution in den Provinzen leiten sollten, während er selbst sie in der Hauptstadt beginnen würde. Die Unternehmungen fingen, dem entworfenen Plane gemäß, auf folgende Weise an. Der Commandant von Christianstadt, Hauptmann Hellichius, einer der treuesten und kühnsten Anhänger des Königs, ließ am 12. Aug. die Stadtthore schließen, alle Zugänge besetzen, und in seinem und der Besatzung Namen ein Manifest bekannt machen, worin den Ständen wegen ihrer Gewalthandlung der Gehorsam aufgekündigt wurde. Der Prinz Carl erschien vor Christianstadt, und da seine Aufforderung, den Platz zu übergeben, fruchtlos blieb, begann eine scheinbare Belagerung u. Vertheigung, wobei niemanden etwas zu Leide geschah. Dies alles geschah vielleicht nur, um der öffentlichen Aufmerksamkeit eine unschädliche Richtung zu geben. Der König spielte indeß in der Hauptstadt die Rolle des Gleichgültigen und Untheilnehmenden so täuschend, daß er den anfänglich entstandenen Argwohn des geheimen Ständeausschusses völlig zerstreute. Der Ausschuß hatte verfügt, daß die Bürgerreiterei in der Hauptstadt patrulliren solle; bei diesen Patrullen fand sich der König häufig ein, und wußte durch Freundlichkeit den Kern der Mannschaft und immer mehr Offiziere für sich zu gewinnen. Während er so die Entscheidung vorbereitete, zeigte er eine heitere unbefangene Stirn, und gab noch am Abend vor dem zur Ausführung bestimmten Tage ein glänzendes Hoffest, bei dem er durch seine frohe Laune alle Anwesenden belebte. Am folgenden Tage, d. 19. Aug. 1771, begab sich der König nach einem Spazierritt in den Reichsrath aufs Schloß, wo es zum erstenmal zwischen ihm und einigen Reichsräthen zu einem lebhaften Wortwechsel kam. Von hier aus

verfügte er sich zu Pferde nach dem Arsenal, wo er die dort aufziehende Wachtparade manövriren ließ. Während dessen versammelten sich, in Folge eines geheimen Befehls, die Offiziere um ihn, auf die er rechnen zu können glaubte, und begleiteten ihn nach dem Schlosse, wo eben die Garde die Wache wechselte, und sowol die abgehende als die aufziehende gegenwärtig war. Mit dem Eintritt des Königs in das Schloß begann die Revolution. Der König versammelte in der Wachtstube die Offiziere um sich, eröffnete ihnen seinen Plan und forderte sie zur Unterstützung auf. Die meisten waren Jünglinge und durch den Gedanken an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich gewonnen. Den drei ältern, die sich weigerten, ließ der König den Degen abfordern. Alle übrige leisteten den Eid der Treue und des Gehorsams, und indem ihnen der König seine fernern Befehle gab, band er ein weißes Tuch um den linken Arm, und bestimmte dies als das Zeichen, woran er seine Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten wurde von diesen mit beifälligem Zuruf erwiedert. Hierauf ließ er die Zugänge zu dem Versammlungssaal des Reichsraths besetzen, und demselben ruhiges Verhalten befehlen, begab sich sodann unter dem Zujauchzen des Volks nach dem Zeughause, wo er sich des Artillerieregiments versicherte, und ließ durch öffentlichen Ausruf die Einwohner Stockholms zur Ruhe ermahnen, und anweisen, keinen andern als des Königs Befehlen zu gehorchen. Es wurden Kanonen aufgeführt, Wachen vertheilt und aus Vorsicht mehrere Personen verhaftet. So war der entscheidende Schlag ohne gewaltsame Maßregeln geschehen, und der König begab sich nach dem Schlosse zurück, wo er die Glückwünsche der fremden Gesandten empfing, die er zur Tafel hatte einladen lassen. Am folgenden Tage leistete der Stadtmagistrat, unter dem allgemeinen Zuruf des Volks, auf dem großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revolution genehmigen und die neue Verfassung anerkennen, durch welche die königliche Macht, nicht sowol auf Kosten der Stände als nur des Reichsraths, wuchs. Sie wurden zu dem Ende auf den nächsten Tag zu einer allgemeinen Versammlung auf das Schloß beschieden, wo sie sich einzeln und ohne Gefolg einfanden. Der Schloßhof war mit zahlreichem Militär besetzt, gegen den Versammlungssaal Kanonen aufgepflanzt, und zu jeder Kanone ein Artillerist mit einer brennenden Lunte in der Hand gestellt. Der König erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und in ungewöhnlichem Pomp, schilderte in einer kraftvollen Rede die Lage des Reichs, die Nothwendigkeit einer Reform, erklärte seine gemäßigten Absichten, und ließ die neue Verfassung verlesen, die augenblicklich genehmigt und durch Unterschrift und Eid bekräftigt wurde. Jetzt war alles geschehen, fast alle Staatsdiener blieben in ihren Aemtern; die Verhafteten wurden wieder in Freiheit gesetzt, und es folgte eine heitere beglückende Ruhe. Die nächsten Jahre war der König mit allem Ernste bemüht, sein Land zu beglücken; er bereiste es mehrmals, und nie ohne Belehrung für sich, und ohne Nutzen für seine Unterthanen. Nun aber ergaben sich auf dem Reichstage Zeichen künftiger Unruhen, die den König bewogen, ihn plötzlich aufzulösen. Ein Aufstand in Dalecarlien wurde durch Militärgewalt gedämpft. Im Herbste eben dieses J. 1783 reiste Gustav durch Deutschland nach Italien, um die Bäder von Pisa zu gebrauchen, und ging im folgenden Jahre über Frankreich, wo er zugleich politische Zwecke verfolgte, nach Schweden zurück. Hier warteten seiner Unruhe und Ungemach. Eine Hungersnoth raffte Tau-

sende seinen Unterthanen weg, die Reichsstände verwarfen fast alle seine Vorschläge und nöthigten ihn zu harten Opfern, und sein ungemäßigter Ehrgeiz verwickelte ihn in einen Krieg, der eben so verderblich für sein Land als demüthigend für seinen Stolz sein mußte. Zwischen Rußland und der Pforte war der Krieg ausgebrochen. Gustav beschloß, einem alten Vertheidigungsbündnisse mit letzterer gemäß, Rußland anzugreifen, von dessen Monarchin er sich für beleidigt hielt. Der Krieg ward erklärt, und eine beträchtliche Macht nach Finnland in Bewegung gesetzt. Als nun aber der König durch einen Angriff auf die Festung Friedrichsham seine Unternehmungen anfangen wollte, mußte er die unerwartete Kränkung erfahren, sich plötzlich von einem großen Theile seines Heeres verlassen zu sehen, welcher sich jedem Angriffskriege abgeneigt erklärte. Der König begab sich nach Haga, und von hier, Hülfe suchend, zu den Dalecarliern. Bald stand ein achtbares Heer freiwilliger Vaterlandsvertheidiger da, mit denen der König das von den Dänen bedrängte Gothenburg rettete, indeß der Aufstand bei der finnländischen Armee, die mit den Russen einen Waffenstillstand geschlossen hatte, fortdauerte. Die dringende Lage des Reichs forderte die Zusammenberufung der Reichsstände. Um den Widersetzlichkeiten des Adels zu begegnen, ließ er einen geheimen Ausschuß erwählen, zu welchem der Adel zwölf, jeder der übrigen, dem König ergebenen Stände sechs Mitglieder ernannte. Der Adel gab es darum nicht auf, dem Könige zu trotzen, der endlich, von den übrigen Ständen zur Anwendung aller ihm dienlich scheinenden Maßregeln aufgefordert, einen entscheidenden Schritt wagte, die Häupter des widersetzlichen Adels verhaften ließ, und die Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsakte erzwang, die ihm noch ausgedehntere Rechte, als bisher, einräumte. Nunmehr ward der Krieg mit höchster Anstrengung und wechselndem Glück fortgesetzt. Blutige Schlachten wurden, besonders zur See, gewonnen und verloren; aber wie ritterlich auch Gustav die Uebermacht bekämpfte, so machte ihn doch die bedrängte Lage seines Reichs zum Frieden geneigt, der in der Ebene von Werelä, am 14. Aug. 1790, abgeschlossen ward. Statt die durch so vielfaches Unglück empfangene Lehre für die Zukunft zu benutzen, faßte er nur noch riesenhaftere Plane. In den Gang der französischen Revolution beschloß er einzugreifen, und Ludwig XVI. gegen den Willen seiner Nation wieder auf den Thron zu setzen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Oesterreich vereinigen, und sich an die Spitze dieses Bundes stellen. Zu dem Ende ging er im Frühling 1791 nach Spaa und Aachen, schloß mit Catharina einen Freundschaftsvertrag, und berief einen Reichstag in Gefle im Januar 1792, der nach vier Wochen zur Zufriedenheit des Königs sich endigte. Aber hier war es, wo bereits ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt und versucht worden war. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke und Pechlin, der Oberstlieutenant Liljehorn und mehrere Andere hatten sich verbunden, den König zu ermorden und die alte Aristokratie wieder herzustellen. Ankarström, der den König persönlich haßte, bot sich ihnen zum Werkzeug an. In Haga hatte ihn ein geheimes Grauen, in Gefle Mangel günstiger Gelegenheit an der Ausführung gehindert. Jetzt folgte er dem Könige nach Stockholm, und die Maskerade in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 ward unwiderruflich zur Ausführung des Verbrechens bestimmt. Kurz vor Anfang des Balls erhielt der König ein mit Bleistift geschriebenes Warnungsbillet, dennoch begibt er sich um elf Uhr mit dem Grafen

Essen auf die Redoute, tritt zunächst in eine Loge, und da alles ruhig bleibt, in den Saal. Hier umringt ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derselben (der Graf Horn) mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!“ auf die Schultern klopft, wird der König von Ankarström durch einen Schuß im Rücken verwundet. Mit seltener Geistesgegenwart traf er sogleich die nöthigen Verfügungen; Ankarströ. (s. d. A.) mit seinen Theilnehmern wurde entdeckt. Indessen zeigte sich die Wunde bald tödtlich, und Gustav verschied am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geistesheiterkeit die nöthigsten Geschäfte geordnet, und den Befehl selbst unterzeichnet hatte, seinen Sohn zum König auszurufen.

Gustav IV., Adolph, entsetzter König von Schweden, geb. 1778. Nach dem traurigen Ende seines Vaters (Gustav III.) ward er am 29. März 1792 zum Könige ausgerufen. Er stand 4½ J. unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Carl von Südermannland, der die Regentschaft führte (nachmaligen Königs Carl XIII.). Bei erreichter Volljährlichkeit (1. Nov. 1796) trat er selbst die Regierung an. Die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen zeigt, wie bei Talenten, Verstand und Herzensgüte, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglücke führen. Sein Vater wollte einen beharrlichen Mann aus ihm bilden, und Gustav IV. mochte selbst glauben, im Geiste seines Vaters zu handeln, wenn er mit eigensinniger Unbiegsamkeit alles seinem einmal angenommenen System unterordnete. Er hatte zudem von seinem Vater einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher so viele seiner Schritte den Anstrich des Abenteuerlichen haben. Doch vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, ist seiner Abergläubigkeit zuzuschreiben, die hinlänglichen Stoff besonders in Jungs Schriften fand. Er war in seinem 18. Jahre bereits mit einer Prinzessin von Meklenburg versprochen, als ihn die Kaiserin Catharina in der Absicht, ihn mit ihrer Enkelin Alexandra Paulowna zu vermählen, nach Petersburg einlud. Schon war alles zu dieser Vermählung vorbereitet und der versammelte Hof erwartete den jungen König, als er sich weigerte, den Ehecontract zu unterzeichnen, weil man Puncte darein aufgenommen, die er der Kaiserin nicht zugestehen wollte, unter andern hatte man der jungen Königin die freie Ausübung der griechischen Religion in ihrem Palaste zugesichert, was gegen die Grundsätze des schwedischen Reichs war. Nichts konnte die Weigerung Gustavs besiegen; er ging fort und verschloß sich in seinem Zimmer, so daß das ganze Fest rückgängig wurde. Einige Monate später, (Oct. 1797), vermählte er sich mit der Prinzessin von Baden, Friederike, der Schwägerin des Kaisers Alexander und des Königs von Baiern. Ein auffallendes Zeichen seiner sogenannten Consequenz war, daß er einst auf dem Punkt stand, einen blutigen Kampf mit Rußland zu beginnen, weil er verlangt, daß das Geländer einer Grenzbrücke auf der russischen Seite mit Schwedens Farben angestrichen werden sollte, was ihm nicht gewährt werden konnte. Im J. 1801, als die nordischen Mächte über die Erneuerung des schon früher bestandenen, besonders gegen England gerichteten Bündnisses der bewaffneten Neutralität unterhandelten, begab er sich selbst, zu Beschleunigung des Abschlusses, nach Petersburg, wo er auch von Paul I., der ihm in so manchen Stücken glich, brüderlich aufgenommen wurde. Der russische Monarch ertheilte ihm bei dieser Gelegenheit den Orden des heil. Johannes von Jerusalem. Im Juli 1803 reiste er mit seiner Gemahlin an den Hof seines Schwiegervaters nach Carlsruhe, um den Kaiser

und die Reichsfürsten für die damals ganz unausführbar scheinende Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Consuls wieder an die Spitze der französischen Regierung zu setzen, zu gewinnen. Er befand sich noch in Carlsruhe, als d. 15. März 1804 der Herzog von Enghien auf Buonapartes Befehl aus dem Badenschen mit Gewalt entführt wurde. Gustav sandte sofort seinen Adjutanten nach Paris, mit einem Briefe an Buonaparte, um den Prinzen zu retten; allein als der Adjutant ankam, war der Prinz schon todt. Gustav übergab deswegen nachdrückliche Noten in Regensburg, und war der einzige Souverain, der über jenen Mord seinen Unwillen laut äußerte. Es ist bekannt, wie schimpflich er dafür in dem Moniteur behandelt wurde. Der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Verbindung mit Großbritannien und Rußland, und Spannung mit Preußen, dem Gustav den schwarzen Adlerorden zurückschickte, weil Napoleon ihn auch erhalten und die Ritterehre es verbiete, Waffenbruder eines Mörders zu sein, — war die Folge seines Hasses gegen Frankreichs neuen Souverain. Ein müßiger Kopf hatte berechnet, daß in dem Namen „Napoleon Buonaparte" die Zahl 666 enthalten sei, und Gustav glaubte hierin das Thier in der Offenbarung Johannis zu erkennen, das nur eine kurze Zeit regieren würde, und zu dessen Sturze er berufen sei! Diese mystische Ansicht von den Verhältnissen des französischen Throns trat nun förmlich an die Stelle jeder verständigen Ueberlegung und veranlaßte ihn zu dem sonderbarsten Betragen. So würdig die Erklärung war, die sein Gesandter am Reichstage 1806 übergab, daß der König an den Verhandlungen des Reichstags so lange keinen Theil nehmen werde, als dessen Beschlüsse unter dem Einflusse der Usurpation und des Egoismus ständen; und so edel es war, daß er die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilsit gemachten Friedensvorschläge verwarf: so bewies er doch eine unkluge Hartnäckigkeit, als er den 3. Juli 1807 den Waffenstillstand mit Frankreich aufhob, und selbst nach dem Frieden von Tilsit die von Rußland und Preußen gebotene Vermittelung ausschlug. Durch seine Leidenschaftlichkeit, die ihn eine gleiche Sonderbarkeit in Ansehung des russischen St. Andreasordens begehen ließ, wie früher mit dem preußischen Adlerorden, und seine blinde Anhänglichkeit an England stürzte er sein Volk in einen verderblichen Krieg mit Rußland, und ward aufs neue Preußens den Dänemarks Feind. Finnland ging verloren, und drohend stand ein dänisches Heer an der Gränze von Schweden. Taub gegen alle Vorstellungen, Frieden zu schließen, reizte er durch eigensinnigen Trotz den Adel und das Heer gegen sich auf. Er beleidigte die Garden und erbitterte die Nation durch Ausschreibung einer neuen Kriegssteuer, während die schwedischen Soldaten an allem Mangel litten. Als er endlich sogar den einzigen Freund, der ihm noch geblieben war, England von sich abstieß, weil er, als diese Macht ihn zu verständigern Ansichten zurückzubringen versuchte, auf alle englische Kauffahrteischiffe in den schwedischen Häfen Beschlag legte; da ward es Jedem deutlich, daß er die Wohlfahrt seines Volkes ganz seinen Leidenschaften aufzuopfern fähig sei. Ein im tiefsten Dunkel entworfener Plan gedieh zur Reife. Die westliche Armee (nach der norwegischen Gränze zu), versichert, daß die Dänen die Gränze nicht überschreiten würden, setzte sich in Marsch gegen Stockholm, wo unter den nächsten Umgebungen Gustavs die ersten der Verschwornen sich befanden. Sie war nur noch 15 Meilen von der Hauptstadt entfernt, als Gustav ihre Annäherung erfuhr. Von Haga aus, wo er sich mit

seiner Familie befand, eilte er nach Stockholm, um sich hier gegen die „Empörer" zu vertheidigen. Doch er änderte diesen Plan, und wollte mit den in Stockholm befindlichen Truppen nach Linköping gehen. Die Bank sollte die Hauptstadt verlassen, zuvor aber zwei Millionen Thaler, oder doch den möglichst größten Vorschuß an ihn zahlen. Die Commissarien verweigerten dies; Gustav wollte sein königliches Ansehen geltend machen; da ward Gewalt gegen ihn beschlossen. So standen die Sachen am 12. März 1809 Abends. Der König arbeitete die ganze Nacht vom 12. auf den 13. März; alles war zu seiner Abreise bereit, und der Augenblick gekommen, wo er das Geld aus der Bank nehmen lassen wollte. Drei Thore des Schlosses waren schon gesperret, und alle Offiziere, weil es gewöhnlicher Paradetag war, bei dem Schlosse versammelt. Noch einmal wollten der Feldmarschall Klingspor und der General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorstellungen versuchen, doch Gustav beleidigte die Sprecher in seinem höchsten Zorn auf das empfindlichste. Nun rief Adlerkreuz den Hofmarschall Silbersparre und 5 Adjutanten herbei, forderte dem Könige seinen Degen ab, und erklärte ihn zum Gefangenen im Namen der Nation. Gustav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; dieser ward ihm entwunden. Auf sein Geschrei nach Hülfe erbrachen zwar einige seiner Getreuen die verschlossene Thür; doch von dreißig hinzuströmenden andern Mitverschwornen wurden sie überwältigt. Während dieses Auftritts entfloh Gustav, ward aber auf der Treppe ergriffen, und von einem seiner Bedienten zurück in sein Zimmer getragen, wo er in bewußtlose Wuth gerieth. Alle Zugänge des Schlosses wurden nun mit Wachen besetzt. Schon nach Mittag verkündigte eine Proclamation des Herzogs Carl von Südermannland, daß er die Regierung übernommen habe. Die Thronrevolution war in diesen wenigen Stunden vollendet. Jetzt zeigte Gustav eine stille Ergebung; vielleicht war auch hier seine religiöse Schwärmerei die Quelle seines Gemüthszustandes. Nachts um 1 Uhr brachte man ihn nach Drotningholm; seine Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward er nach Grypsholm, einem seiner liebsten Aufenthaltsorte, versetzt. Hier stellte er am 29. März eine förmliche Entsagungsakte aus, die endliche Bestimmung seines Schicksals vor dem Reichstage erwartend, in dessen erster Sitzung (10. Mai) man ihm Treue und Gehorsam feierlich aufsagte und sowol ihn, als seine leiblichen, gebornen und ungebornen Erben der Krone und Regierung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verlustig erklärte. Darüber ward eine förmliche Akte ausgefertigt. In Grypsholm beschäftigte der entthronte König sich vorzüglich mit der Offenbarung Johannis. Er wünschte Schweden verlassen zu können. Die Reichsstände setzten ihm, auf des neugewählten Königs, Carls XIII. Antrag, ein jährl. Einkommen für sich und seine Familie von 66,666⅔ Thlrn. aus; sein eigenes Privatvermögen, das seiner Gemahlin und seines Sohnes, blieb ihm ebenfalls. Einen neuen ihm bestimmten Aufenthalt auf der Insel Wisings-Oe bezog er nicht, sondern ging d. 6. Dec. 1809 von Grypsholm nach Deutschland und der Schweiz, wo er unter dem Namen eines Grafen von Gottorp lebte. Er hat sich seitdem freiwillig von seiner Gemahlin und seinen Kindern getrennt, und seine Ehe wurde auf sein Verlangen d. 17. Febr. 1812 aufgehoben. In demselben Jahre verlangte er in die Brüdergemeine zu Herrnhut aufgenommen zu werden, wie er denn auch seit seiner Entfernung stets das mystisch-religiöse Zeichen des Johanniter-Ordens zu tragen pflegt. Er reist schon seit 1810 ohne bestimmten

Zweck herum. So begab er sich 1810 nach Petersburg; dann 1811 nach London. Im Dec. 1814 rüstete er sich in Basel zu einer Reise nach Jerusalem. 1815 ließ er dem wiener Congresse eine Erklärung überreichen, in welcher er die Rechte seines Sohnes auf den schwedischen Thron in Anspruch nahm. Zuletzt hatte er in Frankfurt den Namen Gustavsson angenommen. Sein Sohn Gustav, geb. 1799, studirte in Lausanne und Edinburg und lebt jetzt im Badischen. Er hat drei Schwestern, die von ihrer vortrefflichen Mutter eine sorgfältige Erziehung erhalten. Die älteste ward 1819 mit dem Markgr. Leopold von Hochberg vermählt.

Guthrie (William), wohl als Herausgeber eines großen universalhistorischen Werkes, sonst aber nicht sehr ehrenvoll als Schriftsteller bekannt, war 1708 zu Brichen in Schottland geboren und anfangs in seiner Heimath Schulmann. Er kam nach London, beschäftigte sich dort mit Schriftstellerei, und verkaufte seine Feder jedem, der ihn bezahlte. Das Ministerium belohnte seine ihm geleisteten Dienste 1745 mit einer Pension, die er bis zu dem Ende seine Lebens, 1770, bezog. Eine ungewöhnliche Leichtigkeit in Bearbeitung der verschiedenartigsten Gegenstände eignete ihn mehr für Schriften, die schnell zu Stande kommen mußten, als für solche, die fleißige Ausarbeitung erheischten. Es fehlte ihm nicht an Talenten und auch nicht an Kenntnissen, allein da er seine Schriften sehr eilig arbeiten mußte, sind sie voll Nachlässigkeiten und Irrthümer. Dennoch war er sehr gesucht und konnte die Bestellungen der Buchhändler kaum genugsam fördern. Sein Name prangt vor einer ungeheuern Menge von Compilationen. Seine Weltgeschichte gab er in Verbindung mit Gray heraus. Man hat von ihm noch eine Geschichte von England, eine Geschichte von Schottland, aber niemand liest sie mehr. Das einzige Werk, das noch jetzt Verdienste hat, ist die Grammatik der Geschichte, Geographie und des Commerzes, die aber einige dem Buchhändler Knox zuschreiben.

Guttenberg (Johann Gänsefleisch von Sorgenloch genannt), der Erfinder der Buchdruckerkunst, wurde gegen das Jahr 1400 in Mainz geboren. Die Familie Guttenberg rechnete sich zu den Patriziern und der Name Gänsefleisch so wie Guttenberg (Gudenberg), kam ihnen von ein paar Grundstücken, die also benannt wurden. 1424 lebte Guttenberg in Strasburg, wo er zwölf Jahre darauf mit einem gewissen Andreas Dryzehn und noch einigen Andern einen Contract abschloß, vermöge welchen er sich ihnen für all seine geheimen und wunderbaren Künste verbindlich machte, (d. h. sie den Andern zu lehren und zu ihren gemeinschaftlichen Nutzen anzuwenden versprach). Andreas Dryzehns bald erfolgender Tod machte indeß das Unternehmen, welches die Compagnie wol vorhatte und das vermuthlich die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst mit in sich schloß, scheitern, um so mehr, da Georg Dryzehn, ein Bruder des Verstorbenen, mit Guttenberg einen Rechtsstreit anfing, der für letzteren ungünstig ausfiel. Wenn und wo übrigens eigentlich die ersten Versuche in der Kunst des Bücherdruckens gemacht worden sind, kann man nicht völlig bestimmt angeben, da Guttenberg selbst unter die von ihm gedruckten Sachen niemals weder seinen Namen noch die Zeit setzte; so viel ist indeß gewiß, daß er gegen 1438 zuerst bewegliche Typen von Holz anwendete. 1443 wandte er sich von Strasburg, wo er bis dahin gelebt hatte, nach Mainz und 1450 ging er die Verbindung mit Faust oder Fust, einem wohlhabenden Goldarbeiter dieser Stadt (der jedoch nicht mit dem bekannten Schwarzkünstler Faust zu ver-

wechseln ist, s. d. A.) ein, vermöge welcher Faust das Geld hergab, um eine Druckerei anzulegen, in welcher dann die lateinische Bibel zum erstenmale gedruckt wurde. Aber schon nach einigen Jahren löste sich dieser Verein wieder. Faust hatte starke Vorschüsse gemacht, die Guttenberg nun zurückzahlen sollte, und da er dies nun nicht wollte oder konnte, so kam die Sache vor die Gerichte und endete damit, daß Faust die Druckerei behielt, die er dann mit Schäffer gemeinschaftlich fortsetzte und vervollkommte. Durch die Unterstützung von einem Mainzer Rathsherrn, Konrad Hummer, ward Guttenberg aber von neuem in den Stand gesetzt, schon im folgenden Jahre wieder eine Presse anzulegen, in welcher wahrscheinlich das Werk: Hermanni de Saldisspeculum sacerdotum (in Quart, ohne Datum und Namen des Druckers) gedruckt wurde. Auch sollen hier, wie einige behaupten, 4 Ausgaben des Donat erschienen sein, die jedoch von Andern wieder der Offizin von Faust und Schäffer zugeschrieben werden. 1457 erschienen auch bereits die Psalmen, mit einer typographischen Eleganz gedruckt, welche hinlänglich beweißt, wie schnelle Fortschritte die neuerfundene Kunst machte und mit welchem rühmlichen Fleiß sie getrieben wurde. Guttenbergs Druckerei bestand bis 1465 in Mainz. Um diese Zeit wurde er von Adolph von Nassau in den Adelstand erhoben, starb aber bereits den 24. Febr. 1468. Ueber sein Leben sowol, wie über sein Wirken und den ganzen Hergang der Erfindung und ersten Ausbildung der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern, herrscht im Ganzen viel Dunkelheit, die jetzt, nach so manchem seitdem vergangenen Jahrhundert, schwerlich mehr aufgeklärt werden dürfte: doch haben mehrere Literatoren, wie z. B. Fischer in seinem Versuch zur Erklärung alter typographischer Merkwürdigkeiten, (Mainz 1802 in 4.), Wolf in den Monumentae typographicae u. s. w. (Hamburg 1740), Obarlin in den Beiträgen zur Geschichte Guttenbergs (Strasburg 1801) u. A. manche schätzbare Aufschlusse hierüber gegeben.

Guys (Pierre Augustin) aus Marseille, woselbst er 1721 geboren ward, und als Kaufmann erst in Constantinopel, dann in Smyrna etablirt, ist durch seine Reisen und die darüber herausgegebenen Werke berühmt. Später wurde er zum Mitglied des Instituts und der Gesellschaft der Arkadier in Rom ernannt. Sein erstes Werk erschien 1744 und enthält die Begebenheiten seiner Reise von Constantinopel nach Sophia (der Hauptstadt der Bulgarei) in Briefen. 1748 schilderte er gleichfalls in Briefform seine Reise von Marseille nach Smyrna und von da nach Constantinopel. Am mehrsten verdankt er aber seinen literarischen Ruf seiner Voyage littéraire de la Grèce, in welchem Werke er nicht allein seine vielfachen schätzbaren Kenntnisse entwickelt, sondern auch mit eben so viel Scharfsinn als Sachkenntniß den Zustand Neugriechenlands und der Neugriechen mit dem der Altgriechen und ihren staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen vergleicht und aus einander setzt. Auch als Dichter machte sich Guys bekannt, und verfaßte bei Gelegenheit einer Reise nach Neapel eine Dichtung, die Jahreszeiten, die damals ziemlichen Beifall fand. Als seine Voyage de la Grèce erschien, widmete ihm Voltaire einige sehr schmeichelhafte Verse, und die Griechen, erfreut, in ihm einen Mann zu finden, der nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, in diesem unglücklichen und gebeugten Volke nur lauter Nichtswürdige sieht, übersandten ihm in einem Diplom den Titel eines Bürgers von Athen. Guys starb, 79 J. alt, im J. 1799 auf der Insel Zante, eben da er im Begriff stand, zu der dritten

Ausgabe seiner Reise durch Griechenland neue Materialien zu sammeln. Ein Sohn von ihm, Pierre Alphonse, war als Sekretär bei den französischen Gesandtschaften nach Constantinopel, nach Wien, und nach Lissabon angestellt und erhielt hierauf die Stelle eines Consuls in Sardinien, später in Tropolis in Afrika und zuletzt in Tripolis in Syrien, woselbst er 1812 starb. Er gab Briefe über die Türkei heraus, in welchen der Verfall dieses Staates recht gut dargestellt ist. Auch war er der Verfasser des Lustspiels la Maison de Molière, in 4 Acten, welches Goldoni umgearbeitet hat.

Gyges, ein Günstling des lydischen Königs Kandaules, welcher, um ihn von der Schönheit seiner Gemahlin durch den Augenschein zu überzeugen, ihm dieselbe einst zeigte, als sie sich entkleidet niederlegte. Diese Unverschämtheit erzürnte die Königin dermaßen, daß sie dem Gyges die Wahl ließ, entweder ihren Gemahl zu ermorden, und als ihr Gatte das Königreich zu beherrschen, oder selbst seine strafbare Neugier mit dem Tode zu bezahlen. Gyges ermordete daher, nachdem er vergebens den Entschluß der Königin bestritten hatte, den Kandaules, und ward von dem delphischen Orakel in der Herrschaft bestätigt. Die Fabel spricht von einem Zauberringe, den Gyges als Hirt in einer unterirdischen Höhle gefunden, und welcher die Kraft gehabt habe, seinen Besitzer unsichtbar zu machen, sobald dieser den Stein desselben einwärts kehrte. Mit Hülfe des Ringes soll er die Umarmungen der Königin genossen und seinen Herrn ermordet haben. Den Ring des Gyges besitzen, wurde nachher sprichwörtlich bald von wankelmüthigen, bald von boshaften und listigen, bald von glücklichen Leuten gebraucht, die Alles, was sie wünschen, erlangen.

Gymnasium hieß bei den Spartanern der öffentliche Ort, wo die Jugend sich nackt (daher auch der Name, von Gymnos, nackt) im Springen, Laufen, dem Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze, dem Ringen und Faustkampf oder dem sogenannten Fünfkampf (Pentathlon, quinquertium) übte. Diese spartanische Anstalt wurde erst in den meisten Städten Griechenlands und zu Rom unter den Cäsaren nachgeahmt, blieb aber nicht auf die körperlichen Uebungen eingeschränkt, sondern dehnte sich auch auf die Uebungen des Geistes aus, indem hier die Philosophen, Rhetoriker und Lehrer anderer Wissenschaften ihren Unterricht ertheilten. In Athen waren fünf Gymnasien, unter denen die Akademie, das Lyceum und Kynosarges die berühmtesten waren. In dem ersten lehrte Platon, im zweiten Aristoteles, im dritten Antisthenes. Diese Gymnasien waren in den ältesten Zeiten blos offene, geebnete, mit einer Umfassung eingeschlossene Plätze mit Abtheilungen für die verschiedenen Spiele. Um Schatten zu erhalten, pflanzte man Reihen von Platanen, die nachher in Säulengänge mit verschiedenen Behältnissen verwandelt wurden; endlich wurden die Gymnasien eine Menge an einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehrere Tausende zu fassen. Von der Einrichtung und Anordnung derselben hat Vitruv in seinem Werk über die Baukunst (5, 11) eine genaue Beschreibung gegeben. Indeß enthielten manche Gymnasien bald mehr, bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Menge andrer Verzierungen. Hier fand man die Statüen und Altäre des Merkur und Herkules, als der Götter, denen die Gymnasien geheiligt waren, oft auch des Theseus, als des Erfinders der Kunst zu ringen; Statüen von Helden und berühmten Männern, Gemälde und Basreliefs, Gegenstände der

Religion und Geschichte darstellend. Eine gewöhnliche Verzierung der Gymnasien waren Hermen. So versammelte sich hier alles, was Jünglinge in den Künsten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und begeistern konnte, und der Staat, Künste und Wissenschaften erhielten sich blühend, so lange die Gymnasien gehörig unterhalten und geschützt wurden. Mehrere Aufseher und Lehrer waren hier angestellt. Der Vorsteher hieß Gymnasiarch, die Lehrer der gymnastischen Uebungen Gymnasten, die Vorsteher dieser Uebungen Pädotriben, welche nur mit dem Praktischen zu thun hatten, während die Gymnasten die Theorie lehrten. Xystarchen hießen die, welche den Uebungen in den Xysten (Stadien) vorstanden. Bisweilen nennt man ein solches Gymnasium auch Palästra, welche eigentlich nur der Theil war, wo diejenigen, welche sich förmlich zu Athleten, d. h. zu Kämfern in den öffentlichen Spielen, bilden wollten, im Faustkampf geübt wurden. Ignara ist der Meinung, daß zu der Zeit, wo die Philosophen u. A. hier zu lehren anfingen, ein Unterschied zwischen Gymnasium und Palästra gemacht worden sei: diese habe nur den Platz für die körperlichen Uebungen, jenes den Platz für den geistigen Unterricht bezeichnet. In diesem Sinn hat man denn auch in neuern Zeiten die öffentlichen gelehrten Schulen, in denen man die Schüler auf die Universität vorbereitet, Gymnasien genannt. In Rom hatte man zur Zeit der Republik keine Gebäude, die sich mit den griechischen Gymnasien vergleichen ließen, unter den Cäsaren aber lassen sich die öffentlichen Bäder damit vergleichen, und man kann sagen, daß die Gymnasien in den Thermen untergingen.

Gymnastik nennt man die Kunst, dem Körper nach den Regeln durch Uebungen Fertigkeit, Behendigkeit, Dauerhaftigkeit und Gesundheit zu verschaffen, kurz, die Kunst der Leibesbewegungen. Wort und Sache sind griechischen Ursprungs, denn in Griechenland bildete man zuerst diese Bewegungen zur Kunst aus (s. Gymnasium). Man unterschied daselbst drei Arten von Gymnastik: die kriegerische, welche sich auf das Bedürfniß des Angriffs und der Vertheidigung bezog, die medicinische, welche die Erhaltung der Gesundheit bezweckte, und die athletische, die berühmteste unter allen, welche ihren Ursprung dem Vergnügen verdankt, und dem Verlangen, von seiner Kraft und Geschicklichkeit öffentliche Beweise abzulegen. Die erste Art bestand in Uebungen des Laufens zu Fuß, Pferd und Wagen, im Springen, Ringen, Werfen und Bogenschießen; die zweite vereinigte mit einigen der ersten Tanz, Ballspiel, Bäder und Salbungen, und der Arzt Herodikos soll sie, kurz vor Hippokrates, in die Medicin eingeführt haben; zur dritten Art gehörte alles, wessen ein Athlet bedurfte, um in den öffentlichen Spielen den Sieg zu erhalten. Diese dritte Art nennt man bald Athletik, weil die Uebung in Kämpfen bestand, bald Gymnik, weil man nackt kämpfte, bald Agonistik, weil sie Hauptgegenstand der öffentlichen Spiele war. Um diese Kunst zu üben, reichte man mit den gewöhnlichen Vorbereitungen der Gymnasien nicht aus, sondern bedurfte noch ganz anderer und schwererer in der Palästra. Durch eine eigens dazu angeordnete Lebensart wurden die Athleten zu ihrer Kunst vorbereitet. Man sieht übrigens leicht, daß diese Eintheilung mehr zufällig ist, als in dem Wesen der Kunst selbst gegründet, und daß sie keinesweges alle hier aufzuführenden Uebungen umfaßt. Abgesehen von aller Anwendung, zerfallen die Leibesbewegungen in zwei Classen: 1. in solche, die allein durch die eigne Bewegung des Körpers vollbracht werden, und 2. solche, zu denen noch

ein fremdes Bewegbares hinzukommt. Zu der ersten Classe gehören Gehen, Balanciren, Laufen, Tanzen, Springen (Voltigiren), Klettern, Werfen, Schleudern, Ringen, Fechten, Schwimmen; zu der andern Reiten und Fahren. Sollen alle diese Uebungen wahrhaft gesetzmäßig getrieben werden, so muß die ganze Kunst der Gymnastik von einer in den Gesetzen der Mechanik begründeten Theorie ausgehen. In der neuern Zeit versuchte man diese kunstmäßig betriebenen Uebungen in der Gymnastik unter dem Namen Turnkunst wieder in den Jugendunterricht einzuführen. S. Turnkunst.

Gymnosophisten nannten die Griechen die indischen Philosophen, weil sie, der Sage nach, unbekleidet gingen. Von ihren philosophischen Systemen haben wir sehr unvollkommene Nachrichten, und wissen nur so viel, daß sie das Wesen der Philosophie in stete Contemplation und in die strengsten ascetischen Uebungen setzten, wodurch sie die Macht der Sinnlichkeit zu bekämpfen suchten. Sie verbrannten sich oft lebendig selbst, um desto eher in einen reinen Zustand überzugehen, wie z. B. Calanus in Alexanders Gegenwart, und Zarimarus zu Athen, als August sich daselbst befand. Die Unbekanntschaft der Alten mit Indien machte übrigens, daß man viel Wunderbares von ihnen erzählte.

Gynäceum (Gynäkeion, Gynäkonitis). Die Griechen lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weise der Neuern in einer engen freundschaftlichen Vertraulichkeit, sondern in einer gewissen Absonderung, welche aus den frühern Zeiten zurückgeblieben war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer angesehen wurden. Jene bewohnten daher auch einen abgesonderten Theil des Hauses, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger) hieß, und in den innern entlegensten Raume des Gebäudes, noch hinter dem Hofe befindlich war.

Gyps oder schwefelsaurer Kalk wird fast in ganz Europa und in den übrigen Erdtheilen angetroffen, und macht häufig 20 bis 25 Lachter, manchmal aber auch nur ein Fuß mächtige Lager in Flötzgebirgen aus, welche mit Flötzkalk, Stinkstein und Schieferthon abwechseln; ja oft macht er sogar das Tagegebirge aus; allein die Gypsgebirge erreichen nie eine beträchtliche Höhe, und alle enthalten Versteinerungen aus der organischen Welt. Oryktognostisch unterscheidet man die Gypsgattung, welche überhaupt als Folge ihrer leichten Auflöslichkeit sehr krystallinisch ist, durch fünf Arten: als 1. erdigen Gyps, auch Himmelsmehl, Gypsmehl u. s. w. von seiner bröcklichen Gestalt genannt; 2. dichten Gyps oder Alabaster; 3. faserigen Gyps, auch Strahlgyps und Fadergyps genannt; 4. körnigen Gyps, und 5. spätigen Gyps, auch Fraueneis und Marienglas genannt. Der Gyps wechselt in seinen Farben mannichfaltig ab. Die weiße Farbe geht durch alle Schattirung der grauen, rothen, gelben, braunen, aschfarbigen und grünen, so wie bisweilen wiederum einige dieser Farben sich ins Weiße oder; aus dem Braunen ins Gelbe, Rothe u. s. w. ziehen, und oft auch mehrere dieser Farben streifen- und fleckenweise bunt unter einander laufen. (Vgl. Alabaster.)

Gyromanthie (von den griechischen Wörtern Gyros, Kreis, und Manthia, Weissagung) ist die Wahrsagerkunst mittelst gewisser Kreise, welche der Wahrsager mit allerlei Feierlichkeiten beschreibt, und in denen er unter Hersagung von Zaubersprüchen und andern geheimnißvollen Gebräuchen umhergeht, wodurch seine Kunst in den Augen des Unerfahrnen, der an übernatürliche Dinge zu glauben geneigt ist, um so wunderbarer und zuverlässiger erscheint.

H.

H, der achte Buchstabe im deutschen Abc. Er wird gebraucht, 1. als wirklich hörbarer Buchstabe als starker Hauch am Anfange der Wörter. Weniger hört man diesen Buchstaben in der Mitte der Wörter nach einem Selbstlaut. In einigen harten Spracharten wird er fast so hart wie ch ausgesprochen. Geschichtlich ist zu bemerken, daß in der ältern fränkischen Mundart H oft vor Wörtern, die mit L, R, u. W anfangen, gesetzt wurde, wo es später in Ch oder K überging. 2. als Zeichen der Dehnung eines Grundlautes, besonders am Ende der Wörter. Häufiger steht es noch in dieser Absicht in der Mitte vieler Wörter vor den Buchstaben l, m, n, r. Er wird aber weggelassen hinter Doppellauten, deren Dehnung sich von selbst versteht, wie in verlieren 2c. In andern Wörtern wird der Selbstlaut verdoppelt. 3. als Milderungszeichen einiger hartlautenden Buchstaben, als des c, wenn es wie ein K lauten soll, des p und t in ch, ph, th, wo es indeß mit diesen Buchstaben vielmehr eigne Laute bezeichnet, für welche wir keine eigenen Zeichen haben. In wenigen Fällen setzt man das h noch hinter r. — Im neuern Tonsystem bezeichnet H die siebente diatonische Klangstufe, oder die zwölfte und letzte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter. S. Ton, Tonleiter.

Haag, vormals die beständige Residenz des Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, und jetzt die gewöhnliche Winter-Residenz des Königs der Niederlande, eine offene Stadt in Holland unter 52° 4′ N. B. und 4° 18′ O. L., fast 7 Meilen südwestlich von Amsterdam, 2½ M. von Leyden, und eine gute halbe Meile von Strande der Nordsee entfernt. Sie hat in 5400 Häusern über 42,000 Einwohner. Die Stadt liegt höher und trockener, als die meisten andern in Holland, daher die Luft auch sehr rein und gesund ist. Die Umgebungen sind wegen der vielen herrlichen Gärten ungemein reizend. Die Straßen sind breit, und mit hohen Baumgängen eingefaßt. Gepflastert sind sie mit hellfarbigen Ziegelsteinen, die äußerst dicht zusammengefügt sind. An einer Seite der Stadt ist ein breiter Canal, beständig mit Fahrzeugen bedeckt, an der andern ein trefflicher Wald, ungefähr eine halbe Meile im Durchschnitt; die übrigen Seiten der Stadt sind von schönen Wiesen und trefflichen Landsitzen umgeben. In der Stadt selbst ist die sogenannte Veiver-Burg die schönste Abtheilung. Doch verdient das königl. Schloß, der ehemalige Statthalterpalast, keine besondere Aufmerksamkeit, weil es einen unregelmäßigen Haufen alter Gebäude darstellt. Der Haag war nämlich früher eine Domäne der Grafen von Holland, daher man sonst auch Grafenhaag zu sagen pflegte. Wichtig ist noch das treffliche Museum der Prinzen von Oranien, welches zwar von den Franzosen weggeführt war, aber seit dem Frieden wieder an Ort und Stelle gebracht worden ist.

Haare nennen wir die dünnen, kegelförmigen, mehr oder minder biegsamen und elastischen Fäden, welche dem Körper der mehresten Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Nässe, Kälte und Verletzung dienen. Das Haar gleicht gewissermaßen einem Zwiebelgewächs, und ist vermöge einer zwiebelartigen Wurzel in der Fetthaut be-

festigt. Der Nahrungssaft wird in derselben durch unendlich kleine, hohle Canäle emporgeleitet; denn untersuchen wir das Haar unter dem Mikroscop, so finden wir, daß es aus drei besondern Theilen zusammengesetzt ist, nämlich aus dem äußern Ueberzuge, der innern Röhre und dem in derselben enthaltenen Marke. Der äußere öhlichtgallertartige Ueberzug ist, wenigstens bei den Menschen, immer durchsichtig und ungefärbt, und gibt dem Haare die große Dauer gegen die Einwirkung der Luft und Witterung, so daß es der Verwesung nicht selten Jahrhunderte lang trotzt. Unter diesem Ueberzuge liegen mehrere äußerst feine Röhren dicht neben einander, welche nicht nur unter sich, sondern auch mit diesem in Verbindung stehen, und ein aus einer flüssigen und einer weichen festen Substanz bestehendes Mark enthalten. Jene ist zähe und gibt dem Haare seine Farbe; diese dagegen ist ein zartes, unendlich feines Gewebe von glänzenden Fasern, das aus der Zwiebel seinen Ursprung nimmt. Aber zwischen den Haaren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verschiedenheit Staat, sowol in der Länge, der Feinheit, der Farbe, der Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, als auch in dem Bau. Auch bei den Pflanzen, besonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und der Frucht finden wir gewisse, dem Haar ähnliche Fasern, an denen wir eine eben so große Verschiedenheit, wie an den Thierhaaren wahrnehmen. Einige verhärten sich zu Stacheln und gleichen den Borsten; andere sind glatt, fein und weich, und noch andere gleichen der Wolle u. s. w. Auch sie sollen vermuthlich die zarte Oberfläche der Pflanze schützen, haben aber außerdem, wenigstens in vielen Fällen, noch die Bestimmung, die in der Luft enthaltenen und die Gewächse nährenden Feuchtigkeiten aufzufangen und einzusaugen.

Haargefäße, Haargefäßsystem. Die letzten Endungen der Schlagadern, welche ihrer außerordentlichen Feinheit wegen mit einem Haare verglichen werden. Alle Arterien endigen sich zuletzt in Haargefäße, in welchen der arterielle Charakter verlischt und der Indifferenzstand, ein Schweben zwischen Arteriosität und Venosität, eintritt. Die Haargefäße vervielfältigen sich auf bewundernswürdige Weise, bilden größtentheils die absondernden Organe und stellen Büschel, Sterne, Pinsel, ein filzartiges Gewebe u. s. w. dar. In ihnen herrscht gänzlich die Plasticität (Productivität, der Bildungstrieb) und das Blut wird theils in die Masse des Organs, zu dem sie gehören, verwandelt, z. B. in Muskelfaser, oder die abzusondernden Stoffe werden aus ihm geschieden, z. B. seröse (wässerige) Flüssigkeit oder Duft, oder andere aus ihm gebildet, z. B. Galle u. s. w., oder die ernährenden Stoffe zum Ersatz der abgegangenen in ihm abgesetzt.

Haarröhren nennt man alle sehr enge und feine Röhrchen wegen der Aehnlichkeit mit den feinen Canälchen in den Haaren der Menschen und Thiere. Die Weite derselben kann sehr verschieden sein, und selbst ein Sechstel-Zoll betragen. Man verfertigt sie zum physikalischen Gebrauch am gewöhnlichsten aus Glas. Sie sind an beiden Enden offen; stellt man ihre untere Oeffnung in eine Flüssigkeit, die am Glase zerfließt: so steigt dieselbe in kurzer Zeit darin in die Höhe und erhebt sich über die Oberfläche der äußern Flüssigkeit, und zwar zu einer größern oder geringern Höhe nach der Enge der Röhre und der Beschaffenheit der Flüssigkeit, so daß Quecksilber z. B., welches unter sich stärker als mit dem Glase zusammenhängt, in der Röhre sogar niedriger als außer derselben steht. Ist das Haarröhrchen aber nicht offen, so verhindert die darin eingeschlossene Luft das Aufsteigen der Flüssig-

keit. Diese steht in dem Röhrchen an den Seiten ebenfalls höher als in der Mitte; aber bei der geringen Weite fließt der Ring, den sie an den Seiten bildet, zusammen. Wegen der fortwirkenden Ursachen der Cohäsion steigt die Flüssigkeit nun abermals höher, fließt wieder zusammen u. s. w., bis endlich das Gewicht der Säule der in dem Haarröhrchen aufgestiegenen Flüssigkeit im Gleichgewicht steht mit der Cohäsion, die zwischen dem Glas und der Flüssigkeit obwaltet, wodurch dem Aufsteigen ein Ende gemacht wird. Körper, welche die Flüssigkeit in sich ziehen, z. B. Schwämme und dergl., sind als Zusammensetzungen von Haarröhrchen zu betrachten. Die Theorie der Haarröhrchen erklärt eine große Anzahl von Erscheinungen in der Natur, z. B. das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen, und überhaupt in jedem Naturkörper, der ein Gewebe von zarten Röhrchen bildet.

Habakuk, ein jüdischer Prophet, der im letzten Jahrhunderte des Reichs Juda, um 600 v. Chr. Geb. lebte, hat ein Gedicht von hohem lyrischen Schwunge hinterlassen. Klagen über die schrecklichen Verwüstungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieses Reichs, Tröstungen und frohe Aussichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden sind der Inhalt desselben. Der Genius dieses Dichters erregt die Bewunderung Aller, die seine Schönheiten zu fassen vermögen. Bei aller Kühnheit, Gluth und Fülle seiner Einbildungskraft hat doch seine Sprache eine seltene Reinheit und sein Versbau einen Wohllaut, der auch denen, die nicht an das hebräische Idiom gewöhnt sind, fühlbar wird. Alle seine Worte sind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er schrecken, nichts Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will. Vergl. Eichhorns Einleitung in das Alte Testament. Eine gelungene Uebersetzung seines Gedichts liest man im 4ten Theile der Uebersetzung des A. T. von Augusti und de Wette. E.

Habeas-Corpus-Acte. Habeas corpus heißt in der englischen Justizverfassung eine gerichtliche Verordnung, um Gefangene von einem Gerichtshofe zu einem andern, zu leichterer Verwaltung der Gerechtigkeit, bringen zu können. Es gibt dergleichen Verordnungen mancherlei Art, z. B. habeas corpus ad respondendum, satisfaciendum prosequendum, testificandum, deliberandum u. s. w. Es gibt auch eine allgemeine Verordnung ad faciendum et recipiendum, gewöhnlich habeas corpus cum causa genannt, welche von den Gerichtshöfen von Westminsterhall erlassen, und wodurch dem untern Richter befohlen wird, die Person des Beklagten, nebst einer Angabe des Tages und der Ursache seiner Verhaftung auszuliefern, um zu thun und zu empfangen, was der königl. Gerichtshof für nöthig erkennen wird. Die wichtigste Verordnung dieser Art, und die wirksamste zur Behauptung der persönlichen Freiheit in allen Fällen ungesetzlicher Einkerkerung ist die habeas corpus ad subiiciendum benannte. Diese kann nur von dem Gerichtshofe der Kingsbench erlassen werden, vermittelst eines Fiat von dem Oberrichter oder einem andern Richter, und zwar in alle Theile des Königreichs. Gleich allen Prärogativ-Verordnungen darf sie nur auf ausdrückliche Anregung und nicht von freien Stücken erlassen werden, auch nicht ohne Angabe der Ursache, warum die außerordentliche Gewalt der Krone aufgerufen worden ist. Die Magna charta bestimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden soll, außer durch ein gesetzliches Urtheil seines Gleichen (aequalium) oder durch ein Landesgesetz; und manche alte Statuten haben später verordnet, daß Niemand verhaftet oder eingekerkert werden darf, als in

Folge einer legalen Anklage und eines rechtlichen Prozesses. Allein in den ersten Jahren der Regierung Carls I. bestimmte der Gerichtshof der Kingsbench, daß auf ein habeas corpus für keinen Gefangenen gebürgt oder derselbe ausgeliefert werden sollte, wenn er, obgleich ohne angegebene Ursache, auf besondern Befehl des Königs oder durch die Lords des geheimen Raths verhaftet worden wäre. Diese ungesetzliche Verordnung veranlaßte die Bitte um Recht (petition of right), welche bestimmte, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden kann, ohne angegebene Ursache, wogegen er sich dem Gesetz gemäß vertheidigen kann. Indessen wurde in den folgenden Jahren mehrmals versucht, sie aufrecht zu erhalten, bis endlich im J. 1676 eine willkürliche Verfügung Carls II. gegen die bestehenden Gesetze zu der berühmten Habeas-Corpus-Acte Veranlassung gab, welche von den Engländern als eine zweite Magna charta des Reichs betrachtet wird, und worin die Art und Weise, wie man ein habeas corpus erhalten kann, so klar bestimmt und fest begründet ist, daß, so lange dieses Gesetz besteht, kein englischer Unterthan lange im Gefängniß gehalten werden kann, außer in den Fällen, wo es das Gesetz erfordert und rechtfertigt. Bisweilen kann zwar, wenn der Staat in Gefahr ist, die Habeas-Corpus-Acte eine Zeit lang außer Kraft gesetzt werden; aber nur die gesetzgebende Gewalt oder das Parlament kann die Krone dazu ermächtigen, um verdächtige Personen zu verhaften, ohne einen Grund deshalb anzugeben. Jedoch wird zu diesem Mittel nur in Fällen der dringendsten Noth geschritten. Ein solcher Fall trat 1817 ein, auf Veranlassung der in mehreren Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen, und hatte auch schon in den J. 1793 und 1794 Statt gefunden.

Häberlin (Carl Friedr.), geh. Justizrath und Professor der Rechte zu Helmstädt, war daselbst 1756 geboren, der Sohn des in seiner Zeit berühmten deutschen Staatsrechtslehrers Franz Dominicus Häberlin. Er studirte die Rechte, und bildete sich ferner aus als Rechtsgelehrter in der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel. Von Wolfenbüttel ging Häberlin als Professor des deutschen Staatsrechts nach Erlangen, wo er die Materialien zu seinem Repertorium für deutsches Staats- und Lehnrecht sammelte, und mit einer Literatur dieser Wissenschaft seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete. Bald darauf erhielt er den Ruf zu einer juristischen Professur in Helmstädt. In seinem Handbuche des deutschen Staatsrechts vereinigte er gründliche Forschung und Gelehrsamkeit mit edler freimüthiger Kühnheit, trat fest in Schlözers Fußstapfen, und begründete so seinen Ruhm. Er wurde verschiedentlich zu öffentlichen Geschäften gebraucht, oft in wichtigen Streitpunkten, welche in sein Hauptfach schlugen, zum Schiedsrichter aufgefodert. Am berühmtesten machte ihn die Berlepschische Streitsache, denn der verfolgte, seines Amts als Hofrichter durch einen Machtspruch entsetzte Mann wählte Häberlin zu seinem Sachwalter, und dieser führte das anvertraute Amt, so lange Berlepsch seinen kühlern Rathschlägen folgte, mit edler Freimüthigkeit und thätigem Eifer. Durch seine Staatsanzeigen, worin der Geist der Zeit mit Beziehung auf Thatsachen trefflich dargestellt war, erhob sich Häberlins Ruhm noch mehr, und der Herzog von Braunschweig sandte ihn als seinen Geschäftsträger zu der Reichsdeputation in Rastadt. Häberlin rechtfertigte ganz dieses Vertrauen, und hatte scharf beobachtend den wahren Gang der deutschen Angelegenheiten so richtig gefaßt, daß er den unvermeidlichen Wiederausbruch des Kriegs und Deutschlands nahes schreckliches Schicksal seinem Fürsten mit Bestimmtheit voraussagte. Nach Errichtung des Kö-

nigreichs Westphalen ward Häberlin zum Reichsstand und Mitglied der Gesetzcommission ernannt; aber diese Laufbahn war kurz. Von heftiger Krankheit ergriffen, mußte der treffliche Mann sich von Cassel nach Helmstädt zurückbegeben, und starb wenige Tage nach seiner Ankunft (1808) in der Mitte seiner Familie. zz.

Habesch oder Habessinien, auch Abyssinien, sonst Aethiopien oder das Mohrenland, unter dem 6ten bis 16ten Grade nördlicher Breite gelegen, bei 22,000 Q. M. groß, ist im Norden von Nubien, im Osten vom rothen Meer, im Süden und Westen von Adel, Ajan und Nigritien begrenzt, und voll hoher Gebirge, auf denen der Nil entspringt. Eine Bevölkerung von 4,000,000, größtentheils arabischen Bluts, mit Juden, Türken und Negern vermischt, ein kriegerischer Geist und Reichthum an Erzeugnissen, namentlich an Gold, Eisen, Bergsalz, Getreide und edlen Früchten, geben zum Handel diesem alten Reiche im Mittelstriche von Afrika, welches von einem Kaiser, der große Negus genannt, beherrscht wird, ein nicht unbedeutendes Gewicht. Der Handel ist in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrschende Religion ist die christliche, nach den Begriffen des arabischen Hauptstammes der Einwohner eigenthümlich modificirt. Sie haben mehr als irgend eine andere vom Judenthume beibehalten, Knaben und Mädchen werden beschnitten, die Mosaischen Verbote in Rücksicht der Speisen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert und die Altäre haben die Gestalt der jüdischen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habessinier dem monophysitischen Lehrbegriff (s. den Art. Monophysiten), beim Gottesdienst brauchen sie die Bibel und auch die apokryphischen Bücher in der Ghees-Sprache, welches ihre Bücher- und Urkundensprache ist, Taufe und Abendmahl verrichten sie nach Art der griechischen Kirche, mit der sie auch Fasten und Festtage gemein haben, und bedienen sich nur am Grünendonnerstage des ungesäuerten Brotes. Eigen ist es ihnen, daß die Vornehmen größere Stücken Brot beim Abendmahl erhalten, und niemand vor dem 25sten Jahre zu diesem Sacramente zugelassen wird, weil sie behaupten, daß niemand vor diesem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne, und daher selig werde, wer früher stirbt. Die Todten halten sie für unrein und eilen mit ihrer Beerdigung. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen stehen auf Hügeln von Cedern umgeben in der Nähe fließenden Wassers; inwendig hängen sie voll schlechter Gemälde. In diesen Kirchen muß, wie in den griechischen, jedermann stehen, die Schuhe müssen vor der Thür abgelegt und jede Unreinigkeit muß vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß absteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienst besteht nur im Vorlesen biblischer Stellen und Austheilen des Abendmahls, von Predigt und Kirchengesang weiß man nichts. Die meist sehr unwissenden Geistlichen sind verheirathet, und werden an dem Kreuze erkannt, das sie beim Ausgehen in der Hand tragen und zum Küssen darbieten. Das Oberhaupt der habessinischen Kirche heißt Abuna (Unser Vater), und wird gewöhnlich aus koptischen Priestern gewählt, da Habesch mit den Kopten in Cahira Gemeinschaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblasen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für diese Ordination und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm stehen die Kamosats oder Oberpriester der Weltgeistlichen, die Schriftgelehrten und die Mönche. Diese geben vor, vom Orden des heil. Antonius zu sein, und gehören zwei verschiedenen Brüderschaften an. Die von der Stiftung des Abts Terla Haimonat, der das Mönchsleben um 620 in

Habesch ordnete, ist die ansehnlichste und hat mehrere, von unverheiratheten Mönchen bewohnte, wohlbegabte Klöster, die ein gemeinschaftlicher Superior regiert. Die Klöster von der Stiftung des Abts Eustasius bestehen nach Art der alten Lauren aus Hütten um eine Kirche her, in denen die Mönche meist mit Weib und Kind wohnen und sich von Ackerbau und Handel nähren. Diese Brüderschaft hat zwar Aebte, doch kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Beide Arten von Mönchen, so wie die weniger zahlreichen Nonnen, die sich an keine Clausur binden, führen eine sehr freie Lebensart, ziehen umher, handeln auf Märkten, und scheinen das Gelübde der Keuschheit wenig zu achten. Im Ganzen hat die habessinische Geistlichkeit weder ausgezeichnete Kleidung, noch besondere Vorrechte. Der Kaiser (Negus), übt auch in kirchlichen Angelegenheiten eine unumschränkte Gewalt aus. Er hat, obwol die Habessinier streng auf Monogamie halten, allein das Vorrecht der Vielweiberei, und kann ein Heer von 40,000 Mann ins Feld stellen. Er vererbt die Krone auf seine Söhne, doch so, daß unter diesen die Wahl entscheidet. Eine so sonderbare Verfassung mußte die Aufmerksamkeit des Papstes, den die Habessinier nicht anerkennen, und seiner geistlichen Heere auf sich ziehen. Die Gelegenheit zu Unionsversuchen gab ein Krieg der Habessinier mit den Türken, in dem die Regentin Helena im Namen des minderjährigen Negus, David II., 1516 Hülfe bei den Portugiesen suchte. 1520 kam eine portugiesische Flotte mit Soldaten und Geistlichen nach Habesch, und da die Türken und Gallas (ein kriegerisches Bergvolk in Süden und Westen von Habesch) gegen Ende des 16. Jahrh. durch Beistand der Portugiesen gänzlich zurückgeschlagen worden waren, erhielten diese eifrigen Catholiken ein Gewicht in Habesch, welches der Papst bald zu benutzen wußte. Er sandte Jesuiten, um Habesch zur römischen Kirche zu bekehren, und eine portugiesische Colonie, welche daselbst Fuß gefaßt hatte, unterstützte sie; der römische Cultus wurde auch wirklich im Anfange des 17. Jahrh. eingeführt, der Jesuit Alphons Mendez 1626 zum Patriarchen von Habesch eingesetzt, die Sabbathsfeier verboten und die ganze Kirchenverfassung catholisirt. Allein diese Union war, wie der portugiesische Einfluß in Habesch, nur vorübergehend; der Negus Basilides trat 1632 seine Regierung damit an, daß er den Wünschen der größern, dem Catholicismus immer abgeneigten, Masse des Volks nachgebend, die portugiesischen Mönche und alle Catholiken sammt dem Patriarchen verjagte, die zurückgebliebenen Jesuiten aufknüpfen ließ, und die alte habessinische Religionsverfassung durchgängig wieder herstellte. Seitdem haben die Missionäre der Catholiken in Habesch ihren Eifer meist mit dem Leben büßen müssen, und die noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts fortgesetzten Versuche der römischen Propaganda, die Habessinier zu bekehren, sind fruchtlos geblieben. Dagegen hat sich ein besonderer abhängiger Staat der Juden im Westen von Habesch auf der rauhen Bergkette von Samen am Smaragdengebirge seit den ältesten Zeiten behauptet. Sie nennen sich Falaschas, d. h. Exulanten, ihren Staat Falasjan, haben ihre eigenen Könige und ihre besondere Regierungsform, bei der sie vom Negus gegen gewisse Abgaben, die sie ihm entrichten müssen, geschützt werden. Bruce fand daselbst einen jüdischen König Gideon und eine Königin Judith, die Bevölkerung an streitbaren jüdischen Männern gibt er auf 100,000 an. Die neuesten Nachrichten über Habesch verdanken wir der Reisebeschreibung des Engländers Salt, der den Lord Georg Valentin 1802 bis 1806 begleitete und in Habesch gute Aufnahme fand. E.

Habsburg. An dem rechten Ufer der Aar, im Gaue dieses Flusses, im jetzigen helvetischen Canton Bern, erbaute Werner, Bischof von Strasburg im 11. Jahrh., mitten unter steilen Felsen eine starke Veste, und nannte sie Habsburg (Habichtsburg). Werner war ein Enkel von Guntram dem Reichen, Grafen von Elsaß und Breisgau, der ein Sprößling von Ethico I., Herzog von Allemannien und Elsaß, aus dem 7ten Jahrh. gewesen sein soll. Kanzelin, Graf von Altenburg, Guntrams muthmaßlicher Sohn, war Werners Vater und residirte im Mittelpunkte seiner Güter, unweit Windisch, dem Hauptorte der ehemaligen römischen Colonie Vindonissa. Radbot, Werners Bruder, besaß die Grafschaft Klettgau, und hatte Ida, die Tochter Gerhards III., Grafen von Elsaß und Lothringen, zur Gemahlin; sein Sohn Otto starb 1046 ohne Erben, und so ward Werner alleiniger Besitzer der sämmtlichen Familiengüter. Er zuerst hieß Graf von Habsburg und nannte sich selbst „Gründer des Schlosses Habsburg," wie dies die Eingangsworte der Stiftungsurkunde über die Abtei Mury beweisen, welche von ihm herrührt. Des Himmels Segen ruhte sichtbar auf diesem Hause; Heirathen, kaiserliche Schenkungen vergrößerten sein Besitzthum, und dadurch, daß die Grafen von Habsburg Anwalte, Beschützer der Abteien, Vogteien und benachbarten Cantone waren, gewannen sie auch einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Albrecht III., Werners Urenkel, besaß große Güter in Schwaben, Elsaß, im Aargau, und erhielt die eigentliche fürstliche Würde, als er den Titel eines Landgrafen von Oberelsaß annahm. (Diesen Titel führten alle Nachkommen Albrechts III. von der habsburgischen und österreichischen Linie. Elsaß war damals in die obere und niedere Landgrafschaft getheilt; jene hieß zuweilen Sundgau, die letztere Nordgau). Sein Sohn, Rudolph, erwarb hierzu noch die Reichsstadt Lauffenburg am Rhein und andere Strecken, denn er war Vogt von Uri, Schwytz und Unterwalden; doch wurde ihm im Gange der politischen Ereignisse dies Vogtthum zweimal, theils gänzlich, theils bis auf Unterwalden entrissen, aber Kaiser Friedrich II., der ihn bestimmte, jenem Vogtthum zu entsagen, gab ihm dafür die Grafschaft Rheinfelden zur Entschädigung. Seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, theilten nach ihres Vaters Tode (1232) seine Güter; auf Albrechts Antheil fielen das Schloß Habsburg und Güter im Aargau und Elsaß; Rudolph erhielt Ländereien im Breisgau und die Grafschaften Klettgau, Rheinfelden und Lauffenburg; er war das Haupt der habsburg-lauffenburgischen Linie. Beide führten den Titel Landgrafen von Elsaß; als aber Rudolph starb, ward dieser Titel ausschließliches Erbe der Nachkommen Albrechts IV. Durch seine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abstammte, war Albrecht IV. auch mit Kaiser Friedrich II. verwandt. Unter diesem Kaiser focht er in Italien, und nahm endlich auch, von der allgemeinen Begeisterung für die Eroberung des heiligen Grabes ergriffen, das Kreuz, und zog gen Palästina. Seinen Bruder Rudolph setzte er zum Vormund über seine Kinder, schloß Frieden mit seinen Nachbarn, und schiffte sich, von dreißig Baronen begleitet, zu Marseille ein. „Bedenkt immer," sprach er beim Abschiede zu seinen Söhnen, „daß die Grafen von Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbstsucht erworben haben, sondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beste. Folgt ihr diesem Beispiele, so werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren!" Als er zu Accon (St.

Jean d'Acre) landete, war aber schon Waffenstillstand mit den Saracenen geschlossen, und bald nachher starb er, ein Opfer des ungesunden Climas (1240) zu Ascalon. So fand er im heiligen Lande sein Grab. Drei Söhne hinterließ Albrecht: Rudolph, Albrecht und Hartmann. Albrecht, der Canonicus zu Basel war, und Hartmann wurden von Rudolph überlebt. Dieser Rudolph von Habsburg (s. diesen Artikel) ward der große Stifter des österreichischen Hauses, das jetzt noch in der Linie von Habsburg-Lothringen auf Oesterreichs Kaiser- und Ungarns und Böhmens Königsthrone blüht. Sein Stammhaus, die Veste Habsburg, blieb noch fast 150 Jahre nach Rudolphs Erhebung zum römischen Könige ein Besitzthum des Hauses Oesterreich. Als aber Herzog Friedrich von Oesterreich wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst Johann XXIII. in Acht und Bann gethan wurde, und einen großen Theil seiner Besitzungen verlor, da fiel die Veste Habsburg an den Canton Bern. Noch sieht man ihre Trümmer in dem heutigen Canton Aargau.

Hackbord, der äußerste oder oberste Theil am Hintertheile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk besteht, und besonders die sinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), geb. zu Prenzlau in der Ukermark 1737, gest. 1806 zu Florenz, einer der berühmtesten Landschaftmaler, war der Sohn und Enkel eines Malers, und diese Kunst in seiner Familie fast erblich. Auch seine jüngern Brüder, Johann (gest. zu Bath in England 1779), Wilhelm, Schüler von Mengs (gest. 1780 in Rußland), Carl (gest. zu Lausanne um 1800), und Georg, Kupferstecher, (gest. 1805 zu Florenz), zeigten nicht gemeine Talente, wenn sie gleich nicht an unsern Philipp reichten. Philipps Leben war meist glücklich, und seine außerordentliche Liebe zur Kunst durch die Umstände sehr begünstigt. Nachdem er schon als Knabe bei seinem Vater Blumenstücke nach der Natur gemalt, und seinem Vater bei kleinen Arbeiten geholfen, alsdann in Berlin bei seinem Oheim die technische Fertigkeit auf mancherlei Weise geübt hatte, entdeckte der Bildhauer Glume in ihm die Spuren eines großen Genies, und drang in ihn, seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen zu widmen. Besonders vortheilhaft für ihn war die Bekanntschaft mit le Sueur, damaligem Director der der Akademie in Berlin, welcher ihn, nach einigen gesehenen Proben, beredete, sich ausschließend der Landschaftmalerei zu widmen. Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien nach Claude Lorrain, Swaneveld, Mocheron, Berghem Asselyn u. A., bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise zu zeichnen anfing, und allmälig zu einigen Originalen hinaufstieg. Eine kleine, durch seinen Fleiß erworbene Summe setzte ihn bald in den Stand, seine Hülfsstudien bequemer zu betreiben, und Sulzer war ihm förderlich, seine Kunst in einer dem Landschaftsmaler günstigern Gegend fortzusetzen, indem er ihn dem Baron Olthof in Stralsund empfahl, durch welchen er, nachdem er die Insel Rügen und Kopenhagen kennen gelernt hatte, auch nach Paris gebracht wurde, wo er sich bald Beifall und Gönner, und bereits im zweiten Jahre ein bequemes Leben verschaffte. Nachdem er in einem Zeitraume von drei Jahren, hauptsächlich durch seine beliebten Gouache-Landschaften,

seine Glücksumstände hinlänglich verbessert hatte, trat er mit seinem Bruder Johann, 1768, seine Reise nach Italien an, um seine Studien der schönen Natur in diesen reizenden Gegenden fortzusetzen, und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. 1770 gingen beide Brüder nach Neapel. Von da nach Rom zurückgekehrt, erhielt Philipp die große Bestellung für die russische Kaiserin Catharina (sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tscheѕme vorstellend), wodurch der Grund zu seinem Ruhm und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde. Damit der Künstler in den Stand gesetzt würde, die Wirkung eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes in der Nachbildung zu erreichen, entschloß sich Graf Orlow, ihm die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit durch ein ähnliches Auffliegen einer russischen Fregatte zu geben. Das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, kostbare Modell verursachte, trug nicht wenig dazu bei, den Ruhm von dieser Arbeit Hackerts zu verbreiten. Von 1775 an durchreiste er einen großen Theil von Italien und der Schweiz. 1782 ward er durch den russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, dem Könige von Neapel vorgestellt, und gewann bald, sowol durch seine Kunst, als durch das, was er als Mensch war, die Neigung und das Vertrauen des Königs in einem so hohen Grade, daß dieser ihn nicht mehr entbehren mochte. 1786 wurde er und sein Bruder in Neapel angestellt, erhielten ihre Wohnung im königlichen Palast, und genossen vielfache Auszeichnung. So lebten sie, bis der Revolutionskrieg aus Frankreich sich nach Neapel gezogen hatte. Die königliche Familie flüchtete sich nach Sicilien; Hackert, von den Franzosen für einen Royalisten, von den königlich Gesinnten für einen Republikaner gehalten, rettete sich, nachdem er manchen Verlust erlitten hatte, nach Florenz, wo er 1803 eine Villa kaufte, aber nur noch ein Jahr in völliger Thätigkeit verlebte, denn gegen Ende von 1805 ward er vom Schlagfluß befallen. Seit den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er sich in den Ruf des ersten Landschaftmalers seiner Zeit gesetzt, und besonders die Prospectmalerei auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß es, nach eines Kenners Ausspruch, unmöglich scheint, den realistischen Foderungen mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit, sagt Meyer, stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche, kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Freilich sind seine Gemälde nicht alle hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben hätte, daß die malerische Wirkung wesentlich dadurch gefährdet würde. Auf Erfindung machen seine Werke keinen Anspruch; das Verdienst der Anordnung beweisen sie durch die Wahl der Standpunkte; in Nachbildung der Gestalt und des Verhältnisses der Gegenstände ist Hackert der vollkommenste Meister, und in Andeutung des Charakters der verschiedenen in einem Gemälde befindlichen Gegenstände durch Gestalt und Umrisse steht er keinem nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannichfaltig, die verschiedenen Arten der Blätter und Stämme gut ausgedrückt, an den Felsen oft die Steinart angedeutet. Die Pflanzen

des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt, die ganze Kunst aber an nicht sehr entfernten Bergen gezeigt, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Was sein Colorit betrifft, so haben wenige harmonischer, keiner kräftiger gemalt. In Hinsicht auf Licht und Schatten geben seine Gemälde zwar zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, haben aber auch von dieser Seite kein vorzügliches Verdienst. In der Kraft und Abstufung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück. Uebrigens führte er den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft, arbeitete mit Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachte im Anlegen und Vollenden eine so zweckmäßige Methode, daß es ihm hierdurch möglich ward, nicht nur eine so große Anzahl Oelgemälde, sondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepiazeichnungen zu verfertigen, welche man in größern und in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Nicht aber blos im Malen, auch im Restauriren der Bilder hatte er besondere Einsicht. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sull' uso della Vernice nella Pittura 1788, übersetzt von dem Gallerieinspector Riebel in Dresden 1801. Der Aufbewahrung würdig waren allerdings auch seine von Göthe mitgetheilten theoretischen Bruchstücke über Landschaftmalerei. dd.

Hades, s. Pluto.

Hadrian (P. Aelius), Trajans Nachfolger in der römischen Kaiserwürde. Er zeigte frühzeitig große Talente, erwarb sich in verschiedenen Künsten und Wissenschaften Fertigkeiten, und sprach schon in seinem 15. Jahre die griechische Sprache so vollkommen, daß man ihn nur den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß soll so außerordentlich gewesen sein, daß er ein Buch nur einmal zu lesen brauchte, um es auswendig zu wissen, und daß er alle seine Soldaten namentlich kannte. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philosoph, Mathematiker, Arzt, Maler, Musiker und sogar Astrolog. Aber diese große Eigenschaften waren mit gleich großen Fehlern vereinigt, so daß Trajan, unter dessen Vormundschaft er stand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er der Gemahlin Trajans, Plotina, welche den Tod des Kaisers so lange verheimlichte, bis sie ein erdichtetes Testament untergeschoben, in welchem Hadrian vom Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis sie durch Bestechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erst als dies gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaisers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und versprach dem Senat eine gute Regierung, den Prätorianern aber ein doppeltes Geschenk. Nachdem er so im J. d. St. 870 den Kaiserthron bestiegen hatte, erschien er in Rom und fing an, durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er seinen feigen, wollüstigen und mißtrauischen Charakter. Unter andern schämte er sich nicht, den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen Tribut den Frieden abzukaufen. Im J. 875 machte er die berühmte Reise durch alle Provinzen des römischen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrscheinlich aus einer philosophischen Sonderbarkeit, zu Fuß und mit bloßem Kopfe. In Aegypten verlor er seinen geliebten Antinous (s. d. Art.), über dessen Tod er lange untröstlich war. Während seines Aufenthalts zu Athen, welcher zwei Jahre währte, hatte er auf der Stelle des zerstörten Jerusalems eine Colonie von römischen Soldaten angelegt, auf der Stelle

des Salomonischen Tempels aber einen Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche drittehalb Jahr dauerte. Athen verschönerte er ebenfalls mit vielen Gebäuden, und baute den, 560 Jahr vorher angefangenen Tempel des olympischen Jupiter völlig aus. Seinen Reisen, welche siebenzehn Jahre gedauert hatten, machten jetzt die Anzeichen einer sich nähernden Auszehrung ein Ende. Er starb zu Bajä im J. 891, im 62. Jahre seines Alters und 21. seiner Regierung. Hadrian gehört seiner großen Fehler ungeachtet doch nicht zu den schlechten Kaisern; besonders beförderte er die Literatur und Kunst, und stiftete auf seinen Reisen manches Gute. Sein Edictum perpetuum, seine Gesetze gegen die Verschwendung und zur Erleichterung des Sklavenhandels, sein Verbot der Menschenopfer und der für Männer und Weiber gemeinschaftlichen Bäder sind alles Lobes würdig.

Hadschi heißt bei den Türken die allen freien Moslemin beiderlei Geschlechts im Koran zur Pflicht gemachte Wallfahrt nach Mecca. Sie wird jedem Mohammedaner als die heiligste, aber auch verdienstlichste Handlung angerechnet, und soll wenigstens einmal von ihm vollbracht werden. Dann aber heißt auch Hadschi derjenige, der eine solche Wallfahrt nach Mecca gemacht hat, so wie auch derjenige, der sie gegen Bezahlung für andere macht, welche sie selbst nicht unternehmen mögen. Wegen der auf diesen Reisen gewöhnlichen Ausschweifungen stehen diese Hadschi in keinem guten Rufe.

Hafen ist ein Ort, wo ein Schiff am Meeres- oder Flußufer anlanden und in Sicherheit liegen kann, in Folge der Lage des Orts, der Dämme, welche den Hafen einschließen und des Leuchtthurms und der Ketten, womit er versehen ist. In den Häfen müssen Krahne und Hebezeuge zur Aus- und Einschaffung der Waaren bei der Hand sein und jedes Schiff einen bequemen Landungsplatz haben, zum Zugang für die Mannschaft. Daher hat ein Hafen hin und wieder Brücken und Dämme. Ist der Hafen nicht überall gleicher Tiefe, so legt der Hafenmeister die tiefgehenden Schiffe dahin, wo der Hafen am tiefsten ist. Auch bedarf ein Hafen Werfte, Docken und Zimmerplätze zu Bauten und Reparaturen der Schiffe, Speicher und Packhöfe für Waaren, Werkstätten und Wirthshäuser zur Annahme der Seeleute.

Haff, ein veraltetes Wort, welches das Meer, wie auch einen ansehnlichen Theil desselben bedeutet, und nur noch als Eigenname einiger großen Buchten der Ostsee vorkommt. 1. Das frische oder Stettiner Haff in Pommern, welches in das große und kleine Haff zerfällt, und die Oder ꝛc. aufnimmt; 2. das frische Haff bei Pillau, in welches sich die Nogat (ein östlicher Arm der Weichsel) und der Pregel ergießen; 3. das kurische Haff, in welches der Memel, auch Niemen genannt, mit zwei Armen (der Gilge und Russe) mündet.

Hafiz (Mohammed Schems-eddin, mit dem Beinamen), einer der berühmtesten und anmuthigsten Dichter Persiens, war zu Anfang des 14. Jahrh. zu Schiras geboren, und widmete sich dem Studium der Theologie und des Rechts, welche Wissenschaften bei dem Mohammedanern eng verbunden sind. Der Zuname Hafiz wurde ihm beigelegt, weil er den Koran auswendig wußte. Er zog eine unabhängige Armuth als Derwisch dem Hofleben, zu dem er oft eingeladen wurde, vor, und starb 1389. Sein Grabmahl befindet sich bei Schiras, und wird gegenwärtig auch von frommen Moslemin mit einer Art von Verehrung besucht, wiewol der Dichter bei seinem Leben für einen

Christen galt. In diesen Ruf hatte er sich durch seine Verse gebracht, in denen er mit Anmuth und Feuer, aber auch nicht selten mit anstößiger Ausgelassenheit von Wein, Liebe und Wollust singt, die aber später als Eingebungen des höchsten Wesens betrachtet wurden und noch werden, in denen unter dem Schleier einer mystischen Sprache die tiefsten und heiligsten Geheimnisse verborgen sein sollen. Feridun, Sururi, Sudi u. A. haben sich bemüht, ihren geheimen Sinn zu erörtern. Nach Hafiz Tode wurden seine Oden und Elegien in einen Divan gesammelt, welcher vollständig in Calcutta 1791 persisch gedruckt und von J. von Hammer ins Deutsche übersetzt worden ist. Früher waren von verschiedenen Orientalisten nur einzelne Gedichte von Hafiz bekannt gemacht worden.

Hagedorn (Friedr. von). Dieser liebenswürdige Dichter war 1708 zu Hamburg geboren. Er besuchte hier das damals vorzüglich blühende Hamburgische Gymnasium, studirte die Alten, aber auch die Neuern und Ausländer, und gewann besonders die Letztern lieb. Von 1726 bis 1729 studirte er in Jena die Rechte, und ging sodann nach London, wo er bei dem dänischen Gesandten Privatsekretär ward, 1731 aber durch Brabant und Holland nach Hamburg zurückkehrte, und 1733 als Sekretär bei dem sogenannten englischen Court in Hamburg angestellt wurde. Diese Stelle war mit einem anständigen Gehalt verbunden, und ließ ihm überdies hinlängliche Muße und Abhängigkeit. Er verheirathete sich, lebte fortan der Literatur, der Dichtkunst, der Freundschaft und dem geselligen Umgange, und starb 1754 in seinem noch nicht vollendeten 47. Jahre an der Wassersucht. Hagedorn versuchte sich mit Glück in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja sogar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetischen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Es fehlt ihm zwar an schöpferischer Kraft, dagegen aber weiß er das Fremde nicht ohne Glück sich anzueignen. Eine Ode, selbst nur eine längere Erzählung gelingen ihm nicht, denn seine Begeisterung ist dafür nicht hinreichend, und einen bedeutenden Stoff vermag er nicht zu beherrschen. Die Reinheit und Gewandtheit seiner Sprache sind sehr zu loben, und sein heiterer begnügter Sinn erzeugt ein angenehmes Gefühl. Nicht übergehen dürfen wir seinen Bruder, Christian Ludwig Hagedorn, der 1712 zu Hamburg geboren, 1764 chursächsischer Legationssekretär, hernach geheimer Legationsrath und Generaldirector der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig war, und 1780 in Dresden starb. Sein Versuch von charakteristischen Köpfen und Landschaften, die er theils aus eigener Erfindung, theils nach andern Meistern in Kupfer geätzt hat, beweist, daß er auch Ausüber der schönen Künste war. Den meisten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Betrachtungen über die Malerei, ein classisches Werk von unerschöpflichem Reichthum, voll Unterricht und Kritik und mannichfaltiger Wissenschaft, dessen Verfasser unter uns als der Schöpfer des pittoresken Styls, als Philosoph der Schönheit und der Grazien betrachtet werden muß.

Hagel oder Schlossen sind gefrorne Wassertheilchen, welche in Eisklumpen zusammengedrückt aus der Luft niederfallen. Die Die Größe der Hagelkörner ist ist sehr verschieden; man will sie von der Schwere eines Pfundes gesehen haben. Bekanntlich hagelt es sehr selten im Winter, dagegen am häufigsten in den Monaten Mai, Juni, Juli und August. Zuweilen ist der Hagel mit Regen vermischt. Bei schwerem Hagelwetter finden fast immer auch starke

Gewitter Statt, woraus man die nicht unwahrscheinliche Vermuthung gezogen hat, daß bei der Entstehung des Hagels die Electricität mitwirke. Ueber die Art und Weise aber sind wir im Dunkeln, und können nur sagen, daß der Hagel wahrscheinlich aus Regentropfen entstehe, denen auf irgend eine Weise, unter Mitwirkung der Electricität, beim Herabfallen aus der Luft der Wärmestoff entzogen worden.

Hager (Joseph), ein bekannter Orientalist, geboren um das J. 1750 zu Mailand in einer ursprünglich deutschen Familie. Er studirte zu Wien und trat darauf in die Congregation der Propaganda zu Rom, wo er sich mit den orientalischen und neuern europäischen Sprachen beschäftigte. In den neunziger Jahren ging er auf Reisen, und entdeckte in Sicilien den literarischen Betrug **Vellas** (s. d. Art.), wovon er in einer eigenen Schrift Nachricht gab. Im J. 1800 war er in Berlin; damals fing er an, sich mit dem Studium des Chinesischen zu beschäftigen. Von Deutschland ging er nach England, wo er eine Abhandlung über die neuentdeckten babylonischen Inschriften und eine andere über die chinesischen Charaktere herausgab; jene mit einer Masse von gelehrten Citaten ausgestattet, diese ohne besondern Werth. Dennoch faßte er den gewagten Entschluß, ein chinesisches Wörterbuch herauszugeben. Die damalige französische Regierung nahm davon Notiz, und da die pariser Bibliothek reich an Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen ist, berief sie Hagern nach Paris, ertheilte ihm einen Jahrgehalt von 6000 Franken, und beauftragte ihn ausdrücklich, aus den vorhandnen und seinen eignen Materialien ein Wörterbuch der chinesischen Sprache auszuarbeiten. Hager folgte diesem Ruf 1802, und gab außer dem Prospectus zu jenem Wörterbuche, mehrere Schriften über chinesische Sitten und Alterthümer heraus, z. B. Monument de Yu; Panthéon chinois; Description des médailles chinoises du cabinet impérial de France (1805). Allein diese Werke waren nicht geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von seinen Kenntnissen des Chinesischen zu geben, und da überdies eine Untersuchung seiner Arbeiten für das Wörterbuch den Erwartungen nicht entsprach, erhielt er seine Entlassung. Er ging nach Italien, wo er 1809 als Professor der orientalischen Sprachen zu Pavia, und nach Aufhebung dieser Universität als Conservatore bei der großen Bibliothek zu Mailand angestellt wurde. Indeß setzte er seine chinesischen Studien fort; schon 1806 waren zu London seine Elements of the Chinese language erschienen; ihnen folgten 1810 seine Memoria sulla Bussula orientale (Pavia), worin er die Erfindung des Compasses den Chinesen beilegt, und 1811 seine Illustrazione di un Zodiaco orientale (Mailand). In seinen Miniere (Mailand, 1816) zeigte er, daß die Türken ursprünglich mit den Chinesen in Verbindung gestanden und viele Gebräuche von ihnen angenommen haben. In demselben Jahre gab er eine Erklärung chinesischer Inschriften an den öffentlichen Gebäuden in Canton heraus. Im Allgemeinen enthalten alle diese Schriften viel Brauchbares, neben zum Theil sehr groben Fehlern und Unrichtigkeiten, vor denen den Verfasser weder sein rühmlicher Fleiß, noch seine gewiß ausgebreiteten, aber nicht immer gehörig gründlichen Kenntnisse haben bewahren können, wie namentlich Julius Klaproth gezeigt hat. Hagers neueste Schrift, Observations sur la ressemblance que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains, erschien zu Mailand 1817.

Hagestolziat nannte man in sonstigen Zeiten das sehr verhaßte und sogar mit gewissen Nachtheilen verbundene ehelose Leben einer Mannsperson, welches über die in den Landesgesetzen zur Verheirathung bestimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Ueber die Entstehung des Namens hat man verschiedene Meinungen, unter denen folgende wol die wahrscheinlichste ist. Haga hieß in der alten deutschen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof, Stolze aber so viel als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfassung der alten Deutschen erbte jedesmal der älteste Sohn den Hof seines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlasses. Weil aber die Familien gern beisammen blieben, so erbauten sich die Brüder an dem Hofe ihres Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen Hagestolze. Da sie wegen Mangels an Gütern meistentheils im ehelosen Stande lebten, so gab man nach und nach allen ehelos bleibenden Männern diesen Namen. Schon bei den Römern, zur Zeit der Republik, war das ehelose Leben der Männer verhaßt, und die Censoren pflegten von alten Hagestolzen als Strafe ein sogenanntes Weibergeld (aes uxorium) einzufodern, da hingegen Verheirathete gewisse Vorzüge und Ehrenbezeigungen genossen. Als durch bürgerliche Kriege, während des Triumvirats, die Bevölkerung Roms sehr gelitten hatte, dachte August nach Antritt seiner Regierung auf Mittel, die Ehen zu befördern, zumal da die Römer überhaupt, theils aus Liebe zu einem ausschweifenden Leben, theils wegen des Aufwandes und der Verschwendung der Weiber, theils aber auch wegen der Geschenke und Schmeicheleien, die ihnen von Erblustigen zu Theil wurden, gern ehelos blieben. Er gab deshalb im J. Roms 763 das unter dem Namen der Lex Papia Poppaea bekannte Gesetz, durch welches den Ehemännern und besonders den Vätern von drei bis fünf Kindern (je nachdem sie in Rom, Italien oder den römischen Provinzen lebten) besondere Vortheile (das sogenannte ius trium liberorum) zugestanden, den ehelosen Männern aber verschiedene Strafen angedroht wurden, welches Gesetz auch, mit einigen Zusätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Constantins des Großen seine Gültigkeit behielt. Bei den Deutschen, welche die Ehe liebten, bedurfte es eigentlich keiner Strafen gegen das ehelose Leben. Dennoch bestand vormals in der Unterpfalz, und am Ober- und Niederrhein das sogenannte Hagestolzenrecht, nach welchem ein Theil von dem Vermögen eines Hagestolzen dem Landesherrn oder der Obrigkeit anheim fiel. Es mußte jedoch ein eheloser Mann erst gewisse Jahre (z. B. in Niedersachsen 50 Jahre 3 Monate und 3 Tage) zurückgelegt haben, ehe er für einen Hagestolzen angesehen werden konnte. Auch erstreckte sich das Erbrecht des Fürsten oder der Obrigkeit nur auf das Allodialvermögen und dasjenige, was der Hagestolz sich wirklich erworben, nicht aber auf dasjenige, was er ererbt hatte, indem man dies den übrigen Verwandten nicht entzog. An einigen Orten bestand das Hagestolzenrecht blos in dem Rechte, von einem Manne, der erst in gewissen Jahren sich verheirathete, ein bestimmtes Geld zu fordern.

Hahn (Philipp Matthäus), Pfarrer zu Echterdingen im Würtembergischen, durch ein seltenes mechanisches Genie ausgezeichnet, war 1739 in Scharnhausen im Oberamt Stuttgart geboren. Schon als achtjähriger Knabe beobachtete er den Schatten der Sonne, und machte Versuche mit einer Cylinder-Sonnenuhr, ohne daß er sie jedoch verstehen lernte. In der Folge fand er in der Bibliothek seines Vaters eine Himmelskarte nebst der Beschreibung, und lernte daraus

etliche Sternbilder, den Lauf der Sonne durch die Himmelszeichen kennen, und die ungefähre Zeit des Aufganges der Fixsterne finden. Im dreizehnten Jahre endlich fiel ihm eine Anweisung, Sonnenuhren zu machen, in die Hände, und er fing nun an, dergleichen zu verfertigen. Dabei malte er fleißig, und bereitete sich selbst Farben und Firnisse. Siebzehn Jahr alt ging er auf die Universität nach Tübingen. Hier beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit der Verfertigung von Sonnenuhren, Sprachröhren, mit dem Glasschleifen und der Zusammensetzung von Tuben. Ein gleichgesinnter Jugendfreund, Namens Schaudt, wetteiferte mit ihm in diesen Arbeiten. Da ihm aber seine Armuth nicht erlaubte, Unterricht in der Mathematik zu nehmen, oder sich mathematische Bücher zu kaufen, so unternahm er es, die Wolfischen lateinischen und deutschen Lehrbücher über die verschiedenen Zweige der Mathematik nebst den dazu gehörigen Figuren zu copiren. So bahnte er sich durch eisernen Fleiß einen Weg zu seinem Lieblingsstudium. Um aber auch den Bau einer Taschenuhr, worauf er höchst begierig war, kennen zu lernen, begnügte er sich so lange mit Brot und Wasser, bis er die zum Ankauf einer Uhr erforderliche Summe erspart hatte. Er zerlegte sie und setzte sie wieder zusammen, bis er ihre Theile verstand. Auf diesem Wege ging er mit einer fast beispiellosen Beharrlichkeit fort, und brachte nach und nach Arbeiten zu Stande, die seinem Scharfsinn und seiner Geschicklichkeit zur größten Ehre gereichen. Dahin gehört die große astronomische Pendeluhr, welche den Lauf der Erde und der übrigen Planeten, so wie des Mondes und der übrigen Trabanten mit ihren Excentricitäten darstellt; die kleine astronomische Setzuhr, welche die Phasen und Knoten des Mondes anzeigt, die allgemeine Aequinoctial-Sonnenuhr, welche die Minuten mit der Sonnen-Declination anzeigt; eine Rechnungsmaschine, eine Wage für Flüssigkeiten u. s. w. Als Theolog war er minder ausgezeichnet. Nachdem er 1764 Pfarrer zu Onstmettingen und 1770 zu Kornwestheim bei Ludwigsburg gewesen, kam er 1781 in gleicher Eigenschaft nach Echterdingen, wo er 1790 starb. Seine theologischen mystischen Schriften sind desto werthloser.

Hahnengefecht ist eine Volksbelustigung, indem man zwei mit Kunst abgerichtete, an den Füßen mit Sporen bewaffnete und wohlgefütterte Hahnen zum Kampfe zusammenläßt, von dem sie oft nicht eher ablassen, bis einer von beiden getödtet ist. Die Hahnenkämpfe sind zu Athen zuerst als öffentliche oder festliche Spiele auf Veranlassung des Themistokles angeordnet worden. Aelian erzählt, Themistokles habe, als er die Griechen wider die Perser angeführt, und diese zufällig den Kampf von einem Paar Hahnen zugesehen, sie dadurch zur Tapferkeit ermuntert, daß er ihnen gesagt, wie viel mehr sie Ursach hätten, tapfer zu sein, da diese Thiere, die weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften, sich bis aufs Blut vertheidigten. Nach erfochtenem Siege habe er, zum Andenken daran, verordnet, daß jährlich öffentliche Hahnenkämpfe gehalten werden sollten. Unter den neuern Nationen lieben besonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Haimonskinder nennt man die vier Söhne Haimons (Heymon, Aymont, Aymon), Herzogs von Dordonne, Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold (Alard, Richard, Guichard, Regnaut, Renaul, Reinhold), die in der romantischen Poesie des Mittelalters keine unbedeutende Rolle spielen. Bei Froissart (Vol. 3. ch. 18. p. 67.) kann man über das Historische von ihnen manches finden; wir lassen dieses

dahin gestellt sein, und halten uns blos an ihr poetisches Dasein. Die Geschichte von ihnen gehört in den Fabelkreis Carls des Großen und seiner Pärs, und ist auf dem Titel der großen Simmerer Folioausgabe von 1535 (gedruckt durch Hieronymus Rodler, Secretarius) so bündig angegeben, daß es am besten sein wird, diesen hier mitzutheilen. Er lautet also: „Ein schön lustig Geschicht, wie Keyser Carle der groß, vier Gebrüder, Herzog Aymont von Dordons Süne, und das der eltest undter jenen Reynhard genant, dem Keyser seiner Neuen eynen, mit eynem Schachbret erschlug, sechszehn jarlangk bekrieget, Sie uber vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annehmen wollt, sonder ganz Frankreichs verjagt, zu letzt sie dannocht durch Krieg den Keyser bedrangten, mit inen eynen friden anzunehmen, darum viel lustiger Hendel sich in der Zeit von beiden theylen beneben, vermeldet werden, kürzlich aus Französischer sprach ins Teutsch transferirt." (Einen Auszug davon hat die Romanen-Bibliothek, Bd. 7. S. 7 fgg.). Es ist indeß keineswegs ausgemacht, ob das französische Original dieser Uebersetzung die einzige Quelle sei, woraus alle andere Bearbeitungen dieses Stoffs geflossen sind. Wenigstens scheint unser deutsches Volksbuch, das den Titel führt: „Schön und lustige Historie von den vier Heymons-Kindern, samt ihrem Roß Beyart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden, zu Zeiten Caroli Magni begangen hoben," (ehedessen auch zu Cöln gedruckt; s. eine Bearbeitung von Tieck in Pet. Lebrechts Volksmährchen, Berlin Bd. 2.) aus einer andern Quelle geflossen, und stimmt weit mehr mit dem auch noch gangbaren niederländischen Volksbuch von den vier Hems-Kindern (Antwerpen 1619). Die merkwürdigste deutsche Bearbeitung findet sich als Handschrift in der palatinischen Bibliothek zu Heidelberg (N. 399.) als ein großes Gedicht unter dem Titel: Poema regis Barleti et aliorum principium. Görres vermuthet, daß alte fränkische Sagen und Romanzen zum Grunde liegen, und daß, als das alte Frankreich in ein französisches und deutsches zerfiel, jede Nation sich die poetische Verlassenschaft auf eine eigenthümliche Weise angeeignet habe. So wurde denn auch dieser Gegenstand in französischen und deutschen Gedichten unabhängig bearbeitet, und durch Auflösungen jener Dichtungen in Prosa gingen daraus die Volksbücher hervor. Untersuchungen hier sind um so anziehender, da dieser Stoff auch zum Theil in die romantisch-epische Poesie der Italiener übergegangen ist. dd.

Hakim, ein türkischer Arzt; **Hakimbaschi**, der kaiserliche Leibarzt.

Halberstadt, eine preußische Fabrik-Stadt in der Provinz Sachsen, im Regierungsbezirk Magdeburg, im Halberstädtischen Kreise, vierte Militärabtheilung und Sitz des Oberlandgerichts, mit mehr als 14,000 Einwohnern, liegt, altmödisch und unregelmäßig gebaut, am Flüßchen Holzemme. Die Fabriken liefern gute Mitteltücher, Leder, Leinwand, Handschuh ꝛc. Ueber die 1777 Wohngebäude und 10 Kirchen der Stadt ragt die dem heil. Stephan gewidmete Domkirche hervor. Aus den Zeiten des ehemals reichen Klostersegens schrieben sich noch her die Dom-, die Martins- und Johannisschule. In Halberstadts älteste Geschichte gehören die Fehden seiner Bischöfe mit Herzog Heinrich dem Löwen, welcher die Stadt im J. 1179 einäscherte. Doch erstand sie bald aus ihrem Schutte, wurde mit Mauern und Graben umgeben, und erhielt nach einander, wegen zunehmender Bevölkerung, drei Vorstädte. Im siebenjährigen Kriege ließen die Franzosen ihre Thore und einen Theil ihrer Mauern niederreißen. Merkwürdiger

noch ist sie durch das Gefecht am 30. Jul. 1809 geworden, in welchem Wilhelm, Herzog von Braunschweig, auf seinem berühmten Zuge mit der schwarzen Legion das vom 5. westphäl. Linienregimente unter dem Grafen Wellingerode vertheidigte Halberstadt erstürmte, und nach wüthendem Gemetzel in den Gassen der Stadt, mit geringerer Mannszahl, das ganze Regiment nebst dessen Obersten zu Gefangenen machte. Das Fürstenthum Halberstadt, ehemaliges Bisthum, gewann das Churhaus Brandenburg im westphälischen Frieden; ein an Getreide und Flachs fruchtbares, vortreffliche Vieh- und Schafzucht treibendes Ländchen. Es hat nur unbedeutende Flüsse, aber der Wasserfall der Bode beim Thalschen Kupferbergwerke ist berühmt. Ein Denkmal alter Größe gewähren noch die Ruinen des Regensteins.

Halber Ton ist auf der Tonleiter des gegenwärtigen Systems in der Musik das kleinste Intervall. Die halben Töne sind zwar in ihren Schwebungen, d. h. in Absicht auf Höhe und Tiefe, oder die Anzahl der in ihnen enthaltenen Commas verschieden, allein sie werden ohne Rücksicht auf enharmonische Verhältnisse als gleichgeltend in diesem und jenem Intervall genommen, nachdem die Beschaffenheit des Tons ist, aus welchem gespielt wird, und so wie die Klanggeschlechter mehrentheils nur fürs Auge und zur Berichtigung der Reinheit im Satze beobachtet und beibehalten werden, eben so gelten z. B. c und des, welche Töne auf zwei verschiedenen Tonstufen, und c und cis, die nur auf einer stehen, für halbe Töne.

Halbgötter, s. Heroen.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis theilt dieselbe nach ihrem körperlichen Inhalt und nach ihrer Oberfläche in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln. Die Astronomen und Geographen denken sich mehrere größte Kreise um den Himmel und die Erdkugel, namentlich den Aequator, die Meridiane und den Horizont. Hierdurch nun entstehen sowol am Himmel als auf der Erde (in der Voraussetzung, daß letztere als Kugel betrachtet werde) mehrere Halbkugeln. Der Aequator theilt die Erd- und Himmelskugel in die nördliche oder südliche; der Meridian oder Mittagskreis jedes Orts in die östliche und westliche, und der Horizont in die obere und untere Halbkugel. Alle dunkle Himmelskörper unsers Sonnensystems, d. i. alle dazu gehörigen Planeten mit ihren Nebenplaneten und die Cometen, werden durch den größten Kreis, dessen Ebene auf der nach dem Mittelpuncte der Sonne gezogenen Linie senkrecht steht, in die erleuchtete und unerleuchtete Halbkugel getheilt. Da jedoch die Sonne einen größern Durchmesser hat, als jeder dieser dunkeln Himmelskörper, so erleuchtet sie von jedem derselben auch mehr als die Hälfte, und der erleuchtete Theil erstreckt sich rings um die kuglichten Körper über seine eigentliche Grenze noch um die Größe des scheinbaren Halbmessers der Sonne. Für die Erdkugel beträgt dies ungefähr 15 Minuten eines größten Kreises.

Halbkugeln (Magdeburgische). Mit diesem Namen bezeichnet man zwei aus Kupfer und Messing verfertigte ziemlich große Halbkugeln, deren Ränder an den Oeffnungen so gearbeitet sein müssen, daß sie dicht auf einander passen, worauf sodann die zwischen beiden eingeschlossene Luft mittelst der Luftpumpe herausgezogen werden kann. Otto von Guerike in Magdeburg (s. d. Art.) erfand diese Vorkehrung um die Mitte des 17. Jahrh. und bewies damit die Gewalt des Luftdrucks. Die größten seiner Halbkugeln maßen eine Elle im Durchmesser; an der einen war ein Hahn befindlich, durch welchen die

Luft ausgepumpt und hernach wieder eingelassen werden konnte. An beiden waren starke Ringe befestigt, um Seile hindurch zu stecken, an welchen vorgespannte Pferde ziehen konnten. Zwischen die Ränder der offenen Halbkugeln legte Guerike einen in Wachs und Terpentin getränkten Ring, um alles Eindringen der Luft zu verhüten. An die beiden Halbkugeln spannte er, nachdem die Luft ausgepumpt war, 14 bis 30 Pferde, welche sich vergebens bemühten, sie aus einander zu ziehen. Noch mehr Pferde trennten sie endlich mit einem starken Knall. Ließ er dagegen die Luft hineintreten, so konnte sie ein Jeder leicht trennen. Wenn man die Kraft eines Pferdes im horizontalen Zuge nur zu 175 Pfund setzt, welches die gewöhnliche Berechnung ist, so kann man hieraus die Größe des Luftdrucks auf die beiden Halbkugeln leicht übersehen.

Halbmesser (Radius), s. Diameter.

Halbmetalle nannte man ehemals diejenigen Metalle, welche die Eigenschaft der Dehnbarkeit, Zähigkeit und Biegsamkeit in einem nur geringen Grade haben, und unterschied sie demnach von den Ganzmetallen. Zu diesen rechnete man Platina, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber und Zink; zu jenen aber alle übrigen, z. B. Spießglasmetall, Nickel, Arsenik u. s. w. Da indeß die Grade der angeführten Eigenschaften so unmerklich in einander fließen, daß sich eine bestimmte Grenzlinie durchaus nicht ziehen läßt, so hat man diese Eintheilung verworfen.

Halbed (Nathanael Brassey), engl. Orientalist im Dienste der ostind. Compagnie während Hastings Verwaltung, bekannt durch seine bengalische Grammatik von 1778. 4., das erste orientalische Buch, das von Engländern in Bengalen gedruckt wurde. Nach seiner Rückkehr in England fiel er in eine Geisteskrankheit, daher er sich von dem schwärmerischen Propheten R. Brothers täuschen ließ. Doch setzte er seine literarischen Arbeiten fort, und gab zu London 1781 den Code of Gentoo Laws, oder die Vorschriften der Pandits, nach einer persischen Uebersetzung aus dem Samskrit, ins Engl. übers. heraus, mit Bruchstücken der Vedas und andrer Bücher im Samskrit. Vorzüglich wird die von ihm verfaßte gelehrte Vorrede zu diesem Werke geschätzt. Außerdem hat er Nachahmungen der Epigramme des Martial (1739 fgg.) und 1779 einen Bericht über die Ereignisse in Bombay und Bengalen in Beziehung auf den Marattenstaat seit 1777 herausgegeben.

Halifax, ein volkreicher Marktflecken in Yorkshire in England, am Flusse Calder, und dessen Bevölkerung sich über 9000 Menschen beläuft. Die Stadt hat viele Manufacturen in Wolle und Baumwolle. Sie ist der Hauptmarkt für dünne wollene Zeuge, die in den umliegenden Dörfern verfertigt werden. Zum Verkauf derselben gibt es zwei Hallen. Der Markt wird jeden Sonnabend gehalten. Auch Cylinderkratzen werden hier mittelst Maschinerie sehr gut verfertigt; desgl. sollen hier die besten Wollkämme gemacht werden. Ein anderes Halifax liegt in Neu-Schottland, an der Bai Chebucto, und ist ein sehr wichtiger Platz für den brittischen Handel in Nordamerika. Die Bevölkerung geben einige Nachrichten auf 8000, andere auf 15,000 an. Der Hafen ist so geräumig, daß er 1000 der größten Schiffe fassen kann. Die Einfuhr beträgt jetzt den Werth von 600,000 Pf. St. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Fischen, Stockfisch und Kabliau, die am meisten nach Westindien gehen.

Halikarnaß, die Haupt- und Residenzstadt der Könige von Karien. Zu ihren vorzüglichsten Merkwürdigkeiten gehörte das be-

rühmte, von der Königin **Artemisia** (s. d. Art.) ihrem Gemahl zu Ehren erbaute Grabmal (Mausoleum), von dem nur einige ungewisse Spuren übrig sind. Sie war auch der Geburtsort des Herodot und des Dionysius (von Halikarnaß).

Halle, mit dem Beinamen in Sachsen oder an der Saale, gehört jetzt zur preußischen Provinz Sachsen (Regierungsbezirk Merseburg, Stadtkreis Halle, vierte Militärabtheilung), liegt am rechten Ufer der Saale, ist der Sitz einer berühmten, von Friedrich I., König von Preußen, gestifteten und 1694 eingeweihten Universität (daher Friedrichs-Universität genannt) und zählte 1817 in 2239 Häusern 19,168 Einw. und 500 Studenten. Außer der Universität, die ein treffliches theologisches Seminarium, einen von dem gelehrten Sprengel wohleingerichteten botanischen Garten, eine Sternwarte, eine bedeutende, in neuern Zeiten mit ansehnlichen Fonds und mit der ponikauschen Büchersammlung vermehrte Bibliothek, und verschiedene anatomische und naturhistorische Sammlungen hat, sind die **Frankischen Stiftungen** (s. d. Art.) in der Vorstadt Glaucha und das königliche Pädagogium ebendaselbst bemerkenswerth. Ueberdies hat die Stadt zwei Gymnasien und ein reformirtes Fräuleinstift. Auch ist daselbst der Sitz eines Oberbergamts. Das hiesige Salzwerk, ist eines der ältesten und ergiebigsten in Deutschland, welches jährl. 7 bis 8000 Lasten Salz liefert, nöthigenfalls aber halb Deutschland versorgen könnte. Außer der Universität und dem Salzwerk besteht die Hauptnahrung der Stadt in verschiedenen Gewerken und Fabriken, unter denen sonst die Stärkefabriken beträchtlich waren. Unweit Halle liegen die Ruinen des berühmten Schlosses **Giebichenstein** (s. d. Art). Die Universität, welche der König von Preußen gerade in den letzten Jahren zu einem hohen Flor erhoben hatte, wurde durch Mißverständnisse gleich nach dem Einrücken der Franzosen aufgelöst. Nach dem Frieden ward sie zwar wieder hergestellt, allein 1813, durch einen Befehl des französischen Kaisers, abermals aufgelöst. Glücklicher Weise kehrte Halle, 1814, unter preußische Herrschaft zurück, welche das schöne Institut wieder herstellte, und 1817 auch die Stiftung der aufgehobenen Universität Wittenberg damit vereinigte. Noch verdienen die in den letzten Jahren von dem geheimen Oberbergrath Reil angelegten Badeanstalten erwähnt zu werden.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieser volltönenden hebräischen Formel etwas besonders Feierliches zu finden, und behielt sie bei den Uebersetzungen der Bibel in die Landessprachen bei. Das Halleluja wurde seit dem 15. Jahrh. an allen Sonn- und Festtagen beim Gottesdienste gesungen, von der römischen Kirche aber späterhin an den Sonntagen in der Fasten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelassen, und erst Ostern als ein Gesang der Freude wieder angestimmt. In einigen Gegenden Deutschlands wird der Buchampfer oder Kukkuksklee, oxalis acetoselle L., auch Halleluja genannt, weil er um Ostern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen gesungen wird. Die Juden nennen den 113. bis 117. Psalm das große Halleluja, weil in diesen Psalmen besondere Wohlthaten Gottes gegen das jüdische Volk gepriesen werden, und singen diesen Lobgesang beim Gottesdienste am Pascha- und Lauberhüttenfeste. E.

Haller (Albrecht von), der Große genannt, wegen seiner seltenen Verdienste als Anatom, Physiolog, Botaniker und Dichter, war zu Bern 1708 geboren, und von vier Brüdern der jüngste. So reich-

sich ihn die Natur mit Geistesgaben ausgestattet hatte, so wenig hatte sie seiner Jugend Körperkraft verliehen. Als Knabe war er schwächlich und trübsinnig, aber nur desto mehr zum Lernen geneigt. Im 6. Jahre fing er das Lateinische an, im 8. und 9. das Griechische und Hebräische. Schon damals pflegte er alles, was ihm merkwürdig war, niederzuschreiben und zu sammeln. Aus Bayles und Moreris Wörterbüchern zog er als Kind mehr als 2000 Lebensbeschreibungen aus. Die lateinischen Dichter weckten früh sein poetisches Talent. Nach dem Tode seines Vaters setzte er auf dem Gymnasium zu Bern seine Studien auf die ihm eigenthümliche Weise fort, und ging in seinem 14. Jahre nach Biel, wo er von einem dortigen Arzt in die Cartesianische Philosophie eingeweiht ward. Nach einem Jahre wählte er, wenig schulgerecht vorbereitet, Tübingen zu seinem Aufenthalt, um sich hier aus eigenem Antriebe der Arzneikunde zu widmen, und ging von da 1725 nach Leyden, wo Boerhave und Albinus seine Lehrer wurden, promovirte daselbst 1727, und besuchte sodann England und Frankreich. Das Jahr darauf begab er sich nach Basel, und ward hier von dem großen Joh. Bernoulli in die höhere Analysis eingeweiht. Da aber seine Gesundheit bei den ernsten und anhaltenden Studien litt, entschloß er sich, die vaterländischen Alpen zu bereisen. Joh. Gesner, sein Begleiter, weckte damals in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller sammelte dafür mit großem Fleiße, machte mehrere neue Entdeckungen, und legte so den Grund zu seiner nachherigen meisterhaften Beschreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieser Reise entstand auch sein berühmtes Lehrgedicht: die Alpen. Nach seiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr lang in Basel, arbeitete an einem großen Lehrgedicht, unter dem Titel: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt in der letzten Zeit die anatomischen Vorlesungen für Meig, der krank war, bei welcher Gelegenheit er manches für seine künftigen Arbeiten sammelte. 1729 ging er in seine Vaterstadt zurück, und ließ sich hier als praktischer Arzt nieder. Obwol er glücklich war und Beifall fand, so ward ihm doch die Stelle eines Arztes an dem Inselspitale, um die er anhielt, hauptsächlich darum abgeschlagen, weil er ein Dichter sei. In der That beschäftigten ihn Poesie und Botanik ungemein. Im Sommer bereiste er jährlich die Alpen, und sammelte eine große Menge Pflanzen, so daß er jetzt den Entschluß faßte, ein vollständiges Werk über die Gewächse Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er seine Muße auf die Anatomie, über die er 1734 unentgeltlich Vorlesungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomisches Theater angelegt wurde. Die in seiner Vaterstadt erledigte Professur der Beredsamkeit, um welche er sich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür aber ward er 1735 zum Aufseher der Bibliothek ernannt. Er bekam statt dessen 1736 einen Ruf als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, den er annahm. Siebzehn Jahre lebte und wirkte er für Göttingen, und gab zugleich in diesem Zeitraume 86, mehrentheils anatomische, medicinische und botanische Schriften heraus. Die wichtigsten darunter sind seine Flora der Schweiz (2 Bde., Fol.), in deren zweiter Auflage er 2486 Pflanzen nach seinem eignen Systeme beschrieb, seine Boerhavischen Vorlesungen, seine anatomischen Tafeln und seine Physiologie. Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der Göttingischen gelehrten Anzeigen Theil, und wurde zwei Jahre darauf Director derselben. Der Ruf von Hallers Verdiensten war jetzt durch ganz Europa verbreitet. Die angesehensten Akademien ernannten ihn zu ihrem

Mitglied; 1749 erhob ihn der Kaiser Franz I. mit seiner gesammten Nachkommenschaft in den Reichsadelstand und der König von England zu seinem Staatsrath. Auch seine Vaterstadt nahm ihn, als er sie 1745 besuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und diese Auszeichnung war ihm zwiefach angenehm, da ihn der Gedanke beschäftigte, sich in seine Heimath zurückzubegeben. Die Ränke und Feindseligkeiten seiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch, 1751, an der Stiftung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften den thätigsten Antheil genommen, und zum beständigen Präsidenten derselben ernannt worden, gab er 1753 seine Entlassung, und ging nach Bern zurück, wo er zum Amman erwählt wurde. Er behielt zugleich seine akademische Pension, seine Titel, die Präsidentenstelle bei der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und arbeitete fortwährend an den Göttinger gelehrten Anzeigen, die ihm über 12,000 Recensionen verdanken. Das Wohl seines Vaterlandes und die Gesellschaft der Musen theilten nunmehr seine Zeit und Beschäftigungen. Er verbesserte die Einrichtung der Salzwerke zu Ber und Aigle, deren Vorsteher er war, die Anstalten der Akademie zu Lausanne, die medicinische Polizeiverfassung, beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waisenhause, und vermittelte die Grenzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis. Noch sein Alter brachte für die Wissenschaften die schönsten Früchte hervor. Es erschien jetzt seine botanische, chirurgische, anatomische, und der Anfang seiner medicinisch-praktischen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politische Romane, über die despotische, monarchische und republikanische Regierungsform, und correspondirte in deutsch., latein., engl., italien. und französ. Sprache nach allen Ländern von Europa. 1777 beehrte ihn Kaiser Joseph II. mit einem Besuche; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12. Dec. 1777 seinem thätigen Leben im 70. J. ein Ende machte. Hallers Verdienste um die Naturlehre, besonders die Botanik, und um die Medicin zu würdigen, kann hier der Ort nicht sein; sie sind ausgebreitet und unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit ist noch jetzt als die Grundlage der dynamischen Theorien neuerer Zeiten anzusehen. Ferner suchte er die Theorie der Erzeugung durch die sorgfältigsten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38. Stunde u. in der 41. die erste Spur des Bluts. Auf gleiche Weise beobachtete er die Säugthiere. Auch als Dichter ragt er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine frühern Versuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst. Zwar ist auch in seinem berühmten Gedicht, die Alpen, die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmassen, die er schildert, doch sind die Ideen kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens besonders auszeichnen. Finden sich übrigens in seinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und schwermüthiger Verzagtheit, so erinnere man sich, daß die höhere Kraft, so oft der Schwäche gegenüber, sich sehr natürlich zuletzt in Unzufriedenheit selbst verletze und verwunde, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken müssen.

Halley (Edmond). Dieser große Astronom war zu London 1656 geboren, widmete sich anfangs der Literatur und den Sprachen, nachher aber gänzlich der Astronomie, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Nachdem er in einem Alter von 19 Jahren eine sehr schwierige Aufgabe, die Abstände der Planeten von der Sonne und ihre Excentrici-

tät betreffend, aufgelöst, und so einem bis dahin geführten Streit sein Ende gemacht hatte, schickte ihn die Regierung im J. 1676 nach der Insel St. Helena, um die südliche Hemisphäre zu beobachten. Diese Reise wurde die Quelle mehrerer astronomischen Entdeckungen die er in seinem Catalogus stellarum australium, bekannt machte. Nach seiner Rückkehr nahmen die königliche Gesellschaft zu London und die Akademie der Wissenschaften zu Paris den jungen Astronomen von 22 Jahren zu ihrem Mitgliede auf, und erstere machte ihn sogar zu ihrem Sekretär. Er ging in Aufträgen der Gesellschaft zu Hevelius nach Danzig, und von da 1680 nach Frankreich und Italien. Zwischen Calais und Paris nahm er den berühmten Kometen wahr, der zum zweitenmale in jenem Jahr (auf seinem Rückwege von der Sonne) sichtbar wurde. Er beobachtete ihn auf der damals neu eingerichteten königlichen Sternwarte. 1698 unternahm er eine große Seereise, um die Theorie von der Veränderung der Magnetnadel zu gründen, passirte viermal die Linie, und kam erst 1702 zurück. 1703 ward er Professor der Geometrie zu Oxford, und 1720 königlicher Astronom zu Greenwich, an Flamsteads Stelle. Nun bearbeitete er vorzüglich die Theorie des Mondes. Er machte im voraus auf den Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher sich 1761 ereignete, die Astronomen aufmerksam, und lehrte sie, aus deren Beobachtung an verschiedenen Orten der Erde, die Parallaxe der Sonne bestimmen. Die vorzüglichste Frucht seiner gelehrten Arbeiten sind seine astronomischen Tafeln, die jedoch erst 1749 erschienen, nachdem er schon 1742 gestorben war, und die Verbesserungen der Taucherglocke. Um die Lehre von den Kometen machte er sich durch seine Synopsis astronomiae Cometarum verdient. Er sagte die Wiederkunft des Kometen von 1682 auf das Jahr 1759 richtig voraus. Von Newton, dessen vertrauter Freund er war, gab er mehrere Schriften heraus.

Halljahr oder Jubeljahr heißt im alten Testamente jedes 50ste Jahr, in welchem nach der Mosaischen Verfassung (s. 3. Mos. 25. 10 bis 13.) bei den alten Juden die Sklaven freigelassen, die Schulden gelöscht, die verpfändeten und verkauften Ländereien an die Familie, zu der sie gehörten, zurückgegeben wurden, daher es auch Erlaßjahr hieß. In einem solchen Jahre ruhte alle Feldarbeit, man aß, was der Boden von selbst trug, und spendete davon den Armen. Feinde mußten sich versöhnen, und um das ganze Volk, dessen Sünden als Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu versöhnen, ging der Hohepriester in das Allerheiligste des Tempels, und wirkte dem Volke durch sein Gebet und Opfer Vergebung aus; dann herrschte überall im ganzen jüdischen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieses glücklichen Jahres wurde mit Hallposaunen oder Hörnern im Lande ausgeblasen und verkündigt, daher der Name Halljahr. Vergl. den Art. Jubeljahr. E.

Halloren, die Nachkommen eines alten wendischen Stammes, die sich bis jetzt unvermischt erhalten haben, und sich durch eigene Kleidung und Sprache unterscheiden. Sie sind die eigentlichen Bewohner der Halle oder des Salzthals bei Halle an der Saale, stehen nicht unter der Stadtobrigkeit, sondern haben ihr eigenes Thal- oder Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten entscheidet, und sind die Arbeiter in den Salzkoten. Ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Klettern ist bekannt, die sie besonders bei dem bekannten Halloren-Stechen bewähren.

Halsgerichtsordnung (Carolina) heißt die von Kaiser

Carl V., mit Einstimmung der Stände auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 publicirte, aus 222 Artikeln bestehende Ordnung, nach welcher fortan die Criminalsachen untersucht, entschieden und bestraft werden sollten. Die Veranlassung zur Abfassung dieses Reichsgesetzes war die Verwirrung der einheimischen und fremden Rechte, wonach man bisher die Verbrecher richtete. Carl V. legte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1521 den Reichsständen den ersten Entwurf dazu vor, der aber verworfen wurde. 1529 kam die Sache aufs neue zur Sprache, allein da sich auch damals Hindernisse fanden, so konnte Carl erst 1532 seine Absichten erreichen. Es ist nicht zu läugnen, daß vieles im Criminalwesen dadurch verbessert worden; bald dürfte sie in ganz Deutschland Abschaffung, oder wenigstens die so nöthige Verbesserung erhalten.

Haltung drückt in der Malerei ursprünglich diejenige Eigenschaft eines Gemäldes oder einer Zeichnung aus, vermöge welcher jeder Theil des Werkes in derjenigen scheinbaren Nähe oder Ferne gehalten wird, in welcher sich uns derselbe Gegenstand in der Natur darstellen würde. Ein Gegenstand hält den andern näher oder weiter von dem Auge entfernt, einer steht zu dem andern, in zeichnerischer und eigentlich malerischer Rücksicht, in dem genauesten Verhältniß und Einverständniß. Die Haltung, in welcher das Leben und die Wahrheit eines Gemäldes bestehen, hängt von der Zeichnung ab, die den Gesetzen der Perspective gemäß sein muß, und von der Luftperspective, durch welche die Abstufungen der Farben und des Lichts bestimmt werden. Außer der Malerei wird das Wort Haltung besonders in der Schauspielkunst gebraucht, und hier bezeichnet es das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen der Darstellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derselben, vermöge dessen sie gerade dieses und kein anderes Ganze bilden. Declamationen und Mimik haben kein angelegentlicheres Geschäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darstellungen diese Haltung zu bringen, und sie bewirken dies theils durch das Allgemeine ihres Tons, theils durch den Wechsel desselben in besondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter u. s. w. hat im Allgemeinen seine Eigenthümlichkeit, welche wieder durch die verschiedenen Lagen, in welche sie kommen, abgestuft werden und sich in den Bewegungen des Körpers, in den Mienen, in der Stimme u. s. w. ausdrücken. Sie aufzufassen, bedarf eines scharfsinnigen Beobachters, aber sie darzustellen, des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteristik, für die besonders komische Charaktere sich eignen, selten auf den Bühnen gesehen wird.

Hamadryaden, Waldnymphen, deren jede einen eigenen Baum bewohnte, mit dem sie geboren ward und starb. Wer daher einen solchen Baum pflegte und erhielt, dem dankte die Nymphe ihr Leben, und erzeigte ihm Wohlthaten dafür; wer ihn aber verletzte, den strafte sie. (Vergl. Erysichthon.)

Hamann (Joh. Georg). Dieser merkwürdige Philosoph, der sich den Magus aus Norden nannte, wurde 1730 zu Königsberg in Preußen geboren, besuchte die dortige Domschule, und bezog 1746 die Universität, um sich der Theologie zu widmen, die er nachher mit den Rechten vertauschte, ohne sowol in dieser als jener Wissenschaft ernstliche Fortschritte zu machen. Nachdem er fünf Jahre auf der Universität zugebracht, ohne sich einen sichern Weg zu seinem Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, ging er nach Curland als Lehrer in das Haus einer Baronin von Buttberg, mußte sich aber, verschiedener Mißverständnisse wegen, noch vor dem Ablauf eines halben Jahrs aus

demselben wegbegeben. Er nahm seine Zuflucht zu einigen Freunden in Riga, und blieb daselbst bis 1753, wo er eine Hofmeisterstelle bei dem General von Witten fand. Im J. 1755 verließ er dieselbe wieder, und ging nach Riga zurück, fand hier bei einigen Kaufleuten freundschaftliche Aufnahme, und studirte die Theorie der politischen und Handlungswissenschaften, um sein ferneres Fortkommen darauf zu gründen. Unterdeß folgte er einer Einladung, in das Buttbergische Haus zurückzukehren, blieb aber nicht lange daselbst, denn schon 1756 eilte er nach seiner Vaterstadt, um den Segen seiner sterbenden Mutter zu empfangen. In demselben Jahre besuchte er Berlin, Lübeck, Holland und England. In London blieb er über ein Jahr, und würde sein ganzes übriges Leben dort zugebracht haben, wenn ihm nicht die Mittel gefehlt hätten. Auch bestimmten ihn mancherlei Schicksale, die stark auf sein Gemüth einwirkten, sich 1758 nach Riga zurückzubegeben, wo er bis 1759 blieb. Dann ging er wieder nach Königsberg, und lebte hier bis 1762 im väterlichen Hause in einer glücklichen literarischen Muße, die er der alten Literatur und den orientalischen Sprachen widmete, und nur durch eine kurze Reise nach Cur- und Liefland unterbrach. Um sich indeß für die Zukunft seinen Unterhalt zu sichern, trat er als unbesoldeter Schreiber bei dem Stadtmagistrat und als Kanzellist bei der Kriegs- und Domänenkammer in Dienste, entsagte aber diesen mechanischen Geschäften 1764 wieder, die ihm den Verlust seiner Gesundheit und seines Kopfs drohten, machte eine Reise nach Deutschland, dem Elsaß und Basel, und kehrte noch in demselben Jahre zurück. 1785 ging er abermals als Hofmeister nach Mitau, begleitete seinen Prinzipal auf einer Reise nach Warschau, und kam 1767 wieder nach seiner Heimath, wo er als Sekretär und Uebersetzer der damals neueingerichteten Provincialaccise- und Zolldirection angestellt wurde. 1777 ward er Packhofverwalter bei dem königlichen Licent, und jetzt würde er mehr Muße für geistige Beschäftigungen gefunden haben, wäre nicht sein Körper durch Sorgen und Anstrengungen bereits sehr geschwächt gewesen. 1784 ward er durch das Wohlwollen eines ihm bisher Unbekannten auf die unerwartetste Weise in eine sorgenfreie Lage gesetzt, und er wünschte jetzt durch eine Reise nach Deutschland seine Gesundheit wiederherzustellen. Drei Jahre hielt er vergebens um Urlaub an, und erhielt endlich 1787 bei einer Accisereform seinen Abschied mit einer anständigen Pension. Nun trat er seine Reise an, lebte abwechselnd zu Münster und Düsseldorf bei Jacobi, unter der beständigen Plage eines schwächlichen Körpers, und starb zu Münster, 1788. Als Schriftsteller hatte Hamann das besondere Schicksal, von seinen Zeitgenossen wenig beachtet zu werden. Man war so bequem, seine Schriften dunkel und unverständlich zu finden, und warf sie ungelesen auf die Seite. Der einzige Herder deutete auf ihn hin in seinen Fragmenten über deutsche Literatur. Dort sagt er unter andern: Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen u. s. w. Aber man überhörte Herders geistvolles Wort; ein tiefsinnig edler Geist wandelte unbeachtet unter den Deutschen, und noch lange Zeit ruhte über seinem Grabe dasselbe Schweigen. Da vernahm man endlich von neuem Herders Lob, Jean Pauls freudiges Anerkennen und Jacobis häufiges Hindeuten auf ihn. Man wollte jetzt selbst prüfen, aber seine Schriften waren fast verschwunden, und harren noch ihrer Auferstehung in einer neuen Aus-

gabe, die der Wunsch aller Kundigen ist. Göthe, der im dritten Bande seiner Biographie eine treffende Schilderung Hamanns entworfen hat, macht zu Erfüllung desselben Hoffnung. Fragmente aus seinen Schriften erschienen im Jahr 1819 unter dem Titel: Sibyllinische Blätter des Magus in Norden, herausgegeben von D. Friedr. Cramer. Mit Hamanns Porträt (Leipz. bei Brockhaus).

Hamburg, die wichtigste der deutschen freien Städte, liegt 18 Meilen vom Ausflusse der Elbe, hart an dem nördlichen Ufer dieses Flusses, welcher bis hieher für Seeschiffe tief genug ist. Der Umfang der Stadt beträgt etwa 22,000 Fuß. Von Norden tritt in denselben ein durch das Alsterflüßchen gebildeter Landsee, dessen Abfluß quer durch die Stadt der Elbe zugeleitet ist, und mehrere Mühlen treibt. Ein Nebenarm der Elbe tritt von Osten in die Stadt und theilt sich innerhalb derselben in viele mannichfaltig verschlungene Canäle, die am südlichen Ende sich unter einander und mit dem Alstercanale vereinigen und zu einem tiefen Hafen für Seeschiffe ausdehnen, der sich wieder in den Hauptarm mündet. Hier ist in diesem noch ein weiter Raum durch mächtiges Pfahlwerk zu einem sicheren Aufenthalt für Seeschiffe eingerichtet; dieser Raum heißt der Rummelhafen. Die Canäle (hier Flethen genannt) durchschneiden den niedern Theil der Stadt nach allen Richtungen, an denselben stehen fast alle Lagerhäuser. Dieser untere Theil der Stadt, so wie derjenige, welcher der Alster östlich liegt, besteht aus engen und meistentheils krummen Straßen; breiter und gerader sind viele im westlichen Theile (der Neustadt). Die Stadt hat fünf Haupt- und drei Nebenkirchen für den lutherischen Gottesdienst, außerdem gibt es eine catholische und zwei reformirte Kirchen, so wie einige Synagogen für 8000 Juden; in der Vorstadt St. Georg mit 1200 Feuerstellen ist auch eine lutherische Kirche. Als Gebäude zeichnen sich die Michaeliskirche mit ihrem 456 Fuß hohen Thurn (sie wurde 1786 vollendet, und hat 1,600,000 Mark Cour. gekostet) und einige wenige Privathäuser aus. Das Aeußere der Börse und des Rathhauses ist jetzt verschönert worden. Merkwürdig sind die Bank (eine Girobank), deren Baarschaft unter dem Rathhause aufbewahrt wird, das Admiralitätsgebäude und das Waisenhaus, die Schauspielhäuser, die Börsenhalle, das Baumhaus, das Einbeckische Haus, die Stadt- und die Commerzbibliothek, Rödings Museum u. a. Treffliche Bildungsanstalten sind das Gymnasium und das Johanneum. An zweckmäßigen und weit umfassenden Anstaten für Dürftige, Zurückgekommene, Kranke und die Erziehung armer Kinder, steht Hamburg gewiß keiner andern deutschen Stadt nach. Die meisten derselben werden durch Privatpersonen verwaltet, und größtentheils durch freiwillige Beiträge unterhalten. Die Staatsverfassung Hamburgs ist jetzt wieder ganz dieselbe wie vor 1810. An der Spitze des Staats steht der Senat, aus vier Bürgermeistern und 24 Rathsherren bestehend, welcher sich durch eine künstliche Verbindung von Wahl und Loos selbst ergänzt. Drei Bürgermeister und elf Rathsherren sind graduirte Juristen, die übrigen unstudirte Bürger. Als Gehülfen sind dem Senate 4 Syndici und 4 Sekretarien zugeordnet. Die gewöhnlichen innern und auswärtigen Staatsgeschäfte besorgt der Senat allein, wichtigere mit der erbgesessenen Bürgerschaft gemeinschaftlich. Diese ist in fünf Kirchspiele getheilt, deren jedes 36 Bürger zu dem großen Ausschuß oder Collegio der Hundertachtziger hergibt. Aus diesem wird das Collegium der Sechziger, und aus diesem wiederum das der 15 Oberalten gezogen.

Jedes dieser Collegien hat seine besondern Gerechtsame. Nur der Senat und die Oberalten werden besoldet. Bei wichtigen Angelegenheiten muß die gesammte erbgesessene Bürgerschaft zusammengerufen werden, damit ein Raths = und Bürgerschluß gefaßt werden könne. Die Justiz wird von verschiedenen Gerichtshöfen verwaltet; in letzter Instanz spricht das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht der freien Städte zu Lübeck. Die öffentlichen Einkünfte waren sehr bedeutend, doch die Abgaben nicht drückend; durch die schweren Schulden, welche besonders die letzten Zeiten über die Stadt gebracht haben, sind die Abgaben sehr erhöht. Das Contingent besoldeter Truppen für das deutsche Bundesheer ist besoldet, und die Bürgerschaft hat sich vortrefflich bewaffnet und in den Waffen geübt, so daß sie ein gegen 10,000 Mann starkes, gleichmäßig gekleidetes Corps von Fußvolk, Reiterei und Artillerie bildet. 1804 fing man an, die alten Festungswerke abzutragen, und hat auch die großen französ. Befestigungen wieder zerstört. Statt dessen ist der Wall eine parkartige Anlage geworden. Das Hamburgische Gebiet (5⅓ QM.) in nach Westen und Norden vom Holsteinischen begrenzt, an einigen Stellen der Stadt so nahe, daß z. B. die holsteinische Stadt Altona kaum ¼ Meile von Hamburgs Thoren entfernt liegt. Nach Osten stößt es an das Lauenburgische nach Süden wird es durch die Elbe vom hannöverischen Lande getrennt; doch gehören einige Elbinseln, ganz oder zum Theil, so wie das auf den linken Ufer liegende weitläufige Dorf Moorburg, der Stadt. Außer diesem besitzt sie noch das Amt Ritzebüttel nebst dem wichtigen Kuxhaven am Ausflusse der Elbe, und mit Lübeck gemeinschaftlich das Am Bergedorf mit dem Städtchen gleiches Namens und den sogenanten Vierlanden, und einige Oerter im Lauenburgischen. Dieses gemeinschaftliche Gebiet hatte 1810 etwa 9300, das rein Hamburgische 31,800 Einwohner. Ihren Ursprung hat die Stadt Hamburg Carl dem Großen zu verdanken, welcher zu Anfang des 9. Jahrh. auf der Höhe zwischen der Elbe und dem östlichen Ufer der Alster eine Burg und ine Kirche erbaute; beide sollten als Vormauer gegen die benachbarten Heiden dienen. Die Bequemlichkeit des Orts zum Handel und zur Fischerei zog viele Anbauer hin. Obgleich die wilden Nachbaren alle diese Anlagen mehrmals zerstörten, so wurden sie doch jedesma schnell wieder hergestellt, und die Stadt durch neue Anbaue erweitrt. Als Handelsort begann sie im 12. Jahrh. wichtig zu werden, in 13. Jahrh. wurde sie Mitstifterin der Hansa (s. d. Art.). Auch nch dem Verfall derselben wußte sie sich frei und ihren Betrieb blühent zu erhalten. Die hanseatischen Verbindungen mit Lübeck und Bremen haben bis 1810 ununterbrochen bestanden, und sind seit 1813 und 184 wieder angeknüpft. Bis zum J. 1500 war die Stadt auf den Winkel zwischen der Elbe und dem östlichen Ufer der Alster beschränkt. Nach und nach wurde auch das westliche Ufer bebauet, zum Theil duch geflüchtete Niederländer. So entstand die Neustadt, welche in den ersten Jahren des 30jährigen Krieges schon so bedeutend war, daß man sie in die Festungswerke einschloß, und also der Stadt ihre jetzige Audehnung gab. Eben damals (1618) wurde sie auch förmlich als frie Reichsstadt anerkannt, obgleich die Erzbischöfe von Bremen den Besitz des Doms fortdauernd behaupteten, welcher im westphälischen Frieden der Krone Schweden zufiel, und späterhin mit dem Herzogthum Bremen an Hannover kam. Der 30jährige Krieg, von dessen Verwicklungen sie verschont blieb, führte ihr eine Menge neuer Bewohner zu, eben so die Unruhen und Kriege unserer Zeit, da gar

viele Menschen vom Rheine, aus den Niederlanden und aus Frankreich einwanderten. In demselben Verhältnisse wuchs auch ihr Handel, und ersetzte vielfach, was ihre Fabriken durch die allenthalben erwachte Gewerbthätigkeit und die Einfuhrverbote fremder Mächte verloren. Indessen sind die Zuckersiedereien, Thranbrennereien, Schiffswerfte, Kattundruckereien u. d. m. noch immer sehr wichtig. Besonders gewann Hamburgs Handel durch die Entstehung der amerikanischen Freistaaten, welche ihm einen unmittelbaren Verkehr mit diesen Ländern eröffnete, so wie durch die Unruhen und Kriege in den Niederlanden und am Rheine, wodurch sich ein bedeutender Theil des dortigen Handels nach Hamburg zog. 1802 wurde ihr der Dom nebst Zubehör, zufolge des Reichsdeputationsschlusses abgetreten, und ihre Selbstständigkeit, die sie besonders gegen Dänemark behauptet hatte, von neuem versichert. So war Hamburg zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts einer der reichsten und glücklichsten Freistaaten, und wurde mit Recht für dritte Handelsstadt von Europa gehalten. Aber mit dem Einrükken der Franzosen in das Hannöverische begannen Hamburgs widrige Schicksale. Sie bemächtigten sich des Amtes Ritzebüttel und sperrten den Engländern die Elbe; diese verfügten dagegen eine strenge Blokade dieses Flusses. Hamburg mußte nun seinen Seehandel über Tönningen und Husum treiben, und was durch das Hannöverische und die Elbe aufwärts verschickt werden sollte, mußte von Versicherungen seines nicht brittischen Ursprungs, welche französische Behörden nur um theure Preise verkauften, begleitet sein. Den hannöverischen Ständen mußte Hamburg 2,125,000 Mark Banco vorschießen. Nach der Schlacht bei Lübeck rückte Mortier (19. Nov. 1806) in Hamburg ein, und obgleich die Stadt nach dem Frieden von Tilsit wieder von den französ. Truppen geräumt ward, und noch auf einige Jahre wenigstens den Schatten ihrer vorigen Unabhängigkeit wieder erhielt, so ward sie doch während dieser Zeit von französischen Gewalthabern aller Art auf mancherlei Weise ausgesogen, und mußte, nebst den übrigen Hansestädten, schon damals ihre Postgerechtsame dem Prinzen Murat überlassen. In diese Zeit fallen auch die schrecklichen Decrete Napoleons, durch welche, so weit sie reichten, alles Leben der Gewerbe und des Handels gelähmt wurde. Also mußte man auch in Hamburg seine Waaren unter der Hand loskaufen, oder sah sie öffentlich weggenommen und zerstört. Zuletzt wurde Hamburg wie das ganze nordwestliche Deutschland dem französischen Reiche förmlich einverleibt (13. Dec. 1810), und ward der Hauptort des neugeschaffenen Departements der Elbmündungen. Aber zu Anfang des J. 1813 nöthigte Tettenborns Annäherung die französischen Behörden zur Flucht (13. März). Dieser forderte Hamburg auf, die durch feindliche Gewalt unterdrückte freie Verfassung wieder in Thätigkeit zu setzen, und sich zur Theilnahme an dem großen Kampfe zu rüsten. Beides geschah. Zum Felddienst ließen sich mehr als 2000 einschreiben, sie sollten mit den schon gebildeten Kriegsschaaren der Lübecker und den noch zu hoffenden der Bremer eine hanseatische Legion bilden. Ueberdies wurde noch eine sogenannte Bürgergarde errichtet, anfangs durch Freiwillige, dann nach einem förmlichen Raths- und Bürgerschluß; gegen 7000 ließen sich nach und nach zu derselben einschreiben. Schon im April konnte ein Theil der Hanseaten zu Felde ziehen, die Reiterei derselben zeichnete sich am 22. April bei Ottersberg sehr vortheilhaft aus. Aber bald drückten die verstärkten Franzosen die schwächern Schaaren der Verbündeten allenthalben zurück. Sie bemächtigten sich des ganzen

linken Ufers der Niederelbe, nahmen am 12. Mai die Wilhelmsburg (das Harburger Schloß hatte man ihnen freiwillig überlassen), und begannen in der Nacht auf den 20., nachdem Tags vorher die wenigen dänischen Hülfstruppen wieder abgezogen waren, die Stadt mit Haubitzgranaten zu beschießen. Die durch das Einrücken zweier schwedischen Bataillone, am 21., geweckte Hoffnung auf Hülfe und Befreiung schwand schon am 25., wo die Schweden sich wieder entfernten. Mißverständnisse entstanden zwischen den Militärpersonen und dem Senat, welcher letztere auf den Nothfall die dänische Vermittelung nachsuchte. Dieser trat schon am 29. ein, wo Tettenborn die Stadt räumte, und Herr von Heß, der Befehlshaber der Bürgergarde, diese sofort auflöste. Ehe noch eine Capitulation zu Stande gebracht werden konnte, rückten die Dänen als französische Bundesgenossen ein, und am 31. Abends erschienen Eckmühl und Vandamme mit zahlreichen französischen Truppen. Theils um die Stadt möglichst zu befestigen, theils um sie für ihren Widerstand zu züchtigen, wurden die härtesten Maßregeln verfügt und schonungslos ins Werk gesetzt. Sogleich wurde den Hamburgern eine Geldbuße von 48,000,000 Franken auferlegt, und ein Theil eingetrieben. Vom 5. Nov. an wurde die Bank (7,489,343 Mk. Banco) ausgeleert. Am Ende des Jahrs wurden nach und nach mehr als 40,000 Menschen jedes Geschlechts und Alters aus der Stadt getrieben, und schonungslos der Stenge des Winters Preis gegeben. Um dieselbe Zeit wurden die Wohnungen von etwa 8000 Menschen in den nächsten Umgebungen der Stadt mit einer solchen Schnelle verbrannt, daß diese Menschen nichts als ihr Leben retten konnten. Weil die Schaaren, welche erst unter Wallmoden und dann unter Bennigsen gegen Hamburg standen, zu einer Belagerung derselben viel zu schwach waren, so konnte Hamburg nicht eher, als nach der Beendigung des Krieges in Frankreich von seinen Peinigern befreit werden. Erst in den letzten Tagen des Mais 1814 zogen die königl. franz. Truppen aus der Stadt, und nahmen die Beute des Requisitionssystems mit. Klein war die Entschädigung, die Frankreich für die ungeheure Zerstörung in und außer der Stadt leistete, nämlich eine Rente von einer halben Million Franken. Statt der Franzosen zogen die Russen unter Bennigsen ein, und blieben bis zu Ende des Jahres. Da erst wurde Hamburg sich selbst und dem deutschen Vaterlande wiedergegeben. S. Zimmermanns Neue Chronik v. Hamburg. 1820. C—e.

Hamilton (Antony, Graf von), aus dem alten schottischen Geschlechte dieses Namens, war gegen 1646 in Irland geboren, und folgte Carl II. nach Frankreich. Nachdem dieser Fürst den Thron seiner Vorfahren wieder bestiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals lernte der Graf Grammont seine Schwester kennen, eine Dame von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Er gestand ihr seine Liebe und versprach sie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeständigkeit oder aus sonst einer Ursache, reiste er von London ab, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Hamilton, entrüstet über diese Beleidigung, folgte ihm, entschlossen, ihn zum Zweikampf zu fordern, wenn er die Erfüllung seiner Verpflichtung verweigerte. Er erreichte Grammont einige Meilen von London. Nach den ersten Begrüßungen fragte er ihn kalt, ob er nichts in der Hauptstadt vergessen habe. „Ja," antwortete der Graf, der seine Absicht durchschaute, „ich habe vergessen, Ihre Schwester zu heirathen," und kehrte um, die Heirath zu vollziehen. Darauf führte er seine Gemahlin nach Frankreich, und der Graf Hamilton kam oft herüber, sie zu besuchen.

Als Jacob II. nach dem Verlust seiner Staaten sich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort, und starb zu St. Germain-en-Laye 1720, im 74. J. seines Alters. Hamilton hatte viel Gewandtheit des Geistes, eine lebhafte Phantasie, ein sicheres Urtheil und viel Geschmack. Wir besitzen von ihm verschiedene, in französischer Sprache geistreich und angenehm geschriebene Werke, unter denen sich die Memoiren des Grafen von Grammont durch einen lebhaften und anziehenden Styl, zugleich aber durch Unsittlichkeit auszeichnen. Seine Feenmährchen gehören zu den vorzüglichsten dieser Art. Seine sämmtlichen Werke sind zu Paris 1812 in 4 Bdn. und 1813 in 5 Bdn. 18. erschienen.

Hamilton (Sir William). Dieser berühmte Natur- und Alterthumsforscher war 1730 geboren, und ging 1764 als englischer Gesandter nach Neapel. Er benutzte seinen Aufenthalt daselbst, seinen Geschmack für die Wissenschaften auszubilden und seine Kenntnisse in Kunstsachen zu erweitern. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der versunkenen Städte Herkulanum und Pompeji zusammen, zu deren zweckmäßigen Ausgrabung er viel beitrug. Besonders zog ihn die Aufrollung der verkohlten Papyrus-Rollen an; er besoldete zu diesem Geschäfte eigens den Pater Antonio Piaggi. Ursprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen, aber er wußte mit seiner Kunstliebe eine gewisse Industrie zu verbinden, wodurch er es ansehnlich vermehrte. Er war einer der eifrigsten Sammler von Alterthümern und Kunstsachen, und machte dabei oft großen Gewinn. Dies war besonders der Fall bei dem Verkauf seiner ersten Vasensammlung an das brittische Museum und bei dem Absatz seiner prachtvollen Campi Phlegraei. Sein Haus bildete eine lange Reihe von Jahren hindurch in Neapel den Vereinigungspunct aller gebildeten Reisenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daselbst köstliche archäologische und naturhistorische Sammlungen. Er bereiste den Vesuv und Aetna, und stellte die genauesten Forschungen über diese Berge an, so daß ihm die Lehre von den Vulkanen wichtige Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke: Observations on mount Vesuvius und die Campi Phlegraei sind rühmliche Denkmähler seines Forschungsgeistes. Die Kunde der alten Vasengemälde ist gleichsam von ihm geschaffen worden. Auch seinem Gesandtschaftsposten stand er mit Eifer vor. Bei dem Einrücken der Franzosen in Neapel kehrte er in sein Vaterland zurück. Er nahm seine sämmtlichen Kunstschätze mit sich, hatte aber das Unglück, einen Theil derselben an den Küsten Britanniens durch Schiffbruch zu verlieren. Jetzt beschäftigte er sich unermüdet mit seinen Handschriften, deren Herausgabe, nach seinem im April 1803 erfolgten Tode, durch seinen Freund Charles Townley zu erwarten ist.

Hamilton (Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady), eine in mehrfacher Rücksicht merkwürdig gewordene Frau. Man kennt weder Zeit noch Ort ihrer Geburt mit Bestimmtheit. In den unter ihrem Namen erschienenen Memoiren wird gesagt, daß ihre Mutter ein armes Dienstmädchen gewesen, und ihr Kind auf dem Arm, 1761 aus der Grafschaft Chester nach ihrer Heimath Wales gewandert sei. Sie selbst behauptete in der Folge, Lord Halifax habe für ihre Erziehung väterlich gesorgt. Nach jenen Memoiren trat sie mit 13 Jahren als Kindermädchen in Dienste, ging in ihrem 16. Jahre nach London, diente hier bei einem Krämer und ward bald darauf Kammermädchen bei einer Dame von gutem Ton. Die Muße, welche sie hier hatte, verwandte sie auf Romanenlectüre. Bald fand sie auch Geschmack am Schauspiel; sie studirte das Gebärdenspiel der Schauspieler-

und kam bald dahin, die verschiedenen Gemüthszustände beurtheilen und darstellen zu können. Ohne Zweifel legte sie damit den Grund zu der Meisterschaft in pantomimischen Darstellungen, in welchen sie später glänzte. Indeß verlor sie über diesen Studien ihren Dienst, und vermiethete sich als Magd in einer Taverne, wo Schauspieler, Musiker, Maler u. dgl. zusammenkamen. Zufolge ihrer Memoiren bewahrte sie in dieser Schule der Zügellosigkeit und des Lasters ihre Tugend. Die Aufopferung derselben macht sie zugleich zu einer Handlung der Großmuth. Ein Landsmann und Verwandter von ihr war auf der Themse gepreßt worden. Sie eilt zu dem Capitän (nachmals Admiral) John Willet Payne, jenen loszubitten, gefällt und erlangt die Gewährung ihrer Bitte. Der Capitän, entzückt über seine Eroberung, überhäufte sie mit Geschenken und ließ ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden. Sie fand einen neuen Verehrer in dem Chevalier Featherstonhauah, der sie mit Bewilligung ihres ersten Liebhabers auf einen Landsitz in Sussex führte, nach Verlauf des Sommers aber, aus Familienrücksichten und ihres trotzigen anmaßenden Betragens wegen, wieder mit ihr brach. Sie war aufs neue hülflos, durchirrte Abends die Straßen von London, und sank jetzt bis zur tiefsten Entwürdigung ihres Geschlechts hinab. Ein Zufall sollte sie aus diesem Abgrund retten. Sie fiel einem Charlatan, dem bekannten Doctor Graham, in die Augen, der sie zu seiner Göttin Hygiea machte, und als solche, in einen leichten Schleier gehüllt, zeigte. Maler, Bildhauer und Andere zollten den Tribut der Bewunderung an dem Altar dieser neuen Göttin; unter diesen auch der berühmte Maler Romney, der sich sterblich in sie verliebte. Sie spielte indeß die Zurückhaltende und Tugendhafte gegen ihn. Dagegen zog sie Charles Greville aus der alten Familie Warwick in ihre Netze, der drei Kinder mit ihr zeugte und im Begriff war, sie zu heirathen, als er sich 1789 plötzlich zu Grunde gerichtet und aller seiner Aemter beraubt sah. Außer Stande, sie ferner zu unterstützen, ließ er sie nach Neapel reisen, wo sein Oheim, Sir William Hamilton, Gesandter war. Dieser ward in kurzem so mächtig von ihr angezoaen, daß er mit Greville einen Vergleich schloß, nach welchem er, gegen Abtretung der Geliebten, dessen Schulden zu bezahlen übernahm. Sie nahm jetzt ein anständiges Betragen an, füllte die in ihrer Bildung aebliebenen Lücken möglichst aus, und eignete sich leicht die gesellschaftlichen Talente an. Künstler aller Art, die in Sir Hamiltons Hause Zutritt hatten, fingen an, ihr den Hof zu machen; sie dagegen entwickelte vor ihnen ihr System der Attitüden. Sie bedurfte nur eines Stücks Zeug, um sich zu einer Tochter Levi, oder einer römischen Matrone, zu einer Helena oder Aspasia zu drapiren. Sie war es, die den verführerischen Shawltanz erfand. Sir Hamilton, der sich täglich mehr an diese reizende Schönheit gewöhnte, beschloß sie zu heirathen, und feierte 1791 zu London seine Vermählung mit ihr. Gleich nach seiner Rückkehr in Neapel stellte er sie bei Hofe vor, und bald nahm Lady Hamilton den thätigsten Antheil an den Festen der Königin, und gewann das ganze Vertrauen derselben. Sie war die einzige Zeugin bei den geheimen Soupers der Königin und Actons, und schlief oft in dem Zimmer ihrer königlichen Freundin. Diese Gunst, so wie ihr Hochmuth, empörte die Damen vom Hofe, welche ihren Unwillen nicht verbergen konnten; einige wurden dafür als Staatsverbrecherinnen behandelt. Die merkwürdigste Periode im Leben der Lady Hamilton aber begann seit ihrer Bekanntschaft mit Nelson, der damals noch Capitän war. Der Gesandte, seine Gemahlin und dieser Held

schienen von ihrem ersten Zusammentreffen an von einer sympathetischen Begeisterung für einander beseelt. Durch diese Verbindung erfuhr die englische Regierung, daß der König von Spanien entschlossen sei, England den Krieg zu erklären, worauf sie selbst jene entscheidenden Maßregeln ergriff, welche die Welt in Erstaunen setzen mußten. Nach dem Siege bei Abukir ward Nelson in Neapel mit trunkener Freude empfangen. Lady Hamilton ward die Heldin der Menge, der Nelson als rettender Gott erschien. Mehrere Monate vergingen unter beständigen Festen, bis das Vordringen der Franzosen die königliche Familie nöthigte, im Dec. 1798, mit Nelsons Hülfe, nach Sicilien zu flüchten. Aber schon nach einigen Monaten befreiten die Siege der Oesterreicher und Russen Italien, und Nelsons Flotte kehrte in den Hafen von Neapel zurück. Lady Hamilton begleitete den Sklaven ihrer Reize, und man behauptet, daß die strenge Gerechtigkeit, welche damals geübt wurde, zum Theil ihr zur Rache an ihren persönlichen Feinden dienen mußte. Als 1800 auch der Hof wieder nach Neapel kam, kehrten überall die alten Verhältnisse zurück; sie währten, bis das englische Cabinet Sir Hamilton abrief. Da zugleich auch Nelson sein Commando niederlegte, erschien sie von Beiden begleitet in London. Als aber hier die Verbindung zwischen Nelson und Lady Hamilton bekannt wurde, äußerte sich allgemeine Mißbilligung und Verachtung. Ihr öffentliches Leben war zu Ende. Sie ward von einer Tochter entbunden, welche Nelsons Namen erhielt. Bald darauf starb Sir Hamilton, und die Wittwe zog sich nach Merton-Place zurück, einem Landhause, das Nelson für sie gekauft hatte. Der Tod dieses Helden 1805 beraubte sie plötzlich seines mächtigen Schutzes. Sich selbst überlassen, folgte sie aufs neue ihren verdorbenen Neigungen und sah sich bald von allem entblößt. Auf eine kleine Pension beschränkt, verließ sie England, nahm Miß Nelson mit sich und bezog ein Landhaus bei Calais, wo sie im Januar 1815 starb. Lady Hamilton war ohne Bildung, aber voll Intrigue. Ihrer Schönheit und ihrem Studium der Kunst, die natürlichen Grazien durch die wollüstigen Stellungen einer Theatertänzerin zu erhöhen, verdankte sie ihren Ruhm und ihr Glück. Ein unauslöschlicher Schandfleck für sie ist es, daß sie, mit Verletzung alles Anstandes, aller Sittlichkeit und Achtung, die vertraulichen Briefe Nelsons an sie verkaufte oder bekannt machte, und dadurch das Andenken dieses Helden, ihres Freundes und Wohlthäters, gerechtem Tadel Preis gab.

Hammer (Joseph von), einer der größten jetzt lebenden Orientalisten, k. k. Hofdolmetscher der morgenländischen Sprachen, Rath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei in auswärtigen Geschäften, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Göttingen u. a. m., Ritter des St. Annen-Ordens, wurde 1774 zu Grätz in Steiermark, geboren, wo sein Vater Gubernialrath, Staatsgüter-Administrator, und ein vom Kaiser Joseph besonders geschätzter Geschäftsmann war. Schon in der frühesten Jugend durch Fähigkeiten ausgezeichnet, kam er 1787 ins Barbarastift nach Wien, und 1788 in die orientalische Akademie, welche Fürst Kaunitz gegründet hatte. Der nachherige Minister, Freiherr von Thugut, zeichnete Hammer sehr früh aus; auch that dies der Referent der Section des Orients im Ministerium der auswärtigen Geschäfte, Freiherr von Jenisch, der damals die Herausgabe des verdienstreichen, unter Meninskys Namen bekannten, arabisch-persisch-türkischen Lexicons begann. Trotz seiner Jugend war Joseph von Hammer einer der vorzüglichsten Mitarbeiter an demselben.

1796 trat er in wirkliche Dienstleistung. Studien, Reisen und die innige Freundschaft des großen Geschichtschreibers Johannes Müller, füllten das J. 1798. Müllers hinterlassene Briefe sind ein redendes Denkmahl dieses schönen Bundes. 1799 kam Hammer als Sprachknabe nach Constantinopel zu dem gelehrten Internuntius, Freiherrn von Herbert. Dieser sollte Oesterreich einen Weg nach Persien und Ostindien bahnen; als aber die Convention von El-Arisch wegen des Abzuges des französischen Heers aus Aegypten geschlossen wurde, sendete er Hammern nach Aegypten mit einem die k. k. Consulate betreffenden Auftrage. Eine Ausbeute dieser Reise sind die Ibis-Mumien, die Sammlung arabischer Briefe, der selbst im Morgenland seltene, bändereiche arabische Ritterroman Antar, der Hieroglyphenstein aus den Catacomben von Sakara und andere Seltenheiten mehr in der kaiserl. Bibliothek. Nachdem jene Convention aufgehoben worden war, machte Hammer, als Dolmetscher und Sekretär, den ganzen Feldzug unter Hutchinson, Sidney Smith und Jussuf Pascha gegen Menou mit, ging nach dessen Endigung über Malta und Gibraltar im Spätjahr 1801 nach England, im April 1802 von London nach Wien, im August darauf wieder als Legationssekretär nach Constantinopel, 1806 als Consular-Agent in die Moldau, in dem wichtigen Augenblicke des französisch-russisch-preußischen Krieges, welchen auch Duckworths Unternehmungen gegen die Dardanellen bezeichnete. Der französische Minister Reinhardt, selbst Gelehrter, damals Abgesandter bei dem Hospodar der Moldau und Wallachei, zeichnete den gelehrten Hammer sehr aus. Dieser blieb nun seit dem Sommer 1807 in Wien angestellt. Bekannt ist sein großes Verdienst um die Rettung eines guten Theils der 1809, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, von Denon nach Paris entführten Schätze der kaiserl. Hofbibliothek und orientalischen Handschriften. Im Oct. 1815 wurde Hammer zum ersten Custos der kaiserl. Hofbibliothek ernannt, welche Stelle er aber nicht annahm. Man hat von ihm: Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig und durch Tyrol nach Salzburg zurück, 1798. Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients, 1804, nach der großen Bibliographie des Hadschi Khalfa. Ancient Alphabets and hieroglyphical characters explained; with an account of the egyptian priests, their classes, initiation and sacrifices, in the arabic language by Ahmed Ben Abubekr Ben Washie, and in english by Joseph Hammer, Secretary to the Imperial legation at Constantinople, London 1805. Die Posaune des heiligen Krieges, herausgegeben von Johann Müller, 1806. Resmi Ahmed Effendis Gesandtschaftsberichte bei seinen Gesandtschaften in Wien, 1757, und in Berlin, 1763, 1809. Topographische Ansichten auf einer Reise in die Levante, 1811. Des Hafiz Divan, deutsch, 1813. Staatsverfassung des osmanischen Reichs, 1816. Geschichte der schönen Redekünste Persiens, 1818. Umblick auf einer Reise (im J. 1804) von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos, und von da zurück über Nicäa und Nikomedien, 1818. Geschichte der Assassinen, aus morgenländischen Quellen, 1818. Morgenländisches Kleeblatt, 1819. Außerdem viele Gedichte und Aufsätze im Merkur, in Meißners Apoll, Apollonion, in Millins Journal encyclopédique, in der Hallischen Literaturzeitung, in andern englischen und französischen ephemeren Blättern ꝛc. Es gereicht Hammer zum vorzüglichen Ruhm, das treffliche orientalische Journal: Die Fundgruben des Orients, mit der Unterstützung des Grafen Wenzel Rzewusky gegründet zu ha-

ben; ein Vereinigungspunkt für die Orientalisten des gesammten Europa. Neben andern Abhandlungen Hammers findet sich hier die 1806 von franz. National-Institut mit dem Accessit gekrönte Preisschrift: Ueber den Einfluß des Mohammedanismus. Billig übergehen wir den Streit des Herrn von Diez mit Hammer, und verweisen wegen eines andern Streites über die Tempelherren auf diesen Artikel. Rmr.

Hammerwerk heißt eine Fabrik oder Werkstätte, wo Metalle mittelst starken Feuers und großer, vom Wasser getriebenen Hämmer nach der Verschiedenheit der Metalle verschieden geschmiedet oder geschlagen werden. Man hat Eisen- Kupfer- Messinghämmer, und die Hämmer selbst sind entweder Zain- (Stabhämmer) oder Blechhämmer, je nachdem das Metall zu Stangen und Stäben, oder zu Blechen und Platten geschmiedet wird.

Hämorrhoiden, eine Krankheit des Menschen, die sich durch Blutabgang bei dem Stuhlgang äußert, wenn sie vollkommen ausgebildet erscheint, oder durch Anschwellung der Blutadern an dem Ausgang des dicken Darmes, wenn sie noch nicht regelmäßig u. vollkommen ist. Erstere heißen fließende, letztere blinde Hämorrhoiden. Die Knoten der aufgeschwollenen Adern bilden zuweilen durch die starke Ausdehnung Säckchen, die vom Blute strotzen, sich entzünden und einen brennenden Schmerz verursachen; sie werden dann schmerzhafte Hämorrhoiden (h. furentes) genannt. Ist die Krankheit unvollkommen, so erscheinen blos innerliche Schmerzen, Stiche und Schneiden im Unterleibe und Abgang von Schleim; dies sind dann die sogenannten Schleimhämorrhoiden. Blos Hämorrhoidalbeschwerden nennt man einzelne von der Krankheit herrührende Zufälle. Unregelmäßig nennt man diese Krankheit, wenn man das Leiden anderer Theile des Unterleibes einem Andrang von Blute beimißt, das eigentlich durch die Venen der Pfortader nach der Leber geführt werden sollte. Die Ursache der Hämorrhoiden müssen wir nämlich in einer regelwidrigen Blutanhäufung im Unterleibe suchen, und zwar besonders in denjenigen Eingeweiden, deren Blut zu der Leber rückwärts geführt wird, nämlich von allen Därmen (die Gekrösvenen), von der Milz, dem Magen, dem Pankreas. Alle Venen dieser Theile sammeln sich in einen Stamm (die Pfortader), der sich erst wieder in die Leber vertheilt, und alles Blut in dieselbe ergießt. (S. d. Art. Leber, Galle und Pfortader.) Wird also der Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe zu sehr vermehrt, oder wird der Rückfluß des Nebenblutes aufgehalten durch Schwäche und Langsamkeit der Leberfunction, so muß eine örtliche Vollblütigkeit in den Blutgefäßen der genannten Theile erfolgen, wodurch eine Ausdehnung der Venen, Blutaderknoten an jenen Theilen, Schmerz und endlich Blutergießung entstehen muß. Veranlassung dazu sind vorzüglich der zu häufige Genuß des Caffees, welcher das Blut nach dem Unterleibe treibt, und sitzende Lebensart, welche die Thätigkeit der Leber schwächt. Doch kann auch erbliche Anlage zur Entstehung der Krankheit beförderlich sein.

Hämus, bei den Türken Balkan, ein großes Gebirge zwischen Thracien und Mösien, das bis ans schwarze Meer sich erstreckt.

Hanaken, ein Volk, das von dem Hana, einem kleinen Flusse in Mähren, an dessen beiden Ufern es eigentlich seinen Sitz hat, den Namen führen soll. Sie werden für die ältesten Bewohner Mährens gehalten, und unterscheiden sich von den übrigen Einwohnern dieses Landes durch die Kleidung, durch ihre Trägheit, durch die Sprache, welche mit der böhmischen Mundart übereinkommt, und durch ihre

eignen Sitten, welche sie unverändert erhalten, da sie unvermischt bleiben und ihr Vaterland nur in Kriegsdiensten verlassen.

Hanau, eine churhessische Provinz in Wetterau, mit der Hauptst. gleiches Namens. Nachdem sie von 1809 bis 1813 einen Bestandtheil des Großherzogthums Frankfurt ausgemacht hatte, fiel sie wieder an ihren vorigen Besitzer, den Churfürsten von Hessen, zurück. Sie liegt in der Nähe des Mains, des Spessarts und an dem Flusse Kinzig, und ist ein sehr wohl angebautes fruchtbares Land von etwa 17 □M. mit 58,000 Menschen, meistens Protestanten, die sich 1818 zu einem Cultus vereinigt haben. Die Hauptstadt liegt in einer sandigen Gegend, die jedoch, durch den fleißigen Anbau, eine Menge Gemüse und Obst zur Ausfuhr hervorbringt. An der Nord- und Westseite der Stadt fließt die Kinzig, welche in der hiesigen Gegend in den Main sich ergießt, aus welchem Flusse ein tiefer Canal bis zur Stadt geführt worden ist. Hanau besteht aus der nach alter Art gebauten Altstadt und der Neustadt, welche schnurgerade, breite und sehr reinliche Straßen hat, von welchen sechs gerade durchlaufen, und von acht andern durchschnitten werden. In der Mitte ist der, ein längliches Viereck bildende, regelmäßige Marktplatz, mit dem Rathhause. Die Zahl der Häuser beträgt fast 1500, von 12,000 Menschen bewohnt, darunter viele Abkömmlinge von Wallonen, Niederländern und Juden sind. Am Ende der Stadt gegen Nordosten liegt das churfürstliche Schloß, ein weitläufiges Gebäude, worin jetzt die wetterauische Gesellschaft für die Naturkunde ihren Versammlungsort, ihr Naturaliencabinet und ihre Bibliothek hat. Hanau hat unter allen Städten der churhessischen Lande die meisten Fabriken. Die Seiden-, Kamelott-, Leder-, Handschuh-, Strumpf- und Bijouteriefabriken sind bedeutend. Die letzten liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden sind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutschenfabrik, Tabaks-, Spielkartenfabriken ꝛc. Mit diesen Fabrikaten, mit Holz und Wein treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel. Aus den obern Maingegenden, vorzüglich von Kronach, kommen große Flöße an, auf welchen außer Dielen und geschnittenem Holze aller Art eine Menge hölzerner Waare geladen ist. Die Hanauischen Holzhändler kaufen diese, und verhandeln sie hernach weiter. Die vormaligen Festungswerke der Stadt sind jetzt geschleift. Zu den besuchtesten nahen Vergnügungsorten gehören das Schloß Philippsburg und das Wilhelmsbad, wohin eine mit Bäumen besetzte Kunststraße führt.

Hanau (Schlacht bei), d. 30. Oct. 1813. Nachdem sich Baiern d. 8. Oct. durch den Vertrag zu Ried mit Oesterreich gegen Napoleon verbunden hatte, zog Wrede d. 16. Oct. an der Spitze eines baierisch-österreichischen Heeres von Braunau über Landshut, Neuburg an der Donau, Nördlingen und Anspach nach Würzburg, welche Stadt General Turreau mit 5000 Mann besetzt hielt. Wrede, dessen Marsch bestimmt war, dem nach der Leipziger Schlacht mit 80,000 Mann Mainz und dem Rheine zufliehenden Napoleon den Weg zu verlegen, berennte Würzburg d. 24. Oct. Nach einem Bombardement, in welchem 500 Gebäude beschädigt wurden, mußte Wrede, um nicht mehr Zeit zu verlieren, die Uebergabe der Stadt am 26. Oct. ohne die Citadelle Marienberg, in welche sich der französische General zurückzog, annehmen. Hierauf zog er über Aschaffenburg, wo der König von Würtemberg zwei Infanterie-Regimenter, ein Cavallerie-Regiment und einige Artillerie zu ihm stoßen ließ, auf Hanau. Dieser

Paß beherrscht die Straße von Frankfurt; daher suchte ihn Napoleon mit seinem unablässig verfolgten Heere zu erreichen; aber zu gleicher Zeit mit den Franzosen kamen die Baiern und Oesterreicher, zu welchen am 29. Oct. noch russische Truppen unter Platow, Orlow-Denissow und Czernitscheff stießen, daselbst an. Hanau fiel mit 1200 Mann französischer Besatzung in die Gewalt der Verbündeten. Beide Theile kämpften hierauf d. 28. Oct. um den Besitz der Kinzig-Brücke, nördlich vor Hanaus Thoren. Wrede nahm hier eine feste Stellung, und besetzte die Ausgänge der beiden Straßen im Walde, welcher sich um die Stadt herzieht. Allein der Wertheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen, wo im tiefen schroffen Thale die Kinzig strömt, blieb unbesetzt, und dieser Umstand rettete Napoleon. Als nun am 29. 4000 Franzosen aus dem Walde hervorbrachen, wurde ein vorgerückter baierscher Harst, der die Straßen sperren sollte, von der Uebermacht auf Rückingen zurückgeworfen. Hier ließ ihn Napoleon den 30. früh angreifen. So begann die Schlacht, in der das franz. Heer seinen Untergang finden konnte. Allein Wrede, durch die nach Frankfurt gesandten Truppen geschwächt, hatte nur 40,000 Mann, gegen welche der Feind mit 48,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern losbrach; doch bot die Stellung der Verbündeten große Vortheile dar, nur war ihr rechter Flügel mit dem Mitteltreffen durch eine hölzerne Brücke über die Kinzig schwach verbunden. Von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags griffen die französischen Heersäulen wiederholt Wredes Mitteltreffen an; endlich warfen sich Napoleons Reitergarden in drei schnell gebildeten Linien zugleich auf die Reiterei und auf das Fußvolk der Verbündeten, während letzteres im Rücken von einer französischen Zwölfpfünder-Batterie beschossen wurde. So gerieth das Fußvolk in Unordnung, und im Sturmangriff rannte die Reitergarde Napoleons die Reiterei der Verbündeten im Mittelpunkte nieder. Sie wich, und nun floh auch das Fußvolk der Verbündeten, von dem feindlichen Fußvolk angegriffen, auf dem linken Flügel über die Kinzigbrücke nach Hanau hinein. Der Feind folgte auf dem Fuß, und beschoß die Stadt mit Haubitzen. Das Mitteltreffen ward auf den rechten Flügel geworfen; da brach das schwache Geländer der hölzernen Brücke, und viele brave Deutsche ertranken in der Kinzig: ein Bataillon des österreichischen Regiments Jordis ward abgeschnitten und gefangen. Nun zog sich der rechte Flügel, durch Czernitscheffs Reiter gedeckt, auf die Aschaffenburger Straße zurück. Die Franzosen waren im Besitz der Straße nördlich von Hanau, und gewannen nach Wegnahme der Lamboybrücke auch die andere. Den 31. früh räumten die Verbündeten Hanau, das die Nacht hindurch beschossen worden war. Die Franzosen rückten ein. Jene nahmen eine Stellung südlich von der Stadt zu beiden Seiten der Aschaffenburger Straße. Der französische Kaiser griff hier mit Tagesanbruch den rechten Flügel an, um seinen Rückzug zu decken, der dadurch ungestört am rechten Ufer der Kinzig nach Frankfurt ausgeführt werden konnte, wo Napoleon um 3 Uhr Nachmittags ankam. Hierauf nahmen die Verbündeten das noch von zwei Regimentern besetzte Hanau mit Sturm; allein es gelang ihnen nicht, sich der von einer Batterie vertheidigten Kinzigbrücke zu bemächtigen und dadurch den französischen Nachtrab abzuschneiden. Endlich stellte sich Wrede selbst an die Spitze der stürmenden Haufen, da fiel er, von einer Flintenkugel gefährlich in den Leib verwundet. An seiner Stelle übernahm den Oberbefehl der österreichische F. M. L. von Fresnel. Nun stürmten

die Baiern mit doppelter Wuth, österreichische Husaren setzten durch den Fluß und kamen den Franzosen in die Flanke. Diese zündeten daher die Brücke an, und beschossen Hanau noch heftiger mit Haubitzgranaten. So führte endlich Mortier, von Platow und Haddick verfolgt, den französischen Nachtrab, 14,000 Mann stark, über die Lamboybrücke in der Nacht nach Frankfurt, von wo Napoleon am 1. Nov. aufbrach und Mainz erreichte. Die Verbündeten schrieben sich den Sieg zu, weil sie den Rückzug des Feindes sehr erschwert hatten. Ihr Heer rückte aber erst d. 2. Nov. in Frankfurt ein. Sie gaben ihren Verlust auf 9000 Mann an. Der Feind soll in den Gefechten in und bei Hanau 15,000 Todte und Verwundete und 10,000 Gefangene, worunter 200 Offiziere, verloren haben. Zwei badensche Cavallerie-Regimenter waren zu den Verbündeten übergegangen.*) Dies war die letzte Schlacht, welche Napoleon in Deutschland liefern mußte, um über den Rhein sich zurückzuziehen. Wrede war zu schwach, um ihn aufzuhalten; aber was er zum Nachtheil des franz. Heeres leisten konnte, hat er tapfer gethan. Der Verf. des Umr. der Begebenheiten auf dem festen Lande, in den J. 1813 und 14 (Weimar 1814) wirft jedoch (S. 224) die Frage auf: „Warum setzte Wrede sich nicht vor den Wertheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen? Warum entsandte er Truppen nach Frankfurt? Warum concentrirte er sich nicht am linken Ufer des Mains und machte den Uebergang streitig durch Vor- und Seitenmärsche, Ueberfälle und auf alle Arten, wie der Krieg von den Parthern gegen den fliehenden Feind geführt wurde?"

*) Irrig ist dieß auch (nach Venturinis Chronik, 1813, S. 776) von zwei polnischen Offizieren in dem ersten Drucke dieser Ausgabe behauptet worden. Die Sache verhielt sich so: Nach dem Tode des Fürsten Poniatowski übergab Napoleon dem Divisionsgeneral Fürsten Anton Sulkowski den Oberbefehl der Ueberreste des polnischen Heeres; Obristlieutenant Zabielo war Unterchef seines Generalstabs. Fürst Sulkowski gab den polnischen Truppen sein Wort, sie nicht über den Rhein zu führen, und von Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath zu erlangen. Allein Napoleon forderte die Offiziere in einer Rede, die er bei Gelnhausen an sie hielt, auf, mit ihm nach Frankreich zu ziehen; doch solle es jedem, der es wünschen würde, frei stehen, nach Polen zurückzukehren. Alle, bis auf wenige, entschlossen sich, Napoleon zu folgen. Nun konnte der Fürst Sulkowski, seines gegebenen Wortes wegen, nicht mehr an der Spitze der polnischen Truppen bleiben; er bat also schriftlich den Kaiser Napoleon, für sich, für den Unterchef des Generalstabs, Grafen Heinrich von Zabielo, für seine Adjutanten Roman v. Zbyewski, Constantin Gr. v. Zabielo, Felix v. Kamienski und Felix von Karczewski, ins Vaterland heimkehren zu dürfen. Dieß ward ihnen gewährt. General Dabrowski erhielt nun den Oberbefehl der Truppen, und Fürst Sulkowski begab sich nebst den genannten Offizieren den 30. Oct. zu den Vorposten der Alliirten, um als ein aus aller Activität getretener General, nebst seinen gewesenen Adjutanten, nach Hause zu reisen, wo er seine völlige Entlassung aus dem Kriegsdienst vom Könige von Sachsen, als Herzoge von Warschau, erwarten wollte. Dieß geschah. Fürst Sulkowski blieb hierauf außer Thätigkeit bis zur Wiederherstellung des Königreichs Polen, wo er die Stelle eines Mitglieds der zur Wiederherstellung der polnischen Armee eingesetzten Kriegs-Comittee annahm. Kaiser Alexander ernannte ihn in der Folge zu seinem ersten polnischen Generaladjutanten. Im Jahr 1817 erhielt Fürst Sulkowski, auf wiederholtes Gesuch, seine völlige Entlassung aus dem Kriegsdienste, und lebt seitdem außer aller politischen Activität auf seinen Gütern im Großherzogthum Posen. S. Lit. Conv. Bl. 1822, Nr. 107.

Händel (Georg Friedr.), war zu Halle an der Saale 1684 geboren, wo sein Vater Arzt war. Dieser hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt, und begünstigte seine Neigung zur Musik nicht. Dennoch brachte er es aus eigenem Triebe und ohne besondere Anweisung schon in seinem siebenten Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Damals machte er mit seinem Vater eine Reise nach Weißenfels an das herzogliche Hoflager, wo er durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs, der ihn zufällig hörte, auf sich zog, und den Vater vermochte, ihn ganz der Musik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organisten an der Domkirche zu Halle, einen geschickten Lehrer. Im neunten Jahre schon fing er an, eine vollständige Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten zu componiren. Da man allgemein fand, daß er seinen Meister bereits übertroffen, ward er 1698 nach Berlin gesandt, wo besonders Attilio sein Lehrer war. Händel erregte bald Aufsehen, nahm aber die Anerbietungen des Churfürsten (nachmaligen Königs) nicht an, und kehrte nach Halle zurück. Da die Vermögensumstände seiner Aeltern ihm nicht die Mittel zu einer Reise nach Italien darboten, ging er zunächst nach Hamburg, trat ins dortige Orchester, und wurde bald Director der Oper, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers, dessen Rachsucht so weit ging, daß er, als sie beide zugleich aus dem Theater gingen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf die Brust gab, der glücklicher Weise von einem Notenbuche aufgefangen wurde. Händel war jetzt noch nicht 15 Jahr alt, als er als Operncomponist auftrat. Seine erste Oper, Almeria, wurde 30 Abende hinter einander gegeben. Auch zwei andere Opern, Florinde und Nero, machten kein geringes Glück. Dennoch verließ er Hamburg nach 5 Jahren, um seine musikalischen Studien in Italien zu vollenden, zu welchem Zweck er sich 200 Ducaten erspart hatte. Er ging (1703) nach Florenz, wo er ein Jahr verweilte, und für den Großherzog die Oper Rodrigo componirte. Darauf begab er sich nach Venedig. Hier ließ er sich, da er eine Maskerade besuchte, auf einem Flügel hören. Der berühmte Scarlatti, der zufällig dabei stand, gerieth über sein Spiel in Begeisterung, und rief aus: „Entweder ist das der Sachse oder der Teufel.“ Da man auch hier eine Oper von ihm wünschte, componirte er binnen 3 Wochen seine Agrippina, welche 27 Abende hinter einander gegeben wurde. Auch in Rom fand Händel die glänzendste Aufnahme. Die Großen dieser Stadt wetteiferten, ihm ihre Gunst zu bezeigen, besonders die Cardinäle Ottoboni, Colonna und Pamfili. Während seines Dortseins setzte er ein großes Oratorium, la Resurrezione, und viele Cantaten und Sonaten. Von Rom ward er nach Neapel eingeladen, wo er seine berühmte Serenade, Alcide e Galatea, verfertigte. Nach 6 Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und der Churfürst von Hannover ernannte ihn zu seinem Capellmeister. Aber schon zu Ende des J. 1710 ging er von neuem auf Reisen, und zwar nach England, wo ihm in der Folge ein glänzender Schauplatz für seine Thätigkeit zu Theil ward. Er componirte hier seine Oper Rinaldo, die lange ein Lieblingsstück der englischen Nation war. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hannover zurück, aber schon 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, uneingedenk seiner frühern Verpflichtungen, die Aufsicht über die Oper auf dem Hay-Market-Theater mit einem Jahrgehalt von 200 Pfund, und gab ihr einen Schwung in der Neigung des Publikums, und eine Gediegenheit in der innern Zusammensetzung, wie beides in England vorher unerhört

gewesen. Unterdeß starb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Churfürst von Hannover, der über Händels Vernachlässigung seiner Dienstverhältnisse höchst unzufrieden war, bestieg als Georg I. den brittischen Thron. Auf die Verwendung seiner Freunde ward ihm jedoch von dem Könige verziehen, und seine Pension sogar auf 600 Pf. erhöht, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzessinnen in der Musik zu unterrichten. Er componirte von 1715 bis 20 die Opern Amadis, Theseus und il Pastor Fido. Auf dem Hay-Market-Theater wurde eine besondere Akademie errichtet, wobei die Hauptabsicht war, immer eine Auswahl vorzüglicher Opern zu besitzen und möglichst vollkommen darzustellen. Händel trat an der Spitze dieser Anstalt, reiste, um Sänger anzuwerben, auf das feste Land, und führte dann, 1720, seine Oper Radamisto auf, die einen unglaublichen Beifall erhielt. Aber eben dieser glänzende Erfolg reizte seine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit seinem Anhange stand. Man kam endlich überein, beide sollten an derselben Oper arbeiten, jeder einen Akt: und derjenige solle im Besitz des Hauses bleiben, der den Sieg davon trüge. Die Oper hieß Muzio Scävola. Händel setzte die Ouverture und den letzten Akt, und gewann den Preis. Die Akademie ward nun auf einen festen Fuß gesetzt, und Händel zeigte neun Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Leider entzweite er sich nach diesem Zeitraum mit seinem ersten Sänger, Senesino, dem Liebling des Publikums. Händel, zu stolz, um nachzugeben, entließ ihn, und verscherzte dadurch die Gunst des Hofes und der Menge. Er verband sich mit Heidegger, reiste nach Italien, um neue Sänger zu holen, mußte aber nach drei Jahren das Hay-Market-Theater den Italienern überlassen, unter denen besonders Porpora als Componist und Farinelli als Sänger bewundert wurden. Händel nahm hierauf das Theater zu Lincolns-Innfields ein, verband sich dann mit Rich für das Theater zu Coventgarden, und gab hier 1733 seine Oper Ariadne zu derselben Zeit, wo die Ariadne Porporas zu Hay-Market gegeben wurde. Aber wiewol er diesem als Künstler und Componist überlegen war, so siegte doch Farinellis bewunderte Stimme, und Händel suchte umsonst die öffentliche Gunst wieder zu gewinnen. Er belastete sich mit Schulden, und ward endlich durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber sein stets gereizter Zustand hatte so nachtheilig auf ihn gewirkt, daß nicht nur sein Körper, sondern selbst sein Geist sich in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der Aachner Bäder stellte ihn glücklich wieder her. Er kam 1736 nach London zurück, und führte jetzt sein Alexander-Fest mit großem Beifall dem Coventhardener Theater auf. Das Glück kehrte zu ihm zurück. Lord Middlesex übernahm die Direction der durch schlechte Verwaltung gesunkenen italienischen Oper, und stellte Händeln als Componisten an, der zu dem Ende die beiden Opern Faramond und Alexander Severus setzte, und dafür tausend Pfund erhielt. Einige andere Opern, die er noch im Coventgardener Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunsch war, unabhängig zu leben, und deshalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der Oratorien, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt das für eine Entweihung des heiligen Stoffs — sondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieser Umstand machte, daß selbst sein im höchsten und vollendetsten Kirchenstyl geschriebener Messias anfänglich nur kaltsinnig aufgenommen wurde. Einen größern Beifall fand er in Dublin, wo er einige Vorstellungen gab, und als er nach neun Monaten nach London zurückkehrte, ward

er auch hier nach Verdienst anerkannt. Der Messias ward das Lieblingsstück des Publikums, und Händel gab ihn jährlich einmal zum Besten des damals noch schlecht fundirten Fündlingshospitals. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf sich vergebens den schmerzhaftesten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verlust des Gesichts hemmte seine Thätigkeit nicht; er setzte seine Oratorien bis acht Tage vor seinem Tode fort, welcher den 14. Aug. 1759 erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Westminster-Abtei, wo ein schönes Denkmal das Gedächtniß eines der originalsten, tiefsten und gedankenreichsten musikalischen Dichter verewigt.

Handel ist die Wirkung der Gewohnheit des Menschen, die an dem einen Orte überflüssigen Güter oder Genußmittel nach andern Orten zu schaffen, wo man ihrer bedarf. Höchst bedeutend ist der Einfluß des Handels auf Bildung und Wohlstand der Völker; ihr Gewerbfleiß wird dadurch belebt, und ihr Genuß vermehrt. Die wohlthätige Wirkung des Handels auf den Nationalreichthum ist doppelter Art: unmittelbar und mittelbar; jene besteht in den Gewinnsten sämmtlicher beim Handelsverkehr beschäftigten Staatsbürger, also der Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute rc., diese in der Unterhaltung der werthschaffenden Arbeit, sowol der Natur- als der Kunsterzeugnisse. Ob der Kaufmann, durch dessen Kapital die überflüssigen Erzeugnisse eines Landes ausgetauscht werden, ein Inländer oder ein Fremder ist, daran liegt der Nation wenig, und eben so macht es nur einen unbedeutenden Unterschied, ob die Schiffer und Fuhrleute, deren er sich bedient, Einheimische oder Fremde sind; der Hauptvortheil, welcher sich vom Handel erwarten läßt, wird in beiden Fällen dennoch dem Lande zu Theil, nämlich der, daß neue Erzeugnisse dadurch geschaffen werden und einen Werth bekommen, indem sie dahin geführt werden, wo Nachfrage nach ihnen ist und wo sie gegen im Lande selbst begehrte Genußmittel ausgetauscht werden können; der Kaufmann mag in oder außer dem Lande wohnen, immer erstattet er den Arbeitern, welche jene neuen Werthe erzeugt haben, ihr Kapital wieder, und setzt sie dadurch in den Stand, ihr Geschäft ferner fortzutreiben. Nicht gleichgültig aber ist es, welchem Zweige des Handels Kapitale zugewendet werden, denn ein und dasselbe Kapital bringt, je nachdem es auf diese oder jene Weise im Handel angelegt wird, sehr ungleiche Massen werthschaffender Arbeit in Gang, und trägt höchst verschieden zur Vermehrung des Nationalreichthums bei. Hinsichtlich der Waarenmassen, welche vertauscht werden, theilt sich der Handel in **Großhandel** und **Kramhandel**; die Großhändler erstatten den Arbeitern, die Krämer hingegen den Großhändlern ihr angelegtes Kapital mit Gewinnst wieder. Der Zweck des Großhändlers bei Anlegung seines Kapitals ist entweder A. die überflüssigen Genußmittel der einen Provinz im Vaterlande den andern vaterländischen Provinzen zuzuführen (inländischer Consumtionshandel) oder B. die Erzeugnisse des Auslandes einzutauschen (auswärtiger Handel) und zwar a) gegen überflüssige inländische Erzeugnisse (auswärtiger Consumtionshandel) oder b) gegen andere ausländische Erzeugnisse (Zwischenhandel, commerce d'économie, bisweilen auch Oeconomiehandel genannt). Was die erste Gattung des Verkehrs (den inländischen Consumtionshandel) betrifft, so ist der Vortheil, den derselbe dem Staate gewährt, der größtmögliche, denn es wird dadurch die größte Zahl werthschaffender Arbeiter im Lande unterhalten. Der Kaufmann, welcher mit diesem Handel beschäftigt ist

bekommt für die von dem vaterländischen Orte A dem vaterländischen Orte B zugeschickten Waaren einen Gegenwerth in Genußmitteln zurück; sind nun beide, die abgeschickten und zurückerhaltenen Genußmittel, Erzeugnisse des einheimischen Gewerbfleißes, so erstattet der Kaufmann, vermöge seiner Handelsunternehmung, in zwei verschiedenen Theilen des Vaterlandes zwei Kapitale wieder, die zur Hervorbringung neuer Werthe verwendet werden, und bewirkt also an zwei verschiedenen Orten die Fortsetzung werthschaffender Arbeit. Beide Provinzen gewinnen bei diesem Geschäfte, denn die Provinz A gibt einen Ueberfluß weg, der für sie nur in sofern einen Werth hat, als sie Genußmittel, deren sie bedarf, dafür eintauschen kann, und eben so entbehrt die Provinz B gern ihre überflüssigen Genußmittel, um Bedürfnisse sonstiger Art dagegen zu befriedigen. Ein anderer eben so wichtiger Vortheil, den der inländische Verkehr vor allen übrigen Gattungen des Handels hat, ist die schnellere Rückkehr der darin angelegten Kapitale. Der auswärtige Consumtionshandel ist der Regel nach einer Nation nur halb so nützlich als der inländische, denn es werden zwar bei jenem, so wie bei diesem, zwei Kapitale auf Unterhaltung werthschaffender Arbeit verwendet, aber nur eins derselben unterstützt vaterländischen Gewerbfleiß. Das Handelskapital, das unsere deutsche Leinwand nach England bringt, und dagegen englische Fabrikate zurück nach Deutschland führt, erstattet beiden Ländern die auf Hervorbringung jener Handelsartikel gewandten Kapitale wieder, und setzt ihre Arbeiter in den Stand, fernerhin diese Waaren zu erzeugen; es wirkt daher auf deutschen Gewerbfleiß nur halb so wohlthätig, als wenn es im inländischen Handel angelegt und vaterländische Erzeugnisse gegen vaterländische damit wären eingetauscht worden. Bei dieser Gattung des Handels ist es oft der Fall, daß die fremden, zum inländischen Verbrauch bestimmten Genußmittel nicht mit den Erzeugnissen des vaterländischen Gewerbfleißes, sondern nur mit denen eines dritten Landes angeschaft werden können. Da aber die Erzeugnisse dieses dritten Landes nicht anders als mit den einheimischen zu erkaufen sind, so ist die Wirkung des Handelskapitals in einem solchen Falle dieselbe, als wären die fremden Waaren geradezu mit einheimischen erkauft worden, nur mit dem Unterschiede, daß ein Kapital, das solche Umwege nimmt, später zurückkehrt, indem es nicht eher wieder erstattet wird, als nach Vollendung mehrerer von einander ganz verschiedener Handelsunternehmungen. Die dritte Gattung des Großhandels, der Zwischenhandel hat auf die Unterstützung der werthschaffenden Arbeit im Lande fast gar keinen Einfluß; denn, da derselbe keinen andern Zweck hat, als die Erzeugnisse eines fremden Landes gegen die Erzeugnisse eines andern fremden Landes zu vertauschen, so kann er seiner Natur nach auf die Vermehrung des Nationalreichthums nicht so wie die übrigen Gattungen des Großhandels durch Beförderung des vaterländischen Gewerbfleißes mittelbar wirken; es werden zwar dadurch eben so wie beim inländischen und auswärtigen Consumtionshandel mit jedem geendigten Handelsgeschäfte zwei verschiedene Kapitale wiedererstattet, aber keins derselben gehört dem Lande, das der Kaufmann bewohnt. Der Zwischenhandel hat daher auf den Nationalreichthum eines Landes keinen mittelbaren, sondern einen unmittelbaren Einfluß; denn derselbe besteht einzig und allein in den Gewinnsten, welche den bei diesem Handel beschäftigten Kaufleuten und sonstigen Arbeitern zu Theil werden. Es behauptet demnach in staatswirthschaftlicher Hinsicht der inländische Verkehr den ersten, der auswärtige Consumtionshandel den

zweiten und der Zwischenhandel den dritten Rang. Daher handelt die Regierung unweise, welche den auswärtigen Consumtionshandel auf Kosten des inländischen und den Zwischenhandel auf Kosten beider begünstigt. Da alle drei Zweige des Verkehrs in einem Lande, dessen Nationalreichthum zu einer gewissen Höhe gediehen, nothwendig sind, so wäre es sogar unzweckmäßig, wenn die Staatsverwaltung den vortheilhaftesten dieser Zweige auf Kosten der andern minder vortheilhaften unterstützen wollte. Denn es ist dem Nationalkapital ein freier Spielraum eröffnet; stört nicht Zwang und Druck den natürlichen Lauf der Dinge, so stehen immer die den verschiedenen Zweigen des Handels zugewandten Kapitale unter einander in dem für den Nationalreichthum wohlthätigsten Verhältnisse.

Handelsbilanz ist das Ergebniß der Vergleichung des Gesammtwerths der Ausfuhr mit dem der Einfuhr eines Landes; dieselbe ist günstig oder vortheilhaft, wenn der Werth jener den Werth dieser übertrifft, ungünstig oder nachtheilig hingegen im umgekehrten Falle. Eine lange Zeit hindurch hat die Lehre von den Handelsbilanzen in der Staatswirthschaft eine sehr bedeutende Rolle gespielt, denn auf dieselbe hauptsächlich war das sogenannte Mercantilsystem (s. d. A.) gegründet. Es sind aber die Mittel, welche zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes angewandt werden, eben so unsicher und unbefriedigend, als die Folgerungen falsch sind, welche gewöhnlich daraus gezogen werden. Zu diesen Mitteln nämlich gehören vorzugsweise: 1. die Zollregister; es läßt sich dadurch der beabsichtigte Zweck nicht erreichen, denn a) alles, was durch den Schleichhandel aus- oder eingeht, fehlt darin; b) es werden darin blos die aus- oder eingehenden Genußmittel aufgeführt; aber der oft sehr bedeutende Lohn, welchen die Nationen sich wechselsweise durch Arbeit abverdienen, bleibt unberechnet, die großen Summen z. B., welche die Einwohner Westphalens während der Sommermonate in Holland verdienen, sind eben so gut Ausfuhr für Holland und Einfuhr für Westphalen, als die wirklichen Handelsartikel; c) der Werth der meisten Waaren wird in den Zollregistern nicht nach ihrem jedesmaligen wirklichen Preise, sondern nach den einmal bestimmten Tarifsätzen, die von jenem Preise sehr abweichen können, aufgeführt. Bei der Ausfuhr wird der Verkaufspreis an Ort und Stelle der Versendung der Waare angesetzt, bei der Einfuhr hingegen der Einkaufspreis mit Einschluß der Handelskosten; hieraus folgt natürlich, daß die Nation A nie den Betrag dessen gewinnt, was die Nation B verliert. Nehmen wir z. B. an, der österreichische Staat führe Großbritannien für 100,000 Rthlr. Quecksilber zu, und empfange dagegen für 100,000 Rthlr. Caffee, so werden sich zwar die Kaufleute ausgleichen, der österreichische Kaufmann wird für sein Quecksilber nicht weniger Caffee annehmen, als dieser mit Einschluß der Handelskosten ihm in seinem Waarenlager werth ist, aber der brittische Kaufmann wird doch nicht für 100,000 Rthlr. Caffee hergegeben haben, so wenig er für 100,000 Rthlr. Quecksilber empfangen hat, unter beiden Summen werden vielleicht 10,000 Rthlr. Handelskosten stecken, welche zum Theil fremde Nationen, zum Theil die österreichische mittelst des Transports gewonnen haben; d) die Zollregister enthalten selten eine genaue Angabe, in wie fern die Waaren bestimmt für ein gewisses fremdes Land geladen sind, oder von ihm kommen. In den englischen Zollregistern steht z. B. die Einfuhr der Waaren aus Deutschland tief unter der Ausfuhr der Waaren nach Deutschland; die Angaben sind aber falsch, denn auf Deutschland sind die Waaren gerechnet, die gar nicht in diesem Lande

bleiben, sondern auf den Leipziger Messen nach Polen, Rußland, Ungarn und der Türkei, so wie auf den Frankfurter Messen nach Italien, Frankreich und der Schweiz verkauft werden, dahingegen stehen die deutschen Waaren, welche den Rhein hinab durch Holland nach England gebracht werden, in den englischen Aus- und Einfuhrlisten als Einfuhr von Holland und nicht von Deutschland; c) nur in einem Inselstaate können die Zollregister über Aus- und Einfuhr einigermaßen richtige Angaben liefern, in Festlandsstaaten hingegen muß der Verkehr der Grenzbewohner alle Berechnungen in dieser Hinsicht unsicher machen. 2) Der Wechselcurs; auch dies Mittel ist unfähig zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks; denn a) der Wechselcours kann allenfalls die Zahlungsbilanz oder das Verhältniß des Debet und Credit zwischen zwei Plätzen anzeigen: aber daraus folgt nicht, daß er auch die Handelsbilanz anzeige; denn die Bilanz der Zahlungen zwischen zwei Plätzen richtet sich nicht lediglich nach dem Handel, den beide mit einander führen, sondern oft auch zugleich nach dem Verkehr, den jeder dieser Plätze mit andern Plätzen treibt. So bezahlten z. B. anfangs die Engländer vor der letzten Kriegsepoche ihre Schulden in Deutschland, besonders in den Hansestädten, vorzüglich mit Wechseln auf Holland, nachher hingegen bezahlten sie dieselben größtentheils mit Wechseln auf Hamburg. b) Wechselbriefe sind der Gegenstand eines besondern Handels geworden, der darin besteht, daß man dergleichen Briefe an Plätzen, wo sie wohlfeil sind, aufkauft, und nach Plätzen, wo sie theuer sind, zum Verkaufe hinschickt, um an dem Unterschiede des Courses zu gewinnen. Wegen dieses Wechselhandels, der seiner Natur nach die Course an allen Handelsplätzen in ein Gleichgewicht zu stellen strebt, kann der Cours zwischen zwei gegebenen Plätzen nicht mehr das Verhältniß ihrer gegenseitigen Aus- und Einfuhr anzeigen. c) Die gewöhnliche Methode, den Wechselcours zu berechnen, ist so mangelhaft, daß sich daraus das wirkliche Verhältniß des Debet und Credit zweier Länder oder ihrer Zahlungsbilanz gar nicht folgern läßt. Bei dieser Unzulänglichkeit der Mittel zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes müssen auch alle Folgerungen, welche in staatswirthschaftlicher Hinsicht daraus gezogen werden, höchst schwankend und trüglich sein. Wirklich hat auch eine genauere Entwicklung der Natur des Handels überzeugend gelehrt, daß alle Handelsbilanz nichts weiter als politisches Gaukelspiel, eitler Trug ist, und daß es eben so thöricht wäre, vor einem solchen Traumgebilde sich zu fürchten, als wohlthätige Folgen von ihm zu erwarten. Hauptsächlich ist es wol einer Verwechslung mit der National-Wirthschaftsbilanz zuzuschreiben, daß die Lehre von den Handelsbilanzen zu so großem Ansehen gelangt ist, jene aber, die National-Wirthschaftsbilanz, steht in der Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch, und ist in der That von hoher Wichtigkeit. Je mehr nämlich in einem Staate die Hervorbringung von Werthen die Vernichtung derselben übersteigt, einen desto größern Zuwachs erhält das Nationalvermögen; eine vortheilhafte Bilanz dieser Art aber kann selbst bei einem Volke Statt finden, welches, getrennt von allen übrigen Völkern, den auswärtigen Handel kaum dem Namen nach kennt, bei dem also von einer Handelsbilanz gar nicht einmal die Rede sein kann. KM.

Handels-Cammern, Handels-Collegien, Commerz-Cammern, Commerz-Collegien, öffentliche Anstalten, bestimmt zur Beförderung und Belebung der commerziellen Erzeugung, Vereinigungen einsichtsvoller Kaufleute und Geschäftsmänner, um den Gang des Handels zu beobachten, die Mittel zu dessen Ausbreitung

durch die Kenntniß der Erzeugnisse aller Nationen und ihrer Bedürfnisse, so wie auch die Mittel zu Hebung aller dem Tausche entgegenstehenden Hindernisse zu ergründen, sind an sich höchst wohlthätig. Leider aber sind diese Anstalten häufig als Mittel mißbraucht worden, den auswärtigen Verkehr auf Kosten des inländischen, so wie den letztern auf Kosten der allgemeinen Gewerbsfreiheit und des freien Lebensgenusses zu begünstigen, und durch Einschränkungen, Verbote und Zwangsgesetze zum Nachtheil aller andern Staatsbürger auszudehnen. Eine falsche Ansicht vom Geldwesen und Unkunde der wahren Elemente des Nationalreichthums waren es, welche so manche Handels-Cammer bewogen, den Einflüsterungen der Kaufleute Gehör zu geben, die, nicht achtend die Wohlfahrt des Volks, nur ihren eigenen Vortheil berücksichtigen und jene Behörden überreden konnten, ihr Privatvortheil sei zugleich der Vortheil der Nation, eben dadurch aber Gesetze veranlaßten, wodurch entweder das Handelskapital des Landes einem für das allgemeine Beste vortheilhaftern Handelszweige entzogen und einem minder vortheilhaften zugewandt wurde, oder die Fonds der Nation der Ur- und industriellen Erzeugung gleichsam mit Gewalt entrissen und in die weniger nützlichen Canäle des Handels geleitet wurden. Auf solche Weise sind jene an sich sehr heilsamen Handelsanstalten nicht selten dem Nationalwohlstande höchst verderblich geworden. KM.

Handelsfreiheit. Ueber wenig Dinge sind in unsern Tagen so verworrene Begriffe herrschend und hört man so verschiedenartige, einander widersprechende, Urtheile fällen, als über die Frage: ob Handelsfreiheit dem Nationalwohlstande zuträglich oder nachtheilig sei. Am meisten aber muß es auffallen, wenn unzählige Stimmen, welche vor wenigen Jahren noch das wegen Beschränkung des Handelsverkehrs so verrufene Continentalsystem (s. d. Art.) für die schrecklichste Ausgeburt eines despotischen Aberwitzes und Uebermuths erklärten, die Vorschriften und Satzungen desselben jetzt als ein Palladium deutscher Freiheit uns anpreisen, dessen gläubige Verehrung uns den Wohlstand der alten guten Zeit zurückbringen soll. Ausgemacht ist es, daß alle Nationen am glücklichsten sein würden, wenn jede, ohne die andere in dem Anbau ihres Landes, in ihrem Gewerbfleiß und Handel einzuschränken, den größten Fleiß und Scharfsinn auf ihre eigenen Arbeiten verwendete, und wenn dabei der Tausch unter allen uneingeschränkt wäre. Noch hat es nämlich kein Land gegeben, was Kapital genug besaß, um alle Gewerbszweige bis zum höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit zu treiben, um nicht nur alle Erzeugnisse, die sein Boden tragen konnte, hervorzubringen, sondern auch zugleich diese gehörig zu verarbeiten und damit nach entfernten Gegenden zu handeln. Einzelne Völker haben in gewissen Gewerbszweigen Vorzüge vor andern erhalten; wenden sie ihren Fleiß und ihr Kapital vorzüglich darauf, so werden sie unfehlbar den möglich größten Werth erzwecken. Sind daher gewisse Waaren vom Auslande wohlfeiler zu erhalten, als wir sie zu verfertigen im Stande sind, so ist es besser, daß wir dieselben mit einem Theile der Erzeugnisse unsers Fleißes, den wir in einer Gattung, worin wir Vorzüge vor dem Auslande besitzen, angewandt hatten, einkaufen, als daß wir sie selbst verfertigen. Ganze Staaten verhalten sich in dieser Hinsicht wie einzelne Privatleute. So wenig es der Schneider angemessen findet, seine Schuhe selbst zu verfertigen, sondern sie lieber mit einem Theile vom Erzeugniß seines Fleißes dem Schuhmacher abkauft, von dem er sie besser und wohlfeiler erhält, als wenn er selbst seine Zeit darauf verwandt hätte, eben so wenig können ganze Staaten ohne eigenen Nachtheil mit Hervorbringung von Erzeugnissen sich be-

schäftigen, die vom Auslande wohlfeiler zu erhalten sind, denn die durch das hierauf verwandte inländische Kapital erzeugten Producte konnten ja schon mit einem Theile der Producte angeschafft werden, welche der mit einem gleich starken Kapital beschäftigte Gewerbfleiß im Lande selbst hätte hervorbringen können, wenn man ihn seinem natürlichen Gange überlassen hätte. Doch kann ein Staat den Grundsatz der unbeschränkten Handelsfreiheit nicht annehmen, wenn alle andere den entgegengesetzten befolgen. In dieser Hinsicht mag A. L. v. Schlözer Recht haben, wenn er sagt: „Uneingeschränkte Handelsfreiheit ist ein eben so auffallend widersinniges Ding, wie uneingeschränkte Freiheit zu handeln überhaupt; beide sind möglich, wenn in jenem Falle alle Kaufleute, in diesem alle Menschen 1. hocherleuchtet, 2. grundehrlich sind; im ersten Falle ist keine Handelseinschränkung, im letzten gar keine Regierung nöthig. So lange der Kriegszustand fortdauert, in welchem unsere Staaten selbst im Frieden einander gegenüber stehen, wo es jedem gleich gilt, unter welchem Elende der Nachbar seufzt, wenn nur er selbst in vortheilhafter Lage sich befindet, wird uneingeschränkte Handelsfreiheit ein bloßer frommer Wunsch bleiben. Aber dessen ungeachtet muß sie von allen Regierungen zum Verwaltungsgrundsatz erhoben werden, dem sie sich möglichst nähern müssen und von welchem sie nur in höchst dringenden Fällen abweichen dürfen. Insbesondere aber muß dieser Grundsatz im Binnenverkehre streng befolgt werden; hier muß stets, soll anders der Handel überhaupt gedeihen, jeder Gattung des Tausches, dem Großhandel wie dem Kleinhandel, ein möglichst freier Spielraum offen stehen. (S. Handelspolitik.) KM.

Handelsgerichte. Ihr Zweck, als besonderer von den gewöhnlichen Civilgerichten verschiedener Tribunale, ist der, alle in einer Handelsstadt oder in einem bestimmten Sprengel vorfallende Streitigkeiten über Rechte und Verbindlichkeiten des Kaufmannsstandes, über Handelsangelegenheiten und mit dem Handel verwandte Gegenstände, mit Zuziehung erfahrner Kaufleute, durch ein abgekürztes Verfahren, wo möglich ohne prozessualische Weiterungen, schnell und nach Billigkeit zu entscheiden. Ob einige durch den Handel ausgezeichnete Völker des Alterthums Handelsgerichte in diesem Sinne gehabt haben, ist zweifelhaft. Dagegen ist gewiß, daß die allgemeine Einführung der Handelsgerichte, wie sie beschrieben worden sind, bei den vorzüglichsten handelnden Völkern dem Mittelalter angehört. Vermuthlich wurde in Italien — in Pisa — im 11. Jahrh. der erste Gerichtshof dieser Art eingeführt, und das vom Papst Gregor VII. 1075 bestätigte Pisanische Seerecht, aus welchem das Consolato del mare zum Theil entlehnt sein mag, war die Grundlage seiner Entscheidungen. Anfangs waren die Handelsgerichte nicht sowol öffentliche vom Staat angeordnete Behörden, als vielmehr von der Kaufmannschaft freigewählte und von der Staatsgewalt bestätigte Schiedsrichter. Dies sieht man sehr deutlich aus dem ersten Capitel des Consolato del mare: „Die guten Seemänner, Schiffer und Schiffsvolk,“ heißt es daselbst (nach Westerveens Uebersetzung) „pflegen jährlich am Weihnachtstage um die Vesperzeit sich entweder alle oder größtentheils an einem von ihnen gewählten und bestimmten Ort zu versammeln, und wenn sie daselbst sämmtlich, oder der größte Theil von ihnen beisammen sind, ernennen sie, nicht durchs Loos, sondern durch eine Wahl, zwei gute Männer, die in der Schifffahrtskunst wohl erfahren sind, zu ihren Consuln, und einen andern von demselben Gewerbe zum Appellationsrichter. An diesen appelliren sie von den Urtheilen besagter Consuln.“ Unter dem Namen Handelsconsuln wurden nun in den wichtigsten Handelsstädten Eu-

ropas solche schiedsrichterliche Behörden errichtet, die sich nach und nach in wirkliche Gerichtshöfe verwandelten, auch, wenigstens zum Theil, mit Rechtsgelehrten besetzt wurden. Papst Paul III. bestätigte die Handelsconsuln zu Rom; Franz II. gestattete den pariser Kaufleuten 1560 Schiedsrichter in Handelssachen, und 1563 wurde das pariser Handelsgericht, welches aus einem Richter und vier Consuln bestand, errichtet. Bald erfolgte in allen wichtigen Handelsstädten Frankreichs ein Gleiches. In London stellte Heinrich VII. ebenfalls besondere Richter in Handelssachen an. Der Vorsitzer des schon 1447 errichteten Handelsgerichts der Hansestädte führte den Namen Aldermann. Zu Nürnberg setzte man 1621, unter dem Namen der verordneten Marktvorsteher, ebenfalls ein eignes Handelsgericht ein, desgleichen in Botzen 1630. Selbst die Reichsgesetzgebung foderte die deutschen Fürsten und Handelsstädte zu Errichtung von Handelsgerichten auf, z. B. die Reichsabschiede von 1654, von 1668 und das kaiserliche Commissionsdecret vom 10. Oct. 1668. In vielen Handelsstädten waren jedoch die sogenannten Handelsgerichte nicht sowol ganz für sich bestehende Behörden, als vielmehr Abgeordnete des Stadtraths, z. B. in Frankfurt am Main und in Leipzig. Wenn sich Handelsgerichte vornehmlich oder allein mit Seestreitigkeiten beschäftigen, werden sie Admiralitätsgerichte genannt. Ein solches erhielt z. B. Hamburg 1623. Beispiele neuerrichteter Handelsgerichte sind die französischen, nach Vorschrift des Code de Commerce im J. 1808 errichteten, und das neue Hamburger, diesen sehr ähnliche Handelsgericht von 1816. Die innere Einrichtung der Handelsgerichte ist gewöhnlich die, daß ein Theil ihrer Beisitzer, oder doch ihre Präsidenten Rechtsgelehrte sind, der andere aus erfahrnen Kaufleuten besteht, wovon letztere oft mehr die Eigenschaft gutachtlicher Rathgeber über Eigenheiten des Handels, und Kunstverständiger, als eigentlicher Richter haben. Ein oder mehrere Actuarien, Registratoren, Copisten und Boten besorgen die Geschäfte der Expedition. Die Gerichtsbarkeit erstreckt sich gewöhnlich über alle in und außerhalb der Messen vorfallende, auf Handelsangelegenheiten, Wechsel, Assecuranzen, Schifffahrt, Bodmerei, Haverei u. s. w. sich beziehende Rechtsstreitigkeiten, ferner über Concurse der Kaufleute, über Miethen von kaufmännischen Gewölben und Kramladen, Dienstverhältnisse der Commis und Lehrburschen, Waarenschulden derer, die zu Betreibung ihres Gewerbes bei Kaufleuten Waaren auf Credit genommen haben, und es sind sowol Einheimische als Fremde, die an dem Ort handeln und daselbst getroffen werden, Handelsfrauen, Schiffer oder Fuhrleute, welche Kaufmannsgüter abzuliefern haben, Mäkler, Güterbestäter und Handelsjuden vor ihnen Recht zu leiden schuldig. Das Verfahren ist gewöhnlich mündlich und (wenigstens der Absicht der Gesetzgeber nach) gegen das Verfahren der gewöhnlichen Prozesse sehr abgekürzt. Wo jedoch die Weitläuftigkeit, Schwierigkeit und Verworrenheit der Sachen ein schriftliches Verfahren fodert, findet dieses ebenfalls Statt. Die Abkürzung besteht gewöhnlich darin, daß der Beklagte mündlich (ein oder einigemal) unter Einräumung einer kurzen Frist vorgeladen und, wenn er sich zweimal nicht stellt, mit Gewalt vors Gericht geholt (realiter citirt), daß die Klage mündlich angebracht, und daß nach erfolgtem Verhör der Parteien wo möglich sofort eine Entscheidung gegeben wird. Da diese aber selten möglich ist und die meisten Sachen zum schriftlichen Verfahren verwiesen werden müssen, so ist denn für die Antwort auf die Klage, so wie für den Beweis und Gegenbeweis eine viel kürzere Frist, die entweder gar

nicht oder nur sehr selten verlängert werden darf, geordnet; das sogenannte Hauptverfahren fällt aber ganz weg. Rechtsmittel gegen Urtheil, welche von demselben Richter eine verbesserte Entscheidung verlangen (Leuterung, Revision, Restitution, s. Hamburger Handelsgerichtsordnung vom 15. Dec. 1815) werden nicht so leicht, Appellationen nur bei bedeutendem Gegenstande des Rechtsstreits, oder gegen Erlegung einer Unterliegungssumme angenommen, das End-Urtel und die Hilfe ohne Umschweife vollzogen, auch wol der Beklagte vor Eintritt der Rechtskraft eines Urtels zur gerichtlichen Niederlegung der eingeklagten Summe oder Cautionsbestellung angehalten u. s. w. Die Hauptzüge dieses Verfahrens finden sich schon im Consolato del mare (s. Cap. 8—31) und liegen den meisten Handelsgerichtsordnungen zum Grunde. Nach dem franz. Handelsgesetzbuch soll jedes Handelsgericht aus einem Gerichtspräsidenten, mehrern Richtern, deren Zahl nicht unter 2 und nicht über 8 betragen darf, so wie einigen, mit der Menge der Geschäfte im Verhältniß stehenden Stellvertretern der Richter (Vicerichtern, suppléans), einem Gerichtsschreiber (greffier) und einigen Gerichtsbedienten (huissieurs) bestehen (Code de Commerce, liv. 3. tit. 1. §. 615 — 624). Die Mitglieder eines Handelsgerichts werden aus den angesehensten Kaufleuten gewählt. Jeder Kaufmann, der 30 Jahr alt ist und seit 5 Jahren mit Ehren gehandelt hat, kann zum Richter oder Vicerichter ernannt werden. Der Präsident muß 40 Jahr alt sein und schon vorher ein richterliches Amt bekleidet haben. Die Wahl geschieht durch geheime Abstimmung. Die Gewählten werden vor Antritt ihrer Aemter vereidet, dürfen diese nur 2 Jahr lang, und müssen sie unentgeltlich verwalten, können auch nur nach Verfluß eines Jahres nach Niederlegung ihrer Stellen von neuem gewählt werden. Das handelsgerichtliche Verfahren ist im 25. Titel des 2. Buchs der Civilgerichtsordnung vorgeschrieben, und den Vorschriften des Consolato del mare sehr ähnlich. Von den Urteln des Handelsgerichts wird an das Appellationsgericht, in dessen Sprengel es sich befindet, appellirt. Gkr.

Handelsgesellschaften, Handels-Compagnien. Man theilt diese Gesellschaften in regulirte und in solche mit vereinten Fonds (Actiengesellschaften). Die ersten bilden eine Kaufmannsgilde, wobei zwar jedes Glied für sich, mit seinem eignen Capital und auf eigne Gefahr, handelt, zu der aber jede dazu geeignete Person nur gegen Entrichtung eines gewissen Eintrittsgeldes und gegen das Versprechen, sich den Anordnungen der Gesellschaft zu unterwerfen, zugelassen wird. Die zweiten hingegen stellen eine moralische Person vor, welche mit dem von den einzelnen Gliedern zusammengeschossenen Fonds nur einen Handel treibt, an dessen Gewinn oder Verlust alle Theil nehmen. Die ersten gehören mit Zünften und Innungen in eine und dieselbe Kategorie, denn sie treiben wie diese ein Monopol, nur in erweitertem Umfange. Der Alleinhandel, welchen solche Gesellschaften sich zueignen, ist um so drückender, je härter die Bedingungen sind, auf welchen die Eintrittsfähigkeit ihrer Mitglieder beruht: daher ist man in England mehrmals genöthigt gewesen, durch besondere Parlamentsacten dem monopolistischen Drucke derselben Einhalt zu thun, und vorzüglich zu dem Ende die Bedingungen zu erleichtern, durch welche sie den nicht zur Gesellschaft gehörigen Kaufleuten den Zutritt zu erschweren suchten. Auf jeden Fall geben dergleichen Handelsgesellschaften dem Nationalkapitale eine gezwungene, dem Ganzen nicht anders als nachtheilige Richtung. Man sehe über die ostindische (engl.) Compagnie, der merkwürdigsten Anstalt dieser Art, den sie

betreffenden besondern Artikel nach; desgleichen den Art. Seehandlungs-Societät (in Berlin). KM.

Handelspolitik, Handelspolizei, ist die Lehre von den Grundsätzen, welche eine Regierung hinsichtlich des Handelsverkehrs ihrer Unterthanen zu befolgen hat. Die Hauptgrundlage einer vernünftigen Handelspolitik muß immer die Freiheit sein; alles was diese begünstigt, hilft dem Handel auf, und alles was sie beschränkt, ist demselben nachtheilig. „Freiheit," sagt der Graf v. Soden mit Recht, „ist das Grundprincip des Weltorganismus, frei gegeben hat die Natur dem Menschen den Tausch aller Bedürfnisse. Gebirge sind übersteigbar, Fluthen und Meere trennen nicht Menschen von Menschen, nirgends eine chinesische Mauer; überall offenbart sich das Urgesetz der Welt, daß der Mensch dem Menschen angehört, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Naturerzeugnisse, der menschlichen Fähigkeiten, nur deswegen da ist, um durch Tausch, durch Reibung allenthalben Uebung, Thätigkeit der Kraft, Fortschritt zur Vollendung und dadurch wieder allenthalben Leben, Genuß, positiven Wohlstand hervorzubringen und zu bereiten." Insbesondere muß die Regierung aller Störung und aller Einmischung in die Unternehmungen des Kaufmanns entsagen. Der Handel ist einem Fühlkraute zu vergleichen, das kaum berührt werden darf, um erschüttert zu werden. Daß der Handel überhaupt Statt habe, und daß er dem Ganzen nicht nachtheilig werde, begreift alles in sich, was die Regierung beim Nationalverkehre zu berücksichtigen hat. Darum ertheilten die Kaufleute eines bedeutenden brittischen Handelsplatzes dem Minister auf die Frage, was er nach ihrer Meinung am besten für sie thun könne, die sinnige Antwort: „Se. Herrlichkeit möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Bösen zu gedenken." Kommen unsere Regierungen nicht bald von dem Grundsatze zurück, daß eine Nation beim Handel nicht gewinnen könne, ohne daß die andere verliere; dreht sich, wie bisher, ihre Handelspolitik nur um diese Achse, und leitet sie ferner bei ihren Anstalten zur Beförderung des Handels der unselige Geist des Neides und der Eifersucht; so kann das goldene Zeitalter des Handels nicht erscheinen. Nur die möglichste Unbeschränktheit des in- und ausländischen Verkehrs ist im Stande, jenes schon so lange ersehnte Zeitalter herbeizuführen. Möchten doch sämmtliche Regierungen endlich einmal die unwürdige Nationaleifersucht ablegen, deren Streben dahin geht, alle Bedürfnisse durch inländische Erzeugungskräfte zu befriedigen, unbekümmert um die Schranken, welche Natur und Umstände in den Weg legen, jene Nationaleifersucht, welche die Gesetze vorschrieb, wornach alle Staatsbürger nur das genießen, nur damit sich kleiden sollen, was vaterländischer Gewerbfleiß hervorbringt; möchten sie doch einsehen lernen, daß jede Störung der freien Anwendung der Capitale Entweihung des geheiligten Eigenthumsrechts ist; möchten sie an die Stelle der unzähligen Verordnungen, wodurch der Verkehr der Staaten unter einander gehemmt wird, andere treten lassen, die sie verbinden und alle wie ein gemeinschaftliches Vaterland behandeln. Damit würde der Ueberfluß des einen Staats den Mangel des andern ersetzen, jeder würde die Gewerbzweige treiben, worin ihm Natur und Verhältnisse die größten Vortheile verliehen, alle würden gewinnen und mit raschen Schritten dem Nationalreichthum sich nähern, die späte Nachwelt noch würde die Weisheit solcher Gesetze segnen, unter deren Aegide ihr Wohlstand aufblühte. (S. Handelsfreiheit.) KM.

Handelsprämien sind Belohnungen, welche zur Beförderung der Aus- oder Einfuhr gewisser Waaren aus der Staatskasse gezahlt werden; der Zweck derselben ist die Belebung des Handels und Gewerbfleißes der Nation, aber sie wirken in der Regel gerade das Gegentheil. sie sind entweder unnütz, oder was noch öfter der Fall ist, schädlich. Fehlt es nämlich in einem Lande an irgend einer Waare, und kann der Ausländer wegen des durch den Mangel derselben erzeugten hohen Preises für seinen Ueberfluß einen vortheilhaften Absatz auf unsern Märkten finden, so besucht er sie von selbst, ohne daß wir nöthig haben, ihn durch Prämien herbeizulocken. Fehlt es aber auf unsern Märkten an der Waare nicht, sind die Preise nicht hoch genug, um dem Ausländer einen vortheilhaften Absatz seiner Waare bei uns zu versprechen, so wird er sich auch nicht durch die Prämie reizen lassen, seine Vorräthe uns zuzuführen, denn was er an der Prämie gewinnt, muß er wieder am Preise verlieren. Der einzige Fall, wo sich solche Prämien etwa rechtfertigen lassen mögen, mag der sein, wenn durch sie einer schon vorhandenen Hungersnoth abgeholfen werden soll, und sie gegeben werden, um die Zufuhr von Lebensmitteln zu beschleunigen. Noch unnützer als Einfuhr-Prämien aber sind die Ausfuhr-Prämien, welche letzteren zu dem Ende ertheilt werden, um die zu niedrigen Preise inländischer Erzeugnisse zu steigern. Sind die Preise der Waaren, deren Ausfuhr man auf diese Weise zu begünstigen sucht, wirklich zu niedrig, kann also der Ausländer bei uns mit Vortheil kaufen, so bedarf es keiner Prämie, um denselben herbeizulocken, stehen aber die Preise unserer Waaren dem Preise derselben im Auslande gleich oder gar noch höher, so ist es thöricht, von der Prämienertheilung irgend einen Gewinn hoffen zu wollen. Den Gewinn aus dem Handelsverkehre, welcher durch die Prämie erzeugt wird, bezieht nicht der Inländer, sondern vielmehr der Ausländer. Wie alle übrige Hilfsmittel, durch welche das **Merkantilsystem** (s. d. Art.) den inländischen Gewerbfleiß und den auswärtigen Handel eines Landes zu befördern sucht, so kann auch die Prämie nur so viel bewirken, daß die Betriebsamkeit und der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Canal geleitet werden als der ist, wohin sie fließen würden, wären sie sich selbst überlassen. Der Staat kann es ruhig dem Kaufmannsgeiste überlassen, für den Tausch der wechselseitigen Bedürfnisse, Erzeugnisse und Genußmittel allenthalben ohne Prämien den vortheilhaftesten Markt aufzusuchen. KM.

Handelsrecht. Dieses Wort wird in doppelter Bedeutung genommen. Es bezeichnet entweder diejenigen Ausnahmen vom Civilrecht, welche zum Vortheil oder Nachtheil des Kaufmannsstandes durch die Gesetze oder das Gewohnheitsrecht eines Staats bestimmt sind, oder man versteht den ganzen Inbegriff der durch Gesetze oder Gewohnheit (Usancen) über den Handel und alle mit ihm nothwendig oder gewöhnlich verbundene Geschäfte (Wechsel, Assecuranzen, Bodmerei-, Haverei-, Fuhrwesen, Spedition, Mäkler) festgesetzten Rechtsgrundsätze darunter. Dann pflegt man es wol auch wieder nach seinen Hauptgegenständen zu zerstückeln und von einem Wechsel-, Assecuranz-, Bodmerei-, Speditions-, Mäkler-, Fuhrmannsrecht, gleichsam als besondern Theilen jenes Ganzen, zu sprechen. Durch das Handelsrecht in der ersten Bedeutung (welches man auch Kaufmannsrecht nennen könnte) wird gewöhnlich bestimmt, wer in einem Staat zum Handel überhaupt oder zu einer besondern Art desselben, z. B. dem Groß- oder Kleinhandel, ausschließlich befugt, in welchem Alter man zu den

kaufmännischen Verpflichtungen fähig sein, welche Schranken das Handelsrecht der Juden haben, was für eine Art Handel den Handwerkern oder auf den Dörfern gestattet, ob und wann das Hausiren geduldet werden soll, welche Beweiskraft den Handelsbüchern zuzuschreiben sei, welche Befugnisse die Meß- und Marktfreiheit in sich fasse und wie lange sie dauern, welche Rechte das Stapel- und Kranrecht (Stadteinlagerrecht, ius emporii, genarii) einer Handelsstadt gebe, wer und welche Rechtssachen der Gerichtsbarkeit der Handelsgerichte unterworfen seien, auf welche Vorzüge bei entstehenden Banquerotten der Commissionär wegen seiner auf die in Commission genommene Waare verwandten Kosten, oder der, welcher kurz vor Ausbruch des Banquerotts Waaren creditirte, in Betreff der Rückfoderungen dieser Waaren haben, wer zum Mäklergeschäft befugt, und wozu der Mäkler berechtigt und verpflichtet sein soll, wie gegen böse Banqueretteurs und überhaupt in den Concursen der Kaufleute zu verfahren sei u. s. w. Anlangend nämlich das ausschließliche Recht des Kaufmannsstandes auf Handelsgeschäfte, so werden in großen Handelsstädten gewöhnlich Kaufleute, Krämer und Höken als drei besondere Classen von Handelsleuten unterschieden. Wo der Handel überhaupt, oder eine besondere Art desselben insbesondere, zunftmäßig betrieben wird, ist es, um Handel zu treiben, nicht hinreichend, das Bürgerrecht erlangt zu haben, man muß auch Mitglied der Kaufmannsgilde, der Krämerinnung oder des Hökenamtes geworden sein. (S. v. Heß Beschreibung Hamburgs, Th. 2, S. 211 f.) In manchen Handelsstädten, z. B. in Frankfurt am Main, findet für keine Art des Handels die Zunftverfassung Statt. In Leipzig haben nicht nur die Krämer, sondern auch die Tuchhändler eine besondere Innung. Kaufleute und Buchhändler hingegen sind in Leipzig ohne Innungsverfassung. Das französische Handelsgesetzbuch vom 26. Dec. 1807 umfaßt das Handelsrecht in beiden Bedeutungen und nach seinen wichtigsten Gegenständen, ob es gleich in Betreff der meisten sehr bedeutende Lücken hat. Es bestimmt jedoch nicht blos die Vorrechte oder strengere Behandlung des Kaufmannsstandes, als Ausnahmen vom Civilgesetzbuch, sondern umfaßt zugleich das Ganze des Handels und alle mit ihm nothwendig zusammenhangenden Gegenstände, oder — strebt wenigstens darnach. Das Handelsrecht (in beiderlei Bedeutung genommen) hat sich erst im Mittelalter, vornehmlich seit den Kreuzzügen, durch den hanseatischen Bund, durch die Entdeckung Amerikas, so wie des Weges nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, ausgebildet, und verdankt sein Dasein größtentheils den Handelsgewohnheiten (usances) und gutachtlichen oder richterlichen, meistentheils auf dergleichen Usancen oder auf die Natur der Sache und Geschäfte gegründeten Entscheidungen merkwürdiger Rechtsfälle, weniger ausdrücklichen Gesetzen. Vielmehr waren und sind die letztern größtentheils nur geordnete und mehr ausgebildete Darstellungen jener. Die weltherrschenden Römer verachteten den Stand der Kaufleute und den Handel zu sehr, als daß sie in ihren Gesetzen und in ihrer Gerichtsverfassung zum Vortheil des letztern hätten Regeln bestimmen sollen. Streitigkeiten über Handelssachen wurden daher bei ihnen vor den gewöhnlichen Gerichten und nach den für Kauf-, Mieth-, Niederlage- und andere Vertragsgattungen gültigen Rechtsgrundsätzen entschieden. Blos die vielseitige Anwendung und Erläuterung des bekannten Bruchstücks des Rhodischen Gesetzes vom Wurf (lex Rhodia de iactu), die Rechtsgrundsätze vom Bodmereivertrag, vom Schiffsrheder (exercitor) und Setzschiffer (magister navis) und die Be-

willigung einer Art von Meßfreiheit (Codex, Buch 4. T. 60.) verriethen bei ihnen die dunkle Ahnung eines Handelsrechts. Daß die bedeutendsten Handelsvölker der alten Welt, die Phönizier, Aegypter, Carthaginenser, Rhodier, besondere Handelsgesetze als Ausnahmen vom Civilrecht gehabt haben mögen, ist höchst wahrscheinlich, allein sie sind (das erwähnte Bruchstück des Rhodischen Gesetzes vom Wurf ausgenommen) nicht auf uns gekommen. Die bekannte Sammlung Rhodischer Seegesetze ist unecht, und vermuthlich im 7. Jahrh. gefertigt. Bei den Römern war die Ausreichung mit dem gewöhnlichen Civilrecht in Handelssachen allenfalls möglich, da die Erfindung der wichtigsten Hülfsmittel des Handels, der Wechsel, Assecuranzen, Banken, der Handelsconsuln u. s. w. erst das Erzeugniß späterer Zeiten ist. Die wichtigste Quelle des Seehandelsrechts ist das (vermuthlich zum Theil aus dem vom Papste Gregor VII. 1075 bestätigten Pisanischen Seerecht entlehnte) so berühmte Consolato del mare — größtentheils eine Sammlung von Seegebräuchen und rechtlichen Entscheidungen von Handelsstreitigkeiten durch Schiedsrichter und Handelsconsuln — welches 1599 in italienischer Sprache gedruckt erschien. Auf dasselbe gründen sich die beiden alten Hauptgesetze des französischen Handelsrechts, die Ordonnance de commerce von 1673 und die Ordonnance de la marine von 1687, woraus das französische Handelsgesetzbuch (Code de commerce), so wie der vom Seerecht handelnde Theil des preuß. Landrechts größtentheils geschöpft sind. Vergleicht man den Theil des französischen Handelsgesetzbuchs, welcher vom Seerecht handelt, mit dem Consolato del mare, so erscheint es nur als ein besser geordneter kurzer Auszug aus demselben. England hat für das Handelsrecht weniger ausdrückliche Gesetze, als Gewohnheitsrechte und Gebräuche, zu welchen das Consolato del mare, und die übrigen alten Seerechte, das Wisbyer Waterrecht, die Brüsseler, Amsterdamer, Antwerpner und Lübischen Seerechte, die Jugements d'Oleron u. s. w. die Grundlagen enthalten. (S. Beneke's vorzügliches Werk, System des Assecuranz- und Bodmereiwesens, Hamburg 1805, 1ster Band S. 14.) In Deutschland richtet man sich in Betreff der Streitigkeiten über Assecuranzen, im Mangel besonderer Landesgesetze, nach der Antwerpner Assecuranzordnung Philipps II. und der ihr sehr ähnlichen von Amsterdam. In Betreff des Wechselrechts hat beinahe jeder bedeutende deutsche Staat seine eignen Gesetze, unter welchen die Leipziger Wechselordnung von 1682 eines der vorzüglichsten, und bei weitem vollständiger, als das franz. Handelsgesetzbuch ist. Bei andern Handelsstreitigkeiten, ja selbst in Wechselsachen, helfen sich die deutschen Gerichtshöfe, im Mangel an Landesgesetzen und deutlichen Verträgen, mit der Natur der Handelsgeschäfte und den aus ihr hervorgehenden Grundsätzen, oder mit analogischer Anwendung des römischen Rechts. Gkr.

Handelstractate, Handelsverträge, Commerztractate, sind Uebereinkünfte einzelner Staaten mit einander hinsichtlich des wechselseitigen Verkehrs ihrer Natur- und Kunsterzeugnisse. In so fern dergleichen Verträge den Zweck haben, die gestörte wechselseitige freie Einfuhr der Erzeugnisse wieder herzustellen, sind dieselben den Grundsätzen der Staatswirthschaft angemessen. Jeder Handelsvertrag aber, welcher mit dieser freien Einfuhr zugleich die Ausschließung anderer Nationen verbinden will, ist jenen Grundsätzen entgegen, denn er versetzt die Staaten, welche denselben abgeschlossen, in einen feindlichen Zustand mit allen übrigen Staaten. Mittelst solcher Verträge machen sich gewöhnlich zwei Länder verbindlich, ihren gegenseiti-

gen Verkehr durch Alleinhandel zu begünstigen. Die natürliche Folge eines solchen Vertrags ist, daß das Handelskapital beider Länder in einen Canal gedrängt wird, dem es außerdem nicht zugeströmt wäre, und daß beide Nationen die begünstigten Waaren theurer und schlechter erhalten, als bei freiem Handel der Fall gewesen wäre; die höhern Gewinnste, welche der Alleinhandel den Kaufleuten und Producenten jener Waaren verschafft, werden durch diese Nachtheile bei weitem überwogen. Nicht minder schädlich wirken dergleichen Handelsverträge, wenn die gegenseitige Vergünstigung der Waareneinfuhr mittelst Auflagen geschieht. Die Nationalökonomie, sagt der Graf v. Soden mit Recht, erkennt keine Uebereinkunft über die Auflagen des Handels, denn bei einem unabhängigen Volke sind das Vermögen desselben und der Bedarf seines Aufwandes die einzigen Regulatoren der Auflagen; jeder Handelstractat, welcher in dieser Hinsicht Vorschriften enthält, ist also eine Entsagung jener Unabhängigkeit und stört die Regierung in dem freien Spielraume der Gesetzgebung nach richtigen nationalökonomistischen Grundsätzen; der Tractat mag übrigens die Größe dieser Auflagen betreffen oder die Art ihrer Vertheilung. Eben darum ist die Geschichte der Handelsverträge so dürftig, eben darum liefert sie uns nur das grämliche Gemälde des Mißbrauchs physischer und moralischer Macht, der Stärke und Ueberlistung, eben darum haben alle solche Verträge von ihrer Geburt an gekrankt, ihr ephemeres Dasein hat nur gedient, die Cabinette und die Diplomatie mit Klagen über Verletzung und Treulosigkeit zu erfüllen und den Vorwand zur Störung der allgemeinen Ruhe zu liefern. Die Geschichte der Handelsverträge aller Nationen beurkundet, daß alle Versuche der Politik, den Nationalwohlstand durch sie zu erhöhen, verunglückt sind; nicht Einer, der nicht von einer, oft von beiden Nationen, als nachtheilig betrachtet worden wäre, so durchdacht ihn auch die Staatsmänner (die freilich dabei oft ganz im Blinden tappten) der Regenten glaubten; der Grund lag darin, weil alle Handelstractate nur die Bestimmung wechselseitiger Beschränkungen des Handels enthielten, indeß sein Flor einzig in der Freiheit besteht und bestehen kann. Allgemeines Anerkenntniß des Grundsatzes: daß nur aus dem gegenseitigen freien Tausche der Erzeugnisse und Kräfte Wohlstand hervorgehen kann, ist der einzige rechtliche und festbegründete Handelsvertrag, und daher der Friede von Nimwegen (10. April 1678) der einzige philosophische Tractat dieser Art. KM.

Handlung. In Beziehung auf Werke schöner Kunst gebraucht man dieses Wort in einem weitern und einem engern Sinne. Im weitern Sinne nennt man eine überraschende, abwechselnde Mannichfaltigkeit von Vorstellungen, ein besonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches sich in einem Kunstwerk ausdrückt, Handlung, und legt sie selbst einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engern Sinne aber wird sie nur Werken zugeschrieben, welche Begebenheiten in erzählender oder dramatischer Form darstellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man versteht darunter im Allgemeinen ein Ganzes von Veränderungen eines oder mehrerer lebenden Wesen. (Vergl. Drama.) Um aber den Stoff eines Kunstwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müssen aus einem gewissen Anfangspunkte bis zu einem gewissen Ziele in steter und deutlicher Folge entwickelt sein; sie muß wahr sein, d. h. mit den Gesetzen des Denkens und der Natur übereinstimmen, und endlich ein geistiges, sittliches und

ästhetisches Interesse haben, d. h. dem Verstande, dem allgemeinen Sittengesetz und dem Kunstsinne genügen. — Ueber Handlung als gleichbedeutend mit Handel, s. Handel.

Handwerk ist diejenige Beschäftigung, durch welche mancherlei Naturerzeugnisse nach gewissen Regeln, entweder um Lohn oder für den Verkauf, zu Sachen verarbeitet werden, die zur Befriedigung der Nothdurft, der Bequemlichkeit, des Vergnügens und des Wohllebens gehören. Allein das Wort Handwerk bedeutet auch oft die gemeinschaftliche Verbindung der Verarbeiter jener Naturerzeugnisse, welche den allgemeinen Namen **Handwerker** erhalten haben. In den ältesten Zeiten gab es gar keine Handwerke und Handwerker, sondern die Frauenspersonen, insbesondere die Weiber, machten, nebst den Knechten alle die unentbehrlichsten Sachen. Als man zu einem höhern Grade von Bildung gekommen war, bildeten sich die Handwerke aus, und bis zum 10. Jahrh. beschäftigten, außer Frauenspersonen und Sklaven, sich mit Betreibung der Handwerke selbst noch freigeborne Herren und Frauen, dann aber fast ausschließlich nur Freigelassene, die förmlich um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Klöstern, die für sich und zum Verkauf Sachen verfertigten. Mit der Entstehung und Vermehrung der Städte endlich bildete sich das heutige Verhältniß der Handwerke nach und nach aus. In Rücksicht auf Zunftwesen (s. Gilde) theilt man die Handwerke ein in zünftige, die in Innungen eingeschlossen sind, und unzünftige; ferner in gesperrte oder geschworne, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenschmiede, Bleistiftmacher, Schellenmacher rc., und ungesperrte oder freie; in geschlossene, wo die Meisterzahl festgesetzt ist, und ungeschlossene; in geschenkte, deren wandernde Gesellen ein Geschenk als Reisegeld erhalten, und ungeschenkte. — **Handwerkspolizei** ist die Sorgfalt der Regierung, solche Anordnungen zu machen, daß es im Staate nicht an hinreichenden Handwerkern fehle, und Niemanden die Erlernung eines Handwerks versagt werden dürfe, daß das Meisterwerden, als Beweis ihrer Geschicklichkeit, nicht kostspielig sei, daß sie als Meister keine schlechte Waare verfertigen und verkaufen dürfen, und daß zur Verhütung schlechter Waare in jedem Handwerke Schaumeister angestellt werden. — **Handwerksrecht** ist der Begriff rechtlicher Bestimmungen, welche die Handwerker und die sie angehenden Rechtsstreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung desselben sind die Landesgesetze, Handwerksartikel oder Handwerksordnungen, Handwerksgebräuche, richtige Begriffe und Ansichten der Handwerksgeschäfte und die besondern, einzelnen Handwerkern ertheilten Privilegien. — **Handwerker** (Krankheiten der). Es ist sehr begreiflich, daß eine anhaltende Beschäftigung von einer bestimmten Art sowol auf den Körper, als auch auf den Geist und das Gemüth des Menschen Einfluß gewinnen muß; in beider Hinsicht beobachtet man daher eine gewisse Physiognomie, welche den verschiedenen Handwerkern zukommt. Als Beispiel erinnern wir an den schnellfüßigen Schneider, den ein Hauch umweht, an den kräftigern und mehr in sich gekehrten hypochondrischen Schuster, an den rüstigen Zimmermann, Lastträger rc. Ob sich nun gleich der Mensch bei jeder Beschäftigung eine lange Zeit wohl befinden und alt werden kann, obgleich die Gewohnheit die Wirkung vieler der Gesundheit nachtheiligen Einflüsse abstumpft, und die Kräfte am meisten wachsen, welche geübt werden, so erzeugt sich doch auch zugleich unter denselben Umständen eine höhere Anlage zu manchen Krankheiten; die nähern Ver-

anlassungen aber, welche eine solche Anlage begünstigen, bestehen theils in der Muskelthätigkeit, welche bei den verschiedenen Handwerken so sehr verschieden ist, theils in dem Medium, in welchem es geübt wird. Mäßige Anstrengung der Muskelthätigkeit bekräftiget und stärkt bekanntlich den Körper, übermäßige gibt zu Verletzungen, Brüchen, Verrenkungen, Zerreissungen rc. Veranlassung, ungewohnte heftige Anstrengung verursacht Fieber und Entzündungen; ist die Muskelthätigkeit im Verhältniß zu gering, so entstehen Stockungen des Blutes, der Körper erschlafft, wird schwächlich und am Ende auch schlecht genährt. Endlich bringen auch die Stellungen, in welchen die Handwerker eine lange Zeit hindurch bleiben müssen, oft besondern Nachtheil, z. B. das gebückte Sitzen mit übereinandergeschlagenen Füßen der Schneider verursacht die Schwäche der Füße, wodurch die Schneider sich auszeichnen, das anhaltende Stehen der Buchdrucker verursacht Fußgeschwülste und Geschwüre. Die Atmosphäre, in welcher Handwerker leben müssen, schadet vorzüglich dann, wenn eine Menge Menschen in einem kleinen Raum vereinigt ist; die Ausdünstungsstoffe veranlassen theils bösartige Fieber, theils chronische Krankheiten. Noch schädlicher wird der Aufenthaltsort, wenn er sonst schlecht beschaffen ist, z. B. unter der Erde, oder feucht, oder sehr heiß, oder verschiednen und plötzlich wechselnden Temperaturgraden ausgesetzt ist. Diejenigen Handwerker, welche unter freiem Himmel arbeiten müssen, leiden zwar bisweilen von den Einflüssen der Witterung, dann aber gewöhnen sie sich daran und befinden sich am besten. Endlich aber verbreiten sich auch viele von den Substanzen, welche die Handwerker gebrauchen, in die Luft und werden von den Körpern aufgenommen, welche sich lange in solcher unreinen Atmosphäre aufhalten. Am häufigsten beobachtet man dies vom Blei, welches die Bleikolik erzeugt; Arsenikdämpfe vergiften eben so gut, wie es der Arsenik thut, wenn er in den Magen kommt. Staub und Mehl, welche eingeathmet werden, erzeugen Lungenkrankheiten u. s. w.

Hanf (Canabis sativa). Diese nützliche Pflanze, die einzige ihres Geschlechts, stammt aus Ostindien, wo sie, wie auch in andern Theilen Asiens, wild wächst, und eine Höhe von drei bis zehn Fuß erlangt. Die Geschlechter sind völlig getrennt, und eigentlich ist **Hanf** die männliche, **Fimmel** aber die weibliche Pflanze. Die Landleute kehren jedoch die Namen gerade um. Jetzt wird der Hanf in vielen europäischen Ländern, besonders in Polen und Rußland, sehr stark gebaut. Er verlangt einen fetten und etwas feuchten Boden. Die Behandlung des Hanfes ist in der Kürze folgende. Wenn die Blüthe vorbei ist, und an den männlichen Pflanzen die Büschel zu vertrocknen anfangen, so rauft man sie aus; ungefähr sechs Wochen später werden die weiblichen Pflanzen reif, welche den Samen tragen, den man zuvörderst ausklopft. Dann werden die getrockneten Hanfstengel männlichen und weiblichen Geschlechts wie der Flachs bearbeitet. Es wird jährlich, insonderheit für das Schiffswesen, zu Segeln, Tauen, Seilen, Stricken, Netzen, Sack- und Packtüchern und dergl., eine ungeheure Menge Hanf verarbeitet. Die nordischen Reiche, Preußen, Polen und Rußland, versehen fast ganz Europa damit. Das Werrig wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Den Samen genießen viele Vögelgattungen und in Polen und Rußland auch Menschen. Das daraus gepreßte Oel dient zum Brennen, auch wohl an Speisen. Die Morgenländer bereiten aus dem Kraut ein berauschendes einschläferndes Mittel, das sie Bangue oder Maslach nennen.

Hangematte ist auf den Seeschiffen eine hängende, an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand, oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldraht benäht, welches den Menschen zur Bettstelle dient, und daselbst die zweckmäßigste Lagerstätte ist, weil es eines Theils dem darin Liegenden das unangenehme Schwanken des Schiffes durch sein sich immer herstellendes Gleichgewicht weniger fühlbar macht, und andern Theils am Tage, wo es zusammengerollt und beseitigt wird, viel Raum erspart. In warmen Ländern aber, namentlich in Ostindien und Amerika, hat man auch auf dem Lande Hangematten, welche besser und bequemer eingerichtet sind. Man bedient sich ihrer sowol zu Hause als auf Reisen; dort werden sie an eigne, in den Zimmern dazu eingerichtete Pfeiler, und hier an ein Paar Baumäste aufgehängt und befestigt. Sie gewähren besonders den Vortheil, daß man in ihnen vor dem lästigen kriechenden Ungeziefer gesichert ist. Auch lassen sich die Vornehmen in Ostindien in dergleichen Hangematten tragen.

Hangewerk heißt in der Baukunst eine Verbindung von Balken, Streben, Säulen, Riegeln u. s. w., welche bei Dächern, Brücken, Böden, Säulen angebracht wird, wo der untere Raum frei bleiben soll, also keine Säulen angebracht werden dürfen, die Last zu tragen, welche von oben her gehalten werden muß und also gleichsam hängt. Werden dabei Strebebänder unter den Balken angebracht, so heißt es ein Sprengewerk; ein **Hange-** und **Sprengewerk** aber, wenn beide Arten vereinigt sind.

Hannibal, ein Sohn des Hamilkar Barkas, geb. im J. 247 vor Chr., war 9 Jahr alt, als sein Vater, dem er in den Krieg nach Spanien zu folgen begehrte, ihn am Altar schwören ließ, stets ein unversöhnlicher Feind der Römer zu sein. Hamilkar bemühte sich seitdem, ihm den tiefen Haß einzuflößen, den er selbst gegen Rom nährte. Hannibal war in Spanien Zeuge der Eroberungen seines Vaters. Als aber derselbe 9 Jahr nachher in einer Schlacht in Lusitanien geblieben, und sein Eidam Hasdrubal zu seinem Nachfolger ernannt worden war, kehrte der junge Hannibal in sein Vaterland zurück, bis er vier Jahr später, 22 Jahr alt, auf Hasdrubals Wunsch wieder beim Heere erschien. Die Krieger erblickten in ihm den ihnen einst so theuern Hamilkar; er machte drei Feldzüge, und gab so große Proben seiner Talente und seiner Tapferkeit, daß ihm das Heer, nach Hasdrubals Ermordung, im J. 221, den Oberbefehl unter dem lebhaftesten Zuruf übertrug. Treu seinem ersten Eide, ließ der 26jährige Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geschlossenen Verträge zu brechen geneigt sei, sobald sich eine Gelegenheit dazu fände. Dies geschah durch die Eroberung Sagunts, die Hannibal, mit Genehmigung des carthagischen Senats, nach einer achtmonatlichen Belagerung vollbrachte. Die Römer erschracken über das Schicksal Sagunts, und schickten Gesandte nach Carthago, um die Auslieferung Hannibals zu verlangen. Man zögerte, und sie erklärten den Krieg. Hannibal versammelte sogleich ein mächtiges Heer, und entwarf den kühnen Plan, mittelst Uebersteigung der Pyrenäen und Alpen die Römer mitten in Italien anzugreifen. Nachdem er für die Sicherheit Afrikas gesorgt und seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurückgelassen, brach er mit 90,000 Mann Fußvolk, 40 Elefanten und 12,000 Reitern auf, durchzog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit mitten im Winter ganz Gallien, und langte am Fuße der Alpen an. In 9 Tagen hatte er das furchtbare Gebirge, namentlich

den kleinen St. Bernhard, überstiegen. Nach des Schottländers, General Melville, genauer Untersuchung ging Hannibals Zug über den kleinen Bernhard, nach Reichard aber über den Genevre. Aber von dem furchtbaren Heere, mit welchem er ausgezogen war, hatte er nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter übrig, die mehr bleichen Todtengerippen, als lebenden Menschen glichen. Dennoch verlor er den Muth nicht; nur zwischen Sieg und Tod war zu wählen. Er nahm Turin, wodurch er sich die Lebensmittel sicherte und den cisalpinischen Galliern Muth machte, sich mit ihm zu vereinigen. Auch würden diese sich noch zahlreicher unter seine Fahnen gestellt haben, wäre nicht Publius Scipio mit einem römischen Heere, das er bei Pisa gelandet, in Eilmärschen herangerückt. Im Flusse Ticinus traf man auf einander. Ein Angriff der numidischen Reiterei entschied den Sieg für Hannibal Scipio vermied ein neues Gefecht, und zog sich bis über die Trebia zurück, ohne die Festung Clastidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heer angelangt. Anfangs durch dasselbe in Schranken gehalten, weiß Hannibal den jähzornigen Gegner bald zum Kampfe zu reizen, legt einen Hinterhalt bei der Trebia, umgeht das römische Heer und vernichtet es. Die Römer verloren ihr Lager und 26,000 Mann. Als Sieger über zwei Heere nahm Hannibal jetzt Winterquartiere bei den cisalpinischen Galliern, die seine Bundesgenossen wurden. Bei Eröffnung des neuen Feldzugs sah er sich an den Ausgängen der Apenninen von zwei neuen Heeren erwartet. Er beschloß, sie einzeln zu schlagen und Flaminius vor der Ankunft seines Mitconsuls aufzureiben, täuschte ihn durch falsche Märsche, rückte hinter den Apenninen vor, und drang durch die Moräste von Clusium. Vier Tage und vier Nächte zogen die Carthager durch Sümpfe. Hannibal selbst, der den letzten noch übrigen Elefanten bestiegen hatte, rettete sich nur mit Mühe, und verlor ein Auge durch eine Entzündung, die er nicht hatte schonen können. Kaum aber hatte er das trockne Feld wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer Schlacht zu zwingen. Er verheerte alles mit Feuer und Schwert, nahm den Schein an, als wolle er auf Rom losgehen, wandte sich aber plötzlich in einen, von fast unzugänglichen Felsen geschlossenen Engpaß. Flaminius folgt ihm unbesonnen nach, und wird sogleich angegriffen. Da erfolgte, nahe am Trasimen, jene blutige Schlacht, in welcher List und Talent über römische Tapferkeit siegten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der Römer niedergeschlagen, ohne sich entfalten zu können. Bereichert durch die Beute des überwundenen Feindes, bewaffnete Hannibal jetzt seine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allenthalben Schrecken verbreitend. Das beängstigte Rom hatte sein Heil einem Dictator (Fabius Maximus) anvertraut, der es versuchte, durch Zaudern die Kraft der Carthager zu erschöpfen. Er bekämpfte Hannibal mit Hannibals Waffen, folgte ihm allenthalben, ohne ihn erreichen zu wollen, überzeugt, daß die Carthager ein verwüstetes Land nicht lange behaupten könnten. Diese werden indeß von ihrem Feldherrn in die Ebenen von Capua geführt, welcher dadurch die erschrockenen Städte dem Bunde der Römer untreu zu machen und Fabius von den Berghöhen herabzuziehen hofft. Aber plötzlich befand er sich in derselben Schlinge, in welcher Flaminius untergegangen war. Eingeschlossen zwischen den Felsen von Formiä, dem Sande von Leefternum und den dort befindlichen Seen, konnte er nur durch eine List sich retten. Er ließ tau-

send Rinder zusammenbringen, ihnen Feuerbrände an den Hörnern befestigen, und so diese wüthenden Thiere mitten in der Nacht gegen die von den Römern bewachten Engpässe treiben. Erschrocken über die Wundererscheinung verließen diese die Anhöhen und Hannibal erzwang den Durchgang. Die Römer, unzufrieden mit Fabius und seiner Zögerung, theilten jetzt die Dictatur zwischen ihm und Minutius Felix, seinem Befehlshaber der Reiterei. Dieser, voll Begierde zu schlagen, fiel bei Gerunium in einen Hinterhalt, und wäre ohne des Fabius großmüthigen Beistand verloren gewesen. Als dieser Feldzug beendigt war, schienen auch die andern römischen Feldherren nichts dem Zufall überlassen zu wollen, und zögerten nach des Fabius Beispiel. Hannibal sah mit Kummer sein Heer sich langsam aufreiben, als Terentius Varro, der neue Consul, ein unwissender und eingebildeter Mann, den Befehl der Legionen übernahm. Hannibal hatte Cannä eingenommen, und die Römer in die Nothwendigkeit versetzt, eine Schlacht zu liefern. Beide Heere standen einander gegenüber; Paulus Aemilius, des Varro Mitconsul, wollte der nachtheiligen Stellung wegen die Schlacht aufschieben, Varro dagegen wählte den Tag seines Oberbefehls, gab das Zeichen zum Angriff, und erlitt eine gänzliche Niederlage. Ueber 60,000 Römer deckten die Ebene, die sich am Aufidus und dem Flecken Cannä hinzieht; auch Aemilius war unter den Todten. Hannibal überschickte dem carthagischen Senat ein Scheffelmaß voll goldner Ringe, die man den auf dem Schlachtfelde gebliebenen römischen Rittern abgezogen hatte. Aber Hannibal wußte nicht den Sieg zu benutzen. Das vor Schrecken betäubte Rom würde, wie es scheint, dem Sieger nicht haben widerstehen können, wenn er vor seinen Thoren erschienen wäre. Statt dessen ging Hannibal nach Capua, welches ihm seine Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieser üppigen Stadt verweichlichte seine Soldaten, doch wagte seit der Schlacht bei Cannä kein römischer Feldherr, sich in der Ebene zu zeigen. Aber auch Hannibal war außer Stande, weitere Fortschritte zu machen; sein Heer war geschwächt, und ungeachtet seiner glänzenden Siege und des hohen Ansehns seiner Partei in Carthago hatten seine dortigen Feinde einen solchen Einfluß gewonnen, daß sein Bruder nur mit Mühe es dahin brachte, ihm ein geringes Hülfsheer von 12,000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter zuführen zu dürfen, womit er überdies noch den weiten Weg durch Spanien nehmen mußte. Dadurch ward Hannibal auf die Defensive beschränkt. Capua wurde von zwei consularischen Heeren belagert und war der Uebergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor, und lagerte sich im Angesicht des Capitols (im J. 211. v. Chr.); aber die Römer ließen sich nicht schrecken. Capua fiel. Dieser glückliche Erfolg gab ihnen die entschiedenste Ueberlegenheit, denn fast alle Völker Italiens erklärten sich jetzt für sie. Von dem Consul Claudius Nero in sein Lager zurückgeworfen, konnte Hannibal nichts thun, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Schon hatte dieser die Apenninen überstiegen, als er von demselben Nero im J. 207 angegriffen und getödtet wurde, welcher das blutige Haupt in Hannibals Lager werfen ließ. Dieser zog sich in das Land der Bruttier zurück, wo er, von Hindernissen umringt, noch mit ungleichen Kräften gegen die siegreichen Heere kämpfte und sich glücklich behauptete. Aber jetzt trug Scipio die römischen Waffen nach Afrika und setzte Carthago in Schrecken, welches Hannibal zu seinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, sondern Carthagos Senat hat den Hannibal besiegt,“ rief er im tiefsten Schmerz

aus, als er den Befehl las, Italien zu verlassen. Er schiffte seine Truppen ein, ließ die Bundesgenossen, die ihm zu folgen sich weigerten, umbringen, und verließ im J. 205 das Land, daß er 16 Jahre lang gegen Roms ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Leptis, zog einen Theil der Numidier an sich, und nahm sein Lager bei Adrumet. Scipio bemächtigte sich indeß mehrerer Städte, und machte die Einwohner zu Sklaven. Hannibal, von seinen Landsleuten zu einer entscheidenden Schlacht genöthigt, rückte ihm entgegen, und lagerte sich bei Zama, fünf Tagereisen von Carthago. Eine Unterredung zwischen beiden Feldherren, in welcher Hannibal Friedensvorschläge that, blieb fruchtlos. Sie trennten sich mit dem Entschlusse, die Waffen entscheiden zu lassen. Diese Entscheidung fiel zu Hannibals Nachtheil aus. 20,000 Carthager blieben auf dem Platze und eben so viele wurden gefangen. Hannibal floh nach Adrumet, sammelte die Flüchtlinge, und brachte in wenigen Tagen wieder ein Heer zusammen, mit dem er sich den Fortschritten des Siegers entgegenstellen konnte. Darauf ging er nach Carthago und erklärte dem Senat, daß die einzige Rettung im Frieden sei, und bewog ihn, sich dafür geneigt zu erklären. So endigte sich nach 18 Jahren dieser blutige Kampf doppelt verderblich für Carthago, das sich nicht nur seiner alten Eroberungen beraubt sah, sondern mit seiner Flotte auch die Hoffnung verlor, je diesen Verlust ersetzen zu können. Hannibal blieb dessen ungeachtet in vollem Ansehn, und erhielt den Oberbefehl über ein Heer im Innern von Afrika. Aber die Partei des Hanno, seines Hauptfeindes, ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und klagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, um den Krieg aufs neue zu entzünden. Römische Abgeordnete erschien in Carthago, um seine Auslieferung zu verlangen. Er rettete sich durch die Flucht, ging nach Cercina, und von da nach Tyrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab sich in der Folge nach Ephesus, wo Antiochus seinen Hof hielt. Er bewog diesen Fürsten, den Römern den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italien der Schauplatz desselben sein müsse. Antiochus genehmigte die Plane Hannibals; als aber dieser seinem Vaterland ein Bündniß anbieten ließ, siegten seine Feinde abermals im Senat, und vereitelten den glücklichen Erfolg des Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefehl über die syrische Flotte, und griff mit derselben die Rhodier, Roms Bundesgenossen, an, sah sich aber durch die Treulosigkeit eines ihm untergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; Antiochus selbst wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, einen schimpflichen Frieden zu unterhandeln; Hannibal entging der Auslieferung an die Römer nur durch abermalige Flucht und folgte der Einladung des Königs Prusias von Bithynien, der gegen die Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtigen Bündnisses zwischen Prusias und verschiedenen benachbarten Fürsten gegen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundesgenossen von Rom, trat an die Spitze der Kriegsmacht, und erfocht mehrere Siege zu Land und zur See. Aber dieser Vortheile ungeachtet zitterte Asien vor dem Namen Roms; und Prusias, an den der Senat Abgeordnete geschickt hatte, um die Auslieferung Hannibals zu fordern, war bereit, dem Befehl zu gehorchen. Der unglückliche Held kam jedoch dieser Schmach durch Gift zuvor, das er stets in seinem Ringe bei sich trug. So starb er 183 vor Christus, 64 Jahr alt.

Hanno, ein carthagischer Feldherr, der eine Reise an der west-

lichen Küste von Afrika machte, und davon eine Beschreibung hinterließ. Die Absicht der Reise waren Entdeckungen für den Handel und Stiftung von Colonien, deren er an der Küste von Marocco sechs anlegte. Die äußerste von ihnen war die Insel Cerne an der Südgrenze von Marocco, von wo aus er sodann seine Entdeckungsreise noch weiter fortsetzte. Seiner Beschreibung nach kam er wahrscheinlich bis an die Küste von Guinea; denn seine Schilderung von den wilden Bewohnern paßt auf die dortigen Negervölker, so wie die zwei großen Flüsse, in denen er Krokodille und Hippopotamos fand, auf den Senegal und Gambia passen. Hanno lebte wahrscheinlich 550 J. v. Chr. Geb., und verdient unter den Seefahrern der alten Welt einen ausgezeichneten Platz. Wir haben eine griechische Uebersetzung seines Reiseberichts unter dem Titel: Periplus des Hanno. Außer diesem Seefahrer kennen wir noch mehrere berühmte Carthager dieses Namens. Zwei Feldherren, welche Hanno hießen, befehligten in dem ersten punischen Kriege nach einander in Sicilien. Ein anderer Hanno war einer der Unterbefehlshaber des Hannibal in Italien, und zeichnete sich durch verschiedene glückliche Unternehmungen aus.

Hannover (Königreich), auch Hanover. So heißen die deutschen Lande, welche unter der Herrschaft des braunschweig-lüneburgischen Fürstenhauses (welches zugleich den Großbritannischen Thron besitzt) 1814 vereinigt worden sind. Sie sind: das Herzogthum Bremen, mit dem Lande Hadeln; das Fürstenthum Lüneburg; ein Theil des Herzogthums Lauenburg, das Herzogthum Verden, die Fürstenthümer Calenberg und Hildesheim, die Grafschaften Hoya und Diepholz. Die bisher genannten Länder machen ein geographisch wohl zusammenhängendes Ganze aus. Durch einen kaum zwei Meilen breiten Strich hängt mit ihnen im Südwesten von Diepholz das Fürstenthum Osnabrück, die niedere Grafschaft Lingen, die Grafschaft Bentheim, die Kreise Meppen und Emsbühren, welche ehemals zum niedern Stift Münster gehörten, zusammen, und ferner nördlich von diesem das Fürstenthum Ostfriesland nebst dem Harlinger Lande. Getrennt von dieser Ländermasse durch einen schmalen Strich des braunschweigischen Gebiets liegen im Süden von Hildesheim und Calenberg die Fürstenthümer Grubenhagen und Göttingen, womit noch einige vom Eichsfelde und von dem Hessischen abgetretene Bezirke verbunden sind. Endlich liegt östlich von diesem getrennt das zu der Grafschaft Hohenstein gehörige Amt Ilefeld. Die Grenzen des Königreichs sind also: in Norden die Nordsee, dänisches, hamburgisches und meklenburgisches Gebiet; in Osten preußisches und braunschweigisches Gebiet; in Süden hessisches, preußisches, lippisches und waldeckisches Gebiet. Die Provinzen zwischen der Weser und Ems sind in Süden durchaus von preußischen, in Westen durchaus von holländischen Provinzen begrenzt. Grubenhagen und Göttingen sind sehr bergig; in ersterm ist der Harz, in dem andern der Solling; eine Menge niederer Bergketten verbinden diese Gebirge und streichen durch den größten Theil des Hildesheimischen und Calenbergischen; aber von den Städten Hildesheim, Hannover und Osnabrück an läuft das Land flach und nur hin und wieder hügelig bis an die Meeresküsten fort. Die Gebirge sind metallreich und mit herrlichen Wäldern bedeckt, zwischen ihnen liegen sehr fruchtbare Thäler; da, wo sich das Land von den Gebirgen gegen die Ebene senkt, findet man den trefflichsten Ackerboden. Hierauf folgt ein 10—15 Meilen breiter Sandstrich, welcher quer von Osten nach Westen durch das Königreich streicht, und, sich selbst überlassen, mit

Haide und zwischen durch mit Föhren bedeckt ist, größtentheils eine ebene Höhe, die aber nach Norden zu hügeliger wird. In den Tiefen liegen große Moore, und nur an den Bächen und Flüssen finden man fruchtbaren Wiesengrund, welcher sich an der Elbe, Oste, Weser, Aller und Ems zu den trefflichsten Marschgegenden ausdehnt. Unter den Flüssen nennen wir die Elbe, Weser, Aller, Leine und Ems. In den alten Erblanden des Königreichs Hannover waren vom 10. Jahrh. her vier Fürstenfamilien mächtig, die Braunschweigische, Nordheimische, Billungsche und Süplingburgische. Am Ende des 11. Jahrh. wurde die Erbtochter des Billungischen Hauses mit Heinrich dem Schwarzen aus dem mächtigen estisch-baierischen Hause der Guelfen oder Welfen verheirathet, und der aus dieser Ehe entsprossene Heinrich der Stolze verheirathete sich zu Anfang des 12. Jahrh. mit der Erbin der braunschweigischen, nordheimischen und süplingburgischen Besitzungen, so daß beider Sohn, Heinrich der Löwe (s. d. Art.), der mächtigste Fürst seiner Zeit in Deutschland war. Aber schon unter ihm ward die Macht seines Hauses gebrochen; sein Enkel, Otto das Kind, sah sich auf den Besitz von Lüneburg, Braunschweig, Calenberg, Grubenhagen und Göttingen beschränkt, welche er unter dem Namen des Herzogthums Braunschweig vom Kaiser zum Lehen nehmen mußte. Nachfolgende Theilungen unter mehrere Söhne schwächten dies Fürstenhaus noch mehr. Endlich fing man zu Anfang des 17. Jahrh. an, die Rechte der Erstgeburt geltend zu machen. Zufälliger Weise starben gerade damals mehrere Linien des braunschweigischen Hauses aus, und alle Besitzungen desselben fielen den Nachkommen, theils Heinrichs, theils Wilhelms, Söhnen Ernst von Celle (starb 1546) zu, so daß von ersterm die braunschweigisch-wolfenbüttelsche (s. Braunschweig-Wolfenbüttel), von dem andern die braunschweigisch-lüneburgische Linie gestiftet wurde. Die von Wilhelm (starb 1592) gestiftete jüngere Linie besaß anfangs nur den südlichen Theil des Fürstenthums Lüneburg, (das Furstenthum Celle); aber 1572 fiel ihm der größere Theil von Hoya, und 1586 Diepholz zu. Seine Söhne erhielten 1617 Grubenhagen, 1634 Calenberg und Göttingen, und 1642 den nordwestlichen Theil von Lünebnrg (die Aemter Harburg und Moisburg, seine Großsöhne 1670 auch den Rest des Fürstenthums Lüneburg, und 1689 das Herzogthum Lauenburg. Freilich hatten sie wieder getheilt, aber durch eine Heirath zwischen Georg, Sohn Herzogs Ernst August von Calenberg-Göttingen und Sophie Dorothea, Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Grubenhagen, wurden 1698 und 1705 die bisher genannten Landschaften alle unter Georg vereinigt. Sein Vater war 1692, unter dem Namen Churfürst von Braunschweig-Lüneburg, mit der Churwürde belehnt; er selbst folgte 1714, als Aeltergroßsohn Königs Jacob I. und nächster protestantischer Verwandter der Königin Anna v. England, dieser unter dem Namen Georg I., und seit jener Zeit besitzt dieses Haus zugleich die Herrschaft über Großbritannien und die über das Churfürstenthum, welches letztere noch 1715 durch Bremen und Verden, 1802 durch Osnabrück und 1814 und 15 durch Hildesheim und Ostfriesland, die Reichsstadt Goslar, einen Theil des Eichsfeldes, die Kreise Emsbühren und Meppen, die niedere Grafschaft Lingen, und die seit 1753 pfandweise besessene Grafschaft Bentheim vergrößert wurde; dagegen ward Lauenburg, bis auf den auf dem linken Elbufer gelegenen Theil desselben, und das vom Meklenburgischen und Lauenburgischen eingeschlossene Amt Neuhaus, an Dänemark, das Amt Klötze und einige andere kleine Bezirke aber an Preußen und an

Oldenburg, etwa 5000 Seelen des Hoyaischen und früher Stadt und Amt Wildeshausen, abgetreten. Zum Andenken der Gründung des Königreichs Hannover stiftete der jetzige König Georg IV. den Guelfenorden (12. Aug. 1815), welcher für Civil- und Militärpersonen bestimmt ist, und drei Classen, Großkreuze, Commandeurs und Ritter, hat. Die genannten Gegenden waren von sächsischen Stämmen bewohnt, als Carl der Große hier zuerst das Christenthum und einige Bildung verbreitete. Späterhin verfiel nach und nach die gemeine Freiheit zugleich mit der kaiserlichen Macht, und es kamen auch hier, wie überall in Deutschland, mächtige Herren geistlichen und weltlichen Standes auf. Aber auch bürgerliches Gewerbe kam auf; die Bergwerke des Harzes und die lüneburgischen Salzquellen wurden entdeckt, ein bedeutender Waarenzug begann, wobei Bardowick und Gandersheim vorzüglich gewannen; Heinrich der Löwe begünstigte diese Betriebsamkeit, so hart er auch widerspenstige Städte bestrafte (Zerstörung von Bardowick 1189); er rief niederländische Anbauer in das Land, die fruchtbaren Marschgegenden an der Weser einzudeichen. Die fast hundertjährigen Streitigkeiten nach seinem Tode ließen die Vortheile und den Schutz, welche das gemeinsame Leben in befestigten Orten gewährt, doppelt lebhaft empfinden, und schnell entstand eine große Menge bürgerlicher Gemeinwesen, und manche derselben blüheten zu angesehenen Städten empor. So fand die in der Nachbarschaft entstandene Hansa hier willkommene Aufnahme; von den 85 Städten, welche die Verbindung bildeten, lagen 13 im jetzigen Königreich Hannover, 2 im jetzigen Herzogthum Braunschweig. Der Reichthum und die Macht, welche die Städte in diesen Zeiten gewannen, hatten auch auf die ständischen Verhältnisse großen Einfluß. Wenn die Fürsten sich bis dahin nur mit geistlichen und weltlichen Freiherren auf sogenannten Landtagen berathen hatten, so sahen sie jetzt sich genöthigt, städtische Abgeordnete gleichfalls zu denselben zu ziehen. So galten z. B. gegen Ende des 14. Jahrh. auf den lüneburgischen Landtagen die Abgeordneten der drei großen Städte eben so viel als die gesammten Freiherren. Aber die Hansa verfiel, durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ostindien bekam nun der Welthandel eine andere Gestalt, und die Fürsten suchten, zum Nachtheil der mächtigen freien Städte, den Verkehr und Betrieb der ihnen unterworfenen Landstädte empor zu bringen. Die Reformation fand bei dem Bürgerstande und dem Landvolke fast allgemeinen Beifall; unter den Magistraten der Städte, den adeligen Geschlechtern und Fürsten waren dagegen viele, die sich ihr widersetzten, so daß lebhafte Bewegungen, zuletzt förmliche Kriege entstanden. Doch wurde der Reformation, durch die Bemühungen Erichs des Bekenners von Lüneburg, und besonders Julius Carls von Braunschweig-Calenberg (des Stifters der Universität Helmstädt) Festigkeit und Bestand gegeben. Die neuen Verhältnisse zwischen Fürsten, Ständen und Volk, welche nach nach und nach eingetreten waren, entwickelten sich vollkommen durch den 30jähr. Krieg, dessen Geißel diese Länder mehr als einmal in vollem Maße fühlten. Indessen begann mit dem Anfange des 18. Jahrh. für den braunschweig-lüneburgischen (hannöverischen) Staat eine Zeit bis dahin noch nicht erlebter Blüthe. Kammer- oder Privatschulden der Fürsten sind seit jeder Zeit durchaus nicht gemacht und auf das Land gewälzt worden; vielmehr wurde der größere Theil dessen, was die von der Kammer verwalteten reichen Domänen aufbrachten, zur Unterhaltung der Kriegsmacht und anderer Landesanstalten verwendet.

Steuern wurden nie anders als nach Berathung und Bewilligung der Stände ausgeschrieben; mit denen sich der Fürst überhaupt über alle wichtige Gegenstände der innern Verwaltung berieth. So wie man einen großen Theil der zur Reformationszeit eingezogenen geistlichen Güter zu Unterrichtsanstalten verwendet hatte, so wurde auf diese auch jetzt fortdauernd viel verwendet. Mehrere Schulanstalten wurden neu errichtet oder vervollkomnet, z. B. das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritterakademie zu Lüneburg. Die 1737 eröffnete Universität Göttingen fand bald nicht mehr ihres Gleichen unter allen übrigen Lehranstalten ähnlicher Art, und erwarb sich das Verdienst, die Wissenschaften mit Besonnenheit und Vernunft zu pflegen. Wohlthätig in ihren Wirkungen waren die Verbesserungen der niedern Schulen, zu denen das im J. 1750 zu Hannover, anfangs von einem Privatmann gestiftete, dann aber von der Regierung zweckmäßig unterstützte Seminar für Lehrer niederer Schulen, und die zuerst in Deutschland, von Sextro und Wagemann zu Göttingen errichteten Industrieschulen ein Großes beitrugen. Für die Dotation der Elementarschulen geschah bisher wenig. Viel Unglück brachte über Hannover der siebenjährige Krieg. Für die Blüthe des Meierwesens geschah viel, weniger für die Verbesserung des Schicksals der Meier, jedoch einiges für die Domainenbauern. Die Ruhe, welche Norddeutschland 30 Jahre hindurch genoß, der, besonders durch die Zunahme des englischen und nordamerikanischen Handels, um mehr als das Doppelte vergrößerte Verkehr der Städte Hamburg, Bremen und Altona mit dem innern Deutschlande, welcher zum größten Theil durch das Hannöverische betrieben wurde, und von 1792 bis 1803, durch die Zerstörung des Handels von Frankreich, Holland, den Rheingegenden u. s. w., zu einer unerhörten Höhe stieg; der Anbau wüster Stellen (im Bremischen wurde 1760 die Urbarmachung des Teufelsmoors begonnen, und auf demselben, wo sonst keine menschliche Wohnung war, leben jetzt 10—12,000 Menschen, — im Lüneburgischen wurde seit den letzten 25—30 Jahren der artbare Boden fast um ein Drittheil vermehrt) von der Regierung theils durch unmittelbare Unterstützung der Anbauer, theils durch Begünstigung der Gemeinheitstheilungen befördert. Die Gemeinheitstheilung ging aber dort sehr langsam. Seit dem Frühjahr 1793 hatte Hannover an dem Kriege gegen Frankreich thätigen Antheil genommen. Durch den Umstand, daß England die Truppen besoldete, wurde diese Anstrengung der Landeskräfte nicht wenig erleichtert. Erfreulich war es den Bewohnern, als die Regierung sich in die Maßregeln des preußischen Hofes fügte, welcher mit den Franzosen Frieden geschlossen und versprochen hatte, die Neutralität des nördlichen Deutschlands mit gewaffneter Hand zu schützen (17. Mai 1795). Ganz Norddeutschland, und also auch Hannover, hat durch den verstärkten Zug des Welthandels, welcher hinter der Schutzwehr jener Neutralitätslinie getrieben wurde, bedeutend gewonnen. Manver säumte aber, die freilich ansehnlichen Cordonskosten (über 3 Millionen) sofort durch neue Abgaben zu decken. Als im Frühjahr 1801 zwischen England und den nordischen Mächten Streitigkeiten entstanden waren, wollte Preußen den hannöverischen Landen nicht einmal Neutralität zugestehen, sondern besetzte dieselben als feindliches Gebiet. Der Tod Pauls von Rußland und die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich (23. März und 1. Oct. 1801) veränderten die Lage der Dinge; die preußischen Truppen verließen Hannover wieder. Indessen hatte Buonapartes Umsichgreifen einen Bruch zwischen England und Frankreich herbeigeführt. Er gab ihm eine bequeme Gelegenheit, seine

Plane zunächst über Hannover, dann über ganz Norddeutschland auszudehnen. Unter Mortier näherte sich ein französisches Heer. Zum Widerstande zu schwach, schloß man mit dem feindlichen General die berüchtigte Convention zu Suhlingen (3. Jun. 1803), von welcher die Convention auf der Elbe bei Artlenburg (5. Jul. 1803) eine fast unausbleibliche Folge war. Vermöge derselben mußte das hannöverische Heer gänzlich aus einander gehen, nachdem es Festungen, Waffen, Kriegsgeräth und Pferde dem Feinde überliefert hatte; das Land mußte die französischen Truppen besolden, unterhalten und beritten machen, mußte sich zu unbestimmten Kriegssteuern verpflichten u. s. w. Eine Deputation aller Landstände trat zusammen, um das Land gegen den feindlichen Befehlshaber zu vertreten, und eine vollziehende Commission wurde von ihm ernannt, um seine Befehle im Lande zu vollziehen. 1805 zeigte sich einige Hoffnung der Erlösung. Zwischen Oesterreich, Rußland, Schweden und England wurde ein mächtiges Bündniß verabredet, und man hoffte auch Preußen zum Beitritt zu bewegen. Statt dessen erklärte Preußen (1. April 1806): Hannover sei von Frankreich gegen Anspach, Cleve und Neufchatel an Preußen abgetreten und auf immer und ewig mit diesem vereinigt, damit es in dieser Verbindung die Sicherheit fände, welche seine bisherigen Fürsten ihm nicht gewähren könnten. Schon im nächsten Jahre fiel indeß auch Hannover wieder in Napoleons Hände. Dieser löste jetzt seine bis dahin noch bestandene innere Verfassung auf, gab einen Theil desselben zu dem neugeschaffenen Königreiche Westphalen, und ließ das übrige durch einen Generalgouverneur verwalten. Die feindliche Besetzung hatte von 1803 bis zu diesem Zeitpunkte (1808) die Schulden des Landes um 5 Millionen Thaler vergrößert. Nun wurden freilich keine neuen Landesschulden gemacht, das Land aber auf andere Weise mehr noch wie bisher gedrückt und ausgesogen. Anfangs 1810 ward plötzlich das ganze Churfürstenthum, mit Vorbehalt des Lauenburgischen, Westphalen zugeschrieben, und kaum hatte man angefangen, es zu diesem Zwecke einzurichten, da zog Napoleon (Ende 1810), eben so unerwartet, Lauenburg gegenüber von der Elbe ab, einen Strich in südwestlicher Richtung quer durch das Königreich Westphalen, und alles, was nördlich derselben lag, wurde mit den Hansestädten, dem Oldenburgischen u. s. w. unter dem Titel der hanseatischen Departements dem großen Kaiserreiche einverleibt. Die Unzufriedenheit stieg nun von Tage zu Tage, und als im Frühjahr 1813 die Russen in Norddeutschland erschienen, war alles zum Aufstande reif. In den nördlichen Theilen brach dieser sogleich aus, und half die Franzosen verscheuchen, aber als sie verstärkt wiederkehrten und ungeachtet der Niederlage bei Lüneburg (2. April 1813) sich wieder festgesetzt hatten, da mußte das Land ihre schwere Hand doppelt fühlen. Die Schlacht an der Görde (16. Sept.) befreite den nördlichen, Czernitscheffs Zug nach Cassel und die Folgen der Schlacht bei Leipzig auch den südlichen Theil. Am 4. Nov. 1813 übernahm das Staats- und Cabinetsministerium zu Hannover wieder die Regierung des Landes, an dessen Spitze der Herzog Adolph von Cambridge als Generalgouverneur des Königreichs steht. Es berichtet an den König, und empfängt von demselben veranlaßte oder unveranlaßte Befehle zur weitern Ausführung; in geringeren Dingen verfährt es nach eignem Ermessen. Indeß ist es jedermann erlaubt, sich in andern als in Justizsachen, unmittelbar an den König zu wenden. Unter dieser Oberregierung stehen verschiedene Provinzialregierungen. Die Justiz wird in erster Instanz theils von königl. Aemtern,

Gerichtsschulzen, Gogräfen, Garnisonsgerichten u. s. w., theils von Patronatgerichten verwaltet, welche letztere theils von geistlichen und weltlichen Gutsbesitzern, theils von den Städten ernannt werden. In den größern Städten hat man noch besondere Ober- und Untergerichte. In zweiter Instanz sprechen das Generalkriegsgericht in Militärsachen, und in den übrigen verschiedene Justizkanzleien, welchen letztern auch die eines privilegirten Gerichtsstandes Genießenden unmittelbar unterworfen sind. Endlich ist ein Oberappellationsgericht zu Celle, welches in letzter Instanz spricht. In einiger Hinsicht behielt man aber die in der Occupation eingerichteten Steuern bei. Bei der Eröffnung des ersten allgemeinen Landtages (15. Decbr. 1813) erklärte der Prinz Adolph, „diese Versammlung solle seinem Bruder für Hannover dasselbe sein, was für Großbritannien das Parlament ist.“ Die Gegenstände, welche dem allgemeinen Landtage zur Berathung vorgelegt wurden, waren groß und mannichfaltig. Er sollte urtheilen über den Umfang und die Anerkennung der während des feindlichen Besitzes gemachten Landesschulden, über die Vereinigung des bisher abgesonderten Schulden- und Steuerwesens der einzelnen Provinzen zu einer Schuldenmasse und einem Steuersysteme des ganzen Landes, über die Einrichtung eines ganz neuen Steuersystems, über die Mängel des Justizwesens und die Mittel, diese abzustellen; späterhin wurde über die Einrichtung der Landwehr mit ihm unterhandelt u. s. w. Die Schulden aller Provinzen wurden 12 — 13 Mill. Thaler angeschlagen; doch hatte man über 3,700,000 Thaler von fremden Mächten zu fordern. Zu der allgemeinen Ständeversammlung waren berufen 10 Deputirte ehemaliger geistlichen Stiftungen, 43 Deputirte des Adels, 29 Deputirte der städtischen Magistrate, 3 Deputirte der unadeligen freien Landbesitzer. Wenn in der Zusammensetzung der Landesstände der Adel sehr begünstigt ward, so folgte die Regierung darin einem alten Herkommen, in andern Dingen fand sich diese Begünstigung nicht mehr so sehr wie ehemals. Adelige Güter bleiben etwas milderen Steuern wie alle übrige unterworfen, der Adel ist zur Landwehr und zum Landsturm wie alle übrige verpflichtet. Mehrere Männer unadeliger Geburt haben sehr bedeutende Staatsämter erhalten, einige solche, mit denen das Prädicat Excellenz verbunden ist; einer ist Chef des Justizdepartements in der obersten Landesregierung geworden; mehrere sind zu Commandeurs des neuerrichteten Guelfenordens ernannt, viele zu Rittern desselben, welches alles vormals unerhört gewesen wäre. Den Flächeninhalt des Königreichs schätzt man auf 718 Q. M., und seine Bevölkerung auf 1,400,000 Einwohner. Ackerbau ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner; durch die Leichtigkeit der Ausfuhr bei guten Ernten, so wie durch den durchgehenden Handel und den Verbrauch der naheliegenden Seestädte wird derselbe sehr belebt. Die kornreichsten Provinzen sind Hildesheim, Göttingen, das südliche Calenberg, die niedrig gelegenen Theile von Grubenhagen, die Marschgegenden an der Elbe, Jeetze, Oste, Weser, Aller und Leine, ein Theil von Osnabrück und Ostfriesland; in den Marschgegenden überhaupt ist die Viehzucht vielleicht noch bedeutender als der Ackerbau. Hin und wieder gibt es sehr gute Pferde, und nirgends wird mehr Bienenzucht getrieben, als in den Haidegegenden von Lüneburg, Bremen und Verden. An Bau- und Brennholz mangelt es auch nicht, da der Harz, Solling, Deister u. s. w. und selbst einige Gegenden des ebenen Landes mit herrlichen Wäldern bedeckt sind, und sich hin und wieder Steinkohlen, sehr reichlich aber Torf findet, mit welchem (vor-

züglich aus dem Bremischen) Hamburg, Altona und Bremen zum Theil versorgt werden. Auch Salz ist reichlich vorhanden. Auf dem Harze finden sich alle Arten von Metallen, und obgleich der Gewinn der edlen Metalle wenig oder gar keine Ausbeute mehr gewährt, so ernähren sich doch damit 15,000 bis 20,000 Menschen. Die natürlichen Erzeugnisse des Landes werden freilich überall verarbeitet, auch manche derselben verarbeitet ausgeführt (besonders Garn und Leinwand), ja hin und wieder findet man auch eigentliche Fabriken, allein glücklicher Weise nirgends Gegenden, die hauptsächlich von Fabriken und Manufakturen leben; also auch nirgends das Elend, welches, bei der geringsten Veränderung in den Preisen, diese Erwerbsarten so unglückbringend macht. Eine eigentliche Handelsstadt besitzt Hannover seit kurzem in Emden. Emdens Entfernung von den reicheren Provinzen und der Mangel einer Schifffahrt aus der Nieder-Ems in die Niederweser durch einen Kanal, ist aber Schuld daran, daß sie niemals das für Hannover werden kann, was es für Preußen war. Auch war in keinem andern Lande die preußische Regierung so ausnehmend populär als in Ostfriesland, wo sie fast nur schützte und kaum regierte. Ueberdies findet sich größtentheils nur durchgehender und Zwischenhandel, der aber großen und mannichfaltigen Gewinn von der einen Seite abwirft, von der andern aber der Hauptgrund war, warum Churhannovers Erblande die unbevölkertsten Provinzen in Deutschland außer Mecklenburg geblieben sind. Das Volk ist das wahrhaft reichste, das sich vom eigenen Boden und dessen Produktenveredlung ernährt. Die Frachtfuhre durch ein Land verdirbt den Landmann als Landmann, und noch mehr die aus Hannover so häufigen Auswanderungen der Tagelöhnerklasse nach den Niederlanden im Sommer, wegen Arbeitsmangel aus einem Staate, der so viele Haiden und Moore nutzlos zur schlechten Schaafweide liegen ließ und nicht einmal wie in Mecklenburg und Brandenburg mit Waldung besaamte. Es fehlt in den nördlichen Provinzen an guten Landstraßen. Die Karte der Länder zwischen der Elbe und Weser, Trave und Hunte von Hogrewe und Heiliger, 6 große Blätter 1812, ist das Beste, was man bis jetzt über das Königreich hat. Die Ankündigung einer neuen Karte von W. Müller, General-Quartiermeister-Lieutenant, welche einen Maßstab von $1\frac{1}{16}$ Zoll auf die Meile erhalten wird, verspricht sehr viel. Für die hannöverische Geschichte gibt es eine große Menge von Sammlungen nnd Vorarbeiten, auch vortreffliche Bearbeitungen einzelner Theile. Das Ganze ist noch am besten in Steffens Geschichte des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg vorgetragen, doch zu sehr nur Geschichte der Fürsten. K. Venturinis vaterländische Geschichte, 4 Thle. Braunschweig 1805 bis 1809, ist ohne historische Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen; die neuesten Zeiten der hannöverischen Geschichte sind ohne Kenntniß der innern Verfassung und einzig nach den zwischen 1803 — 1806 erschienenen Flug- und Streitschriften bearbeitet.

Hannover, Hauptstadt des im vorigen Art. beschriebenen Landes, an der Leine, die von hieraus schiffbar wird, in einer ebenen, wohlangebauten Gegend. Sie gehört zu den ältesten Städten des Landes, und war im Mittelalter Mitglied der Hansa. Die Altstadt, der ein besonderer Magistrat vorsteht, hat größtentheils krumme und enge Straßen, ohne schöne öffentliche Plätze. Nach und nach sind die Neustadt und die Aegidienneustadt angebaut, von denen die erstere einen besonderen Magistrat hat, beide sind viel schöner und regelmäßiger ge-

baut. Ihren jetzigen Flor hat die Stadt ihrem Verhältnisse zu dem Lande zu verdanken, als Sitz der höchsten Behörden. Das Schloß war während der Zwischenregierung in eine Caserne verwandelt worden. Merkwürdig sind die Münze, das Zeughaus, die Marställe, das Rathhaus mit einer guten Bibliothek, die große königliche Bibliothek mit dem Archive, beides an der Esplanade, auf welcher Leibnitzens Büste von Marmor unter einer Kuppel von antiker Form aufgestellt ist, die kleine, aber geschmackvolle catholische Kirche u. s. w. Einige Fabriken und Manufacturen sind hier vorhanden; bedeutender aber ist der Handel, theils eigener, vorzüglich mit Landeserzeugnissen, theils durchgehender, besonders von und nach Bremen. Unweit der Stadt liegen die königlichen Lustschlösser Montbrillant und Herrenhausen, das letztere mit einem steifen Lustgarten, aber sehenswürdigen Wasserkünsten und einem merkwürdigen botanischen Garten. Ferner der gräflich Wallmodensche Garten mit schönen Kunstsammlungen. Hannover hat 2100 Häuser und 25,000 Einwohner. C — e.

Hans Folz, s. Folz.

Haus Rosenblüt, s. Rosenblüt.

Hans Sachs, s. Sachs.

Hansa oder Hanseatischer Bund. Gegen die Mitte des 13. Jahrh. waren Meer und festes Land mit Räubern bedeckt. Der deutsche Handel, ungeachtet der allenthalben verbreiteten Factoreien Italiens, blühte zwar selbst während des Faustrechts; allein er war allen äußern Anfällen Preis gegeben, als die Kaufleute das Recht verloren, mit bewaffnetem Gefolge reisen zu dürfen, und das königliche Geleit sich blos in eine Geldabgabe ohne wirklichen Schutz verwandelte. Hamburg und Lübeck, die, nebst Bremen, schon seit den Ottonen in großem Ansehen standen, hatten damals zugleich einen großen Feind in Woldemar, dem Könige der Dänen, dem sie sich aber kräftig entgegensetzten. Dieser Umstand und die Sicherstellung der den Seeräubern stets mehr ausgesetzten Elbfahrt, so wie die zunehmende Unsicherheit der Landstraßen, veranlaßten zuerst 1239 zwischen Hamburg, den damals freien Ditmarsen und den Hadelern einen Vertrag, und 1241 zwischen Hamburg und Lübeck die Errichtung eines Bündnisses, wodurch sie sich gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe, besonders auch gegen die der Adeligen, verpflichteten. Diesem Vereine trat 1247 Braunschweig bei, welches von jenen beiden Städten als Niederlage benutzt wurde; denn während Italien im Besitze des levantischen und indischen Handels war, hatte sich von da eine Handelsstraße über Deutschland, durch die Oberpfalz, Franken, ostwärts am Harz weg über Braunschweig nach Hamburg gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaren der Rhein benutzt wurde. So gehörte denn Braunschweig vorzugsweise in das Interesse der verbündeten Handelsstädte, denen sich bald eine große Anzahl anderer Städte beigesellte. Dieser Verein erhielt vorzugsweise den Namen „Hansa;" denn dieses Wort bedeutete in der damaligen altdeutschen Sprache an und für sich: einen zur wechselseitigen Beihülfe geschlossenen Bund. Diese Hansa zählte in kurzer Zeit so viele Mitglieder, daß schon 1260 der erste Bundestag zu Lübeck gehalten wurde, welche Stadt das Haupt des ganzen Bundes war; denn in ihr wurden die regelmäßigen Versammlungen aller vereinigten Städte von drei zu drei Jahren, jedesmal um Pfingsten, wie auch die außerordentlichen Zusammenkünfte gehalten; dort war das allgemeine Archiv des Bundes. Die Zahl der Hansestädte war nicht immer dieselbe; ihre höchste Zahl belief sich auf

85, deren Namen wir hier in alphabetischer Ordnung anführen, ohne uns auf eine kritische Untersuchung der Zeiten, in welchen sie zum Bunde traten oder wieder davon abgingen, einzulassen. Sie heißen: 1. Anklam in Pommern; 2. Andernach im Erzstifte Cöln; 3. Aschersleben, im Stifte Halberstadt; 4. Berlin; 5. Bergen, in Norwegen; 6. Bielefeld, in Westphalen; 7. Boldward, in Friesland; 8. Brandenburg; 9. Braunsberg, in Preußen; 10. Braunschweig; 11. Bremen; 12. Burtehude, im Stifte Bremen; 13. Campen, in Oberyssel; 14. Colberg; 15. Cöln am Rhein; 16. Coesfeld, in Münster; 17. Cracau, in Polen; 18. Culm, in Preußen; 19. Danzig; 20. Demmin, in Pommern; 21. Deventer, in Oberyssel; 22. Dorpat, in Liefland; 23. Dortmund, in Westphalen; 24. Duisburg, in Cleve; 25. Einbeck am Harz; 26. Elbing, in Preußen; 27. Elburg, in Geldern; 28. Emmerich, in Cleve; 29. Frankfurt an der Oder; 30. Golnow, in Pommern; 31. Goslar, am Harz; 32. Göttingen; 33. Gröningen; 34. Greifswalde, in Pommern; 35. Halle, in Sachsen; 36. Halberstadt; 37. Hamburg; 38. Hameln, im Hannöverischen; 39. Ham, in Westphalen; 40. Hannover; 41. Harderwyk, in Geldern; 42. Helmstädt, in Braunschweig; 43. Hervorden, in Westphalen; 44. Hildesheim; 45. Kiel, in Holstein; 46. Königsberg, in Preußen; 47. Lemgow, in Westphalen; 48. Lixheim im Lothringischen, an der Grenze von Elsaß; 49. Lübeck; 50. Lüneburg; 51. Magdeburg; 52. Münden, im Hannöverischen; 53. Münster; 54. Nimwegen, in Geldern; 55. Nordheim; 56. Osnabrück; 57. Osterburg, in der Altmark; 58. Paderborn; 59. Quedlinburg, am Harz; 60. Reval; 61. Riga; 62. Rostock; 63. Rügenwalde, in Pommern; 64. Rüremonde, in Geldern; 65. Salzwedel; 66. Seehausen, in der Mark Brandenburg; 67. Stendal, ebendaselbst; 68. Stade, in Bremen; 69. Stargard, in Hinterpommern; 70. Stavern, in Friesland; 71. Stettin, 72. Stolpe, und 73. Stralsund, in Pommern; 74. Soest, in Westphalen; 75. Thorn in Preußen; 76. Venlo, in Geldern; 77. Uelzen, im Lüneburgischen; 78. Unna, in Westphalen; 79. Warberg, in Schweden; 80. Werben, in der Altmark; 81. Wesel, in Cleve; 82. Wisby, auf Gothland; 83. Wismar, in Meklenburg; 84. Zütphen; 85. Zwoll, in Geldern. Diese Städte wurden in vier Classen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Zu der ersten Classe gehörten die wendischen und überwendischen Städte, deren Quartierstadt Lübeck war; zu der zweiten die clevischen, märkischen, westphälischen und die vier in den östlichen der burgundischen Regierung nicht unterworfenen Niederlande gelegenen Städte, mit der Quartierstadt Cöln; zu der dritten Classe die sächsischen und mark-brandenburgischen Städte, deren Quartierstadt Braunschweig war; zu der vierten endlich gehörten die preußischen und liefländischen Städte, die Danzig zur Quartierstadt hatten. (Zu andern Zeiten theilten sie sich auch in drei Drittel.) Zugleich wurde die Errichtung vier großer Comptoire oder Niederlagen im Auslande beschlossen, und sie kamen auch zu London, 1250, zu Brügge 1252, zu Nowogorod 1272 und zu Bergen 1278 zu Stande. Königliche und fürstliche Freibriefe gaben dem Ganzen seine eigentliche Festigkeit, und 1364 wurde eine förmliche schriftliche Bundesacte zu Cöln abgefaßt. Ueberhaupt erlangte der Bund im 14. Jahrh. eine hohe politische Wichtigkeit, denn aus und in ihm entwickelte sich zuerst die in alle Verhältnisse eingreifende Handelspolitik, von der kein Fürst damals eine Ahnung hatte. In seiner Einrichtung sprach der wahre Zweck des Vereins sich nun reiner und bestimmter aus: sich selbst, Gewerb und

Handel gegen Räubereien zu schützen, den Handel der Verbündeten im Auslande zu schirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel ausschließlich an sich zu bringen, die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesstädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagsatzungen, Bundestage und Schiedsrichteramt zu steuern, und endlich die von den Fürsten erhaltenen Rechte und Freiheiten zu behaupten, und wo möglich zu mehren und zu erweitern. Zu der innern Einrichtung des Bundes gehörte auch, daß nach einem Matricularanschlag gewaffnete Mannschaft und Schiffe, oder statt dessen in gewissen Fällen baares Geld, sodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte besondere Justizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denselben, so nannte man das verhanset; auf den auswärtigen Comptoiren herrschte eine fast klösterliche Zucht, die selbst bis zur Ehelosigkeit der Factore, Kaufgilden-Meister und Gesellen stieg. Die Gesetze für die Pelzhändler-Agenten im Innern Nordamerikas, für die englischen West- und Hudsonsgesellschaften haben noch jetzt manche Aehnlichkeiten mit den hanseatischen Comptoirgesetzen. Durch ein strenges Festhalten dieser in jene vier Hauptzwecke sich spaltenden Richtung und ihrer innern Ordnung erlangte die Hansa, ungeachtet sie von Kaiser und Reich nie förmlich anerkannt worden, ein großes Ansehen, und man kann wohl sagen, daß Könige und Fürsten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geschichte desselben gar viele Belege sich finden. So genossen die Städte der Hansa in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieser Staaten erlangte je ein solches Vorrecht. Der große Zwischenhandel der Hansa war eine Hauptquelle ihres immer wachsenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunct in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre; und so ward sie bald Herrscherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meere. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar III. von Dänemark, war die Hansa siegreich, sie setzte den König von Schweden ab, und verlieh seine Krone dem Herzog Albrecht von Meklenburg; sie rüstete 1428 eine Flotte von 248 Schiffen, mit 12,000 Streitern gegen Copenhagen aus; ein Bürgermeister in Danzig, Namens Niederhoff, durfte dem König Christian von Dänemark den Krieg erklären; England, Dänemark und Flandern schlossen mit dem Bunde Verträge zum bessern Gedeihen ihres Seehandels; sie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Ost- und Nordsee, wobei sie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualienbrüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrecht vorbaute; ihr verdankte man die Anlegung schöner Wasserstraßen und Canäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichtes im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. Der blühende Zustand der Hansa war aber natürlich von der Fortdauer der Umstände abhängig, welche ihre Errichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umstände verschwanden. Als daher die Land- und Seestraßen nicht mehr unsicher waren, die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Bürgschaft für die öffentliche Sicherheit gewährte; als die Fürsten die Wichtigkeit der Handelsvortheile ihrer eigenen Staaten begreifen lernten, und auf die Herstellung einer auf eigne Schifffahrt gegründeten Seemacht ihre Sorgfalt zu verwenden anfingen; als die zum Bunde gehörigen Landstädte einsahen, daß die herrschenden Seestädte eigentlich

ein von ihnen ganz abgesonbertes Interesse erhalten hatten, und sie von diesen endlich mehr als Mittel benutzt wurden; als die Seestädte aufhörten, die alleinigen Meister der Ostsee zu sein, und die deutschen Fürsten auf den Gedanken kamen, die einzelnen Landstädte sich gänzlich zu unterwerfen, um von ihrem Handel den möglichsten Vortheil für sich selbst zu ziehen, wozu sie vorzüglich von Kaiser Carl V., der die Handlung seiner Niederlande zu heben trachtete, und daher dem Bunde nicht wohlwollte, auch die Macht der Senate, die wenige Mitglieder aus dem Handelsstande zählten und dessen Interesse weniger als die Bürgerschaft beherzigten, immer mehr gereizt wurden; als die Entdeckung von Amerika eine gänzliche Umwälzung im Handel verursachte: da nahte sich stufenweise der Augenblick des Verfalls und der gänzlichen Auflösung des Bundes. Im J. 1630 wurde der letzte Hansetag zu Lübeck ausgeschrieben, an welchem die feierliche Lossagung der einzelnen Städte vom Bunde erfolgte. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden sich aufs neue, und in einzelnen Fällen trat auch Danzig ihnen bei, ohne jedoch unter dem Namen der Hansestädte ferner mit begriffen zu werden. Vergl. Bremen, Hamburg, Lübeck und Freie Städte.

Hänseln bezeichnet die bisher vornehmlich unter den Gesellen mehrerer Handwerke üblich gewesenen Neckereien und Scherze, welchen derjenige unterworfen war, der einen Ort, wo dieser Hänselgebrauch herrschte, zum erstenmale besuchte. Sie bestanden in manchen unsaubern und unfeinen Possen, welche, so wie der Name, sich von der Hansa herschreiben, in deren auswärtige Comptoire man in alten Zeiten unter ähnlichen Kasteiungen aufgenommen wurde. Die bei dem Lossprechen der Lehrbursche üblichen Gebräuche rühren ebenfalls daher.

Hanswurst ist die Benennung eines ehemals stehenden grotesk-komischen Characters der deutschen Bühne. Woher er seinen Namen habe, ist ungewiß, wahrscheinlich aber eine Bemerkung Addisons auf denselben anwendbar. „Es gibt," sagt er, „eine Art von Lustigmachern, die der Pöbel in allen Ländern bewundert und so sehr zu lieben scheint, daß er sie, nach der gemeinen Art zu reden, aufessen möchte. Ich meine jene herumziehenden Possenreißer, welche jedes Volk nach demjenigen Gericht benennt, das ihm am liebsten ist. In Holland nennt man sie Pickelheringe, in Frankreich Jean Potage, in Italien Maccaroni, von einer Art sehr beliebter Nudeln, in England Jack Pudding." Man sieht leicht, wie sich Hanswurst in Deutschland an jene Sippschaft anreiht, und kann ihn deshalb für ein vaterländisches Original halten. Die älteste Erwähnung desselben ist in einem Werke Luthers von 1541 gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, welches den Titel führt: Wider Hannswurst. Er sagt darin: „dies Wort ist nicht mein, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug sein wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt." Hieraus erhellt, daß der Name über Luthers Zeit hinausreicht, und daß auch sein Character schon damals bestimmt gewesen. Aus folgender Stelle: „wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hanswurst, daß er von Gottes Gaben stark, fett und völliges Leibes ist," kann man schließen, daß man ihn gern mit einem wohlgemästeten Körper gewählt habe. Bei seiner Tölpelei also auch ein Fresser, dem es bekommt. Harlekin ist auch ein Fresser, aber dem es nicht so ansetzt, damit er schlank, leicht und

geschmeidig bleibt (Lessings theatr. Nachlaß, Th. I. S. 47.). Aus diesem Umstande dürfte man vielleicht einen Schluß auch auf die Verschiedenheit des Witzes und ganzen Benehmens beider grotesker Charactere ziehen. Indeß auch so wie er war, blieb Hanswurst Jahrhunderte lang ein Liebling des schaulustigen deutschen Volks. Anfangs sprach er wol blos aus dem Stegreif, wie in der Commedia dell' arte der Italiener, und kam erst späterhin in geschriebene Stücke. Die älteste Komödie, worin er vorkommt, ist ein Fastnachtsspiel vom kranken Bauer und einem Doctor, von 1553, dessen Verfasser Peter Probst, ein Zeitgenosse und Nacheiferer Hans Sachsens war. In Georg Rolls Komödie vom Fall Adams (1573) steht er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stück, der verlorne Sohn, von 1692, prügelt er sich mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum. Erst aber vom Anfang des vorigen Jahrh. an finden wir Spuren von Schauspielern, welche diesen Character auch mimisch auszubilden beflissen waren. Joseph Anton Stranitzky, ein Schlesier von Geburt, trat 1708 zu Wien als Nebenbuhler der italienischen Komiker auf, nationalisirte ihre Buffonerien, und stellte den Hanswurst als das Zerrbild Harlekins in eigener Person mit großem Beifall dar. Er wählte sich den Character und die Tracht eines salzburgischen Bauern, und verwandelte damit den dicken, plumpen, gefräßigen Tölpel in einen zwar einfältigen, aber dabei possirlichen Bauer. Um sich von der Art seiner Darstellungen selbst zu überzeugen, sehe man nur seine Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi (Wien 1722) nach. Vergl. Nicolais Beschreibung einer Reise durch Deutschland. Bd. 4. Seite 566 ff. Nächst ihm war Gottfried Prehauser berühmt, welcher 1720 zuerst die Pritsche nahm, die er, ein Mann von nicht gemeinen komischen Talenten, nachher mit vielem Ruhm führte, bis 1759 mit ihm der Hanswurst in Wien ausstarb. Unter den übrigen berühmten Schauspielern Deutschlands, die noch in dieser Rolle auftraten, verdienen ausgezeichnet zu werden: Schönemann und Franz Schuch. Durch letztern reicht Hanswurst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrh. herein, wo ihn von mehreren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Pendel, in Berlin Schönemann selbst, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottscheds Bemühungen, und nun verschwand er gänzlich von der Bühne. Viele priesen darum die deutsche Bühne glücklich, manche nahmen sich des Vertriebenen an. Unter die letztern gehört Lessing, welcher die Geschmacksreinigung des Hanswurstes vom Theater für die größte Hanswurstiade erklärte. Man vergesse bei dieser ganzen Untersuchung nicht, daß man von dem Gesichtspunkt ausgehen müsse, Hanswurst gehöre einer eigenen Gattung des Komischen, der Groteske, an, eben so wie Harlekin und dessen Verwandte. dd.

Hanway (Jonas), ein thätiger Kaufmann, Gelehrter und wahrer Menschenfreund, geb. zu Portsmuth 1712, woselbst sein Vater Seeoffizier war. Die Handlung lernte er als Waise in Lissabon von 1729, setzte sich hernach in London als Kaufmann und wurde endlich Compagnon eines englischen Hauses in St. Petersburg. Hier interessirte ihn besonders der russische Handel über das caspische Meer nach Persien, weswegen ihn die englische Factorei nach Persien mit einer Waarencaravane absandte. 1750 kam er von dieser Reise über das europäische Festland nach England zurück. Er bereicherte die Geschichte, Geographie und Handelswissenschaft durch seine Reisebeschrei-

bung, in 4 Quartbänden mit Kupfern, die ins Deutsche und Holländische übersetzt, viele Auflagen erlebte. Von nun an wirkte er thätig zur Verminderung des Menschenelends. In Verbindung mit John Spranger verschaffte er London schönere und gesunde Straßen, gründete eine Marinegesellschaft zur Bildung junger Seeleute, sorgte für die Erziehung armer Jugend, wurde 1758 Vorstand des londoner Findelhauses und brachte es dahin, daß jedes Kirchspiel die Kinder seiner Armen selbst ernähren mußte. 1761 bewirkte er durch seine acht Briefe an Lord Newcastle die Verminderung der Gesindetrinkgelder. Er wirkte viel zur Verbesserung des Magdalenen-Hospitals und andrer gemeinnützigen Anstalten. 1762 wurde er aus gemeinnützigen Absichten Proviantcommissär der Flotte, gründete Sonntagsschulen für dürftige Kinder und verbesserte die Sclaverei der Schornsteinfegerjungen. bis er seinen irdischen Wandel voll menschenfreundlicher Anstrengungen 1786 beschloß.

Harald I., Haarfager, König der Norweger, war ein Sohn Halfdan des Schwarzen, und einer der tüchtigsten Regenten dieses Landes. Harald hielt sich zur Zeit, als sein Vater starb (863) in den Bergen von Dovrefield auf, und hatte bereits in mehreren Schlachten körperliche Stärke und große Geisteskraft bewiesen. Die Liebe machte ihn zum Eroberer. Er hatte seine Hand Gida, der Tochter eines benachbarten Königs, angeboten, allein die stolze Schöne antwortete Haralds Gesandten, daß sie nur dann seine Gattin werden wolle, wenn er ganz Norwegen sich unterworfen hätte. Harald schwur, sein Haar nicht eher schneiden zu lassen, als bis er Gidas Wünsche erfüllt hätte, und nach zehn Jahren war er einziger Herr von ganz Norwegen. Seine Haare waren inzwischen sehr lang und schön geworden, daher der Beiname Haarfager, d. h. mit dem schönen Haare. Indem er die kleinen Könige mediatisirte, ließ er ihnen mit dem Titel Jarl die Verwaltung ihres Landes und den dritten Theil ihrer Einkünfte; allein viele wanderten auch aus, und gründeten anderswo norwegische Niederlassungen. Hrolf oder Rolle kam nach Frankreich und setzte sich in Neustrien fest. Durch andre und ihr Gefolge wurden die bisher wüsten Inseln Island, Schetland, Faroe und die Orkaden bevölkert. Als Harald sah, daß die ausgewanderten Norweger ihre Streifereien oft bis in sein Gebiet ausdehnten, ging er zu Schiff, um sie zu unterwerfen. Nach einem blutigen Kriege eroberte er Schottland, die Orkaden u. s. w. und kehrte wieder in sein Reich zurück. Er hatte seinen Wohnsitz in Drontheim aufgeschlagen, und starb dort 980, nachdem er sein Reich durch kluge Gesetze und Handel blühend gemacht hatte.

Harald III., Haardraade (oder der Strenge), hatte merkwürdige Schicksale, bevor er zum Thron gelangte. Er war ein Sohn Sigurds, Königs von Stingarige, der von Harald I. abstammte, und ein Halbbruder des heil. Olaus. Im J. 1033 befehligte er, erst 16 Jahr alt, 600 Schiffe in der Schlacht bei Stickelstad, an Olaus Seite, der hier blieb, und floh schwer verwundet nach Schweden und dann nach Rußland. Der Großfürst Jareslaw vertraute ihm die Bewachung der Küsten von Esthland. Kurz darauf ging Harald unter dem Namen Nordbricht nach Constantinopel, und nahm als Barenger am Hofe der Zoe Dienste. Die Leibwache der griechischen Kaiser bestand damals gewöhnlich aus Norwegern, Dänen und Schweden, die den scandinavischen Namen Barenger, d. i. Vertheidiger, führten. Harald machte in diesem Corps den Seekrieg gegen die afrikanischen Seeräuber mit, welche Sicilien verwüsteten. 1035 besuchte er Jerusalem, und 1038

schlug er die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. So wie er Anführer der Barenger geworden war, trug er darauf an, daß sie keinen andern Chef als den Kaiser erkennen dürften; trennte sich also von Georg Maniak und eroberte mehrere Städte Siciliens. Sein Waffenglück zog ein Heer von Lateinern oder Italienern, Normannen und Lombarden unter seine Fahnen. An ihrer Spitze versetzte er den Kriegsschauplatz nach Afrika, besiegte die Sarazenen in 18 Schlachten, eroberte viele Städte, und machte eine ungeheure Beute, die er dem Jaroslaw zur Aufbewahrung schickte. 1042 kam er nach Constantinopel zurück, und verkündigte der Kaiserin, daß er ihre Dienste verlassen wolle, weil er erfuhr, daß sein Neffe Magnus die beiden Reiche geerbt habe. Zoe, die diesen jungen Helden nicht mit Gleichgültigkeit sehen konnte, wollte ihn zurückhalten, und machte ihm glänzende Anerbietungen, aber erzürnt über seine Weigerung beschuldigte sie ihn, den dem Kaiser gehörigen Theil der Beute für sich behalten zu haben und ließ ihn in den Kerker werfen. Durch eine Frau gerettet, floh er über das schwarze Meer, vermählte sich in Nowogorod mit Elisabeth, der Tochter des Jaroslaw, und langte 1045 beim König von Schweden, einem Verwandten seiner Gemahlin, an.

Hardenberg (Carl Aug. Freiherr, dann Fürst von), preuß. Staatskanzler. Geboren in Hannover 1750, trat er nach Beendigung seiner Studien in Leipzig und Göttingen, 1770 als Kammerrath in vaterländische Dienste. Sein Vermögen erlaubte ihm indeß, sich frei zu machen, durch Reisen und den Umgang mit der großen Welt seine Kenntnisse zu erweitern, und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüstet, eine lebendige Bildung zu verleihen. So brachte er mehrere Jahre theils in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. 1778 ward er geheimer Kammerrath, doch ein Privatzwist mit einem englischen Prinzen bewog ihn 1782, seine Stelle niederzulegen, worauf ihn der Herzog von Braunschweig als wirklichen geheimen Rath und Großvoigt in seinem Ministerium anstellte. Dieser Fürst sandte ihn 1786 mit dem bei ihm niedergelegten Testament Friedrichs II. nach Berlin, wo er sowol durch seine Person, als durch sein Benehmen und seine Talente eine so günstige Aufnahme fand, daß der Herzog sich seiner oft bediente, um seine Angelegenheiten am Berliner Hofe zu betreiben. 1787 wurde er Präsident des Kammercollegiums. Indeß hatte er die Aufmerksamkeit des preußischen Hofes auf sich gezogen, und als im J. 1790 der letzte Markgraf von Anspach und Bajreuth von dem Könige von Preußen einen Minister für seine Fürstenthümer verlangte, empfahl dieser den Baron von Hardenberg zu dieser Stelle, nachdem er ihn sich von dem Herzog von Braunschweig erbeten hatte. Bekanntlich legte 1791 der Markgraf die Regierung nieder, worauf seine Länder mit den preußischen Staaten vereinigt wurden. Hardenberg ward nicht allein von der preußischen Regierung in der bisherigen Würde bestätigt, sondern auch zum geheimen Staats- und dirigirenden Minister ernannt, und nahm 1792, da der König von Preußen die Regierung daselbst antrat, die Huldigung im Namen desselben an. Da in der Folge die Verwaltung dieser Provinzen, wegen der auswärtigen Beziehungen, oft Verabredungen mit dem Cabinetsministerium erforderlich machte, ernannte ihn der König zum Cabinetsminister, und verlieh ihm den rothen Adlerorden. Am Ende desselben Jahres, als der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main; wo er den

nächsten Winter hindurch für die Bedürfnisse des Heers sorgen half. Dann wurde er zum königl. Commissär in politischen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieser Eigenschaft das Jahr hindurch am Rhein. Das Zutrauen des Königs stieg immer höher, und im Anfange des J. 1795 sandte er ihn nach Basel, wo er nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen betrieb, und am 5. April den Frieden zwischen Preußen und der französ. Republik abschloß, wofür er den schwarzen Adlerorden erhielt. Hierauf kehrte Hardenberg nach Franken zurück. Er vereinfachte nicht allein die innere Einrichtung, sondern bemühte sich auch, vielfache Grenzstreitigkeiten mit den benachbarten deutschen Reichsständen auszugleichen. Nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. wurden das Justiz- und geistliche Fach der fränkischen Provinzen dem preußischen Justizministerium und dem Oberconsistorium untergeordnet, und das Finanzdepartement mit dem Generaldirectorium vereinigt. Der Minister blieb zwar Chef dieser Provinzen, ward aber nach Berlin versetzt, wo ihm beim Cabinetsministerium die Leitung aller fränkischen, auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, so wie der Lehnssachen übertragen wurde. Nach dem Tode des Ministers von Werder wurde er außerdem, 1800, Chef des magdeburg-halberstädtischen Departements, und nach dem Ableben des Ministers von Heinitz einstweilen Chef des westphälischen Departements, nebst dem von Neufchatel, und endlich für immer Curator der Kunst- und Bauakademie. Der Berliner Hof war um diese Zeit fast der Mittelpunct aller Verhandlungen der verschiedenen europäischen Mächte unter des Grafen von Haugwitz Leitung geworden, der bekanntlich für Frankreich gestimmt war. Als aber dieser Minister die Erlaubniß erhielt, sich auf seine Güter zurückziehen zu dürfen, trat mit dem vollsten Vertrauen seines Königs Hardenberg an dessen Stelle, der sehr bald bewirkte, daß das preußische Cabinet eine überwiegende Neigung für England annahm. Dies bewog den Grafen Haugwitz, seinen förmlichen Abschied zu nehmen, worauf im August 1804 Hardenberg völlig an dessen Stelle trat. Das Bestreben des Ministers war damals, Preußen die Neutralität zu erhalten; erst als die französischen Truppen das anspachische Gebiet verletzten, änderte er sein System. In einer Note vom 14. Oct. an den Marschall Duroc erklärt er sich über jenen Eingriff in das Völkerrecht eben so bündig als kräftig. Darauf ward die Convention von Potsdam zwischen Rußland und Preußen (3. Nov. 1805) geschlossen, und man traf Rüstungen zum Kriege, dessen Ausbruch jedoch durch die Schlacht von Austerlitz verhindert wurde. Auch versprach er dem engl. Minister am preuß. Hofe, Lord Harrowby (22. Dec.), daß die engl. Truppen völlig sicher in Hannover stehen bleiben könnten, die dem König von Preußen auf den Fall, daß er von Frankreich angegriffen würde, Beistand leisten sollten. Unterdessen hatte Preußen den 25. Dec. 1805 durch Haugwitz eine Convention mit Napoleon geschlossen, vermöge welcher seiner Neutralität durch die vorläufige Besitznahme Hannovers eine größere und festere Grundlage verliehen werden sollte. Eine Folge dieser Uebereinkunft war, daß Hardenberg seine Stelle wieder an Haugwitz überließ, und, entfernt vom Cabinet, durch anhaltende Thätigkeit in dem übrigen Theile seines Wirkungskreises (als Chef des magdeburgisch-halberstädtischen Departements) thätig zu wirken fortfuhr. Aber auch Haugwitz sollte sich seines Werks nicht lange freuen. Ereignisse, die man unerwartet fand, führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zu

den Verhandlungen gezogen, die vor dem Ausbruche desselben zu Charlottenburg Statt fanden, und machte einige Reisen in Aufträgen des Hofes, doch hatte er keinen Antheil an dem Ausbruche des Kriegs, sondern lebte auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin. Nach dem 14. Oct. begab er sich zum Könige, und übernahm, da der General von Zastrow, der an Haugwitz Stelle den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, 1807 seine Entlassung begehrte, auf Kaiser Alexanders Wunsch das Portefeuille wieder. Nach dem Frieden von Tilsit bat er um seine Entlassung, blieb eine Zeit lang an den Grenzen von Rußland, und kehrte dann nach Tempelhof zurück, wo er in stiller Abgeschiedenheit lebte, bis ihn der König (6. Juni 1810) zu der höhern Würde eines Staatskanzlers berief. Die Verdienste, die er sich als solcher um den Staat erwarb, wird die Nachwelt unparteiisch würdigen. In seinen äußern Verhältnissen suchte er Preußen seitdem möglichst eng mit Frankreich zu verbinden, allein er ergriff die entgegengesetzte Partei, als nach dem Rückzuge des französischen Heers aus Rußland, im J. 1813, ihm ein günstiger Zeitpunct dazu gekommen zu sein schien, und welche glückliche Folgen daraus für Preußen erwachsen sind, ist allgemein bekannt. Er unterzeichnete den Pariser Frieden. Darauf erhob ihn sein König, zu Paris, 3. Juni 1814, in den Fürstenstand. Er begleitete die verbündeten Monarchen nach London, nahm an dem Congreß in Wien einen wesentlichen Antheil, und wirkte mit zu den Verträgen in Paris 1815. Ohne Zweifel ist Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenschaften, der eine hohe Idee zu fassen und auszuführen weiß, und ohne Privatrücksichten das Beste des Monarchen redlich will, der ihn seines Vertrauens gewürdigt hat. Seine Ernennung zum Präsidenten des neuerrichteten Staatsraths, seine Sendung in das Großherzogthum Niederrhein im J. 1817, seine Theilnahme an dem Congreß in Aachen 1818, in Carlsbad 1819, in Wien 1820, so wie die Feststellung des neuen preußischen Abgabensystems vom 30. Mai 1820, gehören ebenfalls in die Geschichte seiner Staatsverwaltung. Doch wird die Entwerfung einer ständischen Verfassung für die preußische Monarchie die größte Aufgabe seiner so glorreich erprobten Staatsweisheit sein. Er besitzt als Dotation, die ihm der König (Nov. 1814) verliehen hat, die ehemalige Commenthurei Lietzen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg. Von seinen Kindern erster Ehe leben ein Sohn und eine Tochter. Letztere ist mit dem königl. baierschen General-Lieutenant Grafen von Pappenheim vermählt. Der Sohn, Christian Heinrich August, Graf von Hardenberg-Reventlow, ist königl. dänischer geh. Conferenzrath und Besitzer der im Jan. 1816 vom König von Dänemark zur Grafschaft Hardenberg erhobenen Stammgüter des Hauses in Dänemark. Wir werden auf die wichtige Laufbahn dieses Staatsmanns, der im Nov. 1822 auf seiner Rückreise von dem Congreß in Verona, in Genua starb, in der neuen Folge dieses Werks, Bd. XI. und XII., nochmals zurückkommen.

Hardenberg (Friedr. von), als Schriftsteller unter dem selbst gewählten Namen Novalis bekannt, churf. sächsis. Salinenassessor und designirter Amtshauptmann in Thüringen, geb. zu Weißenfels 1772, gest. 1801. Im häuslichen Kreise ward er von vortrefflichen Aeltern zu allem Schönen und Guten erzogen. Dann verlebte er, als reisender Jüngling, ein Jahr bei einem Oheim in Lucklum bei Braunschweig, und besuchte hierauf das Gymnasium in Eisleben. In

Jena studirte er Philosophie, in Leipzig und Wittenberg die Rechte. Von Wittenberg kam er nach Tennstädt, wo er zu einem juristischen Geschäftsmann gebildet werden sollte. 1797, als er sich dem Salinenwesen gewidmet hatte, starb seine erste Geliebte; doch erholte er sich von diesem Schmerz und widmete sich mit neuer Kraft dem Leben und den Wissenschaften. Im Dec. d. J. ging er nach Freiberg, wo er die Bergwerksakademie besuchte. Hier war es, wo Julie von Charpentier seine Liebe gewann; er hoffte, sich mit ihr durch heilige Bande zu vereinigen. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück, und wurde dem Directorium der Salinen als Assessor beigesellt. In diesem Zeitraume gewann er die beiden Brüder Schlegel und L. Tieck zu Freunden und Geistesgenossen. Als er eben 1801 die Stelle eines Amtshauptmanns in Thüringen erhalten sollte, starb er, 1801, im väterlichen Hause zu Weißenfels, in den Armen seines Freundes F. Schlegel. „Im Umgang mit Fremden, oder in großen gemischten Gesellschaften,“ sagt sein vieljähriger Freund, der Kreishauptmann Just in Tennstädt, war er oft Stunden lang still, doch dabei aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorging, aber im traulichen Cirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenständen wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Innige seiner Herzlichkeit! Widerspruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wol den Sophisten. Seine Gestalt war lang, gut gebaut, hager, sein Auge verrieth Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich.“ Gewiß war er eines der herrlichsten Gemüther, die je die Welt geschmückt haben, ein wahrer Dichter im heiligsten Sinne des Worts, welcher die ganze geistige und irdische Natur umfassend, indem er sich in der sichtbaren Welt eine unsichtbare schuf, das ganze Gemüth ergreift. Zwar hatte er sich die mannichfaltigsten Kenntnisse erworben, er war Jurist, hatte die Naturwissenschaft, die höhere Mathematik und Philosophie in allen ihren Zweigen ergriffen; doch herrschte bei ihm stets die Poesie vor, Phantasie und Gemüth spiegelten sich in allen seinen Werken, die leider meist nur Fragmente, nur Andeutungen dessen sind, was er gewollt hat. Alle sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion innig durchdrungen; dabei ist er im Geiste dieser Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt sich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es ist ein unersetzlicher Verlust für unsere Literatur, daß sein Roman Heinrich von Osterdingen, dessen originelle Größe wir nur aus den Andeutungen seines Freundes L. Tieck ahnen können, unvollendet geblieben ist. Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des Osterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, von denen die „Lehrlinge zu Sais“ den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe niederlegen wollte. Man sieht, daß er durch alle Stände, Gewerbe, Wissenschaften, durch alle Lebensverhältnisse siegend schreiten und mit dem Geiste der Poesie die ganze Welt erobern wollte. Am herrlichsten offenbarte sich sein Gemüth in den Hymnen an die Nacht, mit denen er auch in Hinsicht auf die Ausführung am meisten zufrieden war. Wessen Herz haben nicht seine geistlichen Lieder in

manchen trüben Stunden angesprochen! Diese Lieder waren der Anfang eines christlichen Gesangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums schreiben wollte. Die größte Hälfte des zweiten Theils seiner Schriften (Berlin 1802, 2 Theile) besteht aus Fragmenten, in welchen sich sein vielseitiger und tiefer Geist mit der gemüthlichsten Liebe ausspricht. Sie sind mehr Texte zum Denken, und er hatte den Plan zu einem eignen encyklopädischen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. bb.

Hardouin (Jean), einer der gelehrtesten, aber auch zugleich paradoxesten Männer seiner und aller Zeiten, war 1646 zu Quimper in Bretagne geboren, trat in den Jesuiterorden, und studirte außer der Theologie mit unermüdlichem Eifer Geschichte, Münzkunde und gelehrte Sprachen. Sein ganzes Leben widmete er diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen, und starb zu Paris 1729. Seine Gelehrsamkeit in verschiedenen Fächern war umfassend und gründlich. Um die Aufklärung der alten Münzkunde hat er große Verdienste, und seine Ausgabe der Reden des Themistius, noch mehr aber seine für die damalige Zeit vortrefflich ausgestattete Ausgabe des Plinius erwarben ihm die Achtung der Gelehrten, und stehen noch jetzt in hohem Ansehen. Das merkwürdigste Paradoxon, das er aufstellte und mit großem Scharfsinn in seiner Chronologia ex nummis antiquis restituta und in seinen Prolegomenis ad censuram veterum scriptorum auszuführen wußte, war die Behauptung, daß nicht nur die meisten der für alt gehaltenen Münzen neueren Ursprungs, sondern auch die Schriften sämmtlicher alten Kirchen- und Profanscribenten, mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeschichte, des Plinius, der Georgica Virgils und der Satyren und Episteln des Horaz, von Mönchen im 13. Jahrh. verfaßt und untergeschoben seien. Nach ihm ist die Aeneide das Machwerk eines Benedictiners jener Zeit, der allegorisch die Reise St. Peters nach Rom hat beschreiben wollen, wohin übrigens nach seiner Meinung dieser Apostel nie gekommen sei. Die eingeflochtene Erzählung von dem trojanischen Brande bezieht sich auf die Zerstörung Jerusalems und auf den Sieg des Christenthums über das Judenthum. Diese Behauptungen mußten ihn in große Streitigkeiten verwickeln; aber alle Einwürfe und Widerlegungen waren nicht vermögend, ihn von der Unstatthaftigkeit seiner Sätze zu überzeugen.

Harem nennen die Mohammedaner den Theil des Hauses, wo die Frauen abgesondert von den Männern wohnen. Jeder Muselmann darf vier rechtmäßige Frauen und eine willkührliche Anzahl Beischläferinnen halten, die im Hintergebäude wohnend und von hochummauerten Gärten eingeschlossen, unter Aufsicht schwarzer Verschnittener und alter Hofmeisterinnen stehen. Diese Einrichtung ist jedoch nur den Reichen und Vornehmen möglich; der geringere begnügt sich in der Regel mit einer Frau, da er mehrere nicht ernähren kann, läßt sich von ihr bei seinem Gewerbe helfen, und lebt in näherer Verbindung mit ihr. (S. Serail.)

Häresis (griechisch), Ketzerei; davon Häretiker, Ketzer. S. diesen Artikel.

Harfe, eines der ältesten Saiteninstrumente, das wahrscheinlich anfangs statt der Saiten mit Thierhaaren bezogen war. Ob sie die Sambuca oder das Trigonon der Alten sei, ist schwer zu bestimmen; ihr hohes Alter aber wird unter andern auch durch den hinter den

Ruinen des ägyptischen Thebens in den vermeinten Gräbern der thebanischen Könige entdeckten Harfenspieler in einem Frescogemälde außer Zweifel gesetzt. Es gibt verschiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1. die ehedem sehr gewöhnliche Spitzharfe, auch italienische Harfe genannt. Sie ist mit zwei Reihen Drahtsaiten (welche durch einen doppelten Resonanzboden getrennt sind) bezogen. Die linke Seite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Discantseite aber weiße Saiten zu haben. Dieses sehr unvollkommene Instrument ist jetzt wenig mehr im Gebrauch. Bekannter und gewöhnlicher ist 2. die Doppel- oder Davidsharfe, in Form eines Triangels, mit Darmsaiten bezogen und mit einem Resonanzboden versehen. Ihr Umfang ist meistens von dem großen C bis zum dreigestrichenen c oder d. Die Unbequemlichkeit, daß dieses Instrument jedesmal nach dem Hauptttone, aus welchem das vorzutragende Stück geht, eingestimmt, bei vorkommenden fremdartigen Tönen aber, während des Spiels, der Wirbel, womit die Saite am Ende befestigt ist, gedreht, oder diese durch den Druck des Daumens verändert werden muß (wodurch manche Passagen durchaus unausführbar bleiben), hat zu einer eignen sinnreichen Erfindung Anlaß gegeben, nämlich: 3. der Pedalharfe. Das Pedal besteht gewöhnlich aus sechs oder sieben Tritten; durch jeden derselben ist man im Stande, alle Octaven eines Tones um einen halben Ton zu erhöhen, braucht folglich beim Bezug auf keine anderen Töne, als die der gewöhnlichen Tonleiter, Rücksicht zu nehmen, und kann aus jedem Ton mit gleicher Leichtigkeit spielen, ohne zum Daumen seine Zuflucht zu nehmen und dadurch gute Lagen zu verlieren. Die Tonstücke für dieses Instrument werden wie für das Clavier, im Baß-, oder Discant-, oder Violin-Schlüssel geschrieben. Einige schreiben diese glückliche Veränderung einem Deutschen, Namens Hochbrucker, zu, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. zu Donauwerth, Andere einem Anspacher, Joh. Paul Velter, der 1730 zu Nürnberg lebte. Später sind von Cousineau und Krumpholz in Paris noch Verbesserungen daran gemacht worden, besonders in Ansehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daselbst eine neue Art Pedalharfe erfunden. S. auch Aeolsharfe.

Harlekin. Wer kennt nicht dieses dramatische Zerrbild wenigstens dem Namen nach! Und doch ist vielleicht in Hinsicht seiner nichts schwerer zu erklären, als eben sein Name. Batteux scheint in gewisser Hinsicht nicht Unrecht zu haben, wenn er seine Abstammung geradezu von den Satyrn des griechischen Satyrspiels ableitet. Riccoboni vermuthet (Geschichte der italienischen Schaubühne), daß die Kleidung Harlekins keine andere sei, als jene der alten Mimen, welche mit geschornem Kopf gingen, und die man Planipedes (Barfüßler) nannte. Zu den Gründen, welche Riccoboni zur Unterstützung seiner Meinung anführt, kann man noch das lächerliche Schwert der alten Mimen hinzufügen, welches sich bei Harlekin in eine Pritsche verwandelt hat. Ferner kommt noch hinzu, daß Harlekin und Scapin bei den besten toscanischen Schriftstellern Zanni heißen, welches Wort wahrscheinlich von dem lateinischen Sannio abstammt, von welchem Cicero (de Oratore I. 2.) eine Beschreibung gibt, die so vollkommen auf den Charakter Harlekins paßt, daß also auch der übereinstimmende Charakter beider die Abstammung Harlekins von jenen alten Planipeden verbirgt. Es fragt sich nun: was für einen Charakter hat Harlekin? „Der Charakter des alten Harlekins, sagt Flögel (Geschichte des Gro-

teske-komischen, S. 38 ff.), war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Possenreißerei, womit eine gewisse körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er fast immer in der Luft zu schweben schien, und fast den Springer spielte. Er war unverschämt, spöttisch, ein Schalksnarr, niedrig, und besonders sehr schmutzig in seinen Ausdrücken. Ungefähr seit 1560 veränderte sich der Charakter dieser Maske. Der neue Harlekin legte alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrh. noch anklebte. Es ist ein unwissender, im Grunde einfältiger Bediente, der sein Möglichstes thut, um witzig zu sein, und der diese Sucht bis zum Boshaften treibt. Er ist ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt sich aber aus Furcht oder Eigennutz in alle Arten von Schelmerei und Betrügerei ein. Er ist Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geistreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif ist sein Probirstein. Der neue Harlekin beobachtet gewisse komische Gebärdenspiele und Possen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in dieser Rolle sich fortgepflanzt haben." Es versteht sich, daß hier vornehmlich von dem italienischen Harlekin (Arlechino) die Rede ist, denn in Italien, und zwar in der sogenannten Commedia dell' arte, ist er ganz eigentlich heimisch. Kennen lernen kann man ihn daher nur mit Genauigkeit, wenn man diese Art von Schauspiel kennt, und die übrigen Seitenverwandten Harlekins von ihm gehörig unterscheidet. Ob er zu dulden sei, oder nicht, ist eine nicht unwichtige Frage. Er hat in Möser, (Harlekin oder Vertheidigung des Groteske-komischen) einen trefflichen Anwalt gefunden, und wer sich für Gegenstände dieser Art interessirt, wird dessen geistreiche und gehaltvolle Schrift nicht ungelesen lassen. (Vergl. Masken, italienische.)

Harlem, Haarlem, eine Stadt im Gouvernement Nordholland des Königr. der Niederlande, und der Hauptort eines Bezirks, unweit des Harlemer Meeres, am Flusse Sparen, der durch dieselbe hindurch fließt, steht durch Canäle mit Amsterdam und Leyden in Verbindung, hat öde Gassen und nur 17,500 Einwohner. Die sehr reinlichen Straßen sind mit Bäumen besetzt und von Canälen durchschnitten. Auf dem Markte befindet sich die marmorne Statue des Lorenz Koster, dem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben. Unter den 15 Kirchen der Stadt zeichnet sich die Hauptkirche durch ihre Größe, zierlichen Thurm und berühmte Orgel aus, welche 8000 Pfeifen und 60 Stimmen hat. Merkwürdig sind das Taylersche Museum und das Naturaliencabinet der hiesigen Societät der Wissenschaften; desgleichen die Enscheiderische Schriftgießerei. Die Blumencultur war sonst hier in einem außerordentlichen Flor, hat sich jedoch in eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel), ist indessen immer noch von Bedeutung. Im J. 1800 verkaufte ein Blumenhändler nur allein nach Lissabon mehr als 18,000 Stück türkische Ranunkelstöcke. Noch sind hier 13 große Blumenhändler, welche mit Tulpen- und Hyazintenzwiebeln die entferntesten Gegenden versorgen. Sonst war Harlem durch seine Industrie sehr blühend. An Seidenstühlen sind kaum noch 60 vorhanden. Am berühmtesten sind noch die Harlemer Leinwandbleichen; auch verfertigt man vielen Zwirn, Band von Leinwand, Wolle, Floret und Seide, seidenes Beuteltuch, (das beste in Europa) und unterhält Seesalzsiedereien. Der Handel ist nicht lebhaft. In der Nähe ist der Harlemer Busch, einer der anmuthigsten Haine, mit Bäumen von einer ungewöhnlichen Stärke und einem

schlanken üppigen Wuchse. Schöne Landhäuser, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Gehölze zerstreut. Vor allen zeichnet sich das mit fürstlicher Pracht erbaute Landhaus (Welgelegen) des Banquier Hope aus, dessen Inneres kostbar verziert ist. Die Treppen, Thüren und Parquets sind von Mahagoniholze, die Fenster von röthlichem venezianischem Spiegelglase, die Kamine von Verde Gallo und Verde Antico. Vorzüglich ist eine Treppe, die nebst dem Geländer aus weißem carrarischen Marmor besteht, durch ihre höchst zierliche Arbeit bemerkenswerth. Hope verkaufte dies Haus an den Exkönig Louis. Dieser reclamirte solches als Privateigenthum; dieser Anspruch ward aber gerichtlich abgewiesen.

Harmonia oder Hermione, eine Tochter des Mars und der Venus, die sie in ehebrecherischer Liebe erzeugten, wobei Vulkan sie ertappte. Nach ihrem Namen bezeichnete man in den ersten Zeiten den Inbegriff der ganzen Musik. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Phönizier Kadmus, nach Griechenland gekommen, und hatte daselbst der Sage nach die Musik eingeführt.

Harmonica, ein musikalisches Instrument, aus einer ungefähr ¾ Zoll dicken Walze bestehend, die auf einem Fußgestelle ruht, auf welcher etliche 40 halbe gläserne Hohlkugeln von regelmäßig abgestufter Größe befestigt und so in einander geschoben sind, daß der Rand der einen immer unter dem Rand der andern etwas hervorragt, ohne sich jedoch zu berühren. Die Walze wird in einem auf dem Gestell angebrachten Gehäuse durch ein Schwungrad, vermittelst eines unten befindlichen Fußtritts, in Bewegung gesetzt. Ehe man spielt, werden die Glocken mit einem in Wasser getauchten Schwamm überstrichen, und alsdann, durch Anlegung der Finger an die Ränder, aus den sich um ihre Axe drehenden Glocken die Töne gleichsam herausgezogen. Der Umfang des Instruments beträgt 3 bis 4 volle Octaven. Mit Unrecht wird Franklin als der Erfinder der Harmonica angesehen; ihm gehört wahrscheinlich nur das große und allerdings der Erfindung gleichzusetzende Verdienst einer neuen und bessern Einrichtung derselben. Man hatte nämlich vorher ein Glasspiel, Verrillon genannt, welches in einer Anzahl Gläser bestand, die nach ihrer Größe die Töne angaben, zu welchem Ende sie auf ein mit Tuch überzogenes Bret gestellt und mit zwei an der Spitze mit Seide oder Tuch umwundenen Stäbchen gelind angeschlagen wurden. Daß eine Ausführung dieser Art nicht anders als sehr ärmlich gewesen sein muß, ist leicht zu begreifen. Wegen der bedenklichen Meinung Verschiedener über den Einfluß auf das Nervensystem des Spielenden ist man auf Versuche gefallen, die Glasglocken nicht unmittelbar mit den Fingern zu berühren, sondern, wie beim Clavier, vermittelst der Tasten zu behandeln. Eine solche Tastatur soll Röllig in Berlin, nach Andern aber Hessel aus Petersburg erfunden haben; auch Nicolai zu Görlitz hat eine solche gefertigt. Man nennt sie Clavierharmonica. Allein alle diese Versuche entsprechen den Forderungen keinesweges, und es ist unmöglich, die Feinheit, das Anschwellen und Aushalten des Tons in der Vollkommenheit wie bei der erstgedachten Art hervorzubringen. Uebrigens ist wol nicht zu läugnen, daß die Harmonica, so sehr sie sich auch durch die Feinheit und das Anhaltende ihres Tons vor allen übrigen Instrumenten auszeichnet, doch nur ein auf sanfte Empfindungen eingeschränktes Instrument bleibt, das eine Verbindung mit andern Instrumenten wenig oder gar nicht zuläßt. Als begleitend verdunkelt sie die Singstimme, als concertirend verlieren die sie beglei-

tenden Instruments, da sie ihr im Tone so weit nachstehen. Sie wird daher am füglichsten allein genossen, und kann unter gewissen romantischen Verhältnissen von zauberischer Wirkung sein.

Harmattan, wie der Chamsin, ein besonderer, im Anfange scharfer, schneidend kalter Wind, welcher periodisch von dem Innern Afrikas nach dem atlantischen Ocean zu weht. Er herrscht besonders im December, Januar und Februar, also in der dortigen trocknen Jahreszeit, und ist gewöhnlich von einem dichten Dampfe und Nebel begleitet, der die Sonne oft ganze Tage verbirgt. Aeußerste Hitze und Trockenheit ist sein Charakter, so daß die Gewächse von seinem Hauch verdorren und selbst der Mensch von ihm gefährdet werden kann, der bis zu Ende an Dürre im Gaumen zu leiden pflegt, und bei langer Dauer im Gesicht und an den Händen die Haut abschält und das Athemholen erschwert. Dagegen heilt er alte Geschwüre und Hautausschläge, so wie Wechselfieber und Durchfälle, nur nicht wenn er über Sümpfe mit faulenden Ausdünstungen streicht. So lange dieser Wind wehet, bemerkt man keinen Thau und zeigt sich keine feuchte Luft. Alles Laub wird welk und dürre, alle Früchte werden frühreif, alles Holzwerk reißt, alle Gefäße mit Feuchtigkeiten müssen begossen werden, oder sie laufen aus. Nach dem Harmattan tritt jedesmal schneidende Kälte ein.

Harmonie ist in der heutigen Musik die Vereinigung mehrerer Töne, deren gemeinschaftliche Fortschritte sich auf festgesetzte und aus der Natur und den Verhältnissen der Intervallen entlehnte Regeln gründen. Vergleicht man Harmonie und Melodie, so findet sich, daß sie einander entgegengesetzt und ähnlich sind. Entgegengesetzt sind sie, weil bei der Melodie die Fortschreitung durch einzelne Intervalle, bei der Harmonie aber durch mehrere zugleich geschieht, auch weil ein einzelner angegebener Ton nicht Melodie, hingegen ein einzelner Accord Harmonie enthält. Aehnlich sind sie, weil bei der Melodie natürliche und gangbare Intervalle, bei der Harmonie richtige und zweckmäßige Uebergänge und Ausweichungen in mehr oder weniger entfernte Tonarten vorzüglich in Betracht kommen. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, sondern nur Melodie, kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, ihre Kunst des reinen Satzes. Nächstdem verstanden sie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeschlechter, nämlich das enharmonische, ferner ihre Tonarten, die dorische, die lydische u. s. w., auch die Verdoppelung ihrer Octaven, oder ihre Antiphonien. Marpurg nimmt in Rücksicht der Fortschritte der Harmonie und ihrer allmäligen Vervollkommnung sechs Perioden an. Die Frage, ob Harmonie aus Melodie, oder Melodie aus Harmonie entspringt, und welcher von beiden der Vorzug gebühre, beantwortet sich von selbst, wenn man die Melodie als das Mittel betrachtet, seine Empfindungen durch Töne zu äußern, und die Harmonie als das Mittel, jenem mehr Kraft in der Wirkung zu geben. Von der Musik ist das Wort Harmonie auch auf andere Künste übergegangen, namentlich auf die Malerei. Hier findet der Begriff der Harmonie eine mehrfache Anwendung. Wenn alle Gegenstände in einem Gemälde so angeordnet sind, daß sie den Stoff von seiner lichtvollsten wirksamsten Seite darstellen, und mittelst dieser Anordnung leicht und tief in die Seele des Betrachters eindringen; so ist die Anordnung des Werks harmonisch. Die Harmonie des Ausdrucks wird erlangt, wenn die sogenannten Ausdrücke darauf hinzielen, in einer leichten Stufenfolge von den niedrigen bis zu den höhern hinauf zu leiten, wenn in der ganzen Folge dieser Ausdrücke kein einziger

vorhanden ist, der die einmal angenommene leichte Reihe unterbricht, vor andern hervorschreit, oder unter ihnen zurückbleibt; wenn zwischen der Bezeichnung und dem, was bezeichnet werden soll, das innigste Einverständniß herrscht. In der Ausführung herrscht Harmonie, wenn man in allen Theilen des Gemäldes das Erzeugniß derselben Hand, desselben Geistes findet. Die Zeichnung wird dann harmonisch genannt, wenn alle Formen einer und derselben Figur sich wechselseitig mit einander vereinigen, wenn sie alle dasselbe Alter, dasselbe Temperament, dieselbe Leibesbeschaffenheit ausdrücken. Das Helldunkel hat Harmonie, wenn Schatten und Licht keinen allzugroßen Abstich gegen einander bilden, und wohlabgestufte Mitteltinten leicht vom Hellen zum Dunkeln leiten. Wenn der Künstler endlich nur solche Farben in sein Gemälde bringt, deren Töne sich unter einander zu einem lieblichen, freundlichen Spiele so vereinigen, daß jede derselben immer in gewissem Verhältnisse an der, welche ihr folgt oder vorangeht, Theil nimmt, daß selbst diejenigen, welche weit von ihr entfernt liegen, vermittelst der leichten, stufenweise gehenden Folgen mit der ersten in einem genauen Verhältnisse des Grades der Färbung stehen, so hat seine Farbengebung Harmonie. — Harmonie (nachahmende), s. Alliteration.

Harmonik. Unter diesem Namen verstand man ehemals die Lehre alles dessen, was Bezug auf Töne, Intervallen, Systeme, Klanggeschlechter, Tonarten, Mutationen und Melodie hatte. Die griechischen Schriftsteller erklären die Harmonik als eine wohlgeordnete Folge, eine Fertigkeit, die Größe der Töne in Ansehung ihrer Höhe und Tiefe zu empfinden, als eine Wissenschaft, die Natur musikalischer Töne in Beziehung auf ihre Ausübung zu untersuchen u. s. w. Die Begriffe, die man in der heutigen Musik mit Harmonik verbindet, sind größtentheils jenem noch ähnlich, und beziehen sich auf die Theorie des Klanges, die Beschaffenheit des gegenwärtigen Systems, und die in selbigen vorkommenden Verhältnisse, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Accorde, Dissonanzen, Consonanzen und zweckmäßiges Verfahren in der Modulation u. s. w.

Harnisch (Panzer, Panzerhemd) ist für das kleine Gewehr, für Pfeile und für alles Hieb- und Stoßgewehr eine schuß- und hiebfreie metallene Bekleidung, womit sich die alten Krieger, bis zur Erfindung des Pulvers, bedeckten. Die Rüstung bestand aus dem Helm oder der Kopfbedeckung, aus der Rücken- und Brustbedeckung, welche letztere beide noch jetzt unter der Benennung Kürasse gebräuchlich sind; aus der Arm- und Beinbedeckung (den Arm- und Beinschienen). Solche vollständige Harnische wogen gewöhnlich mehrere hundert Pfund. Die Unterlage des Brustharnisches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filz, und die äußere Bedeckung von Metall bestand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fischschuppen über einander gelegten Schilderchen, und zuweilen auch aus in einander geflochtenen Kettchen; allein die Brustharnische der alten Perser, so wie der Ritter im Mittelalter, waren immer, gleich den jetzigen Kürassen, nur aus einem einzigen Stücke Eisen geschmiedet, wie der Rückenharnisch. Indessen verfertigte man den Harnisch nicht immer aus Metall, sondern man machte die Rüstung auch aus flächsenem und hanfenem Garne, indem man dasselbe entweder webte, oder aus mehrern Garnfäden kleine Strickchen flocht, und diese dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus essigsaurem Wein und Salz bestehenden Flüssigkeit beizte, und dann aus der Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehnmal dicker

ward, als die einfache Leinwand gewesen war. Die Erfindung des Harnisches fällt in das hohe Alterthum. — Im Bergbau heißt Harnisch ein festes Saalband, oder die Ablösung des Ganges vom Gestein mit einer festen Oberfläche, und den Ueberzug von Kies oder metallischen Körpern, welche sich auf die Flächen des Gesteins legen, daß die Flächen das Ansehen haben, als wenn sie mit metallenen Blättchen belegt wären, so wie auch den Ueberzug jener Materialien auf Holz beim Bauwesen, nennt man ebenfalls Harnisch. — In der Weberei, wo alle großblumige oder gezogene Zeuge auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben seinen gewöhnlichen Theilen eine Menge schwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an dem Rahmkorben meistentheils senkrecht herunterhängt, heißen diese Schnüre Harnisch. X.

Harpe (Jean François de la), s. Laharpe (J. Fr. de).

Harpe (Friedrich Cäsar la), s. Laharpe (Fr. Cäsar).

Harpeggio (Arpeggio) bedeutet eine gewisse Art der Ausführung von Accorden, nach welcher die in selbiger vorkommenden Intervalle nicht zugleich, sondern im Einzelnen, sowol von der Tiefe nach der Höhe zu, als umgekehrt, vorgetragen werden. Die nächste Veranlassung zu dieser Art von musikalischer Figur oder Setzmanier gab wahrscheinlich die Harfe, von der sie auch den Namen führt; und zwar wegen des baldigen Schwindens ihrer Töne bei nothwendigem langen Verweilen in einerlei Accorden. In gleicher Hinsicht ist die Anwendung des Harpeggio auf dem Clavier zu betrachten, dessen Ausführung entweder der Tonsetzer vorschreibt, oder der Willkür des Spielenden überläßt. Bei Begleitung der Recitative ist es zuweilen nothwendig, ohne besondere Vorschrift den Accord zu harpeggiren, theils um kleine Pausen zu füllen, theils um die richtige Intonation des Sängers zu befördern. Doch darf dabei eine gewisse nothwendige Kürze nicht überschritten werden.

Harpokrates, der Gott des Schweigens bei den Aegyptern, ein Sohn der Isis und der Osiris. Seine Bildsäule, die ihn mit auf den Mund gelegtem Finger darstellt, befindet sich am Eingange der meisten ägyptischen, auch römischen Tempel.

Harpyien, die Raubenden, Wegreißenden, daher Sturmgöttinnen, deren Aeltern, Namen, Anzahl und Bildung von den Dichtern so verschieden angegeben werden, daß sich schwer mit einiger Gewißheit etwas darüber bestimmen läßt. Bei Homer wohnen sie, nebst den Erinnyen, am Oceanus vor dem Schlunde des Schattenreichs, und sind Gottheiten der Stürme. War jemand so lange vor seiner Heimath weg, daß man nicht wußte, was aus ihm geworden, und ihn für todt halten mußte, so sagte man: die Harpyien haben ihn geraubt. Noch bei Hesiodus sind sie Jungfrauen von schöner menschlicher Bildung. Die spätern Dichter und Bildner wetteiferten in gräßlicher Mißgestaltung der Harpyien. Einige schenkten ihnen ein Hühnerhaupt, einen gefiederten Leib und Flügel, menschliche Arme mit Krallen, eine weiße Brust und menschliche Schenkel, die in Hühnerfüße ausliefen; Andere ein jungfräuliches Gesicht mit Bärenohren. Drei Abbildungen der Harpyien auf Münzen und Kunstwerken hat Spanheim, wo sie auf kralligen Vogelrümpfen, die erste ein rauohriges Mädchengesicht, die zweite ein ganz weibliches Haupt und zwei Brüste, die dritte ein mit Haube und Kranz geschmücktes Antlitz darbieten. Aehnliche Darstellungen finden sich auch anderwärts.

Harrington (James), ein berühmter politischer Schriftsteller Englands, war 1611 geboren, studirte zu Oxford, und bereiste in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutschland u. Italien. Carl I.

machte ihn zu seinem geheimen Kammerjunker, und in dieser Eigenschaft begleitete er den König auf seiner ersten Unternehmung nach Schottland. Nach dem Tode Carls schrieb er in der von ihm erwählten Zurückgezogenheit sein berühmtes politisches Werk Oceana, welches er Cromwelln, dem Protector der Republik England, Schottland und Irland, zueignete. Es erregte großes Aufsehen, und wirkte mächtig ein auf die politische Denkart der Engländer. Harrington stellte darin in einer Allegorie das Ideal seiner Republik auf, deren Güte und Dauer nach seinem Urtheile hauptsächlich von dem Gleichgewichte des Vermögens der Bürger abhing. Aber seine Grundsätze waren eben nicht nach dem Sinne Cromwells und der Anhänger desselben; es erhoben sich eine Menge von Kritiken; Harrington antwortete darauf, und diese Antworten findet man dem Werke angehängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verursachten, daß er unter der Regierung Carls II. 1661 in den Tower gesetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unschuldig befunden wurde, doch in der Gefangenschaft blieb und harte Mißhandlungen erfuhr, worüber er in Wahnsinn fiel und 1677 starb.

Harris (James), wurde 1709 in Salisbury geboren, erhielt daselbst den ersten Unterricht, begab sich nach Oxford, und studirte hierauf die Rechtswissenschaften in Lincoln-Inn, dem berühmten Rechtscollegio zu London. Nach dem Tode seines Vaters vertauschte er die juristischen Studien mit der griechischen und römischen Literatur, für die er stets eine entschiedne Neigung gehegt hatte. 1744 erschien die erste Frucht seines gelehrten Fleißes unter dem Titel: Three Treatises, the first concerning Art, the second concerning Music, Painting and Poetry, the third concerning Happiness, zwar dialogisirt, jedoch mehr Abhandlung als Dialog. 1751 folgte eine philosophische Sprachlehre, das erste Werk dieser Art, unter dem Titel: Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar. Harris gestand, daß ihn zuerst die Minerva des Sanctius zu der so tiefen und genauen Erforschung der Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre gebracht habe. Neben den ernsten Wissenschaften beschäftigte er sich mit Musik, einer Kunst, in der er es selbst sehr weit brachte und zu deren Aufnahme in seiner Vaterstadt er viel that. 1761 ward er zum Parlamentsgliede für den Flecken Christ-Church gewählt und behielt diese Stelle bis an seinen Tod. 1762 erhielt er den Posten eines Lords der Admiralität, und 1763 ernannte ihn der König zu einem Lord der Schatzkammer, welche letztere Stelle er bis 1765 behielt. Nun lebte er wieder eine Zeit lang ohne öffentliches Amt, bis 1774, wo er Sekretär und Controleur der Königin wurde. Neben den mit dieser Stelle verbundenen Geschäften fand er noch Muße, seine Philosophical arrangements auszuarbeiten, welche eigentlich ein Bruchstück eines größern Werks über die peripatetische Logik sind, das er nicht beendigte. Zuletzt erschienen seine Philosophical inquiries, die eine Geschichte der Kritik und Betrachtungen über die Prosodie und Aesthetik enthalten. Er starb 1780. Sein Sohn, Lord Malmesbury (s. d. Art.), gab 1802 die Werke seines Vaters heraus.

Harrison (John), ein berühmter englischer Mechanicus, der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man sich zu den Längenbestimmungen bedient. Er war 1703 zu Foulby in der Grafschaft York geboren, und wählte anfänglich das Gewerbe seines Vaters, der ein Zimmermann war. 1726 machte er die Erfindung seines Pendels, und wandte es bei zwei fast ganz aus Holz verfertigten Uhren an,

welche dadurch einen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß sie in einem ganzen Monat kaum um eine Secunde abwichen. 1728 begab er sich mit den Zeichnungen zu einer Maschine, die Meereslängen zu bestimmen, nach London. Die Maschine selbst brachte er 1735 zu Stande, und vervollkommnete sie nach und nach in den Jahren 1739 bis 1749. Endlich sah er durch eine neue Arbeit seine eigene Erwartung in einem Grad übertroffen, daß er sich dadurch angefeuert fühlte, einen vierten Zeitmesser zu verfertigen, dem er die Gestalt einer Taschenuhr von etwa 6 Zoll im Durchmesser gab. Er empfing dafür den Preis von 20,000 Pf. Sterl., welche durch eine Parlamentsakte 1714 demjenigen zugesichert worden, der ein für die genaue Längenbestimmung geeignetes Instrument erfinden würde. In seinen letzten Jahren verfertigte Harrison nach den letzten Grundsätzen noch einen fünften Zeitmesser, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward und binnen sechs Wochen nur um 4½ Secunde abwich. Er starb 1776. Ein Jahr zuvor hatte er noch ein Werk unter dem Titel: Description containing such mechanism as will afford a true mensuration of time, herausgegeben, das man jedoch mit Rücksicht auf des Verf. hohes Alter und gänzliche Unbekanntschaft mit literarischen Gegenständen beurtheilen muß. Man findet darin zugleich die kurze Berechnung seiner neuen Tonleiter oder mechanischen Eintheilung der Octave. Harrison hatte ein sehr feines Ohr, und war in seiner Jugend ein Meister in der Musik gewesen.

Härte ist die Eigenschaft der Körper, nach welcher sie einer beträchtlichen, auf sie einwirkenden Kraft Widerstand leisten, bevor ihre Theile von einander getrennt werden. Absolut hart ist kein Körper; er kann jedesmal nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, dessen Theile sich leichter als die seinigen trennen lassen, da er in Rücksicht auf andere weich sein kann. Hiemit stimmt die dynamische Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, blos auf Graden beruht, über und unter welchen andere Grade bis ins Unendliche möglich sind. Nach den atomistischen Grundsätzen kommt den Grundkörpern oder Atomen eine absolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt.

Haruspex, s. Aruspex.

Harvey (William), ein berühmter englischer Arzt, wurde 1578 zu Folkstone in Kent geboren, studirte zu Cambridge und Padua, wurde Mitglied des medicinischen Collegiums zu London, dann öffentlicher Lehrer der Anatomie und Chirurgie an eben diesem Collegium, und starb 1657 als Leibarzt Carls I. Er war ein großer Practiker und scharfsinniger Beobachter. Was ihn unsterblich macht, ist seine Lehre vom Kreislaufe des Bluts, wozu ihm die fleißigen Zergliederungen der Thiere Gelegenheit gaben. Er war der erste, welcher 1619 in seinen Vorlesungen den Kreislauf des Blutes öffentlich und in systematischem Zusammenhange bewies. 1628 wurde sein System unter dem Titel: Exercitatio anat. de motu cordis et sanguinis, zu Frankfurt dem Druck übergeben. Eine neuere Auflage davon kam 1737 in Leyden heraus. Auch schrieb er späterhin: De circulatione sanguinis, Rotterd. 1649. Die Handschrift seiner Vorlesungen befindet sich in dem brittischen Museum. Diese Entdeckung vollendete den Sturz des Galenischen Systems, und gab, verbunden mit Descartes und Newtons Philosophemen, Veranlassung zum Entstehen des bald wieder aufgegebenen iatromathematischen Systems, dessen Urheber Borelli war, welcher dadurch der Medicin die möglichste Gewißheit zu verschaffen gedachte. Harvey zog sich durch seine Entdeckungen unter den Aerzten viele

Gegner und Feinde zu, welche seine Lehre, die keiner mehr bezweifelt, zu verkleinern suchten. So gelang es ihnen, Harvey um den größten Theil seiner Praxis zu bringen. Dennoch würde er von Jakob I., und dessen Nachfolger, Carl I., deren Leibarzt er war, mit ausgezeichneter Gunst beehrt. Nicht minder wichtig, als jene Entdeckung, ist seine Lehre von der Erzeugung organischer Körper. Harveys Ausspruch, daß alles, was lebt, aus Eiern entsteht, wird jezt als völlig ausgemacht angesehen, und somit die sogenannte Generatio aequivoca widerlegt, zufolge der die lezten Glieder der organischen Kette (wie z. B. Pilze, Schimmelarten u. s. w.) noch täglich ohne Eier, blos durch den zufälligen Zusammenfluß gewisser Stoffe entstehen sollen. Harvey stüzte sich bei dieser Behauptung, so wie bei der vorigen, ganz auf reine, geprüfte Erfahrung. Er schrieb über diesen Gegenstand: de generatione animalium, Lond. 1651, und de ovo. Seine verschiedenen Schriften sind mit Harveys Lebensbeschreibung 1766, II Vol. 4, von Dr. Lawrence in London zusammen herausgegeben worden. Seine Schreibart ist lebhaft und edel, wie sein Charakter es war. Er erwiederte die hämischen Anfeindungen seiner Gegner mit sanfter Schonung und Gelassenheit.

Harwich, an der Mündung des Stour, der Haupthafen der englischen Provinz Essex, eine sehr geräumige, sichere und tiefe Bai, worin man wol 100 Kriegsschiffe nebst vielen andern Fahrzeugen zu gleicher Zeit gesehen hat. Der Eingang ist von der Seite von Suffolk durch Languard-Fort vertheidigt. Nahe bei der Stadt, die gegen 14,000 Einwohner zählt, und auch wegen ihrer Bäder besucht wird, auf Beacon-Hill, ist wegen der gefährlichen Küste ein schöner Leuchtthurm. Ferner ist hier ein königliches Werft für Kriegsschiffe. In Friedenszeiten ist Harwich die Station der Packetboote für Helvoetsluis und Hamburg.

Harz, Deutschlands nördlichstes Hauptgebirge, von wo sich gegen Norden nach der Ost- und Nordsee eine, nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochene, große Ebene erstreckt. Der Harz ist ein frei stehendes, aber von niedrigen Hügelketten umgebenes Gebirge, das 16 Meilen lang und 4 bis 6 Meilen breit ist. Die wahren Harzgebirge fangen östlich im Mansfeldischen an, gehen durch das Anhalt-Bernburgische, die Grafschaften Stolberg, Hohenstein und Wernigerode, einen Theil von Halberstadt und Blankenburg, Braunschweig-Wolfenbüttel und Grubenhagen, wo sie sich gegen Westen bei der braunschweigischen Stadt Seesen endigen. Ihr Flächeninhalt beträgt 64 Q. M. mit 56,000 Einw. in 40 Städten, Flecken und vielen Dörfern, wovon Hannover den größten Theil besitzt. Man theilt den Harz in den Ober- und Unterharz, und zwar in zweifachem Sinne. In der Bergmannssprache werden die sieben Bergstädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde zum Oberharz gerechnet; Unterharz begreift nach dieser Eintheilung blos den Rammelsberg bei Goslar mit seinen Hütten, und das Salzwerk bei Harzburg. Im weitern Sinne hingegen scheidet der Brocken, der höchste Berg der ganzen Kette, welcher den Kern des Gebirges bildet, den Harz in den Ober- und Unterharz. Was nämlich im Westen des Brockens liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, erzreichste und größere Theil; was ostwärts vom Brocken liegt, bildet den Unterharz, welcher den Oberharz an Naturschönheiten übertrifft, aber weniger Flächenraum hat. Der Brocken theilt die Gewässer: alle östlichen, als die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme, gehen in die Elbe; alle westlichen, als die Oder, Sieber, Söse, Nette, Innerste, Ocker, Radau, Ecker

und Ilse, fallen der Weser zu. Weit höher als der Harz sind in Deutschland die deutschen Alpen, das Riesengebirge und der Schwarzwald. Der Brocken, die höchste Kuppe des Harzes, ist 3489, nach Andern 3435 Fuß hoch; diesem folgen der Bruchberg (2755 Fuß), der Wormberg (2667 Fuß) und die Ackermannshöhe (2605 Fuß). Der Theil des Harzes, den der Brocken mit dem ihm zunächst liegenden Hauptstocke des Gebirges einnimmt, besteht allein aus Granit; dann kommen die Berge der zweiten Ordnung, deren charakteristisches Kennzeichen die Grauwacke ist; am Fuße dieses Grauwackengebirges, in welchem vorzüglich der Erzreichthum sich befindet, sind rund um den Harz Flötzgebirge gebildet, die man unter dem Namen des Vorharzes begreift. Das Clima, besonders des Oberharzes, ist kalt. Erst zu Ende Mais läßt in der Regel der Frost nach, und schon zu Ende Septembers stellt sich derselbe wieder mit Schneegestöber ein, und selbst im Junius sind Nachtfröste keine Seltenheit. Die eigentlich warme Witterung dauert kaum sechs Wochen, und selten schmilzt auf den höchsten Kuppen der Schnee vor dem Junius; das Ofenfeuer verlischt auch im hohen Sommer nicht. Die Oberfläche des Harzes ist bis auf die Spitze des Brokken durchaus bewaldet (allein der hannöverische Antheil hat 286,363 Morgen Waldung). Auf dem Brocken selbst steht die Fichte zu einem Zwergbaum zusammengeschrumpft; auf den niedrigern Bergen vermischen sich mehrere Arten von Laubholz mit den Nadelhölzern, und die Flötzgebirge sind mit den schönsten Eichen, Buchen, Birken ꝛc. bedeckt. Auch hat das Gebirge einen Ueberfluß an Waldbeeren, an Trüffeln und Morcheln, an officinellen Pflanzen, an isländischem Moose und den schönsten Graswuchs; im Sommer nähren sich große Heerden von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Pferden von seinen aromatischen Kräutern. Der Getreidebau auf dem Oberharze beschränkt sich höchstens auf Hafer; der Unterharz treibt schon hin und wieder Feldbau. In den Waldungen gibt es vieles Wild, als Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Füchse, wilde Katzen ꝛc. Der Reichthum des Harzes besteht, außer den beträchtlichen Waldungen, in Gewinnung von mancherlei Mineralien. Diese bestehen vorzüglich in wenigem Golde*) aus dem Rammelsberge, vielem Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Arsenik, Braunstein, Vitriol, Granit, Porphyr, Schiefer, Marmor, Alabaster ꝛc. Man schätzt den Ertrag der hannöverischen Bergwerke auf eine Million Thaler, wovon aber wenig reiner Ueberschuß bleibt. Doch lebt davon der größte Theil der Bewohner des Harzes. Die Städte des Oberharzes sind sämmtlich offen und ohne Mauern, und haben ein einförmiges Ansehen. In den gewöhnlichen Häusern ist blos der ein bis drei Fuß hohe Grund, der Heerd und die Brandmauer von Stein, alles übrige von Holz; die Kirchen selbst sind so gebaut. Die Häuser sind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt. Zu den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten des Harzes gehören, außer den zum Bergbau nöthigen kunstvollen Einrichtungen, der Brocken mit seiner weiten Aussicht, jetzt auf seiner Spitze mit einem 130 Fuß langen, von Granitblöcken erbauten Wirthshause, nach seinem Erbauer, dem Grafen Stolberg-Wernigerode, die Friedrichshöhe genannt; ferner die Roßtrappe, die wildeste Gebirgsgegend und schönste Partie des Harzes bei dem halberstädtischen Dorfe Thale; die verschiedenen Höhlen, als die Baumanns-, Biels-, Schwarzfelderhöhle; das romantische Selkenthal mit dem Mädchensprunge und dem Alexisbade; das wilde Okerthal ꝛc. Ein vorzüglicher Wegweiser für Reisende ist

*) Seiner Seltenheit wegen schlug man daraus ehemals Dukaten mit der Inschrift: Ex auro hercyniae.

das Taschenbuch für Reisende in den Harz von Gottschalk, davon jetzt die zweite Auflage erschienen ist.

Harz. Im gemeinen Leben verwechselt man diesen Pflanzenstoff sehr häufig mit den Gummiarten, mit denen sie zwar oft verbunden (Gummiharz), darum aber nicht einerlei ist. Harze nennt man solche Stoffe, die aus den Pflanzen hervorquillen, an der Luft erharten, aber nicht, wie die Gummiarten, im Wasser, sondern nur im Weingeist sich auflösen lassen, in der Wärme zergehen und flüssig werden, an der Flamme sich leicht entzünden, oder mehr oder weniger Geruch und Geschmack haben. Sie sind besonders in der Wurzel, dem Holze und den Knospen der Pflanzen enthalten, und lassen sich aus diesen Theilen durch die Kunst ziehen. Im menschlichen Leben sind sie zum Theil sehr wichtig, z. B. das Harz aus den Nadelbäumen, der Terpentin, der Mastix und viele andere.

Hasenclever (Peter), einer der scharfsinnigsten Männer seines Standes, der seine kaufmännischen Geschäfte mit einem umfassenden, in die großen Welthändel eingreifenden Geiste führte, und von diesem höhern Gesichtspunct aus betrachtete, wodurch er sich einen dauernden Namen erworben hat. Er war zu Remscheid im Bergischen 1716 geboren, widmete sich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeschäften, bereiste wiederholt die meisten europäischen Länder, und trieb lange sehr bedeutende Geschäfte, vorzüglich in Frankreich, Lissabon, Cadix, London und Nordamerika. Ein bedeutendes Vermögen, das sein redlicher Fleiß erworben hatte, ging ihm hier durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren, und er verließ England, für dessen amerikanischen Eisenhandel er vortheilhaft zu wirken angefangen hatte, ohne die Früchte seiner Anstrengungen geerntet zu haben. Darauf ließ er sich zu Landshut in Schlesien nieder, machte sich um den schlesischen Leinwandshandel vielfältig verdient, begründete noch in seinem Alter ein ansehnliches Etablissement, bei dessen Verwaltung er allenthalben eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit zeigte, und starb allgemein geachtet im J. 1792. Er hat mehrere Schriften hinterlassen, die eben so viel Beweise seiner ausgebreiteten Kenntnisse sind.

Hasenscharte (labium leporinum) wird die Trennung der Lippe in zwei oder mehrere Theile deshalb genannt, weil eine ähnliche Bildung bei dem Hasen natürlich ist. Dies Uebel entsteht entweder durch zufällige Verletzungen, welche nicht gehörig geheilt worden, oder durch fehlerhafte ursprüngliche Bildung, und ist in dem letztern Falle angeboren. Dann erstreckt sich die Trennung bisweilen auch auf den Gaumen und heißt Wolfsrachen. Schädlich wird die Hasenscharte dadurch, daß sie das Sprechen und Kauen behindert und den Speichel in zu großer Menge ausfließen läßt. Bei der Hasenscharte, welche als Bildungsfehler erscheint, kann man nicht an eine Trennung des früher Vereinigten denken, sondern es ist eben die Vereinigung nicht so, wie es geschehen sollte, zu Stande gekommen. Darum bringt Meckel diesen Bildungsfehler mit andern ähnlichen in eine Reihe und rechnet ihn zu den Hemmungsbildungen. Das Uebel ist meistens leicht dadurch zu entfernen, daß 1) die Ränder in der Spalte wund geschnitten, und 2) diese wunden Ränder alsdann durch einen zweckmäßigen Verband mit einander in Berührung erhalten werden. Unter diesen Umständen verwachsen sie, wie jede andere Wunde und es bleibt am Ende blos eine Narbe an der Stelle der Trennung zurück.

Häser (Charl. Henr.), berühmte Sängerin, ist 1789 zu Leipzig geboren. Sie war unter fünf Kindern die einzige Tochter des um die

Kunst hochverdienten Musikdirectors der Leipziger Universität, J. G. Häser. Die frühere Bildung ihres ausgezeichneten Talents verdankt sie zunächst ihrem Vater und dem trefflichen Musikdirector Schicht in Leipzig. Im Beginnen ihrer künstlerischen Laufbahn, erwarb sie sich, als Sängerin bei dem dortigen großen Concert, die Theilnahme und Aufmunterung aller Freunde und Kenner der Kunst. 1804 wurde sie bei der italienischen Oper in Dresden angestellt und vervollkommnete sich unter der Leitung des zu früh verstorbenen Musikdirectors Gestewitz und des berühmten Hofsängers Ceccarelli immer mehr, so daß sie in einigen Jahren mit der rühmlich bekannten Signora Pär wetteifern konnte. Bald nachher erhielt sie einen ehrenvollen Ruf nach Bologna als erste Sängerin. Ihre schöne Stimme, ihre Kunstfertigkeit und ihr anhaltendes Studium, die Vortheile der italienischen Gesangesmethode mit deutscher Gründlichkeit zu verbinden, erwarben ihr auch dort eine ausgezeichte Aufnahme und allgemeinen Beifall. Auch im bürgerlichen Leben erhöhte sie ihren Ruf durch strenge Sittlichkeit und eine seltene Bescheidenheit. Man erwies ihr in Bologna die Ehre, welche ihr auch später von mehreren Kunstanstalten Italiens zu Theil wurde, ihr das Decret als Mitglied der Academia Filarmonica zu überreichen. Die ausgezeichnetsten Bühnen Italiens wetteiferten um ihren Besitz. Sie ward zu wiederholtenmalen nach Rom berufen, wo sie einen seltenen Triumph errang; auch war sie die erste Sängerin, die in Italien in Männerrollen auftrat und es wagen konnte, mit den gefeierten Künstlern Crescentini, Veluti u. a. m. gleichen Rang einzunehmen. In Neapel wurde die junge Künstlerin am großen Theater St. Carlo für ein ganzes Jahr angestellt, und hier, wie in mehreren großen Städten Italiens, genoß sie die höchste Ehre und Auszeichnung. Sie wurde gewöhnlich nur la divina Tedesca genannt. Ihr älterer Bruder, der entschiedenen Antheil an ihrer Kunstvollendung hat, begleitete sie auf ihren Reisen. Seit einigen Jahren aber hat sich die gefeierte Sängerin vom Oeffentlichen zurückgezogen, lebt in Rom als Gattin glücklich und geachtet, und widmet ihr herrliches Talent nur den Ihrigen und einem ausgewählten Kreise von Kunstfreunden.

Hasse (Joh. Adolph), königl. polnischer und churfürstl. sächsischer Ober-Capellmeister, einer der berühmtesten Componisten Deutschlands, des 18. Jahrh., war zu Bergedorf bei Hamburg 1705 geboren, erlernte die Elemente der Musik in seinem Geburtsorte, und brachte die ersten Schuljahre in Hamburg zu. Seine außerordentlichen Talente wurden von Joh. Ulr. König bemerkt, und dieser große Musikfreund, der später, vom König von Polen zum Hofpoeten ernannt wurde, empfahl ihn als Tenoristen für das Hamburger Operntheater. Der berühmte Kaiser war damals Componist an demselben, und seine Meisterwerke dienten Hasse zu Mustern, der sich binnen vier Jahren als Sänger und Cembalist so trefflich ausbildete, daß ihn der Herzog von Braunschweig 1722 als Hof- und Theatersänger zu sich berief. Schon 1723 trat er mit seiner ersten Oper, Antigonus, unter vielem Beifall auf. Aber ungeachtet dieses günstigen Erfolgs fühlte Hasse, der sich bisher seinem Genie überlassen hatte, ohne sich den gründlichen Studien des Contrapuncts zu unterwerfen, die Nachtheile dieser Vernachlässigung, und beschloß, die Kunst des Satzes in einer der berühmten Schulen Italiens gründlich zu erlernen. Er reiste 1724 nach Italien, und studirte unter dem berühmten Porpora in Neapel. Scarlatti lernte ihn zufällig in Gesellschaft kennen, und gewann ihn wegen seiner Talente und Bescheidenheit so lieb, daß er ihm seinen Unterricht selbst anbot; ja die Zu-

neigung des würdigen Greises ging so weit, daß er ihn nicht anders als seinen Sohn nannte. 1725 bekam Hasse die erste Gelegenheit, sich als Componist zu zeigen, indem ein reicher Banquier ihm die Verfertigung einer Serenate auftrug. Sie wurde Ursache, daß er den ehrenvollen Auftrag bekam, die Oper in Musik zu setzen, welche nächsten Mai auf dem königlichen Theater gegeben werden sollte. Diese Arbeit gründete seinen Ruf vollständig, und gewann ihm bei den Italienern den Namen il caro Sassone. Von jetzt an stritten alle große Theater Italiens um die Ehre, Hasse als Capellmeister an der Spitze ihres Orchesters zu haben. 1727 ging er nach Venedig, wo seine nachherige Gattin, Faustina Bordoni, damals in ihrer schönsten Blüthe, und der Gegenstand allgemeiner Verehrung, als sie ihn einst auf dem Flügel spielen hörte, ihm ihre Gunst schenkte und seine gute Aufnahme beförderte. Es wurde ihm hier die Capellmeisterstelle am Conservatorio degli incurabili übertragen. Sein Ruhm, der sich jetzt auch nach Deutschland ausbreitete, verschaffte ihm den Ruf als Obercapellmeister nach Dresden mit einem Jahrgehalte von 12,000 Thalern für sich und seine Gattin. Hasse nahm dieses eben so vortheilhafte als ehrenvolle Anerbieten an, aber da man ihn gleich dringend nach Italien einlud, hielt er sich bis 1740 wechselsweise dort und in Deutschland auf. Früher hatte man ihn nach London berufen und ihm die Direction der dortigen Oper angetragen, um bei den Zwistigkeiten mit Händel diesem einen würdigen Componisten entgegen zu stellen. Erst nach wiederholten Aufforderungen ging er 1733 nach England, wo er zwar mit großen Ehren empfangen wurde und seine Oper Artaxerxes unter allgemeinem Beifall aufführte, dessen ungeachtet aber nicht lange verweilte. Er kehrte nach Dresden zurück, und da sein Nebenbuhler Porpora diese Stadt verlassen hatte, so bestimmte ihn dieser Umstand, verbunden mit der günstigen Aufnahme, die er am Hofe fand, 1740 daselbst einen festen Sitz zu wählen. In dem Feldzuge von 1745 kam nach der Schlacht von Kesselsdorf Friedrich der Große nach Dresden. Dieser kunstliebende Fürst, der Hasses Talente selbst kennen zu lernen wünschte, befahl ihm, eine seiner Opern auf dem großen Theater in seiner Gegenwart aufzuführen. Hasse wählte den Arminio, und ward von dem König mit 1000 Thalern und einem Diamantring dafür beschenkt. Der Verlust seiner Tenorstimme, 1755, kränkte ihm bei weitem weniger als der Verlust seiner sämmtlichen Bücher und Handschriften, welche eben zur vollständigen Ausgabe aller seiner Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Bei den nachherigen Veränderungen des Hofes in Pension gesetzt, begab er sich 1763 nach Wien, wo er außer verschiedenen andern seine letzte Oper Ruggiero componirte, und endlich um das Jahr 1770 mit seiner ganzen Familie nach Venedig ging, woselbst er seine Thätigkeit noch an verschiedenen Arbeiten bewährte und 1783 sein Leben beschloß. Noch wenige Jahre vorher hatte er für seine Beerdigung ein Requiem gesetzt, welches von der Kraft seines Geistes auch im hohen Alter zeugt. Man erkennt Hasse mit Recht für den natürlichsten, elegantesten und einsichtsvollsten Tonsetzer seiner Zeit an, der besonders die Stimme als Hauptgegenstand betrachtete, und die Instrumentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie gemangelt hätte, so einfach als möglich anbrachte. Als einem Schüler von Leo, Vinci, Porpora und Pergolese, genügte ihm das Einfache und Natürliche. Geschrieben hat er so viel, daß er selbst gestand, er würde manches seiner Stücke nicht wieder erkennen, wenn er es zu Ohren oder zu Gesicht bekäme. Von Metastasio

hat er, außer dem Themistokles alle Opern, und die meisten zwei und mehrmals componirt. Sein Aeußeres war angenehm, und sein Herz eben so vortrefflich, als sein Talent ausgezeichnet. Seine Gattin, Faustina Bordoni, geboren zu Venedig 1700, verdient als eine der größten und schönsten Sängerinnen des 18. Jahrh. besondere Erwähnung. In ihrem 16. Jahre betrat sie zuerst in ihrer Vaterstadt das Theater, überall, wo sie sich hören ließ, ward sie als eine neue Sirene vergöttert. Zu Florenz wurden ihr zu Ehren Denkmünzen geprägt, und ihr Ruf, durch ihre blühende Schönheit noch vermehrt, war außerordentlich. Im J. 1726 ging sie mit 15,000 Fl. Gehalt nach Wien, und 1724 wurde sie unter noch vortheilhafteren Bedingungen nach London berufen. In Dresden, wo sie sich mit Hasse verband, sang sie 1731 zum erstenmal, und war seitdem die treue Gefährtin ihres Gatten. Eine vortreffliche Schilderung dieser seltenen Frau hat Rochlitz geliefert in seinen Denkmalen glücklicher Stunden, Bd. I.

Hasselquist (Friedrich), einer der berühmtesten schwedischen Naturforscher, und Schüler Linnés, war 1722 zu Toernwalla in Ostgothland geboren. Bei dem Tode seines Vaters, der hier Pfarr-Vicarius gewesen, war er hilf- und mittellos; allein er rang muthig mit dem Glücke und erwarb sich Freunde, die seine Studien unterstützten. In Upsala, wohin er 1741 gekommen war, beschäftigte ihn vorzüglich das Studium der Naturgeschichte, und er machte darin unter Linné große Fortschritte. Als sein geistvoller Lehrer erwähnte, daß die Naturgeschichte von Palästina bei weitem nicht so erläutert sei, wie die der meisten Gegenden Asiens, fühlte Hasselquist das heißeste Verlangen, dieses Land zu sehen und zu untersuchen. Er besiegte alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg legten, und schiffte sich 1749 nach Smyrna ein. Von da ging er nach Cairo, untersuchte die Pyramiden, die Mumien, das Steigen des Nils, und sammelte Naturerzeugnisse. 1751 ging er über Damiette und Jaffa nach Palästina. Hier besuchte er von Jerusalem aus die Ufer des Jordans, den Berg Tabor, Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon. Mit unermüdlichem Eifer forschte er in allen Reichen der Natur, und brachte eine reiche Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Insekten, Fischen u. s. w. zusammen, ja auch auf arabische Handschriften, auf Mumien und Münzen erstreckte sich seine Aufmerksamkeit. Eben im Begriff, nach Schweden zurückzukehren, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn 1752 in dem blühendsten Alter wegraffte. Seine Sammlungen wurden nach Schweden gebracht, und aus seinen Papieren das an trefflichen Bemerkungen so reiche Werk: Iter Palaestinum, 1757, herausgegeben.

Hastings (Warren), berühmt durch einen der schwierigsten und kostspieligsten Prozesse, geboren 1732, war der Sohn des Pfarrers von Churchill, einem Dorfe bei Daylesford in Worcestershire. Sein Oheim, Howard Hastings, ließ ihn nach des unbemittelten Vaters Tode auf der Schule zu Westminster erziehen; als auch dieser starb, blieb er gänzlich fremder Hilfe überlassen. Dr. Nichols, Rector der Westminster Schule unterhielt ihn auf der Universität zu Oxford, und H. Creswick, einer von den Directoren der ostindischen Compagnie, Testaments-Vollstrecker des Oheims, verschaffte dem jungen Warren die Stelle eines Schreibers in Indien, wohin er 1749 sich begab. Hier studirte er persisch und alles was auf die brittischen Angelegenheiten in Indien Bezug hatte. In der Folge diente er als Freiwilliger in der Armee des Obersten Clive, als dieser Calcutta wieder eroberte.

1761 ward er Mitglied der Regierung von Bengalen. Vier Jahre nachher ging er, man weiß nicht, aus welcher Ursache, nach England zurück, wo er sich den Wissenschaften widmete, und eben hatte er um die Professur der persischen Sprache in Oxford angehalten, als seine Talente die Aufmerksamkeit des Parlaments erregten, und die Regierung ihn zum Regierungsrath in Madras ernannte. 1771 ward er Gouverneur von Bengalen, und 1773 erhob ihn Lord North zu der wichtigen Stelle eines General-Gouverneurs im brittischen Ostindien. Er behielt diesen Posten 13 Jahre lang, verwaltete sein Amt unter schwierigen Umständen, vergrößerte und befestigte die Macht der Compagnie auf Kosten der ostindischen Fürsten, was allerdings nicht ohne Bedrückungen und Ungerechtigkeiten geschehen konnte, und zeigte sich zugleich als einen Beförderer der Künste und Wissenschaften. Die Einkünfte der Compagnie brachte er von 3 Mill. bis auf 5 Mill. Pfund Sterling. Da jedoch Lord North schon 1782 aus dem Ministerium verdrängt worden, waren dessen Gegner bemüht, auch seine Schützlinge zu stürzen. Hastings ward auf Dundas Antrag 1785 zurückberufen, und sogleich bei seiner Ankunft in England in ein fast unübersehbares Gewirr von Anklagen verwickelt. Die vorzüglichsten Redner der Oppositionspartei, ein Fox, Burke, Sheridan u. A., traten wider ihn auf. Er ward beschuldigt, in Ostindien mit tyrannischer Willkür gehandelt, unmäßige Geldsummen erpreßt, den Untergang mehrerer Fürsten befördert, und Räubereien und Bedrückungen aller Art ungescheut ausgeübt zu haben. Am 17. Febr. 1786 brachte Burke die Anklagen gegen ihn vor das Unterhaus, ward damit im Mai 1787 an das Oberhaus verwiesen, und der Staatsprozeß nahm den 13. Febr. 1788 in der Westminsterhalle seinen Anfang. Der persönlichen Haft entging Hastings durch Leistung einer ansehnlichen Caution und durch Stellung unverwerflicher Bürgen. Die Feierlichkeiten, welche die Verhandlung einer Rechtssache vor dem Oberhause erfordert, und die Langsamkeit, welcher ein jeder Prozeß vor dem Parlament um deswillen unterworfen ist, weil er nur unter beständigen Unterbrechungen fortgeführt werden kann, verzögerten das Endurtheil. Manche Anklagepuncte erforderten eine genaue Untersuchung der ostindischen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Ostindien nach London berufen wurden. Die Reden der Ankläger dauerten oft mehrere Tage. Alle diese Umstände verursachten eine so große Zögerung, daß man am 15. April 1794 die 120ste Sitzung im Oberhause hielt, ohne zu Ende gekommen zu sein. Die öffentliche Meinung, so sehr die großen Talente der Ankläger dieselbe anfangs gewannen, hatte sich indeß einstimmig für Hastings erklärt, und die Rückkehr des Lords Cornwallis aus Ostindien entschied für ihn. Dieser Mann, der im Lande selbst die genauesten Untersuchungen angestellt hatte, sprach durchaus günstig für den Angeklagten, und machte auf das große Verdienst desselben aufmerksam, Ostindien durch seine Maßregeln zu einer Zeit erhalten zu haben, wo der Abfall der amerikanischen Provinzen für alle übrigen Colonien ein so gefährliches Beispiel war. Auch das großmüthige und unparteiische Zeugniß des französischen Obristen Gentil, den Hastings aus Indien verbannt hatte, sprach zu seinem Vortheil. Lord Thurlow machte endlich zu Anfang des J. 1795 den Vorschlag, daß jedes Mitglied des Oberhauses namentlich aufgerufen, und auf Pflicht und Gewissen sein Schuldig oder Unschuldig aussprechen solle. Dies geschah, und so ward Hastings, der das Urtheil knieend anhörte, am 13. April 1795 durch die Mehrheit von allen Anklagepuncten freigesprochen, und blos zu den

Prozeßkosten (71,080 Pf. Sterl.) verurtheilt; dem Staate selbst hatte der Prozeß überdies noch einen Aufwand von 100,000 Pf. verursacht. Hastings hatte indeß in ländlicher Einsamkeit gelebt, und seine Vertheidigung geschickten Sachwaltern überlassen. Die ostindische Compagnie entschädigte ihn durch ein Jahrgeld von 4000 Pf., auf 28 Jahr, zahlte davon 42,000 Pf. voraus, und bewilligte ihm ein Darlehn von 50,000 Pf. Das Jahrgeld ward 1813 auf Lebenszeit verwilligt. Hastings hatte eine Menge Kostbarkeiten aus Indien mitgebracht, welche bei dem Umsturz des Landes in seine Hände gekommen waren. Die auserlesensten wurden dem Könige dargebracht. So sah man bis auf die neuesten Zeiten in Buckinghamhouse den Thron des bengalischen Herrschers ganz mit Juwelen bedeckt, und in Frogmere, dem lieblichen Landsitze der kürzlich verstorbenen Königin, in der Nähe von Windsor, ein Bettgestell und ein Dutzend Armstühle ganz von Elfenbein, trefflich gearbeitet. Diese Geschenke erregten den allgemeinen Glauben, daß der Gouverneur selbst außerordentlich reich sein müsse, welches sich jedoch nicht bestätigte. Er starb am 22. Sept. 1818 auf seinem Landgute Daylesfordhouse, im 68. Jahre seines Alters, ohne seiner Wittwe, einer gebornen Deutschen, die er in Indien geheirathet hatte, Kinder zu hinterlassen. Feine Sitten, eine edle Handlung, schöne Bildung, verträgliche Sinnesart und ein stets anständiges Betragen erwarben ihm die Achtung und Liebe aller, die ihn kannten, und wenn er von dem Vorwurf der Härte gegen die unglücklichen Bewohner Indiens nicht ganz frei gesprochen werden kann, so ist man dagegen jetzt in ganz England der festen Ueberzeugung, daß dieser durch eine politische Partei so lange und so grausam verfolgte Mann der Retter des brittischen Ostindiens gewesen sei. Auch als guter Architekt und Ingenieur, selbst als Dichter ist Hastings bekannt. Unter seinen Schriften nennt man seinen Bericht von dem Aufstande in Benares, 1782; seinen Bericht von dem Zustande Bengalens im Jahr 1785; seine Memoiren über den Zustand von Indien, die er 1786 herausgab; mehrere Schreiben an die Directoren der ostindischen Compagnie von 1786 und 1788, und seine Vertheidigungsrede von 1791.

Hatscherif, Hattischerif, wird ein Befehl genannt, der unmittelbar vom türkischen Kaiser kommt, und den dieser eigenhändig, gewöhnlich mit den Worten: „mein Befehl soll nach seiner Form und nach seinem Inhalt vollzogen werden," unterschreibt, welche Worte mit goldener Einfassung oder sonst ausgezeichnet werden. Ein also ertheilter Befehl ist unwiderruflich.

Haubitze ist ein Geschütz, welche das Mittelding zwischen Kanone und Mörser macht. Wie jene ruht sie auf einer Laffete, und wirft ihre Granaten in einem der Horizontallinie nahe kommenden Bogen (höchstens 16°), ist dagegen in der innern Einrichtung mit der Kammer und dem weiten Fluge, den Mörsern ähnlich. Die Länge des Rohs beträgt 5 — 7 Caliber. Man wirft aus der Haubitze Granaten (d. h. bombenähnliche Hohlkugeln), Kartätschen, und zuweilen auch Leuchtkugeln. Immer bleibt jedoch das Werfen der Granaten der Hauptzweck, indem man dadurch im freien Felde Truppen, besonders wenn sie hinter einem Hofe, einem Walde und dgl. gegen Kanonenfeuer gedeckt stehn, zu erreichen, und ihnen durch das Crepiren der Granaten zu schaden, außerdem aber Dörfer und Städte in Brand zu schießen, Besatzungen von Schanzen und Festungen auch hinter Brustwehr und Wall mit ihnen zu ängstigen sucht. Sie sind deutscher Erfindung und hießen anfangs **Haufenitz**, weil man sie bis zur Mündung mit al-

ten Nägeln, gehacktem Blei und dgl. als Kartätschen ausfüllte. Hiervon kam das französische Obusier, das englische Howitzer, indem sie beide Nationen, obgleich erst spät, von uns annahmen. P.

Haug (Joh. Christoph Friedr.), rühmlich bekannt als Lieder- und Epigrammendichter, ist geboren 1761 zu Niederstozingen im würtembergischen Oberamte Alpeck. Er erhielt von seinem Vater, der Pfarrer in Magstatt war, den ersten Unterricht, besuchte später die lateinischen Classen in Ludwigsburg, wo er durch seinen Lehrer, den Oberpräceptor Winter, Freude an lateinischen Versen gewann, sodann das Stuttgarter Gymnasium, und studirte auf der hohen Carlsschule die Rechte. Bei den jährlichen Prüfungen erhielt er in der philosophischen Geschichte, der Optik, der Experimentalphysik, den römischen Alterthümern u. s. w. nach und nach dreizehn Preismedaillen, und zuletzt den akademischen Orden. Hier lebte er in vertrauter Bekanntschaft mit Hoven, Petersen, Schiller u. a., und entschied sich (einer Prophezeiung in Versen auf seines Vaters Hochzeit gemäß) für Poesie. Da ihm zunächst Epigrammendichter zur Hand kamen und dadurch eine reiche Ader epigrammatischen Witzes, die sich seitdem in unversiegender Fülle ergossen hat, in ihm angeregt wurde, so bearbeitete er hauptsächlich diese Gattung, und erwarb sich den Ruhm eines der vorzüglichsten deutschen Epigrammatiker. Aber auch in der Ode, sowol der ernsthaften als der gemüthlichern, versuchte er sich mit Erfolg. Ueberdies besitzt er ein seltenes Talent im Improvisiren. Nach achthalbjährigem Aufenthalt auf der Universität ward er 1783 Secretär bei dem herzoglichen geheimen Cabinet, stieg 1794 zum Geheimen Secretär und wurde 1817 zum königl. Hofrath und Bibliothekar ernannt. In diesen seiner Neigung entsprechenden Aemtern lebt er glücklich im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, und erfreut sich auch der Verbindung mit trefflichen Männern des Auslandes. Seine Muße hat er stets der Poesie und Literatur zugewendet. Er arbeitete an mehrern gelehrten Zeitungen, Journalen und Taschenbüchern, nimmt seit 1807 an der Herausgabe des Morgenblattes Theil, und hat mehrere, theils größere, theils kleinere Gedichtsammlungen herausgegeben, worüber wir auf Meusel verweisen. Wir dürfen bald einer vollständigen Sammlung seiner Gedichte entgegensehen.

Haugwitz (Christian Heinr. Carl, Graf von), königl. preußischer erster Staats- und Cabinetsminister, wurde 1758 in Schlesien auf einem seiner väterlichen Güter geboren. Mit allen Mitteln, seine geistigen und körperlichen Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine, mit einem gewissen Grad von Idealität ausgestattete Gemüthsart. Die stille Betriebsamkeit und die schlichte Denkart der Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut machte auf ihn einen tiefen Eindruck; das patriarchalische Leben der ehrwürdigen Vorzeit stand vor seinem Auge, und ließ ihn in der Alltagswelt nur Zerstreuungen finden, welche den Menschen hindern, sich seiner bewußt, mit sich selbst vertraut zu werden. Daher die Spuren von stiller, einfacher, kein Aufsehen erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben, und die Beweise von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz Leben ein Muster aufstellt. Er studirte in Göttingen mehrere Jahre, und war nicht lange in seine Heimath zurückgekehrt, als er, der Neigung seines Herzens folgend, sich mit der Tochter des berühmten Generals Tauenzien verband und mit ihr eine Reise nach Italien antrat. Mehrere Jahre lang fesselten ihn Venedig und Toscana. Zu Florenz trat er in ein freundschaftliches Verhältniß mit Leopold II. Familienver-

hältnisse riefen ihn endlich nach Schlesien zurück, wo er sich in der Verschönerung seiner Besitzungen gefiel, und durch seinen anspruchslosen Eifer nützlich zu sein, sich Achtung und Liebe erwarb. Die schlesischen Stände gaben ihm davon einen öffentlichen Beweis, indem sie ihn zum General-Landschaftsdirector wählten. Indeß erwartete ihn bald ein höherer Wirkungskreis. Nach Josephs Tode hatte Leopold II. den Kaiserthron bestiegen. Dieser wünschte, im Einverständnisse mit Preußen, gewisse weitumfassende Plane, die er entworfen hatte, auszuführen; aber seine durch den preußischen Gesandten Jacobi-Klöst gemachten Anträge fanden in Berlin, wo Herzberg noch an der Spitze des Cabinets stand, keinen Eingang. Der Kaiser schrieb die Schuld dem Gesandten zu, und kam auf die Idee, Friedrich Wilhelm II. auf den Grafen Haugwitz aufmerksam zu machen, und sich denselben zum Gesandten an seinem Hofe zu erbitten. Der König gab diesem Wunsche um so leichter nach, da die zahlreichen Widersacher Herzbergs diese Gelegenheit gern ergriffen, Haugwitz in dem günstigsten Lichte zu zeigen. So bekam dieser sehr unerwartet den Antrag, sich als Gesandter nach Wien zu begeben. Er wandte seine Ungeübtheit in diplomatischen Geschäften dagegen ein; da er indeß wohl einsah, daß er durch ausharrende Weigerung zwei mächtigen Fürsten mißfallen müsse, nahm er den Gesandtschaftsposten an, verbat sich jedoch jede Art der Besoldung. Mit Haugwitz Ankunft am Wiener Hofe schien Leopold einen erwünschten Vermittler zwischen sich und dem preußischen Hofe gefunden zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig vertraut mit seinem Wirkungskreise, an einer Reihe von Unterhandlungen Theil nahm, über deren Folgen er nicht zu entscheiden vermochte, und welche Preußens wahrem Wohl zuwider waren. Die Reichenbacher Convention von 1790 und der Pilnitzer Vertrag werden als solche angesehen. Darauf folgten der unglückliche Rückzug aus der Champagne, und der zwecklose Kampf am Rhein und in Polen. Unterdessen war Herzberg von der öffentlichen Laufbahn abgetreten, und Friedrich Wilhelm, der ein großes Vertrauen zu Haugwitz gefaßt hatte, übergab diesem, an des Grafen von Schulenburg Stelle, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und die oberste Leitung aller Cabinetsverhandlungen. In diesem Posten wußte Haugwitz, trotz mancher kritischen Verwickelungen, Preußen gleichsam zum Mittelpunct aller politischen Verhandlungen zu machen. Friedrich Wilhelm II. belohnte noch kurz vor seinem Tode die Verdienste seines Ministers mit dem schwarzen Adlerorden, auch hatte er ihm Güter in Südpreußen geschenkt. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, behielt Haugwitz seinen vollen Wirkungskreis. Unter ihm arbeitete der Cabinetssecretär Lombard. Man bemerkte in der Art, wie er die politischen Angelegenheiten leitete, ein entschiedenes Bestreben, Preußen und Frankreich einander zu nähern, und sein System gewährte dem preußischen Hause beträchtliche Erwerbungen. Als aber 1803 die französischen Truppen Hannover besetzten, erschien dieser Schritt als gefährlich für die Neutralität des nördlichen Deutschlands, welche Preußen bisher zu behaupten suchte, und der König erhielt eine andere Ansicht seiner politischen Lage. Haugwitz, der aus inniger Ueberzeugung gehandelt hatte, wollte seine Grundsätze eben so wenig aufgeben, als sein friedlicher Charakter ihm Widerstand erlaubte. Unter dem Vorgeben, daß einige Unpäßlichkeit ihn veranlaßt habe, beim Könige den Urlaub nachzusuchen, sich auf seine Güter zurückziehen zu dürfen, räumte er Hardenberg seinen Platz, der seines Vorgängers System dahin modificirte, daß Preußen durchaus neutral blieb. Indeß führte der Durch-

marsch der Franzosen durch Anspach 1805 Differenzen herbei, die sogleich den Krieg zur Folge gehabt haben würden, wäre nicht der friedliebende König um so geneigter zur Unterhandlung gewesen, als bereits während seiner Rüstungen die Ereignisse von Ulm eingetreten waren. Aber Napoleon wollte nur mit einem Mann unterhandeln, dessen Grundsätze ihm schon eine erprobte Anhänglichkeit an seinen Ideengang verriethen; deswegen verließ Haugwitz die Ruhe des Landlebens, erschien in Wien, wo Napoleon sich eben zur Schlacht von Austerlitz anschickte, und brachte nach der Schlacht jene Convention zu Stande, durch welche Frankreich Hannover an Preußen überließ, und die Neutralität Norddeutschlands anerkannte. Haugwitz erlangte das vorige Vertrauen wieder und nahm aufs neue aus Hardenbergs Händen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Allein sein politisches System fand lauten Tadel, und während die Besitznahme Hannovers Preußen mit England entzweite, dem sich Frankreich um dieselbe Zeit näherte, trübten sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen mehr als je; Haugwitz begab sich als damaliger Vermittler nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück. Er war Zeuge der Jenaer Schlacht, zog sich nach derselben auf seine Güter in Schlesien zurück, und ging später, um dem feindlichen Heere auszuweichen, nach Wien. Er ist seitdem aus dem Privatstande nicht wieder hervorgetreten. Im Oct. 1811 ward er zum Curator der neuen Universität Breslau ernannt.

Hauptbuch, s. Buchhalterei.

Hauptsatz, s. Thema.

Hauptton oder Grundton heißt derjenige Ton, dessen diatonische Tonleiter bei Anordnung eines Tonstücks zum Grunde gelegt ist, nach welcher man die Art der Ausweichung in andere Töne, die hier Nebentöne heißen, einrichtet, d. h. selbige entweder zu harten oder weichen Tonarten macht, und endlich dessen Dreiklang sowol am Anfange als am Ende des Tonstücks gehört wird, oder welcher das Tonstück anfängt und schließt. Es kann jeder in das gegenwärtige System eingeführte Ton zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden, nur müssen alsdann die Nebentöne hienach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältnisse gesetzt werden, Die Intervallen der Tonleiter des Grundtons entscheiden, ob man die Tonart für die Nebentöne, oder die vom ersten und zweiten Grade der Verwandschaft u. s. w. hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Tonleiter die Terze derselben groß vor, so nimmt man die Tonart hart, kommt sie als klein vor, so nimmt man sie weich. (S. Ton, Tonart.) In einem andern Sinne heißt derjenige Ton Haupt- oder Grundton, welcher in einem Accorde der tiefste ist, weil gleichsam die ganze Harmonie auf ihn gegründet ist, und aus ihm sich entwickelt. Bisweilen heißt auch Hauptton derjenige, der als beziffert in Tonstücken vorkommt, zum Unterschied derjenigen Töne oder Noten, welche man durchgehend nennt.

Hausehre. So nannte der Ritter und der gewerbsame Bürger des Mittelalters seine ihm vermählte Gattin. Beide erstern waren thätig für die Ehre ihrer Familie, ihrer Corporation und zugleich für den Erwerb. Dem Vergnügen hingen beide an, aber der Bürger weniger als der Ritter. Andere Pflichten trafen die Hausfrau in der innern Verwaltung. In allen wichtigen Angelegenheiten hatte sie wenigstens eine berathende Stimme. Sie gab dem Kinde, es sei Sohn oder Tochter, die erste körperliche und geistige Bildung, sie hielt Ordnung in dem oft weitläuftigen Haushalt, sie sparte insgeheim, in-

deß der Eheherr öffentlich prunkte. Je mehr der Eheherr aus Pflicht oder Wahl aushausig war, je einhausiger war die Hausehre. Sie war die Anordnerin der Feste und der Schmuck der Turniere, sie leitete die Bewirthung der Gastfreunde. Sie war geliebt und geehrt vom Gatten, aber geschätzt und verehrt von der Familie und von den Gastfreunden. Groß war die Ehrerbietung der Kinder, der Familie, aus der sie getreten war oder in welche sie heirathete und des Gesindes vor der Matrone. Als Hausfrau wirkte sie kräftig auf die Lebensverhältnisse der Kinder, und ergraute der Gatte, so war sie besonders seine Pflegerin, und dann mehr als in der Jugend, seine Lebensgefährtin bis zum Grabe.

Hausen (russisch Beluga), in ein zum Störgeschlechte gehöriger Fisch, der sich im mittelländischen, schwarzen und kaspischen Meer aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andere große Flüsse kommt. Sein Fang ist besonders für Rußland von Wichtigkeit. Das Fleisch wird theils gesalzen, theils getrocknet genossen, der Rogen liefert den Caviar, und aus der Schwimmblase wird der unter dem Namen Hausenblase bekannte Fischleim bereitet. Die Hausenblase wird in der Sonne ausgebreitet und halb getrocknet, dann mit angenetzten Fingern etwas aus einander gestrichen, bis sie eine feine, helle Klarheit bekommt, dünne und durchsichtig wird. Je heller die Blasen sind, je theurer ist ihr Preis. Nachdem sie klar aus einander gezogen worden, werden sie dicht auf einander gewickelt, so daß sie in der Mitte etwa 1¼ Zoll dick sind. An den Enden sind sie etwas schmäler. Sie werden zusammengerollt, mit Bast gebunden und in halbe runde Würstchen gebogen, in die Luft gehängt, getrocknet und dann verhandelt. Die Haut endlich gebrauchen die ärmeren Russen statt der Fensterscheiben.

Häusersteuer heißt die auf die Hausrente gelegte öffentliche Abgabe. Die Hausrente theilt sich in die Bau-Rente und in die Grund-Rente, jene ist der Zins des auf die Errichtung des Gebäudes verwandten Capitals, diese das reine Einkommen, das dem Eigenthümer des Bodens, worauf das Gebäude steht, als Landrente (s. d. Art.) zu Theil wird. Die Grundrente des Hauses besteht in dem, was von der gesammten Hausrente übrig bleibt, nachdem die Baurente abgezogen worden, und ist nach der verschiedenen Lage der Häuser sehr verschieden. Höchst unbedeutend ist dieselbe von Landhäusern, welche von großen Städten entfernt liegen; dort ist sie oft nicht höher als die Rente sein würde, die man von dem Boden, worauf das Haus steht, ziehen würde, läge er unter dem Pfluge. Um vieles stärker ist die Grundrente von Landhäusern in der Nähe großer Städte, am größten aber in den Hauptstädten selbst, und hier besonders in den Gegenden, wo die stärkste Nachfrage nach Häusern ist. Eine auf die gesammte Hausrente gelegte Steuer ist zum Theil als Grundsteuer (s. d. Art.), zum Theil als Kapitalsteuer (s. d. Art.) zu betrachten, die endliche Bezahlung derselben aber geschieht, je nachdem die Umstände wechseln, bald vom Eigenthümer, bald vom Bewohner des Hauses. In manchen Ländern kommt die Häusersteuer unter der Benennung von Giebelschoß, Heerdgeld, Fenstersteuer, Rauchfangsteuer u. s. w. vor.

Haut wird das mit feinen Poren versehene Organ genannt, welche die ganze Oberfläche des Körpers bekleidet und außer dem Nutzen, als Decke zu dienen, auch die Ausdünstung des Körpers und die Resorption wäßriger Flüssigkeiten gleichmäßig erhält. Man be-

trachtet die Haut als eine Zusammensetzung zweier wesentlicher Organe, deren eine die Oberhaut (epidermis) und die andere die eigentliche Haut (cutis) genannt wird. Die Oberhaut kann man von der eigentlichen Haut durch Einweichung im Wasser trennen. Sie hebt sich beim Gebrauch von Vesicatorien in die Höhe und blättert bei den Hautkrankheiten von selbst ab. Bei den Negern ist sie schwarz, in Folge einer Absonderung des Kohlenstoffs. Sie ergänzt sich aus dem Eiweißstoff der Lymphe, welche in den lymphatischen Gefäßen die Haut durchzieht. Bei starken Frictionen bildet sie große Schwielen, die ihre Absonderung ungemein vermehren. Das Fett erhält die Epidermis weich, und vermindert sich dessen Menge in den Krankheiten, in welchen Haut, Nägel u. s. w. spröde werden. Bei flechtenartigen Hautkrankheiten erhält die Epidermis bisweilen ein chagrinartiges Ansehen und bildet bald eine Decke feiner Schuppen. Die Epidermis beschützt die Nervenspitzen, welche sonst bald abgestumpft werden würden. Da sie keine Feuchtigkeit durchläßt, so beschützt sie den Körper vor dem Austrocknen. Die Unebenheiten der Oberfläche sind sehr regelmäßig geordnet; zwischen parallel laufenden Furchen laufen die Poren (Schweißlöcher) gegen einander über. Die in der Mitte befindlichen Oeffnungen führen in Dampfgestalt die feinsten Flüssigkeiten aus. Die eigentliche Haut bildet eine dichte, dicke, gleichsam aus Faserstoff zusammengesitzte Membran, welche das Muskelfleisch unmittelbar umkleidet. Sie liefert durch Kochen mit Wasser eine größere oder geringere Masse Gallerte, die als Leim benutzt wird. Je zäher die Haut ist, je schwieriger ist die Absonderung des Leims. Seine Güte nimmt mit der Zähigkeit der Haut zu. — **Haut** nennt man ferner die Schiffsbekleidung mit Bretern oder Planken.

Hautelisse-Tapeten sind Tapeten von mannichfaltiger Art. Man unterscheidet die Tapeten überhaupt in Hautelisse- und in Basselisse-Arbeiten. Erstere sind von senkrecht aufgebäumter Kette, die andern aber haben eine wagrecht liegende Kette. Letztere werden in neuerer Zeit vorgezogen, weil sie leichter und doch in nicht geringerer Schönheit zu verfertigen sind. In den Niederlanden liefern Brüssel und Doornik die schönsten Waaren dieser Art; in Frankreich die Manufactur der Gobelins.

Hautkrankheiten, Abweichungen der Haut von ihrem gesunden Zustande, die sich durch eine sichtbare Veränderung in ihrer Form, Farbe und Structur, als das einzige oder doch hauptsächlichste Zeichen, äußern. Man rechnet daher gewöhnlich die fieberhaften Ausschläge, z. B. die Blattern, Masern, den Scharlach u. s. w. nicht dazu, weil hier der ganze Körper angegriffen, und, wenigstens in practischer Hinsicht, mehr das Fieber als der Hautausschlag in Betrachtung kommt, sondern man versteht unter Hautkrankheiten vorzüglich nur die sogenannten chronischen Ausschläge. Will man die Ursachen aller Hautkrankheiten in Krankheiten der Säfte suchen und diese zur Hauptsache machen, so ist dies theils bei den meisten noch unerwiesen und unerweislich, theils widerspricht diesem die Erfahrung, daß manche Hautkrankheiten, wie z. B. die Krätze, blos durch äußere Ansteckung schnell entstehen und im Anfange durch blos äußerliche Mittel geheilt werden können. Da jedoch der organische Körper ein Ganzes bildet, und das Leiden des einen Systems sich auf das andere fortpflanzen kann, so ist nicht zu läugnen, daß die Ursache mancher Hautkrankheit in dem Leiden eines andern Systems liegen kann. Die Eintheilung der Hautkrankheiten könnte am füglichsten nach den verschiedenen Theilen geschehen,

aus welchen das Hauptorgan besteht, also in Krankheiten der Lederhaut, des Malpighischen Schleimnetzes und des Oberhäutchens; allein da die Bearbeitung dieser Krankheiten noch nicht weit genug gediehen ist, um einer jeden mit Bestimmtheit ihren Platz anzuweisen, so hat man sich noch anderer Eintheilungen bedient. Die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Hautkrankheiten und ihrer äußern Erscheinungen ist sehr groß, ihre Unterscheidung, zumal bei dem Mangel an getreuen Abbildungen, und bei der Schwierigkeit einer genauen und deutlichen Beschreibung, daher sehr schwer. Einige äußern sich durch bloße Ausschwitzung einer Feuchtigkeit mit einigen Blätterchen, die sich kaum von der natürlichen Hautfarbe unterscheiden, und von unausstehlichem Jukken dieser Theile begleitet: das Hautjucken (prurigo, Willan.); andere erscheinen als kleine Bläschen der Oberhaut, und enthalten etwas klare Feuchtigkeit in sich, z. B. die verschiedenen Arten Friesel; andere stellen kleine entzündete Pusteln dar, welche ihren Sitz tiefer in der Lederhaut zu haben scheinen, und bis auf die Oberfläche hervorbrechen, z. B. die Krätze, das eiternde Friesel, manche Flechtenarten (Lichen); andere erscheinen als ein sich weit verbreitender Ausbruch von Blätterchen, die gewöhnlich in einem kleinen Schorf übergehen, sich abschuppen und beständig erneuern, wohin gleichfalls mehrere Arten der Flechten gehören; andere zeigen sich als schuppenartige Ausartung der Oberhaut, als trockene Schwinden; andere als bloße Ausschwitzung einer dicken Feuchtigkeit, die einen erhabenen Schorf bildet, z. B. der Milchgrind u. s. w. H.

Hautrelief, s. Basrelief.

Havannah (S. Christoval de la), gewöhnlich nur Havannah genannt, ist die wichtigste Stadt auf der spanischen Insel Cuba mit 3700 Häusern. Sie liegt an der nördlichen Küste, (23° 8′ nördl. Br.) in einer fruchtbaren und angenehmen, aber zugleich ungesunden Gegend. Die Straßen der Stadt sind zum Theil mit Eisenholz gepflastert. Die Bevölkerung soll sich jetzt auf 70,000 Menschen belaufen. Havannah ist der Sitz des Generalcapitäns, der Audienz, eines Bischofs und einer Universität. Der treffliche Hafen, der eine Seemeile breit, kann alle europäische Flotten in sich aufnehmen und ist dabei so sicher, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Schon die Natur hat ihn befestigt, indem ein enger Canal, 12,000 Ellen lang, zwischen Felsen den Eingang bildet; dazu kommen noch zwei Forts an der West- und Ostseite mit Basteien, und jedes mit 40 — 50 Stück Geschütz besetzt. Außerdem aber sind alle Felsen, die den Hafen beherrschen, zusammen mit 800 Kanonen besetzt. Deßungeachtet ward Havannah 1669 von den Freibeutern oder Flibustiern und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle genommen, die daselbst unermeßliche Beute machten. Er ist der Schlüssel zu Westindien, und war der Versammlungsort aller Schiffe und Flotten, die aus den spanischen Besitzungen kamen. Man führte aus Havannah im J. 1821 236,670 Kisten Zucker, 793,000 Aroben Kaffee, 15,800 Aroben Wachs, 26,700 Fässer mit Honig, weil die weiten Llanos sehr viel Blumen in jeder Jahreszeit liefern, da beim Mangel an Menschen und Weidevieh wenig blühende Gewächse abgeweidet oder abgemähet werden. Tabak, Indigo, Färbeholz, Mahagoni und Cochenille sind unwichtigere Ausfuhrartikel. Man dringt jetzt von Seiten dortiger Kaufmannschaft auf allgemeine Handelsfreiheit bei Spaniens Cortes. 1796 wurden die Ueberreste des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havannah gebracht. Er

hatte nämlich verordnet, daß sein Leichnam in der Cathedrale von St. Domingo beigesetzt werden sollte. Dies war geschehen; aber nachdem die Franzosen Domingo eingenommen, ließen seine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havannah bringen.

Havercamp (Siegebert), einer der berühmtesten Philologen des 18. Jahrh., war 1683 zu Utrecht geboren. Er vollendete seine Studien auf eine glänzende Weise und ward bald darnach auf den Lehrstuhl der griechischen Sprache nach Leyden, wozu auch die Professur der Geschichte und Beredsamkeit kam, berufen. Er stand diesen Aemtern mit Auszeichnung vor, lieferte eine Reihe der schätzbarsten Schriften und starb 1742. Er hatte einige Augenblicke der Muße benutzt, um Italien zu besuchen, und brachte von dort die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, dessen Früchte er in verschiedenen Werken niederlegte. Wir übergeben jedoch diese und andere Schriften von ihm, und begnügen uns, seine Ausgaben des Apologeticus des Tertullian (1718, 8.), des Lucrez (1725, 2 Bde. 4.), der Geschichte des Josephus (1726, 2 Bde. Fol.), des Eutrop (1729, 8.), des Orosius 1738, 4.), des Sallust (1742, 2 Bde. 4.) und des Censorinus (1743 oder 67, 8.) anzuführen, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten interassanten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe stehn. Nicht minder geschätzt ist s. Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria reliquerunt (Leyden 1736 — 1740. 2 Bde. 8.). Seine Theilnahme an der Ausgabe der Poetae latini rei venaticae von Bruce zog ihm sehr unverdiente Angriffe von P. Burmann (in dessen Poetae latini minores) zu.

Haverei, Haverie, s. Avarie.

Haydn (Joseph), war 1732 in dem Dorfe Rohrau auf der Gränze von Ungarn und Oesterreich geboren. Sein Vater, ein armer Wagner, spielte die Harfe, und machte daraus einen Sonntagsverdienst, indem seine Mutter dazu sang. Der fünfjährige Knabe figurirte neben seinen Aeltern mit einem Brettchen und einer Ruthe, als ob er die Geige spiele. Ein Schulmeister aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, den der Zufall zu einem dieser Concerte führte, bemerkte, daß Joseph genau Takt hielt. Er erbot sich, ihn mitzunehmen, um ihn in seiner Schule zu bilden. Hier lernte Haydn lesen und schreiben, erhielt Unterricht im Gesange, auf der Geige, den Pauken und andern Instrumenten. Zwei Jahre hatte er daselbst zugebracht, als der kaiserliche Capellmeister von Reuter, der zugleich der Musik in der St. Stephanskirche zu Wien vorstand, den Dechant von Haimburg besuchte. Letzterer empfahl ihm Haydn. Reuter ließ ihn auf der Stelle kommen, prüfte ihn, und fand das Lob des Dechanten gegründet. So ward Haydn, acht Jahr alt, Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien. Er war kaum zehn Jahr alt, als er schon so schnelle Fortschritte gemacht hatte, daß er sich in sechzehnstimmigen Compositionen versuchte. „Ich glaubte damals," sagte er in der Folge lächelnd, „daß, je schwärzer das Papier war, desto schöner die Musik sein mußte. Mit seinem herrlichen Sopran verlor er im 16. Jahre seine bisherige Stelle. Seine Lage war sehr drückend, und er bekam einen Vorschmack von den Schwierigkeiten, die einen Künstler ohne Vermögen und Beschützer auf seiner Laufbahn erwarten. Er gab Unterricht, spielte im Orchester mit, wo es etwas zu verdienen gab, und beschäftigte sich eifrigst mit der Composition. „An meinem von Würmern zernagten Clavier," sagte er, „beneide ich nicht das Schick-

sal der Könige." Damals fielen ihm die sechs ersten Sonaten von Emanuel Bach in die Hände. „Ich stand nicht eher vom Clavier auf, bis sie von vorn bis hinten durchgespielt waren, und wer mich genau kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke; daß ich seinen Styl gefaßt und mit Sorgfalt studirt habe; er selbst machte mir vor Zeiten ein Compliment darüber." Der arme Jüngling hatte endlich das Glück, ein gewisses Fräulein von Martinez kennen zu lernen, die mit dem berühmten Metastasio lebte. Er unterrichtete sie im Gesang und Clavier, und erhielt dafür Wohnung und freien Tisch. So wohnten in einem und demselben Hause der erste Operndichter des vorigen Jahrhunderts und der erste Symphoniencomponist der Welt zusammen; freilich in sehr verschiedenen Umständen: der Poeta Cesareo, mit der Gunst des Hofes beehrt, lebte im Genuß und Wohlleben, während der arme Musiker die Wintertage aus Mangel an Holz im Bette zubringen mußte. Leider hatte dies Zusammensein auf Haydns Schicksal keinen andern Einfluß, als daß er etwas italienisch lernte, und von der Aesthetik der Musik hörte. Als Fräulein Martinez plötzlich Wien verließ, sah sich Haydn wieder in das größte Elend versetzt. Er zog sich in die Leopoldstadt zurück, und lernte dort einen Friseur kennen, der ihn in sein Haus aufnahm. Dieser Aufenthalt war ihm für seine ganze Lebenszeit höchst verderblich, denn er heirathete die Tochter dieses seines freundlichen Wirthes, und gesellte sich so eine Lebensgefährtin bei, die seine schönsten Tage ihm verbitterte. Haydn war 18 Jahr alt, als er sein erstes Quartett componirte, das allgemeinen Beifall erhielt, und den Jüngling zu ähnlichen Arbeiten anfeuerte. Indeß fanden die strengen Theoretiker, oder vielmehr Pedanten, manchen Fehler in seinen Werken. Er ließ sie jedoch reden, ohne sich daran zu kehren, denn Ueberlegung und Erfahrung hatten ihn überzeugt, daß ein Werk durch zu strenge und eigensinnige Befolgung der Kunstregeln, an Geschmack und Ausdruck verliere; er glaubte, daß überhaupt nur das in der Musik verboten sei, was ein feines Ohr beleidige. Der Baron von Fürnberg nahm ihn mit edler Gastfreiheit auf. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organisten bei den Carmelitern in der Leopoldvorstadt. Er spielte die Orgel in der Capelle des Grafen Haugwitz, und sang in der Stephanskirche. Abends durchzog er mit einigen seiner Gefährten die Gassen. Hier führten sie gewöhnlich etwas von seinen Compositionen aus; und Haydn erinnerte sich, gegen das J. 1753 ein Quintett zu diesem Behuf gesetzt zu haben. Eines Abends sangen sie eine Serenade zu Ehren der Gattin eines bei dem Publikum sehr beliebten komischen Schauspielers, Namens Kurz, allgemein bekannt unter dem Namen Bernarden. Kurz trat heraus, um zu erfahren, von wem die Musik sei, und kaum hatte der neunzehnjährige Haydn sich ihm genannt, als Kurz ihn dringend bat, ihm eine Oper in Musik zu setzen. Umsonst wandte der junge Componist sein unreifes Alter vor: Kurz sprach ihm Muth ein, und Haydn componirte wirklich den hinkenden Teufel, eine Oper, die jedoch ihrer satyrischen Tendenz wegen nach der dritten Vorstellung verboten wurde. Haydn war bereits so berühmt geworden, daß der Fürst Esterhazy ihn an die Spitze seiner Hauskapelle stellte. Für diesen setzte er besonders die schönen Symphonien, eine Gattung, in welcher er unter allen Componisten der erste ist, und den größten Theil seiner herrlichen Quartette. Auch hat er seinem Beschützer zu Gefallen so oft für das Bariton gearbeitet, wofür derselbe eine besondere Vorliebe hatte. Hier componirte

er auch die unter dem Namen Haydns Abschied bekannte Symphonie, in welcher ein Instrument nach dem andern verstummte, und jeder Musiker, sobald er geendigt hatte, sein Licht auslöschte, sein Notenblatt zusammenrollte, und mit seinem Instrumente fortging. 1785 ersuchte ein Canonicus von Cadix Haydn, „die sieben Worte des Erlösers am Kreuze," zu componiren. Die Musik sollte an einem Feste, das man jährlich in der Domkirche zu Cadix während der Fasten feierte, ausgeführt werden. Die Aufgabe war schwierig. Jene sieben Worte wurden von dem Bischof in Zwischenräumen ausgesprochen, und diese Pausen sollten durch Instrumentalmusik auf eine solche Weise ausgefüllt werden, daß die Zuhörer nicht ermüdeten. Der deutsche Text wurde erst einige Jahre später von einem Canonicus aus Passau der Musik untergelegt. Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürst Esterhazy seinen Hofstaat einschränkte, und Haydn seine Entlassung erhielt, ging er nach London, wohin ihn die Wünsche der Musikfreunde schon seit langer Zeit gerufen hatten. 1794 machte er eine zweite Reise dahin. Er fand die glänzendste Aufnahme, und die Universität Oxford ertheilte ihm die Doctorwürde. Von England ging der Ruf Haydns aus, der ihm in seinem Vaterlande erst spät allgemein zu Theil ward; wiewol man seine Verdienste nie verkannte. Joseph II. selbst ward erst auf seinen Reisen auf die Talente des großen Meisters aufmerksam gemacht. Bei seiner Rückkehr aus England kaufte sich Haydn in einer der Vorstädte Wiens ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In diesem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunst nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die Schöpfung und die Jahreszeiten, die ihn auf den Gipfel des Ruhms erhoben. Jenes Werk, in dessen göttlichen Harmonien ein jugendliches Feuer strömt, verfaßte er in seinem 65. Jahre; die Jahreszeiten waren seine letzte Arbeit, er vollendete sie in 11 Monaten. Seine zahlreichen Werke, zu denen noch ein Te deum, ein Stabat, viele Concerte, Sonaten, Märsche, Messen u. s. w. gehören, können nicht aufgezählt werden. Haydn gilt für die Instrumentalmusik als Muster. Mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieselbe. Unerschöpflich im Erfinden und Ausführen, stets neu und eigenthümlich, überraschend und befriedigend, weiß er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Seine Symphonien, die ältesten wie die neuesten, tragen alle jenes Gepräge. Durch seine Quartett ward er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattung; denn erst durch ihn erhielt sie jene Anmuth, jene kunstreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greises, der am 31. Mai 1809 erfolgte, schloß die Dilettantengesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Haydn eingeladen ward. Er erschien, und schon der ausgezeichnete Empfang, der ihm zu Theil ward, machte auf den schwachen, durch die Last der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichsten Eindruck; aber noch tiefer erschütterte ihn sein eigenes Werk, und bei der alles ergreifenden Stelle: Es ward Licht, fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: Nicht von mir, von dort kommt Alles! Er unterlag den ihn bestürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein schönes Gedicht diese rührende Scene verewigt.

Hayducken hießen eine Gattung ungarischer Soldaten zu Fuß,

die aber 1741 abgeschafft wurden. Jetzt werden noch gewisse auf ungarische Art gekleidete Trabanten großer Herren so genannt.

Hayti, Haity, sonst St. Domingo, ist eine der größten Inseln, und zugleich die reichste und die ergiebigste unter den großen Antillen in Westindien; sie enthält mit den kleinern dazu gehörigen Inseln 1385 Q. M. Columbo, durch einige Bewohner der zuerst entdeckten lucayischen Inseln auf das Gold dieser Insel aufmerksam gemacht, landete hier am 6. Dec. 1492, nannte die Insel Hispaniola, und erbaute ein kleines Fort, die erste Niederlassung der Spanier in diesem Welttheile. Vor der Ankunft der Europäer hieß die Insel Hayti, in der Folge erhielt sie von der Hauptstadt den Namen San Domingo. Sie ist, vornehmlich in der Mitte, sehr gebirgig, aber diese Berge sind fruchtbare Höhen, die sich sanft abwärts senken und in große angenehme Ebenen auslaufen, an den Küsten viele Vorgebirge bilden, und einer Menge von Flüssen den Ursprung geben, worunter selbst einige schiffbare sind. Die Küsten, von vielen Buchten zerschnitten, sind meistens ziemlich angebaut; an der Nord- und Westküste erheben sich viele schroffe Kalkfelsen. Das Clima ist zwar heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und ist ziemlich gesund, selbst für die Europäer, wenn sie sich vor Uebermaß im Genusse der Nahrungsmittel, besonders der starken Getränke und vor Ausschweifungen in der Liebe hüten. Während der nassen Jahreszeit dieses Tropenlandes ist die Luft beständig feucht, und kühle Nächte sind nicht selten. Auch Stürme und Erdbeben thun bisweilen großen Schaden. Der Boden, zumal in den Ebenen, ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit. In dem nun ganz republikanischen vereinigten Hayti blüht noch immer der Kaffeebau mit der jährlichen Ausfuhr von mehr als einer Million Centnern, außer Baumwolle, Zucker und Indigo. Ferner erzeugt die Insel vielerlei Bäume, als Palmen, Cedern, Eichen, Farbehölzer, Kokospalmen, Pisang, die schönsten Südfrüchte, Tabak, Medicinalkräuter, Reiß, Hirse, Mais, Wein, Melonen rc. Pferde- und Rindviehzucht ist vortrefflich; das Meer ist reich an Fischen. An Mineralien enthält die Insel Gold in Gebirgen und in Flüssen, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Salz, Marmor, Alabaster und verschiedene mineralische Wasser. Die Spanier, nachdem sie die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Insel, deren Anzahl man bei Columbos Ankunft auf eine Million schätzte, vertilgt hatten, vernachlässigten diese schöne Besitzung fast gänzlich, weil sie auf dem festen Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Französische Abenteurer ließen sich (1630) im westlichen Theile der Insel nieder; ihre Zahl vermehrte sich bald. Seit 1660 nahm sich die französische Regierung dieser Niederlassungen ernstlicher an, und erhielt 1697 von Spanien die Abtretung jenes westlichen Theils. Im Frieden zu Basel, 1795, trat Spanien auch die östliche Hälfte der Insel an Frankreich ab. Die französische Colonie auf St. Domingo hatte seit 1722 außerordentliche Fortschritte gemacht. Der Belang der Ausfuhr ist unbekannt, jedoch sicher, daß die jetzige Bevölkerung über 700,000 Einw. beträgt. Diese sogenannten Weißen vermehrten sich eben nicht häufig durch gesetzmäßige Ehen, — die aus diesen Ehen erzeugten weißen Kinder wurden Creolen genannt — weit größer war die Zahl der Kinder, die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden, und die man, ihrer Farbe wegen, Mulatten oder farbige Leute (gens de couleur) nannte. Sehr viele dieser Mulatten waren von ihren Vätern anerkannt, als Christen erzogen worden, und

traten in ihre Erbschaften ein. Ein großer Theil der Pflanzungen war daher in den Händen solcher Mulatten, aber die Regierung der Colonie war ganz in den Händen der Weißen. Unter den Mulatten gab es Leute von Talenten und von mehr Sittlichkeit, als ihre weißen Beherrscher besaßen. Es war daher natürlich, daß sie ihre Ueberlegenheit über die Weißen fühlten, als die in Frankreich durch die Revolution erweckten Ideen von der Gleichheit der Menschenrechte sich auch auf die westindischen Inseln verpflanzten. Sie wollten diese Rechte auch in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin sehr, daß sie auch die Neger, die an sie, wegen ihrer Aehnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr Anhänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen lassen wollten. Das schwankende Benehmen des Nationalconvents, der über die innern Angelegenheiten Frankreichs die auswärtigen Besitzungen zu vernachlässigen schien, beschleunigte das Unglück dieser schönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents, vom 15. Mai 1792 gab den Mulatten das Recht, an den ordentlichen Colonialversammlungen Theil zu nehmen; ein anderes Decret, vom 24. Sept., hob diese Begünstigung wieder auf. Aber die Mulatten wollten das einmal Gegebene sich nicht wieder entreißen lassen, widersetzten sich, von den Negern unterstützt, mit Gewalt, und so begann auf der Insel ein Krieg, der mit allen Gräueln der Grausamkeit fortgesetzt wurde. Am 13. Juni 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichsten Städte der Insel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemetzel entronnenen Weißen flüchteten sich nach Nordamerika. Von Frankreich aus wurde blos eine unbedeutende Truppenzahl nach St. Domingo geschickt, aber sie wurde von den Weißen, die noch die übrigen Häfen und Forts in Besitz hatten, sich nunmehr für die königliche Partei erklärten und bei den Engländern Hilfe suchten, selbst nicht ans Land gelassen. Die Engländer eroberten zwar im Septbr. 1793 zwei Häfen und Festungen, aber nachdem der Nationalconvent durch das Decret vom 4. Febr. 1794 den Negern in den französischen Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ertheilt hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus, fast alle Weiße wurden ermordet, und die Engländer verloren in der Folge ihre gemachten Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger stand Toussaint l'Ouverture (s. d. Art.), der am 9. Mai 1801 der Insel eine eigene Verfassung gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt, und alle Sclaverei auf ewig abgeschafft wurde. Nachdem am 1. Oct. 1801 die Friedenspräliminarien zwischen beiden Nationen zu London unterzeichnet worden waren, schickte der erste Consul den General Leclerc mit einer Flotte und 25,000 Mann Truppen nach Domingo, der am 3. Febr. 1802 dort ankam. Von diesen Truppen wurden weit mehrere durch das ungewohnte Clima und Krankheiten, besonders durch das gelbe Fieber, als durch das Schwert der an Zahl überlegenen Neger hingerafft. Nach einigen Monaten, während welcher zwar nur der sogenannte kleine Krieg, aber mit der größten Verwüstung geführt worden war, gelang es dem General Leclerc, Unterhandlungen mit den Negern anzuknüpfen. Mißtrauen und Eifersucht, die unter den Anführern der Neger entstanden, und von den Franzosen unterhalten wurden, bewirkten bald nachher, daß sich die vorzüglichsten Anführer, Toussaint l'Ouverture, Dessalines und Christoph den Franzosen unterwarfen. Unter scheinbarem Vorwande wurde Toussaint nach Frankreich abgeführt, und fand dort, eines bessern Schicksals würdig, im Gefängniß seinen Tod. Sein Schicksal, und

das ähnliche Schicksal vieler seiner Anhänger, so wie der Entschluß der französischen Regierung, daß die Sclaverei in den Colonien nicht aufgehoben, und mit Strenge gegen die aufrührerischen Neger verfahren werden sollte, reizte die Letztern aufs neue. Dessalines und Christoph stellten sich wieder an ihre Spitze. Die französischen Truppen waren sehr zusammengeschmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; sein Nachfolger Rochambeau fand sich so gedrängt, daß er, um aus zwei Uebeln das kleinste zu wählen, am 30. Nov. 1803 sich in Cap François, dem einzigen noch übrigen Platze, an die denselben blokirenden Engländer ergab. Von diesem Augenblick an war St. Domingo für Frankreich verloren. Dessalines, ein Tyrann, wie es deren wenige gab, behauptete nun die Oberherrschaft über die Insel, die ihren ursprünglichen Namen Hayti wieder erhielt, und wurde am 8. Oct. 1804 als Kaiser, unter dem Namen Jacob I., ausgerufen, aber zwei Jahre darauf in einer neuen Revolution ermordet. Seitdem stand Domingo unter der Herrschaft von drei Regenten, die sich abwechselnd bekriegten und mit einander versöhnten: Christoph (Henri I.), Pethion (jetzt nach dessen Tode der General Boyer) und Philipp. Der Präsident Boyer benutzte eine Meuterei wider den König Christoph (Heinrich I.) in einem Theil des ehemaligen französischen Hayti und vereinigte 1820 nach dessen Ermordung, in Folge eines Aufruhrs in seinem Heere, das königliche Hayti mit dem republikanischen und im J. 1822 vereinigte er auch den ehemaligen spanischen Antheil der Insel, als dieser sich von Spanien losreißen und mit Venezuela vereinigen wollte. Die Regierung von Hayti sucht jede Aufklärung unter ihren Bürgern zu verbreiten, besitzt ein zahlreiches Linienheer und eine kleine Seemacht, nebst einer bedeutenden Landwehr. Spanien und Frankreich haben die jetzige Regierung noch nicht diplomatisch anerkannt. Es erscheint dort jährlich ein Almanac republicain. Der Sitz der Regierung ist zu Leogane. Auch Toussaint l'Ouvertures Zögling mit einem kleinen Staat im Gebirge hat sich der Republik angeschlossen. Die deutsche niederrheinische Handelsgesellschaft hat bereits einen directen Handel mit Hayti eingeleitet, dessen Präsident und Regierung dadurch eine neue stillschweigende Anerkennung erhielt.

Hazard- oder Glücksspiele sind alle diejenigen Spiele mit Karten, Würfeln, Kugeln oder Nummern (z. B. Pharo, Rouge et Noir, Bassette, Schnitt, Grobhaus, Paschen, Roulette, Biribi, oder welche Namen sie sonst haben mögen), bei welchen der Spieler das Spiel nicht durch überlegende Anordnung und Leitung, nach einem auf allgemein bekannte Regeln gegründeten Plane, wie im l'Hombre, Whist u. a., mit gleichem Vortheil unter gleich geschickten oder ungeschickten Mitspielern spielt, sondern wo der Ausgang des Spiels und der davon zu hoffende Gewinn blos vom Glück und Zufall abhängt, mehr oder weniger aber auf der Seite des Unternehmers oder Bankhalters ist, daher sie auch vielen Menschen, Vornehmen und Geringen, als Erwerbszweig dienen. Diese Spiele sind in der Regel verderblich und führen den Pointeur zum Verlust, einmal weil schon an und für sich das Spiel auf den Vortheil des Bankhalters berechnet ist, dann aber auch, weil der Pointeur der Regel nach den Einwirkungen der Leidenschaft in weit höherm Grade ausgesetzt ist, als der Bankhalter. Dazu kommen noch die zahllosen, fast unergründlichen Betrügereien, durch welche der Pointeur, selbst der Spielkundige, von handwerksmäßigen Spielern unausbleiblich bevortheilt wird, und welche am meisten da geübt werden, wo diese Spiele sich vor den Verfolgungen des

Gesetzes verbergen müssen. Die Ansichten, welche die Regierungen von den Hazardspielen haben, sind ganz entgegengesetzt. In einigen Ländern waren und sind sie erlaubt, (wol gar zum Vortheil des Staates verpachtet), indem man es der Willkür eines Jeden überläßt, ob er sein Vermögen wagen will oder nicht, und es für besser hält, öffentlich, wo weniger Betrug möglich ist, spielen zu lassen, als (was nie zu vermeiden ist) insgeheim, wo, nach Maßgabe der Unerfahrenheit der Pointeurs, die gröbsten Gaunereien ausgeübt werden können. In andern Ländern hingegen hat man die Hazardspiele streng verboten, ohne daß es darum gelungen wäre, sie ganz zu unterdrücken. Welcher Meinung man auch beitreten mag, so bleibt es immer gewiß, daß diese Spiele, zumal für den Leidenschaftlichen, höchst gefährlich und oft höchst verderblich sind. In Bädern, vorzüglich in Pyrmont, Aachen, Spaa, Baden, sind die Hazardspiele übrigens durch öffentliche Verpachtungen förmlich autorisirt, da sie als eine Quelle des Staatseinkommens betrachtet und benutzt werden. Auch in Paris und den vorzüglichsten Städten Frankreichs gibt es privilegirte Spielhäuser, die an 6 Millionen Franken Pacht zahlen. In den österreichischen Bädern duldet die treffliche Polizei keine Hazardspiele.

Hebe, die Göttin der Jugend und Mundschenkin auf dem Olympus. Sie war eine Tochter Jupiters und der Juno, und ward von dieser dem Herkules, als Belohnung seiner tapfern Thaten, zur Gattin gegeben. In Abbildungen ist sie an der Schale kenntlich, in welcher sie den Nektar darreicht. Sie erscheint gewöhnlich als junges reizendes Mädchen in einem mit Rosen geschmückten Gewande, mit einem Blumenkranze. Oft steht ihr (wie auch dem Ganymedes) der Adler zur Seite, dem sie liebkost.

Hebel (J. P.), Consistorialrath und Professor zu Carlsruhe, Verf. des rheinischen Schatzkästleins, seit 1819 protestantischer Prälat, und als solcher Mitglied der ersten Kammer der badischen Ständeversammlung, hat sich durch seine allemannischen Gedichte einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß erworben. Sein Talent, sagt Göthe, neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. Auf der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didactischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personification zu Hilfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden u. s. w. an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen: so verwandelt dieser Dichter hingegen diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste anmuthigste Weise, durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eines auszumachen scheint. Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers,

Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit, Darstellungsgabe, und neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wol schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf, als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Hat der Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung; Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und zu Thieren. Andre Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseit, mit Ernst, ja melancholisch aus. Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten, aus der er sich einen Styl gebildet hat, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Hebel. Denkt man sich in der Länge einer geraden unbiegsamen Linie drei Puncte, in deren einem sie auf einer festen unverrückbaren Unterlage, um welche sie sich drehen läßt, aufliegt, indem an den beiden Puncten zwei Kräfte einander entgegenwirken, so heißt diese Verbindung ein mathematischer Hebel, der zum physischen wird, wenn man dieser Linie eine Stange oder etwas dem ähnliches substituirt. Ein Beispiel eines solchen physischen Hebels gibt der Wagebalken, dessen Ruhepunct in der Mitte liegt, während die Gewichte in beiden Wagschalen den Balken selbst nach entgegengesetzten Richtungen umzudrehen streben. Hebel ist das einfachste, aber auch das erste und wichtigste Rüstzeug in der Mechanik, und seine Theorie liegt allen übrigen Maschinen zum Grunde. Bei Betrachtung des Hebels und des Gleichgewichts der Kräfte, abstrahirt man von der Materie desselben und ihrem Gewicht, und denkt sich die genannten drei Puncte nur durch eine mathematische Linie verbunden. Diese Verbindung heißt, wie schon oben gesagt, ein mathematischer Hebel; den Ruhepunct nennt man auch Bewegungs- oder Umdrehungspunct, und das, worauf der Hebel liegt, die Unterlage. In manchen Fällen wird es eine Ueberlage, oder es ist eigentlich als ein Zapfen anzusehen, um den sich der Hebel dreht, ohne auf- und abwärts weichen zu können. Die Kräfte, welche an den beiden andern Puncten angebracht sind, werden nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung Kraft und Last genannt. Wenn der Ruhepunct zwischen Kraft und Last liegt, so ist der Hebel doppelarmig, liegen aber Kraft und Last auf einer Seite des Ruhepuncts, so ist er einarmig. Jener wird auch Hebel der ersten Art, dieser Hebel der andern Art genannt. Der Hebel erster Art kann entweder geradlinig, oder ein Winkelhebel, und seine Arme können gleich oder ungleich lang sein. Das Product, welches man erhält, wenn man die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunct multiplicirt, wird das Moment genannt. Am geradlinigen ma-

thematischen Hebel stehen senkrecht wirkende Kräfte im Gleichgewicht, wenn sie sich verkehrt wie ihre Entfernungen oder Abstände vom Ruhepuncte verhalten, oder, wie man sich kürzer auszudrücken pflegt, wenn die Momente gleich sind. Dieses Gesetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel, auf dem die ganze Statik und Maschinenlehre beruht, war schon in den ältesten Zeiten bekannt, und ward bereits aus der Lehre vom Schwerpuncte vom Archimedes bewiesen; wiewol ein völlig scharfer Beweis für das Gesetz des Hebels erst von Kästner gegeben worden. Es gilt aber nicht blos für den geradlinigen, sondern auch für den Winkelhebel, und sogar dann, wenn die Kräfte nicht senkrecht auf die Arme des Hebels, sondern in schräger Richtung wirken. Wenn das Gewicht des Hebels selbst mit in Betracht gezogen wird, wie dies in der Ausübung geschehen muß, so heißt der Hebel, wie schon oben erwähnt, ein physischer. Man kann ihn als ein neues Gewicht betrachten, welches im Schwerpuncte des Hebels angebracht ist, dessen Moment besonders berechnet, und dem Moment der Seite, auf die es fällt, hinzugesetzt werden muß. Sind die Momente beider Seiten gleich, so steht der physische Hebel im Gleichgewicht. Da fast bei keinem andern Werkzeuge die Reibung so gering ist, wie bei dem Hebel, so wirkt er fast mit der nämlichen Kraft, welche die Theorie angibt. Unter den mannichfaltigen Benutzungen des Hebels für das Leben ist der Wage bereits erwähnt worden. Aber bei tausend Arbeiten ist er ein unentbehrliches Rüstzeug, zumal wo Lasten gehoben und fortgeschafft werden sollen. Der einfachste aller Hebel ist der Hebebaum, der in einer vollkommnern Gestalt Hebelade heißt. Viele Instrumente, welche man beim gemeinen Gebrauch nicht für Hebel hält, z. B. der Geißfuß der Maurer, Ruder, Messer, Scheren, Zangen, Hammer, Brecher u. s. w., sind einfache oder zusammengesetzte Hebel, deren Wirkungen auf dem allgemeinen Gesetze dieses Rüstzeugs beruhen. Die Muskeln des thierischen Körpers wirken bei der Bewegung der Glieder nach den Gesetzen des Hebels. Die Natur bedient sich aber gewöhnlich des einarmigen Hebels, wobei die zu bewegende Last weiter als die Kraft entfernt ist. Hierbei muß die Kraft viel stärker als die Last sein; dagegen wird aber auch durch eine sehr geringe Bewegung der Kraft der Last eine große Geschwindigkeit gegeben.

Heber ist der Name einer aus zwei Schenkeln bestehenden und an beiden Enden offenen Röhre, vermittelst welcher man Flüssigkeiten aus einem Gefäße durch den Druck der Luft auslaufen lassen oder heben kann. Das Sonderbare bei der Erscheinung, welche der Heber darbietet, besteht darin, daß wenn man den einen Schenkel in ein, mit irgend einer Flüssigkeit erfülltes Gefäß hängt, und nun durch Saugen bewirkt, daß die Flüssigkeit auch den andern Schenkel erfüllt, dieselbe auszufließen anfängt, und daß das ganze Gefäß leer wird, sobald der in demselben befindliche Arm oder Schenkel des Hebers bis auf den Boden reicht. Der Grund davon liegt in dem Drucke der Luft auf die Flüssigkeit im Gefäße; daher ein Heber im luftleeren Raum nicht heben kann. Da aber die Atmosphäre mit einem Gewicht auf das Wasser drückt, welches dem von einer 32 Fuß hohen Wassersäule gleicht, so kann das Wasser nie über die Höhe gehoben werden. Der Heber kann auf verschiedene Art eingerichtet sein und verschiedene Gestalten haben. Im Großen hat man ihn bei dem berühmten Canal von Languedoc (Canal du midi) angewendet. Dieser Canal läuft an einigen Stellen am Abhange von Gebirgen fort, und muß daher alles

von diesen Bergen abfließende Wasser aufnehmen, wodurch er oft austrat und Ueberschwemmungen anrichtete. Man brachte, dies zu verhindern, große gemauerte Heber an, deren höchster Punct sich im Niveau des höchsten Standes, den das Wasser im Canal erreichen sollte, befand, und deren kurzer Schenkel bis auf den Boden des Canals, der längere aber am Abhange des Gebirges herabging. Diese Heber würden, einmal gefüllt, nicht eher zu fließen aufhören, als bis der ganze Canal ausgeleert wäre, hätte man nicht die Vorsicht gebraucht, im kürzern Schenkel, im gewöhnlichen Niveau der Wasserhöhle eine Oeffnung anzubringen. Sobald die Heber das Wasser so weit abgeführt haben, daß es bis zu dieser Höhe herabgesunken ist, tritt zu dieser Oeffnung Luft hinein, und im Augenblicke hört die Wirkung des Hebers auf.

Hebert (Jacques René), während der französischen Revolution unter dem Namen Père Duchène bekannt, und einer der eifrigsten Schreckensmänner, wurde um 1755 zu Alençon geboren. Er kam sehr jung nach Paris, um dort sein Glück zu machen; fand aber nur Gelegenheit, seine verderblichen Anlagen zu entwickeln. Nachdem er einige Zeit mit Betrügereien sich durchgebracht hatte, wurde er Billeteur an einem kleinen Theater, aber wegen Veruntreuung bald wieder fortgejagt. Bei dem Ausbruche der Revolution kam ein gewisser Lemaire auf den Einfall, ein kleines Journal unter dem Titel Père Duchène, herauszugeben, daß er in den Straßen vertheilen ließ, und wodurch er die untere Volksklasse mit der neuen Verfassung und andern revolutionären Vorgängen bekannt machte. Die Jacobiner setzten diesem Blatt einen andern Père Duchène, von Hebert herausgegeben, entgegen, in welchem sie auf die pöbelhafteste Weise täglich den König, die Königin und die königl. Familie beleidigten. So wurde Hebert allmälig der Held des Pöbels. Nach dem 10. Aug. wurde er Mitglied der Commune, und sein glühender Patriotismus zeichnete ihn bald aus. In eine Verschwörung mit dem Mairr Pache und einigen andern wüthenden Jacobinern verwickelt, wurde er verhaftet, allein ganz Paris erhob sich plötzlich, und begehrte Freilassung des Patrioten Hebert. Heberts Sieg zog unmittelbar die Auflösung der Commission der Zwölfe nach sich, und der größte Theil der Conventsmitglieder, woraus sie bestanden, wurde geächtet. Hebert wurde einer der Ankläger der Königin; er beschuldigte sie Verbrechen, welche die Natur empören; er war einer der Commissäre der Municipalität, welche im Tempel die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI. verhörten und die schmählichsten Fragen an sie stellten. Selbst Robespierren mißfiel der darüber erstattete Bericht, und Hebert sah sich zum Kampfe mit diesem aufgefodert. Er verband sich mit Chaumette, um die furchtbare Partei, deren Häupter sie waren, zu verstärken; durch sie und durch Ronsin, den Chef der revolutionären Armee, verstärkt, machte sich Hebert zum Herrn der Clubs der Cordeliers, die seit lange im Besitz der Mittel waren, die Volksmasse in Bewegung zu bringen, und klagte Danton an, die Natur der Freiheit und die Charte der Menschenrechte verlezt zu haben. Diese Verwegenheit schreckte Robespierre und Danton; und, wiewol heimliche Feinde, vereinigten sie sich doch zur Vertilgung dieser neuen Faction, und ließen Hebert und einige seiner Anhänger verhaften. Mit der Freiheit verlor Hebert allen Muth und alle Besinnung. Er wurde den 24. Mai 1794 auf das Blutgerüst geschleppt; man hatte noch niemand muthloser sterben sehen, als ihn. Seine Gattin, eine ehemalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet.

Hebezeug (Mechanik) heißen überhaupt alle zu Hebung einer Last erfundene Werkzeuge, als Hebel, Heblade, Erdwinden, Flaschenzüge, Krahne, Räder an den Wellen, Haspeln, Radewinden, schiefe Ebenen mit ihren Anwendungen auf Keil und Schraube, die Schrauben ohne Ende u. s. w. Unter den Griechen hat sich Archimedes (3770) in Erfindung der Hebezeuge am berühmtesten gemacht. Denn mit seinen Maschinen konnte er allein ein beladenes und mit Menschen besetztes Schiff bewegen. Wenn das Hebezeug nur aus dem Hebel und der Rolle besteht, heißt es ein einfaches, in der Zusammensetzung mehrerer der oben genannten Werkzeuge ein zusammengesetztes Hebezeug, welches zur Hebung der schwersten Körper und Lasten dient. Seine Wirkung erfolgt jedesmal streng nach den Gesetzen der Bewegung in allen ihren Verhältnissen. X.

Hebräer, Ankömmlinge, Fremdlinge, heißen die Nachkommen Abrahams, der 2000 J. vor Chr. Geb. aus Mesopotamien jenseit des Euphrats nach Kanaan (Palästina) einwanderte. Sein Erbe, nomadisches Hirtenleben und der an göttliche Verheißungen (s. Abraham) gebundene Beschneidungsgebrauch ging auf seinen Sohn Isaak und dessen jüngern Sohn Jacob (Israel) und dessen 12 Söhne über. Jacob zog bei einer Theurung in Kanaan mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach Gosen in Aegypten, wohin ihn sein am ägyptischen Hofe mächtiger Sohn Joseph rief. Während der 430 Jahre ihres Aufenthalts in Aegypten, waren die Hebräer von 70 Seelen auf drittehalb Millionen angewachsen, worunter 600,000 streitbare Männer den Auszug unter Moses deckten, und die Nationen, an denen ihre 40jährige Reise vorüberging, bekämpften. Unter den Beschwerden dieses langen Zuges durch Einöden und feindliche Völker stärkte sich ihr Geist zu Waffenthaten, und die strenge Gesetzgebung ihres Anführers brachte in die unruhigen Gemüther Regel und Gottesfurcht. (Ueber diese Gesetzgebung und die Religion der Hebräer vergl. d. Art. Moses.) Als die Hebräer endlich, 1500 v. Chr. Geb. das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter, die lange ersehnten Ströme und Berge Gottes ihrer harrten, unter Josua erreicht hatten, theilten sich 12 Stämme, nämlich: die neun Stämme der Söhne Jacobs: Ruben, Simeon, Juda, Don, Naphtali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, die Stämme der beiden Söhne Josephs: Ephraim und Manasse, und der Stamm Benjamin in die Provinzen; Ackerbau wurde die Grundlage ihres Gemeinwesens. Der Stamm Levi, des dritten Sohnes Jacobs, blieb ohne Grundeigenthum unter den übrigen in 48 Städte vertheilt, zum Gottesdienst geweiht. Er erhielt den Zehnten alles Erwerbs zur Besoldung, und bildete, wie die Priesterkaste in Aegypten, einen ausgezeichneten Stand, der in der von Moses gegründeten theokratischen Staatsverfassung der Hebräer im Namen Jehovas, des unsichtbaren Königs, handelte, und das Volk bei Verwaltung des auf die Familie Aarons eingeschränkten Priesterthums (vergl. Hoherpriester) kirchlich, richterlich und polizeilich regierte, eine Gewalt, die er auch noch unter den Königen zu behaupten wußte. Die ersten vier Jahrhunderte nach dem Einzuge in Kanaan sind das Heldenalter der Hebräer. Samuel (s. d. Art.), der letzte und größte ihre Richter, so hießen ihre Regenten und Anführer), gab ihnen endlich, auf ihr unverständiges Begehren, um 1100 vor Chr. Geb., den langen, aber nicht geistesgroßen Saul zum Könige. Die Verfassung wurde anfangs dadurch wenig anders, der König war ohne Hofstaat und festen

Wohnsitz, kaum mehr als Heerführer, und als er sich mehrerer Mißgriffe schuldig machte und der Vormundschaft Samuels entziehen wollte, salbte dieser den mit Gaben des Geistes und Körpers gezierten Sohn Isais, David (s. d. Art.), zum Könige. Davids glorreiche Regierung war das Blüthenalter des hebräischen Staates; die heidnischen Ureinwohner wurden völlig verdrängt, die Grenzen durch glückliche Eroberungen weit nach Syrien und Idumäa hinein ausgedehnt, Jerusalem (s. d. Art.) zur Residenz gemacht, Baukunst und Poesie gehoben, Religion und Gottesdienst befestigt, die Sitten veredelt, der Gewerbfleiß gefördert, Handelsverkehr mit Phöniziern und Arabern angeknüpft, ja selbst die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere gewagt. Aber dieser Flor sank schon unter seinem Sohne Salomo (s. d. Art.) Seine Prachtliebe und Ueppigkeit*) vergeudete die Schätze Davids, und der weltberühmte Tempel, an den sie gewendet wurden, war kein Ersatz für die Verwöhnung und Bedrückung des Volks, das unter harten Auflagen seufzte. Mit Salomos Tode, 975 vor Chr. Geb., zerfiel das Gebäude der Macht und des Ruhms der Hebräer; sein Sohn Rehabeam wußte nicht die empörten Gemüther zu begütigen, nur die Stämme Juda und Benjamin, aus denen das Königreich Juda entstand, blieben ihm treu, die andern zehn Stämme fielen seinem beliebteren Bruder Jerobeam zu, und bildeten das Königreich Israel. So wurde das Reich getheilt, um sich nie wieder zu der alten Größe zu erheben. In Israel herrschte eine Reihe von neunzehn Königen aus verschiedenen Geschlechtern, deren wenige anders als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron kamen. Dies Reich, obwol stärker bevölkert und weiter ausgedehnt als Juda, wurde doch früher als dieses ein Raub assyrischer Eroberer; Salmanassar nahm Samaria, die Hauptstadt Israels, und verpflanzte das unterjochte Volk in die Gebirge Mediens, 722 vor Chr. Geb. Länger erhielt sich Juda; unter 20 Königen aus Davids Hause zeichnen sich Josaphat, Hiskias und Josia durch Regententugend und Eifer für den Dienst Jehovas aus, die andern wurden der Religion und Ordnung ihrer Väter mehr oder weniger untreu, und unfähig, den Mächten Aegyptens, Assyriens und Babylons zu widerstehen, bald dieser, bald jener zinsbar, bis endlich Nebukadnezar 588 v. Chr. Geb. Jerusalem eroberte, den Tempel plünderte und zerstörte, den letzten König Zedekia blendete, und mit dem Volke, so viel vom allgemeinen Blutbade übrig war, in die Gefangenschaft nach Babylon führte. In den Resten der Literatur der Hebräer aus dieser Periode (s. d. folgenden Art.) finden wir den ägyptisch-düstern, orientalisch-feurigen, Mosaisch-strengen und überall feierlich-religiösen Charakter dieses Volks mit starker Eigenthümlichkeit ausgeprägt. Obgleich durch die Gewalt eigner Sinnlichkeit und fremder Unterjochung, vielfach mit andern Völkern vermischt, verlor es doch nie den Stolz, zu dem es sich durch die Idee, das auserwählte Volk Gottes zu sein, erhoben fühlte, und die hartnäckige, unvertilgbare Individualität, die es zu einem Gegenstande, bald der Furcht, bald der Verachtung und des Spottes der Fremden machte. Der Name Hebräer wich nach der Theilung des Reichs dem, besonders seit der Verbannung üblichern Namen Juden, und unter

*) Um sich einen Begriff von dem Luxus der Hebräer zu machen, vergleiche man das eben so gründliche als geschmackvolle Werk des Prof. Hartmann: Die Hebräerin am Putztische. (Im Verlage des Herausgebers vom Conv. Lex. 3 Thle. mit 9 Kupfern. 7 Thlr.)

diesem Artikel wird daher die jüdische Geschichte der spätern Zeiten ihren Platz finden.

Hebräische Sprache und Literatur. Der wesentliche Einfluß, den der Monotheismus der Hebräer durch das Christenthum und den Mohammedismus auf die Bildung des Menschengeschlechts gewonnen hat, gibt ihren alten Nationalschriften, in denen diese Religion reiner als durch den Gottesdienst ihrer Nachkommen, der Juden selbst, auf uns gekommen ist, eine welthistorische Wichtigkeit. Daher erregt die hebräische Literatur, auch abgesehen von dem dogmatischen Gesichtspuncte, auf dem sie als eine Sammlung von Urkunden der göttlichen Offenbarung erscheint, vielseitige wissenschaftliche Theilnahme. An Alter, Glaubwürdigkeit, Eigenthümlichkeit, poetischer Kraft und religiösem Gehalt übertrifft sie die Literatur jedes andern Volkes der vorchristlichen Zeit, und enthält daher für die Geschichte des Menschengeschlechts und seiner geistigen Entwickelung bei weitem die merkwürdigsten Denkmale und zuverlässigsten Quellen. Wird die hebräische Sprache auch lange nicht mehr für die Ursprache des Menschengeschlechts gehalten (vergl. Wahls allgem. Geschichte der morgenländ. Sprachen 2c. Leipzig 1784.), so ist sie doch unter den Semitischen Sprachen (Chaldäisch, Aramäisch, Hebräisch, Syrisch, Arabisch, Phönizisch, Armenisch, Aethiopisch werden zusammen, wegen der Abstammung dieser Völker von Sem, dem Sohne Noahs, so genannt) erweislich eine der ältesten. In ihrer Bildung sind folgende Zeiträume zu unterscheiden: 1. von Abraham bis auf Moses, wo ihr altaramäischer Stamm durch ägyptische und arabische Zuflüsse geändert wurde; 2. von Moses bis auf Salomo, wo sie nicht ohne phönizischen Einfluß zu vollkommener Selbstständigkeit heranreifte; 3. von Salomo bis auf Esra, wo sie, wachsend an Blüthe und Reichthum, doch durch Aufnahme fremder Ideen und Bezeichnungen anfing unreiner zu werden; 4. von Esra bis an das Ende des makkabäischen Zeitalters, wo sie sich allmälig in die neuaramäische verlor, und zur todten Büchersprache wurde*). Spuren verschiedener Dialekte zeigten sich am Ende der dritten Periode, indem man nach der Verbannung das Alt-Hebräische, die Sprache der auf uns gekommenen Handschriften des alten Testaments, unter dem Namen Jehudit, d. h. jüdische Sprache, von dem Samaritanischen und Aramäischen unterschied. Buchstabenschrift hatten die Hebräer schon beim Anfange der zweiten Periode, ihre Schriftzeichen aber waren bis zur Verbannung die phönizischen, die sich in den samaritanischen Handschriften noch am treuesten erhalten haben. In der babylonischen Gefangenschaft nahmen sie die jetzt bekannte hebräische Quadratschrift von den Chaldäern an, und schrieben dann unter Esra die althebräischen Handschriften in chaldäische Buchstaben um. Diese Schrift hatte ursprünglich nur drei Vocal-Buchstaben, und erhielt ihre vollständige Punctation nicht vor dem 7. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung, aus dem die ersten schriftlichen Beiträge der Masorethen zur Berichtigung des Textes der hebräischen Nationalschriften herrühren (vergl. Masora). Daher erlitt schon die äußere Gestalt derselben seit ihrer Entstehung mannichfaltige Veränderungen; aber auch der Inhalt der Bü-

*) Vergl. Hezels Geschichte der hebr. Sprache und Lit.; Halle 1776. Die besten Grammatiken der hebräischen Sprache sind von Michaelis, Güte, Hezel, Pfeiffer, Jahn, Wezel, Vater, Weßherlin, Hartmann; hebräisch-deutsche Wörterbücher von Castelli, Coccejus, Simonis, Michaelis, Schulz, und das neueste, vorzüglichste, von Gesenius.

cher, die jetzt das alte Testament ausmachen, kann nicht völlig unverändert auf uns gekommen sein. Moses schrieb auf Stein; noch lange nach ihm scheinen die Hebräer, was schriftlich aufbewahrt werden sollte, nur in Stein, Erz oder Holz eingegraben, aber eines bequemern, zum Aufschreiben größerer Aufsätze geeigneten Materials, wie der Leinwand oder des Papyrus, welches die Entstehung einer Literatur nach unsern Begriffen erst möglich macht, sich nicht vor dem Zeitalter Samuels und der von ihm gestifteten Prophetenschule bedient zu haben. Und selbst in diesem Zeitalter war Schriftstellerei noch bei allen Nationen etwas Seltenes. Weisen nun mehrere Schriften des alten Testaments, z. B. die Bücher Mosis, das Buch Hiob, einige Psalmen, ausdrücklich auf einen früheren Ursprung zurück, so ist die Annahme nicht zu umgehen, daß sie von den Verfassern, welchen sie zugeschrieben werden, theils nur dem Hauptinhalte nach aufgezeichnet, theils durch mündliche Ueberlieferung auf die Nachwelt gebracht, von späterer Hand aber überarbeitet, aus solchen Ueberlieferungen vervollständiget und zu dem Ganzen verbunden worden sind, das sie jetzt ausmachen. Dasselbe behauptet die Kritik mit einleuchtenden Gründen auch von dem größten Theile der übrigen Bücher des A. T., deren Abfassung nach der gewöhnlichen Meinung in das Zeitalter vor der Gefangenschaft gehören soll; daher denn die Aechtheit und Unverfälschtheit der Form, in der wir sie besitzen, von den Orientalisten unserer Zeit nur in einem sehr eingeschränkten Sinne zugestanden wird. Begreiflicher Weise mußte bei dieser kritischen Sichtung nicht nur die innere Anordnung, sondern auch manches von dem Inhalte der angeblich älteren Schriften der Hebräer, besonders der historischen, mehr oder weniger als das Werk einer spätern Bearbeitung erkannt werden, als man sonst anzunehmen pflegte. Dadurch wird aber die Aechtheit der darin erzählten Thatsachen und des Geistes, der diesen Büchern eigenthümlich ist, keineswegs zweifelhaft; vielmehr müßte schon die bis ins Kleinste genaue Gewissenhaftigkeit und Ehrfurcht, mit der die Hebräer ihre heiligen Nationalschriften behandelten, die spätern Bearbeiter derselben über den Verdacht willkürlicher Abänderungen und entstellender Zusätze erheben, wenn auch die aus dem eigenthümlichen Gepräge jedes Buches hervorgehenden innern Gründe, welche diese Aechtheit entscheidend verbürgen, nicht berücksichtigt würden. Daß von den Schätzen der hebräischen Literatur, die besonders im Salomonischen Zeitalter sehr reich war, viel verloren gegangen sein muß, läßt sich aus Stellen des A. T. selbst beweisen. Was aber in dem kleinen Theile, den wir davon besitzen, für die Geschichte der Hebräer und ihrer Religion Wichtigkeit hat, gehört seinem wesentlichen historischen und religiösen Stoffe nach den Epochen an, auf die es zurückweist. Daher bezeichnet die Aufeinanderfolge der verschiedenen Zeitalter, in welche die Geschichte der Hebräer sich eintheilen läßt (1. Patriarchen, erster Bund mit Gott, 2. Moses und Gesetzgebung (Thorah), 3. Heldenalter unter den Richtern, theokratische Republik, 4. Davids und Salomons Regierung, theokratische Monarchie, 5. Propheten, Kampf der Theokratie mit der Monarchie, 6. babylonische Gefangenschaft, 7. Zeitalter nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft), auch die allmälige Entwickelung des Geistes, der in ihren Schriften weht. Die Annahme der spätern Aufzeichnung bleibt bei dieser Ansicht unbestritten. Waren nun aus dem ersten Zeitalter die in der Genesis, dem ersten Buche Mosis, enthaltenen einfaltsvollen alten Sagen (vergl. die Art. P a t r i a r c h e n, A b r a h a m, I s a a k, J a c o b, J o s e p h), aus dem zweiten die von Moses aufgezeichneten Gesetze in Steinschrift, ausführlichere Vorschrif-

ten für den Gottesdienst und das bürgerliche Leben, historische Nachrichten und Lieder aber durch mündliche Ueberlieferung (s. d. Art. Moses), und aus dem dritten ähnliche Nachrichten (der Inhalt der Bücher Josua, Richter, Ruth) eben so auf das vierte gekommen, so entstand in diesem erst eigentliche Schriftstellerei, welche den vorhandenen historischen und poetischen Stoff in schriftlichen Sammlungen (der Pentateuch oder die fünf Bücher Moses, Josua, die Richter, die Bücher Samuels) aufbewahrte und sich in neuen poetischen Schöpfungen übte. Dazu fanden die hebräischen Schriftsteller mächtige Anregung in dem Hirtenleben ihrer Erzväter, in der schönen großartigen Natur ihres Landes, in der wundervollen Geschichte ihres Volks (Rettung aus der ägyptischen Knechtschaft, Kampf mit der Natur und feindlichen Horden während des vierzigjährigen Zuges durch die Wüste, Kriege unter den Richtern), in dem Gebrauche des Gesanges beim Gottesdienste und dem dadurch geweckten Eifer für die Musik und in dem bestehenden Propheten- (Lehrer- und Dichter-) Orden (vergl. Lowth de sacra Poësi Hebraeorum. Lps. 1815; Herders Geist der hebräischen Poesie. Dessau 1785, 2 Bde.). Poesie wurde die Grundlage ihrer Literatur: lyrische durch David, dem Lied und Elegie gleich glücklich gelang, und unter ihm; didactische noch mehr unter seinem Nachfolger, wo auch Versuche in der Idylle (Ruth) und dem kleinern Epos aufkamen (s. d. Art. David, Psalm, Salomo, Hohes Lied, Hiob). Starke Religiosität bezeichnet den Geist und Zweck dieser Dichtungen; nie hat der Sinn für das Gesetz Jehovas lebendiger gewirkt, als in den heiligen Gesängen aus der Davidschen Zeit; dagegen Salomo sich in seiner Handlungsweise, wie in den unter seinem Namen bekannten Schriften merklich vom israelitischen Particularismus ab und zu einem philosophischen, ja weltbürgerlichen Indifferentismus neigte. Nach der Theilung des Reichs erhielten nur noch Religion und Literatur die Reste der alten Nationalkraft, und ihre Bewahrer, die Propheten, wurden nun die Lehrer und Tröster des sittlich und politisch sinkenden Volks bis in die unglückliche Zeit der babylonischen Gefangenschaft; vor derselben, noch unter den Königen Jonas, Joel, Amos, Hosea, Jesaias, Micha, Obadja, Nahum, Habakuk; während derselben Jeremias, Ezechiel (Hesekiel), Daniel, Zephania; zur Zeit der Rückkehr nach Palästina Haggai, Zacharias (Sacharja) und Malachias. Ueber ihre Lebensumstände und den eigenthümlichen Geist der unter ihren Namen bekannten Schriften s. d. Art. Propheten und die einzeln behandelten Art. Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel und Habakuk. Diese Schriften sind größtentheils spätere Sammlungen ihrer Begebenheiten, Reden und Prophezeihungen, deren sehr ungleicher Umfang zu der Unterscheidung der großen Propheten (Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel) von den übrigen kleineren Anlaß gegeben hat; doch besitzen wir nicht einmal die großen vollständig, und von den kleinern augenscheinlich nur Bruchstücke. Die Zeit der Wiederherstellung des Mosaismus, nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft wurde für die hebräische Literatur dadurch höchst wichtig, daß Esra zur Sammlung ihrer alten Schätze ein Collegium von 120 Gelehrten, die große Synagoge, errichtete, und Nehemia bald nach ihm diese oder eine neue Sammlung als Tempelbibliothek aufbewahrte, welche jedoch erst gegen das Ende der syrischen Verfolgungen hin geschlossen worden zu sein scheint (vergl. d. Art. Juden). Die Absicht dieser Wiederhersteller, den Juden in der Sammlung ihrer alten Nationalschriften zugleich einen Religionscanon zu geben, läßt vermuthen, daß sie dabei mit möglichster Treue gegen

den alten Mosaismus zu Werke gingen, und gewiß war dieser Canon des alten Testaments nach Anzahl und Ordnung der Bücher schon unter den Makkabäern so gereiht, wie wir ihn jetzt haben, auch die jetzt übliche Eintheilung derselben in historische, poetische und prophetische dabei schon berücksichtiget. Zu den historischen gehören außer den schon in der Davidisch-Salomonischen Zeit gesammelten, die nach der Gefangenschaft aus alten Annalen der Könige entstandenen Bücher der Könige und der Chronik, die Bücher Esra und Nehemia; zu den poetischen: Hiob, die Psalmen, Salomos Sprüche, Prediger und Hoheslied, die unter dem Namen der Klagelieder des Jeremias bekannten Elegien, der historische Roman Esther und die Idylle Ruth; die prophetischen umfassen die Schriften der eben genannten 4 großen und 12 kleinen Propheten. Die Mosaische Religion ist die Seele, das überall vorwaltende Grundwesen dieser gesammten Literatur; wie in den historischen Büchern die Auswahl und Darstellung des Erzählten von der theokratischen Richtung dieser Religion abhängig erscheint, und in den Psaltern das religiöse Gefühl sich ergießt, drängen sich in den prophetischen Büchern Zorn und Jammer über die Entartung des Volks, Drohung gegen die Abtrünnigen und Trost für die Frommen zusammen. Die Verheißung eines Gesalbten Gottes (Messias), der die Nation aus ihrem Elende retten und das glückliche Zeitalter Davids wiederbringen würde, zieht sich, wie der Grundton einer himmlischen Harmonie, durch die Dichtungen der Propheten, und klingt in ihren Orakelsprüchen mild und aufmunternd hervor. Nur dem Buche Hiob und den Salomonischen Schriften scheint dieser theokratische Geist fremd und eine philosophische Ansicht des Monotheismus geläufiger. In den Propheten aber, die in und nach der babylonischen Gefangenschaft blühten, wird der Einfluß chaldäischer Religionsideen aus Zoroasters Lehre und schon manche Spur der Veränderungen merkbar, welche die Denkart der Juden in Folge ihrer Schicksale und nähern Verhältnisse mit fremden Völkern erlitt. Was nun nach dem Untergange der althebräischen Sprache noch von dieser sonderbaren Nation in andern Sprachen für literarische Bildung geschehen ist, gehört nicht mehr in den Plan dieses Artikels. Man vergl. darüber die Artikel: Juden, Hellenisten, Septuaginta, Rabbinische Sprache und Literatur, Kabbala.

Hebriden oder Westliche Inseln, eine an der Westseite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inseln. Bewohnt sind jedoch nur einige 40 derselben, von 60,000 Hochschotten, die Sinn für Dicht- und Tonkunst haben. Die vornehmsten sind Sky mit 15,000, Ila mit 8000, Mull mit 5000 Einw., am merkwürdigsten aber ist die kleine Insel Staffa (s. d. Art.). Sie liefern Metalle, Marmor, allerlei andere Steinarten, Thon u. s. w., und sind zur Schafzucht und Fischerei bequem. Auch Vögel von mancherlei Art haben ihre Herberge in den schwer ersteiglichen Klippen der Inseln, unter welchen sich viele Adler und Solangänse finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgesucht werden. Der Getreidebau gedeiht nur an wenig Orten, besser die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man viele Sode zum Gebrauch der englischen Glasfabriken. Die Lage der Einwohner ist sehr unglücklich, denn der größte Theil des Bodens ist das Eigenthum schottischer Stammhäupter, deren Pächter den armen Landmann auf das äußerste bedrücken. Er muß schwere Frohndienste thun, kann nach Willkür vertrieben werden, und lebt fast ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die persönliche Freiheit bleibt ihm, und diese ist von

vielen wohlhabendern zu Auswanderung nach Amerika benutzt worden. Von einigen Gutsherren aber, welche selbst auf ihren Gütern leben, ist diese Härte gemildert worden. Die neuen Hebriden sind eine Gruppe von zwölf großen und vielen kleinen Inseln in Australien.

Hecate, eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der sie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit Asteria, bald mit der Phocäa, einer Tochter des Aeolus, gezeugt haben soll. Sie war eine unterirdische und der Magie vorstehende Göttin. Von der Juno den Nymphen zur Erziehung übergeben, entwandte sie die Schminkbüchse der Götterkönigin, und gab sie der Europa, der Tochter des Phönix. Als Juno sie dafür bestrafen wollte, flüchtete sie zuerst zu einer Gebärenden, und dann in das Gefolge eines Leichenzuges. Die dadurch Verunreinigte ließ Jupiter durch die Kabiren am acherusischen Pfuhle reinigen, und seitdem ward sie eine unterirdische Göttin. Andere erzählen andere Geschichten von ihr. Hesiod sagt, ihre Macht erstreckte sich über die Erde und das Meer; sie hatte unter den Gestirnen einen Platz und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unsterblichen. Ehren und Güter verleiht sie dem, den sie begünstigt. Den Kriegern gibt sie Sieg, sitzt dem Richter zur Seite, ist dem Prozeßführenden hilfreich, so wie den Wettkämpfern, segnet den Fischer mit reichlichem Fang, den Hirten mit Heerden, und befördert das Gedeihen und den Wachsthum der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur stehen ihr zu Gebote. Späterhin ward sie das Symbol des Mondes, und war dann mit der Diana einerlei. Aber ihre Macht erstreckte sich bis über die Unterwelt, und daher heißt sie auch unterirdische Diana. Ueberhaupt nennt man sie als unterirdische Göttin Hecate, im Himmel Selene, und auf der Erde Artemis oder Diana. Die Zauberer und Hexen flehten vor allen ihren Beistand an, und suchten sie bei ihren Verschwörungen sich geneigt zu machen. Man opferte ihr auf Scheidewegen, und vorzüglich Hunde. In Aegina wurden ihr jährlich geheimnißvolle Feste gefeiert. Ihre Gestalt war furchtbar; sie hatte Schlangenfüße, und Schlangen zischten um ihren Hals und ihre Schultern. In Rücksicht auf ihre dreifache Beziehung wurde sie mit drei Gesichtern oder Köpfen gebildet; daher hieß sie auch die Dreigestaltete. In den schönern Zeiten der Kunst bildete man sie nur mit drei Gesichtern der jungfräulichen Diana; auf Gemmen findet man verschiedene Abbildungen.

Hecatombe, bei den Griechen ursprünglich ein Opfer von hundert Stieren, dann aber überhaupt von hundert Thieren. Einige erklären die Entstehung des Namens aus einer tropischen Figur bei den Dichtern, so daß es nur im Allgemeinen ein Opfer von vielen Thieren bedeuten soll, und führen an, daß man in gleicher Bedeutung Chiliomben, Opfer von tausend Thieren, gehabt habe.

Hecla, ein 4300 Fuß hoher feuerspeiender Berg in dem südwestlichen Theile der Insel Island, der aber sowol in Wiederholung als Größe der Ausbrüche weit dem Aetna und Vesuv nachsteht. An der Westseite des Fußes des Hecla fließt der Fluß Wester Rangaa, dessen Bette aus großen Lavamassen besteht. Der nächste bewohnte Ort ist die Meierei Naifurholt. Der Hecla hat drei Spitzen, die aber über dem Hauptberge nicht viel erhaben sind. Der ganze Gipfel ist ein Haufen Schlacken, und der Krater nicht viel über 100 Fuß tief. Man zählt seit 1004 in allem 23 Ausbrüche, wovon die letzten 1766 vom 5. April bis 7. Sept. und 1818 sich ereigneten. Der Britte Mackenzie bestieg 1810 mit vieler Beschwerde und Gefahr diesen Vulkan. Von seiner

Spitze übersieht man gegen Norden ⅔ der Insel, indem hier die Gegend niedrig ist, außer wo sich hier und da ein Jokul (Gletscher, Eisberg) erhebt; gegen Osten begrenzen mehrere Jokuls die Ansicht des Landes. Nach Süden übersieht man eine ausgebreitete, von dem Meere begrenzte Ebene.

Hector, des Priamus und der Hecuba Sohn, der tapferste im Heer der Trojaner, dessen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemalin war des cilicischen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er den Astyanax oder Scamander, nach Andern auch den Laodamas und Amphinous zeugte. Seine tapfern Thaten besingt Homer in der Ilias. In der Schlacht bekämpft er die Helden der Griechen, und drängt sie oft hart; sein Wort und Beispiel ermuthigt die Trojaner aufs neue, so oft ihre Kraft zu erschlaffen beginnt; im Rath empfiehlt er Ausdauer, Einigkeit und Verachtung der Gefahr. Troja ist unüberwindlich durch ihn. Als er aber Patroclus, des Achilles Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon uneingedenk, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, da erreichte ihn selbst das dunkle Verhängniß. Er fiel, von Achilles durchbohrt; sein Leichnam ward von dem Sieger geschleift, und sodann für ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. Unstreitig ist Hector der trefflichste Held in der Ilias. An Tapferkeit Keinem weichend, erliegt er dem Achilles, nicht weil ihn derselbe an Muth übertrifft, sondern weil er, von langen Kämpfen und Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hilfe vertraut, in dessen erlogener Gestalt Minerva ihn täuscht und verläßt. An Menschlichkeit aber übertrifft Hector Alle; zu den schönsten Episoden der Iliade gehört sein Abschied von der Antromache, in welchem er die reinsten und schönsten Gefühle als Fürst, Gemal und Vater ausdrückt.

Hecuba (griechisch Hekabe), eine Tochter des Königs Dymas von Thrazien, nach andern des Cysseus oder des Flusses Sanagrius und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemalin des Königs Priamus von Troja, dem sie zuerst den Hector und dann den Paris gebar. Als sie mit letzterm schwanger ging, träumte sie, daß sie eine Fackel zu Welt brächte, die ganz Troja verzehrte. Dies deuteten die Wahrsager dahin, daß der Sohn, den sie in ihrem Schoße trage, den Untergang des Reichs herbeiführen werde. Er ward deshalb ausgesetzt, aber auf eine wunderbare Art gerettet. Hecuba gebar darauf noch die Creusa, Laodice, Polixena, Cassandra, den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polidorus, Troilus. Nach Trojas Eroberung fiel die unglückliche Fürstin dem Ulysses aus der Beute als Sclavin anheim. Voll Verzweiflung über dies Mißgeschick reizte sie den Zorn der Griechen durch Schmähungen, und ward von ihnen gesteinigt, unter den Steinen fand man aber nicht ihren Leichnam, sondern einen todten Hund. Die alten Tragiker schildern sie auf der Bühne als eine zärtliche Mutter, edle Fürstin und tugendhafte Gattin, welche das Schicksal die herbesten Verhängnisse erfahren läßt.

Heemskerk (Martin van), dieser berühmte holländische Maler wurde 1498 im Dorfe Heemskerk, wonach er sich nannte, geboren, und war der Sohn eines Maurers, Namens Van-Veen, der ihn anfangs bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, aber dann wieder zu seinem Handwerke nach Hause nahm. Der junge Martin, der an der Kunst schon Geschmack gefunden hatte, kehrte nur mit großem Widerstreben in sein väterliches Haus zurück, und ergriff die erste Gelegen-

heit, sich wieder daraus zu entfernen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Namens Johann Lucas, der einigen Ruf hatte, allein, da er sah, daß sein Meister nichts für ihn that, begab er sich zu J. Schorel, einem berühmten Künstler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. Heemskerk machte so überraschend schnelle Fortschritte, daß der Meister fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegschickte. Damals verfertigte er sein Gemälde: „der heilige Lucas malt die heilige Jungfrau und das Jesuskind," und machte mit demselben der Malerinnung zu Harlem ein Geschenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Indeß ging Heemskerk nach Italien, blieb gegen drei Jahre dort, bildete seinen Geschmack nach der Antike, und erholte sich öfters Rath bei dem berühmten Michel Angelo, der damals die Hauptstadt der christlichen Welt mit den Werken seines Pinsels bereicherte. Als er wieder nach Holland zurückkam, bedauerten einige seiner Bewunderer, in seinen Gemälden den Reiz nicht mehr zu finden, der sie entzückt hatte, allein die wahren Kenner freuten sich der Fortschritte, die er in der Zeichnungskunst gemacht und über die Veredlung seines Geschmacks. Sein Arbeitszimmer war bald mit Schülern angefüllt, und er wurde in kurzer Zeit reich. Ein großer Theil jetzt sehr seltener Werke dieses fleißigen und fruchtbaren Künstlers soll 1572 bei der Eroberung von Harlem, wo auch sein eigenes Haus zerstört wurde, verloren gegangen sein. Seine Zeichnung ist kräftig und richtig; allein die Umrisse sind ohne Eleganz und Reiz; seine Draperie ist schwer und faltenreich; seinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen suchte, verdankte er hauptsächlich seinen Ruhm. Er starb zu Harlem 1574.

Heer (stehendes). Man hat mit diesem Namen in der neuern Periode der Kriegsgeschichte nur diejenigen Truppenmassen belegt, welche auch in Friedenszeiten zur innern und äußern Sicherheit des Staats unter den Waffen erhalten, zum Kriegsdienste gebildet, und für diese Dienste vom Staate besoldet werden (daher Soldaten im eigentlichen Sinne); es mögen diese Truppen übrigens zum Kriegsdienst verpflichtet oder nicht verpflichtet sein, und im letztern Fall aus Inländern oder Ausländern bestehen. Stehende Heere in diesem Sinne finden wir erst in den Monarchien der neuern Zeit, als durch die Erfindung des Schießpulvers und durch den allgemeinern Gebrauch des Feuergewehrs der Krieg allmälig eine ganz neue Gestalt gewann und zu einer Kunst erhoben wurde, bei welcher im Allgemeinen weniger die persönliche Tapferkeit, als eine besondere Gewandtheit und mechanische Fertigkeit gilt, welche durch fortdauernde Uebung erworben werden muß. Die ersten stehenden Truppen waren Söldner, und neben ihnen diente die Lehnsmiliz, welche in Kriegszeiten aufgeboten wurde (auch in Deutschland), einige Zeit noch fort, verfiel aber immer mehr, je mehr sich Kriegsdienst und Kriegszucht durch die stehenden Truppen ausbildeten. Theils die Kosten der Söldner aber, welche mit der Vermehrung der Truppen stiegen, theils die Sicherheit des Staats, welche nicht lediglich gedungenen Truppen überlassen sein darf, machten es nothwendig, daß ein durch Bevölkerung, Größe, geographische und politische Lage, endlich auch durch Cultur des Staats bestimmter, und daher nicht immer gleich großer Theil waffenfähiger Bürger fortwährend unter die Waffen treten mußte, und in Verbindung mit jenen auf Kosten des Staats besoldet wurde; und diese werden im eigentlichen Sinne stehende Truppen genannt. Gewöhnlich versetzt man die Einführung der stehenden Heere unter die Regierung Carls VII., Königs von Frankreich (regierte

1423 — 1461), welcher durch diese Anstalt seine zur Empörung geneigten Vasallen im Zaume hielt, und die königliche Macht nicht wenig vergrößerte. Schon König Philipp August führte zu diesem Zweck und zum Besten der innern und äußern Sicherheit, während ein großer Theil seiner Vasallen sich an die Kreuzfahrer angeschlossen, und dadurch die Krone hilflos gelassen hatte, um 1215 die Gemeindetruppen (troupes des communes, communiae; communitates parochiarum, Communitäten) ein, welche aus den Bewohnern der Städte und Dörfer ausgehoben wurden, und deren eine Stadt nicht über 4 bis 500 stellte. Diese dienten auf Kosten der Städte, und nur in einer bestimmten Entfernung von ihrem Orte, neben den Lehnstruppen; durch sie wuchs die Macht der Städte, so daß die Bürger sich neben der Ritterschaft, und im Gegensatz derselben, zu einem besondern Stande, auch im Kriege geschieden, ausbildeten. Uebrigens wurden diese Gemeindetruppen, wie die Lehnstruppen, nur zur Zeit der Noth aufgeboten. So bestanden nun die Truppen Philipps und seiner Nachfolger aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen und allerhand unregelmäßigen Truppen, welche in Sold genommen wurden (daher soldats, soudoyers), und gewisse Gesellschaften (compagnies) bildeten. Die Mangelhaftigkeit der erstern, welche sich oft gegenseitig befehdeten und dem Aufgebote wenig Folge leisteten, und die Räubereien der letztern, welche dem Staate so lästig wurden, daß schon Carl V. darauf denken mußte, sich ihrer zu entledigen, bewog Carl VII., der Stifter einer bessern Kriegszucht zu werden. Zu dieser legte er nach weisen Berathungen mit vielen Großen seines Reichs 1445 den Grund. Er erwählte nämlich 15 Hauptleute (capitaines). Diesen befahl er, aus allen vorhandenen Truppen die bravsten Leute auszuwählen, um aus ihnen eben so viele Compagnien zu bilden. Diese Compagnien erhielten den, vielleicht schon früher zur Auszeichnung einiger königlichen Truppen gebrauchten Namen compagnies d'ordonnance, und sollten in Kriegs- und Friedenszeiten auf Kosten der Bürger und Bauern erhalten werden. Anfangs bestand jede dieser Compagnien aus 600 Mann Reiter (gendarmes), die Freiwilligen abgerechnet, welche sich bald in großer Menge denselben anschlossen, und wurden in die Städte vertheilt. Von jetzt an kam das Ritterwesen immer mehr in Verfall, und die Vasallen stellten ihre Truppen nur in außerordentlichen Nothfällen zum Dienste, doch wurde die Lehnsmiliz erst im 18. Jahrh. von den Söldnern ganz verdrängt. 1448 errichtete Carl auch eine angemessene Infanterie, aus Scharfschützen (Francs-archers) bestehend, welche, verbunden mit erstern, bald ein ansehnliches Heer bildeten. Hier, in Frankreich, bildeten sich also zuerst der Kriegsdienst und die Kriegszucht aus (s. über diesen Gegenstand Daniel Histoire de la milice française etc.), und gingen von da auf andere Länder in Europa über. Mit Vermehrung der stehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Geldreichthums vermehrten sich auch die stehenden Heere anderer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutschlands. Ist diese Vermehrung auf den höchsten Punct gestiegen, so daß die Entscheidung der Kriege wiederum von den Massen abhängig gemacht werden muß, so verbreitet sich die Verpflichtung zum Kriegsdienst allmälig auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Bildungsstufe, Bevölkerung und Bedürfniß eines Staats verschiedenes Conscriptionssystem eingeführt, wodurch eine nach Jahren bestimmte Classe waffenfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienste gerufen wird. Dadurch werden

die stehenden Heere und der Kriegerstand als ein besonderer Stand allmälig wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle waffenfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienste geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl selbst aber dem natürlichen Verhältnisse der Staaten gegen einander dadurch angemessener, die Kriegszucht freier und edler wird. (Vergl. Soldaten.) T.

Heerbann, das Aufgebot, welches im Mittelalter der Lehnsherr bei bevorstehendem Kriege an seine Vasallen ergehen ließ, und vermöge dessen sie sich nebst ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten. Die Begleitung selbst, die sie ihrem Lehnsherrn im Kriege leisten mußten, hieß die Heeresfolge. Wiewol diese Begriffe seit Einführung der stehenden Heere geruht haben, so erinnern doch die neuesten Kriege, in denen die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anspruch genommen wird, wieder daran, und wir sehen sie somit aufs neue in möglichst großem Umfang in Ausübung gebracht.

Heeren (A. H. L.), Hofrath und Professor der Geschichte zu Göttingen, Ritter des Guelfenorden u. s. w., geb. 1760 zu Arbergen bei Bremen, woselbst sein Vater Prediger war. Seine Hauptbildung erhielt er auf der bremer Domschule und auf der Universität zu Göttingen. Er bereiste Italien, die Schweiz und die Niederlande. Selten hat sich ein Historiker auf seinem Posten so der Zeit angeschmiegt wie er. Ihm entging nicht, daß manche Revolutionen der Griechen und Römer erst durch die Geschichte unserer Tage ganz begreiflich wurden, und er säumte nicht, diese auf jene anzuwenden (Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums, 1818); gewichtvoller als jemals zeigte sich das System der Colonien in der europäischen Politik, und er zog es mehr, als je geschehen war, in die Geschichte (Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien, wovon 1819 die dritte, bis zum Fall des französischen Kaiserthums fortgeführte Auflage erschien); emsig suchte er auf, was anziehen, und vermied dagegen, was mißfallen oder Anstoß geben konnte. In seinen Ideen über Handel und Politik der alten Welt (1805) rückte er uns das Alterthum nahe und forschte den Handelswegen der alten Völker scharfsinniger und unbefangener nach, als bisher geschehen. Weniger Werth hat seine Geschichte des classischen Studiums (1797 — 1802); denn ein Werk der Art muß die Blüthe der erlesensten Gelehrsamkeit, und an Ergebnissen kleiner, zusammenhängender, unbeeilter, in das tägliche Geschäft verflochtener Untersuchungen fruchtbar sein, wie es jene Compilation nicht ist. Von dem französischen Nationalinstitut erhielt er den Preis für seine Untersuchungen über die Kreuzzüge, welche den Mann verräth, der auch das Mittelalter so vielseitig aufnahm, wie irgend ein Historiker, wiewol die Grundgelehrsamkeit, das ganze specielle, in sich selbst gegründete Wissen hier viel sichtbarer fehlt, als in den Ideen über das Alterthum. Im Allgemeinen verbindet Heeren eine mehr als gewöhnliche Gelehrsamkeit mit nicht gemeinem Scharfsinn; seine Darstellung ist leicht und für jeden Gebildeten ohne Anstrengung faßlich.

Heergeräth bedeutet eigentlich die nöthigsten Geräthschaften eines ins Feld ziehenden Kriegers. Bei unsern Vorfahren folgten die Söhne nicht allein in die Lehen, sondern auch in die Allodien (s. d. Art.) als Erben; und da zugleich die Waffen ein Zubehör der Aecker waren, so gehörten auch diese zu der blos männlichen Verlassenschaft.

Daher ist noch jetzt hin und wieder das Heergeräth ein gewisser Theil der Verlassenschaft, der blos auf die nächsten Agnaten männlichen Geschlechts (Schwertmagen genannt) vererbt werden kann. Was dazu gerechnet wird, hängt von jedes Orts besondern Rechten ab; nach sächsischem Rechte gehört dazu das beste Pferd, gesattelt und gezäumt, Harnisch, Schwert, tägliche Kleidung des Verstorbenen, Heerpfühl, zwei Lailachen oder Betttücher, Tischtuch, zwei Becken, ein Fischkessel, ein Handtuch und ein Schüsselring oder Dreifuß. Geistliche hatten keinen Antheil am Heergerathe, sondern an der Gerade (s. d. Art.) — Heermeister, eigentlich der Kriegsheerführer, dann überhaupt der Vorgesetzte einer unter einen Ritterorden gehörigen Provinz, wie Landcommenthur, weil der Heermeister sonst die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte.

Hegira (Hedschra) heißt im Arabischen die Flucht. Vorzugsweise bezeichnen die Mohammedaner damit die Flucht Mohammeds, ihres Propheten, von Mekka nach Jatreb, welcher Ort in der Folge den Namen Medina al Nabi, d. h. Prophetenstadt, erhielt. Von dieser Flucht, welche sie auf den 16. Juli des 622sten Jahres nach Christi Geburt setzen, fängt ihre Zeitrechnung an. Will man die Jahre der Hedschra auf die christliche Zeitrechnung zurückbringen, ohne daß dabei eine strenge Genauigkeit beabsichtigt wird, so geschieht dies auf folgende Weise. Da das Mohammedanische Jahr ein Mondjahr von 354 Tagen ist, so betragen 33 Mohammedanische Jahre nur 32 christliche oder Sonnenjahre. Man zieht daher von der Mohammedanischen Jahrzahl für jede 33 Jahre eins ab, und rechnet 622 hinzu. So ist z. B. das Jahr 1000 der Mohammedanischen Zeitrechnung ungefähr gleich dem Jahre 1539 der unsrigen. Wem es auf größere Genauigkeit ankommt, der bediene sich der Tabellen, welche Wahl und andere geliefert haben.

Heidegger (Johann Jacob), Oberaufseher der öffentlichen Vergnügungen zu London unter der Regierung Georgs II., war der Sohn eines Geistlichen und um das J. 1660 zu Zürich geboren. Die Geschichte verschweigt seine frühern Schicksale, sagt aber von ihm, daß er schon verheirathet wegen einer Liebschaft sein Vaterland verließ. In der demüthigen Gestalt eines Bedienten sah er die vornehmsten Städte Europas, und bildete auf diesen Reisen seinen Geschmack für alle Gegenstände des feinen Lebensgenusses. Vierzig bis funfzig Jahre alt ging er nach England, wo ihm seine Gewandtheit und Munterkeit bald in der großen Welt Freunde erwarben. Man nannte ihn nur den Schweizergrafen. Die einsichtsvollen Bemerkungen, die er über verschiedene Mängel in der damaligen Aufführung der Opern machte, und seine Anweisungen, um die Belustigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, brachten ihn bald in den Ruf eines guten Kunstrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige prächtige und geschmackvolle Decorationen, die nach seiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem König, der die Oper liebte, so wohl, daß er ihm bald darauf die Oberaufsicht über das Opernhaus ertheilte. Er machte sich hierauf an die Verschönerungen der Maskeraden, an welchen der König nicht weniger Gefallen hatte, und führte auch über diese auf dem königlichen Theater die Aufsicht. Endlich ward er zum Oberaufseher aller öffentlichen Vergnügungen ernannt. Sein Credit war so allgemein, daß kein glänzendes Gastmahl ohne seinen Rath und seine Anordnung gegeben wurde. Die verschiedenen Aemter verschafften ihm ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund. Er war wohl gewachsen, aber von einer so auffallend häßlichen Gesichtsbildung, daß er gegen

den Grafen Chesterfield eine Wette gewann, daß kein häßlicheres Gesicht, als das seine, in London zu finden sei. Er starb 1749 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine jetzt zum Neckarkreise des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, war bis 1720 die Residenz der Churfürsten und Pfalzgrafen am Rhein. Sie liegt in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, am Ende der Bergstraße, und am linken Ufer des Neckars, der aus einem mit hohen waldigen Bergen eingeschlossenen Thale in einer ansehnlichen Breite hervorströmt, und über welchen eine steinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 702 Fuß lange und 30 Fuß breite Brücke führt, mit den Statuen des Churfürsten Carl Theodor und der Göttin Minerva verziert, und mit sechs Altanen versehen, von welchen man die reizendste Aussicht auf die nahen und fernen Gebirge hat. Die Stadt ist zwischen den Strom und die Berge gedrängt; südlich ist der hohe Königsstuhl, jetzt Kaiserstuhl genannt (zum Andenken der Ersteigung des Kaisers Franz, 1815), und nördlich auf dem rechten Neckarufer erhebt sich der Heiligenberg mit seinen Kloster- und Burgruinen, der von unten herauf theils mit Weinreben, theils mit Gemüsegärten angebaut ist. Heidelberg besteht aus der Stadt, der Vorstadt und der sich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergstadt. Sämmtliche Theile enthalten mit dem Dorfe Schlierbach 1191 Häuser und 10,200 Einwohner. Unter den Gebäuden prangte sonst das auf einem Berge liegende churfürstliche Schloß mit einem der schönsten Fürstengärten; allein in dem französischen Kriege 1689 wurde dasselbe nebst der Stadt von den Franzosen zerstört, und was davon noch übrig blieb, durch einen Blitzstrahl 1764 vollends zertrümmert. Die Ruinen sind jedoch noch äußerst ansehnlich und merkwürdig für den Freund der Baukunst. In dem Schloßkeller liegt das bekannte große heidelberger Faß, welches 250 Fuder hält. Unter den Kirchen der Stadt bemerken wir die Heiligegeistkirche, in deren Chor die berühmte heidelberger Bibliothek (s. d. Art.) stand. In Heidelberg ist eine berühmte protestantische Universität, welche 1386 gestiftet wurde, und nach der Prager und Wiener die erste und älteste in Deutschland ist. Bald erhob sie sich, und ihr Ruf verbreitete sich weit umher. Weltberühmt war sie durch ihre große Bibliothek, die wol zu ihrer Zeit die bedeutendste in ganz Deutschland war. Doch dieser blühende Zustand der Universität endigte sich mit der 1622 durch Tilly erfolgten Eroberung der Stadt und Wegführung der Bibliothek. 1784 wurde die Staatswirthschaftsschule von Lautern nach Heidelberg verlegt, und in eine nähere Verbindung mit der Universität gebracht. Mit der Abtretung Heidelbergs an Baden, 1802, begann ein neuer Flor der Universität, und der Großherzog von Baden, Carl Friedrich, ist als ihr neuer Stifter anzusehen. Sie besitzt jetzt einen jährlichen Fond von 66,000 Fl. und ist in fünf Sectionen eingetheilt, in die kirchliche mit drei ordentlichen Professoren, in die juridische mit fünf, in die medicinische mit vier, in die staatswirthschaftliche mit fünf und in die allgemein bildende oder philosophische Section mit sieben ordentlichen Professoren. Rector ist der Großherzog selbst. Die jetzige Universitäts-Bibliothek von 45,000 Bänden ist im untern Stock des Universitätsgebäudes auf dem Paradeplatze und eine Sammlung von physikalischen und mathematischen Apparaten, Modellen und Naturalien, ein anatomisches Theater in dem ehemaligen Dominicanerkloster aufgestellt; noch finden sich zwei botanische Gärten, ein Garten für forstbotanische und landwirthschaft-

liche Vorlesungen, ein klinisches Institut, ein akademisches Hospital, eine Entbindungsanstalt und ein philologisches und pädagogisches Seminarium. Die Zahl der Studenten betrug (1819) 603, worunter 481 Ausländer. Ferner ist in Heidelberg ein gemeinschaftliches Gymnasium für alle drei christliche Confessionen. Der Handel der Stadt, welchen der schiffbare Neckar und die sich hier kreuzenden zwei Hauptstraßen von Frankfurt nach Basel, und von Mannheim theils nach ganz Schwaben, theils nach Franken und Sachsen, begünstigen, ist nicht ganz unbedeutend. Wenige Gewerbe werden fabrikmäßig getrieben, doch gibt es eine Krapp-, eine Wachslichter-, eine Seifen-, eine Saffianfabrik, bedeutende Bierbrauereien, vier Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien.

Heidelberger Bibliothek. Die Universität Heidelberg hat das Unglück gehabt, mehr als einmal ihre Bibliothek zu verlieren. Die berühmteste darunter, und von der auch hier nur die Rede sein kann, ist diejenige, welche nach der Einnahme und Plünderung der Stadt durch Tilly, 1622, von dem Herzog Maximilian von Baiern als Kriegsbeute angesehen und dem Papst Gregor XV. geschenkt wurde. Diese Bibliothek entstand am Schlusse des 14. Jahrh. und erhielt damals durch die Büchersammlung des Kanzlers Conrad von Gelnhausen (1390) und durch ein Vermächtniß des ersten Rectors der Universität, Marsilius von Inghen (1396), einen bedeutenden Zuwachs. Nächstdem gewann sie eine Vermehrung durch die Freigebigkeit des Bischofs von Heidelberg, Matthäus von Worms, 1410, wozu noch Geschenke von verschiedenen Gelehrten kamen, so daß sie zu Anfang des 15. Jahrh. 700 Handschriften zählte. 1421 vermachte Churfürst Ludwig III. seine sämmtlichen Handschriften, 152 an der Zahl, dem Heil. Geist-Capitel zum Vortheil der Universität, doch wurden dieselben der ältern Sammlung damals nicht einverleibt. 1443 erhielt die Bibliothek, die inzwischen durch Vermächtnisse und Ankauf noch vermehrt worden war, ihr eigenes Gebäude in dem akademischen Garten. Unter dem Churfürsten Philipp ward eine Menge kostbarer Werke von Johann von Dalberg und Rudolph Agricola angekauft; auch erhielt sie die reiche Sammlung, welche diese beiden berühmten Männer auf eigene Kosten gemacht hatten. Einen noch wichtigern Zuwachs gewann sie unter Churfürst Otto Heinrich, der nicht nur beide Bibliotheken verband, sondern sie auch mit einer Anzahl der seltensten Handschriften bereicherte, die er selbst auf seiner Reise nach Palästina gesammelt hatte. Ueberdies wurden sowol unter dieses Fürsten als auch unter seines Nachfolgers Friedrich III., Regierung die pfälzischen Klosterbibliotheken mit ihr vereinigt; sie erhielt ein Vermächtniß von dem gelehrten Ulrich von Fugger, und noch kurz vor ihrer Hinwegführung köstliche Bereicherungen durch ihren berühmten Vorsteher Janus Gruter. Sie enthielt damals 1956 lateinische, 431 griechische, 289 hebräische und 846 deutsche, also zusammen 3522 Handschriften, ohne die französischen, deren Anzahl nicht bekannt ist. Die gedruckten Bücher waren nicht von so großer Bedeutung. Diese ganze Sammlung, vielleicht mit Ausnahme des Minderwichtigen oder sonst auf irgend eine Weise davon Getrennten, wurde 1623 unter des Leo Allatius Leitung nach Rom geschafft, wo sie seitdem unter dem Namen Bibliotheca Palatina eine eigne Abtheilung der vatikanischen gebildet hat. 1795 verlor sie 38 Handschriften, welche die Franzosen, die sich im Frieden von Tolentino 500 zu wählende Handschriften vom Papste ausbedungen hatten, nach Paris führten. Als aber 1815 im pariser Frieden die Franzosen alle geraubten Kunst- und literarischen Schätze

zurückgeben mußten, trat der Papst nicht nur jene 38 Handschriften an die Universität Heidelberg, als welcher sie ursprünglich zugehört hatten, ab, sondern willigte, auf Oesterreichs und Preußens Verwendung, auch ein, daß aus der in Rom befindlichen Palatina sämmtliche altdeutsche Handschriften an Heidelberg zurückgegeben werden sollten. Dem zufolge wurden 847 altdeutsche Handschriften, und noch überdies der berühmte Codex Palatinus, von des Mönchs Otfried poetischer Umschreibung der vier Evangelien, und vier lateinische, die Geschichte der Universität Heidelberg enthaltende Handschriften, dem zu ihrer Empfangnahme nach Rom geschickten Hofrath Wilken 1816 übergeben, der sie nach Heidelberg überbracht hat. Wiewol diese Handschriften nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der ganzen verlornen Bibliothek ausmachen, so müssen wir uns doch der Rückkehr gerade dieser altdeutschen Handschriften als eines der folgenreichsten Ereignisse für die deutsche Gelehrsamkeit und Literatur erfreuen, da sie eine reiche Fundgrube für die Geschichte unsers deutschen Vaterlandes, besonders für die Geschichte unserer Sprache und Literatur sind, und viele Werke enthalten, von denen außerdem keine Abschriften mehr vorhanden sind, und die aus eben diesem Grunde noch wenig oder gar nicht benutzt worden, da sie den Italienern ganz unverständlich waren, unter den Deutschen aber, die in Rom längere Zeit verweilten, nur wenige Kenner und Bearbeiter unserer Literatur, wie Adelung, Tieck, Glöckle (die sich übrigens auf die Dichterwerke beschränkten), sich befanden.

Heiden, Ungläubige, heißen in der heiligen Schrift und dem Sprachgebrauche der christlichen Kirche bis in das Mittelalter alle Menschen, die weder Juden noch Christen sind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken noch unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Mohammedanern die Gerechtigkeit widerfahren läßt, sie, wie die Bekenner des Christenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren, einigen Gottes zu zählen, versteht die Umgangssprache unter Heiden alle, die sich nicht zu diesen drei vorzüglichsten Religionen bekennen. Dieser, wie erhellt, nur negative Begriff ward von jeher unter Juden und Christen um des Gegensatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, bös und lasterhaft schildern wollte, nannte man mit einem Worte heidnisch, und der heilige Augustinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laster gelten lassen. Uebrigens hat der Ausdruck „Heiden" historischen Grund. Als sich das Christenthum im römischen Reiche verbreitete, faßte es zuerst in den Städten Fuß, auf dem flachen Lande, in den Dörfern erhielt sich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange, nachdem das Christenthum im römischen Reiche schon herrschend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den christlichen Städtern pagani, d. h. Landbewohner, genannt wurden. Eben so verhielt es sich in Deutschland. Das Christenthum fand auch zuerst in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem altdeutschen Ausdrucke „Heiden") den alten Götzen noch lange, weshalb Heide oder Götzendiener bei uns gleichbedeutend ist. Unter dem Ausdrucke: Heidenthum, werden nun die gesammten Volksreligionen oder Völker verstanden, die es außer dem Gebiete des Christenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt.

Heilig nennen wir, was vom Gemeinen abgesondert und dem höchsten Wesen entweder eigen oder vorzugsweise gewidmet ist. Die

Ideen der Wahrheit und Tugend, die Gefühle einer reinen Liebe und Freundschaft sind heilig, denn sie erheben über das Gemeine und führen zu Gott. Der Inbegriff heiliger Gedanken und Empfindungen ist die Religion, und daher alles heilig, was durch eine ausschließlich religiöse Bestimmung ausgezeichnet und vor jeder Vermischung mit dem Gemeinen bewahrt, oder wegen seiner religiösen Bedeutung und Würde vorzüglich geehrt und für unverletzlich gehalten wird. Heiligthümer, heilige Oerter, Symbole, Palladien hat jedes Volk, das der ersten Wildheit entwachsen ist; in der Achtung gegen etwas Heiliges erkennen wir die erste Spur der Menschlichkeit. Menschen, denen nichts heilig ist, haben sich entweder noch nicht über den Zustand thierischer Rohheit erhoben, oder ihre Menschheit durch Verwilderung und Entartung aufgegeben. Wird der Begriff des Heiligen in irgend einem Wesen personificirt gedacht, so muß er schon eine sittliche Bedeutung erhalten haben. Der Sprachgebrauch der ersten beiden Jahrhunderte zeichnete fromme Personen und insbesondere Bischöfe, noch bei ihrem Leben, durch den Ehrennamen Heilige aus, ohne dadurch etwas anders sagen zu wollen, als wir unter dem „Ehrwürdige, dem Dienste Gottes geheiligte,“ zu verstehen pflegen. Sehr entfernt hat sich indeß von dieser einfachen Vorstellungsart der künstliche Begriff, den sich die christliche Kirche seit dem 4. Jahrh. von den Heiligen gebildet, und zu einer der wirksamsten Glaubenslehren gemacht hat. Und dazu trugen die in den heidnischen Volksreligionen schon vorhandenen Vorstellungen von Heroen, Halbgöttern, vergötterten Menschen, und die Ideale der Philosophen von menschlicher Größe nicht wenig bei. Die Märtyrer des christlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte Habe und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntnisse treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, wurden die Heroen der Christenheit, aber edlere, an Sinn und Wandel bei weitem reinere Heilige. Die Kirche war ihres Ruhmes voll, sie wurden bald Trabanten und Diener, bald Freunde und Vertraute Gottes, bald Beschützer des menschlichen Geschlechts genannt, an Rang nicht selten über die Engel gesetzt, und nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der angesehensten Kirchenväter des 4. und 5. Jahrh. in öffentlichen Reden und Predigten als mächtige Fürbitter bei Gott, als Helfer in allen Nöthen gepriesen und angerufen; ja von ihrem vereinigten Gebete hoffte man die Aufhebung der Sünden ganzer Völker, und von der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine und Gräber kamen erstaunenswürdige Erzählungen und noch stärkere Versicherungen des Schutzes in allen Gefahren, den ihre Reliquien jedem Gläubigen leisten würden, in Umlauf. Glücklich war die Gegend des Grabes eines Heiligen, ihre Bewohner konnten ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauen, er wurde ihr Schutzheiliger. Aber jede Provinz, jede Stadt und Gemeinde begehrte eben so ihren eigenen Schutzheiligen, wie sie im Heidenthume ihren eigenen Schutzgott gehabt. Weil es nun unter christlichen Kaisern und Königen an Gelegenheit fehlte, die Märtyrerkrone zu verdienen, so wurde das im 4. Jahrh. entstandene Mönchswesen die ergiebigste Pflanzschule neuer Heiligen. Eine gewaltsame Unterdrückung der natürlichen Triebe, ein geflissentliches Aufreiben und Abmergeln des Körpers durch die seltsamsten Büßungen und Peinigungen, auf die nur die ausschweifendste Phantasie fallen und in deren Erduldung nur der finstere Aberglaube ein Werk der Frömmigkeit und Gottesverehrung finden konnte, vor allen die Stiftung geistlicher Orden, deren Regel diese Uebungen mit sich brachte, wurde nun ein sicherer

Weg zu der Ehre, den älteren Märtyrern gleichgestellt und von der Kirche zu Heiligen erhoben zu werden. Zwar wurden auch vorzügliche Verdienste um die Kirche mit dieser Auszeichnung belohnt, allein die meisten der in Kalendern und Legenden prangenden Heiligen sind entweder nicht viel mehr als dem Namen nach, oder doch nur solche, die der gemeine Sprachgebrauch die wunderlichen nennt. Es konnte auch nicht fehlen, daß mancher Unwürdige zu dieser Ehre kam, da das Recht, heilig zu sprechen, von jedem Bischof in seinem Sprengel ausgeübt und oft zu leicht genommen wurde. Die Synode zu Frankfurt am Main, im J. 794, verbot zwar die Anrufung neuer Heiligen, und Carl der Große schärfte ihren Beschluß 805 wieder ein; aber dies heilte die Geistlichkeit und das Volk immer nicht von der einmal eingerissenen Sucht, neue Heilige zu schaffen. Daher übernahm es endlich der Papst selbst, Ordnung in diese wichtige kirchliche Angelegenheit zu bringen. Johann XV. gab 993 das erste Beispiel einer päpstlichen und darum für die ganze catholische Christenheit gültigen Heiligsprechung, da es früher der Willkür überlassen gewesen war, ob die in einem Sprengel ernannten Heiligen auch in andern verehrt werden sollten, und Alexander III. erklärte das Heiligsprechen 1170 für ein ausschließliches Recht des päpstlichen Stuhles. Er nannte die Heiligsprechung zuerst Canonisation, weil der Name des neuen Heiligen dabei in den Canon der Messe, d. h. in die Gebete der Abendmahls-Liturgie, eingetragen wurde. Dieser Act erfolgte oft lange Jahre nach der Beatification, vermöge welcher die durch heiligen Wandel und gewirkte Wunder empfohlenen Frommen bald nach ihrem Tode die Anwartschaft zur Canonisation erhielten. Mancher blieb selig ohne heilig gesprochen zu werden; daher man die Heiligen von den blos Seligen unterscheiden muß. Laien konnten höchst selten und nur durch die ausgezeichnetste Frömmigkeit und Ergebenheit gegen die Kirche zur Ehre der Canonisation gelangen, und es darf nicht befremden, daß unter den Heiligen nur wenige Fürsten sind. Sie mußten entweder, wie Wladimir der Große von Rußland, Knut von Dänemark, Olaf von Norwegen, Stephan von Ungarn, sich durch Einführung und Beförderung des Christenthums in ihren Reichen, oder durch große Aufopferungen und Thaten, wie die Kaiser Carl der Große und Heinrich II., und ein exemplarisches Leben, wie die Prinzen Casimir von Polen und Wenzel von Böhmen, um die Kirche verdient gemacht, oder ihren Tod im Dienste derselben gefunden haben, wie Eduard I. von England und Ludwig IX. von Frankreich. Doch immer leichter, als die durch den Verkehr mit der Welt zu sehr gestörten Fürsten und Edlen, kamen ihre Frauen und Töchter in den Geruch der Heiligkeit, und selbst unter den Päpsten wurden wol die aus den ersten Jahrhunderten als Märtyrer bekannten, aber von den durch politische und kirchliche Verdienste ausgezeichneten Nachfolgern des heiligen Petrus in spätern Zeiten nur wenige, wie Leo und Gregor, die Großen, und nach einem Zwischenraume von beinahe tausend Jahren erst wieder Pius V. 1712 heilig gesprochen, ob sie gleich alle den Titel Heiligkeit führen. Ueberhaupt fingen sie seit der Wiederbelebung der Wissenschaften im Abendlande an, sparsamer mit den Heiligsprechungen zu werden, da die philosophische Kritik den frommen Aberglauben vor ihren Richterstuhl zu ziehen, und mancher Fürst an der Unfehlbarkeit päpstlicher Aussprüche zu zweifeln wagte. Die Anerkennung der Canonisation Gregors VII. konnte Benedict XIII. 1728 in Frankreich, Neapel und den Staaten des deutschen Kaisers nicht erlangen; unbe-

denklicher war im folgenden Jahre die Apotheose (so nennt'es eine römische Münze) des prager Brückenheiligen Johann von Nepomuk. Die neuesten Heiligen verdankt die catholische Kirche dem sechsten und siebenten Pius, welcher letztere noch 1803 den Cardinal J. M. Thomasi canonisirte. Die griechische Kirche erkennt die seit ihrer Trennung von der lateinischen zu Rom erwählten Heiligen nicht an; dagegen hat sie mehrere eigene National- und Kirchenheilige, welche der catholischen Kirche aus Mangel an Nationalinteresse gleichgültig, und wegen abweichender Lehrmeinungen verhaßt sind. In dem Eifer für Heiligenverehrung überhaupt sind aber beide Kirchen sich gleich, und wer, der menschlicher Tugend Werth zu achten weiß und Gefühl für die Dankbarkeit hat, die man großen Verdiensten schuldig ist, möchte sich weigern, der kirchlichen Ansicht beizutreten, wenn sie es bei einem dankbaren Andenken an tugendhafte und verdiente Verstorbene hätte bewenden lassen. Denn mehr war die Heiligenverehrung des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht. Allein wie schwer es ist, im Gefühle für Gegenstände der Liebe und Achtung Maß zu halten, zumal wenn die Hoffnung eines eigenen Vortheils davon sich einmischt, zeigt der Uebergang jener einfachen und herzlichen Aeußerungen der Frömmigkeit gegen die Heiligen zum förmlichen Heiligendienst. Zwar haben die catholische und griechische Kirche in ihren öffentlichen Bekenntnißschriften und durch ihre vorzüglichsten Lehrer zu allen Zeiten behauptet, daß unter der Anrufung der Heiligen nichts anders als die Bitte um ihre Fürsprache bei Gott zu verstehen und ihre Verehrung nur die des wahren Gottes sei, dem man für ihre Tugenden und Verdienste zu danken habe; allein wenige denken bei der Verehrung der Heiligen an etwas anders, als an einen Cultus, durch den man sie verherrliche, um sie günstig und die Erhörung der Gebete, die man an sie richtet, desto gewisser zu machen. Allgemeine und besondere Unfälle werden der Vernachlässigung dieses Dienstes und dem Zorne dieser Heiligen zugeschrieben, so wie glückliche Ereignisse ihrer Gunst und Wunder ihrer Kraft. Viele glauben, auf keinem andern Wege etwas von dem, der alles wirkt, erhalten zu können, als durch diese Vermittler, und mancher verläßt sich mehr auf sie, als auf Gott. Die Stadt, das Land, wo ein Heiliger gelebt hat, hält sich ihm besonders verpflichtet und seiner vorzüglichsten Obhut gewärtig. So hat Palermo seine Rosalie, Neapel seinen Januar, Frankreich seinen Dionys, Ungarn seinen Stephan, Rußland seinen Nicolaus, Andreas u. s. w. zu Schutzheiligen. Auch die verschiedenen Stände und Gewerbe der menschlichen Gesellschaft denken sich gewisse Heilige, die während ihres Lebens in irgend einem Bezuge mit ihnen gestanden, als ihre Beschützer, wenig anders, als ihnen die griechische und römische Mythe ihre besondern Schutzgötter zutheilte, und wenn Mars in dem heil. Ritter Georg wieder auflebte, hat die Muse der Tonkunst an der heil. Cäcilia eine würdige Nachfolgerin. Ja jene Schutzgeister und Genien, deren nach alter Mythe und Philosophie jeder Mensch einen hat, erscheinen in den Heiligen wieder, da jeder eifrige Catholik oder Grieche sich den Heiligen seines Namens zum Patron wählt, ihm vor andern dient und alles durch ihn erwartet. Daher werden die Namen der Heiligen, wie sie jeglicher auf den Tag, der vom Papste oder den Patriarchen zu seiner festlichen Verehrung angewiesen worden, im römischen und russischen Kalender stehen, unter diesen Glaubensverwandten häufig gefunden und die Feier des Namenstages hat für sie eine religiöse Bedeutung. Ein vorzügliches Beförderungsmittel dieser vielseitigen Anwendung des Heiligendienstes

waren die Heiligenbilder. Erst in den Vorhöfen der Kirchen zur Erinnerung an die Heiligen aufgestellt, wurden sie seit dem 5. Jahrh. in das Innere der Kirchen versetzt, und aus Erweckungsmitteln bald Gegenstände der Andacht. Wie stark auch Fürsten und Kirchenlehrer gegen den Bilderdienst eiferten (vergl. Bilderstürmer), sie konnten nur auf kurze Zeit dem Volke nehmen, was ihm einmal theuer geworden, und die bildende Kunst ließ sich nicht von einem Gebiete vertreiben, das seit dem Sturze der alten Götter ihre einzige Zuflucht war. E.

Heilige Allianz, ein Regenten-Bund, dessen Idee von Rußland zuerst aufgefaßt, hierauf unmittelbar vom russ. Kaiser, dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen, zu Paris durch die Acte vom 26. Sept. 1815, mittelst eigenhändiger Unterschrift vollzogen, und vom Kaiser Alexander 1816, dann aber auch von den übrigen beiden Monarchen öffentlich bekannt gemacht wurde. Das Wesen dieses von allen Fürsten- und Völkerverträgen verschiedenen Bündnisses, besteht darin, daß statt der bisherigen Politik, die man die heidnische nennen könnte, weil die christlichen Staaten sie von Griechen, Römern und Barbaren ererbt haben, eine neue eingeführt werden soll, die mit Recht die christliche heißen wird, weil nach der Erklärung der Bundesstifter die Vorschriften des Christenthums, d. h. der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, sowol der Verwaltung der Staaten im Innern, als der Leitung ihrer Angelegenheiten im Aeußern künftig zum Grunde liegen sollen; er beruht auf dem feierlichen Bekenntnisse des festen Willens der Souveräne, die höchsten und heiligsten Zwecke aller Völker und Regierungen stets zur Richtschnur ihres Verfahrens zu nehmen. Die Bundesacte enthielt zugleich die Bestimmung, die übrigen christlichen Regenten zum Beitritt einzuladen. Auf solche vom Kaiser von Rußland eigenhändig erfolgte Einladung, welche auch der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen noch besonders erlassen haben, sind mit Ausnahme des Papstes und des Congresses der vereinigten Staaten von Nordamerika, alle europäisch-christliche Regierungen zu dem heiligen Bunde getreten; der König von Frankreich Ludwig XVIII. und der Prinz Regent von England jedoch nur persönlich, und ohne daß dadurch ihre Reiche mittelst Beistimmung der Kammern und des Parlaments verpflichtet worden wären. Ueberhaupt darf man die Bundesacte nicht als einen förmlichen Staatsvertrag ansehen. In ihr ist keine Spur von einer bestimmten Verpflichtung oder von wechselseitigen Leistungen zu finden. Auch der Satz: „daß die Unterthanen aller christlichen Fürsten einander in allen Fällen Hilfe und Beistand leisten sollen," spricht nur von einer sittlich-rechtlichen Verpflichtung, ohne diese durch eine publicistisch bestimmte Form der Leistung zu einer Staatsvertrags-Obliegenheit zu stempeln. Die Urkunde ist eine Aufstellung allgemeiner Grundsätze, welche jeder Souverän, indem er der Acte beitritt, für die seinigen erklärt. Daher bedurften weder die Haupt- noch die Beitrittsacten (außer in Republiken, wie in der Schweiz), irgend einer der gewöhnlichen diplomatischen Förmlichkeiten. Sie wurden von den Souveränen allein verabredet, von ihnen allein unterzeichnet, von keinem Minister contrasignirt und von keiner Staatsbehörde beglaubigt. Der Bund will ein legitimes moralisches Ruhesystem des europäischen Staatenbundes als Ideal der höheren Diplomatik aufstellen. Aber allerdings liegt in der Auslegung, auch in der im Conservateur Impérial zu Petersburg, vom 14. März 1817, alles, was die Herrscher nach ihrer Ansicht für gerecht und weise halten.

Indeß bedarf er, um in Wirksamkeit zu treten, stets noch besonderer Staatsverträge; folglich ist er an sich mehr ein politisches Glaubensbekenntniß der Monarchen, als ein unmittelbares Werkzeug der Staatskunst. Man hat gesagt, daß die Frau von Krüdener (s. d. Art.) zu der Entstehung des heil. Bundes mitgewirkt habe. Wenigstens hat sie behauptet, daß ihre heilige Mission ein Erzeugniß desselben sei. In jedem Fall wird er, wenn er auch nicht einen ewigen Frieden herstellt, in der Geschichte der europäischen Staatskunst Epoche machen.

Heiliges Grab. Unter diesem Namen ließ Helena, die Mutter des ersten christlichen Kaisers, Constantin, im 4. Jahrh. in Jerusalem ein Gebäude aufführen, zu welchem man häufig wallfahrtete. Christliche Ordensbrüder sorgten während der Zeit, als Christen im Besitze Jerusalems waren, für die Erhaltung und Wiederherstellung dieses Gebäudes, welches bei der frühern Eroberung Jerusalems durch die Sarazenen gelitten hatte. Nachdem Palästina wieder an die Türken kam, ward den Pilgern der Besuch des heiligen Grabes erschwert. Es entstand daher der Wunsch, durch eine Nachahmung desselben an einem andern Orte die Sehnsucht der Pilger zu befriedigen. George Emerich (geb. 1422, gestorben 1507), nachheriger Bürgermeister in Görlitz in der Oberlausitz, einer der wohlhabendsten Männer seiner Zeit, welcher nicht nur 7 Häuser und 13½ Landgüter besaß, sondern auch noch außerdem seinen 12 Kindern 31,200 ungar. Gülden hinterließ, daher ihn Luther scherzweise den Görlitzer König nannte, reiste zweimal, begleitet von einigen Künstlern, nach Jerusalem (1465 und 1476), ließ das erstemal das heilige Grab genau ausmessen, und nachdem er vor der Stadt Görlitz einen Platz gefunden zu haben glaubte, welcher mit dem, auf welchem sich das heilige Grab in Jerusalem befand, einige Aehnlichkeit hatte, den zur Anlegung eines solchen Gebäudes entworfenen Riß bei der zweiten Wallfahrt genau berichtigen. Nach erhaltener Erlaubniß des Bischofs von Meißen, Johann V., ward sein Plan durch den Baumeister Blasius Böhrer von 1480 bis 1489 ausgeführt. Der dazu gewählte Platz liegt vor dem Nicolaithore. Die Luniz mußte den Bach Kidron, die Hauptkirche zu St. Petri und Pauli das Richthaus des Pilatus, ein Garten den Calvarienberg und ein nord-ostwärts liegender Hügel den Oelberg vorstellen. Von der erwähnten Hauptkirche führt ein Weg von 286 Schritten (den Weg vorstellend, auf welchem Jesus selbst sein Kreuz trug) zu einer, an der Luniz erbauten steinernen Capelle. Ein Weg von 647 Schritten (den Weg vorstellend, auf welchem Simon von Cyrene das Kreuz trug) führt durch das Kreuzthor zur Thüre des heil. Grabes. In einer Erhöhung von 37 Schritten stehen drei Linden, welche die drei Kreuze vorstellen, an welchen Jesus und die sogenannten Schächer hingen. Von diesen kommt man zur Kirche zum heiligen Kreuz, einem aus zwei Stockwerken bestehenden steinernen Gebäude, 16¼ Elle lang, 13¾ Elle breit. Im Untern, welches den Versammlungssaal des hohen Raths vorstellt, stehet ein Kasten, hindeutend auf den, in welchen Judas die 30 Silberlinge warf. Hinter dem Altar der Capelle siehet man einen Riß, den zerrissenen Vorhang, den zerborstenen Felsen und die gesprengte Grube andeutend. Ein kleines Gewölbe stellt den Ort vor, in welchem Jesus so lange bleiben mußte, bis alles zu seiner Kreuzigung vorbereitet war. Auf 18 Stufen stieg man in den gepflasterten Saal, in welchem Jesus das letzte Passamahl hielt. Hier findet man nicht nur einen steinernen Tisch, an welchem das Festmahl gehalten ward, mit einer vier-

eckigen Oeffnung, in welchem ein Würfel sichtbar ist (hindeutend auf die Vertheilung der Kleider Christi), sondern auch eine steinerne Tafel, die von Pilatus auf Jesus Kreuz angeordnete Inschrift enthaltend. Oben sieht man des Erbauers Bild und ein, demselben später errichtetes Denkmal mit verschiedenen Inschriften. Unten ist die Grablegung Christi abgebildet. Aus dieser, mit einem Thürmchen versehenen Kirche kommt man zu einem steinernen Behältnisse, den Platz vorstellend, in welchem der Leichnam Jesu gesalbt wurde. Das Gebäude des heiligen Grabes selbst ist aus Quadersteinen aufgeführt, 10½ Elle lang, 6⅜ Elle breit und 6⅜ Elle hoch, in welchen sich Andeutungen der Siegel, mit welchen das Grab verschlossen ward, die Spezereigefäße u. s. w. befinden. Das Grab selbst ist 3⅞ Elle lang, 3⅛ Elle breit, 6¼ Elle hoch. Nachkommen des Stifters dieses heil. Grabes haben von Zeit zu Zeit die nöthig gewordenen Ausbesserungen besorgt.

Heilkunst ist die Kunst, den kranken Zustand des Menschen zu entfernen. Der Arzt muß zuerst eine genaue Kenntniß von der Gattung der Krankheit erlangen, und dann sich eine Idee bilden, sowol von dem wiederherzustellenden gesunden Zustande, als von der Möglichkeit und den Mitteln, solche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zustande auszuführen. Da diese Idee zuerst gebildet, und dann erst, und zwar nicht durch den Begriff selbst, sondern durch fremden Stoff ausgeführt wird, so tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künste, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künstler. (Vergl. **Arzneikunde, Arzt, Medicin.**)

Heilmethode, oder Kurmethode, heißt die Art, einen Kurplan auszuführen. Diesen entwirft der Arzt zur methodischen Ausführung des Heilungsprozesses (die in einer gewissen Zeit schneller oder langsamer erfolgenden Veränderungen, welche die zur Bewirkung einer Kur angeordneten Heilmittel in dem kranken Körper hervorbringen). Man theilt die Heilmethoden in allgemeine und specielle, je nachdem sie sich auf einen allgemeinen oder speciellen krankhaften Zustand des Menschen richten. So ist die Methode gegen sthenische und asthenische Krankheiten überhaupt, eine ganz allgemeine; in so fern wir sie den verschiedenen Krankheitsformen als Gattungen, z. E. Fiebern, Entzündungen, Ausschlägen anpassen, wird sie generell; speciell aber, wenn wir sie nach einzelnen bestimmten Krankheiten, z. E. dem Scharlach, den Pocken, der Hundswuth, einrichten. Eigentlich verlangt eine jede Krankheit eines jeden Individuums ihre eigene Heilmethode, indem keine Krankheit mit der andern völlig gleich, fast eine jede mit mehrern oder wenigern Zeichen anderer Krankheiten verbunden ist. Es zeigt von wahrer Kunst, eine der Krankheit völlig anpassende Heilmethode zu erfinden. Von jeher sind auch bei ähnlichen Krankheiten nach der Verschiedenheit der Aerzte und der Zeiten immer verschiedene Heilmethoden angewendet worden, was von den verschiedenen herrschenden Systemen abhing, die wiederum durch den Zeitgeist, und namentlich durch den Standpunct der Philosophie, modificirt wurden. (S. **Arzneikunde, Medicin.**)

Heimfallsrecht, s. Aubaine (Droit d').

Heimweh (Nostalgie). Jedes empfindende Herz fühlt einigen Schmerz bei der Trennung vom Vaterhause und von dem väterlichen Boden. Bei denen, welche sehr reizbar sind, in ein sehr verschiedenes Clima (vorzüglich von Gebirgsgegenden auf ebenes Land) und unter sehr veränderte Umgebungen kommen, welche nicht in sehr hohem Grade beschäftiget sind und unter andern Umständen geht jenes natürliche

Gefühl in eine wirkliche Krankheit über, welche den oben erwähnten Namen trägt. Sie äußert sich durch einen hohen Grad von Traurigkeit, unter welcher bald das ganze Nervensystem leidet. Das Gemüth hat nur für die Idee des Vaterlandes und was an dasselbe erinnert, Empfänglichkeit; der Wunsch und die Verzweiflung, dasselbe wiederzusehen, sind die einzigen Empfindungen und Vorstellungen, welche alle andere unterdrücken. Dieser Zustand geht in eine wirkliche Melancholie über. Dann gesellen sich krampfhafte Zufälle hinzu. Die Respiration wird schwer, unterbrochen und besteht fast nur aus Seufzern. Der Appetit verliert sich. Eine Todtenblässe verbreitet sich über das Gesicht, der Blick wird stier und matt. Das Herz schlägt unregelmäßig und pocht bei der geringsten Bewegung, die Sekretionen werden unregelmäßig, nach den edelsten Organen entstehen Congestionen, der Schlaf flieht, oder er besteht höchstens aus Träumen, welche die väterlichen Gegenden hervorzaubern. Bisweilen endet ein plötzlicher Tod diesen Zustand; gewöhnlicher ist es, daß ein schleichendes hektisch-nervöses Fieber entsteht, das den Kranken dem Grabe zuführt, wenn es nicht möglich ist, die Krankheit zu beseitigen. Dies geschieht freilich am besten dadurch, daß der Kranke in seine Heimath zurückgeht. Schon die Gewißheit, daß dies geschehen werde, hat viele geheilt. Wo dies aber nicht möglich ist, da muß der Arzt mehr durch freundliche und wohl überlegte Zusprache den Kranken auf andere Gedanken zu bringen suchen, als daß er ihn mit vielen Arzneimitteln bestürmt. Man sieht von selbst, daß das Heimweh zu einer gefährlichen Krankheit sich steigern kann; noch verderblicher aber wird es oft dadurch, daß es sich zu andern Krankheiten hinzugesellt.

Hein (Peter Petersen), von unbekannter Abkunft, schwang sich durch seine Tapferkeit zur Würde eines holländischen Großadmirals empor. 1577 geboren, stieg er nach und nach bis zum Viceadmiral der ostindischen Flotte, und übernahm drei Jahre nachher den Oberbefehl. Er schlug die Spanier 1626 an den Küsten von Brasilien, nahm mehrere Schiffe, und führte eine reiche Beute nach Holland. Das Jahr darauf nahm er die spanische Silberflotte, deren Werth auf 12 Millionen betrug, die kostbaren Waaren, welche sie führte, ungerechnet. Zur Belohnung so großer Thaten ward er 1629 zum Großadmiral ernannt; einige Zeit darauf fand er in einem Gefecht mit zwei von Dünkirchen ausgelaufenen Schiffen den Tod.

Heineccius (Joh. Gottl.), ein berühmter humanistischer Jurist, geb. 1680 zu Eisenberg im Altenburgischen, studirte anfangs zu Goslar und Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte, wurde daselbst 1713 Professor der Philosophie und 1721 der Rechte, ging 1724 in dieser Eigenschaft nach Franecker, und 1727 nach Frankfurt an der Oder, von da aber 1733 nochmals als Geheimerrath und Professor der Rechte und Philosophie nach Halle, wo er 1741 starb. Er besaß eine tiefe Einsicht in alle Theile der Rechtswissenschaft, vornehmlich aber in die römischen und deutschen Rechte, zu denen er sich durch ein ernsthaftes Studium der Philosophie vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Völkergeschichte verband. Von vorzüglicher Brauchbarkeit sind noch immer sein Syntagma antiquitatum romanarum iurispr. illustr., seine Hist. iur. civ. rom., sein Dictionarium iurid., seine Fundamenta stili cultioris und verschiedene andere Schriften. Ein classisches Ansehen behaupteten ehemals und zum Theil noch jetzt seine zahlreichen juristischen Lehrbücher, die sich unter andern durch logische Ordnung

und eine reine Latinität auszeichnen. Sein Sohn, Johann Christian Gottlieb, der Herausgeber mehrerer Schriften seines Vaters und einiger andern Rechtslehrer, war 1718 zu Halle geboren, stand lange als Professor der Ritterakademie zu Liegnitz, legte einige Jahre vor seinem Tode die Professur nieder, und starb zu Sagan 1791.

Heinecke (Samuel), Director der Taubstummen-Anstalt zu Leipzig, dem der Ruhm gebührt, im nördlichen Deutschland zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bedauernswürdige Classe der Taubstummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig gewesen zu sein, war zu Nautschitz bei Weißenfels 1725 geboren. Nachdem er bei seinen Aeltern bis in sein 24. Jahr den Landbau getrieben hatte, kam er unter die churfürstl. Leibgarde nach Dresden, wo er sich zugleich einige wissenschaftliche Kenntnisse erwarb, die er nachher, als er 1757 den Soldatenstand verließ, auf der Universität Jena erweiterte. Hierauf war er 10 Jahre lang Hofmeister im gräflich Schimmelmannischen Hause zu Hamburg und erhielt sodann die Cantorstelle in Eppendorf. Er hatte schon vorher über den Unterricht der Taubstummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade einen solchen fand, so gab ihm dies Gelegenheit, eine bessere Methode, als man bisher angewandt hatte, in Ausübung zu bringen. Der Ruf davon verbreitete sich, man schickte ihm aus verschiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zu, und 1778 erhielt er von dem Churfürsten von Sachsen den Ruf, eine Taubstummen-Anstalt in Leipzig zu errichten, der er bis an seinen Tod, 1790, vorstand. Er schien seine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln, wie denn überhaupt sein Betragen das Gepräge seiner frühern Schicksale und einer erst spät erhaltenen literarischen Bildung an sich trug. Zugleich hat er sich als einen rüstigen Schriftsteller gezeigt.

Heinitz (Ant. Friedr., Freiherr von), königl. preuß. Staatsminister, war geboren 1724 und starb 1802 in einem Alter von 77 Jahren. Er erhielt seine erste Bildung in Dresden, besuchte dann Pforte, studirte darauf den Bergbau in Freiberg, und trat ins praktische Leben durch eine Anstellung im Braunschweigischen. 1763 erhielt er einen Ruf nach Dresden, nachdem er kurz vorher den Plan zu einer in Freiberg zu errichtenden Bergbauakademie eingereicht hatte, der durch ihn auch glücklich ausgeführt wurde, und dessen nützliche Folgen sich über alle cultivirte Länder ausgebreitet haben. Seine geschwächte Gesundheit bewog ihn, 1774 alle seine Aemter niederzulegen, um sich blos den Wissenschaften zu widmen. Er unternahm 1776 — 1777 eine Reise nach Frankreich und England. Eine Frucht dieser Reise war seine treffliche Schrift: Essai d'Economie politique. Nach der Zurückkunft von dieser Reise rief ihn Friedrich der Große als Staatsminister und Chef des Bergwerks- und Hütten-Departements in seine Dienste. Heinitz entsprach ganz den Erwartungen des großen Königs, und seine Verdienste um das Berg- und Hüttenwesen, besonders im Schlesischen, gehören zu den ausgezeichnetsten. Von Friedrich Wilhelm II. wurden seine Verdienste nicht minder erkannt. Dieser übertrug ihm unter andern auch die Curatel über die Akademie der Künste; auch war er 1787 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt worden, wie er es von einer großen Anzahl gelehrter Gesellschaften in und außer Deutschland, ja selbst der physikalischen Gesellschaft in Philadelphia war.

Heinrich. Mehrere europäische Staaten haben Regenten des Namens Heinrich gehabt. Deutschland hatte sieben Kaiser, Frankreich

vier, England acht Könige dieses Namens, und mehrere Fürsten und Helden aus dem baierischen, preußischen und portugiesischen Hause haben ihn merkwürdig in der Geschichte gemacht. Heinrich der Reiche, der entweder von dem Kaiser Friedrich I. oder dessen Sohn Heinrich VI. den größten Theil des heutigen Voigtlandes mit dem Recht erhielt, dasselbe auf seine Söhne zu vererben, soll zu Ehren Heinrichs VI. das Familiengesetz gegeben haben, daß seine Nachkommen für immer den einzigen Taufnamen Heinrich führen sollten; wenigstens ist dies der einzige Taufname derselben seit diesen Zeiten. S. Reuß. Von den wichtigsten der Heinriche handeln die folgenden Artikel.

Heinrich I., der Finkler oder Vogelfänger — ein Beiname, den er, nach dem Zeugnisse älterer Schriftsteller, von dem Umstande erhielt, daß die Gesandten der deutschen Fürsten, die ihm seine Wahl zum König ankündigten, ihn beim Vogelheerd antrafen, — war geboren 876 und der Sohn Otto des Erlauchten, Herzogs von Sachsen, der die ihm (912) angetragene königliche Würde abgelehnt hatte. Heinrich wurde nach dem Tode seines Vaters Herzog von Sachsen, war mächtig, angesehen und kriegerisch. König Konrad I. wollte ihm, um seine Macht zu schwächen, einen Theil der Länder entziehen, über die sein Vater regiert hatte, aber der Krieg, in den er dadurch mit Heinrich gerieth, fiel unglücklich für ihn aus, und Heinrich blieb im Besitz des ganzen Herzogthums. Konrad empfahl vor seinem Tode den deutschen Fürsten, Heinrichen als den würdigsten zur deutschen Krone, und als denjenigen, der am besten im Stande wäre, Ordnung in Deutschland herzustellen, und so wurde Heinrich (919) zu Fritzlar gewählt. Eine glückliche Wahl! denn Heinrichs Regierung wurde für Deutschland wohlthätig. Er hatte Unruhen im Innern, und Feinde von außen zu bekämpfen; durch sein Ansehn, kluge Einrichtungen und Tapferkeit bewirkte er beides. Die Herzoge von Schwaben und Baiern wurden bald genöthigt, sich zu unterwerfen. Das vorhin durch die Westfranken von Deutschland abgerissene Lothringen vereinigte Heinrich (923) wieder mit dem deutschen Reiche, und ließ es durch einen Herzog regieren. Während der vorherigen Unruhen in Deutschland hatten die Ungarn, ohne großen Widerstand zu finden, öfters verwüstende Einfälle gemacht und einen jährlichen Tribut erzwungen. Ein Heerführer der Ungarn war gefangen worden; Heinrich ließ ihn ohne Lösegeld frei, und bewirkte dadurch (924) einen neunjährigen Stillstand mit diesen Barbaren, ohne Tribut zu zahlen. In dieser Zeit verbesserte er die Kriegskunst der Deutschen, übte die Truppen fleißig in den Waffen, und gab besonders der Reiterei, die, geharnischt und schwerfällig, gegen die den leichten ungarischen Reitern eigenthümliche Art zu fechten bisher nichts hatte ausrichten können, eine andere Einrichtung. Eine der vorzüglichsten Anstalten im nördlichen Deutschland, die Heinrich zur Beschützung des Reichs machte, war, daß er die bereits vorhandenen Städte — größtentheils nur ein Haufen Hütten von Holz und Lehm, mit einem Erdwall und Graben umgeben — besser befestigen ließ, und offne Oerter mit Mauern einschloß. In diese Städte nun mußte der neunte Mann von den auf dem Lande wohnenden Edelleuten und Freigebornen ziehen, daselbst für die außerhalb der Städte bleibenden, auf den Fall eines feindlichen Angriffs, Wohnungen bereit halten, und die vom Lande dahin gebrachten Vorräthe an Lebensmitteln aufbewahren. Alle Volksversammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen, verlegte er in die Städte. Durch diese Einrichtung bildete

sich nach und nach ein dritter Stand, dem Deutschland, eben so wie in andern Ländern, hauptsächlich seine Bildung verdankt, denn in den Städten entstanden Handwerke, Fabriken, Manufakturen und Handel, und bildeten sich fortschreitend aus. Während Heinrich die innere Verfassung Deutschlands förderte, schaffte er auch auf andern Seiten den Grenzen Sicherheit. Um die Einfälle der Normänner oder Dänen zu verhindern, bekriegte er sie in ihrem eigenen Lande, erweiterte dadurch die Grenzen Deutschlands über die Eider bis Schleswig, stiftete da eine sächsische Pflanzstadt und setzte einen Markgrafen ein. Verschiedene slavische und wendische Völkerstämme in der Mark und in Meißen (Dalemacier, die bisherigen Bundesgenossen der Ungarn), so wie die Böhmen, zwang er, sich ihm zu unterwerfen. Als der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende ging, verweigerte er den von ihnen verlangten Tribut. Da drangen sie mit zwei Heeren durch Thüringen und Sachsen ein, wurden aber von Heinrich bei Sondersheim und bei Merseburg, welches letztere sie belagerten (933 und 934), gänzlich geschlagen. Mit Verlust aller ihrer gemachten Beute und Gefangenen mußten sie fliehen. Dieser Sieg war die Frucht des durch Heinrich verbesserten Kriegswesens und des Ansehens, das er sich bei den Deutschen, die ihn nun willig unterstützten, erworben hatte. Die Ungarn wagten lange Zeit hindurch nicht, ihre Einfälle in Deutschland zu wiederholen. Nach diesen glücklich beendigten Kriegen wollte Heinrich einen Zug nach Italien unternehmen, um sich in Rom als Kaiser krönen zu lassen. Sein Tod verhinderte dies. Er starb, etwas über 60 Jahr alt, nach einer 16jährigen glücklichen und ruhmvollen Regierung, im Jahr 936 zu Memleben, und wurde zu Quedlinburg in dem von ihm errichteten Stifte feierlich begraben. Er war ein an Geist und Körper vorzüglicher Regent. Sein natürlicher heller Verstand ersetzte den gänzlichen Mangel an wissenschaftlicher Bildung. Die Vorwürfe, die ihm gemacht werden, betreffen seine Prachtliebe und die Fehler des Temperaments. Was er begonnen hatte, setzte sein großer Sohn und Nachfolger, Otto I., rühmlich fort. Gh.

Heinrich III., Sohn des Kaiser Konrad II., aus dem Hause der salischen Franken, geb. 1017 zu Osterbeck in Geldern, folgte, da er schon früher (1027) zum Könige gewählt worden war, seinem Vater (1039) in der Kaiserwürde. Ihm hatte die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu einem alles fest zusammenhaltenden Regenten gegeben. Die Kirche in allen ihren Theilen mußte ihre Abhängigkeit von ihm erkennen. Sein erster Zug über die Alpen (1046) setzte drei Päpste ab und einen neuen ein (Clemens II.), und gründete seine Mitwirkung zu der Wahl des römischen Bischofs so fest, daß, so lange er lebte, die Römer ihren Bischofsstuhl nur nach seinem Willen besetzten. Die übrige Geistlichkeit stand immer unter seiner strengen, aber auch gerechten Oberaufsicht. In allen Theilen seines deutschen, italienischen und burgundischen Reichs durfte ohne Rücksprache mit ihm kein geistliches Amt von Bedeutung vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geschaltet werden. Den weltlichen Herrenstand hielt er nicht blos männlich in Abhängigkeit, sondern förmlich unterjocht. Die Herzogthümer und Grafschaften besetzte er und ließ sie unbesetzt, wie es ihm beliebte; nach und nach sollten die Deutschen von der Vorstellung entwöhnt werden, daß Herzoge zur Regierung Deutschlands nöthig wären, damit sich endlich ohne Anstoß das ganze Reich in eine von dem Könige allein abhän-

gige Monarchie verwandeln ließe. Heinrich regierte durchaus willkürlich, bewies aber in allem, was er unternahm, einen festen und standhaften Muth. Alle Stände wurden zuletzt über ihn mißvergnügt; doch gaben ihm die Geistlichen, wegen seiner fast abergläubischen Frömmigkeit, die vielleicht nur Scheinheiligkeit war, Beifall und den Beinamen des Frommen. Heinrich starb 1056 zu Bothfeld, nachdem er drei Jahre vorher seinen Sohn zum Nachfolger hatte wählen lassen. Dieser Sohn war

Heinrich IV., geb. 1050, beim Ableben seines Vaters noch ein Kind von 5 Jahren. Er stand zuerst unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, der er aber bald durch die List des Erzbischofs Hanno von Cöln, welcher den jungen Prinzen bei einer Lustfahrt auf dem Rheine nach Cöln entführte, entzogen wurde. Hanno bemächtigte sich nun, in Verbindung mit den Erzbischöfen von Mainz und Bremen, der Reichsverwaltung. Heinrich übernahm im 15. Jahre, auf dem Reichstage zu Goslar, selbst die Regierungsgeschäfte, aber der Einfluß, den Adalbert, Erzbischof von Bremen, auf ihn hatte, und die schädlichen Grundsätze, die er ihm beibrachte, erregten bald ein großes Mißvergnügen. Dieses wurde besonders in Sachsen sehr laut, wo Heinrich viele Gewaltthätigkeiten verübte, verschiedene von seinen Vorgängern ertheilte Freiheiten einzog, und, um die Sachsen zu bändigen, auf allen Hügeln und Bergen Schlösser erbaute, deren Besatzungen das Land plagten. Die Sachsen verbanden sich mit den Thüringern, die auf gleiche Art gedrückt wurden, und da ihre ernstlichen Vorstellungen mit Härte und Verachtung zurückgewiesen wurden, griffen sie (1073) zu den Waffen, verjagten Heinrichen aus Sachsen, zerstörten eine Menge der von ihm erbauten Schlösser, und nöthigten ihn (1073) zu einem Vergleich, worin die Zerstörung der übrigen Schlösser, selbst der Harzburg, festgesetzt wurde, doch sollten die bei der letztern befindlichen Gebäude und die Kirche stehen bleiben. Als aber auch diese von einem gemeinen Haufen zerstört worden war, verklagte Heinrich sehr unweise die Sachsen als Kirchenschänder bei dem Papste, und gab dadurch diesem Gelegenheit, sich in der Sache zum Richter aufzuwerfen. Die Sachsen erboten sich zwar deswegen zu jeder Genugthuung; aber Heinrich überzog sie unvermuthet mit einem mächtigen Kriegsheere, und griff sie (1057) an der Unstrut bei Langensalza an, wo sie eine große Niederlage erlitten. Heinrich nahm alle ihre Fürsten und Großen gefangen, schickte sie in andere Länder, und behandelte das Volk als ein erzürnter Sieger. Die so sehr gedrückten Sachsen stellten nun bei dem Papste auf die bei demselben von Heinrich wider sie angebrachte Klage eine Gegenklage an. Auf den päpstlichen Stuhl war erst vor einigen Jahren, ohne Genehmigung des kaiserlichen Hofes, die später durch List erhalten wurde, Gregor VII. (Hildebrand) erhoben worden, ein verschmitzter, herrschsüchtiger Mann, bis zur Verwegenheit kühn und jedem Widerstande trotzend, der gleich anfangs den Entschluß gefaßt hatte, die Kirche über die Macht der weltlichen Herren zu stellen. Mit Freuden benutzte daher Gregor diese Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern, und forderte (1076) Heinrich, bei Strafe des Bannes, vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung wegen der Anklage der Sachsen. Heinrich achtete so wenig auf diese Drohung, daß er die auf seinen Befehl zu Worms versammelten Bischöfe bewog, dem Papst den Gehorsam aufzukündigen. Aber Gregor sprach den Bann wider Heinrich aus, und alle seine Unterthanen des ihm geleisteten Eides frei. Dies wirkte, bei dem großen

Mißvergnügen, das Heinrich gegen sich erregt hatte, so stark, daß er sich bald verlassen und in Gefahr sah, alles zu verlieren. In dieser Verlegenheit mußte er sich entschließen, nach Italien zu gehen, um von dem päpstlichen Banne losgesprochen zu werden. Zu Canossa, im Modenesischen, unweit Reggio, einem festen Schlosse der Markgräfin von Toscana, Mathilde, der Freundin Gregors VII., traf er diesen, der sich zu seiner eigenen Sicherheit dahin begeben hatte. Drei Tage nach einander erschien Heinrich im Bußgewande im Schloßhofe zu Canossa, ehe er Gehör beim Papste erhalten konnte. Nur unter den härtesten Bedingungen, sich, wenn es der Papst verlangte, zu stellen, der Regierung bis dahin sich zu enthalten, dem Papste in allem gehorsam zu sein u. dergl., wurde Heinrich von dem Bann losgesprochen. Dieses übermüthige Benutzen erlangter Vortheile brachte eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Die italienischen Großen, längst schon mit Gregor unzufrieden und dessen Absetzung wünschend, sammelten sich um Heinrich, der jene harten Bedingungen zu erfüllen nicht gesonnen war, und boten ihm ihren Beistand an. Die deutschen Fürsten hatten unterdessen, auf Veranlassung des Papstes, zu Forchheim (1077) den Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige gewählt. Heinrich eilte nach Deutschland zurück, und war so glücklich, seinen Gegner Rudolph zu besiegen, der in der Schlacht (1080) das Leben verlor. Heinrichs nachherige Gegner, Herrmann von Luxemburg, und Eckbert, Markgraf von Thüringen, konnten noch weniger gegen ihn ausrichten. Gregor ging unterdessen in seinen Anmaßungen immer weiter, entzog den deutschen Königen das Recht der Investitur der Bischöfe (Belehnung mit Stab und Ring) und belegte Heinrich aufs neue mit dem Kirchenbann, ward aber auch auf dem Concilio zu Brixen (1080) von den deutschen und italienischen Bischöfen als Ketzer und Zauberer förmlich abgesetzt. Heinrich ging (1081) mit einem Heere nach Italien, um Rache an Gregor, der sich in der Engelsburg einschloß, zu nehmen, und ließ sich von dem von ihm eingesetzten Papst, Clemens III., zu Rom krönen. Gregor fand Zuflucht bei den Normännern in Calabrien, und starb (1085) zu Salerno. Das Mißvergnügen in Deutschland gegen Heinrich hatte noch nicht aufgehört; sein ältester Sohn Konrad trat als erklärter Gegner wider ihn auf, konnte sich aber nicht lange behaupten und starb, von seinen Anhängern verlassen, (1101) zu Florenz. Heinrich bewirkte es, daß die deutschen Fürsten (1097) seinen zweiten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger wählten und krönten. Aber dieser achtete den geleisteten Eid, bei Lebenszeiten des Vaters sich nicht in Regierungssachen zu mischen, nicht, sondern ließ sich zur Untreue gegen seinen Vater verleiten. Mit List bemächtigte er sich erst der Person des Vaters (1105) und zwang ihn nachher zu Ingelheim, die Regierung niederzulegen. Heinrich IV. versuchte zwar noch einmal, auf den großen Schauplatz aufzutreten, aber von allen verlassen, endigte er sein Leben und Leiden (1106) zu Lüttich in größter Dürftigkeit, und wurde, weil er im Bann gestorben war, erst 5 Jahre nachher zu Speier ordentlich begraben. Heinrich hatte von Natur gute Anlagen, Klugheit und Muth, aber durch seine fehlerhafte Erziehung war er zu seinem eignen Unglücke höchst unbeugsam geworden. Er war ein guter Krieger, und hatte in 62 Feldschlachten gesiegt. Hätte er nicht selbst sich so viel Unglück bereitet und einen weniger furchtbaren Gegner als Gregor VII. gehabt, so würde er gewiß die Verfassung Deutschlands ganz umgeändert haben.

Heinrich V., Kaiser der Deutschen; ein Sohn jenes unglück-

lichen Heinrich IV., den Hildebrand (Gregor VII.) demüthigte, wurde im J. 1081 geboren, und machte sich auf eine traurige Art durch seinen Abfall von der Sache seines Vaters und durch sein unnatürliches Benehmen gegen denselben bekannt (s. d. Art. Kaiser Heinrich IV.) Auf Paschalis II. Betrieb, wurde Heinrich (1106) in Mainz noch bei Lebzeiten seines Vaters zum König von Deutschland erwählt, und so von dem heiligen Stuhle die Falschheit und der zügellose Ehrgeiz eines entarteten Sohnes belohnt. Doch brachte dieses Verfahren weder dem Papste noch seinem Schützlinge, noch dem in wilder Anarchie zerrissenen Deutschland, das mithalf, die Schmach seiner Kaiser zu bereiten, Gewinn; denn kaum hatte Heinrich V. den Thron bestiegen, so erklärte er sich gegen die Anmaßungen des römischen Hofes, und der unglückliche Investiturstreit verheerte aufs neue das Reich. Ein von ihm gegen die Ungarn und Polen unternommener Krieg war eben so segenlos. Im J. 1111 heirathete er die Tochter König Heinrich I. von England, Mathilde, und gekräftigt durch die reiche Aussteuer, welche ihm diese Prinzessin mitbrachte, unternahm er einen Zug über die Alpen, um sich in Rom vom Papste die Kaiserkrone selbst aufsetzen zu lassen. Da Paschalis dies jedoch nur unter der Bedingung der förmlichen Zugestehung, aber bereits von Gregor VII. in Anspruch genommenen Rechte, thun wollte, und die Bischöfe fortfuhren, den Streit zu nähren, so beschloß Heinrich, die Sache durch einen Gewaltstreich zu endigen, und ließ den Papst während der Messe vom Altare weg festnehmen, in den Straßen Roms aber alle, die sich ihm und seinen Truppen widersetzten, niederhauen. Nach zweimonatlicher Gefangenschaft gab Paschalis endlich nach; Heinrich wurde ohne weitere Bedingung zum römischen Kaiser deutscher Nation gekrönt, und empfing knieend von dem stolzen Oberhirten die Erlaubniß, die Gebeine seines unglücklichen, von ihm verrathenen Vaters in geweihte Erde zur Ruhe bringen zu dürfen. Unruhen in Deutschland riefen Heinrich bald wieder aus Italien zurück, während er aber im Vaterlande, in Verbindung mit dem Herzog von Schwaben, gegen Lothar, Herzog von Sachsen, kämpfte, regte der römische Bischof die Empörung in Italien und unter den deutschen Reichsfürsten von neuem gegen ihn an, indem er den früher mit dem Kaiser eingegangenen Frieden für erzwungen erklärte. Zwei Jahre dauerte abermals dieser unselige Streit, der besonders durch den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Würzburg unterhalten wurde, und Deutschland aufs furchtbarste verwüstete, dann zog Heinrich zum zweitenmale nach Italien und zwang Paschalis, nach Appulien zu entfliehen. Nach dessen bald darauf erfolgendem Tode wählten die Cardinäle Gelasius II.; Heinrich hiermit aber unzufrieden, ließ den Erzbischof von Braga, Bourdin, unter dem Namen Gregor VIII. wählen. Gelasius ging nun nach Wien, woselbst er ein Concilium versammelte und Heinrich in Bann that. Dasselbe that auch Gelasius Nachfolger, Calixtus II., auf dem Concil von Rheims. Hierdurch, und durch die steten Empörungen der Großen des Reichs wurde Heinrich endlich gezwungen, nachzugeben. Er unterzeichnete 1122 einen Frieden, in welchem er gelobte, nur diejenigen mit Ring und Stab zu belehnen, die ihm vom heil. Capitel vorgeschlagen würden, und so alles, wofür so lange von seinen Vorfahren gekämpft worden war, aufgebend, brachte er der kaiserlichen Macht einen unheilbaren Todesstoß bei. Um die stets unruhigen Vasallen auswärts zu beschäftigen, suchte er nun einen Vorwand zum Kriege mit Frankreich. Ehe dieser jedoch noch ausbrach, raffte ihn eine damals grassirende Seuche

im J. 1125 (d. 22. Mai) zu Utrecht weg. Die Welt verlor nichts an ihm, als einen schlechten Sohn, das Reich aber einen Herrscher ohne Kraft, ohne Treue, Glauben und Religion. Unter ihm befestigten sich die Vasallen und Lehnsträger der Krone zu unabhängigen Fürsten, und Deutschlands politische und nationale Theilung wurde somit durch ihn gleichsam für alle Folgezeit sanctionirt. Er war übrigens der letzte Herrscher aus dem fränkischen Kaiserstamm, dem nun bald darauf das schwäbische Haus folgte. Gerhard, Abt von Reichensberg, hat eine Geschichte dieses unwürdigen Fürsten geschrieben, die später (1615) mit der seines besseren Vaters zusammen, von Grester in Ingelstadt in 4. herausgegeben worden ist.

Heinrich VII., Kaiser der Deutschen, ein Sohn des Herzogs von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. und nach einer Zwischenregierung von 7 Monaten, den 29. Nov. 1308 zum Kaiser erwählt. Bemerkenswerth ist, daß er der erste deutsche Kaiser war, welcher allein durch das Collegium der Wahlfürsten (Churfürsten) ohne Zutritt der andern Reichsstände, gewählt wurde. Mit ihm zugleich wurde Carl v. Valois in Vorschlag gebracht; doch erhielt Heinrich den Vorzug, besonders durch Betrieb Clemens V., der, obschon Franzose von Geburt, sich doch im geheim zu Gunsten des lothringischen Fürsten erklärte. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers war, die Mörder Albrecht I. zu verfolgen. Johann von Schwaben erlag der Reichsacht, Rudolph von Warth, Tegernfeld und die Andern (s. d. Art. Albrecht I.) wurden aber grausam hingerichtet. Durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit der Erbin von Böhmen sicherte Heinrich seinem Stamme dies bedeutende Königreich zum Nachtheil Herzog Heinrichs von Kärnthen, der eigentlich das nächste Recht dazu hatte, und hierauf nach Italien ziehend, zwang er die Mailänder, ihm die eiserne Krone der Lombarden aufs Haupt zu setzen.*) Die hierauf in Oberitalien ausbrechende Revolution unterdrückte Heinrich durch die Gewalt der Waffen, nahm Cremona, Lodi und Brescia mit Sturm, ließ seinen Kanzler Turiani, welcher im geheim Rädelsführer dieses Aufstandes war, verbrennen, und zog nun nach Rom, welches Robert, König von Neapel, besetzt hielt und ihm den Einzug weigerte. Nachdem er die Hauptstadt der Christenheit belagert und endlich in selbe mit Gewalt eingedrungen war, ward er zu Johann vom Lateran von zwei Cardinälen zum römischen Kaiser gekrönt, während noch auf den Gassen und in einzelnen Quartieren der Stadt gemordet und geplündert wurde. Hierauf sogleich sich gegen Florenz wendend, verhing er die Acht über Robert von Neapel, und bedrohte die Einwohner von Florenz und Lucca mit dem Tode, wenn sie sich ihm nicht sogleich unterwürfen. Doch wehrten sich diese standhaft und als Heinrich nun seine Waffen gegen Neapel wendete, da überraschte ihn plötzlich der Tod zu Bonconvento im 51. Jahre seines Alters, am 24. Aug. 1313. Wie man behauptet, vergiftete ein Dominicaner aus dem Kloster Montepulciano, Namens Politiano, den gefürchteten Herrscher beim Genuß des Weins im Abendmahle; Clemens V. aber belegte sogleich des Hingeschiedenen Leiche mit dem Bann und hob die gegen Robert von Neapel verhangene Acht auf. Nachdem das Reich abermals 14 Monate ohne Oberhaupt geblieben war, wurde hierauf

*) Da die Partei der Guelfen die alte Krone der lombardischen Könige über Seite geschafft hatten, so ließ Heinrich eine neue von Stahl machen, mit welcher ihn der Erzbischof von Mailand in der Cathedrale dieser Stadt krönen mußte.

Ludwig der Baier zum Kaiser erwählt; König Johann von Böhmen, Heinrichs Sohn, sprach aber, 30 Jahre nach seines Vaters Tode, durch eine förmliche Urkunde die Dominicaner von dem Verbrechen frei, seinen Vater vergiftet zu haben; eine Sache, die sich jedoch damals schon wol nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln ließ.

Heinrich III., König von Frankreich, war der dritte Sohn Königs Heinrich II. und der berüchtigten Catharina v. Medicis, und wurde 1551 zu Fontainebleau geboren. Durch den Tod seines ältern Bruders, des in den Annalen Frankreichs auf eine so traurige Art berühmt gewordenen Carl IX., kam Heinrich im J. 1574 zur Regierung und wurde den 12. Febr. 1575 zu Rheims gekrönt. Als Herzog von Anjou (welchen Titel Heinrich früher führte), focht er mit Glück gegen die Hugenotten und die Siege von Jarnac und Montcontour erwarben ihm so vielen Ruf, daß ihn die Polen im J. 1573 zu ihrem Könige erwählten. Als seines Bruders Tod ihn hierauf auf den Thron von Frankreich rief, wollten ihn die Polen nicht fortlassen, und Heinrich mußte deshalb heimlich einem Lande entfliehen, wo man ihn gern hatte, um das Scepter eines andern zu nehmen, in welchem ein großer Theil der Einwohner ihn haßte. In Wien und Venedig, wohin Heinrich auf seiner Reise nach Frankreich kam, rieth man ihm, die streitenden Parteien der Catholiken und Hugenotten mit Milde zu versöhnen und so seinem Lande die ferneren Greuel eines Bürgerkrieges zu ersparen; leider folgte der schwache und wollüstige Fürst diesen vernünftigen Rathschlägen aber nicht, und sich den Intriguen seiner ränkesüchtigen und boshaften Mutter (Catharina v. Medicis) hingebend, ward das unglückliche Frankreich aufs neue der Tummelplatz der wildesten Anarchie. In seinem Pallast eingeschlossen, zeigte der einstige Sieger von Jarnac und Montcontour nur das traurige Schauspiel eines elenden, alle seine Pflichten vergessenden Fürsten, und während rund um ihn her die Parteien wütheten, beschäftigte er sich blos damit, Frauen zu verführen und elende Intriguen anzuspinnen. Seine Vermählung mit der Tochter des Grafen Vaudemont, aus dem Hause Lothringen, gab neue Veranlassung zu Händeln, da dadurch die allgemein gehaßten Guisen größeren Einfluß bei Hofe erhielten. Von nun an begannen die Kämpfe, in welchen sich Heinrich von Navarra, (nachheriger König Heinrich IV.) so ruhmvoll auszeichnete, und in denen Jahre lang Frankreichs Boden mit Bürgerblut gedüngt wurde. (Vergl. d. Art. **Heinrich IV.**, **Heinrich v. Guise**, **Condé** und die **Ligue**.) Schwach und ein Spiel der Ränke seiner Hofleute, seiner Mutter und seiner Maitressen, that Heinrich bei allen nun folgenden Ereignissen nichts, und indem so das Ansehen dieses Königs immer mehr in den Augen des Volks und selbst seiner Anhänger sank, ward die Verwirrung immer größer. Gegen seinen ausdrücklichen Befehl kam der Herzog von Guise mit Truppen nach der Hauptstadt, und als Heinrich einen ohnmächtigen Versuch machte, sich dieser Anmaßung zu widersetzen und die empörte Bewohnerschaft der Stadt zur Ruhe zu verweisen, da wurden seine Truppen von dem Volke verjagt (d. 12. Mai 1588, in der Geschichte Frankreichs la journée des barricades genannt) und er selbst gezwungen, nach Chartres zu entfliehen. So zu schwach und feige, um seinen Feinden auf offenem Wege zu widerstehen, nahm Heinrich nun seine Zuflucht zur Hinterlist. Auf dem Reichstage zu Blois (im Oct. 1588), woselbst er sich zum Schein mit den Guisen versöhnte und mit dem Herzog gemeinschaftlich das Abendmal genoß, befahl er deren Ermordung (Herzog Heinrich v. Guise fiel

am 23. Dec.; dessen Bruder, der Cardinal, den Tag darauf), doch brachte ihn auch diese Frevelthat keinen Gewinn, und Paris so wie mehrere der vornehmsten Städte des Reichs erklärten sich nun förmlich gegen ihn. Jetzt schloß sich Heinrich III. in seiner Angst an den edlen Heinrich von Navarra, und beide Fürsten belagerten nun gemeinschaftlich die von dem Herzog von Mayenne (Bruder Heinrichs v. Guise und nunmehriges Haupt der Ligue) vertheidigte Hauptstadt. Hier ereilte aber den unwürdigen König sein Schicksal. Er ward am 1. Aug. 1589 in seinem Lager zu St. Cloud von einem Dominicaner, Namens Jakob Clement, einem wüthenden Fanatiker, mit einem Messer in den Leib verwundet und starb den Tag darauf im 16. Jahr seiner Regierung und im 39. seines Alters. Seine für Frankreich gleich unheilvolle Mutter war schon im Januar desselben Jahres gestorben. Ihm folgte, da er keine Kinder hinterließ, der erste der Bourbons, Heinrich IV., auf den Thron, unter dessen, leider nur zu kurzer, Regierung das so lange von Factionen zerrissene Land zu neuer Macht und neuem Glanz emporblühte. Uebrigens war durch Heinrich III. sowol, wie durch die Verwaltung der Catharina von Medicis und seiner beiden ältern Brüder Franz II. und Carl IX. jenes System der Lüge, der Intriguen und Unmoralität am französischen Hofe begründet worden, durch welches noch später so viele Uebel und Unfälle über das Land kamen, und indem dieser König die Reihe der Fürsten aus dem Hause Valois beschloß, kann man nur bedauern, daß ein so ganz entarteter Stamm nicht früher endete.

Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanne d'Albert, Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, wurde 1553 zu Pau im Béarn (Departement der Niederpyrenäen geboren. Nach dem Willen seines Großvaters mütterlicher Seite, gab man ihm eine für jene Zeiten sehr zweckmäßige Erziehung, gewöhnte ihn, alle Beschwerden zu ertragen, übte ihn früh in ritterlichen Beschäftigungen, und stärkte dadurch seinen Geist zu künftigen Großthaten. Seine Mutter verließ nach ihres Gemahls Tode den französischen Hof, wo sie vor den rachsüchtigen Planen der Königin Catharina nicht sicher war, zog sie nach Béarn in ihr Erbfürstenthum zurück, und erklärte sich dort öffentlich für die Partei der Hugenotten. Als der Prinz 11 Jahr alt war, sah er sich genöthigt, wieder am französischen Hofe zu erscheinen. Ein schändlicher Plan der Guisen, welche, einverstanden mit Philipp II. von Spanien, Nieder-Navarra, Heinrichs Erbtheil, erobern und ihn in des spanischen Tyrannen Gewalt liefern wollten, wurde von der scharfsichtigen Königin Elisabeth von England entdeckt und vereitelt. Noch nicht 16 Jahre alt, stellte die heldenmüthige Johanna ihren Sohn an die Spitze des in der Schlacht bei Jarnac (1568) geschlagenen hugenottischen Heers, und der Jüngling leistete feierlich den Eid, seine Religion und die gemeinschaftliche Sache der Gewissensfreiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das dadurch ermuthigte, vom Admiral von Coligny befehligte Heer rief den jungen Heinrich zum Generalissimus aus, und ungeachtet der neuen Niederlage bei Montcontour erhielten die Hugenotten einen vortheilhaften Frieden zu St. Germain en Laye. Heinrich bereiste nun sein Land, unterrichtete sich von den wahren Bedürfnissen seiner Unterthanen, sah ihre Leiden in der Nähe, und faßte den Vorsatz, solche mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu mildern, um den Namen eines guten Fürsten zu verdienen. Heldenmuth, großherzige, über jeder kleinliche Beleidigung erhabene, und von aller

Rachsucht weit entfernte Gesinnungen, ein sanftes theilnehmendes Herz, verbunden mit vorzüglicher Neigung zum schönen Geschlechte, und einem feurigen, doch lenkbaren Temperament, bemerkte man schon damals als Hauptzüge seines Charakters; dieser Charakter wurde in der Schule früher Leiden schnell ausgebildet zum festen männlichen Sinne. Der scheußliche Plan, alle Hugenotten in Frankreich mit einem Schlage zu zerschmettern, war bereits von der blutdürstigen Catharina entworfen und ihr schwacher Sohn, König Carl IX., zur Einwilligung dazu bewogen worden. Zu diesem Zweck mußten aber sämmtliche Häupter der hugenottischen Partei in Paris versammelt werden. Unter dem Vorwande, beide Parteien zu vereinigen, ward die Vermählung Heinrichs mit Margarethen von Valois, jüngster Schwester Carls IX., der Königin Johanna angetragen. Während der Vorbereitung zum glänzenden Vermählungsfeste starb Heinrichs Mutter zu Paris, nicht ohne gegründeten Verdacht der Vergiftung. Heinrich nahm jetzt den Titel eines Königs von Navarra an; seine Vermählung wurde am 18. Aug. 1572 vollzogen, und Heinrich dabei, wie vorher festgesetzt worden war, für seine Person der Beobachtung aller in der catholischen Kirche üblichen Ceremonien überhoben. In der Nacht vom 24. zum 25. Aug. wurde der schreckliche Plan, die Hugenotten zu ermorden, ausgeführt (s. d. Art. Bluthochzeit). Heinrich und Condé mußten, um sich zu retten, sich äußerlich zum catholischen Glauben bekennen; aber der blutgierigen Königin Catharina war Heinrichs Rettung höchlich zuwider. Sie suchte, um ihn desto gewisser zu verderben, seine Ehe mit Margarethen zu trennen. Als dies mißlang, dachte sie nur darauf, des Jünglings edle Seele durch durch die Vergnügungen eines üppigen Hofes zu verderben, und Heinrich wurde wirklich ein ausschweifender Jüngling, dessen Liebschaften fast täglich wechselten. 1576 benutzte er eine Jagd, um vom Hofe zu entfliehen; er stellte sich an die Spitze der Hugenotten, und bekannte sich wieder öffentlich zur protestantischen Kirche. Catharina, welche nach Carls IX. Tode auch für seinen Nachfolger Heinrich III. herrschte, hielt es daher für gerathen, mit den Hugenotten einen Frieden zu schließen, der ihnen freie Religionsübung sicherte (1576). Dadurch erbittert, errichteten die eifrigen Catholiken (1585) jene berüchtigte Ligue, die der König bestätigen mußte, und an deren Spitze der Herzog Heinrich von Guise stand. Bald darauf brach die Religionsfehde mit neuer Wuth los, und Heinrich schlug 1587 mit geringer Macht das Heer der Ligue bei Coutras. Auch König Heinrich III. war jetzt der Mächtigen Liguistenpartei verdächtig geworden, und bei der Versammlung der Stände zu Blois (1588) arbeiteten die Guisen und ihre Partei eifrigst daran, die königliche Gewalt zu vernichten. Die Sorbonne sprach Heinrichs III. Unterthanen vom Eide der Treue los, und der Papst Sixtus V. that den König in den Bann, weil er den Cardinal Guise hatte umbringen lassen. Es blieb daher dem schwachen und schlecht geleiteten Monarchen (selbst nach dem Rath der sterbenden Catharina) zu seiner Rettung nichts als Aussöhnung und Freundschaft mit Heinrich von Navarra übrig. Nachdem beide sich zu Tours vereinigt hatten, erhielten sie bald das Uebergewicht gegen die Liguisten, und Heinrich III. rückte vor Paris, um die aufrührerische Stadt zu züchtigen, fand aber im Lager zu St. Cloud seinen Tod. Seine letzten Befehle an den versammelten Adel waren: Heinrich von Navarra als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen. Heinrich IV., jetzt rechtmäßiger König von Frankreich, fand im

dessen unzählige Schwierigkeiten, sein Recht geltend zu machen. Daß er zum Protestantismus sich bekannte, war ein Haupthinderniß, und dieses wurde von allen Mitbewerbern um die Krone benutzt, um die Herzen der Catholiken von ihm abwendig zu machen. An der Spitze der Gegenpartei stand der Herzog von Mayenne; aber auch Philipp II. von Spanien trachtete nach der französischen Krone, und sandte den Liguisten ein beträchtliches Hülfsheer. Heinrich IV. schlug seinen Gegner zuerst in der merkwürdigen Schlacht bei Arques, und vollendete ihre Niederlage durch die berühmte Schlacht von Ivri. Eine Folge dieser Siege war die Einschließung von Paris, und schon stand Heinrich der IV. auf dem Puncte, die fanatischen Pariser durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, als der spanische Heerführer, Alexander, Herzog von Parma, durch geschickte Manöver ihn nöthigte, die Blokade aufzuheben. Immer stärker überzeugt, daß es ihm ohne Annahme des catholischen Kirchenglaubens nie gelingen werde, zum ruhigen Besitz des französischen Throns zu gelangen, gab Heinrich endlich den Bitten seiner Getreuen so weit nach, daß er erklärte, sich in den Lehren der römischen Kirche unterrichten lassen zu wollen, und am 25. Juli 1593 legte er in der Kirche zu St. Denys das catholische Glaubensbekenntniß wirklich ab. Er entging glücklich der Gefahr eines meuchelmörderischen Angriffs, wurde (1594) zu Chartres feierlich zum Könige gesalbt, und hielt unter Zujauchzen des Volks seinen Einzug in die Hauptstadt, aus welcher die spanischen Truppen schimpflich entweichen mußten. Nachdem Heinrich auch die Zustimmung des Papstes erhalten hatte, wurden alle Parteien in Frankreich besänftigt. Um Spaniens Stolz und Uebermacht zu demüthigen, schloß Heinrich mit England und Holland ein Angriffsbündniß, und der Krieg gegen Spanien wurde durch den Frieden zu Vervins (1598) für Frankreich vortheilhaft geendigt. Heinrich benutzte die darauf folgende Ruhe, um den innern Wohlstand seines Reichs, besonders die sehr zerrütteten Finanzen, zu verbessern, welches ihm auch, mit dem Beistande seines großen Ministers Sully, so vollkommen gelang, daß 330 Millionen Livres Staatsschulden bezahlt, und 40 Millionen im Schatz aufgespart werden konnten. Heinrichs Ehe mit Margarethe von Valois wurde durch Sullys Vermittelung getrennt; der Papst gab seine Zustimmung, und der König schloß ein neues Ehebündniß mit Marien von Medicis, der Nichte des damaligen Großherzogs von Toscana. Aber aus dieser unglücklichen Verbindung entstanden häusliche Leiden aller Art. Falsch, hinterlistig, herrsch- und eifersüchtig, verbitterte Marie Heinrichs Leben so unaufhörlich, daß er mehr als einmal den von Sully wieder vereitelten Entschluß faßte, sich auch von Marien scheiden zu lassen. Die Geburt eines Thronerben (Ludwigs XIII.) versöhnte ihn jedoch auf einige Zeit mit der Gemahlin. Andre Leiden drückten zugleich sein sanftes, stets zur Milde gestimmtes Herz, am meisten die Verschwörung seines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Marschalls von Biron, den er gern retten wollte, aber wegen wiederholter Untreue vom Tode durch Henkers Hand nicht retten konnte. Nicht weniger schmerzhaft waren dem guten Könige die Verschwörungen des Grafen von Auvergne, des Marschalls von Bouillon und seiner eigenen Geliebten, der hinterlistigen Entraigues. Denn er mußte strafen, wo er so gern nur königliche Gnade hätte walten lassen. Seinen ehemaligen Glaubensgenossen, den Protestanten, gab er (1598) durch das Edict von Nantes (s. Hugenotten) völlige Religionsfreiheit und politische Sicherheit. Um Spanien und Oester-

reich (gegen deren Anmaßungen die Protestanten in Deutschland bei Heinrich Hülfe suchten) zu demüthigen, entwarf er einen vielleicht unausführbaren Plan zu einem großen Bunde, und einer ganz veränderten Einrichtung der Staaten in Europa, wovon ein ewiger Friede die Folge sein sollte. Um diesen Plan auszuführen, rüstete er sich zum Kriege, und war im Begriff, den Feldzug anzutreten. Während seiner Abwesenheit sollte seine Gemahlin Maria Regentin sein, und er ließ sie deswegen 1610 zu St. Denys krönen. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um die Anstalten zu dem feierlichen Einzuge der Königin zu besehn, wurde seine Kutsche in der Gasse de la Feronnerie durch zwei in einander gefahrne Karren aufgehalten. Diesen Augenblick benutzte Ravaillac, um das längst vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den Wagentritt stieg, und mit einem langen zweischneidigen Messer Heinrichen zwei Stöße ins Herz versetzte, die den besten König, den Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. Ravaillac entfloh nicht nach der gräßlichen That, wie er wol gekonnt hätte. Man ergriff ihn, und das Parlament verdammte den fanatischen Bösewicht zu einer schrecklichen Todesstrafe. Keine Marter vermochte zwar, ihm das Geständniß auszupressen, daß er Mitschuldige gehabt, doch machten Nebenumstände es wahrscheinlich, daß der Streich vom spanischen Hofe veranlaßt, und vielleicht nicht ohne Mitwissen der herrschsüchtigen Gemahlin des guten Heinrichs ausgeführt worden war. Heinrich hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Seine erste Gemahlin hatte ihm keine Erben geschenkt, aber von Marien waren zwei Söhne und drei Töchter vorhanden. Seine Maitressen, Gabrielle d'Estrées, Henriette de Volzac, Gräfin von Entraigues, Jacqueline, Gräfin von Moret, Charlotte des Essarts und Maria Henriette de Bourbon, Aebtissin von Chelles, hatten ihm zahlreiche Vaterfreuden gewährt. Gern übersah das französische Volk diese Schwächen; sein menschenfreundlicher Sinn, seine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, seine wahrhaften Großthaten, sein jeder freimüthig gesagten Wahrheit stets offenes Herz, auch wenn diese Aeußerungen seine eigenen Fehler betrafen, erhielten sein Andenken im Segen bei der Nation, und sein Grundsatz: ich will, das jeder Bauer alle Sonntage ein Huhn in seinem Topfe habe, pflanzte sich fort auf Kindeskinder, die den guten König mit dankbaren Thränen segneten. Selbst im Sturme der Revolution blieb dies Gefühl dem Volke, das seine ersten Freiheitsfeste bei dem Standbild des guten Heinrichs feierte, dessen Andenken jetzt bei Wiederherstellung der alten Herrscher Frankreichs von neuem gesegnet wird. zz.

Heinrich II., einer der mächtigsten Könige Englands, war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou, und Mathildens, der Tochter Heinrichs I. Früh reiften unter Bildung des gelehrten und verständigen Roberts von Glocester seine herrlichen Anlagen. Er wurde Herzog von der Normandie, beim Tode seines Vaters Herr der Grafschaften von Anjou, Touraine und Maine und, durch seine Vermählung mit Eleonore von Guienne, des Herzogthums Guienne und Poitou, und vereinigte so in seinen Händen eine Macht, welche seine gegründeten Ansprüche auf die Krone Englands und seinen unternehmenden Geist hinlänglich unterstützt haben würde, wenn nicht sein kinderloser Vorgänger Stephan ihn durch einen Vertrag als Sohn und Kronerben angenommen hätte. 1154 kam er auf den Thron Englands, den er durch Gerechtigkeit ehrwürdig machte. Er

theilte England in sechs Bezirke, über die er eben so viel Richter verordnete, welche sie zu bestimmten Zeiten durchreisen, und alle Urtheilssprüche, welche Unwissenheit oder Leidenschaft niedern Gerichten eingegeben, reformiren sollten. Er begünstigte die Städte, Kunstfleiß und Handel; schon wurde die Londner Messe von vielen Fremden besucht. Die Miliz bestand aus 60,000 Mann zu Fuß und 20,000 Reitern; Carlisle, Montgomery und andere Grenzburgen hielten die alten Britten in Wales von Einfällen ab. Irland, ein Kampfplatz vieler Parteien, wurde für ihn eine leichte Eroberung. Nicht leicht würde ein Fürst glücklicher gewesen sein als Heinrich, wäre nicht der vornehmlich durch Thomas Becket (s. d. Art.) erregte Krieg mit der Kirche gewesen, den er hartnäckiger führen mußte, als seine Vorgänger. Ein zweites Unglück führte seine hochfahrende, ränkevolle und eifersüchtige Gemahlin herbei, welche ihm seine Untreue nicht verzeihen konnte. Mochte er immerhin durch ein Gebäude mit labyrinthischen Gängen, welches er für die schöne Rosamunde von Clifford zu Woodstock hatte aufführen lassen, seiner Geliebten Mittel verliehen haben, sich vor einem Ueberfall der wüthenden Eleonore zu retten, dem konnte er nicht begegnen, daß diese den Samen der Zwietracht in die Herzen seiner Söhne streute, und sein Leben mit Kummer erfüllte. Eine Verschwörung der Söhne kam zum Ausbruch, und die Ränke des französischen Hofes unterhielten den Krieg der Söhne gegen den Vater. Zwar endigte dieser Krieg glücklich für Heinrich, brach aber bald von neuem aus, und Heinrichs ganzes Leben war fortan eine Kette von Leiden. Auch sein einziger treu geglaubter und von ihm innig geliebter Sohn Johann wurde abtrünnig von ihm. Kummer und Krankheit endeten Heinrichs Leben im J. 1189.

Heinrich V., geboren 1081. Sohn Heinrich IV., aus dem Hause Lancaster, bewies in seiner Jugend als Kronprinz große Tapferkeit, besonders in der entscheidenden Schlacht gegen die Rebellen unter Percy Mortimer, machte sich aber auch in Verbindung mit den liederlichsten Vagabunden der größten, seine hohe Würde gänzlich schändenden Ausschweifungen schuldig, wobei er sich einmal so sehr vergaß, daß der erste Richter des Reichs, Wilhelm Gascoigne, ihn gefänglich verwahren ließ; ein Urtheil, dem sich jedoch der zur Besinnung gekommene Jüngling ohne Widersetzlichkeit unterwarf. Nach seines Vaters Tode bestieg er 1413 den Thron, und nun schien eine Verwandlung mit seinem ganzen Wesen vorgegangen zu sein. Er entfernte alle ehemaligen Ausschweifungsgenossen, schenkte dem strengen Richter, Wilhelm Gascoigne, seine ganze Achtung, und hörte fortan nur die Stimme der erfahrnen Räthe seines Vaters. Frankreich wurde damals durch die entsetzlichsten Unruhen zerrüttet, einen großen Theil des Reichs hatten schon früher die Engländer erobert, und Heinrich hielt es, um auch seines unruhigen Volkes Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken, für nöthig, selbst mit einem Heere von 30,000 Mann nach Frankreich überzusetzen. Bösartige Krankheiten rissen jedoch bald unter dem englischen Heere dergestalt ein, daß es bis auf ein Viertheil zusammenschmolz, und Heinrich wollte sich in dieser traurigen Lage nach Calais zurückziehen. Inzwischen hatte das französische ungleich stärkere Heer dem seinigen bereits den Rückzug abgeschnitten, und sich in der Ebene von Azincourt (in der ehemaligen Normandie) dergestalt postirt, daß die bis auf 9000 Mann geschmolzenen, an allen Mund- und Kriegsbe-

dürfnissen höchsten Mangel leidenden Engländer einer unter solchen Umständen für sie fürchterlichen Schlacht nicht mehr ausweichen konnten. Heinrich bot Frieden und Ersatz für allen angerichteten Schaden, wenn man ihn ruhig ziehen ließe; allein die Franzosen, an deren Spitze der Dauphin und der Connetable des Reichs standen, waren ihres Sieges so gewiß, daß sie unbedingte Ergebung forderten. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, schrien alle Engländer, sie wollten siegen oder sterben; König Heinrich und der Herzog von York, diese Stimmung benutzend, stellten nun ihr Heer so, daß es, auf beiden Flanken durch Waldungen geschützt, nicht umgangen werden konnte, und machten durch ihre trefflich geübten Bogenschützen selbst den Angriff auf die französischen Schaaren. Diese, durch eine solche Kühnheit überrascht, und noch nicht gehörig geordnet, geriethen bald in Unordnung; der stolze Adel warf sich in der Flucht auf das Fußvolk, und riß es mit sich fort; ein fast unglaublicher Sieg ward dadurch von den Engländern in wenigen Stunden erfochten. Sie selbst hatten nur 40 Mann im Gefecht verloren, dagegen 10,000 Feinde getödtet, u. 14,000 zu Gefangenen gemacht, von denen, nach der barbarischen Sitte jener Zeiten ein großer Theil niedergehauen wurde, weil die Engländer sich zu schwach fühlten, so viele Gefangene zu bewachen. Dieser berühmte Sieg bei Azincourt (1415) führte Heinrich V. zum Besitz der französischen Krone, die auf dem Haupte des geistesschwachen Carls VI. schon lange geschwankt hatte. Ein Vertrag ward (1420, zu Troyes) geschlossen, dahin: Heinrich solle Carls Tochter, Catharina, zur Gemahlin, ihr Vater, so lange er lebte, noch die königliche Würde, und Heinrich sogleich das Regiment erhalten. Nach des blödsinnigen Carls Tode solle dann Frankreich und England auf immer unter einem Scepter vereinigt, jedoch ein jedes Reich nach seinen eigenthümlichen Rechten und Gewohnheiten regiert werden. Nun schlug Heinrich seinen königlichen Sitz zu Paris auf, und die Zeit des höchsten Glanzes der Engländer in Frankreich war gekommen, denn Catharina gebar ihrem Gemahl einen Sohn. Aber die ganze Herrlichkeit dauerte nicht lange; Heinrich starb nach einer neunjährigen Regierung im 34. Jahre an einem schlecht behandelten Fistelschaden zu Vincennes 1422. Die Zeit seiner Regierung in England ward noch dadurch ausgezeichnet, daß während derselben die Wiclefitische Ketzerei, oder die Lehre der Lollards, unter dem Schutze Johann Oldcastles feste Wurzeln schlug, und sich, allen blutigen Verfolgungen zum Trotze, unaufhaltsam ausbreitete. xx.

Heinrich VI. war neun Monat alt, als er durch den Tod seines Vaters Heinrich V. König von England und Frankreich wurde. Mit seiner Regierung eröffnete sich eine 64jährige Reihe großer innerer Unruhen (der Krieg der rothen und weisen Rose, oder der Häuser Lancaster und York); denn Heinrich besaß nicht das Talent zu regieren. Von Natur schwach und unentschlossen, folgte er blos der Leitung Anderer. Der Verlust der schönsten Besitzungen in Frankreich war das geringste Uebel. Alle weitere Entwickelung der Constitution wurde aufgehalten, aller Patriotismus verwandelte sich in Parteigeist, und die Sitten des höhern Theils der Nation arteten in kriegerische Wildheit aus. Nur die Bauern gewannen dabei; die Leibeigenschaft nahm ab, denn die Fälle kamen zu häufig, daß der Adel seine Landleute bewaffnen mußte. Das entscheidendste Unglück des schwachen Heinrich war seine Vermählung mit Margarethe von Anjou, Tochter des Titularkönigs von Neapel, Sicilien und Jerusa-

lem. Schon vorher hatte Wilhelm de la Pole, Graf von Suffolk, ein elender verrätherischer Minister, der mehr für Frankreichs als für Englands Nutzen sorgte, den König völlig beherrscht, jetzt, da auch die Königin seine Partei nahm, schien seine Herrschaft ganz begründet. Der muthvolle Herzog Richard von York benutzte die Schwäche des Königs, und faßte den kühnen Entschluß, sich selbst auf den Thron zu setzen. Suffolk mußte sterben; und der Herzog ließ sich zum Protector erklären, und, obschon er in der Schlacht bei Wakefield blieb, so gingen doch alle seine Hoffnungen auf seinen Sohn Eduard über. Den 4. März 1461 wurde dieser zu London feierlich als König anerkannt. Heinrich VI. war so unbedeutend, daß Eduard (IV.) vorerst nicht nothwendig fand, ihm das Leben zu nehmen. Auf eine kurze Zeit gelang es einer Partei, mit französischer Hilfe den entsetzten Heinrich wieder auf den Thron zu bringen, durch den Herzog von Gloucester aber wurde er den 14. April 1471 ermordet. Heinrich wollte, dem Geiste seines Zeitalters gemäß, die Erfindung des Steins der Weisen befördern, wahrscheinlich um die Kronschulden zu bezahlen, und ertheilte mehreren Personen königliche Freibriefe, um die Alchymie ungehindert treiben zu können.

Heinrich VII. von England, Stifter des Hauses Lancaster Tudor, ward geboren 1456. Nachdem er den Thronräuber Richard III. bei Bosworth geschlagen und getödtet hatte (1485), bestieg er den Thron von England, ohne ein hinlängliches genealogisches Recht an denselben zu haben. Durch seine Vermählung mit Elisabeth von York (1486) vereinigte er die rothe und weiße Rose, und beendigte dadurch einen langjährigen Bürgerkrieg. Verschiedene Versuche wurden zwar gemacht, durch falsche Eduarde und Richarde seinen Thron wanken zu machen, allein gegen einen so planmäßigen, schlauen und entschlossenen König, als er war, konnte kein Prätendent aufkommen. Heinrich bekümmerte sich wenig um die großen Bewegungen, die während seiner Regierung auf dem festen Lande vorgingen. Er suchte mit Schottland Frieden zu haben, und schloß sich an Spanien an, um Frankreich in Furcht zu halten; seine ganze Aufmerksamkeit ging auf die innere Regierung seines Reichs. Dieses erhielt nun Ruhe, die Sittenrohheit fing an sich zu verlieren, das Parlament dachte auf Verbesserung der Gesetze, das Recht der Freistätten in den Kirchen wurde beschränkt, der Ackerbau beschützt, und der Handel fing wieder an zu blühen. Noch mehr hätte geschehen können, wäre Heinrich weniger besorgt gewesen, Schätze zu sammeln. Er war der erste König von England, der eine Garde hatte. Die Britten setzen ihn in die Reihe ihrer großen Monarchen, und haben ihn den Salomo von England genannt. Er starb d. 21. April 1509.

Heinrich VIII. folgte (1509) als achtzehnjähriger Jüngling seinem staatsklugen Vater, Heinrich VII., der ihm ein völlig ausgerüstetes Heer von 50,000 Mann, und beträchtliche Schätze hinterließ. Mit diesen Mitteln trat er ruhmsüchtig der Verbindung Papst Julius II. und Ferdinands von Aragonien gegen Ludwig XII. von Frankreich bei, und fiel in Frankreich ein; verließ es aber nach einem zwar glänzenden, doch fruchtlosen Feldzuge, indem er sich mit Ludwig wieder aussöhnte. Wollüstig, herrschsüchtig und zu jeder Grausamkeit geneigt, die seinen wilden Leidenschaften freie Bahn machen konnte, überließ er sich jetzt ganz der Leitung seines ränkevollen Günstlings, des Cardinals Wolsey. Dieser schmeichelte allen seinen Lüsten, und schaffte durch die gröbsten Erpressungen die dazu nöthigen Summen

herbei, wovon der beste Theil in seinen Seckel fiel. Der Tyrann wollte nun auch als Gelehrter und Theolog glänzen. Als daher Luthers großes Unternehmen begann, wirkte Heinrich sich vom Papste die Erlaubniß aus, Luthers Schriften, die bei Strafe des Kirchenbannes verboten waren, zu lesen, und eine Streitschrift gegen Luthern über die sieben Sacramente erschien unter des Königs Namen, obwol Wolsey der eigentliche Verfasser derselben sein mochte. Sie wurde vom Papste mit großer Freude aufgenommen, und dem Könige dafür der Ehrentitel: Beschützer des Glaubens, ertheilt. Aber der kühne Luther kehrte sich daran wenig, indem er den königlichen Schrifthelden ziemlich unsanft zurecht wies. Die römische Curie hatte selbst nicht lange Ursache, sich des hochgepriesenen Beschützers des Glaubens zu erfreuen; denn er wurde bald ihr gefährlichster Feind, weil sie seine wilden Leidenschaften nicht begünstigen wollte. Heinrich liebte nämlich die schöne Anna Boulen, und als diese schlechterdings auf die Bedingung der Ehe bestand, begehrte Heinrich vom Papste Clemens VII. die Scheidung von seiner Gemahlin Catharina, unter dem Vorwande der Blutschande, weil sie seines verstorbenen Bruders Arthur Frau gewesen. Der Papst, der Kaiser Carl V., Catharinens nächsten Blutsverwandten, zu beleidigen fürchtete, zauderte. Die Verhandlungen über diese Sache dauerten einige Zeit ohne Erfolg fort, bis Heinrich endlich durchgriff, und durch den Erzbischof von Canterbury, Cranmer, mit Beistimmuug des eingeschüchterten Parlaments, seine Ehe mit Catharinen trennen ließ, und die schöne Anna heirathete. Heinrich verjagte nun die Mönche und hob die Klöster auf; die reichen Einkünfte derselben fielen ihm und seinen Günstlingen zu. Bald nachher führte er den Kircheneid (Oath of Supremacy) ein, wodurch der König zum Oberhaupt der Kirche erklärt und jedermann vorgeschrieben wurde, was er glauben sollte. Papisten und Protestanten wurden gleich heftig vefolgt, überall dampften Scheiterhaufen, und der edle Kanzler Thomas Morus und der fromme Bichof Fisher wurden enthauptet, weil sie die neuen wollüstigen Leidenschaften des Tyrannen zu billigen sich weigerten. Er war nämlich seiner geliebten Anna überdrüssig geworden, wilde Leidenschaft entflammte ihn neuerdings gegen Johanna Seymour. Anna wurde deswegen des Ehebruchs und der lutherischen Ketzerei angeklagt. Ihre Vertheidigung hörten die bestochenen Richter nicht, sondern Annas Haupt fiel auf dem Blutgerüste durch den Scharfrichter von Calais, den man wegen seiner Geschicklichkeit dazu eigens geholt hatte. Johanna Seymour ward nun des Unmenschen dritte Gemahlin, und Annas Tochter, die nachmals hochberühmte Elisabeth, sollte nach seinem Plane für ein ehebrecherisch erzeugtes Kind vom Parlament erklärt werden. Doch dies unterblieb, und da Johanna Seymour im ersten Wochenbette starb, erhob Heinrich die Prinzessin Anna von Cleve zu seiner vierten Gemahlin. Ihrer wurde der Wollüstling gleichfalls bald überdrüssig, denn Catharina Howart hatte seine Begierden wieder entflammt. Anna von Cleve ward daher unter dem Vorwande, der König habe häßliche Leibesgebrechen an ihr entdeckt, verstoßen, und Catharina auf den Thron und in des Ungeheuers blutiges Bett geführt. Sie war es, die auf Anstiften ihres Oheims, des Herzogs von Norfolk, des Königs Günstling, Thomas Cromwell, stürzte, und ihn aufs Blutgerüst brachte. Doch bald nachher selbst des Ehebruchs und der schändlichsten Ausschweifungen angeklagt, der letztern jedoch nur vor ihrer Vermählung mit Heinrich überwiesen, ließ dieser sie im Tower enthaupten, und

schritt zur sechsten Ehe mit des Lords Latimir Wittwe, Catharina Parr, die wenigstens eines natürlichen Todes starb. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Heinrichs Wuth und Grausamkeit zu. Die ewige Nemesis erreichte indessen den königlichen Verbrecher schon im irdischen Leben. Ein unheilbarer, offener und höchst schmerzhafter Schaden am Beine, verbunden mit unnatürlicher Fettigkeit, die ihm fast jede Bewegung unmöglich machte, peinigte ihn während der letzten 4 Jahre seines Lebens, und die beständigen Schmerzen machten ihn einem wilden reißenden Thiere gleich. Er wüthete gegen jeden, der ihm zu nahe kam, seine Befehle waren nur Bluturtheile, und als schon der Tod an seine morsche Hülle klopfte, wagte es noch niemand, ihm die Gefahr, worin er schwebte, zu entdecken. Als dies Wagstück endlich Anton Denny unternahm, erschrack der elende Tyrann heftig, sandte Eilboten zum Erzbischof von Canterbury, und jedermann sah, daß er die heftigsten Foltern des erwachten Gewissens empfand. Als Cranmer erschien, war die Sprache schon verloren, nur trostlose Blicke flehten um Vergebung der unsäglichen Blutschuld; der Priester sicherte ihm diese zu, und so starb der elende Wütherich im J. 1547, nachdem er 56 Jahre gelebt und 37 Jahre mit blutiger Tyrannei über sein Volk geherrscht hatte.

Heinrich der Löwe, geboren 1129, ein Sohn **Heinrichs des Großmüthigen**, Herzogs der Sachsen, und mütterlicher Seits ein Enkel des deutschen Königs Lothar, ist unstreitig der merkwürdigste deutsche Fürst des 12. Jahrh. Sein Vater starb 1139 an beigebrachtem Gift. Die Feindschaften, welche der Vater sich zugezogen hatte, erbten auf den Sohn, und wurden die Veranlassuug zu den nachherigen Fehden Heinrichs. Während seiner Minderjährigkeit führten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Richenza die Regierung im Herzogthum Sachsen. Die bairischen Erblehen wurden von seines Vaters Bruder, Welf, verwaltet; das Herzogthum Baiern war schon dem Vater entrissen und einem österreichischen Fürsten verliehen worden. Die mächtigsten Feinde des jungen Heinrich waren in Sachsen Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, welcher auf das Herzogthum Ansprüche machte, und der Bremer Erzbischof Adalbert. Heinrich trat 1146 die Regierung selbst an, und kam bald zum ungestörten Besitz des Herzogthums Sachsen, welches Albrecht wieder aufgeben mußte. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt 1147 foderte der junge Held vom Kaiser Conrad sein bairisches Eigenthum zurück. Conrad suchte Ausflüchte, aber Heinrich stärkte seine Macht durch die Vermählung mit Clementinen, einer Tochter des mächtigen Herzogs von Zähringen, und erwarb sich früh Kriegsruhm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Conrad seine Ansprüche auf Baiern nicht erfüllen wollte, griff er in Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen, um selbst sein Recht zu erfechten. Conrad zog nach Goslar, um von dort aus Braunschweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch List das Unternehmen, focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, bestätigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erstieg nun, da sein Vetter Friedrich von Hohenstaufen als Kaiser Friedrich I. ihm (1154) Baiern wieder zusprach, die höchste Stufe der Macht, welche damals nächst dem Kaiserthron ein deutscher Fürst erringen konnte. Von der Nord- und Ostsee bis zum adriatischen Meere erstreckten sich seine Besitzungen. Ost- und Westphalen nebst Engern, das wahre Herzogthum Sachsen vom Rheine bis zur Elbe, folgte seinem Heeres-

dann. Der größte Theil von Baiern war als Lehen sein Eigenthum, und für die Welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vasallen ihm nicht nur 1154 den Lehnseid leisten, sondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Baiern liebte Heinrich jedoch weit weniger, als sein Geburtsland Sachsen. Des erstern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachsen aber nahm er Heinrich den Finkler ganz zum Vorbilde und den Maßstab seiner Rechte nach der herzogl. Gewalt, die jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals handhabten. Dazu gehörte vor allem, daß der herzogliche Heerschild nicht mehr unter den bischöflichen erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Bischöfe vor dem Herzoge sich zur Belehnung mit Ring und Stab stellen mußten. Dies mißfiel den stolzen Bischöfen sehr, doch mußten sie vorerst der Gewalt des Herzogs nachgeben. Inzwischen hatten ums Jahr 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der Bremer Erzbischof Hartwich stand, sich näher vereinigt, und schlossen 1166 zu Merseburg ein Bündniß, dem viele Vasallen des Herzogs beitraten. Bald gesellten sich auch zu ihnen die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, nebst den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, der eben auf einem Zuge gegen die aufrührischen Wenden begriffen war, wendete sich schnell gegen die wider ihn verbündeten Bischöfe und Fürsten. Bremen ward erobert, Oldenburg mit Sturm genommen. Als Kaiser Friedrich (1168) aus Italien zurückkehrte, hielt er auf dem Reichstage zu Bamberg Gericht, welches zu Heinrichs Vortheil ausfiel. Um diese Zeit trennte sich Heinrich wegen Gewissensscrupel von seiner ersten Gemahlin, Clementine, und verehelichte sich mit Heinrich II., Königs von England, Tochter, Mathilde. Bald nachher unternahm er, dem Geiste des Zeitalters gemäß, einen Zug nach Palästina. Er hatte auf dieser Reise mancherlei Abenteuer zu Wasser und Land zu bestehen, kehrte aber nach erfülltem Gelübde glücklich nach Braunschweig zurück. Während seiner Abwesenheit hatten seine Feinde mancherlei Bewegungen wider ihn gemacht, und selbst Kaiser Friedrich hatte schnell das Gerücht von Heinrichs Tode genutzt, um Sachsens feste Plätze in seine Gewalt zu bekommen. In Heinrichs Seele faßte jetzt unbesiegbares Mißtrauen Würzel. Zwar folgte er dem Kaiser mit zahlreicher Mannschaft auf dem 5ten Zuge nach Italien (1174), verließ ihn jedoch bei der ersten langwierigen Belagerung von Alessandria, obgleich Friedrich ihn fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich verlangte als Entschädigung für die dem Kaiser geleistete Hilfe Goslar, welches ihm Friedrich nicht geben wollte. Die Folge von Heinrichs Abfall war, daß Kaiser Friedrich bei Legnago eine Schlacht gegen die italienischen Städte verlor, und mit seinen Gegnern einen nachtheiligen Vertrag eingehen mußte. Der Haß gegen den Herzog war nun in des Kaisers Herzen entschieden, und kaum merkten dies Heinrichs alte Feinde, so brachen sie von allen Seiten los. Heinrich ließ zwar das Schwert nicht ruhen, verklagte aber doch auf dem Reichstage zu Speier 1178 bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiser die Ruhestörer. Als aber Friedrich sein Mißvergnügen über den Herzog äußerte, traten alle seine Gegner mit ihren Beschwerden gegen ihn hervor. Der angefeindete Herzog ward zur Verantwortung auf die Reichstage zu Regensburg, nachher zu Magdeburg, und zuletzt nach Goslar vorgeladen; da er aber niemals erschien, durch einen Ausspruch der Fürsten in die Acht und aller seiner Lehen verlustig erklärt (1180). Dieses harte Urtheil wurde sogleich vollzogen, und Heinrichs Länder unter seine Gegner vertheilt. Das Herzogthum Baiern erhielt Otto von Wittels-

40 *

bach; Bernhard von Ascanien (Anhalt) Sachsen; der Erzbischof von Cöln erhielt Engern und Westphalen unter dem Titel eines Herzogthums. Den übrigen Erzbischöfen und Bischöfen wurden einzelne Theile verliehen. Das eigentliche Ostphalen war aber Allodium Heinrichs, und konnte ihm durch Reichsspruch nicht genommen werden. Da er sahe, daß Gewalt mehr als Recht galt, sendete auch er seine Getreuen, schlug bei Hallerfelde die cölnischen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Ostphalen, nahm den wüthenden halberstädter Bischof Ulrich gefangen, und, hätte er nicht aus Eigensinn dem Grafen Adolph von Holstein die bei Hallerfelde gemachten Gefangenen verweigert, so würde er sich siegreich aller seiner Feinde erwehrt haben. Als aber Adolph ihn verließ, ging alles den Krebsgang. Der Kaiser kam mit dem Reichsheer nach Sachsen, und den treugebliebenen Vasallen ward eine Frist gesetzt, binnen welcher sie die Fahnen des Geächteten verlassen, oder selbst als Geächtete behandelt werden sollten. Heinrich mußte nach Lübeck flüchten; Braunschweig allein hielt fest an der gelobten Treue, und vergeblich ward es vom cölnischen Bischof belagert. Doch sah Heinrich, daß er sich demüthigen müsse, wenn er nicht alles verlieren wolle. So erschien er zu Erfurt 1182, bat fußfällig den Kaiser um Gnade, und gewann dennoch nichts mehr, als die Zusicherung, daß seine Erblande, Braunschweig und Lüneburg, ihm verbleiben sollten, doch mit der Bedingung, drei Jahre hindurch außerhalb Deutschland als Verbannter zu leben. Er ging nun mit seiner ganzen Familie nach England zu seinem Schwiegervater. Dort wurde ihm sein Sohn Wilhelm, der Stammvater der nachherigen Herzoge von Braunschweig, geboren. Vom Erzbischof Philipp zu Cöln, der sich mit dem Kaiser entzweit hatte, zurückgerufen, erschien er wieder auf heimischer Erde im J. 1184, fand die ganze Verfassung verändert, alles durch einander geworfen und die Prälaten im Kampf mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt selbst wieder zu den Waffen gegriffen, so wäre die Verwirrung noch größer geworden. Er lebte aber wie ein Privatmann still zu Braunschweig. Doch traute Friedrich dem gereizten Löwen nicht, sondern verlangte, er solle ihm nach Palästina folgen, oder nochmals drei Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letzte. Während seiner Abwesenheit starb zu Braunschweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß das Versprechen, seine Allodien nicht anzutasten, keineswegs gehalten werde. Da hielt auch er sich seines Versprechens ledig, benutzte die Abwesenheit des Kaisers, kam 1189 nach Stade, ward von seinem ehemaligen Feinde, dem Erzbischof von Bremen, der jetzt seiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und schlug bald, da die treuen Vasallen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg sich wieder zu ihm sammelten, die Dänen und Ditmarsen in die Flucht. Als Hamburg, Plön und Itzehoe wieder erobert waren, foderte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendsten Handelsstadt jener Gegend. Aber stolz verweigerten die Bardewicker Gehorsam. Deswegen wurde die Stadt, nachdem er sie mit Sturm erobert, größtentheils zerstört bis auf den Dom, und an des Doms Mauern das schreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inschrift: Vestigia Leonis, gesetzt, die noch jetzt dort zu lesen ist. Nach Bardewicks Zerstörung ergaben sich Lübeck und Lüneburg; aber in der nächsten Schlacht gegen Adolph von Dassel, den Statthalter Holsteins, war Heinrich unglücklich. Viele seiner Vasallen blieben auf dem Wahlplatze (bei Segeberg), die andern verließen ihn. Die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt belagerten darauf in Gemeinschaft mit dem

jungen König Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweser in Deutschland gelassen hatte, Braunschweig, jedoch vergebens. Darauf kam im J. 1190 durch Vermittelung der Erzbischöfe von Mainz und Cöln ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich versprach, seine Söhne dem König als Geiseln zu stellen. Zwar dauerte auch dieser Vergleich nicht lange; doch ward auf andere Weise die alte Feindschaft ausgeglichen. Heinrichs ältester Sohn, Heinrich, hatte sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Conrad am Rhein, Bruders Kaiser Friedrichs I. vermählt. Diese Verbindung eines Welfen mit einer Hohenstaufen schien endlich die alte Fehde zu enden. Durch des Pfalzgrafen Conrad und des jungen Heinrichs Vermittelung erfolgte endlich eine Aussöhnung mit dem Kaiser, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Last so mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunschweig, wo er in einem Alter von 66 Jahren (1195) starb und im dortigen Dome, wo noch sein Grabmal zu sehen, beigesetzt wurde. Heinrich der Löwe war ein Held, tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch starrsinnig, hochfahrenden Wesens und leidenschaftlich gestimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch sein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die seine erbittertsten Feinde waren, zu streiten. Ueber sein Zeitalter ragt er hervor durch seine unermüdete Bemühungen, Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit, wie er sie kannte, zu befördern. Er unterlag nie seinem harten Schicksale, sondern kämpfte ihm rastlos entgegen. (Vergl. Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern. Ein biogr. Versuch von Böttiger. 1819.) zz.

Heinrich der Jüngere, Sohn Heinrichs des Aeltern, Herzogs von Braunschweig, geb. 1498, ein Mann feurigen Geistes, unruhig, herrschsüchtig, oft hinterlistig, aber von festem männlichen Sinne wie sein Ahnherr, der entschiedenste Gegner der Reformation. Sein erster merkwürdiger Krieg war die berühmte hildesheimische Stiftsfehde, worin er zwar in der mörderischen Schlacht bei Soltau (29. Juni 1519) entscheidend geschlagen wurde, doch nachmals durch seine Gunst beim Kaiser Carl V. so glücklich war, daß ihm und seinem Vetter Erich fast sämmtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen wurden. Vermehrt hatte er dadurch um ein Drittheil seine Erblande, aber sich auch in eine Abhängigkeit vom Kaiser gesetzt, die ihn nachmals hart drückte. Als Thomas Münzers schwärmerisch begeisterte Horden in Thüringen verheerend hausten, zog Heinrich dem Landgrafen von Hessen und dem Herzoge von Sachsen zu Hilfe, und nahm Antheil an der Schlacht bei Frankenhausen (15. Mai 1528), wo die Bauern eine gänzliche Niederlage erlitten. Da Heinrich nie ruhig sein konnte, erregte er eine neue Fehde gegen Goslar und belagerte die Stadt; doch bald rief ihn Carl V. ab, zur Unterstützung gegen den Papst und das stolze Venedig. Heinrich zog nach Italien mit 1000 wohlgerüsteten Reitern; allein das Heer ward die Beute ansteckender Seuchen, und der Herzog selbst entkam mit genauer Noth, als gemeiner Knecht verkleidet, den überall auflauernden Feinden. Von seinen stattlichen Reitern kehrten nicht mehr als sechzehn nach Wolfenbüttel zurück. Er fand jetzt neuen Verdruß, weil die Kirchenverbesserung in seinem Erblande reißend schnelle Fortschritte gemacht hatte. Zwar hörte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 der Protestanten Glaubensbekenntniß, blieb aber dennoch der alten Lehre und dem Kaiser ergeben; denn eben an diesem Reichstage ward er nebst dem Vetter Erich feierlich mit den gewonnenen hildesheimischen Gütern belehnt. Bald nachher gelang es ihm,

seinen Bruder Wilhelm durch zwölfjährige Gefangenschaft zu jenem Vertrage zu nöthigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im fürstlichen Hause gesetzlich eingeführt wurde. Nachdem die protestantischen Fürsten den Bund zu Schmalkalden geschlossen (1537), trat Heinrich nicht nur in den Gegenbund, an dessen Spitze der Kaiser selbst stand, sondern ließ sich sogar zum obersten Feldherrn des Bundes erklären. Beide Parteien rüsteten sich, Heinrich bedrohte Goslar und Braunschweig; diese riefen die schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hilfe, und sie erschienen unter Anführung des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen mit 15,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern. Heinrich flüchtete vor der Uebermacht; sein Erbland, sogar das feste Wolfenbüttel ward bald erobert. Indessen hatte Heinrich 32 Fahnen Fußvolk und 3000 Reiter zusammengebracht. Damit zog er dem Feind entgegen, und beim Kloster Höckelem kam es zum scharfen Treffen. Heinrichs Haufen wurden aber von der Uebermacht umzingelt, er mußte mit seinem ältesten Sohne Victor sich zum Gefangenen ergeben. Ihn befreite die für die protestantische Partei unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547). Mit bitterm Groll im Herzen kam er nun in sein Erbland zurück; Braunschweig vorzüglich sollte entgelten, was es zur Unterstützung der Feinde des Herzogs gethan. Doch hatte die Belagerung der Stadt nicht den gewünschten Erfolg. Ein Vertrag wurde geschlossen, denn neue schreckliche Fehde rief den Herzog ab, da Graf Volradt von Mansfeld plündernd und mordend in die wolfenbüttelschen Länder gefallen war. Heinrich zog ihm mit seinen beiden ältesten Söhnen, in Verbindung mit Churfürst Moriz von Sachsen entgegen. Bei Sivershausen trafen (9. Juli 1553) die Heere auf einander, eine mörderische Schlacht erfolgte, der Sieg war Heinrichs, aber seine beiden Söhne lagen todt auf dem Wahlplatze, sein Bundesgenoß Moriz starb zwei Tage nach der Schlacht an den empfangenen Wunden. Noch einmal traf Heinrichs Heer den Feind zwischen Steterburg und Geitelda, und zwang ihn zur Flucht; aber der Tod der ältern ritterlichen Söhne schlug Heinrichs Herzen die tiefste Wunde. Es blieb ihm nur der stille, verwachsene, sogar der lutherischen Ketzerei zugethane Julius übrig. Doch als es ihm fehlschlug, den Bastard Eitel Heinrich vom Kaiser legitimiren zu lassen, mußte er freilich Julius das Erbrecht zugestehen. Ruhiger im Alter, versöhnte der stürmische Heinrich sich auch mit seinem sonst gehaßten Sohne, und ließ sogar seine Abneigung gegen die neue Lehre fahren. Er starb 1568, auch in der Romanenwelt bekannt durch seine Liebe mit Eva von Trott, von der erzählt wird, daß sie scheinbar zu Gandersheim auf Heinrichs Befehl gestorben und beerdigt, dann aber im tiefsten Geheimniß auf die Feste Staufenburg geführt worden sei, wo Heinrich mit ihr in süßer Minne gelebt, und sieben Kinder (wovon jener Eitel Heinrich der älteste) gezeugt habe. Noch jetzt wird auf der verfallenen Staufenburg die Stelle gezeigt, wo einer von Eva's Brüdern, der sie aufzuspüren gekommen, auf Heinrichs Geheiß den Tod fand.

zz.

Heinrich der Seefahrer, war der dritte Sohn des Königs Johann I. von Portugal, der von 1385 an regierte. Portugal genoß damals einer glücklichen Ruhe; die Nation war thätig und unternehmend, und der Trieb, Entdeckungen und Eroberungen zu machen, fast allgemein. Besonders zeichnete sich hierin der Infant Heinrich aus. Schon früh gab der großherzige Jüngling glänzende Beweise seines Muthes, aber mehr als die Waffen liebte er die Wis=

fenschaften, besonders Mathematik, Sternkunde und Schifffahrtskunst. Als die Portugiesen Ceuta eroberten (1415), hatte Heinrich sich sehr ausgezeichnet, und erhielt von seinem Vater die Ritterwürde. Nach dessen Tode wählte er die Stadt Sagres in Algarbien, unweit des Vorgebirges St. Vincent, zu seinem Aufenthalt, und setzte den Krieg gegen die Mauren in Afrika rüstig fort. Er beunruhigte ihre Küsten durch seine Schiffe, und seine Seeleute kamen auf diesen Zügen in Gegenden des Weltmeers, welche die unkundigen Schifffahrer jener Zeit lange für unzugänglich gehalten hatten. Aber Heinrichs Entwürfe gingen auf etwas Größeres. Die Entdeckung unbekannter Erdgegenden war das Ziel, wohin er strebte. Bekannt mit den Fortschritten, welche die Erdkunde bis dahin gemacht hatte, versäumte er während seiner Feldzüge in Afrika keine Gelegenheit, durch die Mauren Kenntnisse von den Ländern zu erlangen, die an Aegypten und die arabischen Staaten grenzten, und nachzuforschen, ob man um die Westküste von Afrika einen Weg zu den Schätzen Indiens finden könnte. Die Araber waren bis dahin die einzigen, die nähere Kenntnisse von diesem Erdtheile hatten. Aus dieser Quelle schöpfte Heinrich umständlichere Nachrichten von dem innern Afrika, von der Küste von Guinea und andern großen Küstenländern. Er besprach sich mit kundigen Männern, und als er ihr Zeugniß mit den eingezogenen Nachrichten einstimmig fand, entschloß er sich, seinen Plan auszuführen. Er errichtete zu Sagres eine Sternwarte und eine Schule, in welcher junge Edelleute in allen zur Schifffahrtskunde erforderlichen Wissenschaften unterrichtet wurden. Er war der erste, der den Gebrauch des Compasses, den man übrigens schon in Europa kannte, auf die Schifffahrt anwendete, und man schreibt ihm einen großen Antheil an der Erfindung des Astrolabiums zu. Er sandte von Zeit zu Zeit Schiffe auf Entdeckungen an der Küste der Barbarei und Guinea aus, doch blieben diese Reisen anfangs ohne wichtige Ergebnisse. Auf einer dieser Reisen entdeckten zwei in seiner Schule gebildete Hauptleute, Juan Gonsalez Zarco und Tristan Vaz, durch Stürme verschlagen, die Insel Puerto Santo, und 1418 die Insel Madera (Madeira, im Portugiesischen Holz; sie gaben der Insel diesen Namen von dem vielen Holze, womit sie bewachsen war). Heinrich empfing die Rückkehrenden freudig über den glücklichen Anfang. Seine erste Sorge war nun, die neu entdeckten Eilande mit Ansiedlern zu besetzen, und den üppig fruchtbaren Boden anzubauen. Auf Madeira hatten die Ansiedler, um schnell einen guten Boden für neue Anpflanzungen zu gewinnen, die dichten Wälder angezündet. Heinrich, der den künftigen Holzmangel voraussah, gab Befehl zu neuen Waldpflanzungen, und um den Zucker nicht mehr von den Arabern kaufen zu müssen, ließ er aus Sicilien Zuckerrohr kommen, das in dem feuchten Boden bald vortrefflich gedieh. Nach Entdeckung von Madeira waren Heinrichs Gedanken auf die goldreiche Guinea-Küste gerichtet. Nur sein beharrlicher Muth konnte die großen Schwierigkeiten überwinden, die der Unternehmung entgegenstanden. Das Vorgebirge Non, sagte man, wäre das Ziel, welches Gott der Menschen kühner Ehrfurcht gesetzt hätte. Heinrich hörte alle Äußerungen der Kurzsichtigkeit, wie allen Tadel, mit ruhigem Gleichmuth an, und seine Beharrlichkeit ward dadurch nicht erschüttert. Gianez, einer von seinen Seefahrern, bot ihm seine Dienste an, um das furchtbare Vorgebirge zu umsegeln und Entdeckungen auf der Küste von Guinea zu machen. Er ging 1433 unter Segel, umschiffte glücklich das Vorgebirge Bojador und nahm Besitz von der Küste

durch Errichtung eines Kreuzes, worauf, wie gewöhnlich geschah Heinrichs Wahlspruch: Talent de bien faire, geschrieben ward. Lobsprüche und Geschenke belohnten den kühnen Entdecker. Im folgenden Jahr ward ein größeres Schiff ausgesandt, das 30 Meilen über Bojador hinaus kam. Bei diesen glücklichen Unternehmungen verstummte allmälig der Tadel, und Heinrich fand mehr Unterstützung. Sein Bruder Pedro, der während Alfonsos V. Minderjährigkeit die Regierung führte, leistete ihm kräftigen Beistand, und bestätigte die Schenkung der Inseln Puerto Santo und Madeira, die Heinrich schon von dem verstorbenen König Eduard erhalten hatte. Der Papst Martin V. bekräftigte nicht nur die Schenkung der beiden Inseln, sonden sprach zugleich den Portugiesen alle Länder, welche sie längs der afrikanischen Küste bis Indien entdecken würden, als Eigenthum zu. Im J. 1440 kamen Antonio Gonzalez und Nunno Tristan bis zum weißen Vorgebirge, und dieser neue glückliche Erfolg machte einen günstigen Eindruck auf das Volk. Von allen Seiten eilten muthvolle Jünglinge herbei, und zeigten desto lebhaftern Eifer, an den Entdeckungsreisen Theil zu nehmen, da jetzt schon der Goldstaub auch die Habsicht reizen konnte. Heinrich hatte bisher alle Kosten allein bestritten, jetzt bildeten sich Gesellschaften unternehmender Männer, die unter seiner Leitung Entdeckungsreisen wagen wollten, und es wurde bald die Angelegenheit des ganzen Volks, was bisher nur die Sache eines einzigen Mannes gewesen war. Schneller stieg nun das Entdeckungsglück, als vereinte Kräfte das rühmliche Werk förderten. 1446 umschiffte Nunno Tristan das grüne Vorgebirge, und zwei Jahre später entdeckte Gonzalez Vallo drei von den azorischen Inseln, gegen 200 Meilen von der Küste entfernt. Heinrich setzte bis zu seinem Tode diese Bemühungen eifrigst fort. Er starb 1463, 67 Jahr alt, und hatte noch die Freude, die Entdeckung der Küste Sierra Leona zu erleben und auf dem Throne seines Vaterlandes einen Fürsten, Johann II. zu sehen, dem es Ernst war, eifrig zu fördern, was mit so günstigen Vorbereitungen begonnen war. Die wichtigen Folgen, welche die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seewegs zu Indiens Handelsschätzen auf die ganze Welt hatte, sichern ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte, und seinen Bemühungen den Ruhm, seinen bedeutungsvollen Wahlspruch würdig erfüllt zu haben.

Heinrich (Prinz) von Preußen, s. Friedrich Heinrich Ludwig.

Heinse (Wilh.), ein genialer deutscher Schriftsteller war 1749 zu Langenwiesen, einem Dorfe bei Ilmenau in Thüringen geboren. Ein Jüngling von feinem Sinn und ausgerüstet mit herrlichen Fähigkeiten, um mehr als Eine schöne Kunst zu erfassen und auszuüben; kräftig von Körper, das Gedächtniß treu, die Phantasie höchst entzündbar, schwelgerisch, üppig, bildete er sich mehr in der Welt, als in der Schule. Nachdem er seine juristischen Studien in Jena wohl oder übel vollendet hatte, ging er nach Erfurt. Hier erhielt seine poetische Richtung durch Wieland. Mit der Uebersetzung des Petron begann er seine literarische Laufbahn; Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse folgten. Möge man auch das Talent des Verfassers, das sich in beiden Werken darthut, anerkennen, so darf man sich doch nicht verbergen, daß sie in unserer Literatur zu den wenigen erotischen Schriften gehören, die eine gefährliche Wollust athmen. Selbst Wieland nahm an dem kecken Muthwillen seines Zöglings ein Aergerniß. In

Düsseldorf, wohin ihn Jacobi als Theilnehmer an der Iris, von Halberstadt 1776 berief, ward durch den Besuch der herrlichen Bildersammlung sein Kunstsinn aufgeregt, genährt und verfeinert. Von da ging er 1780 in das heiß gewünschte Italien. Hier schwelgte er in Lust und Freude drei Jahre lang. Aber befremden muß es, daß damals Heinse das befreite Jerusalem und den Orlando, aufgelöst in Prosa, aus dem Lande der Musik nach Deutschland hinüber wandern ließ, und seinen Landsleuten zumuthete, daß sie aus dieser Nachbildung begreifen sollten, „wie die herrlichsten Menschen seit einigen Jahrhunderten von Ariosts Gedichten bezaubert worden wären." In Mainz fand der Heimgekehrte zugleich mit J. Müller ein ruhiges Plätzchen. Er wurde Vorleser des Churfürsten, und nachher Hofrath und Bibliothekar. Dort schrieb er Ardinghello und Hildegard. Was er von Bildnerei und Musik, die er beide schwärmerisch liebte, in seinem Leben erfunden, geahnet und enträthselt hatte, legte er in seinen Werken nieder, deren stürmischer bacchantischer Taumel zwar den Leser gewaltsam ergreift und dahinrafft, ein edles Gemüth aber nicht erheitern kann. Er starb 1803, 54 Jahr alt. Höchst anziehende Briefe von ihm finden sich in der Sammlung von Briefen zwischen Gleim, Heinse and Müller. Die 1805 unter seinem Namen erschienenen musikalischen Dialogen sind nicht von ihm.

Heinsius (Daniel und Nicolaus), Vater und Sohn, zwei berühmte Kritiker. Der Vater, geb. zu Gent 1582, war ein Schüler Joseph Scaligers, wurde Professor der Politik und Geschichte in Leyden, auch Historiograph von Holland, und starb 1655. Seine vielseitigen Verdienste als Philolog und Historiker, die schönen Verse, welche er in griechischer und lateinischer Sprache dichtete, und sein guter Geschmack erhoben ihn zu einer hohen Stufe des Ruhms. Unter den Alten hat er besonders den Horaz, den Maximus Tyrius, Terenz u. s. w. bearbeitet; auch sind seine Arbeiten für das neue Testament schätzbar. Seine historischen Schriften, so wie seine Reden, empfehlen sich durch eine vortreffliche kräftige Sprache. — Nicolaus, geboren zu Leyden 1620, machte viele Reisen nach England, Frankreich und Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christina von Schweden sandte. In der Folge bekleidete er die Stelle eines niederländischen Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten zehn Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande zu, und starb 1681 in Haag. Er liebte vornehmlich die römischen Dichter, und war in kritischer Behandlung derselben so glücklich, daß er der Wiederhersteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus u. A. genannt zu werden verdient. Außer diesen Dichtern gab er auch den Virgel, Claudian, Prudentius u. s. w. heraus. Zerstreute Anmerkungen über mehrere römische Schriftsteller findet man in seinen Adversarien, die erst 1742 erschienen. Er war selbst ein guter lateinischer Dichter.

Heinsius, Großpensionär von Holland, war lange der Leiter aller wichtigen Handlungen der Republik. Er war der Günstling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, der 1689 als Wilhelm III. den englischen Thron bestieg, und hatte großen Antheil an dessen politischen Verhandlungen. Wilhelm hatte ihn nach dem Nimweger Frieden nach Paris gesandt, um da seine Rechte auf das Fürstenthum Oranien geltend zu machen. Heinsius sprach so lebhaft für den Prinzen und die Protestanten, daß Louvois sich unterfing, ihm mit der Bastille zu drohen. Seitdem war er Frankreichs abgesagter Feind, und gab sich besonders während des spanischen Erbfolgekriegs nicht vergebliche

Mühe, Ludwig XIV. zu demüthigen. Aber sein Widerstand gegen die Abschließung des Friedens zog der Republik eine große Schuldenlast zu, und nachdem er 30 Jahre lang als Rathspensionär unumschränkt geherrscht hatte, verlor er seine Stelle und starb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Heißhunger, s. Bulimie.

Heizung heißt soviel als Erhitzung, Erwärmung durch Feuer. Man braucht die Wörter heizen, Heizung sowol zur Bezeichnung der durch Feuer zu bewirkenden Erhitzung der mancherlei Gattungen von Oefen, deren Wärme zu verschiedenen ökonomischen und technischen Zwecken benutzt wird, als auch bei der Erwärmung der Zimmer durch Oefen (oder Kamine). Letztere sind also Werkzeuge oder Vorrichtungen zum Heizen, Feuerbehälter, kleine Gebäude zum Behuf bequemer Benutzung der Wärme, welche das Feuer (das Verbrennen) entwickelt, für mancherlei Zwecke, mit Beseitigung des Rauchs. Die zunehmende Holztheurung hat endlich unsere Zeitgenossen vermocht, durch Erfindung zweckmäßiger, auf sparsamen Verbrauch des Brennmaterials berechnete Oefen, Heerde und anderer Feuerstätten, der so lange herrschend gewesenen Holzverschwendung Grenzen zu setzen, und man hat seit einiger Zeit angefangen, vorzüglich den Bau der Stuben- und Kochöfen kunstmäßiger zu betreiben, indem man die durch die Fortschritte der Physik herbeigeführte Kenntniß der Natur der Wärme, der Gesetze der Wärmeentwicklung und Wärmeleitung darauf anzuwenden bemüht ist. Die Zweckmäßigkeit eines Ofens beruht im Allgemeinen vorzüglich auf gehöriger, wohlberechneter Beschränkung des Feuers, in Verbindung mit einer Einrichtung, welche auf möglichste Benutzung der entwickelten Wärme abzielt. Mit einem kleinen Feuer kann man, bei genugsamer Beschränkung desselben, z. B. ein Zimmer, viel besser heizen, als mit einem großen bei schlechter Beschränkung, und je enger ein Feuer, unbeschadet seiner Lebhaftigkeit, beschränkt werden kann, desto mehr wirkt es erwärmend (erhitzend) auf seine Schranke, nämlich auf die Wände und Decken des Behälters, worin es eingeschlossen ist. Vergleicht man mit diesen Grundsätzen die meisten noch jetzt gebräuchlichen Oefen, so sieht man, daß es große, weite und hohe Kasten sind, worin das Feuer sich ohne Hinderniß ausbreiten und emporsteigen kann, so daß bei weitem die meiste Wärme schnell und unbenutzt mit dem Rauche in den Schornstein entweicht. Zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der jetzt gebräuchlichen Oefen ist noch Folgendes in Betrachtung zu ziehen: 1) Da ein Feuer, bekanntlich, um so lebhafter brennt und um so mehr Wärme entwickelt, je mehr die äußere Luft mit dem brennenden Material in Berührung kommt, so sind die Zugöfen, bei welchen die Luft durch eine kleine Oeffnung des Ofenlieds (Ofenschürchens) fortwährend einströmt und das Feuer anbläst, den bisher und noch jetzt gewöhnlichen Oefen, die von außen geheizt werden und eines solchen Luftstroms ermangeln, weit vorzuziehen. 2) Da das Feuer aufwärts steigt und daher am meisten nach oben wirkt, so ist dessen Beschränkung in dieser Richtung am nöthigsten und es ist eine Hauptregel bei der Verbesserung der Oefen, die Höhe des Feuerraums zu vermindern. Diese wichtige Regel hat man zwar neuerlich beim Bau der Kochöfen beobachtet, bei den Stubenöfen dagegen vernachlässigt, deren Feuerraum fast durchgängig zu hoch ist. Mehr als 7, 8, höchstens 9 Zoll Höhe sollte keines Stubenofens, und eben so keines Kochofens Feuerraum enthalten. Man kann daher fast jeden Stubenofen dadurch sehr verbessern und in einen Sparofen verwandeln, daß man in dem Feuer-

kasten einen Wärmekasten (Wärmerohr), in Form einer Brat- oder Kochröhre, anbringt (z. B. nach Pohls Angabe. S. dessen Beschreibung eines Kochofens), dessen Mündung dann viel Wärme in das Zimmer bringt, wenn man nämlich unter dem Wärmekasten ein Ofenlied anbringt, wodurch der Ofen zugleich, wenn er es noch nicht war, in einen Zugofen umgeändert wird, worin der Feuer- oder Wärmestrom den Kasten umspielt. 3) Das zu schnelle Entweichen der Wärme, welche das Brennmaterial entwickelt, muß möglichst verhütet werden; dieß geschieht durch Verlängerung des Wegs, den der Feuer- und Rauchstrom, von der Feuerstätte bis zum Ausgang in den Schornstein oder das Kamin zu durchlaufen hat. Darauf beruht die mehr oder weniger zweckmäßige Einrichtung der Ofenaufsätze, welche mit mehreren Zügen, doch mit einem nach verschiedenen Richtungen gebohrten Kanale von genugsamer Länge versehen sein müssen. Daher die sogenannten Circuliröfen, welche, als die ersten verbesserten Stubenöfen, bisher eine bedeutende Rolle gespielt haben. Hierzu eignen sich die bekannten Dietendorfer Ofen, welche lang, schmal und von unbeträchtlicher Höhe sind, am besten, und man versieht einen solchen Feuerkasten mit einem thönernen Aufsatz mit 3 Horizontalzügen aus gebrannten Tafeln oder Kacheln. Die neuesten Circuliröfen, welche Mode zu werden angefangen haben, sind ganz aus Eisen gegossen, d. h. Feuerkasten und Aufsatz sind aus einem Guß; sie haben aber, wie fast alle bisherigen Oefen diese Art, doch in geringerem Grade, den Fehler, daß der Feuerkasten zu hoch und die Züge zu weit sind, mithin die Regel der möglichsten Feuerbeschränkung nicht genug beobachtet ist. Durch die Verengerung der Züge und die Verminderung der Höhe des Feuerraums concentrirt man die Wärme und gewinnt dadurch, außer besserer Heizung der Zimmer, zugleich den Vortheil, daß sich weniger Ruß ansetzt, den nur der abgekühlte Rauch erzeugt. 4) Auch die Materialien, deren man sich zum Ofenbau bedient, sind für die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen wohl zu berücksichtigen. Eisen, als guter Wärmeleiter, ist überall dienlich, wo es auf schnelle Erwärmung der Zimmer ankommt; aber es hat die Eigenschaft aller Wärmeleiter, beim Mangel des Feuers bald wieder zu erkalten, welches um so mehr der Fall sein muß, je dünner die Eisenplatten sind. Dagegen ist gebrannter Thon ein schlechter Wärmeleiter, und dient daher zum längern Nachhalten der empfangenen Wärme. Aus diesem Grunde sind die gewöhnlichen blechernen Windöfen, welche überdies, in Ermangelung fast aller Circulation, die Wärme schnell in den Schornstein abführen, sehr unzweckmäßig. Zweckmäßiger sind aus obigem Grunde diejenigen Oefen, deren Feuerkasten aus starken Eisenplatten, einen thönernen Aufsatz tragen, wodurch man beide Vortheile, nämlich den des schnellen Heizens und des Nachhaltens der Wärme, vereinigt. Zweckmäßig in jener Hinsicht ist es daher auch, wenn man, bei Circuliröfen mit thönernen Aufsätzen zu den Decken der Horizontalzüge Blechtafeln von geringer Dicke wählt. Es gibt aber auch Oefen, bei welchen das Nachhalten oder die Dauer der Erwärmung allein berücksichtigt ist, worin man daher das Feuer nicht zu unterhalten braucht, und welche darauf eingerichtet sind, daß sie nur zuweilen, aber dann stark, geheizt werden dürfen, um dann desto länger warm zu bleiben, und das Zimmer, worin sie stehen, in angenehmer Temperatur zu erhalten. Von den Backöfen ist diese Eigenschaft bekannt, und jedermann weiß, wie lange sie nach der Heizung die Hitze beibehalten. Aber nicht jeder kennt wohl die russischen Stubenöfen, welche in 24 Stunden nur einmal, ohne weitere Unterhaltung des Feuers, geheizt werden, und dennoch die Zim-

met, während dieser ganzen Zeit, trotz des kalten Climas, hinlänglich und gleichmäßig warm erhalten. Sie werden gewöhnlich ganz aus Backsteinen gebaut und mit vielen (senkrechten) Zügen versehen. Bei jeder Heizung wird starkes Feuer gegeben, um die Backsteine möglichst zu erhitzen. Sobald nun das Flammenfeuer vorüber und blos noch reine Kohlenglut vorhanden ist, wird sowol oben das Abzugsrohr, als unten das Schür- oder Heizloch durch wohlpassende Klappen u. dgl. verschlossen, und die Arbeit des Heizens ist geschehen und unter 24 Stunden nicht wieder nöthig. Diese Oefen verbreiten eine angenehme, gleichmäßige und daher gesunde Wärme in den Zimmern, deren längere Dauer durch die überall eingeführten Doppelfenster sehr unterstützt wird. 5. Je mehr Züge endlich die Oefen oder deren Aufsätze enthalten, desto mehr ist es nöthig, daß sie nicht zu selten gereinigt werden, wenn sie jederzeit gute Dienste leisten sollen, da der Ruß die Wärmeleitung und daher die Wirkung des Ofenfeuers schwächt. Man vermeidet übrigens die häufige Erzeugung des Rußes durch die zweckmäßige Einrichtnng der Oefen, durch gehörige Beschränkung des Feuers, durch verhältnißmäßige (nicht zu weit getriebene) Verengung der Züge, wodurch die Wärme des Rauchs concentrirt und die Ansetzung des Rußes vermindert wird. Man darf daher auch die Vermehrung der Züge, d. h. die Verlängerung des Wegs für den Rauch nicht zu weit treiben, weil bei zu großer Abkühlung des letzten nicht nur viel Glanzruß entsteht, sondern am Ende eine rußige Flüssigkeit erzeugt wird, welche herabtropft und die Zimmer verunreinigt. Hinsichtlich der Vermeidung des Rußes sollte man auf die Vervollkommnuug der rauchverzehrenden Oefen bedacht sein, deren Feuerkasten die Form eines abgekürzten Kegels haben; sie sind mit einem Seitenrohr versehen, durch welches die äußere kalte Luft in den obern Theil des Feuerrohrs geleitet wird; die kalte Luft drückt den Rauch nieder, so daß er vom Feuer entzündet wird. Natürlich setzt sich in diesen Oefen fast gar kein Ruß an, da es an Rauch fehlt, nur sind sie nach der bisherigen Einrichtung zu kostspielig. Am meisten darf man sich aber für die Verbesserung der Stubenöfen oder die vollkommnere Heizung der Zimmer von der zu erwartenden Einführung der Saugwerke versprechen. Diese gründen sich auf die Erfahrung, daß die Luft, wo sie erhitzt wird, sich sogleich ausdehnt und aufsteigt, während andere kühlere Luft an ihre vorherige Stelle tritt, wodurch man, bei fortwährender Wärmeerzeugung, einen heißen Luftstrom unterhalten kann. Dies geschieht durch eiserne (eisenblecherne), im Ofen oder dessen Aufsatz angebrachte Röhren, deren beide Mündnngen sich in das Zimmer öffnen, so daß keine derselben mit dem Rauch des Feuerstroms Gemeinschaft hat. Diese Wärmeröhren werden mit Knieen versehen, damit man sie im Innern des Ofens nach verschiedenen Richtungen leiten kann, wie es die Umstände erfordern, z. B. aus dem Feuerkasten in die Züge, wo man sie mit ihren oberen Mündungen in passenden Löchern, die in die Seitenwand eines Zugs gemacht werden, mittelst guten Lehms befestigt. Eben so wird auch die untere Mündung eines solchen Wärmerohrs in dem Loche einer Ofenwand befestigt. Es ist klar, daß durch diese Einrichtung eine ununterbrochene Circulation und Erhitzung der Luft während der Heizung (Unterhaltung des Feuers im Ofen) bewirkt werden muß, wobei die erhitzte Luft aus der obern Mündung der Wärmeröhren ausströmt, indem die untere fortwährend andere kühlere Luft einsaugt, welche innerhalb des heißen Rohrs ebenfalls sogleich erwärmt wird u. s. w. Je näher man den untern Theil eines Wärmerohrs über dem Feuer anbringt, desto stärker ist, natür-

lich, die Wirkung, aber desto stärker muß auch das Eisenblech sein, woraus dieser Theil gemacht ist, wenn er nicht zu bald verbrennen soll. Auch mit der Zahl der Wärmeröhren steht, begreiflich, der Erfolg eines solchen Saugewerks in genauem Verhältniß, d. h. jemehr man deren anbringen kann, desto besser ist es. Diese Einrichtung ist nicht nur holzsparend, sondern man gewinnt auch dadurch den Vortheil einer gleichmäßigen Verbreitung und Vertheilung der Wärme in den Zimmern, was eben so angenehm als günstig für die Gesundheit ist. Daß man übrigens aus einem Ofen von genügsamer Größe die zweckmäßig angebrachten Wärmeröhren verlängern und in andere Zimmer leiten könne, um diese blos durch das Einströmen der erwärmten Luft (ohne besondere Oefen) zu heizen, leuchtet von selbst ein. Die zu große Mannichfaltigkeit der jetzt gebräuchlichen Stubenöfen, hinsichtlich der Haupteinrichtung, ist eben kein Zeuge von einer hohen Stufe, welche die Ofenbaukunst im Ganzen bis jetzt erreicht hätte. Denn die Anwendung richtiger physikalischer Grundsätze auf diese Kunst fordert auch eine bestimmtere Einrichtung, welche übrigens hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der äußern Form und Verzierung dem Geschmack noch freien Spielraum genug läßt. Von der Hand scheint eine Verbindung zweckmäßig gebauter Circuliröfen mit dem Saugwerk viel Vortheil zu versprechen, und höchst wahrscheinlich würden aus der Vereinigung der Vortheile des rauchverzehrenden Ofens, des Saugwerks und Circulirofens die vollkommensten Stubenöfen hervorgehen. Die Brennmaterialien, deren man sich zum heizen bedient, sind bekannt, und jedermann weiß, daß man, außer dem Scheitholze und Reißig, auch Steinkohlen, Torf, Lohkuchen, und neuerlich sogar die Sägespäne (in ähnlicher Form, wie die Lohkuchen) dazu anwendet. Jedes dieser Materialien, welche fast sämmtlich, die Steinkohlen ausgenommen, dem Pflanzenreiche angehören, gewährt seine eignen Vortheile, wovon hier das Nähere übergangen werden kann; vom Scheitholze aber, als dem vorzüglichsten Heizmaterial, sollte jeder wissen, daß es nur völlig trocken und kurz (wenigstens drei, in der Regel viermal) geschnitten, in Stubenöfen mit Vortheil verbraucht werden kann. Die Literatur dieses Fachs enthält zwar im Einzelnen mancherlei gute Vorschläge, Vorschriften, Anleitungen zum Bau holzsparender Oefen, Heerde u. s. w., aber alles ist noch zu einseitig und unvollständig; an einem classischen Werke über diesen Gegenstand — wozu auch die Zeit noch nicht reif sein dürfte — fehlt es uns noch. Beachtung hinsichtlich der Wärmeröhren und Fortleitung der erwärmten Luft verdient die noch neue Schrift: Die Heizung mit erwärmter Luft.

Hektisch (gr. ἑκτικος, von ἕξις, das Verhalten, Befinden) hat, wie man sieht, ursprünglich eine sehr weite Bedeutung, die jedoch gewöhnlich dahin beschränkt wird, daß damit ein Zustand, Fieber, Krankheit oder auch eine Person bezeichnet wird, bei welcher Abzehrung vorhanden ist. Einzelne Symptome, welche eine solche Krankheit andeuten, werden auch hektisch genannt, z. B. eine hektische Röthe der Wangen, hektischer Husten u. s. w.

Hela, s. Nordische Mythologie.

Heldenbuch, ein berühmtes altdeutsches Gedicht, enthaltend die Thaten und Abenteuer des lombardischen Königs Otnit, Elberichs, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, Königs Giebichs von Worms, Dietrichs von Berne, des Königs Laurin, die Geschichte von dem berühmten Rosengarten zu Worms u. s. w. Dieses Heldenlied beschäftigt ungemein die Phantasie durch Vorführung bald der abenteuerlichsten, bald der lieblichsten Erscheinungen, mit großer Naivetät erzählt, und ist von gro-

sem Werth für die Sittengeschichte des Mittelalters. Als Hauptverfasser wird Heinrich von Osterdingen zu Eisenach im 13. Jahrh. genannt. Zuerst ward es 1509 gedruckt; allein so wird es schwerlich von Osterdingen gekommen sein, vielmehr ist das Gedruckte wol nur eine freie Bearbeitung jenes alten Osterdingischen, von dem man bis jetzt blos Bruchstücke entdeckt hat. Zuletzt hat H. v. d. Hagen jene Heldenlieder herauszugeben angefangen.

Heldengedicht, auch Epopöie genannt, ist eine besondere Art aus der Gattung der epischen Poesie (des Epos). So geringfügig diese Bemerkung scheint, so wichtig ist sie doch; denn hält man sie nicht fest, so kann es nicht fehlen, man wird das viele Einseitige und Willkürliche, das über diese Dichtungsart bereits behauptet worden ist, nur vermehren oder bestätigen. Das Einseitige und Willkürliche dieser Behauptungen hat aber seinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung selbst nahm, und aus den Gedichten Homers, wie sie dem Aristoteles erschienen waren, und Virgils, als Mustern für diese Gattung, die Regeln derselben ableitete und für alle ähnliche Werke festsetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterschied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchstens für dieses gelten konnten. Höchstens, sagen wir, denn es gab darunter auch solche, welche keineswegs in dem Wesen des Heldengedichts gegründet waren, sondern nur aus falscher Ansicht jener Muster entstanden sein konnten. Von jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragische Verwickelung, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit der Handlung, in den Charaktern Idealität, in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroisch Wunderbare, zu dessen Darstellung auch eine Einmischung überirdischer Wesen für nothwendig erachtet ward. Nun sehe man nur, wie besonders die neuere Praxis, durch solche Regeln verleitet, alle Kunstgriffe aufbot, den darzustellenden Gegenstand zu vergrößern, wie sie dadurch aus allem epischen Charakter völlig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch selbst erfundene kalte Allegorie alles innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darstellung ertödtete. Selbst in den gelungensten Werken dieser Art hat man noch oft genug Ursache, diese Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über die Entstehung der Gedichte Homers die richtige Ansicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Ansicht dieser Gedichte gegründeten, theoretischen Verirrungen in Ansehung des Epos zurückkommen, und so wurden denn Wolfs kritische Untersuchungen über Homer auch für die Aesthetik fruchtbar. A. W. Schlegel war es vornehmlich, der, nach der berichtigten Ansicht von Homers Rhapsodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufstellte, nachdem bereits früher mehrere Stimmen gegen die Gesetzkräftigkeit blos temporeller und örtlicher Einrichtungen sich erklärt, und also vom Zufälligen mehr auf das Wesentliche hingewiesen hatten. Besaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, so hatte man darum doch noch keine eben so richtige Theorie des Heldengedichts; ja es schien, als wollte man jetzt in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und nun dem Heldengedicht keine andern Gesetze zugestehen, als die des Epos überhaupt, und nach keinem andern Muster, als nach Homers Rhapsodien, zu welchem Behufe mitunter das Ansehn Virgils gar sehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum sei! Das Heldengedicht, als episches, wird zwar allerdings unter den Gesetzen des Epos stehen, als eine be-

sondere Art in der Gattung aber auch Eigenthümlichkeiten haben müssen, durch die es sich von jedem Epos, das kein Heldengedicht ist, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundsatz aus, daß die Form eines Kunstwerks bedingt sei durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innigsten Harmonie stehen müssen, so wird man nicht umhin können, zu gestehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meisten zum Ziele treffe. Er erklärt es als die Darstellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menschheit oder einen großen Theil derselben, durch die Charaktere, welche an ihr Theil nehmen, und die Art ihrer Entwickelung das Gefühl des Erhabenen erregt, in der Form der höchsten durch Sprache darstellbaren Schönheit. Wenn der Urheber dieser Erklärung die Darstellung einer Handlung fodert, so scheint er dem Heldengedicht Gesetze der Tragödie vorzuschreiben, denn in dem Begriff der Handlung sind die Anfoderungen der Einheit, Vollständigkeit u. s. w. mit eingeschlossen. Schwerlich würde man ein Heldengedicht darum tadeln, weil es diese Anfoderungen befriedigte; man kann aber freilich auch nicht, als eine unumgängliche Nothwendigkeit, darauf dringen. Hier gelten die allgemeinen Gesetze des Epos. Streng hat dagegen der Sänger eines Heldengedichts über Einheit des Tons zu wachen, weil er, wenn er diese verletzte, die Wirkung seines Gedichts selbst vernichten würde. Als diese Wirkung nennt Heydenreich das Gefuhl des Erhabenen, welches jedoch nur mit Einschränkung dafur kann angenommen werden. Es gibt nämlich drei verschiedne Classen von Heldengedichten, und bei jeder ist die Wirkung verschieden. Diese drei Classen kann man bezeichnen als das ernste, das komische und das romantische Heldengedicht. Was bisher von dem Heldengedicht überhaupt gesagt worden ist, kann man als von dem ernsten gesagt annehmen. Die Wirkung desselben soll allerdings Gefuhl des Erhabenen sein; gerade die entgegengesetzte aber hat das komische Heldengedicht zum Zweck. Dieses ist hervorgegangen aus der Parodie des ernsten Heldengedichts, d. h. aus der scherzhaften Anwendung der ernsten Form desselben auf einen mit ihr abstechenden Stoff, wobei der Contrast hauptsächlich dient, das Gefuhl des Lächerlichen zu erregen. Hier ist deshalb manches von sehr guter Wirkung, was im ernsten Heldengedichte geradezu seinen Zweck verfehlt, namentlich die ganze allegorische Maschinerie. Das romantische Heldengedicht kann man dem vorigen nicht entgegensetzen, indem es ernst sein kann, wie bei Tasso, Trissino, Camoens u. a., oder komisch, wie bei Ariosto. Da es jedoch mit der Zeit zu einer Mischung von Ernst und Scherz wurde, indem die Dichter es nicht verhehlten, daß sie mit ihrem Stoffe nur spielten, so kann man füglich das romantische Heldengedicht als eine eigne Classe neben jene stellen. Der Geist eines scherzenden Spottes waltet darin vor. Wie der Scherz überall mehr Freiheit hat als der Ernst, so ist auch diese Classe von Heldengedichten ungebundener, und der lose Geist Capriccio treibt bisweilen darin mit den Regeln ein loses Spiel. Hierüber indeß mehr, wo wir von der romantischen Poesie überhaupt zu sprechen haben. dd.

Helena, eine Tochter der Leda und des spartanischen Königs Tyndarus (der Fabel nach des Jupiters, der in Gestalt eines Schwans der Leda genaht), war von so unbeschreiblicher Schönheit, daß Tyndarus, aus Furcht, derjenige, dessen Gemalin sie würde, möchte von allen andern aus Neid verfolgt werden, fast alle griechischen Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, einen Eid schwören ließ, durch welchen sie sich verpflichteten, mit ihrer ganzen Macht demjenigen beizu-

stehen, den sie zum Gemal erwählen würde, im Fall er ihrentwegen angefochten werde. Diesem gemäß foderte ihr Gemal Menelaus, als sie ihm von Paris, dem Sohne des trojanischen Königs Priamus, entführt worden war, alle griechischen Fürsten zur Bestrafung des erlittenen Schimpfs auf, und dies war die Veranlassung zu dem trojanischen Kriege. Aus dem Besitz des Paris, der im letzten Belagerungsjahre fiel, kam Helena in die Hände seines Bruders Deiphobus, und nach Trojas Eroberung nahm sie der erste Gemal Menelaus, den sie durch ihre Liebkosungen wieder zu gewinnen wußte, mit sich zurück nach Sparta. Hermione hieß ihre mit Menelaus erzeugte Tochter.

Helena (Insel), s. St. Helena.

Helenenfeuer (auch St. Helms-, St. Elmo- oder Eliasfeuer, Feu S. Elme), die Benennung einer Lufterscheinung, welche von brennbaren Dünsten in der Luft herrührt, in Gestalt einer Flamme sichtbar wird, und sich oft auf Schiffen an den Masten und Raaen sehen läßt. Erscheinen zwei Flammen (Castor und Pollux), so gilt dies den Schiffern für eine gute Vorbedeutung, eine einzelne Flamme hingegen, die auch nur die Helene heißt, betrachten sie als ein böses Zeichen.

Helenus, des Priamus Sohn und der Kassandra Zwillingsbruder, begabt mit Seherkraft. Er warb nach Paris Tode vergebens um die Helena, und verrieth, erzürnt darüber, Troja. Der Betrug mit dem hölzernen Pferde wird ihm zugeschrieben.

Helgoland, eine kleine Inselgruppe, die 6 Meilen vor den Mündungen der Elbe, der Weser und der Eyder in der Nordsee liegt, und aus dem Haupteilande Helgoland, aus den Sandinseln, oder den Dünen, und aus verschiedenen Klippen und Riffen, unter denen der sogenannte Mönch die vorzüglichste ist, besteht. Helgoland selbst wird in das hohe und niedrige Land eingetheilt. Jenes hat 4200 Schritt im Umfange und ist 90 bis 160 Schuh über der Meeresfläche. Man steigt 208 Stufen hinauf. Das niedrige Land wird alle Jahre durch Ausspülen der See verringert, und es soll vor einem Jahrhundert noch elfmal mehr Umfang gehabt haben, als gegenwärtig. Jetzt beträgt der letztere kaum 1200 Schritt. Die Dünen oder die Sandinseln haben nur zwei Fünftheile des Umfanges von Helgoland. Die ganze Insel besteht aus verhärtetem Thon von rother Farbe, worunter viel Eisen-Oxyd und etwas kohlensaurer Kalk ist. Auch findet man ziemlich viel kohlensaures Kupfer, am Strande Belemniten, verkohltes Holz, Schwefelkies und Kalkstein. Man weiß, daß große Veränderungen mit diesen Inseln vorgegangen sind. Helgoland selbst hing vor 100 Jahren noch mit der Sandinsel zusammen. Seit 1720 steht die See zwischen beiden 18 bis 20 Fuß hoch. Der Boden von Helgoland selbst ist bis auf eine Tiefe von 4 Fuß gutes Ackerland. Man baut jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerste und wenig Hafer. 60 Kühe finden Weide und 4 bis 500 Schafe können erhalten werden. Auf dem Hochlande stehen 342 Häuser, 78 auf dem niedrigen. In diesen 420 Häusern wohnen ungefähr 2500 Menschen. Es sind größtentheils Fischer, und die vorzüglichste Einnahme besteht in dem Preise für die Seefische, wovon jährlich ungefähr für 60,000 Rthlr. ausgeführt werden. Die Einwohner sind unvermischte Abkömmlinge der alten Friesen, deren Sprache und Gebräuche sie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber bestellen den Acker, dreschen und mahlen das Getreide. Pferde und Wagen gibt es nicht. Die Feurung zieht man vom Festlande. Die Helgoländer sind als geschickte Lootsen bekannt. Es sind zwei Häfen auf der Hauptinsel, der nördliche für die größeren Fahr-

zeuge, und der südliche für die geringern. Man unterhält einen Leuchtthurm, nach dem sich alle Schiffe richten, die in die Elbe, Eider, Weser und Jade einlaufen wollen. Vertheidigt wird die Insel von vier Batterien. Im Sept. 1807 nahm sie Admiral Russel den Dänen ab, und seit den neuesten Friedensschlüssen gehört sie England, welches keine Abgaben von ihnen fordert, und sich weder um ihre Verfassung, noch um ihre innere Verwaltung bekümmert. Die Justiz und Polizei wird nach dem schleswig-holsteinischen Landesgesetzen gehandhabt. Die letzte Instanz bildet der Gouverneur, welcher die vor ihn gebrachten Streitigkeiten militärisch entscheidet. Die jetzige Besatzung der Insel besteht aus 7 — 800 Mann engl. Truppen, welche jedoch ganz auf Kosten Englands unterhalten werden.

Heliaden (Heliadae) waren die sieben Söhne des Sonnengottes Helios, welche erzeugt wurden, als Helios heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Insel Rhodus austrockneten. Ihre einzige Schwester Electryone starb als Jungfrau, und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten sich alle durch Verstand und Kenntnisse aus, beschäftigten sich mit der Astronomie, verbesserten die Schiffbaukunst, und theilten die Tage in Stunden ab. Besonders that es Thenages seinen Brüdern an Scharfsinn zuvor, welche ihm deshalb das Leben nahmen. Als aber diese Mordthat bekannt wurde, entflohen sie von Rhodus bis auf zwei, die sich nicht mit dem Blute befleckt hatten. Auch führt die Fabel Heliaden (Heliades) als Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene an. (S. **Phaethon**).

Helikon, ein berühmter Berg im Westen von Böotien, wohin die Griechen den Sitz der Musen verlegten. Sie hatten hier, nebst dem Apoll, Tempel und Bildsäulen. Hier waren die berühmten Musenquellen Aganippe und Hippokrene. Die Gegend umher war überaus fruchtbar, und so gesund, daß selbst die Schlangen daselbst ihr Gift verloren.

Heliocentrisch heißt in der Astronomie, was sich auf den Mittelpunct der Sonne bezieht, oder was nach der Vorstellung aus dem Mittelpuncte der Sonne betrachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt. S. auch **Geocentrisch**.

Helidmeter, auch Astrometer, ein Werkzeug, das an einem Fernrohre angebracht wird, um kleine Weiten am Himmel, vorzüglich aber die scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes mit mehr Bequemlichkeit zu messen, als mit dem Micrometer geschehen kann. Die Einrichtung kann eine sehr verschiedene sein; ein Mehreres darüber siehe in den Lehrbüchern der Astronomie.

Helios, der Sonnengott in der griechischen Mythologie, war ein Sohn Hyperions und der Theia, ein Bruder der Eos (Morgenröthe) und Selene (Mond). Im Ocean hinter Colchis wohnt er sammt der begleitenden Eos. Aus dem Morgenthore fährt er auf der Dunstluft in schräger Krümmung zu dem Abendthore, und nachdem er sein Gespann im Ocean gekühlt, lenkt er in ein Hephästisches Fahrzeug von schwebendem Golde, welches ihn mit wunderbarer Geschwindigkeit längs des nördlichen Gestades des Ocean nach Colchis zurückträgt, wo er die Rosse im Sonnenteiche badet, und die Nacht bis zur Morgenröthe bei den Seinigen ruht. Spätere Schriftsteller geben ihm auch am westlichen Ende einen Palast, wo er sich und

ein Gespann vor der Umschiffung des Nordgestades mit ambrosischer Nahrung erquickt. Aus der Geschichte des Helios führen die Dichter an, daß er mit Neptun einst um die corinthische Landenge stritt, daß er die heimliche Umarmung des Mars und der Venus verrieth, auch der Ceres den Räuber ihrer Tochter nannte. In Sicilien war ihm eine Heerde Rinder heilig, welche daselbst ungehütet weidete, und deren Anblick ihn erfreute, wenn er am Himmel daher fuhr. Schwer traf seine Rache des Ulysses Gefährten, die einige derselben schlachteten. Er drohte dem Jupiter, in den Orcus hinabzusteigen und den Todten zu leuchten, wenn er die Frevler nicht bestrafte, und der Donner zerschmetterte das Schiff der Verbrecher und versenkte sie in die Wellen. Da er aus dem Geschlechte der Titanen abstammte, führt er auch oft den Namen Titan. Sein Dienst war sehr ausgebreitet, und er hatte viele Tempel und Bildsäulen, z. B. in Corinth, Argos, Trözene, Elis, besonders aber auf Rhodus, wo ihm jährlich ein Viergespann geopfert ward, das man ins Meer stürzte. Sonst opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet wird er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben. Bisweilen fährt er auf seinem mit vier Rossen bespannten Wagen.

Helioscop oder Sonnenglas ist ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein astronomisches oder holländisches Fernrohr wird etwas weiter aus einander gezogen, als es, um dadurch zu sehen, nöthig ist. So wird es gegen die Sonne gerichtet, und das dadurch entstehende Bild in einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieser Absicht wird entweder ein Zimmer verfinstert, oder man steckt das Fernrohr in ein dunkles trichterförmiges Behältniß, dessen Boden mit geöltem Papier überspannt, oder mit einem matt geschliffenen Glase verschlossen ist, worauf sich die Sonne abbildet. Auf diesem Papier oder Glase wird ein Kreis beschrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere concentrische Kreise in die gewöhnlichen 12 Zolle getheilt wird. Mit einem solchen Helioscop kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken, so wie die Sonnenfinsternisse, ohne Nachtheil für die Augen, beobachten; doch leistet jedes Stück Glas, das man über die Lampe schwarz anlaufen läßt, denselben Dienst.

Hell (Maximilian), einer der verdienstvollsten Astronomen des vorigen Jahrh., war 1720 zu Chemnitz in Ungarn geboren, und trat früh in den Jesuitenorden. Mit dem Studium der Astronomie und der Physik beschäftigte er sich von Jugend auf, unterstützte 1745 uud 1746 den P. Jos. François, welcher der Sternwarte der Jesuiten in Wien vorstand, in seinen Beobachtungen, und nahm an der Errichtung eines Cabinets der Experimentalphysik in Wien lebhaften Antheil. Nachdem er einige Jahre in Klausenburg in Siebenbürgen die Mathematik gelehrt hatte, wurde er nach Wien zurückberufen, und versah 36 Jahre die Stelle eines Astronomen und Aufsehers der Sternwarte, die man nach seinen Angaben eingerichtet hatte. Von 1757 an bis 1786 gab er alljährlich Ephemerideu heraus, die eine von den Astronomen sehr geschätzte Sammlung bilden. Der Graf Bachoff, Gesandter des Königs von Dänemark am Wiener Hofe, drang in ihn, den Auftrag zur Beobachtung des Durchgangs der Venus in Lappland anzunehmen, und P. Hell reiste wirklich 1768 zu dieser Bestimmung von Wien ab, und kam erst im August 1770 wieder zurück. In jenen nördlichen, so wenig besuchten und gekannten Ge-

zenden ist alles anziehend, und P. Hell hatte auf alles seine Aufmerksamkeit gerichtet, auf die Geographie, die Geschichte, die Sprache, die Künste, die Religion u. s. f.; leider sind diese Beobachtungen nie erschienen. Der Zweck, den Durchgang der Venus zu beobachten, wurde vollkommen erreicht. P. Hell stand auch in Verbindung mit Mesmer, und überrascht von den Resultaten, welche dieser mittelst einiger magnetisirten Stücke Stahl, die er von P. Hell erhalten hatte, bewirkt haben wollte, glaubte er, dem Magnet selbst die Eigenschaft, Nervenkrankheiten heilen zu können, zuschreiben zu dürfen, und machte die Vermuthung bekannt, welche aber der Erfinder des thierischen Magnetismus bestritt. P. Hell starb zu Wien 1792.

Hellas, Hellenen, Hellenismus. Hellas im engern Sinne war Mittelgriechenland mit seinen acht Landschaften, im weiteren Sinne versteht man das ganze dreifache Griechenland mit den Inseln und Colonien darunter, und befaßt unter dem Namen der Hellenen die Griechen überhaupt. (S. Griechenland). Ihren Namen haben sie angeblich von Hellen (s. d. Art.), einem der Entwilderer der frühesten Bewohner Griechenlands, welche den Namen der Pelasger führten. Hellenen stehen daher auch häufig im Gegensatz von Pelasgern, und dann versteht man unter ihnen den gebildeten Menschenstamm, der die Bewohner Griechenlands zu Griechen machte. Durch die Promethiden verbreitete sich von Thessalien aus der erste Schimmer der Bildung über die pelasgischen Wilden. Man darf sich daher nicht wundern, wenn an den Namen der Hellenen sich der Nebenbegriff von Bildung, feinerer Lebenssitte, höherer geistiger Kraft, kurz von dem anknüpfte, was wir den griechischen Genius nennen. Es entsteht nun die Frage: wie und wodurch gelangten die einst so rohen Horden der Bewohner Griechenlands zu diesem ausgezeichneten Charakter der Hellenen? Als bewirkende Ursachen hievon hat man angegeben: 1. den Einfluß eines günstigen Himmelsstriches. In einem Lande von mannichfaltig abwechselnden Naturschönheiten, unter einem Clima, das weder durch Hitze erschlaffend, noch durch Kälte zusammendrückend ist, konnte sich natürlich die geistige Anlage reger entwickeln. 2. Ursprünglich glücklichere Organisation der Griechen. (S. Garves Versuche über Gegenstände der Moral und Literatur, Bd. 2. S. 94. fgg.) 3. Dadurch entstandene natürliche Regsamkeit, Lebhaftigkeit und Neugier der Nation, bewegliche Phantasie, naives Gefühl, Sinn fürs Schöne und Rechte im Wissen und in der Kunst. Neugier ward die Mutter des Wissens. Bei dem Zusammenfluß so vieler Stämme, öfteren Wanderungen, Seefahrten, baldiger Verbindung mit bereits entwilderten Völkern fand sich zu ihrer Befriedigung viel Gelegenheit. 4. Politische Freiheit und eigenthümliche Staatsverfassungen in dem, in viele kleine Freistaaten zerspalteten Griechenland. Hierdurch wurde ungehinderte und ungestörte Entwickelung jedes Talents nach der beliebigen Aeußerung seiner natürlichen Anlagen möglich. 5. Lage des Landes und häufiger Verkehr der Nation mit andern, durch eben diese Lage begünstigt und befördert. (S. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Bd. 3. S. 139 ff.) 6. Gemächlichkeit und Wohlleben, Geist der Geselligkeit. Diese Lage des Landes, die freie Verfassung, Entfernung von Druck, schweren Auflagen, Frohndiensten an den Staat, wie sie von despotischen Regierungen unzertrennlich sind, vermehrte hier die Anzahl der Wohlhabenden, die sich in Hinsicht auf ihre Bedürfnisse, bei einfacher Lebensart, in einem Zustande von Gemächlichkeit befanden, welcher den Geist der besseren Vergnügungen

weckte, in Geselligkeit den Witz belebte, und den Verstand nährte. 7. Erziehungsart der Griechen, nach welcher der Mensch keine bloße Staatsmaschine wurde, und seine Anlagen allseitig und harmonisch sich entwickeln konnten. 8. Geist der Freiheit im Denken, Mangel einer Priesterkaste, mithin auch zwanglose, und eben deshalb so phantasiereiche, Religion. Ihre Religion gab zwar Cultus, aber nicht Zwang, hatte weniger Mystik als Plastik, und wurde ausgebildet durch Poesie. Daher das Phantasiereiche und Lachende ihrer Götterbegriffe und Geschichten, woraus nachher die bildende Kunst die Götterideale schuf. Wenn daher die Griechen auch Ausländisches bekamen und aufnahmen, so wurde es doch hier zu Griechischem. Aus unförmlichen Fetischen bildeten sie zuerst menschenähnliche Bilder, und erhielten aus ihren Stammsagen ein vermenschlichtes Göttergeschlecht. 9. Dadurch beförderte Richtung auf das, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht. Zuerst entwickelte häufiger Menschenverkehr eine practische Menschenkenntniß, und diese entwickelte etwas aus den Griechen, was man bei Untersuchungen über ihre Bildung stets zu wenig in Anschlag gebracht hat, und was doch ungemein wichtig ist, den psychologischen Beobachtungsgeist, durch welchen sich ihre Dichter, Philosophen und Redner so ungemein auszeichnen. Schon die frühere Form der politischen Verfassungen, wo alles öffentlich verhandelt wurde, gab ihnen viel Spielraum. Woher sonst schon in früherer Zeit jene treffende Menschencharakteristik, jener Reichthum an Menschenkenntniß, jener Geist der Ideenentwickelung, jene treffende und pathetische Darstellung der Sprache? Dies ist also ein Hauptpunct für griechische Bildung und Verfeinerung, ein Erklärungsgrund der schönsten Erscheinungen des griechischen Genius, der eben in Zurückführung auf das echt Menschliche jenes richtige Maß fand, ohne welches keine Darstellung gefällt. 10. Einzelne große Genies, welche durch Gunst des Schicksals in dieser Nation aufblühten. Wo freie geistige Beobachtung mit natürlichem Gefühl und reger Einbildungskraft sich vereinigt, da ist Anlage zu Poesie und Kunst, die aber freilich nur durch eine besondere Gunst der Natur den Gipfel der Vollendung erreichen. Hervorragende Geister, echt griechisch gebildet, traten auf, und welche Wirkungen sie durch ihre Darstellungen hervorgebracht haben, liegt am Tage. Unter einem so seltenen Verein begünstigender Umstände entwickelte sich also der griechische Genius, der die Bewohner des alten Griechenlands als Hellenen zeigt, und was Wunder nun, wenn man bei dem Hellenischen an etwas in Literatur und Kunst Vorzügliches, mit zartem Schönheitssinn Ausgebildetes, mit reiner Naturwahrheit Dargestelltes, kurz an etwas Klassisches denkt. Manche Aesthetiker vornehmlich gebrauchen auch in der That den Ausdruck hellenisch für gleichbedeutend mit klassisch, andere mit antik-klassisch, und dann wol auch mit antik überhaupt, in wie fern man den Begriff des Klassischen schon in dem des Antiken mit enthalten denkt. Alle diese drei Bedeutungen des Hellenischen ermangeln jedoch der hinlänglichen Bestimmtheit; denn man kann hellenisch eigentlich nur das nennen, was in der Darstellung nach Stoff und Form griechischen Genius zeigt. Wie Recht man nun habe, das Hellenische dem Neuern entgegenzusetzen, läßt sich hieraus leicht beurtheilen. Mit größerem Rechte setzt man den Hellenismus der Romantik entgegen, d. h. den Geist in Poesie und Kunst, wie er bei den Griechen waltet, jenem, der aus der romantischen Poesie und Kunst der Neueren uns anspricht. dd.

Helldunkel. Dieses Wort, welches Hagedorn zuerst dem ita-

lienischen Chiaroscuro und dem aus diesem entsprungenen französischen Clair-obscour nachbildete, wird in den zeichnenden Künsten in einem doppelten Sinn gebraucht. Einmal bedeutet es die Haltung durch die Vertheilung des Lichts und des Schattens. Dann aber beschränken wir, da es in den zeichnenden Künsten ein eigenes Helldunkel gibt, dessen Reize uns zuerst Correggio kennen lehrte, und welches von der Vertheilung des Lichts und des Schattens, die von gewissen Gesetzen abhängt, sehr verschieden ist, seine Bedeutung auf diejenige Eigenschaft eines Gemäldes, wenn der Künstler mit weiser Wahl und in der Absicht, eine bessere Wirkung der in aller Wahrheit gefärbten und beleuchteten Gegenstände hervorzubringen, je nachdem es nothwendig ist, eine hellere oder dunklere willkürliche Farbe, oder einen Gegenstand von hellerer oder dunklerer eigenthümlicher Farbe wählt. Dieses Helldunkel lehrte Rubens seine Schüler auch durch die Kupferstecherkunst hervorzubringen.

Helle, die Schwester des Phryxus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, nahm sie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug sie, auf den Wink der Götter, über Land und Meer nach dem fernen Kolchis. Aber nur Phryxus langte hier an, denn die unglückliche Helle stürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellenen, Hellenisch, s. Hellas.

Hellenisten nennen wir die gelehrten Kenner des griechischen Alterthums, vornehmlich der griechischen Sprache und Literatur.

Hellenisten (Aegyptische), wurden die jüdischen Colonisten genannt, die zuerst nach dem Untergange des Königreichs Juda um 600 vor Chr., nach Aegypten gekommen waren, und durch die zahlreichen jüdischen Colonien, welche Alexander der Gr., 336 vor Chr., zur Bevölkerung Alexandriens, und nach ihm Ptolomäus Lagi, 320 und 312 vor Chr., eben dahin führen ließ, so sehr verstärkt wurden, daß sich unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus beinahe eine Million Juden in Aegypten befand. Hier begründete nun die Mischung des jüdischen und ägyptischen Nationalcharakters, und der Einfluß der von diesen Juden angenommenen griechischen Sprache und Philosophie, eine neue Epoche gräcisirender jüdischer Bildung, die von ihrem herrschenden Charakter den Namen der hellenistischen erhielt. Pythagorismus und Platonismus verschmolz sich darin wunderlich mit jenem phantastischen Orientalismus, der hauptsächlich in Aegypten zu systematischer Ausbildung kam, und noch in den mystischen Philosophemen der Gnostiker spukte. Der merkwürdigste unter den jüdisch-hellenistischen Philosophen war Philo von Alexandrien (s. d. Art.), und das einflußreichste Denkmal des Fleißes der alexandrinischen Juden, die griechische Uebersetzung des alten Testaments (s. Septuaginta).

Hellespont ist die berühmte Meerenge zwischen Europa und Asien, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt. Ueber die Entstehung des Namens s. Helle. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern besetzt. Hier sah im Alterthum die Stadt Lampsacus mit ihren schönen Weinbergen, die Mündung des Aegos Potamos, durch Lysanders Sieg über die atheniſche Flotte verewigt, und die Städte Sestos in Europa, und Abydos in Asien, beide durch das Gedicht des Musäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Hier war die Meerenge nur sieben Stadien breit, und Xerxes ging an dieser Stelle auf einer doppelten Brücke aus Asien nach Griechenland über.

Helm (Technologie), **Hut**, **Blasenkopf**, ist der hohe und hohle kupferne hutförmige Deckel einer Branntweinblase mit einem gewölbten Bogen oder einer gewölbten Decke, aus welcher unterwärts am Helm eine hohle Röhre schräg herausgeht, die mit ihrer Mündung beim Brennen auf die Mündung der Schlange des Kühlfasses ganz dicht aufgesetzt wird. Wenn der Branntweinbrenner recht vielen und guten Branntwein brennen will, so muß der Helm in einem gerechten Verhältniß zur Blase stehen. Helm und Helmröhre müssen inwendig mit dem reinsten englischen Zinne verzinnt sein. In der Probierkunst ist der Helm ein gläserner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel. Der Hut wird auf den Kolben gesetzt, der Schnabel aber in die Vorlage gesteckt. Man gebraucht ihn sowol zur Sublimation, als auch zur Destillation. Zuweilen befindet sich oben auf demselben ein gläserner Stöpsel. Ist er mit keinem Schnabel versehen, so heißt er ein blinder Helm. — **Helm**, das zweite Stück eines Wappens, das die Deutschen so hoch halten, als den Schild. Man findet häufig alte Siegel ohne Schild und die nichts als den Helm haben. Oft haben verwandte Familien einerlei Schild, aber einen verschiedenen Helm. Es scheint im 14. Jahrh. in Gebrauch gelangt zu sein. X.

Helmintholithen, versteinerte Wurmgehäuse; **Helminthiasis**, die Wurmkrankheit, welche von Eingeweidewürmern herrührt; **Helminthagoga**, ein wurmabtreibendes Mittel; **Helminthologie**, die Lehre von den Würmern.

Helmont (Joh. Bapt. von), Herr von Merode, Royenborch u. s. w., war 1577 zu Brüssel geboren, und studirte vorzüglich Naturlehre, Naturgeschichte und Medicin, worin er so schnelle und bedeutende Fortschritte machte, daß er schon in seinem 17. Jahre zu Löwen öffentlichen Unterricht in der Chirurgie gab. Das Studium der Alten überzeugte ihn von der Unstatthaftigkeit mehrerer ihrer Theorien von der Natur und Heilung der Krankheiten; besonders schien ihm der Galenismus große Schwächen darzubieten: er verkündete also seine Absicht einer Reform. Doch plötzlich brachte ihm der Umstand, daß er eine Krätze nicht heilen konnte, einen solchen Widerwillen gegen die Medicin bei, daß er sie für eine unsichere Wissenschaft erklärte und sie ganz aufgab. Er verließ sogar sein Vaterland, nachdem er alles, was er durch Ausübung der Medicin gewonnen, verschenkt hatte, und irrte zehn Jahre in der Welt herum, als er mit einem practischen Chemiker bekannt wurde und plötzlich Geschmack an der Chemie fand. Dem Paracelsus in seinen Grundsätzen ähnlich, glaubte er in der Chemie das Universalmittel zu finden. Seine alte Liebe zur Medicin wurde wieder wach, allein es war eine neue, ganz von ihm geschaffene Medicin; er nannte sich selbst medicus per ignem, auf die Quelle anspielend, woraus er sein Heilmittel nahm. Er verheirathete sich, und zog sich in ein kleines Städtchen, Vilvorde, bei Brüssel, zurück. Hier beschäftigte er sich bis ans Ende seiner Tage mit chemischen Arbeiten, rühmte sich, das Mittel zur Verlängerung seines Lebens gefunden zu haben, und schrieb überspannte Theorien über die geistige und physische Bildung des Menschen und die Ursache und die Behandlung der Krankheiten. Ungeachtet die Chemie noch gleichsam in der Wiege lag, machte er doch viele Erfindungen, entdeckte das Laudanum des Paracelsus, den Hirschhorngeist, das flüchtige Oelsalz u. s. w. Er wollte jetzt die ganze schulwissenschaftliche Medicin umstoßen, stellte sehr richtige Ansichten über dieselben auf; aber was er selbst hervorbrachte, war noch unsicherer, als alle bisherigen Ansichten in der Medicin. Nach ihm bestehen in uns

zwei Grundkräfte, das Duumvirat und die Lebenskraft. Diese theilen die Herrschaft des menschlichen Körpers; allein das Duumvirat handelt mit mehr Despotismus als Macht: es wohnt im Magen und der Milz, und leitet alle Handlungen der Seele, die ebenfalls im Magen und in der Milz wohnt; es entsteht aus einer Wechselwirkung dieser beiden Eingeweide, und besteht aus dem Empfindungsvermögen, d. h. dem sinnlichen und geistigen. Wir haben, sagt Helmont, eine Thierseele, welche über die Organe herrscht; diese Seele ist sterblich geworden durch die Sünden der Eva; dies ist die Lebenskraft, u. s. w. Helmont verließ die 30 Jahre, die er in Vilvorde wohnte, seine Werkstätte nicht, doch versicherte er, er habe jährlich mehrere tausend Menschen geheilt. Die Kaiser Rudolph II., Matthias und Ferdinand II. luden ihn, mit dem Versprechen von Reichthümern und Würden nach Wien ein, allein er zog die Unabhängigkeit seiner Werkstätte vor. Er starb 1644, und übergab noch vor seinem Tode seine Handschriften seinem Sohne zur Bekanntmachung, wenn er sie deren werth hielte. Sie erschienen später bei Elzevir.

Helmstädt, eine Stadt von 5000 Einw. im Braunschweigischen, war von 1576 bis 10. Dec. 1809 eine berühmte Universität, da Hieronimus, Exkönig von Westphalen, solche aufhob. Die Stadt ernährt sich jetzt ganz von Leinwandwebereien, von Fabriken in Baumwolle, Flanelle, Seife, Hüthe, Liqueurs und wohlriechenden Wassern.

Heloise. Diese durch ihren Geist, noch mehr aber durch ihre Liebe zu Abelard berühmt gewordene Frau, wurde zuerst Priorin des Klosters zu Argenteuil, widmete sich aber mehr den Studien, als der Leitung ihrer Untergebenen, die sich einer solchen Zügellosigkeit ergaben, daß sie 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abelards, und bezog mit einigen ihrer Nonnen das Bethaus Paraclet, wo sie ein neues Kloster stiftete. Hier lebte sie in musterhafter Frömmigkeit; die Bischöfe liebten sie wie ihre Tochter, die Aebte wie ihre Schwester und die Laien wie ihre Mutter. Abelard schrieb auf ihren Wunsch diesem Kloster eine Regel vor, welche Innocenz II. bestätigte. Sie starb 1163. Die gleichzeitigen Schriftsteller sprechen sehr vortheilhaft von Heloisens Geist. Sie verstand lateinisch, griechisch, hebräisch, kannte die Alten, und war in die Tiefen der Philosophie und Theologie eingedrungen. Unter Abelards Briefen finden sich drei von ihr, voll Feuer, Geist und Phantasie; sie sind in Sprache und Empfindungen ein wunderbares Gemisch von Zärtlichkeit und Tugend. (Vergl. Abelard.)

Heloten hießen die Leibeigenen in Sparta. Man leitet den Namen gewöhnlich von der Stadt Helos her, deren Einwohner ungefähr 1000 Jahre vor Chr. Geb. von den Herakliden in die Sclaverei geführt wurden. Sie unterschieden sich von den übrigen griechischen Sclaven darin, daß sie nicht Einem Herrn, sondern dem ganzen Staat angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte. Sie machten eine eigene Classe der Einwohner aus, und ihr Schicksal war dem Loose der leibeigenen Bauern in manchen europäischen Ländern ähnlich. Der Staat, dem sie angehörten, theilte sie gewissen Bürgern zu. Diese konnten sie für sich arbeiten lassen, jedoch nicht ausschließend, weil der Staat ihnen auch Geschäfte gab. Der Akkerbau, so wie alle Künste und Handwerke, waren in den Händen der Heloten, da Lykurgs Gesetz dem freien Spartaner jedes erwerbende Geschäft untersagte. Für den Staat aber waren die Heloten verbunden, nöthigenfalls die Waffen zu führen. Die grausame Behand-

lung, der sie ausgesetzt waren, veranlaßte sie zu häufigen Empörungen, doch wurden sie jedesmal überwunden. Ihre Kleidung, durch welche sie sich von den übrigen freien Spartanern schimpflich unterschieden, bestand in einem Katzenfell und einer besonders gestalteten ledernen Mütze. Verdienste, zuweilen auch Geld, verschafften ihnen manchmal die Freiheit.

Helsingfors im Großherzogthum Finnland, am finnischen Meerbusen, eine See- und Handelsstadt mit einem trefflichen, stark befestigten Hafen, Segeltuch- und Leinwandfabriken und 4000 Einwohnern. Seit der Abtretung des Großherzogthums an Rußland, ist sie wegen ihrer bequemern Lage und der nähern Nachbarschaft von Petersburg, zur Hauptstadt des Landes erhoben, und seit dem 1. Oct. 1819 der Sitz aller Oberlandesbehörden von Abo dahin verlegt worden. Sie hat in dieser Hinsicht schon jetzt bedeutende Vergrößerungen erhalten, und es soll sogar im Werke sein, sie nach einem großen Plane fast ganz neu zu erbauen.

Helsingör, eine Stadt auf der dänischen Insel Seeland, mit einem kleinen und nicht tiefen Hafen. Sie liegt am Sunde, wo dieser am schmalsten (1 Meile breit) ist. Ihren Haupterwerb nehmen die Einwohner (ungefähr 6000) aus dem Verkauf von mancherlei Bedürfnissen für die durch den Sund gehenden Schiffe. Diese haben hier einen Zoll zu entrichten, den Dänemark allein zieht, und zu dessen Schutz das feste Schloß Kronenburg angelegt ist. Aber auch außerdem ist der Handel lebhaft. Auch hat die Stadt eine Gewehrfabrik.

Helst (Bartholomäus van der), ein berühmter Maler, geboren zu Harlem 1613. Ohne die großen Meister der italienischen Schule kennen gelernt zu haben, erlangte er als Porträtmaler eine hohe Stufe in der Kunst. „Ehe ich die Werke dieses Malers gesehen hatte,“ sagt Falconet, „kostete es mir Mühe, denen Glauben beizumessen, die ihn über Rembrand, van Dyk und ähnliche Meister erhoben. Ich habe sie gesehn, genau gesehn und oft gesehn, und ich glaube, daß, wenn man jedem Vorurtheil entsagt, man finden wird, daß Helst in gewissen Rücksichten jenen großen Malern überlegen ist, denn er ist wahrer u. s. w.“ In allen seinen Werken herrscht eine große Manier; nichts Frostiges, nichts Geleccktes. Seine Gewänder sind voll, seine Figuren schön gezeichnet; im Nebenwerk ahmt er die Natur auf eine bewundernswürdige Art nach. Sein Todesjahr ist unbekannt; man weiß nur, daß er zu Amsterdam lebte, und auch sein Sohn guter Porträtmaler war.

Helvetien, Helvetier. Zwischen der Rhone und dem Rhein, den Gebirgen des Jura und den rhätischen Alpen, (in Graubündten) wohnten die Helvetier, ein gallischer oder celtischer Völkerstamm, zahlreicher und kriegerischer als die benachbarten Völkerschaften Galliens. Den Römern wurden sie erst zu den Zeiten des Julius Cäsar bekannt, der als Statthalter von Gallien ihre vorgehabte Auswanderung hinderte, und sie nach mehreren blutigen Schlachten, in welchen selbst die helvetischen Weiber mitfochten, in ihre Grenzen zurückdrängte. Helvetien, welches damals noch nicht den ganzen Umfang der heutigen Schweiz hatte, war in vier Gauen (Bezirke) abgetheilt, welche eine ganz demokratische Verfassung hatten. Cäsar unterwarf das Land der Herrschaft der Römer, welche daselbst verschiedene Colonien, von denen jetzt nur noch die Namen übrig sind, (z. B. Augusta Rauracorum im Frickthal) anlegten, und römische Bildung einführten; auch wurde in der Folge die christliche Religion unter den Helvetiern bekannt. In diesem Zustande blieb das Land

bis zum Verfall des römischen Reichs in der Mitte des 5. Jahrh. Das Weitere s. im Artikel Schweizerische Eidgenossenschaft.

Helvetius (Claude Adrian), geb. zu Paris 1715, empfing eine sorgfältige Erziehung, welche früh seine schönen Anlagen entwickelte. Als Kind fesselten ihn Lafontaines anmuthige Erzählungen, als Knabe Homer und Curtius. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er studirte, flößte ihm Lockes Versuch über den menschlichen Verstand besondere Liebe zur Philosophie ein, und er blieb dieser Neigung treu, als er sich nach beendigten juristischen Studien auf den Willen seines Vaters, des berühmten Arztes Adrian Helvetius, nach Caen begab, um sich daselbst practische Kenntnisse im Finanzfache zu erwerben. Erst 23 Jahr alt, erhielt er durch Vermittelung der Königin die eben so ansehnliche als einträgliche Stelle eines Generalpächters. Aber so empfänglich er auch für alle Lebensgenüsse war, die sich ihm gleichsam von selbst darboten, so ließ er sich doch dadurch von den Musen nicht abwenden. Er setzte seine schon früher mit verschiedenen geistreichen Männern angeknüpften Bekanntschaften fort und unterstützte mit edler Freigebigkeit junge talentvolle Männer. Als Generalpächter unterschied er sich durch Milde u. Schonung sehr vortheilhaft von seinen Collegen, deren nichtswürdige Handlungsweise ihn so sehr mit Widerwillen erfüllte, daß er, um gar nichts mit ihnen gemein zu haben, sein Amt niederlegte und sich die Stelle eines Haushofmeisters der Königin kaufte. Nach Beifall war er so begierig, daß er einmal sogar auf dem Operntheater tanzte. So strebte er auch nach literarischem Ruhme. Er richtete anfangs seine Absichten auf die Mathematik, weil er einmal in dem Tuileriengarten um den häßlichen Geometer Maupertuis einen Zirkel der vornehmsten und schönsten Damen versammelt sah. Doch bald darauf zeigte er sich in einer philosophischen Epistel als Nebenbuhler von Voltaire; man versichert auch, daß er sich in einer Tragödie versucht habe. Aber das Aufsehen, das Montesquieus Esprit des lois erregte, brachte ihn zu dem kühnen Entschlusse, ein ähnliches Werk aufzustellen. Er wollte sich deswegen in die Einsamkeit zurückziehen, aber diese sollte ihm eine liebenswürdige Gattin versüßen. 1751 verheirathete er sich mit dem eben so schönen als geistreichen Fräulein Ligneville, und begab sich auf sein Landgut Voré, wo er sich ganz dem Wohl seiner Unterthanen, den häuslichen Freuden und den Wissenschaften widmete. 1758 gab er sein Buch De l'Esprit heraus, dessen allerdings sehr materielle Ansichten ihm die Anfeindungen der Theologen zuzogen. Aber so wenig auch viele sonderbare Sätze dieses Werks eine nähere Prüfung vertragen, so unläugbar gewährt es doch die mannichfaltigste Belehrung. Den Unannehmlichkeiten auszuweichen, die ihm von allen Seiten her bereitet wurden, ging er 1764 nach England und das Jahr darauf nach Deutschland, wo Friedrich der Große und andere deutsche Fürsten ihn mit vielen Beweisen von Hochschätzung aufnahmen. Nach der Rückkehr in sein Vaterland gab er sein Werk De l'Homme heraus, das als eine Fortsetzung jenes frühern zu betrachten ist, und zum Theil eine nähere Entwickelung der in jenem vorgetragenen Sätze enthält, zugleich aber auch viele neue, vorzüglich die Erziehung betreffende Gegenstände abhandelt. Helvetius starb 1771 in Paris. Außer den genannten Werken schrieb er mehrere poetische Episteln und ein allegorisches Gedicht, Le Bonheur. Es gibt vollständige Ausgaben seiner Schriften. Seine Gattin, eine Tochter des Grafen Ligneville, war 1719 geboren,

und gehörte zu den trefflichsten Frauen ihrer Zeit. Nach dem Tode ihres Gatten zogen sie sich nach Auteuil zurück, wo ihr Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunct der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler ward. Sie starb den 12. Aug. 1800 zu Auteuil, und ist dort in ihrem Garten begraben. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin besuchte sie täglich; der Abbé Morellet verlebte zehn Jahre hindurch wöchentlich drei Tage bei ihr. Turgot liebte sie zärtlich, und Champfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmsten Genuß. Vous ne savez pas, sagte sie einst zu Napoleon, combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre.

Helvoetsluys, ein wohlgebautes festes Städtchen mit 1200 Einwohnern in Südholland, auf einer Insel der Mündung der Maas. Wichtig sind der Hafen, mit einem großen, 1804 vollendeten Becken, und die Rhede, so wie die ansehnlichen Magazine und Zimmerwerfte zu Ausbesserung der Kriegsschiffe. In Friedenszeiten geht alle Mittwoche und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich und wieder zurück. Bei gutem Winde geschieht die Ueberfahrt in 15 bis 18 Stunden.

Hemerobromen, eine Art Läufer bei den Griechen, welche wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit berühmt waren, und vom Staate als Boten gebraucht wurden. Man bediente sich ihrer nicht blos zum Brieftragen in Friedenszeiten, sondern auch als Kundschafter und Ueberbringer von Verhaltungsbefehlen im Kriege. Von ihrer großen Schnelligkeit führen die Alten mehrere Beispiele an.

Hemikranie oder Hemigraine, s. d. Art. Kopf und Migräne.

Hemisphäre, s. Halbkugel.

Hemmling, ein ausgezeichneter deutsch-niederländischer Maler aus der Mitte des 15. Jahrh., von dessen Lebensumständen wir nichts weiter wissen, als daß er in Flandern geboren wurde, als armer kranker Kriegsmann in das Johannes-Spital zu Brügge gekommen, und bei seiner Genesung in diesem stillen Aufenthalte sein außerordentliches Talent für die Malerei soll kund gegeben haben. Von seinen in den Niederlanden gebliebenen Werken besitzt jenes Spital die vorzüglichsten; wir nennen darunter nur den berühmten Reliquienkasten der heil. Ursula, von welchem ein Herr von Keverberg zu Gent 1818 unter dem Titel: Ursula, Princesse britannique d'après la Légende et les peintures d'Hemmling u. s. w. eine genaue und lesenswerthe Beschreibung geliefert hat, welche zugleich Nachrichten von den übrigen Werken unsres Künstlers enthält. (S. auch d. Art. Boisserée.).

Hemsterhuis (Tiberius), ein wegen seiner seltenen Gelehrsamkeit, besonders in der griechischen und römischen Sprache, und wegen der Schule, die von ihm ausging, berühmter holländischer Philolog, geboren zu Gröningen 1685, gestorben zu Leyden 1766, als Professor der griechischen Sprache und der Geschichte daselbst. Sein Vater war ein sehr gelehrter und geschätzter Arzt in Gröningen, von welchem er auch den ersten Unterricht erhielt, so daß er bereits im 14. Jahre die Universität seiner Vaterstadt besuchen konnte. Einige Jahre darauf ging er nach Leyden, wo er den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Handschriften der Universitätsbibliothek zu ordnen. Er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als er einem Rufe nach Amsterdam zur Professur der Mathematik und Philosophie folgte. Hier ward er auf

die philologische Bahn geleitet. Er übernahm jetzt die Herausgabe des Lexikographen Julius Pollux, und kam dadurch in Verbindung mit dem großen Richard Bentley, dessen zwar freundliche, doch überlegene Kritik einiger Stellen, besonders in Beziehung auf Metrik, den Jüngling auf kurze Zeit niederschlug. Doch war dies zu seinem Heile. Er studirte nun desto eifriger alle griechischen Autoren nach der Zeitfolge mit solchem Nutzen, daß man wol behaupten kann, er sei unter seinen Zeitgenossen der gründlichste Kenner der griechischen Sprache gewesen, und daß man ihm den Vorzug vor den frühern großen Gelehrten, selbst vor Casaubon und Saumaise, zugestehen muß. Er war im vollendeten Sinne des Wortes Grammatiker und Kritiker zugleich; dabei besaß er die umfassendsten Sachkenntnisse, die mit seinem Studium nur in einiger Verbindung standen. Ein eigenes Verdienst erwarb er sich um die Analogie der griechischen Sprache, der er zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gab, nachdem schon Joseph Scaliger und Saumaise dazu vorgearbeitet hatten. Diese Analogie, wie er sie begründete, brachte helleres Licht in den Ursprung und die Bedeutung der Wörter, zeigte die Verwandtschaft einzelner Wörter mit ähnlichen und mit der römischen Sprache selbst, die er oft auf den äolischen Dialekt zurückführte. Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß Hemsterhuis ein eben so vollkommener Kenner der lateinischen Sprache gewesen ist, wiewol es seinem Ausdruck an der leichten Anmuth fehlt, die wir z. B. bei Ruhnkenius finden. Dieser und Valkenaer sind seine berühmtesten Schüler; auch hatte er einen bedeutenden Einfluß auf Wesselings kritische Bildung. Seine vorzüglichsten Werke sind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomastikon von Julius Pollux, Lucians auserwählte Gespräche, der Plutus des Aristophanes, der erste Band der Werke Lucians. Dazu kommt noch eine Menge der ausgesuchtesten Anmerkungen und Verbesserungen zu verschiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade sanft und bescheiden. Er vermied ganz den harten absprechenden Ton, in welchem sich manche holländische Philologen so sehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemsterhuis hatte bei all seinem Ernst viel Reizendes, und sein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius, unser Landsmann, theilt uns in dem classischen Denkmale, welches er ihm zu Ehren gesetzt hat, schöne Charakterzüge von ihm mit.

Hemsterhuis (Franz), der würdige Sohn des vorigen. Mit classischer Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgestattet, widmete er seinen Geist vorzüglich dem Studium der Philosophie, namentlich der Sokratischen, die man auch in seinen Darstellungen überall wiederfindet. Daher bediente er sich auch vorzüglich der lebendigen Form des Dialogs, der systematischen Darstellung weniger fähig und geneigt. Nicht ohne Wahrheit sagt Georg Forster von ihm (Ansichten vom Niederrhein rc. 2 Th. S. 397): „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmacks, verbunden mit Fertigkeit und den subtilen Stacheln des echten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschmuck einer alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind; so würde wenigstens ein Mann, wie dieser, beweisen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den höchsten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifsten Früchte bringen können. Der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnt, ist so empfindlich

für Harmonie aller Art, und leidet so im eigentlichen Verstande bei jedem Mißverhältniß in der sinnlichen wie in der sittlichen Natur, daß er sich sogar seiner vaterländischen Mundart nicht zum Vehikel seiner Gedanken bedienen konnte, sondern alle seine (gedruckten) Werke französisch schrieb, und auch diese Sprache zu seinen Zwecken umbildete, indem er ihr seinen eignen Styl aufdrang. Seine Schriften sind unter uns weniger bekannt, als sie es verdienen; allein man muß sie in der Ursprache lesen (eine Uebersetzung erschien in 3 Th. 1782, 1797, 8.), wenn man von ihrer attischen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch ist, nichts verlieren will." Der vorzüglich durch Locke verbreitete Sensualismus lag auch der Philosophie des Hemsterhuis zum Grunde, wurde aber von ihm mit großem Scharfsinn weiter ausgebildet, und mit eigenen Erfahrungen durchwebt, lebendig und geschmackvoll dargestellt. Selbst die Einseitigkeiten jener Ansicht verbirgt oft die Lebendigkeit des Geistes, der sich über seine Untersuchungen verbreitet, und eine geniale Ansicht der Natur dämmert in mehreren seiner Schriften. Dieses alles, verbunden mit einem höchst liebenswürdigen Charakter, natürlichen Schönheitssinn und reichen Kunstkenntnissen, erwarb unserm Denker, der sonst ein sehr einfaches wissenschaftliches Leben führte, die ausgezeichnete Achtung und den vertrauten Umgang mehrerer bedeutenden Personen, z. B. der Prinzessin Gallitzin, welcher er mehrere seiner Schriften unter dem Namen Diotima zueignete, und des Grafen von Fürstenberg, in deren beider Gesellschaft er auch eine Reise durch Deutschland machte, auf welcher er einen reichen Schatz von Kunsterfahrungen sammelte, die er in einem in holländischer Sprache geschriebenen und aus dieser in die französische übersetzten Briefe an seinen Freund und Collegen Smeth mittheilte. Zu viel aber sagt Forster von ihm, wenn er ihn „den Plato, nicht etwa nur der hiesigen akademischen Schattengänge, sondern unsers (des 18.) Jahrhunderts" nennt. Denn an Tiefe des philosophischen Geistes und wenigstens systematischer Gründlichkeit übertraf ihn Kant weit, wenn auch dieser ihm wieder in lebendiger Anschauung des Schönen nachstand. Seine Ansicht über Philosophie überhaupt hat er vorzüglich in dem Dialog Sophyle ou de la philosophie ausgesprochen. Eine zweite Classe seiner Schriften bezieht sich auf Kunstphilosophie und Archäologie; vorzüglich gehört hieher die lettre sur la sculpture (1760), worin er von dem Zwecke der schönen Künste und insbesondere der Bildhauerei und ihren verschiedenen Perioden handelt. Der Religionsphilosophie ist der Dialog Aristée ou de la divinité (zuerst gedruckt 1779) gewidmet, und die bekannte lettre de Dioclès à Diotime sur l'Athéisme (1785), welche uns durch seinen Freund F. J. Jacobi (Schrift über die Lehre des Spinoza) zuerst bekannt gemacht, und von ihm beantwortet wurde. Die noch übrigen Schriften sind ein Dialog Alexis ou de l'age d'or (1787) und die meisterhafte Description Philosophique du Caractère du feu Mr. Fr. Fagal 1773. Alle diese Schriften sind gesammelt und von Jansen zuerst 1792, dann in der zweiten Ausgabe 1809 (Paris bei Hausmann, 8.) in zwei Theilen herausgegeben worden, unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis etc. Einige Vignetten dieser Ausgabe zeigen ihn auch als geschmackvollen und sinnigen Zeichner. Von seinen Lebensumständen ist uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1720 geboren war, früher sich zu Leyden aufhielt, dann zu Haag privatisirte, außerdem die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der vereinigten

Niederlande einige Zeit verwaltete, auch zu dem Directorium der Zeichnungsakademie zu Amsterdam gehörte. Er starb zu Haag 1790. T.

Hendekasyllaben ist der Name eines elfsylbigen Verses, dessen sich unter den Alten besonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemessene Form ist. Das Schema ist: —◡—◡◡—◡—◡—◡

Hengist, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, so wie sein Bruder Horsa, unter den Sachsen berühmt durch körperliche Stärke und Alter der Ahnen, die ihren Ursprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war gegen das J. 450, als die Britten gegen den Andrang der Schotten und Pikten von den Sachsen Hilfe begehrten. Lange schon hatten diese Verlangen getragen, die schöne Insel zu überfallen, gern folgten sie daher dieser Einladung, Hengist und Horsa stellten sich an ihre Spitze, landeten am Ausflusse der Themse, griffen die Feinde der Britten an, und schlugen sie bei Stamford. Da sie hier ohne große Anstrengung gesiegt hatten, glaubten sie um so leichter ein Volk unterjochen zu können, das so schwachen Feinden nicht zu widerstehen vermochte. Sie sandten Berichte von der Fruchtbarkeit des Landes nach Sachsen, und erklärten die Besiegung eines Volkes, das seit langer Zeit den Gebrauch der Waffen verlernt hätte und unter sich selbst getrennt und zerfallen sei, für mühlos und sicher. So wie sie Verstärkung aus dem Vaterlande erhalten hatten, suchten sie Streit mit den Britten, unter dem Vorwande vorenthaltenen Lohnes und entzogener Verpflegung, ließen die Maske fallen, verbanden sich mit den Schotten und Pikten und griffen die Britten an. Diese hatten zu den Waffen gegriffen, ihren König Vortiger, der durch seine Laster und die verderblichen Folgen seines Rathes verhaßt geworden war, abgesetzt, und seinen Sohn Vortimer auf den Thron erhoben. Der Krieg wurde mit der größten Wuth geführt, aber ohne Vortheil für die Britten. Die Feinde drangen verheerend in das Innerste des Landes, übten alle Greuelthaten, und den Britten blieb nichts mehr übrig, als sich dem Joch ihrer Sieger zu unterwerfen; einige hatten sich nach Armorika (dem heutigen Bretagne) geflüchtet, und diesem Lande auch ihren Namen gegeben. Hengist, der seinen Bruder in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Ailsford) verloren hatte, blieb Sieger, und gründete das Königreich Kent, welches die heutigen Grafschaften Kent, Middlesex, Essex, Surrey umfaßte. Er schlug seinen Wohnsitz in Canterbury auf, und starb gegen das J. 488, indem er seinen Nachfolgern das neueroberte Reich hinterließ. Octa und Ebissa, sein Bruder und sein Neffe, die er später gerufen hatte, ließen sich in Northumberland nieder; ihrem Beispiele folgten mehrere sächsische Feldherren und gründeten so die sieben brittisch-sächsischen Königreiche.

Henil, Henile, war eine Art Fetisch oder Götzenbild der alten Wenden. Er bestand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befestigt war, die einen Ring hielt. Dies Götzenbild ward vor den Thüren herumgetragen, und man opferte ihm, um sich seines Schutzes zu versichern.

Henke (Heinr. Phil. Conr.), Vicepräsident des Wolfenbüttelschen Consistoriums, Abt des Klosters Königslutter, Generalsuperintendent, erster Professor der Theologie zu Helmstädt, und Director des dortigen Predigerseminars, war der Sohn eines Predigers zu Braunschweig, und 1752 zu Hehlen geboren. Sein Vater starb früh, der Jüngling war der Dürftigkeit und der Unterstützung vermögender Gönner überlassen. Früh zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß aus

und hervorstechende Talente empfahlen ihn. Er wollte sich erst ausschließlich dem philologischen Studium widmen, und dieses führte ihn zur Weihe des klassischen Alterthums. Ein glückliches Gedächtniß, eine lebhafte Einbildungskraft ließ ihn treu und fest die großen Gedanken und kühnen Worte der alten Klassiker nicht nur bewahren, sondern ihren Geist sich ganz aneignen. Sein Lieblingsschriftsteller war der Redner Quintilian. Er übersetzte ihn, und begann damit seine Schriftsteller-Laufbahn. Unter der Leitung Schirachs, der damals noch in Helmstädt als Professor lebte, nahm Henke Theil an der Herausgabe der bekannten lateinischen Zeitung, und promovirte in der philosophischen Facultät. Schon war er entschlossen, eine Lehrstelle am Martinsgymnasium zu Braunschweig anzunehmen, als durch Verwendung seiner Gönner ihm (1778) eine außerordentliche Professur der Theologie zu Helmstädt anvertraut ward. Sein lebhafter, freier, durch körnige Rede gewürzter, mündlicher Vortrag verschaffte ihm schnell ein zahlreiches Auditorium, und schon 1780 ward er ordentlicher Professor der Theologie. Den Grund seines literarischen Ruhms legte seine Kirchengeschichte, von welcher der erste Band 1788 erschien, und die noch vor ihrer Vollendung durch Vater in Königsberg (1820) mehreremale neu aufgelegt werden mußte. Dieses Buch (8 Bde.) enthält einen Schatz von historischer Gelehrsamkeit, und gibt den redendsten Beweis der umfassenden Belesenheit und freien Ansicht des Verfassers. Aber die Zusammenstellung der Thatsachen in einem scheinbaren pragmatischen Zusammenhange ist offenbar erkünstelt. Der Zweck, daß dieses Werk ein akademisches Hand- und Lehrbuch zu Vorlesungen über die Kirchengeschichte sein sollte, ist vollends verfehlt. Henke war ein Feind des zum Glaubenszwang oder zur Einschüchterung freier Forschung führenden Dogmatismus, ein Protestant im edelsten und eigentlichsten Sinne des Worts. Als daher das preußische Religionsedict erschien, übernahm er es zuerst, als Recensent aller über jenes Edict erschienenen Schriften, in der allgemeinen deutschen Bibliothek aufzutreten, und sich bald darauf öffentlich und ohne Scheu als Verfasser jener Recensionen zu nennen. Im Vaterlande selbst hatte er, bei Gelegenheit der vorhabenden Einführung einer neuen Liturgie, durch die Herausgabe der Zeitschrift Eusebia, ärgerliche Streitigkeiten mit einigen wortklaubenden steifsinnigen Juristen, welche ihre Buchstabenweisheit gegen ihn geltend machen wollten. Allein an der Bitterkeit des Tons, womit damals die Streitigkeiten geführt wurden, hatte Henke einigermaßen selbst Schuld. Auch gedieh das wohlthätige Werk auf diesem Wege nicht. Seine Dogmatik ist in klassischem Latein geschrieben, und wiederum ein schöner Beweis seiner theologisch-historischen Gelehrsamkeit; aber als Lehrbuch möchte sie, obwol ungleich vorsichtiger geschrieben, eben so wenig als seine Kirchengeschichte zu empfehlen sein. Durch die Herausgabe des Magazins für die Religionsphilosophie und des Museums für Kirchengeschichte hat er sich in seinen letzten Lebensjahren noch dauernde Verdienste um die theologische Aufklärung erworben. Man möchte ihn mit Recht einen starken, kräftigen Redner nennen; auf den Titel eines angenehmen, durch Rührung dem Herzen wohlgefälligen Redners durfte er nicht Anspruch machen. Seine Predigten hatten oft etwas Steifes, denn er entwarf und arbeitete weder schnell noch leicht, aber gründlich, logisch richtig und stets die ruhige Ueberzeugung des Verstandes in Anspruch nehmend. Berühmt geworden ist seine, von Villers übersetzte, freimüthige Rede am Krönungsfeste Napoleons, 1807. Als Mensch war Henke liebenswürdig durch seine hingebende Heiterkeit, seine reine

Stimmung für wahre Menschenfreude, seine frohe Laune und seinen feinen, doch nie schmerzlich verwundenden Witz. Wer ihn näher kannte, mußte ihn achten und lieben. Er hatte in seinem frühern Leben Glück gewünscht, sich durch Reisen bilden zu können, im Alter erlebte er es, als es für ihn kein Glück mehr war; denn er sah und erfuhr, was er nie zu sehen gewünscht. Er ging 1807 als Abgeordneter für das braunschweigische Land nach Paris, zur Huldigung des Königs von Westphalen; dann (1808) nach Cassel als Reichsstand. Den Keim des Todes brachte er mit; er kränkelte fast ein Jahr lang, und starb am 2. Mai 1809. zz.

Henrici (Christian Friedr.), der unter dem Namen Picander als Dichter auftrat, war 1700 zu Stolpen in Sachsen, als Sohn eines Posamentiers, geboren, und studirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechtswissenschaften. Eine besondere Neigung führte ihn zur Dichtkunst, durch welche es ihm auch gelang, sein Glück zu machen. 1727 wurde er Actuar bei dem Oberpostamte zu Leipzig, sodann Postsecretär und endlich Oberpostcommissär. Dazu wurde ihm 1740 noch die Kreis-Landsteuer- und die Tranksteuereinnahme in Leipzig nebst der Weininspection ertheilt. Zu allen diesen Aemtern verhalf ihm die Dichtkunst. Er starb 1764. Den Namen Picander soll er deswegen angenommen haben, weil er nach einer Elster geschossen, anstatt derselben aber einen Landmann, der ein Elsternest ausnehmen wollte, getroffen und stark verwundet hatte. Seine Gedichte zeichnen sich durch derben Witz und glückliche Leichtigkeit vortheilhaft aus, nur ist ihr unsittlicher Ton oft anstößig.

Henriette (Anna), Herzogin von Orleans, eine Tochter des unglücklichen König Carl I. von England, wurde in den unruhigen Zeiten des Bürgerkrieges in England, zu Exeter den 16. Juni 1644 geboren. Sie war kaum 3 Wochen alt, als ihre Mutter mit ihr nach Frankreich floh, wo sich dieselbe nach Carls Tod in das Kloster von Chaillot zurückzog, und daselbst ihre Tochter erzog. Da Henriette mit großer Liebenswürdigkeit des Geistes die Reize eines schönen Körpers verband, so wünschte Anna von Oesterreich, Mutter Ludwigs XIV., daß ihr Sohn sich mit ihr verbinden möchte; diesem Fürsten schien sie aber noch zu jung dazu zu sein und nun warb Anna um die Hand der Prinzessin für ihren zweiten Sohn, Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans. Im März 1661 fand die Vermählung statt und jetzt auf einmal schien es Ludwig XIV. zu reuen, die liebenswürdige Henriette ausgeschlagen zu haben. Er näherte sich ihr dem zufolge, und die Prinzessin soll nicht unempfindlich für die Huldigungen des verführerischen Königs geblieben sein. Dies sowol, als noch einige andere Intriguen mit ein paar Hofleuten, deren Umgang sie wenigstens mit zu leichter Berücksichtigung des Scheins duldete, erweckten die Eifersucht des Herzogs von Orleans und ihre Ehe war deshalb nicht glücklich. Henriette würde übrigens hierdurch noch mehr gelitten haben, als es der Fall war, da ihr Gemal von einem strengen und finsteren Charakter war, wenn sie nicht stets an den König eine Stütze gefunden hätte, der in späterer Zeit die Prinzessin noch besonders aus Rücksichten der Politik begünstigte. Nachdem nämlich ihr Bruder Carl II. den Thron von England wieder bestiegen hatte, lag Ludwig XIV. viel daran, diesen Fürsten von der Allianz mit Holland und Schweden abzuziehen, weil er schon damals den Plan hegte, sich wo möglich einen Theil von Belgien zuzueignen. Da der gewöhnliche Weg diplomatischer Verhandlungen hierzu aber nicht hinreichen wollte, so beschloß Ludwig,

eine Schwägerin in diese Sache einzuweihen, und die Herzogin von Orleans ergriff mit um so größerem Vergnügen diesen Vorschlag, da ihr Stolz hierdurch geschmeichelt und ihrem Geiste zur Intrigue ein weites Feld eröffnet wurde. Sie reiste dem zufolge im J. 1670 mit dem Hofe nach Flandern, und von Calais aus, unter dem Vorwande ihren Bruder zu besuchen, plötzlich nach Dower, wo Carl sich eingefunden hatte. Mademoiselle de Keroual, eine Bretagnerin, begleitete sie als Gesellschafterin,*) und sowol den Zuredungen der Schwester als den Reizen ihrer Gefährtin gelang es, den schwachen Carl in der kurzen Zeit von zehn Tagen ganz so zu stimmen, wie der ehrsüchtige Ludwig es wünschte. Kaum war jedoch Madame von Orleans nach Frankreich zurück, so ward sie plötzlich in St. Cloud, während noch Alles sich beeiferte, ihr für den glücklich abgeschlossenen Tractat den Hof zu machen, von heftigen Schmerzen befallen, die immer zunehmend eben so plötzlich als unerwartet ihren Tod am 29. Juni 1670 herbeiführten. Der Verdacht einer Vergiftung erhob sich sogleich, und obschon bei der in Gegenwart des englischen Gesandten vollführten Section die Aerzte das Gegentheil behaupteten, so ist es doch beinahe gewiß, daß sie in der Blüthe ihrer Jahre ein Opfer nichtswürdiger Rache fiel. So viel man aus den, von der zweiten Gemalin des Herzogs von Orleans, der Prinzessin von Baiern, dieserhalb gesammelten Papieren und Nachrichten und andern Nachforschungen hat herausbringen können, soll der Chevalier de Lorraine (der Busenfreund ihres Gemals), an dessen Ungnade bei Ludwig XIV. sie Schuld war, und der damals im Exil in Rom lebte, gern aber nach Frankreich zurück wollte und es wußte, daß sie das einzige Hinderniß war, das sich der Erreichung seines Wunsches entgegenstellte, der Anstifter dieser Abscheulichkeit gewesen sein. Daß Ludwig zwei Jahre nach dem Tode der Herzogin den Ritter wieder an den Hof kommen ließ, und ihn zum Marschall von Frankreich erhob, entkräftet übrigens diesen Verdacht keineswegs, da der König damals des Ritters großen Einfluß auf die Schritte seines Bruders, des Herzogs von Orleans, sehr bedurfte. Die gewinnende Liebenswürdigkeit ihres Betragens machte, daß man die unglückliche Fürstin allgemein bedauerte und sie in Hinsicht ihrer Anmuth und Schönheit oft mit ihrer noch unglücklicheren Aeltermutter, der berühmten Maria Stuart, verglich. Ein Ludwig XIV. mündlich abgelegtes Geständniß des Haushofmeisters der Herzogin soll die That des Ritters de Lorraine in des Königs Augen völlig außer Zweifel gesetzt, wie bemerkt aber, Gründe der Politik gegen seinen Bruder und besonders auch gegen England, den Monarchen bewogen haben, das Ganze mit einem Schleier zu bedecken und selbst die nächsten Thäter nicht zu bestrafen.

Hephästion. Wir kennen im Alterthume mehrere Männer dieses Namens. Der eine war aus Alexandrien gebürtig, lebte unter Trajan, und schrieb ein mythologisches Werk, von dem wir noch einige summarische Auszüge haben. — Ein anderer, ein Grammatiker, eben daher gebürtig, war unter des Kaisers Verus Lehrern, und schrieb über die Metra; ein dritter lebte zu Constantins des Großen Zeiten, war aus Theben, und schrieb verschiedene astrologische Werke. — Auch ein Freund Alexanders führte den Namen Hephästion. Er begleitete den König auf seinen Heereszügen, und starb zu Ekbatana. Alexander, den sein Verlust sehr schmerzte, ließ ihm ein prachtvolles Grabmal bauen.

*) Diese Dame wurde später die erklärte Geliebte Carls von England und ist unter dem Namen: „Herzogin von Portsmouth" sehr bekannt geworden.

Hephästos, s. Vulcan.

Heptachord heißt in der Tonkunst die Septime, d. h. der siebente Ton von den heraufsteigenden Tönen einer Octave.

Heptagonalzahlen (s. Polygonalzahlen). Wenn man aus der arithmetischen Reihe 1, 6, 11, 16, 21 . . . deren Unterschied, also = 5, erst das erste Glied, dann die Summe der beiden, dann der drei ersten Glieder u. s. w. 1, 7, 18, 34, 55 . . . nimmt, so erhält man sogenannte Heptagonalzahlen (vom griechischen Namen der Fünf). Eine Eigenschaft dieser Zahlen ist, daß wenn man eine derselben mit 40 multiplicirt und zum Producte 9 addirt, die Summe eine Quadratzahl gibt, z. B. ($18 \times 40 + 9 = 729 = 27^2$. Die Reihe dieser Quadrate ist 7^2, 17^2, 27^2, 37^2, u. s. w., und die Differenz der Wurzeln 10. Eben so verhält es sich mit den Hexagonalzahlen, wo der Unterschied 4 ist. Wäre also die arithmetische Progression 1, 5, 9, 13 u. s. w., so sind die Hexagonalzahlen 1, 6, 15, 28 u. s. w.

Herakliden, die Nachkommen des Herkules, welche, gestützt auf das von ihrem Ahnherrn ihnen vererbte Recht auf den Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern die größten Anstrengungen zur Eroberung desselben machten. Zweimal waren ihre Angriffe abgeschlagen worden, als sie 80 Jahre nach der Eroberung Trojas aufs neue erschienen. Auch diesmal erging er ihnen anfänglich sehr widerwärtig. Aristodem, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüstungen seinen Tod; ein großer Theil des Heeres ward von einer Hungersnoth weggerafft. In dieser Bedrängniß fragten sie das delphische Orakel um Rath, und erhielten die Antwort, daß sie sich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn überlassen sollten. Diesen fanden sie in dem Aetolier Oxylus, welcher ihnen auf einem einäugigen Maulthiere begegnete. Von ihm, den sie sogleich zu ihrem Befehlshaber machten, geführt, drangen sie von mehreren Seiten in den Peloponnes ein, eroberten in kurzem fast die ganze Halbinsel, und vertheilten das Land unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mycenä und Sicyon, Kresphontes Messenien, und die Söhne des Aristodemus, Prokles und Eurysthenes, Lacedämon, wo sie gemeinschaftlich regierten.

Heraklit, ein berühmter griechischer Philosoph, aus der Stadt Ephesus in Kleinasien gebürtig, der Dunkle genannt, lebte um die 69ste Olympiade (um 500 v. Chr.). Statt die höchsten obrigkeitlichen Würden in seiner Vaterstadt anzunehmen, widmete er sich der Philosophie. Er bereiste verschiedene Länder, vorzüglich Afrika. Sein von Natur finsteres und melancholisches Gemüth, das sich auch in seiner Philosophie ausdrückte, ließ ihn bald den Umgang der Menschen ihrer Laster wegen fliehen. Er begab sich in ein einsames Gebirge, um hier von Wurzeln und Kräutern zu leben. Aber diese Diät bekam ihm so übel, daß er von einer unheilbaren Krankheit befallen wurde, welche ihn nöthigte, nach der Stadt zurückzukehren, wo er bald darauf, 60 Jahr alt, starb. Er hinterließ ein Werk über die Natur der Dinge, worin er auch vom Gottesdienst und der Staatsverwaltung handelte. Es war in einem dunkeln und bildlichen Styl abgefaßt, welcher Ursach ward, daß es bald aus der Acht kam, und endlich ganz verloren ging. Aus dem Wenigen, was von seiner Philosophie auf uns gekommen ist, geht hervor, daß er das Feuer zum Grundwesen erhob, woraus alle übrigen Wesen entstanden wären. Wahrscheinlich verstand er aber darunter nicht das gemeine Feuer, sondern ein ätherisches Feuerwesen, womit sich die abweichende Nachricht vereinigen ließe, daß er die reine heitere Luft, oder die bloße Ausdünstung für das Urelement gehalten habe.

Heraldik, Wappenkunde. Man theilt die Wappen in persönliche, Familien- und Länderwappen. Seit wann die Wappen eingeführt wurden, darüber ist oft Streit gewesen. Zeichen und Bilder auf Schildern und Helmen kamen freilich in den ältesten Zeiten vor. Schon im vierten Buch Moses wird den Kindern Israel befohlen, daß ein jeder unter seinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hause, sich lagern solle. Wer weiß nicht, wie oft bei den Dichtern der Griechen und Römer Gemälde und Kunstarbeiten auf Schildern und Helmen vorkommen? Ja, es ist gewiß, daß diese Symbole sogar erblich waren. So erzählt Xenophon, daß die medischen Könige einen goldenen Adler auf ihren Schildern geführt. Sueton berichtet, daß Domitian einen goldenen Bart zum Wappen gehabt, und von den alten Germanen erzählt Tacitus, daß sie ihre Schilde durch ausgezeichnete Farben unterschieden und in die Treffen gewisse Zeichen vorangetragen haben. Obgleich also einige Spuren von Wappen in der alten Welt unverkennbar sind, so ist doch auf keine Weise die eigentliche Wappenkunde für älter zu halten als die Turniere. Daß die Wappen bei diesen feierlichen Kampfübungen zuerst allgemeiner, und nach gewissen Regeln erfunden wurden, läßt sich aus folgenden Gründen darthun. Zuerst nämlich findet man kein Grab- und Denkmal mit Wappen, welches älter wäre, als das 11. Jahrh. Das älteste Grabmal dieser Art soll in der Kirche Sanct Emmeran zu Regensburg sein, wo man das Wappen eines gewissen Wahrmund, Grafen von Wasserburg, findet; der Schild ist nämlich in die Quere getheilt, halb Silber und halb schwarz, darüber ein Löwe und die Unterschrift: Anno domini MX. Auf den meisten übrigen Grabmälern, selbst des 11. Jahrh., findet man keine Wappen, und erst im 12. scheint dieser Gebrauch allgemeiner geworden zu sein. Der erste Papst, von dem man beweisen kann, daß er ein Wappen geführt, ist Bonifaz VIII., der von 1294 — 1303 auf dem heiligen Stuhle saß. Alle frühern päpstlichen Wappen sind Erdichtungen späterer Schmeichler. Auch auf Münzen findet man vor dem 13. Jahrh. durchaus keine Wappen. Ein zweiter Beweis des angegebenen Ursprunges der Wappen ist das Wort blason, wodurch im Französischen wie im Englischen, im Italienischen wie im Spanischen, die Wappenkunde bezeichnet wird. Dies Wort hat höchst wahrscheinlich seinen Ursprung in dem deutschen Worte blasen; denn so oft auf den Turnieren ein neuer Ritter erschien, mußte der Herold blasen, und weil jener mit geschlossenem Visir auftrat, das Sinnbild seines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dies der Herold that, so heißt diese Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, so nannten es die Deutschen das Wappen ausblasen. Daß dies bei den Turnieren so herkömmlich gewesen, kann man aus Gedichten der alten Troubadoure aus dem 12. und 13. Jahrh. beweisen. Daher kommt es auch, daß solche Ritter, deren Turnierfähigkeit schon durch das Ausblasen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem Helm ihres Wappens führten. Von den Deutschen ging dieser Gebrauch zu den Franzosen über; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutschland schon von Heinrich dem Vogelsteller Turniere angeordnet sind, und also viel früher bei uns in Gebrauch waren, als in Frankreich. Die Franzosen bildeten aber die Turniere und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum, weit mehr aus; sie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, sondern auch des Anpreisens überhaupt. Da ferner am Hofe der normännischen Könige in England

die französische Sprache herrschte, so haben sich auch in der brittischen Heraldik lauter französische Kunstausdrücke erhalten. So nennt man die grüne Tinctur (Farbe) im Wappen vert; *) so heißt der getheilte Schild coupé, so spricht man von passant, regardant, dormant, couchant u. s. w. Dagegen hat die deutsche Heraldik fast lauter echt deutsche Kunstwörter. Endlich ist die Betrachtung der Theile eines Wappens der sicherste Beweis für den angegebenen Ursprung. Den Schild denkt man sich als einen wirklichen, den der Ritter zur Bedeckung seines Leibes vor sich hält, und unterscheidet an ihm das Haupt, das Herz, den Nabel und den Fuß. Offenbar wird deswegen der Helm auf den Schild gesetzt, und die Helmdecken umgeben den letztern, so wie auf den Turnieren der Mantel des Ritters mit dem Helm und Schilde an den Wänden des Kampfplatzes aufgehängt wurden. Die Farben der Schilder oder die Tincturen, wie man sie nennt, haben ohne alles Bedenken ihren Grund in dem Gebrauche der ältesten Germanen, ihren Schildern verschiedene Farben zu geben; ein Gebrauch, der in den Turnieren des Mittelalters selbst eine zärtliche Bedeutung erhielt, indem die Ritter, verpflichtet, die Ehre der Damen zu verfechten und sich ihrem Schutze zu widmen, die Farben der letztern auf den Schildern trugen. Nach und nach kamen auch die Theilungen oder Sectionen der Schilder auf. Denn wie ein Ritter oft mehrere Damen zu beschützen hatte, so trug er auch mehrere Farben im Schilde, der deswegen in Felder getheilt sein mußte. Als nun gegen das Ende des 11. Jahrh. die streitlustige Jugend fast aus ganz Europa im heiligen Eifer auszog, um das gelobte Land zu erobern, da wurde der Gebrauch der Wappen noch allgemeiner und nothwendiger. Um die einzelnen Nationen, Heerreshaufen, Rotten und Geschlechter zu unterscheiden, wählten die Fürsten und Heerführer dergleichen Symbole, die sich bald auf Heldenthaten und Vorfälle des Feldzugs, bald auf die Würde des Anführers bezogen, bald endlich das Werk der Phantasie oder einer vorübergehenden Laune waren. So hatten die Markgrafen von Brandenburg aus dem ascanischen Hause einen rothen Adler im silbernen Felde, den schon Albrecht der Bär im 12. Jahrh. führte. Die baierischen Markgrafen führten dasselbe Wappen, und selbst einige aus dem luxemburgischen oder böhmischen Hause. Als aber das hohenzollernsche Haus die Markgrafschaft Brandenburg bekam, nahm es sein Familienwappen an, einen von Silber und schwarz quadrirten Schild, und erst 1466 erhielt Churfürst Friedrich II. als Erzkämmerer den Scepter. Den schwarzen preußischen Adler aber verlieh der König von Polen, als Lehnsherr, den beiden brandenburg-anspachischen Prinzen, Albrecht und Georg, 1525, als ersten Lehnsherzogen von Preußen. Man sieht schon aus diesem Beispiele, daß die Wappenkunde mit der Geschichte und der Genealogie so innig verbunden ist, daß die eine durch die andere aufgeklärt wird, und man kann daraus abnehmen, daß diese Kenntniß auf keine Weise zu den ganz verächtlichen gehört. Wir haben in „Gatterers Abriß der Heraldik, Göttingen 1792," und in dessen „practischer Heraldik, Nürnberg 1761" vortreffliche Handbücher über diese Wissenschaft. Die practischen Arbeiten des Heraldikers bestehen in dem Blasoniren, Historisiren, Kritisiren und Aufreißen der Wappen. Das Blasoniren ist die kunstmäßige Beschreibung eines Wappens. Man

*) Im Französischen jedoch seltsamerweise sinople, welches ursprünglich eine rothbraune Farbe bedeutet. — Das helle Roth heißt gueules, wahrscheinlich mit Anspielung auf den oft blutigen Rachen wilder Thiere, die in der Heraldik eine so große Rolle spielen.

übernimmt dabei die Rolle eines Herolds bei den Turnieren. Man legt erstlich den Schild nach seinen Tincturen, Figuren und Sectionen aus. Dann blasonirt man die Nebenstücke des Wappens, nämlich den Helm mit seinen Kleinodien, welches Trompeten, Flügel und Federn, Menschen und Thiere, oder deren Gliedmaßen sind, dann die Helmdecken und ihre Tincturen, hierauf die Krone, Hüte und Mützen, endlich die Schildhalter, die Wappenzelte, die Losungsworte oder Devisen und andere Nebendinge. Historisiren heißt bei der Wappenkunde, die Geschichte eines Wappens, seinen Ursprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Hier hat der Heraldiker ein großes Feld vor sich, den Reichthum historischer Kenntnisse und den Ausschlag gründlicher Forschungen anzubringen. Will er ein Wappen historisch deuten, so muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben diese oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürsten ausmache, sondern er muß beweisen, daß gerade diese Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes ist. Er führt z. B. aus historischen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römischen Königs erst im Anfang des 14. Jahrh. unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, seit Otto II., der Reichsadler nur einköpfig gewesen; daß die drei Leoparden im englischen Wappen zuerst 1127 unter Heinrich I. aus dem normännischen Hause vorkommen. Das Kritisiren eines Wappens besteht in der Beurtheilung desselben, ob es echt und ob es den heraldischen Regeln gemäß sei. Endlich das Aufreißen der Wappen besteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorschriften eines Landesherrn, oder er erfindet die Idee und macht den Plan des Wappens nach eigner Willkür, oder er setzt aus mehreren Wappen ein neues zusammen.

Herbarium (auch Herbarium vivum genannt), die Sammlung von getrockneten Pflanzen, welche zwischen Papier aufbewahrt werden. Bei jeder Pflanze wird auf einem besondern Zettel ihr Name, die Zeit und der Ort, wo sie gefunden wurde, angemerkt. So viele Zeit auch das Pressen und Trocknen der Pflanzen, und das Ordnen des Herbariums erfordert, so nothwendig ist es doch für den, der die Botanik studirt. Denn weder Abbildungen noch Beschreibungen von Pflanzen können die eigne Beobachtung ersetzen; an grünen Pflanzen aber kann dieselbe nicht immer hinreichend geübt werden. Theils wachsen sie an so entfernten Gegenden, daß man sie nicht selbst aufsuchen kann; theils kann man auch diejenigen, welche zum Behuf einer reichern Untersuchung mit einander verglichen werden sollen, nicht immer zusammenbringen. Endlich wird der angehende Botaniker auch bei der mechanischen Beschäftigung mit dem Herbarium vielfältig Veranlassung finden, die Pflanzen selbst einer sorgfältigen Untersuchung zu unterwerfen.

Herberstein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geschichtschreiber, war 1486 zu Wippach in Krain geboren. Er studirte die Rechtswissenschaft, wählte aber nachher den Militärstand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken. Der Kaiser ernannte ihn zum Befehlshaber der ganzen Reiterei von Krain, machte ihn zum Ritter, ertheilte ihm die Würde eines kaiserl. Hofraths, und beauftragte ihn mit mehrern wichtigen Staatssendungen. 1516 wurde er nach Dänemark geschickt, um zu versuchen, Christian II. von seiner thörichten Leidenschaft für die Dyveke zurückzubringen. Bald nach seiner Rückkehr, und 1526 noch einmal, ging er als Gesandter nach Rußland, und später nach Constantinopel; überhaupt bereiste er den größten Theil von Europa. Seine

Dienste wurden durch die Würde eines geheimen Raths und Präsidenten des Finanzcollegiums belohnt. 1553 zog Herberstein sich von den Geschäften zurück und starb 1566. Sein Name ist besonders durch ein schätzenswerthes und noch jetzt brauchbares Werk auf die Nachwelt gekommen, welches den Titel führt: Rerum Moscoviticarum commentarii, quibus Russiae ac metropolis eius Moscoviae descriptio, chorographicae tabulae, religionis indicatio, modus excipiendi et tractandi oratores, itineraria in Moscoviam duo et alia quaedam continentur, und oft gedruckt und übersetzt worden ist. Alle Schriftsteller, die über Rußland geschrieben haben, nennen Herbersteins Werk als das beste über die ältern Zeiten dieses Reichs. Man erkennt aus demselben, daß der Verfasser ein geistreicher Beobachter war, und nichts versäumte, um sich zu unterrichten. Eine von ihm selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die bis 1545 reicht, ist erst 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erschienen; aus ihr besonders hat Adelung seine anziehende Lebensbeschreibung Herbersteins (Petersburg 1818) geschöpft.

Herbst, diejenige von den vier Jahreszeiten, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem scheinbaren Niedersteigen nach der südlichen Halbkugel den Aequator berührt. Das Ende des Herbstes fällt auf den Zeitpunct, an welchem die Sonne ihre kleinste Mittagshöhe zeigt, oder wenn sie jenseits des Aequators auf der südlichen Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat. Nach unserer gewöhnlichen Zeitrechnung fällt der Anfang des Herbstes um den 23. Sept., wenn zum zweitenmale im Jahre Tag und Nacht gleich sind; und das Ende desselben um den 21. Dec., wo wir den kürzesten Tag haben. Die Bewohner der südlichen gemäßigten Zone haben den Herbst zu entgegengesetzten Zeiten, als wenn bei uns Frühling ist. Verschieden von diesem astronomischen Herbst ist der meteorologische oder die herbstliche Witterung, die gewöhnlich erst um die Mitte oder das Ende Octobers eintritt. **Herbstnachtgleiche** heißt die Zeit, in welcher die Sonne in ihrem Abwärtssteigen aus der nördlichen in die südliche Halbkugel, den Aequator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich macht und bei uns den Anfang des Herbstes bestimmt. Der Durchschnittspunct des Aequators und der Ekliptik heißt der **Herbstpunct** und die Sonne erreicht ihn um den 23. Sept. Er ist der Aufgangspunct des Zeichens der Wage, obgleich das Sternbild der Wage diesen Ort verlassen hat, und der Herbstpunct jetzt nahe bei den Sternen auf der linken Schulter der Jungfrau steht. Er ist dem Frühlingspunct entgegengesetzt, daher beträgt seine Aufsteigung 180 Grad, und seine Länge eben so viel, oder sechs Zeichen; seine Abweichung und Breite aber sind = 0.

Herbst (Joh. Friedr. Wilh.), Prediger an der St. Marienkirche zu Berlin, berühmt als einer der geschätztesten Naturforscher Deutschlands, war 1743 zu Petershagen im Fürstenthume Minden geboren, ging nach Vollendung seiner akademischen Studien als Hauslehrer nach Berlin, wurde darauf Feldprediger des Winningschen Infanterieregiments zu Berlin, dann Prediger an der dasigen Garnisonkirche und bei dem Cadettenhause, und ging als Prediger nach Reppen in der Neumark. Von hier kam er wieder nach Berlin als dritter Prediger an der St. Marienkirche und starb als Archidiaconus an derselben, 1807. In den Jahren seiner vollen Kraft war er einer der geachtetsten und beliebtesten Kanzelredner Berlins; Gedankenfülle

und gesunde Begriffe zeichneten seine Kanzelvorträge aus, von denen mehrere gedruckt sind. Als Naturforscher hat er sich besonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Insecten, namentlich seine Sammlung von Krabben und Krebsen, war ausgezeichnet. Seine naturhistorischen Schriften sichern ihm ein ehrenvolles Andenken auch bei der Nachwelt. Die vorzüglichsten derselben sind: Versuch einer natürlichen Geschichte der Krabben und Krebse, 3 Bde., 1782 — 1800; kurze Einleitung zur Kenntniß der Insekten, 3 Bde., 1784 — 87; kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme, 2 Bde., 1787; Natursystem der Käfer, 6 Bde., 1783 — 95; Natursystem der Schmetterlinge, 7 Bde., 1783 — 95; Natursystem der ungeflügelten Insekten, 4 Hefte, 1797 — 1800. Diese Werke sind auch zusammengefaßt unter dem Titel: Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insecten, als Fortsetzung der Buffonschen Naturgeschichte, 11 Bände, 1783 — 1804. Herbst war Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, namentlich der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, deren Schriften er ebenfalls durch schätzbare Beiträge bereichert hat.

Herculanum, eine Stadt in Neapel, 11,000 Schritte von Neapolis selbst entfernt, ward unter der Regierung des Cäsar Titus, im J. 79 nach Chr. Geb., bei einem Ausbruch des Vesuv von einem Lavastrom so gänzlich bedeckt, daß man auch ihre Stätte nicht mehr sah. Ein gleiches Schicksal hatten Pompeji, eine andre, unweit jener, am Flusse Sarnus gelegene Stadt, eine der gewerb- und volkreichsten dieser Küste, und Stabiä, welche an der Stätte des heutigen Gragnago lag, desgleichen Oplontia und Teglanum. Schon früher hatte man Nachgrabungen veranstaltet, allein diese waren gänzlich wieder im Andenken der Menschen erloschen, als man im Jahre 1711 bei Gelegenheit eines Brunnens, welchen der Prinz Elboeuf zu Portici, einem auf der Stelle des alten Herculanum gelegenen Dorfe, graben ließ, drei weibliche bekleidete Statuen fand (die jetzt im Antikenkabinet zu Dresden stehen). Dem Prinzen wurde nach dieser Entdeckung das weitere Nachgraben untersagt, allein man dachte auch in mehr als 30 Jahren nicht mehr daran, bis der nachherige König von Spanien, Carl, Vater Ferdinands IV., zum Besitz der eroberten Neapels gelangte, und Portici zu seinem Frühlingsaufenthalt wählte. Jetzt grub man (1738) in jenem Brunnen tiefer hinab, bis man Spuren von Gebäuden fand. Das Theater von Herkulanum war die erste Entdeckung, die man machte. Leider war die Aufsicht über diese Nachgrabungen bei dem spanischen Ingenieur Rocco Gioachino Alcubierre nicht in den besten Händen; seine Unerfahrenheit hat Schuld an vielem Schaden und dem Verlust vieles Schönen. Erst als ein schweizerischer Ingenieur, Carl Weber, die Aufsicht erhielt, wurden bessere Maßregeln genommen, und diesem verständigen Manne, dem la Vega gleich rühmlich folgte, verdankt man alle die guten Anstalten, die nachher gemacht wurden. Nachdem man zu Herculanum glückliche Entdeckungen gemacht, suchte man (1750) auch Stabiä und Pompeji auf. Am letzteren Orte, der mehr mit Asche als mit Lava bedeckt ist, welches die Nachgrabungen bedeutend erleichtert, entdeckte man die großen Ueberreste eines Amphitheaters. In dem Keller eines Landhauses fand man auch nahe bei einer Thür 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Brust einer dieser Unglücklichen in einst feuchter, dann verhärteter Aschenmasse, nebst dabei befindlichen Hals- und Armschmuck. Hier war es auch, wo man am untern Eingang des Landhauses, zwei

Skelette ausgrub, deren eins in den Knochen der einen Hand noch einen Schlüssel, in der andern einen Beutel mit Münzen und Kameen hielt. Nahe bei beiden stieß man auf Gefäße von Silber und Bronze, und man vermuthet, der eine sei der Herr, der andere der Sklav gewesen, die beide vergeblich den Ausgang suchend, unter der Aschenmasse erstickt hingesunken. Uibrigens ist wahrscheinlich, daß die meisten Einwohner dieser Städte sich durch die Flucht zu retten, noch Zeit fanden. Wenn Winkelmanns Prophezeihung, daß bei der Schläfrigkeit, mit welcher die Nachgrabungen betrieben wurden, noch für die Nachkommen im vierten Gliede zu graben und zu finden übrig bleiben werde, nur zu richtig eingetroffen ist, so war dies weniger Schuld der Aufseher, als der Regierungen. Doch ging man von Zeit zu Zeit mit etwas mehr Eifer an das Werk, welches für den Antiquar und Archäologen Ausbeute gab, wie kaum ein anderes. Unmittelbar vor unsern Augen schien das längst abgestorbene Alterthum wieder aufzuleben, so daß jeder, für Gegenstände dieser Art nur einiges Interesse habende, die Empfindungen theilen muß, die unser Schiller in einem eigenen Gedichte (Pompeji und Herculanum) so schön ausgedrückt hat. Die alten Straßen, die alten Gebäude öffneten sich wieder, und das häusliche Leben der Alten wurden uns hier befreundeter. Die Einrichtung und Beschaffenheit der Häuser der Alten hatte man vorher nie so kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und eine Menge aufgefundener Geräthschaften vergegenwärtigte das Leben in diesen Häusern. Besonders wichtig wurden auch diese Entdeckungen für Literatur und Kunst, denn man fand einen großen Schatz von Handschriften und Kunstwerken. Die große Erwartung der gelehrten Welt von diesen literarischen Schätzen ist zwar noch nicht erfüllt worden, indem man auch hier nur allzu saumselig zu Werke gegangen ist; allein schon das ist etwas werth, daß man das Materielle der alten Handschriften näher kennen lernte; und vielleicht gelingt es noch dem eifrigen Bemühen, durch das sehr mühsame Geschäft der Entwickelung dieser Schriftrollen ein Werk von Bedeutung zu Tage zu fördern. Es war 1753, als man in einer jetzt wieder verschütteten Villa des alten Herculanum 1696 Papyrusrollen entdeckte, welche verkohlten Cylinder fast ganz das Ansehen von Tabaksrollen haben. P. Antonio Piaggio erfand eine einfache, aber sinnreiche Maschine, wo man mittelst Seidenfäden die vorher mit Goldschlägerhäutchen befestigten Streifen der Handschrift allmälig abrollt. Schon Winkelmann hat sie beschrieben; die klärste Vorstellung bekommt man aber von ihr durch die in Bartels Briefen über Calabrien gegebene Abbildung und Erläuterung. Der Nutzen dieser Maschine ist jedoch in mancher Hinsicht sehr beschränkt, wie denn auch vielfache neuere Versuche bei den meisten jener Handschriften, die nicht blos verkohlt, sondern durch eingedrungene Feuchtigkeit fast gänzlich aufgelöst sind, kein befriedigendes Ergebniß zur Folge gehabt haben. Nach einer im J. 1819 von dem berühmten englischen Chemiker Davy in Neapel angestellten Untersuchung sind von den gefundenen 1696 Rollen bisher 407 aufgerollt, worunter nur 88 lesbar befunden worden; 24 wurden an auswärtige Fürsten verschenkt, und von den übrigen 1265 dürften nur etwa 80 bis 120, nach der von ihm erfundenen chemischen Methode noch gerettet werden können. Die Schriftsteller, von denen man bisher Werke entdeckt hat, sind Epikur, Philodemos, Demetrios, Polystratos, Kolotes, Phädros, Phanas. Erschienen sind: Herculanensium Voluminum quae supersunt Tom. I. Neap. 1793. Fol. Dissertationis isagogicae ad Herculan. Voll. ex-

planationem Pars I. Neap. 1797. Leider ist das abgedruckte vierte Buch des Philodemos über die Musik nur eine unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen derselben. Der zweite Band enthält die Physik Epikurs. Scotti und Carlo Rossini sind mit der Aufzeichnung und Herausgabe dieser Werke beschäftigt. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunst gewonnen. Wie viele Bildsäulen, Basreliefs und andere Werke der bildenden Kunst sind nicht in diesen verschütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit sind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Composition, Zeichnung oder Farbengebung sehen, die hier entdeckten, unter dem Namen der herkulanischen allgemein bekannten Mauergemälde. Sie sind mit der Mauer, die den Grund derselben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeschnitten worden, in dem Museum von Portici in sechzehn Zimmern unter Glas und Rahmen aufgestellt, und jedes mit einem der Zeichen P. E. St. versehen, um anzuzeigen, ob sie in Pompeji Herculanum oder Stabiä gefunden sind. Abgebildet sind die in diesen verschütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke Le Antichità d'Ercolano, Nap. 1757 u. f., welches mit dem (ziemlich unkritischen Catalogo degli antichi Monumenti d'Ercolano, verfaßt von den Prälaten Bayardi (1755), aus 10 Foliobänden besteht. Bis auf einige später gefundene sind jene Mauergemälde in den sechs ersten Bänden dieses kostbaren Werks dargestellt (con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani), und von diesen hat man wohlfeilere Nachstiche in Frankreich von David, in Deutschland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsb. 1777 bis 1783, 5 Bde.). Unter der Regierung Joachims wurden die Nachgrabungen weit thätiger und planmäßiger betrieben als unter der vorigen. Die Herren Rossini, Scotti und Pasetti zu Neapel (kürzlich Sickler 1818, und Davy 1820, beide ohne Erfolg) beschäftigten sich unermüdet mit dem Aufrollen und Entziffern der herculanischen Manuscripte, und verschiedene sehr schätzbare literarische Ueberbleibsel aus dem römischen und griechischen Alterthum wurden durch sie mehr oder minder vollständig hergestellt. Die von Sickler aus Gotha, 1818 zu London angestellten Aufrollungs-Versuche hatten nicht den gewünschten Erfolg, weil die dazu verwandten Rollen zu sehr zerstört waren. Das Ergebniß der von dem schon genannten englischen Chemiker Davy, nach der von ihm vielleicht noch etwas vervollkommneten Sicklerschen Methode zu Neapel (1820) vorgenommenen Aufrollungen ist noch nicht hinlänglich bekannt geworden. Die Aufgrabungen hatten besonders über den Trümmern von Pompeji, und auf der von Pompeji nach Neapel führenden Consularstraße Statt, sie gewährten eine Menge höchst anziehender Entdeckungen, und versprachen noch immer mehr bei Fortsezzung der Arbeit. Ein Theil der schönen Decken und Fußböden von Mormor, die man gefunden hat, sind in den Gallerien des Museums, andere in dem Saal der Zeichenakademie zum Studium der Künstler aufgestellt worden. Die politischen Ereignisse 1815 unterbrachen das Geschäft. Durch ein Decret vom 22. Febr. 1816 verordnete der jezige König die Fortsetzung aller Arbeiten. dd.

Hercules, bei den Griechen **Herakles**, auch **Alcides** genannt, ist einer der berühmtesten Heroen der griechischen Fabelwelt, in welchem die Poesie das Ideal menschlicher Vollkommenheit im Sinne des heroischen Zeitalters, d. i. höchste Körperkraft mit allen Vorzügen des Geistes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darstellte, daß dieses Ideal von Vollkommenheit sich dem Heile

der Menschen weiht. Ein solcher Held ist ein Mensch: aber jenes Große und Herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs; Hercules ist demnach der Sohn des Königs der Götter, von einer sterblichen Mutter. Seine Natur strebt nach dem Göttlichen, aber als Menschennatur, d. h. ringend und kämpfend; sein Leben ist deshalb eine ununterbrochene Kette von Anstrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieser Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menschen über sein Irdisches; sein Tod erwirbt ihm Unsterblichkeit und den Ehrensitz unter den Göttern. Welcher Mythus konnte nun wol für Menschen anziehender und belehrender zugleich sein, als dieser von Hercules, durchaus von moralischer Tendenz und allegorischer Einkleidung, worin man das irdische Leben mit seinen Schicksalen, seinen Kämpfen, seinen Hoffnungen und Aussichten so treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieser Mythus ein Lieblingsgegenstand von Sängern, Schauspieldichtern und Künstlern aller Art wurde, wodurch sich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menschenalters hinaus, am Ende selbst planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die Einheit des Mythus durch alle späteren Zusätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denselben zuvörderst, gemäß dieser Einheit, mittheilen. Hercules war ein Sohn von Jupiter und Alcmene der Gemahlin des thebanischen Königs Amphitryon, in dessen Gestalt der Vater der Götter die schöne Königin überlistet hatte. Nie war Juno eifersüchtiger auf ihren Gemal gewesen, als diesmal, nie aber war sie freilich auch so gereizt worden, indem Jupiter noch nie den Genuß einer Sterblichen so reizend gefunden, daß er wie bei Alcmenen, die Nacht desselben ums Dreifache verlängert hätte. Des Sohnes dieser Nacht erbitterte Feindin war daher Juno schon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geschworen, daß der an diesem Tag Geborne alle Umwohnenden aus seinem Heldengeschlecht beherrschen solle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttinnen die Geburt der Alcmene hemmten, und dagegen die der Gemalin des Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monat trug, beschleunigten. Eurystheus hieß dieser Knabe, in dessen Dienst nun der noch ungeborne Hercules kommen mußte. Alcmene kam endlich auch, und zwar mit Zwillingen, nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles des Amphitryons Sohn war. Hercules legitimirte sich schon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er nahende Schlangen, vor denen sein Bruder schreiend zurückfuhr, ergriff, lachte, als sie züngelnd die Köpfe gegen ihn erhuben, und sie erwürgte. Durch Amphitryons Sorge ward der junge Göttersohn in allen Künsten, durch welche die Helden jener Zeit sich auszeichneten, von den größten Meistern unterwiesen. In allen waren seine Fortschritte groß, nur für die Lyra schien seine Hand nicht gebildet, und als ihm einst sein Lehrer darin, Linos, einen Schlag gab, kostete ihm dieser das Leben. Amphitryon sandte ihn deshalb auf das Land, wo er bis zum 18. Jahre die Heerde weidete, und in welche Zeit die Scene der Dichtung fällt, die dem Sophisten Prodikos gehört. An einem Scheidewege, erzählt dieser, stand Hercules, und zwei Göttinnen begegneten ihm. Die eine derselben, in üppigen Reizen prangend, lüstern sich dem Jüngling anschmiegend, bot ihm Entfernung von allen Mühseligkeiten und Gefahren, und jede Freude, jeden Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung sich überlassen wollte. Es war die verführerische Wollust. Die andere, nicht minder schön, als jene, aber ernst, bescheiden und voll Würde, versprach

ihm Unsterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olympus, wenn er unter ihrem Beistand allen Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens kühn die männliche Brust entgegenstellen wolle. Hercules dessen Herz die weichen, verführerischen Töne des Lasters nicht ansprachen, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend; und seines hohen Ursprungs, seiner Bestimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüstet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand, und wählte sie zur beständigen Gefährtin seines Lebens. In Erlegung verwüstender Ungeheuer und räuberischer Unholde, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Gewässern, Beförderung des Verkehrs der Menschen unter einander, Anlegung von Colonien, durch welches alles das Wohl der Menschen vielfach befördert wurde, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit sich wohlthätig für sein Geschlecht bewähren, und so bewährte sich auch des Hercules Tugend. Zur Vertilgung von Ungeheuern waren aber auch wenige so von der Natur gemacht, als er, dessen kraftvoller gewaltiger Körper eine Höhe von vier Ellen hatte, und ein Maß der Glieder, welches das Riesenmäßige der Statur verdoppelte, denn seine Arme und Beine waren noch eins so stark, als bei gewöhnlichen Menschen, und seine Brust von ungeheuerer Breite. Mit dieser Größe und Stärke nun zugleich die seltenste körperliche Geschicklichkeit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Der König Thespios, dessen Staaten durch das Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gastfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer seiner Kraft erlag, in den Armen der 50 schönen Töchter des Thespios ruhte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebaren. Auch die physische Kraft der Zeugung mußte ja der Held in einem hohen Grade besitzen, da ein großes Geschlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menschen jener Zeit stolz sein durften. Als er hierauf nach seiner Geburtsstadt Theben zurückgekehrt war, befreite er dieselbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, den sie an die Orchomenier hatte zahlen müssen, sondern zwang auch diese, den zuvor empfangenen Tribut hinführo selbst zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemalin. Junos Haß aber wuchs nun auch in demselben Grade als des Helden rasch aufschießende Größe; und ein Werk jenes Hasses war, daß Eurystheus jetzt den Hercules zu sich entbot, und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu bestehen. Hercules, unwillig ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel deshalb zu befragen, das ihm zur Antwort gab: zehn von Eurystheus gebotene Abenteuer, wozu aber dann noch zwei kamen, müsse er bestehen, dann aber gelange er zur Unsterblichkeit. Dieser Ausspruch stürzte den Helden, der einem Schlechtern zu dienen seiner unwürdig hielt, in Schwermuth, welche von Juno zu wirklicher Raserei erhöht ward, deren Opfer seine eigenen, mit Megara erzeugten, Kinder wurden, die er für seine Feinde ansah und erlegte. Nachher von seiner Raserei befreit und seinen Irrthum erkennend, ergriff ihn ein tiefer Schmerz, der ihn den menschlichen Anblick und Umgang fliehen machte. Endlich geheilt von der Zeit, mit den Göttern und sich selbst versöhnt, und von der Blutschuld gereinigt, begab er sich zu Eurystheus, und unterzog sich den berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen der zwölf Arbeiten des Hercules. 1. Erlegte er den nemeischen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone hauste, und von keinem Geschoß eines Sterblichen verwundet werden konnte.

Hercules zerschlug ihm mit der Faust den Nacken, und zog ihm dann das undurchdringliche Fell ab, welches ihn fortan gleich einem Harnisch umgab, indeß der Kopf, wie ein Helm, den seinigen deckte. 2. Erlegte er, mit Jolaos Beistand, die lernäische Hydra, die Verderben aus 100 Köpfen drohte, und der, statt jedes abgehauenen Kopfes, auf der Stelle zwei neue wuchsen (s. d. Art. Lernäische Schlange). 3. Fing er die Hindin der Diana, gleich sehr durch ihre Schnelligkeit, als durch ihr goldenes Geweih und ihre ehernen Füße ausgezeichnet. Da sie lebendig eingefangen werden mußte, so galt es, daß der Held, wie vorher Kraft und List, so jetzt Schnelligkeit bewies. 4. Fing er den erymanthischen Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthus verherrte, ein, und brachte ihn lebendig auf seinen Schultern zu Eurystheus, der darüber so sehr erschrack, daß er sich in ein Gefäß verkroch, und fortan nicht wagte, dem Hercules seine Befehle selbst zu geben. 5. Reinigte er in Einem Tage die Ställe des Augias, Königs von Elis, worin dieser 3000 Rinder seit langer Zeit hatte stehen gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alphëus und Penëus hindurchleitete. 6. Tödtete er die Stymphaliden, ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 7. Fing er den Stier aus Kreta, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neptun einst auf des Minos Flehen aus den Fluthen hatte aufsteigen lassen, um durch dies Wunder dem Flehenden das Reich zu verschaffen. Statt, wie er gesollt, den Stier dem Gott zu opfern, hatte Minos ihn, gereizt von dessen Schönheit, unter seine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu sehr Ursache fand. Denn nicht nur stürmte jetzt der Stier mit nicht zu bändigender Kraft verheerend durch das Eiland, sondern Pasiphaë faßte auch jene unnatürliche Leidenschaft für ihn, deren Frucht Minotaurus war. Als Hercules mit ihm auf den Schultern zu Eurystheus kam, ließ dieser ihn wieder frei, worauf der Stier noch einmal, unter dem Namen des marathonischen, in den Sagen von Theseus vorkommt. 8. Brachte er die menschenfressenden Rosse des thracischen Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die sein Gebiet betraten, vorwarf, nach Mykene, zu welchem Abenteuer ihn freiwillig viele Helden begleiteten. Eben so zu dem folgenden, als er 9. das Wehrgehäng der Amazonen-Königin Hippolyte für des Eurystheus Tochter Admete holte. 10. Mußte er die Rinder des dreigestaltigen Geryones, bewacht von dem zweiköpfigen Hund Orthros und dem Riesen Eurytion, aus Erytheia, einer Insel im westlichen Ocean, unfern von Spanien, die nachher Gadeira (Gades) hieß, holen, und hatte er bei dem vorigen Zuge nach dem damals fernsten Osten wandern müssen, so wanderte er bei diesem nach dem fernsten Westen, wobei es denn, wie sich fast von selbst versteht, an Nebenabenteuern nicht mangelte. Waren aber bereits die bisherigen Wanderungen mühsam und gefahrvoll gewesen, so übertrafen doch die folgenden sie weit an mühevoller Gefährlichkeit. Zunächst ward ihm aufgetragen, 11. die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden zu holen. Schon darum war dies Abenteuer um vieles bedenklicher, weil Hercules eigentlich nicht einmal wußte, wo diese Aepfel zu suchen wären. Getrost indeß, wiederum mancherlei Fehden und Kämpfe bestehend, wanderte er so lange zu Lande und Wasser, bis er den Ort erreichte. Atlas zwar holte eigentlich dann die goldenen Aepfel, Hercules aber trug einstweilen statt seiner das Himmelsgewölbe. Das letzte der von Eurystheus gebotenen Abenteuern bestand in nichts geringerem, als 12. den Cerberus aus der Unterwelt

herauszuholen. Kein Wunder, wenn der Held ein solches Abenteuer nicht ohne Vorbereitung bestand. Der Herrscher der Unterwelt verhieß dem Allgefürchteten den Cerberus unter der Bedingung, sich seiner ohne Waffen zu bemächtigen. Schnell ergriff nun der Held das Ungeheuer, drückte dessen drei Köpfe zwischen seine Beine, und fesselte es, troß der wüthenden Angriffe, die der Drache, in welchen Cerberus endigte, von hinten auf ihn machte. So brachte er das Thier auf die Oberwelt und zu Eurystheus, der es ihn wieder in die Unterwelt bringen hieß. Auch das that er, und war nun, nach des Schicksals Willen, frei von der schimpflichen Knechtschaft, die ihm der Zorn einer strengen Göttin aufgelastet hatte. Während er aber, diese zwölf Abenteuer zu bestehen, die Welt durchzog, verrichtete er hie und da, wie sich ihm Gelegenheit darbot, weit mehr Thaten, als jene gebotenen. Man pflegt diese seine Nebenthaten (Parerga) zu nennen, unter denen sein Kampf mit den Centauren, seine Theilnahme am Zuge der Argonauten, seine Befreiung der Hesione, die von ihrem Vater einem Meerungeheuer ausgesetzt war, um den Zorn der Götter zu versöhnen, die Errichtung der sogenannten Hercules-Säulen (s. d. A.), sein Rückzug von Spanien nach Argos, den er mit bleibenden Spuren seines Daseins bezeichnete, die Erlegung des Alcyoneus, seine Kämpfe mit Anteus und Cygnus (Kiknos), die Befreiung des an den Kaukasus gefesselten Prometheus, und des Theseus aus der Unterwelt die denkwürdigsten sind. Nachdem er alle die Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben, und vermählte seine Gemalin an Jolaos. Er selbst wollte sich indessen auch wieder vermählen; und da er vernahm, daß Eurytos, der König von Oechalia, seine Tochter Jole dem, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgesetzt hatte, so ging er nach Oechalia, besiegte Alle, erhielt aber die Gemalin nicht, weil man einen neuen Anfall seines Wahnsinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieser bald darauf — nachdem er in der Zwischenzeit die Alceste aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemals gebracht hatte — noch einmal, und in diesem Anfall stürzte er Iphitos, der Jole ältesten Bruder, seinen treuen Freund, von den Mauern Tirynths herab. Ungeachtet er von diesem Morde gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in schwere Krankheit, derentwegen er das delphische Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort versagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß, und kämpfte selbst mit dem Apollo. Endlich erhielt er denn doch das verlangte Orakel, welches also lautete: Von seiner Krankheit werde er genesen, wofern er auf drei Jahre sich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gäbe. Diesem Orakelspruch zu Folge verkaufte Mercur den Hercules an Omphale, der Lydier Königin. Während dieser Dienstschaft war er aber keineswegs blos, seiner unwürdig, mit weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beschäftigt, sondern er bezwang auch manchen Straßenräuber, und strafte manchen plagenden Unhold. Nach Vollendung seiner Dienstzeit strafte er manche Ungerechtigkeit, die man in früherer Zeit gegen ihn selbst begangen, und Wortbrüchigkeiten, deren man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heer gen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen; und mit einem andern gegen Augias, welche beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalydon hatte er inzwischen um des Oeneus Tochter Deïanira geworben, und um deren Besitz mit Achelaus gekämpft. Mit dieser Gemalin begab er sich nach Trachin. Am Fluß Evenus angelangt, traf er auf den

Centauren Nessus, der die Wandrer um Lohn übersetzte. Hercules ging durch den Fluß, Deïaniren aber trug Nessus um den bedungenen Lohn hinüber. Während dieses Tragens widerstand der Centaur seinen Lüsten nicht; Deianira schrie, Hercules sah es, und schoß dem Centauren, so wie er ans Ufer trat, den in das Gift der Hydra getauchten Pfeil durchs Herz. Im Verscheiden sagte er zu Deianiren, sie solle, wenn sie einen Liebestrank für Hercules haben wolle, seinen verschütteten Saamen mit seinem Blute mischen. Dies that sie auch, und bewahrte die Mischung. Deianira hatte in ihrer Ehe öfters einsame Stunden, denn Hercules hatte auch jetzt noch mancherlei Züge zu thun, welche einzeln namhaft zu machen zu weitläuftig sein würde. Nur des letzten müssen wir, seiner Folgen halber, gedenken. Unter den an ihm verübten Ungerechtigkeiten hatte er auch die des Eurytos zu bestrafen, der ihm die wohlverdiente Iole verweigert hatte. Deshalb zog er jetzt auch gegen Oechalia. Eurytos und seine Kinder blieben, die Stadt ward genommen, geplündert, und Iole als Gefangene weggeführt. Von da zog er nach Kenäos auf Euböa, und errichtete auf dem Vorgebirge dem Jupiter einen Altar. Um hier feierlich zu opfern, sandte er nach Trachin um ein weißes Gewand. Deianira befragt den Boten wegen Iole, und da sie fürchtet, ihr Gemal werde diese mehr lieben, als sie, so nimmt sie des Nessus vermeinten Liebestrank und bestreicht damit das Gewand. Hercules bekleidet sich damit; kaum aber ist er erwärmt, so greift das Gift den Körper an. Er reißt das Gewand vom Leibe, und mit ihm sein Fleisch herab. In solchem Zustande brachte man ihn zu Schiffe nach Trachin, wo Deianira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, sich erhing. Hercules selbst begab sich nun auf den Berg Oeta, errichtete einen Holzstoß, bestieg ihn, und befahl, ihn anzuzünden. Als der Holzstoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel auftrug. Dort der Unsterblichkeit theilhaft und versöhnt mit Juno, ward er mit Hebe vermählt, der Göttin ewiger Jugend, der blühenden Mundschenkin des Olympus. Auch mit ihr noch zeugte er zwei Söhne; deren, die er im irdischen Leben, theils in, theils außer der Ehe zeugte, könnte man leicht gegen hundert zählen. Einige seiner Nachkommen sind in der Geschichte unter dem Namen der Herakliden bekannt. Gewöhnlich zweifeln die historischen Erklärer an dem wirklichen Dasein des Hercules nicht, bezweifeln aber, daß ein Mensch in seinem Leben so viel und in der Art habe ausführen können, wie es erzählt wird, zu geschweigen der Anachronismen, die in dieser Geschichte nicht selten sind. Dies hat die meisten bewogen, mehrere Heroen dieses Namens anzunehmen, wozu es an Zeugnissen der Alten nicht fehlt. Varro hat deren nicht weniger als 44 aufgezählt, Cicero nimmt nur sechs, Diodor nur drei an. Darunter finden wir einen indischen, ägyptischen, tyrischen oder phönizischen und thebanischen Hercules, und namentlich letzteren als Erben aller auch von den übrigen verrichteten Thaten. Untersuchen wir das Wesen der orientalischen Gottheiten, welche die Griechen mit des Hercules Namen belegen, so können wir in der That kaum zweifeln, daß sie ursprünglich nichts anders als astronomische Symbole waren. Der ägyptische Hercules, der eigentlich Chom oder Djon heißt, gehört nach Herodot und Diodor zu den zwölf großen himmlischen Göttern, die 17,000 Jahre vor Amasis aus den acht Göttern entstanden. Da nun sowol die acht, als die zwölf Götter der Aegypter astronomisch zu verstehen sind, so ist leicht ausgemittelt, daß Hercules hier eigentlich nichts ist, als das Product des Sonnenlaufs durch die zwölf himmlischen Zeichen, d. i. ein Jahres-

kreis; und die Sage, daß er vor 17,000 Jahren schon gelebt habe, besagt, daß man seit dieser Zeit astronomische Berechnung hatte. Der phönizische Hercules, dessen eigentlicher Name Melcarthos ist, gibt einen ähnlichen Ursprung schon durch seine Mutter Asteria (Sternhimmel zu erkennen. Daß man auch in dem thebanischen oder griechischen Hercules noch mannichfaltige Erinnerungen an die orientalisch-astronomische Uridee findet, kann nicht bezweifelt werden. Die zwölf Arbeiten sind dieser Idee zufolge nichts anders als die Wanderung der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, durch die plastische Poesie der Griechen zur Sage geworden, vielleicht durch den Cultus, welcher diese zwölf Arbeiten der Sonne symbolisch dramatisirte. Seine Vermählung mit Hebe haben schon bei den Alten einige dahin gedeutet, daß, nachdem er seinen Kreis durchlaufen, er wieder jugendlich dasteht. Besonders aber darf man bei dem griechischen Hercules nicht vergessen, daß er von dem phönizischen unmittelbar abstammt; denn seine Geburtsstadt Theben war eine phönizische Colonie. Der phönizische Hercules, als der Schutzgott und das Symbol des phönizischen Völkerstamms, wanderte überall mit hin, wohin diese Britten der alten Welt mit ihrem Handel und ihren Colonien sich verbreiteten, und dadurch erscheinen seine Züge als eine allegorische Erzählung der Verbreitung dieses Volks durch Handel und Schifffahrt, und der Ausbildung der Völker, die davon eine Folge war. Es könnte demnach sehr leicht sein, daß niemals ein Hercules als Person gelebt, und es gleichwol Herakliden gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer phönizisch-griechischen Colonie aus Theben. Indeß wollen wir damit die Persönlichkeit eines thebanischen Hercules nicht gänzlich läugnen, am allerwenigsten darum, weil eine alte Ueberlieferung von ihm sagt, daß er ursprünglich nicht Hercules, sondern Alkäos geheißen, und jenen Namen erst von dem Gott Hercules überkommen habe (Sext. Empir. adv Phys. 557. ed. Fabric.) Wie dem nun sei, auf diesen thebanischen Alkäos-Hercules wurde alles das übertragen, was man von den übrigen berichtet hatte, und diese Berichte verwandelten sich im Munde der so eigenthümlich anthropomorphosirenden Griechen in Sagen, wie sie die Griechen liebten. Der ganze Mythus erhielt nach solcher Zusammenschmelzung andere Richtung und Gestalt. Der Mythus des griechischen Hercules stellt uns nämlich die Geschichte der frühesten Bildung oder die Entwilderungsgeschichte Griechenlands dar. Dieses Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: physisch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Canälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hausenden wilden Thiere; merkantilisch durch Schifffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politisch-religiös durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. s. w. Alles dies bewirkte der phönizisch-thebanische Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, phönizische Pflanzungen, ihren Ursprung zurückführten. Alle sie feierten ihm zu Ehren Feste, und an diesen Festen sang man von seinen Thaten. Unstreitig flossen darin astronomische Ideen, Wundersagen von den merkantilischen Zügen und Thaten eines oder mehrerer griechischen Helden in einander. Auf diese Weise entstanden nach und nach H e r a k l e e n, d. i. Gedichte von größerem Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Gestalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatischen Dichter, welche, besonders in den Satyrhandlungen, einen travestirten Hercules darzustellen liebten, wodurch eine Menge Possen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin-

gehört wol ohne Zweifel, was man von Herkules dem Fresser, dem Säufer, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantoffel Preis gegeben ist, u. dgl. m. hin und wieder berichtet findet. Es ist demnach kein Zweifel, daß die Idee des griechischen Hercules, als eines Heros, ihre Ausbildung der Poesie verdankt, weshalb man ihn in gewisser Hinsicht als ein blos poetisches Wesen betrachten kann. Das poetische Ideal wurde nachher von der bildenden Kunst sichtbar dargestellt. Hercules erscheint in der Reihe der Idealfiguren griechischer Plastik als die nervigste und untersetzteste. Außerordentlich starke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Brust bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf ist geistreich, gutmüthig; nur selten erscheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart ist kraus, sein Haar kurz. Gewöhnlich erscheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in ältern Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptstatue ist der sogenannte Farnesische Hercules, ein Werk des Atheners Glykon. Uebrigens läßt sich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verschiedenen Stellungen, wozu die reichen Scenen seiner Geschichte von selbst aufforderten, werde dargestellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in voller Anstrengung und in Ruhe. Eine vorzüglich merkwürdige Darstellung ist der sogenannte Torso di Michel Angelo, also genannt, weil dieser große Künstler sieben Jahre lang an diesem Bruchstück einer Hercules-Statue studirte. Aus der Anatomie zu schließen, saß die Statue vormals gebückt, mit aufgerichtetem Kopf, auf die Keule gelehnt. Die Löwenhaut ist über den Sitz geworfen. Was den Hercules sonst auszeichnet, Brust und Schultern sind im hohen Grade schön, die starken Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künstler — Apollonius, Nestors Sohn von Athen — stellte nicht mehr den kämpfenden Helden dar, sondern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt, die ihm Unsterblichkeit gaben. Zu den denkwürdigen Darstellungen gehört noch Hercules als Musenführer, Musagetes, zu welcher Ehre er durch seine eignen Musenkünste wol schwerlich gelangt sein kann, denn dem Linos wußte er den Unterricht nicht sonderlich Dank. Indeß wurde er doch in dieser Beziehung mit der Lyra dargestellt. Die Vorstellung ist römisch. Fulvius Nobilior erbaute dem Hercules einen Tempel, in welchem er die von ihm zu Ambracia eroberten Musen aufstellte; und es scheint in der That, er habe seinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegerische Tapferkeit nicht für unvereinbar mit den Musenkünsten zu halten. dd.

Hercules-Säulen nannte man zwei Säulen, die Hercules zu beiden Seiten der nach ihm benannten oder gaditanischen Meerenge zwischen Europa und Afrika (Meerenge von Gibraltar) auf den Bergen Calpe und Abyla errichtet haben sollte, gleichsam als die Grenzsteine seiner Wanderungen nach Westen.

Herder (Joh. Gottfr. v.), einer der eigenthümlichsten, geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, wurde 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen, geboren, wo sein Vater unterster Schullehrer war. Nicht begünstigt durch Erziehung und äußere Umstände, entwickelte sich die schöne Natur des jungen Herders nur durch eigne Kraft. Nur das Lesen der Bibel und des Gesangbuchs verstattete ihm sein Vater; ein unersättlicher Wissensdurst aber trieb den Sohn nach andern Quellen hin, obgleich er alle die Bücher jedoch, die er sich zu verschaffen

mußte, verstohlen lesen mußte. Dürftigkeit hatte ihn bald in eine ihm eben so unangenehme, als unangemessene Laufbahn genöthigt. Der Prediger Trescho bediente sich seiner als Schreiber. Da er indeß bald Gelegenheit hatte, auch des Jünglings seltne Geistes- und Herzensanlagen zu entdecken, so entschloß er sich, diesen größere Entwickelung zu verschaffen, und ließ ihn Theil an den Lehrstunden nehmen, die er seinen eigenen Söhnen im Griechischen und Lateinischen gab. Herder, bei seinem großen, durch kein Hinderniß besiegbaren Eifer, machte darin ungemeine Fortschritte. Um diese Zeit befiel ihn eine Augenkrankheit, die ihn in nähere Bekanntschaft mit einem russischen Wundarzt brachte, der damals in Treschos Hause wohnte. Da diesem des Jünglings schöne Bildung und edler Anstand gefielen, so erbot er sich, ihn mit sich nach Königsberg und dann nach Petersburg zu nehmen, und dort unentgeldlich die Chirurgie lehren zu lassen. Herder, der keine Aussicht hatte, seinen Lieblingsstudien leben zu können, verließ demnach 1762 seine Vaterstadt. In Königsberg aber fiel er bei der ersten Section in Ohnmacht, und entschloß sich darauf Theologie zu studiren. Er wurde mit Männern bekannt, die seine Talente schätzten. Sie verschafften ihm eine Stelle im Friedrichscollegium, wo er erst Aufseher einiger Kostgänger, dann Lehrer in der ersten philosophischen und zweiten lateinischen Classe wurde, wobei es ihm an Zeit zu eignem Studiren nicht mangelte. Er trieb jetzt die Theologie in jenem hohen Sinn und Geist, durch welchen es ihm späterhin gelang, auch hier als Reformator aufzutreten. Von dem edelsten Eifer für Wissenschaft und Kunst beseelt, strebte er, seinen Kreis immer mehr zu erweitern. Deshalb versenkte er sich mit dem regsten Eifer zugleich in die Tiefen der Philosophie und Naturwissenschaft, und ermüdete nicht, die unermeßlichen Gebiete der Geschichte, Staats-, Völker- und Sprachkunde zu durchwandern. Wie eine Biene von Blume zu Blume, so eilte er von Wissenschaft zu Wissenschaft, und nahm den reinsten Honig zur Ausbeute mit. 1765 erhielt er den Ruf als Rector der Domschule nach Riga, mit welcher Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden war. In diesem doppelten Beruf erntete er den Segen der schönsten Wirksamkeit; seine Zöglinge und Zuhörer hingen enthusiastisch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belehrte, ermunterte den Geist; als geistlicher Redner sprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeschminkter Wahrheit so evangelisch lauter, daß er sich aller Herzen bemächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man sogar beschloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. 1768 ward ihm von Petersburg aus das Inspectorat der dortigen St. Petrischule angetragen, allein er lehnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern legte selbst seine Stellen in Riga nieder, weil es ihn drängte, die Welt in der Welt, die Menschen auf der großen Bühne des Lebens, die Kunst an der Quelle zu studiren. Er war schon in Frankreich angekommen, als er zum Begleiter des Prinzen von Holstein-Oldenburg durch Frankreich und Italien auserwählt ward. Leider konnte er von dieser Verbindung nicht alle die Vortheile ziehen, die sich sein Geist davon versprochen hatte. Sein Augenübel, das weit gefährlicher wiedergekehrt war, hielt ihn in Strasburg fest, wo er mit Göthe bekannt und befreundet ward, und auf ihn einen bedeutenden Einfluß gewann (s. d. Art. Göthe). Herder hatte damals auch schon als Schriftsteller einen bedeutenden Ruf gewonnen, und sich durch seine Fragmente, seine kritischen Wälder und andere Schriften unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt. Obschon er bis dahin für die Theologie noch nichts von Bedeutung geliefert hatte,

so erhielt er doch in Strasburg (1770) den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg. In dieser Stelle machte er sich bald auch in der Reihe berühmter Theologen einen bedeutenden Namen, und erhielt 1775 einen Ruf als theologischer Professor nach Göttingen, wohin er aber nicht abging, weil der König seine Berufung nicht unbedingt bestätigt, und man im Gegentheil, aller Gewohnheit zuwider, verlangt hatte, daß er sich zu einem Colloquium stellen solle. Wie unangenehm ihm alles dies auch sein mußte, so blieb ihm, da er sich in Bückeburg mit einer eben so geistreichen als liebenswürdigen Gattin verbunden hatte, doch keine Wahl übrig. Der Tag zum entscheidenden Entschlusse war da, aber auch sein guter Genius nicht fern; denn an dem Mittage desselben Tages erhielt er über Tische (eine Folge seiner Freundschaft mit Göthe) den Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath nach Weimar. War irgend ein Ort der Welt, wo der geniale Herder seinen ganzen Geistesreichthum entfalten, und nicht blos ungestört, sondern auch befördert und vielfach angeregt, die schönste Wirksamkeit äußern konnte, so war es unstreitig Weimar, unter Amalias und Carl Augusts Regiernng. Die schönsten Früchte seines reichen Geistes reiften hier, und Weimar wird sich noch lange dankbar dessen erinnern, was er als geistlicher Redner, als Aufseher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung segenreich gewirkt hat. Galt Weimar für das deutsche Athen, so hat auch er, der als ein Stern erster Größe an diesem Himmel glänzte, seinen Antheil daran. Geliebt und geehrt von einem der würdigsten Fürstenhäuser, erhielt er auch manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste und seines Werthes, denn 1793 wurde er Vicepräsident, und 1801 Präsident des Oberconsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war. Erst nachdem er dies geworden, wurde er von dem Churfürsten von Baiern in den Adelstand erhoben. So lebte und wirkte Herder, bis am 18. December 1803 der Genius des Todes die schöne Wirksamkeit seines Lebens unterbrach. Doch der große Mann, der edle Geist lebt über das Grab hinaus. Ein schönes Vermächtniß hat er uns in seinen Schriften hinterlassen, und mit ihnen sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Die uene Auswahl seiner sämmtiichen Werke (bei Cotta in Tübingen, seit 1805) ist in mehrere Classen abgetheilt, in Schriften zur schönen Kunst und Literatur, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philosophie und Geschichte gehörig. Man erkennt dadurch beim ersten Anblick die Vielseitigkeit des Mannes, der als Philosoph, Geschichtschreiber, Theolog, Philolog, Archäolog, Aesthetiker, Dichter und Uebersetzer mehr als 40 Jahre lang mit rastlosem Eifer unter uns gewirkt hat. Als Theolog beförderte er der heiligen Urkunde historische, klimatische Erklärnng; als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterläßt er einen theuern Schatz bewährter Natur, Menschen- und Welt-Beobachtungen; als Erklärer des classischen Alterthums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch Studium der classischen Alten; zur Belebung des Naturstudiums trug er sehr vieles bei; läuterte allseitig unsern Geschmack; erhob uns durch Anschauung und richtige Würdigung der schönen Kunst zu reiner Menschheit; stimmte fast in Allem, was er schrieb, zur Begeisterung, weckte rührend zu dem Guten, hauchte unsern Seelen edle Gefühle ein, entflammte sie für alles wahrhaft Schöne und Große. Das Hauptwerk Herders sind seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der

Menschheit (Riga 1784—91, 4 Bde.), in welchem alle Strahlen seines Geistes sich vereinigen. „Schon in ziemlich frühen Jahren, sagt er, da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsers Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten." Und so suchte Herder schon von jener Zeit an nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo er nur suchen konnte. Deswegen zeigt sich auch wirklich in Allem, was er jemals schrieb, diese Richtung, aus welcher seine Tugenden wie seine Fehler hervorgehn. Den Punct zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war sein heißes Streben, und zwar nicht durch metaphysische Grübelei, sondern durch Beobachtung. So ging er denn den langen Weg von Erfahrung und Analogien der Natur, den nicht kürzeren Weg der Geschichte und aller Zweige menschlicher Cultur durch, Religion, Philosophie, Gesetzgebung, Heilkunde, Poesie und Kunst. Von seinem Standpunct aus liegt Welt und Menschenleben, Vergangenheit und Zukunft vor dem erstaunten Blick, alle Verwirrung löst sich, und erhabene Ruhe bemeistert sich des Herzens. Ausgerüstet mit Kenntniß der Menschennatur im Allgemeinen, führt uns der Historiker der Menschheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um ruhig mit uns zu beobachten, wie sie unter solchen oder solchen Bedingungen sich entwickeln, und welche Erfolge jedesmal eine solche oder solche Entwickelung haben müsse. Dabei entdeckt er das große Gesetz, das Ziel und den Endpunct dieser Menschennatur und alles ihres Strebens in der Humanität. Diese Humanität ward Herders Göttin; auf sie bezog er Alles; für sie wirkte er mit rastlosem Eifer. Er war ein vollherziger, kräftiger Mensch; und Mensch im schönen Streben und Wirken zu sein, darauf war all sein Bemühen gerichtet, so daß man mit Einem, freilich oft entweihten, Worte sein ganzes Wesen bezeichnen kann. Er war Humanist, und spricht uns als solcher in dem unvergänglichen Denkmal seines Geistes, in seinen Ideen, schön, rührend und erhaben an. Was auch im einzelnen gegen dieses Werk, aus welchem Galls Lehre hervorging, sich sagen läßt, es bleibt im Ganzen ein klassisches Werk, das in dem Strom der Vergessenheit so leicht nicht untergehen, und hellere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird. Im J. 1819 ließ der Großherzog von S. Weimar eine Gedächtnißtafel auf Herders Grab legen. Seine Witwe schrieb Erinnerungen aus Herders Leben, die J. G. Müller 1820 herausgab. dd.

Here, s. Juno.

Hering, Heringsfang. Hering ist der bekannte Zugfisch, der in ungeheuren Scharen seine Züge macht, und in unermeßlicher Menge an vielen Küsten gefangen, und dann gesalzen, oder getrocknet als Bückling, durch ganz Europa verfahren wird. Gegen Johannis findet er sich an den schottischen Küsten ein, zieht sich von da nach den englischen Küsten, und gegen Ende des Jahres nach den irländischen Dünen; hierauf zum Laichen wieder höher nach Norden, wo er dann wieder bis zum nächsten Jahre bleibt. Vorzüglich und in seiner besten Güte wird er in der Nordsee gefangen; in der Ostsee an den Küsten von Dänemark, Norwegen, Schweden, Gothland u. s. w. ist er magerer. Der in der Zuidersee gefangene wird zu Bückling zubereitet und getrocknet,

oder auch von der gemeinsten Volksclasse roh verbraucht. Die Heringsfischerei war schon vor vielen Jahrhunderten ein großer Nahrungszweig der Flamender. Die Holländer bemeisterten sich desselben aber größtentheils, als 1416 Wilh. Baukels das Einsalzen auf die jetzt noch übliche Weise zur höhern Vollkommenheit brachte. Daher das Wort einbökeln. Die holländischen Heringe haben sich auch seit dieser Zeit im Ruf als die besten erhalten, und um einen Hering anzupreisen, wird nicht verfehlt, ihn einen holländischen zu nennen. Der Fang geschieht insbesondere an der Küste von Norfolk, und zwar vorzüglich von Johannis bis Jacobi. Ueber die Zeit und Art der Fischerei gibt es strenge Ordnungen. In Holland werden die dazu gebrauchten kleinen Schiffe von 24—30 Last Buisen genannt, und als Holland noch fast den Alleinhandel mit den Heringen hatte, wurden wol gegen 1000 solcher Buisen auf den Fang geschickt. Dies hat sich nach und nach durch die Theilnahme der andern Nationen sehr vermindert, die Anzahl ist aber immer noch sehr bedeutend.

Hermandad. Als in Castilien die Städte zu Ansehen gelangten, und durch die Begünstigungen der Könige, welche die Macht derselben gegen den übermüthigen Adel gebrauchten, ein Gefühl ihrer Wichtigkeit erhielten, schlossen sie mehrmals mächtige Verbindungen, welche ihren Zweck, gegen die Anmaßungen und die Raubsucht des unbändigen Lehnadels zu schützen, unverholen aussprachen. Am auffalendsten verkündigte diesen Zweck die im J. 1295 von den Stadtgemeinden der Reiche Castilien und Leo geschlossene Verbrüderung (hermandad), welche die Verbündeten beschlossen, um jedem Adeligen, der einen Bundesgenossen beraubt oder gekränkt hatte, und nicht Genugthuung leisten, oder Bürgschaft für die Beobachtung des Rechts stellen wollte, seine Häuser zu zerstören, seine Weinberge und Gärten zu verwüsten, ja sogar, wenn ein Adeliger ein Mitglied des Bundes nur herausgefordert oder bedroht hatte, und nicht Bürgschaft geben wollte, dem Bedrohten erlaubte, ihn zu tödten. Dieser frühern Verbrüderung mußten wir hier erwähnen, weil sie das Vorbild der spätern Hermandad der Stadtgemeinden waren, welche unter Ferdinands und Isabellas Regierung in Castilien sich ausbildete. Sie wurde zuerst 1486 mit des Königs Genehmigung errichtet, zu einer Zeit, wo der Adel die Friedensgebote des Königs nicht achtete, in Fehden sich aufrieb, die wehrlosen Bewohner friedlicher Dörfer und gewerbfleißiger Städte beraubte und die Heerstraßen unsicher machte. Die Stadtgemeinden warben ein Heer, und ernannten Richter in verschiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgesucht, vor die Richter geführt und bestraft. Den Verbrecher gegen die öffentliche Ruhe schützen nicht Rang und Stand, und selbst in Kirchen konnte er nicht sichere Zuflucht finden. Der Adel, der durch diese Anstalt seine unruhige Fehdelust gebändigt und seine Richtergewalt beschränkt sah; lehnte sich vergebens dagegen auf; denn der König beschützte die Hermandad als ein kräftiges Mittel zur Sicherung des Landfriedens, und zugleich als ein wirksames Hilfsmittel, der königlichen Gewalt Kraft und Ausdehnung zu geben, da die Kriegsmacht der Stadtgemeinden einen Theil des stehenden Heeres ausmachte, ohne daß sie vom Hofe besoldet zu werden brauchte. Auch in Aragon ward 1488 die Hermandad eingeführt. Die Hermandad, die heilige genannt (welche Benennung Veranlassung geworden, daß man diese Anstalt mit der Inquisition verwechselt, oder für eine von dieser abhängige Anstalt gehalten hat), hatte gleich der frühern Anstalt, deren Fortsetzung sie war, die Bestimmung, die innere Sicherheit zu schützen und Ruhestörer und

Straßenräuber zu greifen, setzte sich aber nicht eher in Bewegung, bis die strafbare That geschehen war. Sie bestand nur aus einer Compagnie von bewaffneten Polizeiwächtern, die blos in die verschiedenen Bezirke des Königreichs Castilien vertheilt war, und für die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachen mußte. Eine ihrer strengsten Vorschriften ging dahin, ihre Gewalt nicht innerhalb der Städte auszuüben. Sie stand unter dem Rathe von Castilien. Die Hauptabtheilungen der ganzen Compagnie hatten zu Toledo, zu Ciudad Rodrigo und zu Talavera ihre bleibenden Sitze. R.

Hermann (lat. Arminius), der Retter der deutschen Freiheit von dem Joche der Römer. Leider haben wir nur sehr mangelhafte Nachrichten von dem Lebensumständen dieses Helden. Drusus hatte durch seine Siege das römische Reich mit allem deutschen Lande, dem Rhein, der Elbe und der Saale vergrößert. Um die kriegerischen Bewohner dieser Gegenden in Gehorsam zu erhalten, versäumten die Römer keine Maßregel, welche Klugheit und der Charakter ihrer neuen Unterthanen anrathen konnten. Einige der ansehnlichsten jener Völkerschaften, wie die Sicambern, deren herzhafter Muth dem Lollius so verderblich geworden war, wurden an den Rhein und bis ins Innere von Gallien verpflanzt, während man sich der Treue der andern durch Geiseln und durch eine vollkommen römische Erziehung, die man den Kindern ihrer Heerführer und Häupter gab, zu versichern suchte. Hermann, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer (Sigmer oder Sigmar bezeichnete in der Sprache der alten Deutschen einen berühmten Sieger), geboren 18 Jahre vor Chr., ward in Rom erzogen, in den Ritterstand aufgenommen und bei dem Heere des Augustus angestellt. Allein weder des Fürsten Gunst, noch aller Zauber der Bildung, welche die Augen eines Barbaren zu blenden wohl geeignet sein konnte, machten ihn seinen Erinnerungen und den Göttern seines Vaterlandes untreu. Statt der Ketten, die er in Rom finden sollte, fand er Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er in Rom Rom überwinden. Er überzeugte sich, daß Deutschlands rohe Tapferkeit der römischen Kriegskunst im offenen Felde nicht widerstehen könne; er griff daher zur List, und ward darin von den Umständen ungemein begünstigt. Der Statthalter Quintilius Varus war Befehlshaber des schönsten aller römischen Heere, bestimmt, die neuen Besitzungen auf der rechten Seite des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erhalten. In blindem Vertrauen auf seine Macht, glaubte er die deutschen Völkerstämme, die stets als ihr höchstes Gut die Freiheit betrachtet hatten, nach römischen Einrichtungen umwandeln zu können. Eine große Zahl von Geschäftsleuten und Rechtsgelehrten, die ihm folgten, sollten die neue Ordnung der Dinge einführen. Aber wenn schon diese Bestimmung sie armen und kühnen Völkern verhaßt machen mußte, so empörten sich die Gemüther noch mehr durch Uebermuth und Erpressungen. Hermann hielt dafür, es sei dieser Zeitpunct der Ausführung seiner Anschläge günstig, und es gelang ihm, die Häupter beinahe aller zwischen der Elbe und dem Rhein wohnenden Völkerstämme für seine Plane zu gewinnen. Um eben diese Zeit (im 9. Jahre unserer Zeitrechnung) brach ein allgemeiner Aufstand in Pannonien und auf den Grenzen Dalmatiens aus; ob im Zusammenhange mit Hermanns Planen, und vielleicht zu Gunsten der durch die Römer bedrängten, von Marbod zwischen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie, lassen wir unentschieden. War dies aber auch nicht der Fall, so haben wir doch noch Ursache genug, die Uebereinstimmung zu bewun=

dern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenossen herrschte, und die sogar durch den Abfall des Segestes nicht gestört werden konnte. Dieser Anführer der Katten machte den römischen Feldherrn mit den geheimen Anschlägen bekannt. Varus aber verachtete die empfangene Warnung, und dem Hermann gelang es, durch verdoppelte Sorgfalt jedes Mißtrauen zu tilgen, und die Aufmerksamkeit des Römers auf die Unruhen an der Weser hinzulenken, welche von ihm selbst in der Absicht angestiftet waren, um das römische Heer ins Innere von Deutschland zu locken. Die als Hilfstruppen dienenden deutschen Heere zeigten überall unbedingte Ergebung und Gehorsam, und ihr Anführer, Hermanns Freunde und Mitverschworne, wiegten den Varus mehr und mehr in blinde Sicherheit ein. Verabredete kleine Aufstände hatten erst in entfernten Gegenden Statt, um den römischen Statthalter zu Zerstreuung seiner Kräfte zu verleiten. Als nun aber das Hauptheer nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den verrätherischen Hilfstruppen bestand, da ward der Aufstand allgemeiner. Hermann und seine Freunde, die das Vertrauen des Varus genossen, und Zutritt zu einem Rathe hatten, vervielfältigten die Beweise anscheinenden Diensteifers, und drangen darauf, daß man die Rebellen nicht erwarte, sondern ihnen entgegengehe; um das Feuer des Aufruhrs in seinem Brennpuncte zu dämpfen. Vergebens wiederholte der treue Segestes seine Warnungen; mit jedem Tage entfernte sich das Heer weiter vom Rhein, und vertiefte sich in die Gegenden, wo die verderblichste Schlinge ihm gelegt war. Nahe bei den Quellen der Lippe, im Lande der Bructerer, nach einem langen beschwerlichen Marsche durch Sümpfe und Wälder, sah es in einer von Hügeln umgebenen Vertiefung, deren Anhöhen überall von Deutschen besetzt waren, sich plötzlich eingeschlossen. Zugleich vernahm es, daß Hermann mit dem Nachtrupp, den er anführte, sich feindlich erklärt habe, und daß er die Seele aller sich jetzt entwickelnden feindlichen Angriffe sei. Da öffnete der unglückliche Varus die Augen; der Muth und die Kriegszucht der Weltbesieger verrichteten Wunder; aber sie konnten nur die Noth verlängern. Drei Tage dauerten ihre Leiden. Vielleicht hat in diesen Unglückstagen die ausharrende Tapferkeit der Römer Gallien gerettet, und einen Einfall der Deutschen abgewandt; den Hermann konnten sie nicht hindern, sich dreier römischer Adler zu bemächtigen, und ihren Fortschritten im nördlichen Deutschland für immer ein Ziel zu setzen. Varus wollte die Schande nicht überleben. Hermanns Krieger befleckten ihren Sieg durch unnütze Grausamkeiten. Ihre Wuth richtete sich zunächst gegen jene Rechtsgelehrten, deren Lehren und Spitzfindigkeiten mit den Nationalsitten in grellem Widerspruche standen; dem Einen hieben sie die Hände ab, Andern stachen sie die Augen aus. Der eigentliche Ort des Schlachtfeldes ist schwer zu bestimmen; die Alten bezeichnen ihn nur unbestimmt mit dem Namen des Teutoburger Waldes; doch widerlegen die Angaben, welche sich in der Erzählung des Tacitus finden, die Meinung Mannerts hinlänglich, die jenes Schlachtfeld auf den Grenzen der Grafschaften Lippe, Mark und des Herzogthums Westphalen sucht; sie stimmen viel eher mit der Sage überein, welche die Schlacht nahe bei den Quellen der Ems und der Lippe, zunächst der kleinen Stadt Detmold, vorfallen läßt. Die benachbarten Orte sind voll von Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit. In eben dieser Gegend hat sich auch Carl der Große des Ermensul bemächtigt, des Bildes von einem Krieger, welches die von ihm bekämpften Völker anbeteten, und das wahrscheinlich der letzte Ueberrest der Verehrung war, welche die germanischen Nationen ihrem Befreier er-

wiesen. Hermann, nachdem er die Freiheit seines Landes erfochten, blieb nicht unthätig. Er zerstörte die Festungen, die von den Römern an der Elbe, an der Weser und am Rhein aufgeführt waren; er that m hr, indem er bei einer Nation den kriegerischen Geist pflegend nährte, den er mit Recht als die beste Schutzwehr gegen den Eroberungsdurst der Cäsaren betrachtete. Seine Bemühungen waren ohne Zweifel nicht fruchtlos, aber er mußte gegen seine eigenen Mitbürger kämpfen, unter denen viele waren, welchen der Friede um keinen Preis zu theuer schien; unter ihnen vorzüglich Segestes, eines der mächtigen Stammes-Haupt, dessen einem andern Fürsten verheißene Tochter er entführt hatte. Segestes, von der Nationalpartei, deren Seele Hermann war, angegriffen, rief den Germanicus zu Hilfe; die Römer eilten auf sein Verlangen herbei, und befreiten ihn aus einer Art von Belagerung. Unter den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, befand sich auch die Gattin Hermanns. Als man sie dem Germanicus vorstellte, waren ihr Betragen wie ihre Gesinnungen des Gatten würdig; ihr Schmerz, sagt Tactius, war stumm; sie wandte weder Thränen noch Bitten an. Ihre Hände, setzt der große Maler hinzu, hielt sie gefalten, und ihr Blick war auf den Leib geheftet, welcher den Sohn des Befreiers von Germanien barg. Die Verrätherei des Segestes und Thusneldas Schicksal gaben dem väterländischen Sinne Hermanns verstärkten Schwung und erneuerte Kraft. Sein Oheim Ingmomar, ein Krieger von großem und den Römern seit langer Zeit bekannten Rufe, bot ihm Unterstützung an, Germanicus fühlte die Nothwendigkeit, dem Angriffe zuvorzukommen, und eröffnete einen Kampf, dessen Erfolg, wie glänzend auch einzelne Siege der römischen Tapferkeit und Kriegszucht waren, dennoch das Band zwischen ihren Feinden nur enger knüpfte und ihr Vertrauen nur höher stimmte. Im darauf folgenden Jahre machte der römische Feldherr neue Anstrengungen; seine Rüstungen waren ungeheuer, und sein Plan in Entwurf und Ausführung untadelhaft. Dessen ungeachtet, und obgleich dieser sein vierter Feldzug in Deutschland durch die Niederlage Hermans in der Ebene Idistavisus, an den Ufern der Weser, berühmt ward, blieb er doch ohne entscheidenden Ausgang, und endigte sich mit dem Rückzuge der Römer. Zu Anfang desselben und vor der Schlacht von Idistavisus hatte Hermann einen Zusammentritt mit seinem Bruder Flavius verlangt, der, gleich ihm in Italien erzogen, den Römern treu geblieben war; die Unterredung geschah in der Sprache der Römer, an der Weser, von einem Ufer zum andern hinüber. Umsonst versuchte Hermann den Bruder für die Nationalsache zu gewinnen, indem er seine militärischen Ehrenzeichen einen gemeinen Sold seiner Niederträchtigkeit und die Pfänder einer schändlichen Knechtschaft nannte. Der Fluß nur zwischen ihnen hinderte thätlichen Angriff. Flavius ward von den Seinen zurückgeführt. Tibers Eifersucht gegen Germanicus kam den Anstrengungen der Verbündeten zu Hilfe; aber als diese von außen Ruhe hatten, wandten sie bald ihre Waffen gegen einander. Marbod, der Sueven König und Stifter des markomannischen Reichs, wollte seine Eroberungen jenseit der Saale und Elbe ausdehnen; auch er hatte gleich Hermann seine Erziehung in Rom erhalten; aber er brachte Grundsätze, welche jenen des Cherusker-Helden gerade entgegengesetzt waren, von dort zurück. In Hermann fand er einen eben so furchtbaren Gegner seiner Herrschsucht, als die Römer hinwieder ihn als muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit seines Landes kennen gelernt hatten. Des Abfalls Inguiomars ungeachtet, der, weil er unter den Befehlen seines Neffen nicht stehen wollte, auf Marbots Seite trat, blieb Hermann Sieger

in diesem Bürgerkriege, und erwarb sich den Ruhm, seine Mitbürger nachdem er sie vom Joche des Auslandes befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben. Die Schlacht, welche entschied, war blutig und von langer Dauer; die Deutschen schlugen sich nicht mehr regellos und vertheilt; Hermann hatte sie an römische Ordnung gewöhnt, und von allen Künsten des Krieges war ihnen keine mehr fremd geblieben. Der Ausgang blieb lange unentschieden. Weil aber der Markomannen König zuerst seine Truppen vom Schlachtfelde zurückzog, ward er auch für den Besiegten gehalten. Ein großer Theil seines Heers verließ ihn er mußte sich schnell ins Innere seiner Staaten, nach Böhmen, zurückziehen, und flüchtete endlich nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte. Wenn man alle Beweise, welche Hermann von seiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit gegeben hat, überdenkt, so kann man sich kaum überzeugen, daß er dennoch den Plan gehabt habe, die freien Völker Germaniens zu unterjochen. Inzwischen versichert dies Tacitus, und sein Ansehen muß die reinmoralischen Ansichten überwiegen. Er habe, meldet uns Tacitus, als er nach königlicher Macht strebte, sich den Haß seiner Mitbürger zugezogen, und durch einen Mordanschlag seiner Verwandten im 37sten Altersjahre sein Leben geendigt. Kurz vor seinem Tode hatte der Celtenfürst Adgantestes oder Adgantestrius an den Senat geschrieben und ihm Hermanns Vergiftung angeboten; der Senat wollte von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. Hermann war 26 Jahre alt, als er die Legionen des Varus vernichtete: zwei Jahre vor seinem Tode erfocht er den Sieg über Marbod. „Unstreitig war Hermann," sagt Tacitus, „der Befreier Germaniens; er hat die Römer, nicht zur Zeit, wo sie noch schwach waren, gleich andern Königen und Feldherrn, sondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendsten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch besiegt hörte er nicht auf, durch sein Benehmen und durch seine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Deutschlands Angelegenheiten nach den Wünschen seiner Mitbürger; nach seinem Tode ward er der Gegenstand ihrer Verehrung."

Hermann von Thüringen. Wenn man, wie gewöhnlich geschieht, jenen Hermann von Winzenburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber 1129 der landgräflichen Würde beraubt ward, unter den Landgrafen Thüringens, die aus der Familie Ludwigs des Bärtigen stammen, nicht mitzählt, so hat man Recht, diesen Hermann mit dem Beinamen des Ersten zu bezeichnen. Ein Sohn Ludwigs IV. oder Eisernen, Enkel Ludwigs III., welchen Lothar statt jenes Hermanns 1130 zum Land- und Erbgrafen von Thüringen einsetzte, kam Hermann 1192 zur Regierung, nachdem sein älterer Bruder, Ludwig V. oder Fromme, kinderlos verstorben war. Die Landgrafen Thüringens waren als kaiserliche Statthalter und Oberrichter den Grafen des Landes vorgesetzt, welche die Beisitzer des Landgerichts waren, und dem Aufgebote des Landgrafen folgen mußten. Unter ihrer Regierung erhob sich Thüringen zu einer der blühendsten Provinzen Deutschlands, und die Landgrafen selbst erhoben sich zu solch einem Ansehen, daß einer der Söhne Hermanns, Heinrich Raspe, zum Gegenkaiser Friedrichs II. erwählt ward. Unter Hermann wurde 1193 das thüringische Landgericht in vier sogenannte Dingstühle eingetheilt, die dem Landgericht zu Mittelhausen unterworfen waren, wo der Landgraf selbst zu Gerichte saß. Nicht aber blos nach innen ungemein thätig und wirksam, spielte Her-

mann auch in politischer Hinsicht eine wichtige Rolle. Gegen Kaiser Heinrich VI., welcher Thüringen selbst in Besitz zu nehmen Lust hatte, ergriff er solche Maßregeln, daß alle Versuche Heinrichs fruchtlos blieben. Mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Glück widersetzt er sich den Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz, und des Abtes von Fulda. Nur in den unseligen Kriegen, welche nach Heinrichs Tode Deutschland verheerten, schwankte Heinrich zu sehr zwischen den beiden Prätendenten der deutschen Königskrone, Philipp aus dem Hause Hohenstaufen, und Otto von Braunschweig (1198—1208), und er zog durch seine, bald mit diesem, bald mit jenem eingegangenen Bündnisse seinem Lande so große Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Ranis und der Bezirks an der Orla nicht für Ersatz gerechnet werden konnten. Nachdem Otto endlich allein zum Kaiser der Deutschen gekrönt war, den Hoffnungen des Papstes Innocenz aber nicht entsprach, brachte dieser, mit Hilfe Frankreichs, welchem Ottos wachsendes Glück bedenklich war, eine Versammlung deutscher Fürsten zu Stande, auf welcher Ottos Absetzung und des sicilischen Friedrichs Wahl vorgeschlagen wurde. Hermann versammelte zu diesem Behufe eine Anzahl von Fürsten und Grafen in Naumburg, wo man jenem Vorschlag zum förmlichen Beschluß erhob. Sehr theuer würde dieses ihm zu stehen gekommen sein, denn die Sachsen bemächtigten sich hierauf der Städte Nordhausen und Mühlhausen, viele thüringische Herren wurden ihrem Landgrafen untreu, und Otto rückte mit einem Heer in sein Land, wenn nicht zum Glück für ihn Friedrichs Ankunft in Deutschland diese Truppen weggerufen, und Otto seinem Gegner hätte weichen müssen. Wie viel sich Friedrich von Hermanns Unterstützung versprach, erkennt man daraus, daß er diesem, als er sich auf dem zu Frankfurt 1213 gehaltenen Hoftag einfand, mit 500 Pferden entgegenritt. Hermann seiner Seits versäumte aber auch nicht, diesem Vertrauen zu entsprechen, denn er reiste in Deutschland umher, eifrig bemüht, Ottos noch übrige Anhänger dem neuen Kaiser zu unterwerfen. Er sah sein Unternehmen gelungen; ein Jahr vor seinem Tode (1215) wurde Friedrich (II.) zum deutschen Kaiser gekrönt. Mitten unter so vielen Beschäftigungen vernachlässigte Hermann die Künste des Friedens nicht. Sein Leben fällt in das goldene Zeitalter der deutschen Poesie. Hermanns Name steht selbst mit in den Reihen der Minnesänger, die er gern als eine besondere Zierde an seinem Hofe aufnahm. Schon zu der Zeit, als sein Bruder noch regierte, und er Pfalzgraf von Sachsen war, hatte er, auf seinem Wohnsitz zu Neuenburg an der Unstrut deren mehrere um sich versammelt, und ihre poetischen Wettkämpfe verschönerten seine Einsamkeit. Als er, zur Regierung gelangt, seinen Sitz auf die berühmte Wartburg bei Eisenach verlegte, folgten ihm seine Sänger auch hieher. Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingsor und Andere der berühmtesten waren hier, und haben sein Andenken auf mehr denn eine Weise verewigt. Die sechszehnreimige Strophe, deren sie sich bedienten, heißt des Fürsten von Thüringen oder der thüringer Herren Ton. Der eine ihrer poetischen Zweikämpfe vom J. 1207 ist uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg. Wie vielfach übrigens Hermann auf die Poesie seiner Zeit wirkte, erhellt aus mehrern Beweisen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung seiner Aeneide, Albrechten von Halberstadt zur Be-

arbeitung der Metamorphosen Ovids, und sein Beispiel wirkte auf seine Nachkommen fort. Hermanns Söhne und Töchter waren Freunde der Poesie und beschäftigten sich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in deutsche Verse übersetzen, und seine Schwester Irmengard trug den Geschmack an deutscher Poesie an den anhaltischen Hof über. Von Heinrich dem Erlauchten, Hermanns Enkel, haben wir noch einige Lieder zu der Sammlung der Minnesinger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Musenkünsten sein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deshalb beide. Daß auch spätere Dichter ein Fürstenhaus, worin die Poesie geehrt und gepflegt worden war, nicht sobald vergaßen, davon sprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (s. Gottscheds Büchersaal X. 264.), und das Leben der heiligen Elisabeth, der Gemalin dieses Ludwig, einmal durch Conrad von Marburg, und einmal durch Johannes Rothe. In dem letztern ist auch der Ruhm unsers Hermanns nicht vergessen, und von dem Krieg auf der Wartburg die ausführlichste Nachricht gegeben. dd.

Hermann (Joh. Gottfr. Jacob), einer der größten jetzt lebenden kritischen Philologen. Seine Vaterstadt ist Leipzig, wo sein Vater (Joh. Jacob Heinrich) Senior des Schöppenstuhls war, und er 1772 geboren wurde. Durch guten Unterricht wurde seine Neigung für die classische Literatur frühzeitig entwickelt und schon 1786 begann er seine akademischen Studien unter dem Rectorate des berühmten Reiz. Dieser, ihm zugleich verwandt, wirkte durch sorgfältigen und gründlichen Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache am mächtigsten auf des talentvollen Jünglings Bildung ein, der übrigens auch durch philosophische und mathematische Studien zu Leipzig und Jena seinen Scharfsinn übte, und durch Geschichte seine Kenntniß erweiterte. Dessen ungeachtet war Hermann eigentlich für die Rechte bestimmt, die er, mit Ausnahme des natürlichen Rechts, (s. seine Dissertation de fundamendo iuris puniendi, v. 1793), ohne Neigung betrieb. Doch wurde seine Richtung auf die humanistischen Studien immer fester. 1794 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, durch Vertheidigung seiner Dissertation de poesos generibus. Zum Antritt einer außerordentlichen Professur der Philosophie, 1798, schrieb er observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis. 1803 erhielt er die ordentliche Professur der Beredsamkeit auf der Universität Leipzig, mit welcher die der Poetik 1809 verbunden wurde. Die damals von ihm vertheidigte Dissertation, so wie das Antrittsprogramm handeln de differentia prosae et poeticae orationis. Indessen hatte er schon durch sein vorzüglich auf das Lesen der Alten gebautes System der Metrik (De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri II, Lips. 1796, und Handbuch der Metrik, Leipz. 1798. 8.), mehrere kritische Ausgaben alter Schriftsteller (Aeschyli Eumenides 1799, Aristophanis Nubes 1799, Euripidis Hecuba 1800, Plauti Trinummus 1800, Aristotelis ars poetica 1802, Lips.) und gelehrte Abhandlungen (de emendanda ratione graecae grammaticae, Lips. 1801, epistola de dramatae comico satyrico und mehrere andere in Becks Comment. soc. philol.) die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Seine philologischen Vorlesungen und seine sogenannte griechische Gesellschaft zu einer Pflanzschule ausgezeichneter Philologen, trugen zu dem Flor der leipziger Universität bedeutend bei; so wie seine persönlichen Eigenschaften ihm die Liebe und Achtung aller derer erwarben, welche Sinn für gründliches Wissen oder Privatverhältnisse ihm näher führten.

Seine Schriften, unter welchen noch die Ausgabe des Vigerus de praecipuis graecae dictionis idiotismis, der Orphica, Lips. 1805, der Homerischen Hymnen, Lips. 1806; seine Observationes de graecae linguae dialectis 1807; Photii lexicon 1808; de ellipsi et pleonasmo in graecae lingua in Wolfs und Buttmanns Museo etc. 1809, die akademischen Programme de dialecto Pindari 1809; de usu antistrophicorum in Graecorum tragoediis 1810; de praeceptis quibusdam Atticistarum 1810; de argumentis pro antiquitate Orphei argonanticorum etc. allatis 1811; de legibus quibusdam subtilioribus Sermonis Homerici P. 1 et 2. 1812 et 1813; de Aeschyli Glaucis 1812; de Aeschyli Persis 1814; de versibus spuriis apud Aeshylium 1814; de metrorum quorundam mensura rhythmica 1815; de choro Eumenidum Aeschyli Diss. 1 et 2, 1816; de mythologia Graecorum antiquissima 1817, welche Abhandlung den nun auch öffentlich erschienenen Briefwechsel zwischen ihm und dem berühmten Mythographen Hofrath Creuzer bewirkte; de Historiae graecae primordiis 1818; ferner die Ausgaben einzelner Tragödien des Sophokles (Aiax, Electra), Euripides (Hercules furens); und seine umgearbeitete Metrik (Elementa doctrinae metricae, Lips. 1816 und epitome etc. ibid.) sind Zeugnisse des rastlosen Fleißes, mit welchem dieser scharfsinnige Geist das classische Alterthum behandelt. Das Vaterland hat seine Verdienste 1815 durch Verleihung des königl. sächsischen Civilverdienstordens geehrt; das Ausland durch Aufnahme in mehrere literarische Gesellschaften.

Hermannstadt, ungarisch **Szeben**, die erste von den sächsischen Städten und Hauptstadt in Siebenbürgen, am Fluß Szeben. Sie ist nach alter Art befestigt, wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt, und ist fast rings mit großen Teichen umgeben, mittelst welcher sie auf einigen Seiten unter Wasser gesetzt werden kann. Sie hat über 13,000 Einwohner, welche größtentheils die evangelische Religion bekennen. Zu bemerken sind das lutherische und catholische Gymnasium, das Landhaus, Rathhaus, Zeughaus, Waisenhaus und die von dem Freiherrn von Bruckenthal angelegte Bibliothek, nebst einem Münzcabinet und einer Bildergallerie. Die Stadt ist der Sitz der Militärgubernators, des königlichen Grafen der sächsischen Nation und des Hauptpostamts. Die Landtage werden gleichfalls hier gehalten. Der Handel nach der Walachei und nach Wien ist nicht unbedeutend; auch hat die Stadt Manufacturen von feinen Hüten, Leder, Mousselinen, guten Weinbau, und in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer.

Hermaphroditos (auch Atlantius genannt, von seinem Großvater Atlas) war ein Sohn des Hermes und der Aphrodite, deren beider Namen in dem seinigen vereinigt sind, wie er, der Sage nach, auch beider Aeltern Schönheit in sich vereinigte. Die Nymphen in den idäischen Höhlen zogen ihn auf. Als er aber sein funfzehndes Jahr erreicht hatte, verließ er die Heimath, zog in den benachbarten Ländern umher, und kam auch nach Carien, wo er, an dem klaren Quell der schönen Nymphe Salmacis stehend, von dieser kaum gesehen, auch schon geliebt ward. Der spröde Knabe erhörte die schöne Nymphe nicht, die ihn aber liebend umfaßte, als er in ihre Fluth sich badete. Doch auch jetzt versagte er der Liebenden Gegenliebe. Da flehte diese zu den Göttern, daß nie ein Tag sie von ihm, noch ihn von ihr trenne, und ward erhört. Beider Körper vereinigten sich in Einen, der nicht mehr Mann, nicht mehr Weib war, und doch beides schien. Der also

Verwandelte erflehte von seinen Aeltern im Schmerz, jeglicher, der in diese Fluthen hinabsteige, möge, wie er, als Mannweib herausgehen. Berühmt ist die antike schöne Bildsäule des Hermaphroditen in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz.

Hermelin, eine Art Wiesel, von der Größe eines Eichhorns, die vorzüglich in Sibirien und in Canada angetroffen wird, dessen Fell, seiner Zartheit und ungemeinen schönen Farbe wegen, sehr geschätzt ist. Diese Farbe fällt im Sommer ins Gelbe oder Röthliche; zur Winterszeit wird es schneeweiß und ist dann am schönsten. Zubereitet ist es eine auszeichnende Tracht großer Herren, wie denn fürstliche Personen, die Erzbischöfe und Bischöfe ihre Mäntel damit auszieren lassen. Petersburg und Archangel liefern die schönste Waare dieser Art.

Hermen nennt man alle viereckigen steinernen Pfeiler, oben mit einem Kopf. Ihren Namen scheinen sie von Hermes (Merkur) erhalten zu haben, dessen Bild anfänglich am häufigsten auf diese Art verfertigt und an den Wegen aufgestellt wurde. Nachher gebrauchte man dieses Wort zur Bezeichnung jeder Bildsäule dieser Art. Verband man mit dem Kopfe des Hermes eine Athene oder Minerva, einen Hercules, Eros oder Amor, oder setzte auch wol nur den Kopf einer Athene, eines Hercules, eines Eros, auf solch einen viereckigen steinernen Pfeiler, so nannte man dergleichen Hermen: Hermathenä, Hermerakle, Hermerotes. Bildsäulen dieser Art waren die ersten Versuche der noch rohen Kunst, welche erst blos viereckige Pfeiler, und nachher abgerundete Köpfe darauf, als Götterbilder aufstellte. In der Folgezeit wurde diese Form, selbst in der blühendsten Kunstepoche, beibehalten und verschönert. Zu Athen standen dergleichen vor allen Häusern, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen, wo sie mit Kränzen geschmückt wurden. Wer sich an ihnen vergriff, ward als ein Schänder des Heiligen bestraft. Bei den Römern hießen diese Hermen termini, von dem Grenzgott Terminus, weil sie als Meilenzeiger an den Landstraßen standen. Nicht aber blos Köpfe von Göttern und Helden, sondern auch von Staatsmännern, Philosophen, Dichtern, Rednern u. s. w. stellte man auf dergleichen Pfeiler, je nach dem Bedarf des Ortes, wo man sie anbrachte. Bald wurde nur der Kopf, bald zugleich die Brust und ein Theil des Leibes ausgearbeitet, gewöhnlich nackt, und meist ohne Abzeichnung. dd.

Hermeneutik, Hermenevtik, kommt von einem griechischen Worte her, welches auslegen, erklären bedeutet, und bezeichnet die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst aufstellt. Gewöhnlich indeß wird der Gebrauch dieses Wortes auf die Erklärung der heiligen Schrift beschränkt. Die Hermeneutik verhält sich zu der Exegese wie die Theorie zu der Praxis. N.

Hermes, s. Merkur.

Hermes Trismegistus, ein historischer Name, über den es uns durchaus an zuverlässigen Angaben fehlt. Die Aegypter und Phönizier vergötterten unter demselben den Erfinder der Buchstabenschrift und aller nützlichen Kenntnisse und Wissenschaften. Die Aegypter nannten ihn auch Thot, Taaut, Thoyt oder Thrut, und setzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Osiris und der Isis zur Seite, deren Zeitgenosse er gewesen sein soll. Nach Diodor war er des großen Osiris Freund und Rathgeber, bildete die Sprache der Aegypter, und erfand die ersten Schriftzeichen, die Grammatik, Astronomie, Rechenkunst, Meßkunst, Tonkunst, Medicin, war ihr erster Gesetzgeber, der Anordner ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, der erste Anbauer des

Oelbaums, der Lehrer der gymnastischen Uebungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Sanchuniaton, Manetho und Plutarch erzählen auch ähnliche Weise von seiner Weisheit. Aber alle diese Angaben sind so unsicher und schwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo, noch ob er überhaupt gelebt habe, mit einigem Grunde bestimmt werden kann. Um seine Wissenschaft auf die Nachwelt zu bringen, soll er sie in steinerne Säulen gegraben, und diesen Säulen sollen Pythageras und Plato ihre Kenntnisse zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derselben in ein eigenes Buch, und später entstanden unzählige Bücher, die Hermes Namen trugen. Besonders schob ihm die alexandrinische Schule alles unter, was sie über Magie, Theosophie, Alchymie und andere Schwärmereien ohne wissenschaftlichen Grund träumte. Auch neuere Schwärmer betrachteten solche Sagen als eine Quelle geheimer Weisheit. Wem um die vermuthete Deutung derselben zu thun ist, der lese Dornebbens Aufsatz: Ueber die Erfindungen des Thoyth in dessen Neuer Theorie der griechischen Mythologie, und Grubers mythologisches Wörterbuch.

Hermes (D. Joh. Aug.), Consistorialrath und Superintendent in Quedlinburg. Er war am 4. Aug. 1737 zu Magdeburg geboren. Nachdem er nach vollendeten Studien seit 1757 das Pastorat zu Reckendorf im Meklenburgischen, seit 1759 das zu Gorschendorf verwaltet hatte, kam er 1765 als erster Prediger und Präpositus nach Wahren, wo er sich durch freimüthige Aeußerung über die Lehre von der Genugthuung, welche er in seinen wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottseligkeit, 2 Bde. (Bützow 1771 und 72), vorgetragen hatte, so viel Verfolgung zuzog; daß er dieses Amt niederlegte. Im J. 1774 ward er Inspector und Pastor in Jerichow im Magdeburgischen; 1777 Consistorialassessor und Pastor adjunctis zu Dittfurt bei Quedlinburg, wohin er als Oberprediger bei der Nicolaikirche, Consistorialrath und Inspector des Gymnasiums 1780 kam. 1799 ward er Oberhofprediger zu St. Servatii. Dies blieb er bis 1812, nachdem er bereits 1807 sein Amtsjubiläum begangen hatte, bei welcher Gelegenheit ihm von der Universität Helmstädt das Diplom als Doctor der Theologie zugeschickt wurde. Nach Aufhebung der Hofgemeine war er noch Superintendent bis 1821, da er auch dies Amt niederlegte. Außer den vorhin erwähnten Beiträgen schrieb er: Handbuch der Religion, Berl. 1779, vierte sehr vermehrte Ausgabe, 1781, gr. 8., in welchem viele fromme Familien Stoff zur Erbauung (zur Erleuchtung, Veredlung, nnd Beruhigung) fanden und zum Theil noch finden. In seinem Handbuche kommen auch neben mehrern Liedern neuerer Dichter, einige von ihm selbst verfertigte vor, die in neuere Gesangbücher übergegangen sind, als: Ach, sieh ihn bluten, dulden, sterben, rc. Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres. Berl. 1782, 2 Bde. verb. 1788. Communionbuch, fünfte Ausg. Neue Morgenandachten auf alle Tage im Jahr, 2 Bde. Neue Abendandachten 1784. Beiträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes, gemeinschaftlich mit G. N. Fischer und Salzmann, 1785—88. Für Quedlingburg gab er 1787 ein verbessertes Gesangbuch heraus, Allgemeine Bibliothek der neuesten deutschen theologischen Literatur, gemeinschaftlich mit A. Cramer 1784.

Hermes (Joh. Timoth.), bekannt als ein aufgeklärter helldenkender Theolog, Kenner mehrerer Sprachen, populärer Philosoph und warmer Freund alles Guten und Schönen, wurde 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern geboren. Seine erste Bildung

erhielt er von seinem gelehrten Vater und seiner trefflichen Mutter. Die Fähigkeiten seines Geistes entwickelten sich ungewöhnlich schnell; erst unter einem Hauslehrer und hernach auf dem Gymnasium zu Stargard. Auf der Reise zur See nach Königsberg, wohin er, Theologie zu studiren, ging, bekam er in einem fürchterlichen Sturm eine Quetschung der Brust, welche einen fast tödtlichen Blutsturz zur Folge hatte. Von allem entblößt, kam er in Königsberg an, und würde, da er die vorausgeschickten Gelder nicht vorfand und seine Noth nicht entdecken wollte, zu Grunde gegangen sein, wenn ihm nicht theils seine Bücherkunde, theils edle Menschen zu Hilfe gekommen wären. Seine Kenntniß der französischen Sprache öffnete ihm die besten Häuser der Stadt. Kant und Arnold wurden seine Lehrer, und Letzterer erkannte schon damals mit Scharfblick einen deutschen Richardson in ihm. Zu jener Zeit (1759) fing Hermes an, die ganze Moral des Weibes in der Form selbstgemachter Erfahrungen niederzuschreiben, um sie künftig in einer Reihe von Bänden nach und nach herauszugeben. Von Königsberg ging er nach Danzig, und von da nach Berlin, wo er geraume Zeit, mit nicht geringem Vortheil für seine Geistesbildung, lebte. Hier schrieb er seine Fanny Wilkes, um zu erfahren, welche Aufnahme er für Sophiens Reise, welche auch sein Hauptwerk geblieben ist, einst zu erwarten habe. Nachdem er hierauf als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schlesien, und als fürstlich anhaltischer Hof- und Schloßprediger zu Pleß gelebt hatte, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verschiedene geistliche Aemter bekleidete, und seit 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürstenthum Breslau, Pastor primarius zu St. Elisabeth und Professor primarius der Theologie war. Seine bekanntesten Werke sind die schon genannten beiden Romane, die bei ihrer Erscheinung viel Aufsehen machten, denen die Ehre bleibt, die Reihe unserer lesbaren psychologischen Romane eröffnet und ein besseres Muster der Menschendarstellung in dieser Gattung gegeben zu haben. Er starb im J. 1819.

Hermetische Kunst, s. Alchymie.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena. Sie war von ihrem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achills Sohne, versprochen, ward aber des Orestes Gemalin, und gebar ihm den Tasimenus. Nachher soll sie sich mit dem Diomedes vermählt haben, und mit ihm unsterblich geworden sein. Außerdem s. Harmonia.

Hermitage, einer der feinsten und feurigsten Sorten französischer Weine, die längs der Rhone zwischen Valence und Valiere im ehemaligen Dauphiné wächst. Es gibt davon rothe und weiße Sorten, jene sind aber die beliebtesten. Ihren Namen haben sie von dem Eremitengebirge, welches dem Flecken Tain gegenüber liegt. Sie werden über Cette zur See und Beaune landeinwärts ausgeführt, oder hier zur Veredlung anderer Weine gebraucht.

Hermode, s. Nordische Mithologie.

Hernia, s. Bruch.

Hero, eine Priesterin der Venus zu Sestos auf der thrazischen Küste, deren Liebesabenteuer mit Leander, einem Jüngling aus dem auf der Gegenseite des Hellespont gelegenen Abydos; in einem Gedicht erzählt wird, das wir unter Musäus Namen besitzen. An einem feierlichen Feste zu Sestos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem auch die Einwohner von Abydos herübergekommen waren,

sahen sich Hero und Leander, und entbrannten gegenseitig von der feurigsten Liebe. Begünstigt von dem Dunkel der einbrechenden Nacht schlich Leander sich in den Tempel, und gestand der erröthenden Jungfrau seine unbesiegbare Leidenschaft. Er fand Gegenliebe, aber ihrer Verbindung stellten sich Heros priesterlicher Stand und der Wille ihrer Aeltern entgegen. Den liebenden Jüngling schreckten diese Schwierigkeiten nicht. Er schwamm allnächtlich zur Hero, sein Wegweiser war eine mit einbrechender Nacht über den Hellespont auf dem Thurm aufgesteckte Fackel. Leander setzte sein Schwimmen auch in winterlichen Stürmen fort, deswegen erlagen seine Kräfte und die Wellen warfen Leanders Leichnam an den Fuß des Thurms, wo Hero, von Angst gefoltert, seiner harrt. Sie, vom Schmerz überwältigt bei diesem Anblick, stürzt sich von der Höhe auf den theuern Leichnam hinab und stirbt, ihn mit ihren Armen umschließend.

Herodes ist der Name von vier jüdischen Regenten, deren merkwürdigster Herodes der Große ist. Sein Vater war Antipater, der Edomiter. Geboren zu Ascalon im J. 71 vor Chr. Geb., erlangte er in seinem 25sten Jahre die Regierung über Judäa durch Betrug und Grausamkeit. Staatsklugheit, Tapferkeit, Liebe zu den schönen Künsten, und ein feiner Geschmack in denselben zeichnen ihn vor den übrigen jüdischen Königen eben so sehr aus, als seine argwöhnische Grausamkeit, sein Blutdurst und seine Empfänglichkeit für Angebereien. Bei einigem Schein der Güte und Religiosität war doch sein Herz nie von wahrem Religionsgefühl und Menschenliebe durchdrungen, und seine Regierung durchaus Feindin der Priesterschaft und willkürlich. Zum Theil wurde er verführt von seiner Schwester Salome. Seine Gemalin Mariane, Aristobul sein Schwager, Alexandria dessen Mutter, der alte Fürst Herkan, und drei von seinen eigenen Söhnen wurden von ihm hingerichtet. Er erhielt sich auf dem Throne, ungeachtet des Hasses der Juden und der Gefahr, in welche die Parteien in dem römischen Bürgerkriege ihn brachten, durch zeitige Unterwerfung unter den Willen des jedesmaligen Oberhaupts der siegenden Partei. August vermehrte seine Staaten mit Trachonitis, Auranitis, Batanäa und Zenodors Gebiet. Unter seiner Regierung wurde Christus geboren. Herodes baute den Tempel von Jerusalem prächtiger, als er vorher war, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden, und vermehrte die Zahl der Städte. Auch als Krieger und Eroberer machte er sich berühmt. Er schlug die Araber und ihren Anführer Aretas, und besiegte die syrisch-arabischen Räuber. Er starb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren, fünf Tage nach der Ermordung seines Sohnes.

Herodian, ein bekannter griechischer Geschichtschreiber, von dessen Lebensumständen wir nicht viel mehr wissen, als das er in Rom öffentliche Ehrenämter bekleitete, und über das J. 238 nach Chr. Geb. hinaus gelebt haben muß, da er seine in griechischer Sprache abgefaßte Geschichte, welche von dem Tode des Antonius anhebt, mit diesem Jahre schließt. Sie besteht aus acht Büchern, und ist zwar ohne chronologische Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Styl geschrieben. Größere kritische Ausgabe von Irmisch (Leipz. von 1789—1805), Handausgabe von Wolf (Halle, 1792).

Herodot, der älteste auf uns gekommene griechische Geschichtschreiber, geboren zu Halikarnaß in Carien im vierten Jahre der 73. Olympiade (484 vor Chr. Geb.). Wenn man durch den Beinamen

nes Vaters der Geschichte, den man ihm zu geben pflegt, bezeichnen
ill, daß er es war, der die Geschichte zuerst würdiger und umfassen=
:r behandelte (nach Ciceros Ausdruck, historiam ornavit), so verdient
: denselben vollkommen. Vor ihm hatten sich viele andere Schrift=
eller, und zum Theil mit Erfolg, in dieser schwierigen Laufbahn
ersucht. Hellanicus von Lesbos und Charon von Lampasacus hatten
gar, wie auch Dionys von Milet, größtentheils denselben Gegen=
and behandelt, den nachher Herodot wählte. Er hatte durch die
Richtung seiner ersten Studien und selbst durch die Beispiele seiner
amilie früh die Wissenschaften liebgewonnen. Der berühmte Epiker
Panias̄is, dem mehrere Kritiker des Alterthums den ersten Platz nach
Homer anweisen, war sein Oheim. Später weckten die Werke der
ben von uns bezeichneten Schriftsteller sein aufkeimendes Genie. Sie
erregten in ihm die Begierde, die Länder zu besuchen, deren Schilderung
ch ihm unter so anmuthigen Farben darbot; und seine Vermögens=
mstände erlaubten ihm, dieser Neigung genüge zu leisten. Es ist
weifelhaft, ob er schon vor dem Antritt seiner langen Reise den Plan,
der nur die Idee zu dem Werke gefaßt hatte, in welchem er nach=
er die Früchte derselben niederlegte. Aegypten, zu allen Zeiten so
erühmt wegen der Weisheit seiner Einrichtungen, scheint einer der
rsten und bleibendsten Gegenstände seiner Aufmerksamkeit und seiner
Untersuchung gewesen zu sein. Dieses Land, das die argwöhnische
Politik seiner Regenten und die ungastlichen Vorurtheile seiner Be=
wohner den Ausländern so lange unzugänglich gemacht hatten, war
eit kurzem den Griechen geöffnet worden; und ob es gleich ihren be=
gierigen Blicken ein fast völlig neues Land darbot, und seitdem eine
unzählige Menge von Reisenden es in allen Richtungen durchforscht
und in allen Sprachen beschrieben haben, so kann man doch sagen,
daß kein Schriftsteller, weder der alten noch der neuern Zeit, uns
eine so genaue und belehrende Beschreibung davon geliefert hat. Er
begnügte sich nicht mit der Kenntniß der Orte; die Erzeugnisse des
Bodens, die Sitten, die Gebräuche, die Religion der Völker, die Ge=
schichte der letzten Fürsten vor der Eroberung der Perser, und meh=
rere anziehende Einzelheiten über diese Eroberung selbst, wurden von
ihm beachtet und untersucht. Das zweite Buch seiner Geschichte, wel=
ches ganz der Beschreibung dieses berühmten Landes gewidmet ist, bleibt
noch jetzt die reichste und lauterste Quelle für die Kenntniß seiner alten
Geschichte und Geographie. Von Aegypten ging er nach Libyen, über
welches er eine Menge, ebenfalls für seine Zeitgenossen neuer und für
uns lehrreicher, Nachrichten sammelte. Die Beschreibung, welche er
uns von diesem Lande, von den Grenzen Aegyptens bis an die jetzige
Meerenge von Gibraltar gibt, ist zu übereinstimmend mit den Berich=
ten der geschätztesten Reisenden, namentlich des Doctor Shaw, als daß
wir annehmen dürften, er habe sie nach fremden Angaben abgefaßt.
Sein Aufenthalt in Tyrus wird von ihm selbst bezeugt. Er besuchte
die Küsten von Palästina und begab sich von da nach Babylon, damals
so reich und herrlich. Neuere Gelehrten bezweifeln, daß Herodot Assy=
rien bereist habe; aber wenn man die verschiedenen Stellen seiner Be=
schreibung von Babylon untersucht, wird man sich überzeugen, daß nur
ein Augenzeuge die Eigenheiten dieser großen Stadt und die Sitten
ihrer Einwohner so genau haben schildern können. Als er zu dem Lande
der Scythen, dieser damals in Griechenland, das sie ursprünglich be=
völkert hatten, so wenig bekannten Völkerschaften, gekommen war,
drang er mittelst der Wege, welche die griechischen Colonien am schwar=

zen Meere erst kürzlich geöffnet hatten, in ihre ungeheuern Einöden ein, ging von da zu den Gäten, nach Thracien, Macedonien und begab sich sodann durch Epirus nach Griechenland zurück. Herodot erwartete, in seinem Vaterlande die seinen Bemühungen schuldige Achtung und zugleich die zur Bearbeitung des eingesammelten Stoffes nöthige Muse zu finden; aber Lygdamis, der sich der höchsten Gewalt in Halikarnaß bemächtigt und das Blut der edelsten Bürger, unter andern auch des Panyasis, vergossen hatte, nöthigte ihn, eine Zuflucht in Samos zu suchen; und wahrscheinlich ordnete er hier in ruhiger Zurückgezogenheit seinen Stoff uud schrieb die ersten Bücher seiner Geschichte für welche er den jonischen Dialect, der in Samos gesprochen ward, dem dorischen seines Vaterlandes vorzog. Diese Arbeit beschäftigte ihn jedoch nicht so sehr, daß er nicht auch an sein unterdrücktes Vaterland und anf Mittel gedacht hätte, den Tyrannen zu verjagen und Rache an ihm zu nehmen. Nachdem er mit mehreren Gleichgesinnten zu diesem Zwecke einen Bund geschlossen, kehrte er nach Halikarnaß zurück und stürzte glücklich den Tyrannen, ohne jedoch damit seinem Vaterlande wahrhaft zu nützen, denn die mit ihm verbundenen Vornehmen gründeten jetzt eine Aristokratie, die für Halikarnaß noch ungleich drückender war, als die Willkür des verjagten Tyrannen. Herodot, der bald dem Volke, das ihn als den Urheber seiner vermehrten Leiden ansah, so wie den Vornehmen, deren Handlungen er mißbilligte, verhaßt wurde, sagte seinem unglücklichen Vaterlande auf ewig Lebewohl und schiffte sich nach Griechenland ein. Dort feierte man eben die 31ste Olympiade, und aus allen Theilen Griechenlands waren die Edelsten und Vorzüglichsten dazu in Olympia versammelt. Herodot las hier vor der versammelten Menge den Anfang seiner Geschichte und einige Bruchstücke, die besonders geeignet waren, die Begeisterung seiner Landsleute zu wecken, und ihrem Stolze zu schmeicheln. Sein Erfolg war vollständig. Allgemeines Entzücken und lauter Beifall brachen aus bei der trefflichen Schilderung des Kampfs der Griechen gegen die Perser, und des Triumphs der Freiheit über den Despodismus. Herodots bisher unbekannter Name war bald in Aller Munde. Aber die Wirkung seiner Vorlesung beschränkte sich nicht auf diese tiefen Eindrücke bei einem ganzen Volke. Der junge, kaum funfzehnjährige Thucydides wohnte auch den olympischen Spielen bei; er vergoß Thränen der Rührung, als er den Mann erblickte, auf den Aller Augen gerichtet waren, und Herodot, der dies wahrnahm, wagte dem Vater des Knaben die glänzenden Bestimmung desselben vorherzusagen. Ermuntert durch den ihm gewordenen Beifall, wandte Herodot die zwölf folgenden Jahre an, sein Werk fortzusetzen und zu vervollkommnen. Er bereiste jetzt alle Landschaften Griechenlands, das er bisher nur flüchtig gesehen hatte, schöpfte aus den Archiven der verschiedenen Völkern die Nachrichten der großen Begebenheiten, und berichtigte nach den Originaldenkmählern die Genealogien der berühmtesten Geschlechter Es ist wahrscheinlich, daß Herodot, indem er sich von einem Volke Griechenlands zum andern begab, in ihren öffentlichen Versammlungen die Bruchstücke seiner Geschichte vorlas, die jedes Volk betrafen, nicht sowol des leereu Beifalls wegen, als um nützliche Fingerzeige zu erhalten. Die Erzählung des Dio Chrysostomus, daß Herodot den Korinthern eine für ihren Muth höchst rühmliche Beschreibung dee Salaminischen Schlacht vorgelesen, als sie ihm aber den verlangten Lohn dafür verweigert, eine andere Beschreibung ganz im entgegengesetzten Sinne abgefaßt habe, verdient keinen Glauben. Zwölf Jahre nach seiner ersten

Vorlesung bei den olympischen Spielen las Herodot sein Werk, das wahrscheinlich jetzt vollendet war, an dem Feste der Panathenäen vor (444 vor Chr.). Die Athenienser beschränkten ihre Dankbarkeit nicht auf bloße Lobsprüche; sie machten dem Schriftsteller, der die Großthaten ihres Volkes verherrlicht hatte, zehn Talente zum Geschenk. Dessen ungeachtet blieb er nicht in Athen, sondern schloß sich der Colonie an, welche die Athenienser einige Jahre später nach der unweit der Ruinen des alten Sybaris erbauten Stadt Thurium in Italien sandten. Sein langer Aufenthalt daselbst hat selbst mehrere Schriftsteller des Alterthums verführt, diese Stadt für sein Vaterland zu halten. Er benutzte seine Muße hier, um sein Werk noch auszufeilen und mit Zusätzen zu bereichern, und starb wahrscheinlich auch zu Thurium in einem hohen Alter. Genaueres wissen wir darüber nicht. Herodot hat schon im Alterthum viele Neider und Widersacher gefunden, die ihn auf manichfaltige Weise angegriffen und vornehmlich seine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht haben. Die Folgezeiten aber und die gründlichsten Untersuchungen haben diese Beschuldigungen so vollkommen widerlegt, daß wir sie füglich hier ganz übergehen können. Sein Geschichtswerk ist eins der kostbarsten Denkmäler, die aus der Vorzeit auf uns gekommen sind. Es besteht aus neun Büchern, die man schon früh mit den Namen der neun Musen bezeichnet hat. Aus den zahlreichen Reisen, welche Herodot vor Abfassung seines Werks unternahm, aus den mühsamen Forschungen, die er beim Sammeln der Materialien anstellte, kann man schließen, welchen hohen Begriff er von den Pflichten eines Geschichtschreibers hatte, und wie viel wichtiger es ihm schien, wahrhaft und zuverlässig, als angenehm und beredt zu sein. Wo er etwas erzählt, dessen Echtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig ist, setzt er aufrichtig seine Zweifel hinzu. Dennoch hat man ihn zu großer Leichtgläubigkeit beschuldigt, statt daß man es ihm hätte Dank wissen sollen, daß er eine Menge von Ueberlieferungen, die, so falsch und wunderbar sie auch sind, den Geist der alten Völker trefflich charakterisiren, uns aufbehalten hat. Eine kurze Uebersicht dessen, was wir dem Herodot verdanken, wird am besten seinen hohen Werth darthun. Ihm allein verdanken wir die Geschichte von dem Ursprunge und den Fortschritten der Monarchie der Perser, so wie der frühern Meder und Assyrer. Der Ursprung des lydischen Reichs, dessen Zerstörung durch Cyrus und die verschiedenen Kriegszüge dieses berühmten Eroberers, die Eroberung Aegyptens durch Cambyses und die genaueste und umfassendste Beschreibung dieses Landes und seiner Bewohner, die zahlreichen Kriege der Nachfolger des Cyrus und besonders die Unternehmung des Darius gegen die Scythen, die den Verfasser zu einer höchst lehrreichen und getreuen Beschreibung aller damals bekannten Nordländer Europas und Asiens führt: dies sind die Hauptzüge der Einleitung, durch welche er auf die Geschichte des Kriegs der Perser gegen die Griechen kommt. Dieser Krieg selbst, so reich an großen Ereignissen und großen Charaktern, in dessen Lauf sich mit so vieler Kraft und so vielem Glanze die verschiedenen Gebrechen und Talente der berühmtesten Völker der alten Welt entwikkelten: dies alles vereinigt sich zu einem der größten und herrlichsten Gemälde, die je der menschliche Geist entworfen hat. Was die Schreibart und Ausführung betrifft, so haben diese schon im Alterthum die Bewunderung der einsichtigsten Kritiker erregt, und auch wir, für die mancher Reiz nothwendig verloren geht, fühlen uns entzückt und gefesselt durch einen Vortrag voll Hoheit zugleich und Anmuth, voll

Kraft und rührender Einfalt. Außer diesem Geschichtswerk besitzen wir unter Herodots Namen noch eine Lebensbeschreibung Homers, die ebenfalls von großem Werth ist, und selbst im Alterthum allgemein für Herodots Werk gegolten zu haben scheint, von den meisten neuern Kritikern aber ihm abgesprochen wird. Die besten Ausgaben von der Geschichte des Herodots sind von Wesseling (Amst. 1763, Fol.) und Schweighäuser (Strasb. 1816, 6 B. 8.). Uebersetzungen haben wir von Degen, Jacobi und Lange. Sehr schätzbar sind die Arbeiten Larchers und Volneys über Herodot.

Heroen, Helden, Starke, hießen dem Griechen alle vor andern durch Tapferkeit, Muth, Kraft und Wissenschaft ausgezeichnete Männer der frühern Vorzeit. Er erkannte in ihnen übermenschliche Wesen, und reihte sie zunächst an die Götter, zwischen welchen und den Menschen sie eine Mittelstufe bildeten. Sie waren ihm Halbgötter, an denen nur das Sterbliche untergegangen, das Göttliche aber nach dem Tode zu den Göttern übergegangen war. Helden dieser Art, halbgöttlicher Natur, pflegen in der Mythensprache vorzugsweise Heroen zu heißen. In der griechischen Heroenwelt, welche mit dem Einfall der Herakliden in den Peloponnes (1120 vor Chr. Geb.) endet, und den Uebergang vom ehernen zum eisernen Zeitalter macht, treten folgende Stämme in verschiedenen Geschlechtern auf: 1. die Prometheiden, von Prometheus, oder Deukalioniden, von Deukalion; 2. die Inachiden, von Inachus; 3. die Agenoriden, von Agenor; 4. die Danaiden, von Danaus; 5. die Pelopiden oder Tantaliden, von Pelops oder Tantalus; 6. die Cekropiden, von Cekrops. Einzelne Geschlechter, z. B. die Aeakiden, Persiden. Atriden, Herakliden, gehören unter den einen oder den andern jener größern Stämme. Die Epoche dieser Helden ist die Zeit des romantischen Heroismus, der Abenteuer und menschlichen Wunderthaten. Nach zwei vor andern der Auszeichnung würdigen Unternehmungen kann man diese Zeit in zwei Perioden abtheilen, und in diesen die Heroen vor dem Argonautenzug und die Heroen nach demselben unterscheiden. Unter letztern sind die Helden des trojanischen Krieges die vorzüglichsten. Die früheren Heroen ragen über die späteren hervor, die, wenigstens ihrer Zeit, nicht gleich als das erschienen, was die Folgezeit in ihnen sah. Bei der Ferne war der Antheil, den die Einbildungskraft an der Sage hatte, wenig beschränkt, die Nähe hob ihn fast ganz auf, weßhalb auch die Heroenwelt eigentlich da aufhört, wo die poetische Sage der Geschichte weicht. Als auch diese spätern Heroen, von der Zeit in weitere Ferne gerückt, in der Poesie fortlebten, standen sie ebenfalls als göttergleiche Gestalten da; jedoch kaum Einer gelangte zu der allgemeinen Verehrung, die man den frühern weihte. Weder diesen noch jenen wurden, wie den olympischen Göttern, größere Opfer gebracht, sondern man weihte ihnen nur geheiligte Haine und brachte Libationen auf ihren Grabhügeln. Nach Plutarch verehrten die Griechen am Tage des Neumonds ihre Götter, am darauf folgenden ihre Heroen, denen auch stets der zweite Becher gemischt wurde. Ihr Aufenthalt nach dem Tode wird verschieden angegeben. Einige, wie Bacchus, Hercules, Pollux u. a., gingen zur Burg der ewig waltenden Götter ein; andere wohnten auf den Inseln der Seligen; noch andere schimmerten am Sternhimmel. Aber auch an diesen Vorstellungen änderte die folgende Zeit vieles. Uebrigens waren die Heroen der Griechen die Laren der Römer.

Heroide nennt man ein lyrisches Gedicht in Briefform, worin

irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geschichte einer andern Person ihre Empfindungen in einer merkwürdigen Lage des Lebens mittheilen. Sie können deshalb als feierliche Monologen in entscheidenden Augenblicken betrachtet werden. Ovid wird als der Urheber dieser Dichtungsart genannt, und nach seinen Muster haben einige Theoretiker behaupten wollen, die Heroide gehöre zur Elegie. Obschon sie aber öfter dem Gegenstand und der Person nach das weichere elegische Gefühl athmen kann, so hindert sie doch auch nichts, sich im höhern tragischen Ton auszusprechen, und Pope hat Heloisen an Abälard diesen Ton anstimmen lassen. Wollte man Pope verurtheilen, daß er nicht Ovid sei, so wäre das um nichts besser, als wenn man Ovid tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargestellt habe. Der Streit, ob die Heroide zur höhern oder niedern lyrischen Poesie gehöre, ist sehr nichtig, weil doch alles von der bald mehr tragischen, bald mehr elegischen Situation abhängt. Wollte man aber gar die Heroide für unstatthaft erklären, weil sie sich nicht über den Leisten einer Theorie schlagen läßt, so wäre dies noch thörichter. Diejenigen, die den poetischen Brief verwerfen, sollen wenigstens noch den ersten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm besteht auch die Heroide als ein lyrischer Brief. Keine Nation hat mehrere aufzuweisen, als die französische, wo Colardeau, Blin de St. More, Dorat besondere Beobachtung verdienen; unter uns Deutschen sind Wielands Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde (wenn man sie wirklich hierher zählen kann) auch jetzt noch das Vorzüglichste in dieser Art. dd.

Heroisch bezeignet jene Kraft des Willens, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus besteht demnach in Handlungen. Gesinnungen kann man nur in so fern heroisch nennen, als sie zu heroïschen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroischen ist Erhabenheit, und dieses Gefühl müssen diejenigen Werke der Kunst (namentlich der Poesie und Musik) erwecken, die auf den Namen heroischer Anspruch machen.

Herold. Das Amt eines Herolds ist so alt, als das der Priester; es findet sich bei allen Völkern der alten und neuen Welt, und unsere Parlementärs sind nichts anders als militärische Herolde. Ueberall hatten und haben sie den Charakter der Unverletzlichkeit, und wurden und werden noch bei gewissen Feierlichkeiten durch Kleidung und eigene Attribute ausgezeichnet. Bei den Römern unterschied man drei Classen derselben: Friedensherolde (Caduceatores), welche die Griechen (unter den Namen κηρυξ) mit diesen gemein hatten, Kriegs- und Friedensherolde (Feciales) und Herolde obrigkeitlicher Behörden (Praecones). Der eigentliche Friedensherold der Römer (Caduceator) trug gewisse Kräuter (Verbena, z. B. Myrten, Oelbaum, Rosmarin rc.) als sinnbildliches Zeichen seines Amtes, und zu seiner Sicherheit in der Hand vor sich her; bei den Grichen aber einen Lorbeer- oder Olivenstab (Caduceus, s. d. Art.). Der Friedensherold der Athener trug statt dieses Schlangenstabes einen mit Wolle umwundenen und mit allerlei Früchten geschmückten Friedenszweig (ειρεσιωνη); er mußte oft auch noch andern Beschäftigungen (sogar denen der Köche und Mundschenken) sich unterziehen; die griechische Benennung Keryces war von Ceryx (dem Sohne Merkurs und der Cekrops Tochter Pandrosos) abgeleitet, von welchem vornehmlich die athenischen Herolde abstammen; dagegen die lacedämonischen Nachkommen des Talthybius, des in einem Tempel zu Sparta göttlich verehrten Herolds

des Agamemnon, sein mußten. Die Fecialen, ein von Numa eingesetztes Collegium von 20 Mitgliedern, hatten zugleich einen rein diplomatischen Charakter, denn ihre Geschäfte erstreckten sich über alles, was auf Kriegserklärungen und Unterhandlungen Bezug nahm. War ein Krieg beschlossen, so wurde er durch sie jedesmal vorher feierlich erklärt. Glaubte Rom sich von einem andern Volke beleidigt, so wurde durch einen Fecialen Genugthuung gefordert; erfolgte diese binnen 33 Tagen nicht, so begab der Herold sich abermals an die feindliche Grenze, warf einen blutigen Speer mit abgebranntem Schafte hinüber, und erklärte durch eine feierliche Formel (Clarigatio) den Krieg. Als Roms Grenzen sich immer mehr erweitert hatten, ward diese Ceremonie auf einem Felde vor der Stadt (ager hostilis) vorgenommen. Auch die Fecialen trugen jene heiligen Kräuter (verbena), aber als Kranz um die Schläfe; diesem wurde noch ein Kieselstein, den sie bei sich führten, beigefügt, wenn sie zum Abschluß eines Friedensvertrags abgesendet wurden. Die Präcones endlich wurden zu allen Bekanntmachungen an das Volk, bei dem Gottesdienste, in den Comitien, bei öffentlichen Versteigerungen, bei gerichtlichen Verhören, im Senat, bei Verkündigung der Gesetze, die sie vorlesen mußten, bei feierlichen Leichenbegängnissen, bei Schau- und Fechterspielen, bei dem Heere, wenn ein Feldherr dieses anreden wollte, dann auch bei Hinrichtungen und überhaupt bei allen übrigen öffentlichen Versammlungen gebraucht. Die Herolde aller andern Nationen alter und neuer Zeit haben mit den Caduceatoren, Ceryken und Fecialen der Römer und Griechen mehr oder weniger Verwandtschaft; ihre Kleidung, die Feierlichkeiten bei Ausübung ihres Amts waren und sind überall von einander verschieden.

Heronsball, eine kleine hydraulische Maschine, die den Namen von ihrem angeblichen Erfinder, dem Mechaniker Hero aus Alexandrien, hat, und aus einer kupfernen Kugel besteht, in welcher eine fast bis auf den Boden gehende Röhre senkrecht eingekittet ist, die dicht über der Oberfläche der Kugel mit einem Hahne muß verschlossen werden können. Leert man nun so gut wie möglich diese Kugel von aller Luft, was durch Aussaugen geschehen kann, dreht man hierauf den Hahn zu, taucht alsdann die Kugel unter Wasser und öffnet in diesem den Hahn, so wird durch den Druck der äußern Luft so viel Wasser in die Kugel getrieben, bis die noch in ihr zurückgebliebene Luft gleiche Dichtheit mit der äußern hat. Wenn man nun (mit dem Munde oder auf andere Weise) noch mehr Luft in die Kugel drängt, und den Hahn noch einmal und so lange verschließt, bis die Röhre wieder in die Höhe gerichtet worden ist, so treibt die übermäßig hineingepreßte Luft das Wasser in einem Strahle so lange heraus und empor, bis die innere Luft der äußern wieder gleich ist. Die Erscheinungen des Heronsbrunnens haben gleichen Grund.

Herostratus, auch **Eratostratus**, ein Bürger von Ephesus, den die Sucht, sich berühmt zu machen und seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, zu dem tollen Entschluß trieb, den prächtigen Dianentempel zwischen der Stadt und den Hafen von Ephesus in Brand zu stecken. Nur die vier Mauern und einige Säulen dieses Prachtgebäudes blieben stehen, das Dach und die innern Verzierungen des Schiffes waren ganz zerstört worden. Der Brandanstifter büßte die Unthat durch einen martervollen Tod. Auch verordnete die Volksversammlung der Jonier, daß sein Name einer ewigen Vergessenheit übergeben werden solle; doch eben diese Verordnung mußte sein

Gedächtniß bewahren, so wie der Historiograph Theopompus in seiner Geschichte Griechenlands den Wunsch des Herostratus zur Erfüllung gebracht hat. Die Nacht des Jahres, in welcher jener Brand geschah, war zufällig dieselbe, in welcher Alexander der Große geboren wurde.

Herrenbank. Bei verschiedenen Gerichten (z. B. den Schöppenstühlen und beim sonstigen Reichshofrath) führt diesen Namen diejenige Abtheilung oder Bank der Beisitzer, auf welcher die Herren und Ritter sich befinden, dagegen diejenige Bank, auf welcher die bürgerlichen oder gelehrten Mitglieder sitzen, die Gelehrtenbank genannt wird. Auch versteht man zuweilen unter jener Benennung die Herren und Ritter selbst, z. B. in den deutschen Ständeversammlungen, die eine Herrenbank haben.

Herrera (Hernando de), ein berühmter spanischer Dichter, geboren zu Sevilla gegen das J. 1516. Er widmete sich dem geistlichen Stande und starb gegen 1595. Auffallend ist es, daß man durchaus nichts mehr von den Lebensumständen dieses Mannes weiß, dessen Dichterwerth seine Zeitgenossen so lebhaft fühlten, daß sie ihn vorzugsweise divino nannten; ein Beiname, der um so ehrenvoller für Herrera war, als er in einem Zeitraume lebte, wo die vorzüglichsten Köpfe um den Preis in der Dichtkunst mit ihm wetteiferten. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, umfaßte er zugleich alles Wissenswürdige, so daß sogar seine Einsichten in der Mathematik gerühmt werden. Viele seiner Gedichte sind erotischen Inhalts und ziehen durch sanfte Gefühle an; dagegen waltet in seinen Oden oft eine hohe Begeisterung. Mehrere seiner poetischen Arbeiten, deren seine Zeitgenossen erwähnen, sind nie erschienen und scheinen verloren gegangen zu sein. Herrera war auch Verfasser einiger historischen Werke.

Herrera (Antonio), der berühmteste unter den spanischen Geschichtschreibern, ward geboren 1559, und hieß von seinem Vater Tordesillas, vertauschte aber diesen Namen mit dem seiner Mutter. Er war längere Zeit Secretär Vespasians Gonzaga, Vicekönigs in Neapel, und wurde in der Folge von Philipp II. zum ersten Historiographen der beiden Indien und Castilien ernannt. Er starb zu Madrid den 27. März 1624, kurz nachdem er zum Staatssecretär erhoben worden war. Sein vorzüglichstes Werk ist die allgemeine Geschichte der Thaten der Castilianer auf den Inseln und dem festen Lande des Oceans, von 1492 bis 1554. Aus den reichen Quellen, die ihm offen standen, hat er ein Werk geliefert, das durch Genauigkeit und Vollständigkeit vor allem, was wir über die Entdeckung der neuen Welt besitzen, sich auszeichnet. Außer diesen erwähnen wir noch: Beschreibung von Westindien, 1601; Geschichte der Welt unter der Regierung Philipps II., von 1584 bis 1598: Commentar über die Thaten der Spanier, Franzosen und Venetianer in Italien, von 1285 bis 1559. Madrid, 1624 u. s. w.

Herrnhut, ein offener Ort, mit 120 Häus. und 1500 Einw., zwischen Löbau und Zittau in der königl. sächsischen Oberlausitz, am südlichen Abhange des Hutberges, auf dem Grunde und Boden des nördlich im Thale gelegenen Rittergutes Berthelsdorf. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der hier wohnenden Handwerker, Fabricanten und Künstler werden überall geschätzt, besonders die Webereien, Papiere, Lackirwaaren, Lederarbeiten und Lichte. Die Wohnungen sind nett und freundlich, die Menschen harmlos und zufrieden, und auch

bei dem Aermsten herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Lage des Ortes ist sehr angenehm, und man bemerkt, daß er mit Bedacht zum Zufluchtsort einer stillen Frömmigkeit gewählt ward. Erst 1722 siedelten sich Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten mährischen Brüder, unter der Begünstigung des Grafen von Zinzendorf, damaligen Besitzers von Berthelsdorf, an der Mittagsseite des Hutberges an. S. Brüdergemeinde.

Herschel (Wilh.), geboren in Hannover 1738, wo sein Vater Tonkünstler war. Von ihm zu gleichem Erwerb angehalten, trat er bereits im 14. Jahre bei einem Regimente als Hoboist ein und ging 1757, zunächst in der Absicht, sich in der Musik weiter auszubilden, nach London. Der Graf von Darlington stellte ihn zuerst als Lehrer eines Musikcorps an, das in der Grafschaft Durham errichtet wurde, und als dieses eingeübt war, ließ sich Herschel als Musiklehrer in Leeds nieder, von wo er bald als Organist nach Halifax ging und diese Stelle wiederum bald mit der noch bessern Organistenstelle in Bath (1766) vertauschte. Während dieses Aufenthalts in England hatte er jeden Augenblick benutzt, um Mathematik im ganzen Umfange zu studiren, und durch das Lesen von Fergusons Wundern des Himmels war besonders eine Liebe zur Sternkunde bei ihm erwacht, welche den Grund zu seinem nachherigen allgemeinen Ruhme legte. Die beschränkten Einkünfte hinderten ihn, trotz dem, daß er in Bath die Concerte leitete, und selbst darin spielte, sich ein Telescop anzuschaffen, und so kam er auf den Gedanken, selbst an den Bau eines solchen zu gehen, was ihm auch bis 1774 in der Art glückte, daß er durch einen selbst gefertigten Reflector von fünf Fuß den Ring des Saturnus und die Trabanten des Jupiters beobachten konnte. Von jetzt folgten neue Fernröhre schnell auf einander und viele waren in einer Größe, wie sie auf der ganzen Erde nicht gefunden wurden. Mit solchen trefflichen Instrumenten gelang es ihm, Entdeckungen an Entdeckungen zu reihen, Berechnungen auf Berechnungen folgen zu lassen. 1780 kam eine solche Berechnung der Höhe von den Mondgebirgen zum Vorschein; 1787 entdeckte er das Georgsgestirn, das aber den bekannten Namen Uranus erhielt. Georg III. setzte ihn zum Dank für die Entdeckung in eine Lage, daß er blos der Wissenschaft leben konnte. Er zog aufs Land in der Nähe von Windsor. Vorzüglich beobachtete er mit einem 20füßigen Newton die Nebelsterne und die Gruppen oder Haufen derselben, wie er sie nannte, indem er darthat, daß manche solche Haufen mehr als 50,000 Sterne enthalten. 1787 kettete sich an diese originellen Ansichten die Entdeckung zweier zum Uranus gehörigen Nebelplaneten, denen 1790 und 1794 noch vier neue dergleichen folgten. Ein 1785 zu Stande gebrachtes 40füßiges Telescop, das 2118 Pfund wog, hatte dazu wesentlich beigetragen. Auch zwei zum Saturn gehörige Trabanten wurden damit gefunden. Ueberhaupt ist Herschel dem Astronomen fast eben so wichtig durch seine Kenntniß der Instrumente und die Verbesserungen daran, als durch seine Entdeckungen am Himmel geworden. Auch in der Physik war er, ein scharfsinniger Beobachter, thätig. So entdeckte er, daß die prismatischen Strahlen der Sonne die Eigenheit haben, auf verschiedene Weise zu hitzen, und daß es unsichtbare, außer dem Bereich der rothen vorhandenen, Strahlen gäbe, welche zwar erwärmten, aber nicht feuchteten. Die von Piazzi und Olbers entdeckte Ceres und Pallas wurde von ihm nach dem Durchmesser berechnet, und er that dar, daß beide ein Mittelding zwischen Planeten und Cometen seien

(Asteroiden); mehrere solcher Körper würden bald noch gefunden werden. Eine Angabe, die durch die Vesta und Juno bestätigt ist. In dem denen Jahrhunderte glückte es zwar Herscheln nicht mehr, mit einer wichtigen Entdeckung hervorzutreten; allein unaufhörlich war er beschäftigt, die Bahnen, die Natur einzelner Sterne, ihre gegenseitige Stellung zu einander, das Verhältniß aller zu der ungeheuern Milchstraße mit ihren Sternhaufen, die größtmöglichste Entfernung, in welche noch das bewaffnete Auge sehen und rechnen kann, auszurechnen. Als Schriftsteller lieferte er seine meisten Arbeiten in die Philosophical Transactions und andere englische Zeitschriften. Manches ist aber noch Handschrift. Eine Schwester, Caroline, hat Herscheln fleißig im Beobachten und Aufschreiben des Beobachteten unterstützt. Sie selbst hat mehrere Cometen entdeckt. Das In- und Ausland erkannte die Verdienste des großen Maanes dankbar an. Oxford ernannte ihn 1786 zum Doctor, Georg III. zum Ritter des Guelphenordens 1816. Sein bestes Werk war eine Abhandlung über 145 neue Doppelsterne, die er 1821 schrieb. 1822 starb er am 25. Aug. bei ungeschwächter Geisteskraft, 84 Jahr alt. Er hat einen Sohn hinterlassen, Johann F. W., der in Mathematik und Physik ausgezeichnet ist.

Hertha, Jord, Joard (die Gäa, Tellus, Titäa, Cybele der Römer und Griechen), die Erde, eine Göttin der scandinavischen Mythologie, die heilige, erhabene Schöpferin, Mutter, Erhalterin, gemeinschaftlich verehrt von den Astiern, Longobarden, Reudingern, Amionen, Angeln, Warnern und noch andern germanischen Völkerstämmen, welche jenseit der Elbe in der Gegend der Warne und an den Ufern der Ostsee wohnten. Hertha war die Tochter der Nacht und des Anar, Schwester des Dagur oder des Tages von mütterlicher Seite, Gemalin des Odin, und Mutter des Thor oder Donnergottes genannt, und sie ohne Zweifel eine Person mit Frigga (s. Nordische Mythologie). Der Grund ihrer Verehrung war vorzüglich der beruhigende Glaube, daß sie Antheil an den Angelegenheiten der Menschen nehme, sie leite, und diese sogar zu gewissen Zeiten besuche. In einem heiligen Hain auf einer Insel der Ostsee befand sich das Heiligthum der Göttin. In dem dunkelsten Schatten stand ein der Hertha geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt; er durfte nur von dem eingeweihten Priester berührt werden. Nur diesem ward es wissend, wann die Göttin den Thron ihres Gemals verließ und im Innern des Wagens sich befand. Nun spannten Herthas Diener zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und geleiteten so die Erhabene durch das Land. Da begannen die Feste. Alle Fehden hörten auf, die Waffen entfielen den Kämpfern und wurden sogar verschlossen, und so lange Herthas Wagenräder rollten (aber auch nicht länger), war eine allgemeine Versöhnung, tiefe Ruhe unter den Völkern, die sie anbeteten. Der Augenblick, wo die Göttin nach ihrer himmlischen Heimath zurückverlangte, wurde dann dem geleitenden Priester kund, der sie hernach in den heiligen Hain zurückbrachte. Der Wagen, nebst Teppich und der Göttin selbst, wurde nun in den heiligen im Haine befindlichen See hinabgelassen und von Sklaven darin abgewaschen, die aber sogleich nach vollbrachter Arbeit von den geheimnißvollen Fluthen verschlungen wurden. Mit heimlichem Ergrauen ward das Volk erfüllt, das ehrfurchtsvoll kaum eine Vorstellung von den Dingen sich erlaubte, welche die Unglücklichen in dem Wasser sahen, und deren Anschauen sie mit dem Leben bezahlen mußten. Die Insel Rügen hält man für jenes Eiland, welches das Heiligthum der Göttin trug. Auch sieht man dort noch in

einem großen Buchenhain einen runden Platz von hohen, uralten Buchen umgeben, kühl und düster, und in dessen Mitte einen kleinen See mit stehendem, beinahe schwarzen Wasser. Dieser Platz liegt in der sogenannten Stubnitz, und wird von den Einwohnern der Burgwall und Burgsee genannt. (S. Kosegartens Rhapsodien, Band 2.)

Herz. Dieses mit dem Blutumlauf unzertrennlich verbundene Eingeweide ist als der muskulöseste Anfang der Arterien und als das muskulöseste Ende der Venen anzusehen. Es steht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichsam als ein blinder dicker Fortsatz hinter dem Brustbeine befestigt ist, in Verbindung, und wird durch einen Beutel in eine bestimmte Lage eingeschränkt. Die Gestalt des Herzens ist kegelförmig. Gewöhnlich liegt es beim Menschen mit seiner Achse so, daß es die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, die Basis hingegen rechts hinterwärts richtet. Daß es in zwei Kammern getheilt ist, bemerkt man schon von außen an der Kerbe auf der obern, und an einem Streifen auf der untern Fläche. Das mit seinem Beutel aus dem Körper eines erwachsenen Menschen herausgelöste Herz wiegt 10 bis 12 Unzen, und besteht aus vier Stücken, der Lungenarterienkammer, der Aortenkammer, dem Lungenvenensack, und dem Hohlvenensack. Alle diese Stücke hängen unzertrennlich zusammen, und sind nur in der Mitte durch eine gemeinschaftliche Scheidewand von einander abgesondert. Außer den vier allgemeinen Blutgefäßen, der Lungenarterie, der Aorte, der Lungenvene und der Hohlvene, hat das Herz auch seine eigenen Gefäße, die es mit Blut versorgen. Dies sind die ersten Zweige aus der Aorte, oder die rechte und linke Kranzarterie. Nerven hat es weniger, und Einige sprechen ihm das Empfindungsvermögen ganz ab. Die Bewegung des Herzens, die nur mit dem Tode aufhört, besteht in einer wechselsweisen Zusammenziehung und Erweiterung. (S. d. Art. **Blut.**) — **Herzkrankheiten.** Die Lehre von den örtlichen Krankheiten, denen das Herz unterworfen ist, wurde in der neuern Zeit vorzüglich sorgfältig abgehandelt; die Alten vernachlässigten dieselbe, weil sie glaubten, die Krankheit des Herzens müsse eben so nothwendig und in eben so kurzer Zeit tödtlich werden, als man dies von der Verwundung desselben meistens beobachtet. Zahlreiche Erfahrungen haben das Unstatthafte dieser Behauptung erwiesen; im Gegentheil sieht man wol jetzt bisweilen da Herzkrankheiten, wo keine vorhanden ist. Zuvörderst aber ist das Herz Bildungsfehlern unterworfen: die Fötuswege bleiben offen, eine oder die andere Kammer oder Vorkammer fehlt gänzlich, oder die Scheidewand ist nicht vollkommen ausgebildet; das arterielle Blut vermischt sich mit dem venösen. Ferner wird das Herz eben so häufig und leicht entzündet, wie andere Organe. Verwundungen, welche nicht durch die ganze Substanz hindurchdringen, Stöße, welche das Herz heftig erschüttern, Gemüthsbewegungen und manche andere Ursachen veranlassen Herzentzündung (corditis), welche bald akut, bald chronisch verläuft und, wenn sie nicht glücklich zertheilt wird, den Tod oder andere Nachkrankheiten herbeiführt. Letztere treten dann als organische Krankheiten auf; dahin gehört die Vereiterung, Verdickung oder Verdünnung der Substanz, Verknöcherung (ganzer Höhlen oder einzelner Klappen, Tuberkeln der Kranzgefäße), Ausartung der Substanz, Verengung, Erweiterung der Höhlen und Communicationswege, Zerreißung und Verwachsung des Herzens und Herzbeutels. Endlich leidet das Herz auch manchmal durch größere Menge von Wasser, welches sich im Herzbeutel anhäuft und durch Geschwülste, die sich in der Nähe desselben befinden,

Es ist aber klar, daß Fehler eines so wichtigen und edeln Organs, wie das Herz ist, sehr heftige und lebensgefährliche Symptome erzeugen müssen, die Blutbewegung wird mehr oder weniger gestört, bisweilen gänzlich aufgehoben. Das Herz bekommt einen unregelmäßigen Schlag, das Athemholen wird gestört, astmathische Zufälle stellen sich von Zeit zu Zeit ein, der Puls wird verändert, am Halse und in der Oberbauchgegend werden Pulsationen bemerkt. Ohnmachten, heftige Angst, Trübsinn und melancholische Stimmung gesellen sich hinzu. Consensuell leidet bald der Kopf, bald der Unterleib in verschiedenen Symptomen. Im Gesicht, an den Spitzen der Finger und Zehen, der Nase und der Zunge beobachtet man eine blaue Färbung, welche, wenn sie constant ist, blaue Krankheit (morbus coerulens) genannt wird. Ferner entstehen oft und leicht Blutungen. Endlich leidet die Ernährung, wässerige Anhäufungen bilden sich aus. Bald schnell und unvermuthet, bald nach jahrelangem Leiden beschließt der Tod die Leiden des Kranken, die sich aber oft auch durch eine zweckmäßige Diät, durch Aderlässe und andere Hilfsmittel der Kunst gänzlich heben oder vermindern lassen.

Herzberg (Ewald Friedr. Graf von), königlich preußischer Cabinetsminister und Curator der königlichen Akademie zu Berlin, geb. 1725 zu Cottin bei Neu-Stettin, gest. den 27. Mai 1795, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert lang mit Geist und Kraft seinem Vaterlande gedient haate. Er war einer der größten Diplomatiker seiner Zeit. Frühzeitig schon entwickelte er Talente für die Laufbahn, die ihm so vielen Ruhm brachte, in einer unständlichen Abhandlung über das brandenburgische Staatsrecht, als er die Universität Halle verließ, wo er sich dem Studium des deutschen Staatsrechts und der dahin einschlagenden Wissenschaften drei Jahre lang eifrig gewidmet hatte. Da das berliner Cabinet den Druck dieser Schriften nicht gestattete, so wählte er zum Gegenstande der Streitschrift, die er öffentlich ohne Vorsitz vertheidigen wollte, die Geschichte der Churfürsten-Vereine. Bald hierauf wurde er beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, der churbrandenburgischen Gesandschaft zur Kaiserwahl als Legationssecretär beigegeben, und 1742, als er Friedrichs des Großen Aufmerksamkeit auf sich geheftet hatte, zum Legationsrath ernannt. Er hatte nämlich aus den Archiven Auszüge für des Königs Denkwürdigkeiten von Brandenburg, vorzüglich für die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs und des brandenburgischen Kriegswesens, gemacht. Durch die von ihm besorgte neue Ordnung des von 1745 bis 1750 eingepackt gewesenen geheimen Staats- und Cabinetsarchivs erweiterte er seine Kenntniß der ältern Staatsverwaltung seines Vaterlandes. Seine, von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte, Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg hatte die Folge, daß er zum Mitgliede der Akademie und zum geheimen Legationsrath ernannt wuode und seitdem einen Theil der geheimen Expeditionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten besorgte, auch den gewöhnlichen Sitzungen beiwohnte. Zu jener Zeit schrieb er die „Geschichte der ehemaligen brandenburgischen Seemacht des Churfürsten Friedrich Wilhelm des Großen und der afrikanischen Compagnie, wie auch der brandenburgischen Besitzungen auf der Küste von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat.“ Aus den, in dem Archiv zu Dresden gefundenen Depeschen des österreichischen und sächsischen Hofes arbeitete Herzberg (1756) binnen acht Tagen das berühmte Mémoire raisonné in drei Sprachen (lateinisch, deutsch und französisch) aus, das in unzählbarer

Menge verstreut wurde. Bald nachher ward er erster Geheimerath oder Staatssecretär beim auswärtigen Departement, und leistete während des Krieges dem Könige große Dienste. Der Friedensvertrag mit Rußland und Schweden (1762) war sein Werk, und nun erschien auch der wichtige Augenblick, wo die Abschließung des Hubertsburger Vertrags ihm jenen denkwürdigen Lobspruch aus dem Munde seines Königs: Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs, und den Posten eines zweiten Staats- und Cabinetsministers (oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten) erwarb. Die erste Theilung von Polen sollte geschehen (1772); sie wäre vollbracht worden, auch ohne Preußens Theilnahme, das fühlte Herzberg, wie Friedrich selbst, und da in solchem Falle Westpreußen wesentlich nothwendig ward für Preußens Vertheidigungsstand, so war auch Niemand thätiger, als Herzberg, um Friedrichs nähestes Recht auf jene (durch den Vertrag von Thorn 1466 von Preußen losgetrennte) Provinz unumstößlich darzulegen, und durch die feinsten Rathschläge das Gelingen seiner Absichten zu befördern. Der baiersche Erbfolgekrieg und der Teschner Friedensschluß gaben ihm nachher viel Beschäftigung und vergrößerten seinen Ruhm. Die Absichten Oesterreichs auf Baiern gaben bekanntlich (1785) die unmittelbare Veranlassung zu Friedrichs Errichtung des Fürstenbundes, wobei außer dem Könige selbst und dem damaligen Kronprinzen, der Minister Herzberg viel wirkte. (S. Bd. 2. der von Herzberg unter dem Titel: „Recueil des Déductions, Manifestes, Déclarations, Traités et autres Actes, qui ont été rédigés et publiés pour la Cour de Prusse," herausgegebenen Sammlung von Staatsschriften.) In den letzten Lebenstagen Friedrichs des Einzigen war Herzberg einer der wenigen, die der große König zu seiner täglichen Gesellschaft in Sanssouci um sich hatte. Herzberg konnte erwarten, mit dem Tode seines königlichen Freundes in eine politische Dunkelheit zurückgehen zu müssen; Friedrichs Nachfolger aber gab ihm in kurzer Zeit mehrere Zeichen seiner Gnade und seines Vertrauens. Er ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden, wählte ihn zu seinem Begleiter bei der Huldigungsannahme in Preußen und Schlesien, erhob ihn in den Grafenstand, beauftragte ihn, die Huldigung in Pommern und der Neumark für ihn zu empfangen, übertrug ihm die auswärtigen Geschäfte und ernannte ihn zum Curator der Akademie. Herzberg erwarb sich unter der neuen Regierung auch neue Verdienste. Seine Bemühungen stillten die Unruhen in Holland. Außerdem beschäftigte ihn vorzüglich die Erhaltung des politischen Gleichgewichts, im Geiste der Grundsätze, welche den Charakter des Fürstenbundes ausmachen. Eine Folge hiervon war die denkwürdige Reichenbacher Convention (1790), welche aber, durch des Königs von Preußen Nachgiebigkeit für England und Holland, auf eine ganz andere Grundlage abgeschlossen wurde, als Herzberg früher gewollt hatte. Doch lieh er seine Feder zu der berühmten Generaldeclaration an Oesterreich, welche dem Kaiser Leopold die Bedingungen verschrieb, unter welchen Preußen und die Seemächte wollten, daß er Frieden mit der Pforte schließen solle. Das Mißlingen seines Planes, den er selbst für sein Meisterstück hielt, ließ einen Stachel in Herzbergs Brust zurück, der durch mehrere, seiner einmal gereizten Empfindlichkeit schmerzlich fallende Umstände, worunter die Anstellung zweier neuen Minister gehörte, immer mehr geschärft wurde, so daß er endlich (im Mai 1791) seine Entlassung begehrte. Diese ward ihm aber nicht zugestanden, und er nur von der Besorgung einiger Geschäfte des auswärtigen De-

partements entbunden. Er selbst beschränkte allmälig seinen Wirkungskreis blos auf die Curatel der Akademie und die Aufsicht über den preußischen Seidenbau, woneben ihn seine eigene ländliche Oekonomie lebhaft beschäftigte, so wie die Geschichte des großen Friedrichs, wozu er das geheime Archiv benutzen durfte, die er aber nicht vollendet hat. Das Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an den verklärten König begleitete ihn in die Geschäftsruhe, weshalb er solchem eine marmorne Bildsäule von Schadow setzte, die er selbst durch eine Rede einweihte. Die zweite Theilung Polens (1793) und Preußens politisches Verhältniß, das durch dessen Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich in eine gewisse Crisis gerathen war, brachte ihn zu dem Entschlusse, dem Könige seine Dienste wieder anzubieten. Er that dies in drei Schreiben an Friedrich Wilhelm II. (im Juli 1794), welche Patriotismus, Weisheit und edles Selbstgefühl athmen. Abgewiesen, ergriff dies sein Gemüth. Elf Monate später nahm ihn das Grab auf. Herzbergs Verdienste um die Akademie der Wissenschaften, in deren Interesse er die vorzüglichsten Gelehrten Preußens zu ziehen wußte, sind nicht minder groß. Besonders lag ihm deutsche Literatur und die Bildung der deutschen Sprache am Herzen; sein Plan zu einer Verbesserung derselben, nach Leibnitz, setzte die besten Köpfe, die gründlichsten Gelehrten (Gedike, Zöllner, Teller, Meierotto, Ramler, Moritz) in Bewegung, und er widmete diesen Arbeiten und der Ausführung vieler Vorlesungen, die er in der Akademie hielt, den größten Theil der Muße, welche ihm die Zurückgezogenheit von den Geschäften gewährte. Mit bedeutenden Aufopferungen ließ er auch die Verbesserungen des vaterländischen Schulwesens sich angelegen sein; er suchte das Loos der armen Landschullehrer besonders dadurch zu erleichtern, daß er ihnen, bei seinen großen Bemühungen um den Seidenbau in Preußen, hierin einen Nebenverdienst verschaffte. Er selbst legte auf dieses Erzeugniß des vaterländischen Gewerbfleißes einen so hohen Werth, daß er einst (1784) seinem Souverän an dessen Geburtstage nichts angenehmeres zu erweisen wußte, als daß er, der immer durch die höchste Einfachheit im Aeußern sich auszeichnete, an jenem Tage in einem prächtigen Sammetkleide erschien, das von selbst gewonnener Seide in Preußen gefertigt worden war. So wie hierin, wirkte Herzberg auch im Allgemeinen noch für die Verbesserung der Landwirthschaft, worin er auf seinem Gute Britz überall mit gutem Beispiele voranging. In seinem bürgerlichen Leben war Herzberg, dessen ausdrucksvolle Physiognomie in reinen Zügen den gebildeten Denker auf den ersten Blick verkündete, anspruchlos, schlicht, patriarchalisch; er sah wenig Gesellschaft bei sich, und meistens nur Gelehrte, die ihm wegen seiner unendlichen Verdienste, schätzbaren Kenntnisse und um seines staatsschriftstellerischen Charakters willen viele Verehrung und Anhänglichkeit zollten. In Hinsicht der ihm angebornen Offenheit und Geradheit glaubte man, daß er in Beziehung auf seine Geschäfte, deren Natur Verschlossenheit bedürfe, nicht hinlängliche Vorsicht und Klugheit beobachte. Vielleicht lag hierin ein Grund, daß man sogar seinen Briefwechsel im Geheim beobachtete. Geneigtheit für Publicität war ein wesentlicher Grundzug seines Charakters. In diesem Geiste sprach er am Tage der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. in der Akademie folgende sinnvolle Worte: „Jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn sie durch Publicität ins helle Licht vors Publikum gesetzt werden, die nur denjenigen Regierungen gefährlich ist, die dunkle und versteckte Schleich-

wege fleben;" und in diesem Geiste schrieb er einst an Angelo Fabroni zu Pisa: — „recto faciendo neminem timeas!" — I.

Herzog, s. Fürst.

Herzogenbusch (Bois-le-Duc), auch schlechtweg im Bosch genannt, eine befestigte Stadt in der Provinz Nordbrabant des Königreichs der Niederlande, mit 3700 Häus. und 13,300 Einw., am Zusammenfluß der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Diest bildet. 5° 9′ Länge von Greenwich, 51° 40′ N. Br. Herzog Gottfried von Brabant ließ im Jahre 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten, und legte den Grund zu diesem wichtigen militärischen Posten. Die heutigen Festungswerke bestehen in starken Mauern und sieben sich gegenseitig flankirenden Bastionen, vorzüglich aber darin, daß die ganze Umgegend unter Wasser gesetzt werden kann. Zur sonstigen Vertheidigung dienen die Forts Creve-Coeur, Isabella und St. Anton, nebst der im 18. Jahrh. erbauten Citadelle Papen-Briel. Die Stadt hat vier Thore und drei Eingänge zu Wasser. Die Hauptkirche ist eine der schönsten in den Niederlanden. Herzogenbusch, welches in den Religionskriegen des 16. Jahrh. viel gelitten, kam erst 1629 an Holland. Den 14. Sept. 1794 siegten hier die Franzosen über ein englisches Truppencorps. Den 9. Oct. desselben Jahres ging es an Pichegru über. Im Jan. 1814 nahm es der preußische General v. Bülow.

Hesekiel, s. Ezechiel.

Hesiodus, einer der ältesten Dichter Griechenlands, von welchem noch Werke auf unsere Zeit gekommen sind, war aus Kumä in der kleinasiatischen Provinz Aeolien gebürtig, verließ aber als Jüngling seinen Geburtsort, und lebte nachher in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuße des Helikon. Hiervon heißt er der Askräer. Nach Einigen soll er bei den Akarnanern die Wahrsagerkunst ausgeübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poesie in nahem Zusammenhange stand. War er, wie Andere berichten, ein Priester im Tempel der Musen auf dem Helikon, so konnte er leicht Poesie und Prophetenkunst gemeinschaftlich üben. In seinem Alter wohnte er zu Lokris, und soll von zwei Lokriern, die ihm in Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schwester hatten, ermordet worden sein. Seinen Leib warfen sie ins Meer, Delphine aber brachten ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und bestraft. So lautet die gewöhnliche Sage; genau betrachtet wissen wir aber von ihm sehr wenig Gewisses. Gleich über sein Zeitalter ist man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hatte er einst zu Chalkis einen Wettstreit mit Homer, und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenosse Homers. Herodot erklärt beide für gleichzeitig, und setzt sie 400 Jahre vor seiner Zeit, also ungefähr 900 Jahre v. C. Hesiodus selbst erklärt sich (Tage und Werke 172) dem nächsten Zeitalter nach dem trojanischen Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig ist. Ueberhaupt hat diese mehrere Gründe für ein späteres Zeitalter des Hesiodus. Johann Tzetzes berichtet, daß sechzehn Werke den Namen Hesiodus geführt haben. Von dreizehn wissen wir blos die Titel noch, und können daher nur von dreien noch übrigen urtheilen. Diese sind 1. die Theogonie, eine Sammlung der ältesten Mythen, hier zu einem Ganzen geordnet; das wichtigste, aber auch schwierigste von allen. An sie schloß sich vermuthlich der Catalog der Frauen an, aus dessen viertem Gesange, die großen Eöen genannt, das Bruchstück 2. der Schild des Herkules sein soll, welches jedoch offenbar aus zwei verschiedenen Bruchstücken an ein-

nder gereiht ist, die schwerlich von demselbigen Verfasser sein kön-
en. (Uebers. von J. D. Hartmann, Lemgo 1794. Ausgabe von C.
f. Heinrich, Bresl. 1802. Schlichtegrolls archäol. Untersuchung da-
über, Jena 1790). Der Stoff der Theogonie ist aus früheren Kos-
nogonien und Theogonien entlehnt, woraus sich so manches Auffal-
ende in Inhalt und Verbindung erklärt, denn man findet Verschie-
enheit der Mythen, die bald roher und unentwickelter, bald feiner und
gebildeter sind; und Verschiedenheit der Erzählung, die bald kurz und
chmucklos, bald weitläufiger und verschönert ist. Aus mehrmaliger
Wiederholung des nämlichen Mythus, auch verschiedenen, entstand öfte-
er Widerspruch; die Zusätze und Einschiebsel von Neueren zu den
lten Dichtungen störten die Harmonie des Tons. (Heyne de Theo-
gonia ab Hesiodo condita in den Comment. Soc. Reg. Gott. Vol.
2. 1779. Ausgabe von Wolf, Halle 1783. Briefe über Homer und
Hesiodus von Herrmann und Kreuzer 1817.) Aus der didactischen
Sammlung ist ein Werk auf uns gekommen, welches den Titel führt:
H. Werke und Tage (Hauslehren: Hesiods moral. und ökonom. Vor-
schriften. Griechisch und Deutsch von J. D. Hartmann, mit Anmerk.
von L. Wachler, Lemgo 1792), ein Gedicht über Landwirthschaft, Tage-
wahl, untermischt mit Vorschriften der Lebensklugheit für Erziehung,
Hauswirthschaft, Schifffahrt u. s. w. Deutlicher und dem Inhalte ent-
sprechender ist die Ueberschrift, welche Tzetzes wählte: Ethische und
ökonomische Vorschriften. In diesem Werke, welches, nach Pau-
sanias (9,31), die Böotier allein für echt Hesiodisch anerkannten (bis
auf die ersten 10 Verse), erfahren wir von Hesiodus selbst das Meiste.
Er und sein Bruder Perses lebten mit ihrem Vater zu Askra, und
nährten sich von Ackerbau und Viehzucht. Nach des Vaters Tode wur-
de das Vermögen unter beide Brüder getheilt, ungerechte Richter aber
brachten den Dichter um die Hälfte seines Eigenthums, und sprachen
es seinem eben so habsüchtigen als verschwenderischen Bruder zu. Ihm
blieb nichts übrig, als seinen Rest klug zu bewirthschaften, und das ge-
lang ihm so gut, daß er nichts eingebüßt zu haben schien. Seines Bru-
ders Habe hingegen verminderten Trägheit und Vernachlässigung der
Wirthschaft, und verleiteten ihn zu Rechtshändeln und Bestechungen.
Alle diese Umstände veranlaßten gegenwärtiges Gedicht. Wer unsern
Dichter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit will kennen lernen, der lese
die gemüthliche Entwickelung dieses Gedichts in J. G. Müllers Reli-
quien, Bd. I. S. 10—32. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß bei
Anordnung desselben sich mancherlei Wiederholungen finden, aus denen
einige auf die Einfalt des Hisiodischen Zeitalters, andere auf eine spä-
tere Zusammensetzung des ursprünglich nicht ganzen Gedichtes schließen
lassen. Vernachlässigung der Uebergänge deutet ebenfalls darauf hin.
Nach allem diesen ergiebt sich nun ohne Erinnerung, daß es schwer sei,
den poetischen Charakter des Hesiodus anzugeben. Wenn aber Diony-
sius von Halikarnaß von ihm sagt: Anmuth sei sein Ziel, in der Wahl
der Worte suche er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortstellung
Flüssigkeit; wenn Vellejus ihn als einen Mann von sehr feinem Gei-
ste rühmt, der durch weichste Süßigkeit der Gesänge merkwürdig sei,
und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Aus-
drucks zuerkennt: so wird schwerlich jemand diesen Urtheilen widerspre-
chen. Hält man ihn vergleichend an Homer, so findet man, daß He-
siodus von dem jonischen Sänger sich unterscheidet durch Mangel an
schöner epischer Entfaltung, durch Zusammendrängen des Mannichfalti-
gen, durch Hinneigung zum Didactischen; weshalb der Gedanke öfte

Dichtung überwiegt, welche häufig kälter und matter ist, als die Homerische. Sieht man auf die Poesie beider, wiefern sie ein Denkmal der sittlichen Ausbildung ihres Zeitalters ist, so findet man, daß die Hesiodische Weltansicht sich der Homerischen anschließt. Beide sind in Absicht der Schätzung der Tugenden und Laster größtentheils einander gleich, beide dringen gleich stark auf Ausübung der Gerechtigkeit, auf Heiligkeit des Eides und der Rechte der Gastfreundschaft, auf Versöhnlichkeit, aber nur unter der Bedingung hinlänglicher Genugthuung, aus Furcht vor der Strafe des Zeus. Doch deuten bei Hesiodus die immer wiederkehrenden Klagen über die geschenkefressenden Könige und ihre falschen Richtersprüche, nebst den bittern Ausfällen auf das weibliche Geschlecht, auf einen nachhomerischen Zustand der bürgerlichen Verfassung und Sitten, auf einen Mittelzustand, wie er in dem gährenden Uebergange zwischen der Herrschaft heroischer Könige und dem Republikanismus Statt finden konnte, von dem sie schon bestimmtere Spuren zeigen. Die vorzüglichsten Ausgaben dieses Dichters sind von Dan. Heinsius 1603, 4; von Robinson, Oxford 1737, 4; Lösner, Leipzig 1787. Uebersetzungen der sämmtlichen Gedichte besitzen wir von Chr. Heinr. Schütze, Hamb. 1797 und J. H. Voß, Heidelb. 1806. Man sehe übrigens: Uebers. d. Gedichte des Hesiodus, ihren Ursprung und Zusammenhang mit denen des Homer, von Fr. Thiersch. dd.

Hesperiden. Hesiod, der sie in der Theogonie Kinder der Nacht nennt, singt von ihnen:

Hesperiden zugleich, jenseit der Okeanosströmung,
Die Goldäpfel bewachen, und Goldfrucht tragende Bäume.

(Nach Andern waren sie Töchter des Atlas, oder des Zeus und der Themis, oder auch der Keto und des Phorkys.) Diese helltönigen Hesperiden werden den Gorgonen gegenüber und an den Atlas gesetzt. Ihr Mithüter ist ein Drache, von Hesiodus Ladon genannt. Nach Apollonius hießen die Hesperiden Hespere, Erytheis und Aegle; nach Appollodor Aegle, Erytheia, Hestia Arethusa; nach Lutatius Aegle, Arethusa, Hesperi. Die goldnen Aepfel, welche sie bewachten, waren ein Brautgeschenk, welches die Erde der Juno bei ihrer Vermählung gab, und welche seitdem in dem Garten dieser Göttin prangten. Diesen Garten aber haben wir nach Hesiod auf einer westlichen Oceaninsel, nach Pherecydes am Fuße des hyperboreischen Atlas zu suchen. Bekanntlich war es des Hercules elftes Abenteuer, die Goldäpfel zu holen (s. **Hercules**.) Der Held erschlug daher den hundertköpfigen Drachen mit den vielerlei Stimmen, die Mädchen flohen, oder Atlas ging zu ihnen und holte die Aepfel. Genug, sie wurden dem Eurystheus gebracht, der sie dem Hercules, und dieser wieder der Minerva schenkte, von welcher sie an ihre vorige Stelle zurückgebracht wurden.

Hesperus, ein Sohn oder Bruder des Atlas, und großer Freund der Sternkunde. Von Atlas verfolgt, flüchtete er nach Italien, welches daher bei den Alten auch Hesperien heißt. Das Volk verehrte ihn göttlich, und benannte nach ihm den schönsten Stern am westlichen Himmel, den Abendstern, den Planeten Venus. (S. **Planeten**). Nach Andern war er ein Sohn der Venus und des Cephalus, und wurde wegen seiner Schönheit auch mit dem Namen seiner Mutter bezeichnet.

Heß (Ludwig), ein Landschaftmaler in Zürich, welcher das Bild seines vaterländischen Bodens so wahr darzustellen wußte, daß ihm fast dieselbe Genugthuung ward, welches einst Zeuxis um seiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Heß das vierzehnte Jahr

nicht erfüllt, als bei einer seiner Zeichnungen ein Appenzeller Aelpler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „schau! schau! ordentli hat er d'Berg abgeschriebe." Heß, geb. 1760, war der Sohn eines Fleischers, und für das Handwerk des Vaters erzogen. Doch sehr früh, wovon die eben erzählte Anekdote den Beweis führt, entwickelte sich in ihm das Talent für eine Kunst, für die er eigentlich geboren war; er ward mit Geßner bekannt, und der Umgang mit demselben wirkte entschieden günstig auf den beginnenden Künstler, der die Natur mit dem Pinsel copierte, während sein liebenswürdiger Freund und Lehrer in seinen Dichtungen sowol, als auch selbst mit dem Pinsel ihm musterhaft voranging. Selbst seine ursprüngliche Bestimmung zum väterlichen Gewerbe gab ihm vielfache Veranlassung, die Natur zu studiren, und er that dies auch, vertieft in ihr Anschauen, begeistert von dem in seinem Innern aufglimmenden Funken, auf seinen Wanderungen beim Viehhandel. Doch bald gab er sich blos der Kunst hin, und in kurzer Zeit hatte Heß im Vaterlande wie im Auslande einen Namen sich erworben. Noch hatte er seinen Wunsch, Italien zu sehen, nicht befriedigen können; im September 1794 war es ihm endlich möglich; aber nach zwei Monaten schon war er in die geliebte Heimath zurückgekehrt, welcher der Sturm sich nahte, der die sichere Ruhe Helvetiens vernichtete. Heß war genöthigt, um des täglichen Unterhalts willen, den größten Theil seiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden; das damit verbundene anhaltende Sitzen, im Verein mit der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit welcher er diese neue Beschäftigung ergriff, zerstörten seine Gesundheit: sein Körper konnte einem damals dort herrschenden Gallenfieber nicht widerstehen; er starb 1800, und hinterließ eine trostlose Gattin, die an Gemüth und Kunstsinn ihm gleich war. Vorzüglich waren die Alpenmassen die Gegenstände seines Studiums und seines Fleißes; aber auch andere Gegenden nahm er auf, doch in der Regel nur solche, die nicht schon einmal dargestellt worden waren. Treue, fleißige Darstellung, Harmonie, herrliches Colorit, gefällige Kühnheit des Pinsels charakterisiren seine Bilder, deren sehr viele fast durch ganz Europa zerstreut sind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von seinen Meisterstücken nennen wir nur den Montblanc, drn Alpenmorgen, den Abend am Lago maggiore, den Alpsee des glarnerischen Murgthales, den Grütli und Tells Capelle in der hohlen Gasse.

Heß (Carl), einer der vorzüglichen deutschen Kupferstecher unserer Zeit, gegenwärtig in München als Professor bei der Kunstakademie angestellt, ist in Darmstadt 1760 geboren. Er studirte in Mannheim und Düsseldorf, und arbeitete in letzterer Stadt seine schönsten Sachen. Wir rechnen zu diesen, sieben Blättern nach so viel Gemälden von Rembrandt und den berühmten Chalatan nach Gerard Douw, eine Faunengesellschaft nach Poussin; die Himmelfahrt nach Guido Reni; und insbesondere Ruben mit seiner ersten Frau. Seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mohnschen Taschenbuchs (Düsseldorf bei Schreiner), sämmtlich nach den besten Bildern der Düsseldorfer Galerie, gehören zu den ausgezeichnetsten dieser Art. In neuester Zeit hat er dergleichen auch für das Taschenbuch Urania (im Verlage des Herausgebers dieses Lexikons) geliefert, die sich sehr auszeichnen. Einer seiner Söhne hat sich zum Schlachtenmaler gebildet, und begleitete in dem Feldzuge von 1814 das baiersche Armeekorps. Ein treffliches Gemälde von der Schlacht bei Arcis für den König von Baiern hat ihm die Bewunderung aller Kenner erworben.

Hessen. Der Ursprung der Hessen verliert sich in die älteste Kunde von den Germanen, wo sie unter dem Namen Katten dargestellt werden; doch war von den frühesten Zeiten an im Allgemeinen schon das jetzige Hessen ihr Wohnsitz; aber es wanderte aus ihnen noch vor Christus ein Theil in die Niederlande, wo sie Bataver hießen. Die zuverlässigere Geschichte erwähnt ihrer unter dem Kaiser August; Germanicus, des Drusus Sohn, besiegte sie, verbrannte ihre Hauptstadt Mattium (Marburg) und führte eine kattische Fürstentochter mit einem ihrer Priester in seinem Triumphzug auf. In der Folge gehörten sie zu dem großen Frankreich. Noch vor Carl dem Großen wurden auf Veranlassung des mainzischen Erzbischofs Bonifacius die Kirchen zu Hersfeld, Fritzlar und Amöneburg gegründet. Nach dem Vertrage von Verdün, durch den Deutschland von Frankreich getrennt wurde, ward Hessen von fränkischen Herzogen regiert, bis es unter die unmittelbare Regierung der deutschen Könige kam. Bis fast in die Mitte des 13. Jahrh. war die Geschichte Hessens mit der thüringschen verschmolzen, und erst nachdem Heinrich der Erste (das Kind) von Brabant (Sohn von Sophia, Tochter des thüringischen Landgrafen, Ludwig IV., welche Hessen als Allodium ererbt hatte, und Herzogs Heinrich II. von Brabant) nach einem heftigen Kampfe mit dem Hause Meißen zum ruhigen Besitz Hessens gelangt war (1263), wurde dieses vom Könige Adolph von Nassau zu einem lehnbaren Reichsfürstenthum (11. Mai 1292), und sein Regent sammt dessen Nachkommen zu Reichsfürsten erklärt. Cassel ward des Landgrafen Heinrichs I. Residenz; er erbaute sich dort ein Schloß. Sein Tod veranlaßte die Theilung seiner Staaten unter seine beiden Söhne, Otto und Johann, in Ober- und Niederhessen, der letztere starb (1311) ohne Erben, und Otto war nun alleiniger Herr der gesammten hessischen Lande. Sein Sohn Heinrich II. (der Eiserne genannt, 1328) erwarb Treffurt, einen Theil der Herrschaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden, und mehrere bedeutende Güter. Nachdem er länger als hundert Jahre gelebt hatte, ward sein Neffe Hermann, den er nach dem Tode seines Sohnes (Otto, der Schütz genannt) zu seinem Mitregenten erklärt hatte, sein Nachfolger; wegen seiner zu Paris und Prag zur frühern Bestimmung als Geistlicher getriebenen Studien hieß er der Gelehrte; doch hatte er wenige Freunde unter der zahlreichen Ritterschaft seines Landes; mehrere Vereine bildeten sich wider ihn; die Bünde der Sternritter, der Gesellen der alten Manne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm viel zu schaffen; die damaligen Streitigkeiten in Rom wegen Mainz zogen ihm zwar einen ernstlichen Kampf mit Adolph von Nassau zu, verschafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafschaft Lisberg und die Herrschaft Wolkersdorf. Sein Sohn, Ludwig I., folgte ihm, nachdem dessen drei ältere Brüder gestorben waren; er vereinigte mit seinen Staaten Ziegenhain und Nidda, erhielt die Vogtei über Corvei und Lehnherrlichkeit über Waldeck. Zwei seiner vier Söhne, Ludwig II. und Heinrich III., theilten das väterliche Erbe; der erste erhielt Niederhessen mit Cassel, der letzte Oberhessen mit Marburg. Ein zwischen ihnen wegen dieser Theilung entstandener Krieg endigte sich damit, daß Ziegenhein mit Oberhessen vereinigt wurde. Als Ludwig II. gestorben war (1471), übernahm der Oheim seiner beiden Söhne, Wilhelm I. und II., die vormundschaftliche Regierung, bis ersterer, nach des Oheims (Heinrich III.) Tode (der

urch Heirath die Grafschaft Katzenellenbogen an Hessen gebracht hatte), die Regierung in Niederhessen und Wilhelm II. die in seinem Antheile intrat. Jener aber wurde auf der Rückkehr aus Palästina blödsinnig, und Heinrichs III. Sohn, Wilhelm III. (der Mittlere), brach den Hals, und so sah sich Wilhelm II. im J. 1500 im alleinigen Besitz der nun wieder vereinigten gesammten hessischen Lande, welche er (1509) seinem fünfjährigen Sohne Philipp (in der Folge der Großmüthige genannt) hinterließ. Während seiner Minderjährigkeit war Hessen zuerst von einem aus dem Adel gebildeten Landregimente, und sodann, nach vergeblichen Versuchen des noch lebenden blödsinnigen Wilhelms I. und des Churfürsten Friedrich von Sachsen, sich der Regierung zu bemächtigen, von der Landgräfin Mutter in Verbindung mit den Landständen regiert. Die damaligen Unruhen in Deutschland veranlaßten den Kaiser Maximilian, den jungen Landgrafen in seinem 14. Jahre für volljährig zu erklären (1518), da dieser bereits verrieth, was seine Kraft einst leisten würde. Dem Unwesen des bekannten Franz von Sickingen machte Philipp bald ein Ende (1523), warf sich im Bauernkriege den Aufrührern entgegen, und vernichtete sie (1526), war aber zugleich der eifrigste Beförderer der Reformation, die er (nebst einer neuen Kirchenordnung) in Hessen einführte. Von den Gütern der aufgehobenen Klöster stiftete er die Universität Marburg und vier große Hospitäler. Auch veranstaltete er das berühmte Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli, in der Absicht, sie zu vereinigen (1529), und übernahm mit Sachsen die Direction des schmalkaldischen Bundes. Die Schlacht bei Mühlberg, die den Kaiser Carl V. so übermächtig machte, war von dem bedeutendsten Einfluß auch auf Philipps Schicksal. Als Gefangener des Kaisers mußte er fünf Jahre lang sich in Carls Gefolge herumführen lassen, während welcher Zeit Hessen unendlich viel litt. Nach seiner Loslassung regierte er mit dem friedfertigsten Sinn, und theilte seine Lande durch ein Testament (1562) in vier Theile unter seine Söhne, Wilhelm VI., Ludwig III., Philipp und Georg; der erstere erhielt die Hälfte des Länderbestandes mit Cassel, der zweite ein Viertheil mit Marburg, Philipp ein Achttheil mit Rheinfels, und Georg ein Achttheil mit Darmstadt. Aber Philipp starb 1585, und Ludwig III. 1604, jeder ohne Erben, und so verblieben nur die beiden Hauptlinien von Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt. (S. die Art Cassel und Darmstadt.)

Hesychasten, d. h. Ruhende, Stille, war der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welche sich im 14. Jahrh. durch eine der seltsamsten Schwärmereien hervorthat. Den Nabel hielten sie für den Sitz der Seelenkräfte und folglich auch für den Gegenstand der Anschauung. Sie glaubten im Gebet, das Kinn auf der Brust liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, nach langem Beharren endlich das göttliche Licht sinnlich zu sehen, und der Wonne des Anschauens Gottes genießen zu können. Dieses Licht, in dem die Gottheit wohnt und das aus ihr fließt, erklärten sie für unerschaffen und doch von dem Wesen der Gottheit unterschieden. In einem Streit über die Natur dieses Lichtes, wo der calabrische Mönch Barlaam gegen sie auftrat, gewannen sie unter dem Schutze des griechischen Kaisers Andronikus Paläologus des Jüngern und durch den Eifer ihres Vertheidigers Palamas, Erzbischofs von Thessalonich, auf einer Synode zu Constantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Nabelschauern späterhin diesen Sieg wieder, und andere Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in

Vergessenheit, an den der Quietismus des 17. Jahrh. wieder erinnerte, und welcher physiologische Aufklärungen über die Möglichkeit seines Entstehens vielleicht durch den Magnetismus des neunzehnten erhalten kann. E.

Hesychius, berühmt als Verfasser eines in Fragmenten auf uns gekommenen griechischen Glossariums, das er theils aus ältern Sprachlehren sammelte, theils aber auch mit vielen Wörtern und Beispielen aus Homer, den dramatischen und lyrischen Dichtern, Rednern, Aerzten und Geschichtschreibern vermehrte und erläuterte, war aus Alexandrien gebürtig, und lebte nach Einigen gegen das Ende des dritten, nach Andern im fünften oder sechsten Jahrh. nach Chr. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Die beste Ausgabe seines Glossars ist von Alberti und Ruhnken.

Hetären (von ἑταίρα, die Freundin) nannten die Griechen, im Gegensatze der Hausfrauen, ihre Buhlerinnen, Concubinen, Mätressen. Ja selbst Venus wurde unter dem Beinamen Hetäre (die buhlende) an einigen Orten verehrt, und ihre Priesterinnen Hetären genannt. Hetären hießen also Priesterinnen der Venus im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Letztere waren gemeiniglich fremd; wie denn an den Orten, wo man stolz auf angebornes Bürgerrecht war, z. B. in Athen, die fremden Frauen von den eingebornen meist verachtet und durch die Gesetze zurückgestellt wurden; daher mit dem Namen einer Fremden eine üble Bedeutung allgemein verbunden war. Der Hetären gab es zwar verschiedene Classen; jedoch verbietet der den Griechen angeborne Schönheitssinn, und die natürliche Grazie, welche unter ihnen gleich einem äußern Gesetze herrschend war, und sich daher auch über den freien Umgang der Geschlechter erstreckte, sie mit den Buhldirnen der Neuern zu vergleichen. Denn nicht nur, daß der Genuß weniger öffentlich und feil war, so kennen wir auch unter diesem Namen mehrere Frauen und Mädchen, welche durch ihren Geist, durch ihre mannichfaltigen politischen und andere Kenntnisse, und durch die höchste Feinheit ihres Umgangs die gebildetsten Staatsmänner und Philosophen (Perikles, Alcibiades, Platon, ja sogar einen Sokrates) um sich versammelten, und wegen dieser seltenen Verbindung von Geist und Anmuth in der Bildungsgeschichte dieses Volks berühmt geworden sind. Zu diesen gehört die bekannte Aspasia, deren politischer Einfluß eben so bekannt ist, als daß sie des Perikles und Sokrates Lehrmeisterin in der Beredsamkeit genannt wird, Leontium, Theodata u. a. Mehr durch buhlerische Künste bekannt sind Kratina, Lais, Phryne u. a. Aus dem angegebenen Grunde wurden sie auch durch die bildenden Künste ausgezeichnet. Der große Bildhauer Praxiteles bildete die letztere in einem marmornen und goldenen Bilde; auch war sie ihm Modell bei seinen Venusbildern. Sein Sohn Cephissodor machte sich, wie mehrere andere Künstler, durch Hetärenstatuen bekannt. Eine anschauliche Vorstellung von dem Leben der Hetären erlangt man durch Wielands Menander und Glycerion und Aristipp.

Heterodox u. Heterodoxie kommt von zwei griechischen Wörtern her, welche anders meinen und glauben bedeuten. Vorzugsweise aber wird eine solche Meinung heterodox genannt, welche dem öffentlich angenommenen Begriff einer Kirche widerstreitet, und, nach den Grundsätzen dieses Lehrbegriffs beurtheilt, Irrlehre ist. In der catholischen Kirche pflegt man diejenigen, welche sich von dem öffentlichen durch das Ansehen der Concilien und die Aussprüche der Päpste bestätigten Lehrbegriffe entfernen, Häretiker zu nennen, da man sich hin-

gegen in der protestantischen Kirche des mildern Ausdrucks Heterodoxen, anders Meinende und Lehrende, bedient hat. Das Gegentheil der Heterodoxie ist die Orthodoxie (s. d. Art.) Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Theologen in der protestantischen Kirche auftraten, welche den Lehrbegriff bald in diesen, bald in jenen Theilen verändern wollten, entstanden dadurch vielfältige Streitigkeiten zwischen den Neuerern und den Vertheidigern der alten Lehre, und die Namen Orthodoxie und Heterodoxie, Orthodox und Heterodox waren an der Tagesordnung. Allmälig indeß ward manche dieser Streitigkeiten ausgeglichen, und unverkennbar sind die streitenden Parteien einander näher gerückt, indem man von der einen Seite manches Unhaltbare aufgab, und von der andern Seite einsah, daß man in vielen Stücken zu weit gegangen sei und Lehren in Anspruch genommen habe, welche in der Vernunft wie in der Schrift hinreichend begründet sind.

Heterogen und Homogen. Unter heterogenen Dingen versteht man überhaupt solche, welche verschiedener Gattung oder Natur sind, im Gegensatz von Homogen, womit man Dinge von gleicher Gattung, von gleichen Bestandtheilen bezeichnet. Eine besondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Musik, wo man sie den Bedeutungen von diatonisch und enharmonisch gegenüber stellt, indem man unter homogenen Tönen solche versteht, welche in Rücksicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtones näher verwandt und verbunden sind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen (diatonisch), dagegen der Ton Ges heterogen (enharmonisch) sein, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteroscii (Einschattige), nannten die Alten die Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone und die Bewohner der gemäßigten südlichen Zone, deren Mittags-Schatten sich stets nur an einem der beiden Pole hinneigen.

Hetmann oder **Atamann** ist der Titel des Oberhauptes (Feldherrn) der Kosacken. Dieser Titel soll von dem altdeutschen Worte Het (Haupt) herkommen. Als die Kosacken noch unter polnischer Oberherrschaft standen, setzte ihnen der König Stephan Batori (1576) einen obersten Befehlshaber, unter dem Titel eines Hetmanns, vor, und gab diesem, zum Zeichen seiner Würde, eine Fahne, einen Commandostab und ein Siegel. Diese Zeichen der Würde sind noch jetzt üblich, und werden dem Hetmann überall nachgetragen. Der Hetmann wird von den Kosacken selbst gewählt, aber vom Kaiser bestätigt. Als die Kosacken 1654 sich den Russen unterwarfen, wurde ihre ganze Verfassung beibehalten. Aber nachdem der bekannte Hetmann Mazeppa 1708 die Partei Carls XII. ergriff, in der Absicht, sich wieder mit den Polen zu vereinigen, schränkte Peter I. die Kosacken sehr ein, und die Stelle eines Hetmanns blieb öfters eine Zeit lang unbesetzt. Als 1750 der Graf Rasumowsky zum Hetmann gewählt wurde, erhielt er, statt der ehemaligen Domainen und Zolleinkünfte, 50,000 Rubel jährlichen Gehalt. Catharina die Große hob die urkränische Hetmannswürde gänzlich auf, und verordnete dafür eine Regierung von acht Mitgliedern. Die donischen Kosacken haben ihren Hetmann immer behalten; zwar ist seine ehemalige große Gewalt ziemlich beschränkt worden, allein er ist immer noch mehr Regent als bloßer Feldherr und Gouverneur. (Vergl. d. Art. **Kosacken.**)

Hetrurien, s. **Etrurien**.

Heuschrecken, eine Insectengattung aus der Ordnung der Halbkäfer. Die zahlreichste unter allen Arten ist die Zugheuschrecke, welche

von allen Insecten den Menschen am meisten schaden kann. Man bemerkt von Zeit zu Zeit, jedoch in der neuern Zeit weniger als in der ältern, in den verschiedensten Weltgegenden ungeheure Züge dieser furchtbaren Insecten, wo sie dann in wenig Tagen ganze Landstriche verheeren. Bei ihrem Anzuge wird selbst die Luft verdunkelt. Dies war unter andern im J. 852 der Fall. Solche Züge geschehen immer bei Sonnenaufgang. Deutschland ist seit 1750 gänzlich mit dieser großen Plage verschont geblieben; Frankreich dagegen ward, öffentlichen Blättern zufolge, noch im Januar 1819 davon heimgesucht. In Arabien und im nördlichen Afrika wird diese Wanderheuschrecke, auf Kohlenfeuer geröstet, häufig genossen. Aeltere Geschichtschreiber erwähnen verschiedener Völker, die sich von Heuschrecken nährten, unter der Benennung Akridophagen (Heuschreckenesser).

Hevristik oder **Heuristik** (Erfindungskunst oder Anweisung [Theorie], methodisch Erfindungen zu machen, so wie die Methode der Erfindung selbst). Es giebt keine besondere Erfindungskunst, weil jede eigentliche Kunst von **Erfindung** (s. d. Art.) ausgeht. Die Erfindung in den Künsten aber beruht auf dem feinen Spiele der Phantasie und des Gefühls, und kann daher nicht auf Regeln gebracht werden. Die Wissenschaft aber ist die Sache des Verstandes, welcher die Ideen entwickelt, oder die Erfahrung nach Ideen ordnet, und diese Erfindung und Ausbildung der Wissenschaft ist an bestimmte Regeln gebunden, nach welchen der Verstand verfährt, wenn er selbstthätig und ohne Mittheilung durch Unterricht wirksam ist, und deren Inbegriff wir Hevristik oder hevristische Methode nennen. Zwar erfordert das Erfinden im Gebiete der Wissenschaft auch nothwendig eine besondere Anlage und einen hohen Grad der Geisteskraft, welche nur wenigen zu Theil worden ist, und oft ohne klares Bewußtsein dieser Regeln, ja am öftersten unmethotisch wirksam ist; aber dessen ungeachtet bleibt es wichtig, sich dieselben klar zu entwickeln, und ebenfalls für sich kennen zu lernen, um so mehr, da beim wissenschaftlichen Forschen das Bewußtsein seiner eignen Thätigkeit sicherer leitet und von manchen Abwegen der Untersuchung zurückhält, und es giebt gewisse allgemeine Regeln der wissenschaftlichen Erfindung, woraus sich durch Beziehung auf besondere Wissenschaften besondere Regeln ergeben. Erstere werden gewöhnlich unter dem Namen einer allgemeinen Hevristik in der Logik oder Verstandeslehre, und zwar in demjenigen Theile der angewandten allgemeinen Logik, von Andern in der allgemeinen wissenschaftlichen Encyclopädie, Methodologie oder Hodegetik vorgetragen, welche von der Erweiterung der Erkenntnisse handelt. Sie kann nur höchst allgemeine Regeln aufstellen. Letztere gehören zu den Methodologien der besondern Wissenschaften, für welche sie bestimmt sind. Wir wollen zuvörderst die wichtigsten Puncte der allgemeinen Hevristik mittheilen, welche früher von J. L. Dommerich (die Mnemonik und Hevristik nach ihren ersten Zügen entworfen. Halle 1765) und Degen (Tentamen theoriam heuristicae generalis adumbrandi. Havniae 1799, 8.) besonders abgehandelt worden ist. Alles methodische Erfinden ist ein absichtliches Nachdenken über gewisse Gegenstände (Meditation), welches analytisch oder synthetisch sein kann, indem man von Folgen auf neue Gründe oder umgekehrt fortgeht.*) Die hauptsächlichsten Regeln und Erfordernisse dazu sind folgende: Man suche sich vor allem in einen ruhigen Gemüthsstand zu versetzen, oder erwarte diesen, und stelle sich den Zweck seines Nachdenkens in Form einer deutlichen Frage oder Aufgabe dar, wozu die Antwort oder Auflösung ge-

*) Vorzugsweise nennt man oft die analytische Methode die hevristische.

sucht wird. Bei jeder Aufgabe ist etwas gegeben (datum), und damit steht in Verbindung etwas, das gesucht wird (quaesitum). Beides muß zuerst unterschieden werden. Wo keine data vorhanden sind, da ist auch keine Aufgabe. Die gegebenen Stücke müssen, um die Aufgabe bestimmt lösen zu können, vollständig, und nicht blos verneinend, und mit dem Gesuchten in dem Zusammenhange von Grund und Folge stehen. Was das Gesuchte anlangt, so überzeuge man sich zuerst von der Möglichkeit der Aufgabe; sie ist objectiv unmöglich, wenn die Frage einen Widerspruch in sich schließt, alle data fehlen oder das Gegebene dem Gesuchten widerstreitet; sie ist subjectiv unmöglich, wenn man die gehörigen Vorkenntnisse und Fähigkeiten nicht besitzt; man untersuche daher erst reiflich, in welchem Gebiete oder unter welchem höhern Begriffe der gesuchte Gegenstand liegt, und da die Frage einfach oder zusammengesetzt sein kann, so unterscheide man den Hauptgegenstand und die Nebengegenstände der Untersuchung, und richte auf erstern seine vorzüglichste Aufmerksamkeit. Ferner suche man, auf welchem Wege man am sichersten zur Erkenntniß des gesuchten Gegenstandes gelange, und suche das Gegebene mit dem Gesuchten in das Verhältniß von Folge und Grund zu bringen. Während der Untersuchung selbst suche man sich stets den Punct, wo man steht, und das Ziel, zu welchem man hinstrebt, gegenwärtig zu erhalten, und sich die Aufgabe durch Vergleichung verwandter Aufgaben, Analogie, Bilder, Beispiele möglichst deutlich zu machen. Das durch Nachdenken Gefundene schreibe man kurz nieder, um es leicht zu übersehen, und dadurch Anregung zu weiterer Untersuchung bei günstiger Zeit zu gewinnen. So weit die allgemeinen Regeln. Vergl. Lamperts neues Organ VII. Hauptst. von den Aufgaben. In Hinsicht auf besondere Sphären des Nachdenkens unterscheidet man nach Fries System der Logik §. 117 im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des rein historischen Wissens, das Erfinden in dem Gebiete des reinen selbstthätigen Nachdenkens (Speculation), und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwissenschaften. Die heuristischen Methoden, welche sich darauf beziehen, nennt er Empirismus, Speculation und Induction. Was das reinhistorische oder Erfahrungswissen anlangt, welches gewonnen wird durch Beobachtung (s. d. Art. Erfahrung und Beobachtung), so schreibt die heuristische Methode für dasselbe folgende Regeln vor: a) in Beziehung auf eigne Beobachtung: Richte deine ganze Aufmerksamkeit ruhig, unbefangen und fest auf den zu beobachtenden Gegenstand, gebrauche und übe deinen Sinn, das Organ der Wahrnehmung und die Erinnerungskraft, auf naturgemäße Weise suche den Sinnenschein zu vermeiden, indem du einen Gegenstand wo möglich von allen Seiten, unter den verschiedensten Verhältnissen (künstliche Beobachtungen und Versuche), mit den zweckmäßigsten Mitteln (z. B. künstliche Werkzeuge) und, wo es nöthig ist, durch mehrere Sinne betrachtest, und das Angeschaute von der Einbildung oder der Reflexion über dasselbe, so wie das Wesentliche von dem Zufälligen gehörig unterscheidest; b) in Beziehung auf fremde Beobachtung, welche wir auf Zeugniß Anderer annehmen. Das Fürwahrhalten fremder Aussagen (historischer Glaube) richtet sich nach der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses, und zwar nach der subjectiven Beschaffenheit des Zeugen (ob er tüchtig und aufrichtig sei, und in wiefern er die Wahrheit habe erfahren können), so wie nach der objectiven Beschaffenheit des Zeugnisses: ob nämlich ein Bericht, eine Sage, ein Gerücht, und in wiefern sie mit der Erfahrung und ihren Gesetzen stimmen, wobei wiederum das Factum von dem Raisonnement zu unterscheiden ist; ferner in wiefern es echt

und authentisch sei, was bei einem mittelbaren und schriftlichen Zeugniß durch historische Kritik bestimmt wird; und was der Sinn und Inhalt desselben sei, welches die Hermeneutik oder Auslegungskunst entscheidet (s. d. Art.) Die heuristische Methode für die reine Vernunft und Wissenschaft, oder die speculative Methode, wodurch wir die Ideen und allgemeinen nothwendigen Gesetze unserer Erkenntniß aufsuchen, ist vorzüglich analytischer Art. Sie bedient sich der Abstraction. So in der Mathematik, wo die reinen Anschauungen in Begriffen dargestellt und neue Constructionsmethoden oder Anwendungsarten erfunden werden, besonders in der Algebra bei Aufsuchuug unbekannter Größen; so auch in der Philosophie, wo man sich zu den Grundüberzeugungen der Vernunft erhebt. In den angewandten Vernunftwissenschaften kommt es darauf an, Thatsachen und Unterordnung unter Gesetze zu erklären. Hier geht man entweder von einfachen Grundsätzen aus, wie in der angewandten Mathematik; oder man sucht, umgekehrt, Grundsätze für die Erklärung der richtig erkannten Thatsachen, wie in der Naturgeschichte. Aber die Lehre von der Methode der Erfindung in den mathematischen Wissenschaften und in der Naturkunde gehört schon in die besondere oder specielle Heuristik. Ueber die erstere insbesondere findet man in Mönnichs Lehrbuche der Mathematik, 2. Aufl. Berl. 1800, S. 433 u. s. w., in Klügels mathematischen Wörterbuch, Leipz. 1803, unter den Artikeln Auflösung ꝛc., so wie in Kiesewetters Lehrbuch der Hodegetik, Berl. 1811 §. 344 — 355, mehreres, so wie auch einiges über die letztere. Außerdem ist aus der besondern Heuristik vorzüglich die historische und oratorische zu bemerken. Die historische Heuristik gehört nebst der Historiographie zur historischen Kunst. Sie besteht in derjenigen Bearbeitung der geschichtlichen Materialien, vermöge deren das Nothwendige und Wesentliche aus der Masse derselben gefunden und herausgehoben und aus dem Vorhandenen und Gegebenen das Unbekannte erwiesen wird. Sie erfordert große Combinationsgabe und Urtheilskraft, und folgt den Gesetzen: daß alles dasjenige wirklich gewesen sein müsse, ohne welches etwas anderes, welches als geschehen oder vorhanden erwiesen ist, nicht gewesen sein würde, daß die Natur der Menschen und Dinge dieselbe bleibe, und ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Den ersteren Grundsatz (welchen Koens in seinen encyclopädischen Ansichten 2ter Theil S. 37 anführt), wendet der Historiker überall an, wo er Denkmäler, Erzählungen, deren Echtheit nach den obigen Rücksichten geprüft ist, benutzt. Aber treffend sagt Rühs (Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums): in der Auswahl des Bedeutenden offenbart sich zunächst das historische Talent es ergreift aus der ganzen Masse des historischen Wissens, das mit der größten Anstrengung zu Tage gefördert worden ist, nur das, was für den Zweck, den es beabsichtigt, wichtig ist. Die oratorische Heuristik endlich nennen wir das ganze Capital der Rhetorik, welches von der oratorischen Erfindung (de inventione) handelt, und die Wahl und Auffindung des Hauptsatzes und der übrigen Materialien des rednerischen Vortrags betrifft. T.

Hexagonalzahlen, s. Zahlensystem.

Hexameter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den sechs Füßen oder Gliedern hat, aus welchen sie besteht. Die vier ersten Glieder sind Dactylen oder Spondeen, im Deutschen wol auch Trochäen, das fünfte ein Dactylus (zuweilen auch nur ein Spondeus), das sechste ein Spondeus oder Trochäus. Diese Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt, als die meisten andern,

verlangt dennoch mehr Sorgfalt als man glaubt; denn es ist nicht genug, die Wörter nach jenem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehrere Rücksichten. Wie schlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: Fernhin hauchten tausend Blumen liebliche Düfte? Aber man befördert den Wohllaut theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter an einander geschlungen werden, z. B. Flechte das Blumengewind in der blonden Locken Geringel! theils dadurch, daß ungefähr in der Mitte des Verses sich beim Lesen ein Ruhepunct darbietet. Dieser findet Statt, wenn die erste Sylbe des dritten Gliedes ein Wort endigt, wie vorhin die Sylbe wind'; oder man bringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erste Sylbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepuncte werden, z. B.: Ob in dem Hain auch saus'te der Sturm, doch waren sie fröhlich. Durch den Wechsel jener Anschlingungen, dieser Ruhepuncte und der Dactylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter so viel Abwechselung, daß sie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrscht ein starker Wechsel von leichter und schwer steigender, von schwebender und abgestoßener, von sanft gesenkter und stürmisch wallender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroische oder epische Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. s. w., ihn zu ihrem Versmaß wählten. Seine Erfindung wird in der griechischen Anthologie dem Orpheus zugeschrieben; Andere leiten ihn vom orakelgebenden Apollo ab, und Herodot will den ältesten auf einem Dreifuß in einem Tempel des Apollo bei Theben in phönizischer Sprache gefunden haben. Gewiß ist es, daß die Orakel in Hexametern gegeben wurden. Am besten läßt er sich wol vom ältesten Tanz ableiten. Hexameter mit sogenannten Vorschlagsylben, wie in Kleists Frühling, sind schon zu lang. Im Mittelalter schrieb man lateinische Hexameter, die sich in der Mitte und am Ende reimten, oder leoninische. Die ältesten deutschen Hexameter, aber mit Endreimen, finden sich im 16. Jahrh. bei J. Fischart, K. G. Heräus, C. Gesner u. a. In der Mitte des 16. Jahrh. wurden sie vorzüglich von Uz, Klopstock und Kleist empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man sich statt des römischen Spondeus im Deutschen oft den Trochäus erlauben. Doch hat A. W. Schlegel in seiner Elegie: Rom, und Apel in mehreren Gedichten gezeigt, daß man dieses auch vermeiden könne. Wohllautender als jene wußte sie J. F. Schmid (schon 1789 in seinen Gedichten) zu bilden, und als Meister in der Kunst ist J. H. Voß anzuerkennen. Italienische versuchte Annib. Caro, französische Baïf, beide im 16. Jahrh., englische Stanyhorst und Sidney, schwedische Adlerbeth in seinem Virgil, holländische Meermann und neuerlich auch ungarische Barot und Debrentei.

Hexapla, eine in sechs Sprachen verfaßte, vorzugsweise die von dem griechischen Bischof Origenes zusammengetragene Bibel, welche den hebräischen Text sowol mit hebräischen, als auch mit griechischen Buchstaben, die Uebersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta) und noch drei andere Uebersetzungen enthält.

Hexe und Hexerei. Im eigentlichen Sinn bedeutet Hexe eine Zauberin, welche durch Hilfe des Teufels und der bösen Geister außerordentliche Wirkungen hervorbringt, und Hexerei ist daher Zauberei durch Hilfe des Teufels und der bösen Geister. Im uneigentlichen oder figürlichen Sinne ist Hexe eine listige verschlagene Weibsperson, mit Vorsetzung des Beiworts alt aber ein allgemeiner weiblicher Schimpfname, dessen man sich bedient, ohne gerade den Begriff von

List und Verschlagenheit damit zu verbinden. Ueber den Ursprung des Wortes sind die Meinungen der Sprachforscher getheilt, indem es Einige von dem lateinischen Saga, Zauberin, Andere von dem altdeutschen Worte Hag, Haug, Hug, welches Nachdenken, Gemüth bedeutet, herleiten, so daß eine Hexe ursprünglich eine kluge Frau bezeichnet habe. Der Glaube an Zauberei ging aus dem Heidenthum in die christliche Welt über, und erhielt hier durch die Verbindung, in welche er mit Glauben an den Einfluß des Teufels auf die menschlichen Dinge gesetzt ward, eine neue, eigenthümliche Gestalt. Es sei, wähnte man, dem Menschen möglich, mit dem Teufel und den bösen Geistern in nähere Verbindung zu treten und durch ihre Hilfe sich selbst zeitliche Vortheile, Andern aber, zur Befriedigung seines Hasses, Schaden und Verderben zu bereiten. Je finsterer es im Mittelalter ward und je weniger man sich daher von dem Alltäglichen abweichende Erscheinungen aus den Gesetzen der Natur zu erklären wußte, desto mehr Eingang mußte dieser Wahn finden. An allen Orten trug man sich mit den seltsamsten Erzählungen von den unter vielfacher Gestalt erscheinenden bösen Geistern, von den künstlichen Nachstellungen, durch welche der Teufel die Menschen in seine Netze zu ziehen trachte, und von den schädlichen Wirkungen, welche die mit ihm verbundenen Hexen und Zauberer an Menschen und Thieren hervorbrächten. Das ganze Zeitalter ward von diesem Wahne beherrscht. Da, wer mit dem Teufel in Verbindung trat, von Gott abfallen mußte, und nur ein Mensch von böser Gesinnung und verderbtem Herzen dem ewigen Heil um zeitlichen Gewinnstes willen entsagen konnte, und die schwarze Kunst dem Leben, der Gesundheit und dem Wohlstand anderer Menschen unablässig Gefahr drohte, so ward die Hexerei als das schwärzeste Verbrechen betrachtet, und eben so wie die Ketzerei mit dem Scheiterhaufen bestraft. Unzählige Unglückliche sind das Opfer dieses traurigen Wahns geworden. Im J. 1484 ward der Hexenprozeß durch eine Bulle des Papstes Innocenz VIII. förmlich in Deutschland eingeführt, und eine 1489 unter dem Titel malleus maleficarum (Hexenkammer) mit obrigkeitlicher Genehmigung erschienene Schrift schrieb das bei diesen Prozessen zu beobachtende Verfahren vor. Weder durch die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrh., noch durch die Reformation wurden die einmal tief eingewurzelten Meinungen von der Hexerei und dem Einflusse der bösen Geister auf die Natur und auf den Menschen ausgetilgt, vielmehr dauerten sie unter den Protestanten wie unter den Catholiken fort, und noch im J. 1780 ward zu Glarus in der catholischen Schweiz eine Hexe hingerichtet. Zwei Männer besonders, Balthasar Becker und Christian Thomasius (st. 1728), haben sich durch Bestreitung der in ihrem Zeitalter noch allgemein herrschenden Meinungen über Hexerei und Teufelsbesitzungen ein großes Verdienst erworben und den allmälig erfolgten endlichen Untergang dieses Aberglaubens vorbereitet. (S. Dämonomagie, oder Geschichte des Glaubens an Zauberei rc., mit besonderer Berücksichtigung des Hexenprozesses rc.; von Horst, 2 Thle. 1818.)

Heynatz (Joh. Friedr.), ein verdienstvoller deutscher Sprachforscher, geb. 1744 in Havelberg. Er war erst in Berlin an einer der dortigen hohen Schulen, dann als Rector und endlich als Professor zu Frankfurt an der Oder angestellt, wo er 1809 starb. Als Sprachforscher gebührt ihm das Lob eines seltenen Fleißes in Aufsuchung alles dessen, was zur Festsetzung oder Bestätigung seiner Regeln und grammatischen Bemerkungen dienen kann; allein selten wurde dieser Fleiß durch genugsame Wahl, durch Geschmack und philosophischen Geist ge-

leitet. Von seinen bei Meusel verzeichneten Schriften haben mehrere viele Auflagen erlebt und sind noch immer als brauchbar zu betrachten.

Heyne (Christian Gottlob). Dieser berühmte Humanist ward 1729 zu Chemnitz in Sachsen geboren, wohin sein Vater, ein armer Leinweber aus Gravenschütz in Schlesien, zu flüchten sich genöthigt sah. Die drückendsten Umstände und Schicksale, unter welchen er aufwuchs, und die ihn bis ins Mannesalter verfolgten, vermochten nicht, seinen für edlere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborne Zartgefühl zu unterdrücken, sondern wiesen ihn an sich selbst zurück, und lehrten ihn der eignen Kraft vertrauen, ohne Stolz und Anmaßung. Kaum fand er die geringe Unterstützung, welche nöthig war, seinen frühen Wunsch, in der lateinischen Sprache unterrichtet zu werden, zu befriedigen. Von 1741 bis 1748 besuchte er die Stadtschule zu Chemnitz, unter dem bekannten Rector Hager. Des Conrectors Krebs bessere Anleitung zur Philologie konnte er nur sehr kurze Zeit benutzen. Beide erkannten sein ungemeines Talent und den rastlosen Fleiß, durch welchen er sich, von allen literarischen Hilfsmitteln fast entblößt, eine ausgezeichnete Fertigkeit in den alten Sprachen erworben hatte. In der kummervollsten Lage ging er 1748 nach Leipzig auf die Universität. Dort zog ihn vorzüglich Ernesti's lebendiger und gründlicher Vortrag an, welcher ihn mit den Grundsätzen der Erklärungskunst bekannt machte, und des Professors Christ archäologische und antiquarische Vorlesungen erweiterten seine Kenntniß des classischen Alterthums, so wie seine Kenntniß der Literatur überhaupt durch fleißiges Lesen mehrerer Bücher, welche sich ihm hier darboten, und durch fast übermäßiges Nachtarbeiten, schnell erweitert wurde. Nach damaliger Sitte trieb er neben diesen Studien noch ein Brotstudium — das Recht, und hörte mit vorzüglichem Nutzen die Geschichte des römischen Rechts, mit Rücksicht auf alte Literatur und Geschichte, durch den berühmten Bach vorgetragen, welches ihn späterhin in den Stand setzte, über römische Alterthümer besonders für Juristen zu lesen. Auch schrieb er nachher (1752) eine Magisterdisputation juristischen Inhalts. Eine lateinische Elegie, welche die reformirte Gemeinde zu Leipzig auf den Tod ihres Predigers durch Heyne verfertigen ließ, machte ihn dem Staatsminister Grafen von Brühl bekannt. Da der Ertrag der Lehrstunden, welche er von Zeit zu Zeit übernahm, nicht hinreichte, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, so entschloß er sich, auf Anrathen seiner Freunde, nach Dresden zu reisen, um sich dem Minister persönlich zu empfehlen. Seine Erwartungen blieben jedoch unbefriedigt; eine Hofmeisterstelle, welche er in Dresden anzunehmen genöthigt war, reichte nicht hin, die Schulden, welche er wegen dieser Reise gemacht hatte, zu decken. Erst nach wiederholtem Gesuch wurde er (1753) Copist bei der Brühlschen Bibliothek, mit 100 Rthlr. Gehalt. Der einzige Nutzen, welchen er aus dieser Anstellung zog, war die erweiterte Bekanntschaft mit den Werken der alten Literatur, für welche seine Richtung nun immer bestimmter wurde. Zuerst trieb ihn die Noth, mehrere Uebersetzungen zu übernehmen. Der erste Classiker, zu dessen Bearbeitung ihn mehr der Drang des Gefühls und eine Gleichheit der Empfindung hinzog, war der Dichter Tibull (welchen er zum erstenmale 1755 herausgab). Verwandtschaft und Gesinnung führten ihn bald zu dem Stoiker Epictet, dessen Grundsätze ihn stärkten (erste Ausgabe 1756). Beide Arbeiten gründeten seinen Ruhm im Auslande. Um dieselbe Zeit traf er auch mit Winkelmann auf der genannten Bibliothek zusammen, doch entstand erst späterhin, als Winkelmann schon in Italien war,

unter beiden ein genaueres Verhältniß durch Briefwechsel. Der eintretende siebenjährige Krieg beraubte Heyne nicht nur seines Gehalts und Wirkungskreises, sondern auch seiner übrigen Erwerbsquellen. Auf den Gipfel der Noth gebracht, fand er 1757, durch Rabeners Empfehlung in dem Hause der Frau von Schönberg eine günstige Unterstützung, deren Bruder er, als Hofmeister, 1759 nach Wittenberg begleitete, wo er durch den berühmten Ritter tiefer in das Heiligthum der Geschichte eingeführt ward. Der Krieg riß ihn wiederum aus seinen Studien heraus, und setzte ihn die verschiedensten, ja in die drückendsten Lagen, durch welche das Talent des Geschäftsmannes in ihm nicht wenig entwickelt wurde. In dieser Zeit fällt die Ausarbeitung des lateinischen Textes zum dritten Tausend der Lippertschen Dactyliothek, welche ihn mit diesem Gebiete der Archäologie immer vertrauter machte. Durch Ruhnskens Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf an des verstorbenen Geßners Stelle in Göttingen als Professor der Beredsamkeit. Die mannichfaltigsten Arbeiten waren nöthig, diesen Posten zu behaupten. Sehr naiv sagt er von sich selbst: „Erst als Professor erlernte ich die Kunst, die ich lernen sollte." Aber bald war er in diesem Wirkungskreise ganz einheimisch. Seine zahlreichen und wirklich classischen Programme, welche sich über die anziehendsten Gegenstände des Alterthums verbreiten und den Umfang seiner Kenntnisse bewundern lassen (Opusc. acad.) 6 Thle.), zeigen, daß er lateinisch dachte und arbeitete, und sich nicht blos rein, sondern auch leicht und geschmackvoll auszudrücken wußte. Eben so zeigte er in seinen mündlichen Vorträgen eine seltene Verbindung echter Gelehrsamkeit mit Geist und Geschmack. Seine Collegia, die er mit dem pünctlichsten Eifer las, bildeten allmälig einen besondern Kreis des Anziehendsten und Wissenswürdigsten, was ihm das Studium der Alten darbot, und standen mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit wiederum in der engsten Berührung. Durch diese Vorlesungen, wie durch seine funfzigjährige Theilnahme an der von Haller gestifteten ehrwürdigen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, deren fleißigstes Mitglied er war, ferner durch seinen unermüdlichen Antheil an den Göttinger gelehrten Anzeigen, welche sich das Verdienst, Deutschland mit den wichtigsten und seltensten Werken und Forschungen der Engländer und Franzosen bekannt zu machen, vorzüglich unter seiner, seit 1770, 42 Jahr lang geführten Leitung, erworben haben; endlich und vor allen aber durch die Direction des philologischen Seminars zu Göttingen, welches unter seiner Leitung eine wahre Pflanzstätte echter Philologie wurde, und Deutschlands Bildungsanstalten eine unzählige Menge wackerer Lehrer gegeben hat, in Verbinduug mit seinen weltbekannten Ausgaben und Erklärungen classischer Schriftsteller, durch alles dieses wird Heyne als einer der ersten und würdigsten Lehrer und Gelehrten Deutschlands, ja der ganzen gebildeten Welt in unvertilgbarem Andenken bleiben. Der Mittelpunct seines ganzen Wirkens aber, mit welchem alles Uebrige in fast systematischer Verbindung stand, war die classische Literatur, namentlich die poetische, welche er auch frei von den engherzigen Ansichten, die vor und zu seiner Zeit unter den Philologen herrschend waren, um ihrer selbst willen, und mit poetischer Ansicht umfaßte. Die Alterthumskunde und die classische Literatur aus dem Schulstaube zu erheben und in die Kreise der gebildeten Welt einzuführen, war sein eigenthümliches Verdienst. Er wollte ganz Humanist ein und „achtete daher zwar das Studium der Sprache, der Grammatik und Metrik, als Grundlage des weitern Studiums der classischen Literatur, jedoch hielt er es nirgends für Zweck." Dieses bezeugen seine

Ausgaben der Dichter, welche ihn den ausgebreitetsten Ruhm erwarben, des Tibull, und vorzüglich des Virgil. Auch für den schwersten der alten Dichter, der noch am wenigsten bearbeitet war, für den Pindar, hat er vieles geleistet, ihn lesbar zu machen, und ihn zuerst in den Lehrkreis eingeführt. Die größte seiner Arbeiten aber, und welche ihn 18 Jahr hindurch beschäftigte, war seine große Ausgabe des Homer, in welcher Fülle der Kenntnisse, Geschmack und Schärfe der Kritik gleiche Bewunderung verdienen. Von der Bearbeitung der Dichter ausgehend, trat er in das Gebiet der Mythologie, in welcher er zuerst ein Licht ansteckte. Wie durch seine Ausgabe des Apollodor für Mythologie, so wirkte er durch seine antiquarischen Schriften wohlthätig für die Archäologie. In Wechselwirkung standen mit diesen archäologischen und antiquarischen Untersuchungen seine historischen Arbeiten, namentlich die Bearbeitung der griechischen und römischen Alterthümer, und seine ausgebreitete Kenntniß der innern Geschichte, Verfassung und Gesetzgebung der Staaten des Alterthums, welche er mit feinem und politischen Blick auf die Begebenheiten seiner Zeit anzuwenden wußte. Aber auch als Geschäftsmann und Mensch war Heyne verehrungswürdig, weshalb ihm auch die ehrenvollsten Aemter und Geschäfte von allen Seiten anvertraut wurden, und er selbst von den wechselnden Curatoren seiner Universität nicht selten in Betreff derselben zu Rathe gezogen wurde. Durch ihn wurde die Bibliothek in den vollkommnen Zustand gebracht, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, so daß sie von Kennern für die erste gehalten wird, weil alle Fächer gleichmäßig besetzt sind, wobei Heynes Ueberblick der Wissenschaften mit Recht zu bewundern ist. In derselben Blüthe hinterließ er die übrigen Anstalten, welche seiner Aufsicht untergeben waren. Der Ruf seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit war es nicht allein, sondern auch die Festigkeit seines Charakters und die Feinheit seines Benehmens, was die gebildetsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit in seinen Kreis zog, und zum Theil mit seiner Familie verknüpfte. Zu den letztern müssen auch ein Georg Forster (seit 1775), Huber und Heeren, seine Schwiegersöhne, gerechnet werden. Immer jedoch blieb der Mittelpunct seines Geschäftslebens die Universität, welcher er sich gewidmet hatte, und die er mit kindlicher Treue und uneigennütziger Sorge liebte. In gefahrvollen Zeiten diente das ehrwürdige Ansehen, welches er sich überall erworben, und seine erprobte Rechtlichkeit und Klugheit jener literarischen Anstalt zur Stütze. Durch seine Mitwirkung blieb vorzüglich bei der französischen Besitznahme von Hannover (1804 — 1805) die Universität und Stadt Göttingen von Einquartirung verschont, was freilich dafür dem Etappenplatz Dransfeld desto mehr schadete. In dieser Zeit wurden seine Geschäfte und Sorgen vielfach vermehrt, ja er selbst zum Mitglied der ständischen Commission ernannt. Als das Königreich Westphalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, seine Wirksamkeit gelingen und seine Verdienste anerkannt zu sehen. Bald, nachdem er seinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, endete ein Schlagfluß den 14. Juli 1817 sein thätiges Leben.

Hiatus (Oeffnung, Schlund). Hierunter versteht man überhaupt etwas Lückenhaftes; in der Prosodie z. B., wenn das eine Wort mit einem Vocal endigt und das nächstfolgende mit einem Vocal sich wieder anfängt, so daß im Aussprechen eine dem Gähnen ähnliche Oeffnung der Lippen entsteht. Die Natur selbst scheint die Menschen auf die Vermeidung des Hiatus geführt zu haben, indem es vielleicht keine Sprache

gibt, in welcher sich nicht sogenannte euphonische Buchstaben fänden, die als solche, einzig und allein die Vermeidung des Hiatus zum Zweck haben (s. Euphonie). Noch nennt man (mit poetischer Licenz) oft eine willkürliche Lücke in der Folge der Verse einen „Hiatus." Lücken in Stammbäumen bezeichnet man ebenfalls mit diesem Worte.

Hibernien, der alte Name Irlands, zuerst so von Julius Cäsar, von Pomponius Mela Juverna, von Ptolomäus Juvernia (von Andern auch Overnia, Bernia, Iris) genannt. Aristoteles erwähnt dieser Insel unter dem Namen Jerna, indem er von Albion spricht; doch früher schon führt Orpheus in seiner Argonautik das Eiland Jernis an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem Cäsar, daß Hibernien im Westen ihrer großen Insel liege, und nur halb so groß sei, wie diese. Ptolomäus, von den dorthin gereisten Kaufleuten besser noch unterrichtet, fehlte in seinen Ausgaben über Größe, Gestalt und Lage nur wenig; durch jene Mittheilungen sah er sich auch im Stande, eine Karte von Hibernien zu fertigen und ziemlich genaue Nachrichten von ihrer Küste, ihren Vorgebirgen, Flüssen und Bewohnern zu hinterlassen. Agricola traf alle Vorbereitungen zu einem Kriegszuge dahin, der jedoch unterblieb, deswegen kam Hilbernien nie unter die Gewalt der Römer. (Vergl. Grossbritannien und Irland.)

Hibridisch, auch hibrisch, was von zweierlei Gattungen oder Geschlechtern abstammt, wie z. B. ein Maulthier. Hibrische Pflanzen nennt man solche, die aus der Begattung zwei verschiedener Arten, hibridische Wörter (Zwitterwörter), welche aus zwei verschiedenen Sprachen zusammengesetzt sind.

Hidalgo, ein spanischer Edelmann von der niedern Classe. Die Mitglieder der ersten Classe, oder des hohen Adels in Spanien hießen ehemals Ricos Hombres, d. i. reiche Leute; aber diese Benennung hat aufgehört, nachdem die Titel der Herzoge, Marquis, Grafen und Barone aufgekommen sind; diese werden jetzt Titulados (Betitelte) genannt; diejenigen unter ihnen, die besondere Vorzüge vor den andern haben, heißen Grandes (s. d. Art.). Zu dem niedern Adel gehören die Cavalleros, Escuderos und Hidalgos (von Higo, Sohn, und Algo, Vermögen). Es gibt Hidalgos de naturalezza, von adeliger Geburt, und Hidalgos de privilegio, d. h. solche, denen der König den Adel zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste ertheilt, und solche, die den Adel erkaufen. Diese letztern haben zwar auch alle Rechte und Vorzüge der andern Edelleute, werden aber eigentlich nicht sehr geachtet. Ueberhaupt waren, einige alte Häuser und die Ordensritter ausgenommen, die Hidalgos den bürgerlichen Unterthanen ziemlich gleich. Das portugiesische Fidalgo hat dieselbe Bedeutung.

Hierarchie ist ein griechisches Wort, welches heiliges, geistliches Regiment bedeutet. Es wird in einem doppelten Sinne, theils von der Regierung der Kirche durch sich selbst, theils von der Herrschaft der Kirche über den Staat gebraucht. Die Hierarchie im ersten Sinne entstand mit der christlichen Kirche, als einer für sich bestehenden Gesellschaft. Obgleich Aelteste, Presbyter genannt, den frühesten christlichen Gemeinen vorstanden, so war doch ihre Verfassung demokratisch, indem alle einzelne Gemeindeglieder an den Angelegenheiten ihrer Gesellschaft Theil nahmen, und ihre Stimme gaben, wenn Aelteste gewählt, oder Fehlende von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, oder Büßende wieder in ihre Mitte aufgenommen werden sollten. Allmälig aber neigte sich diese demokratische Verfassung zu der Aristokratie, indem die Regierung der Gemeinden immer mehr in die

Hände ihrer Vorsteher kam, wie dies denn auch, nachdem die Gemeinden Gesellschaften von großem Umfange geworden waren, nicht anders sein konnte. Seit dem 2. Jahrh. schon erhoben sich die Bischöfe über die Aeltesten, und wurden die obersten Vorsteher der Gemeinden, obgleich auch die Presbyter, und in manchen Fällen die sämmtlichen Gemeindeglieder noch einigen Antheil an der Kirchenregierung behielten. Vor den Bischöfen auf dem Lande und in kleinen Städten wurden bald die Bischöfe in den Hauptstädten der Provinzen, Metropoliten genannt, ausgezeichnet und zu Aufsehern der übrigen Bischöfe bestellt; über diese erhoben sich wieder die Bischöfe in den ersten Städten des römischen Reichs, zu Constantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, und erhielten den Titel Patriarchen, und durch alle diese Unterordnungen entstand eine feste, ausgebildete, aristokratische Verfassung. In der griechischen Kirche dauerte diese fort. Im Abendlande aber ging die Aristokratie in eine Monarchie über. Hier nämlich erlangte der römische Bischof den Primat über alle übrigen, und nachdem die Meinung herrschend geworden war, der Apostel Petrus habe die römische Gemeinde gegründet, und der Bischof dieser Gemeinde sei sein Nachfolger, und er seit dem Ende des 8. Jahrh. durch die Freigebigkeit Pipins des Kleinen einen ansehnlichen Landstrich in Italien zum bleibenden, wenn auch anfangs nicht unabhängigen, Besitz erhalten hatte, stieg sein Ansehen immer höher. So geschah es, daß der römische Bischof nach und nach das monarchische Oberhaupt der abendländischen Christenheit ward. Oefter jedoch wird das Wort Hierarchie im zweiten Sinne, nämlich von dem Verhältnisse der Kirche zu dem Staate gebraucht, nach welchem die Kirche nicht nur unabhängig von dem Staate ist, sondern auch den Primat behauptet, und Unterordnung seines Zwecks unter ihren Zweck fodert. In diesem Sinne nimmt man das Wort, wenn man das hierarische System von dem Territorialsysteme, nach welchem das entgegengesetzte Verhältniß zwischen Staat und Kirche Statt findet, und von dem Collegialsysteme, nach welchem Staat und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterscheidet. Folgendes sind die wichtigsten Puncte aus der Geschichte der Hierarchie. In den ersten Jahrhunderten stand die Kirche in gar keiner Verbindung mit dem Staate. Sie suchte keinen Einfluß auf den Staat zu erlangen, der Staat verfolgte aber bisweilen die christliche Religion. Als die Kirche, seit Constantin dem Großen, in eine Gesellschaft mit dem Staate zusammenfloß, erhielt sie dadurch Schutz, ward aber auch abhängig von den Regenten, welche dae Recht behaupteten, die allgemeinen Synoden (Kirchenversammlungen) zusammenzurufen und die Bischöfe der Hauptstädte zu bestellen, oft auch in die innern Angelegenheiten der Kirche, uud ihre Verhandlungen über die Bestimmung des Glaubens sich mischten. So war es in dem Reiche der Gothen, der Longobarden und der Franken, welche auf den Trümmern der römischen Monarchie gegründet wurden. Auch die Könige der germanischen Reiche, und namentlich Carl der Große, übten die Hoheitsrechte über die Kirche aus, welche die römischen Kaiser behauptet hatten, und da in den germanischen Reiche das Lehnssystem entstanden war, so trugen die Bischöfe ihre Güter als von den Fürsten empfangene Lehen, und selbst der römische Bischof stand, als weltlicher Herr, in Lehnsverband zu dem Beherrscher der fränkischen Monarchie. Die Keime indeß, aus welchen das hierarchische System sich entwickelte, waren schon in diesen Zeiten vorhanden, und lagen in der Idee der Kirche als einer fortwährend durch

den göttlichen Geist erleuchteten Gesellschaft, in der aus dem Judenthum auf die christlichen Lehren übergetragenen Idee eines von Gott selbst eingesetzten Priesterthums, durch welches der Geistliche eine, alle weltliche Hoheit übertreffende Würde, und eine nicht von dem Staate, sondern von Gott selbst kommende Gewalt erhalte, und endlich in der Ueberlegenheit, welche die Geistlichen dadurch über die Laien erlangten, daß sie, indem der Adel nur mit Kriegsthaten sich beschäftigte, und ein mit andern als Gewerbskenntnissen ausgerüsteter Bürgerstand noch nicht vorhanden war, die einzigen Bewahrer wissenschaftlicher Kenntnisse wurden. Erst dann aber konnte sich aus diesem Keime das hierarchische System vollständig entwickeln, als der römische Bischof unbestritten als das Oberhaupt der abendländischen Christenheit galt, wodurch Einheit und feste Haltung in die Bestrebungen der kirchlichen Gewalt kam. Mehrere Jahrhunderte hindurch war das Ansehn dieses Bischofs fortwährend gestiegen, und Ursache seiner erhöhten Macht ward die im 9. Jahrh. entstandene pseudo-isidorische Sammlung theils erdichteter, theils verfälschter Kirchengesetze, deren Hauptzweck es war, die kirchliche Gewalt über die weltliche zu erheben. Denn da diese Sammlung bald als echt angenommen ward, und öffentliches Ansehn erhielt, so wurden die der Hierarchie günstigen Grundsätze immer mehr in den Gemüthern der Menschen befestigt, und die Päpste konnten sich nunmehr bei allen ihren Ansprüchen auf schon vorhandene gesetzliche Bestimmungen berufen. Daher ward denn im 9. und 10. Jahrhunderte die Bestrebung der Kirche, sich nicht nur von den Staatsgewalten unabhängiger zu machen, sondern auch einen Vorrang über den Staat zu behaupten, immer sichtbarer. Mit dem kühnsten Muthe und dem lebhaftesten Eifer strebte namentlich Gregor VII. (s. d. Art.) im 11. Jahrh., die Ansprüche der Hierarchie durchzusetzen, und suchte seinen Zweck hauptsächlich dadurch zu erreichen, daß er den Fürsten das Investiturrecht, d. h. das Recht, die Bischöfe zu belehnen, zu entreißen trachtete, und den Cölibat einführte. Gregor erreichte zwar seinen Zweck nicht vollständig; seine Nachfolger aber verfolgten seinen Plan mit Glück und Beharrlichkeit, und die, seit dem Ende des 11. Jahrh. unternommenen und zwei Jahrh. lang erneuerten Kreuzzüge begünstigten ihre Bestrebungen. Denn theils beförderten diese Kriege eine Stimmung, welche den Ansprüchen der Kirche nicht anders als günstig sein konnte, theils boten sie, da sie als Religionskriege betrachtet wurden, den Päpsten mannichfaltige Veranlassung dar, an den allgemeinen Angelegenheiten der europäischen Völker Theil zu nehmen und die Unternehmungen der Fürsten zu leiten. Auch bildete sich unter diesen Kriegen die Idee eines Vereins der christlichen Völker, an dessen Spitze der Statthalter Christi stehe, völlig aus. So kam nun vom Ende des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrh. die Idee der Hierarchie ihrer Ausführung am nächsten. Die Kirche galt als eine über den Staat erhabene Anstalt, und ihr mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüstes Oberhaupt stand in der öffentlichen Meinung über den weltlichen Fürsten. Die höchsten Gewalten der europäischen Welt waren das Papstthum und das Kaiserthum; die päpstliche Tiare aber war die Sonne, die Kaiserkrone der Mond. Dieses war die Zeit, wo die Päpste aus den Streitigkeiten mit den Fürsten meist siegreich davon gingen, und besonders wußten Urban II., Paschalis II., Innocenz III. und IV. die Würde ihres Stuhls und ihre Superiorität über die Fürsten zu behaupten und ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der ropäischen Völker geltend zu machen; die Päpste waren aber nicht

herrschsüchtiger, als die Fürsten, und handelten nur ihrem Charakter und ihrem Verhältnisse gemäß, wenn sie die Kirche unabhängig von der politischen Gewalt zu machen und sie über den Staat zu erheben strebten. Da die Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, so mußte sie diese Meinung auf jede Weise zu erhalten, und was sie zu verändern drohte, zu unterdrücken trachten, und sie hat daher allerdings verderblich gewirkt, indem sie um dieses Zweckes willen die Geistesfreiheit beschränkte und Ketzergerichte anordnete. Auf der andern Seite aber hat sie auch wohlthätig gewirkt; denn sie war der Vereinigungspunct der europäischen Völker, hielt der militärisch-politischen Gewalt das Gegengewicht, schlichtete oft die Streitigkeiten der Fürsten, wehrte dem Ausbruch des Kriegs und verschaffte der Religion Einfluß auf die rohen Völker des Mittelalters. Seit dem 13. Jahrh. neigte das Papstthum sich wieder, obwol nur allmälig, und mit ihm die Hierarchie. Das beweisen die Streitigkeiten der Päpste mit Philipp dem Schönen und Ludwig dem Baier im 14. Jahrh., welche jetzt nicht mehr, wie vormals, zu ihrem Vortheile sich endigten. Dazu kam die Wanderung der Päpste, nach Avignon, und die große Spaltung, welche die Synoden zu Pisa (1409), zu Kostnitz (1414) und zu Basel (1431) zur Folge hatte, wo die Päpste als Parteien vor einem höhern Richter erschienen, und der Grundsatz, daß das Concilium über dem Papste sei, ausgesprochen ward. Was aber noch wichtiger war, die allgemeine Meinung fing allmälig an, sich zu ändern, und an vielen Orten fanden die von Wiclef und Huß erregten Zweifel Eingang. Indeß bestand das Papstthum und mit ihm das hierarchische System in seinen äußern Formen unversehrt bis zum Anfange des 16. Jahrh. Zu dieser Zeit aber ward das schon schwankend gewordene Gebäude durch die Reformation mächtig erschüttert. In dem Theile der abendländischen Christenheit, welcher sich von Rom trennte, hörte die Hierarchie gänzlich auf. In den Ländern, wo Luthers Lehre eingeführt ward, trat an die Stelle des hierarchischen Systems das Territorialsystem, indeß in den Ländern, welche die reformirte Lehre annahmen, ein dem Collegialsysteme sich näherndes Verhältniß zwischen Staat und Kirche entstand. Die catholische Kirche fuhr zwar auch nach der Reformation fort, ihre hierarchischen Ansprüche zu behaupten, allein sie mußte einem ihrer Rechte nach dem andern entsagen, das Papstthum sank und gelangte in der Praxis immer mehr in Abhängigkeit von den Staatsgewalten. N.

Hières und Hierische Inseln. Hières ist eine Stadt an der Küste von Provence, im Departement des Var, zwei Meilen von Toulon, an den steilen Felsen des Meerbusens gelegen, bekannt wegen der herrlichen, immer blühenden Natur, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedeutender unabgezapfter Sümpfe, ungesunde Luft sehr verleidet wird. Sie hat etwa 6500 Einwohner und beträchtliche Salzwerke in ihren nahen Umgebungen. Ihr gegenüber, im mittelländischen Meere, liegen die noch reizendern hierischen Inseln, vier an der Zahl, Porquerolles, Bagneaux, Port Cras und Levant (Titan), von denen jedoch nur zwei bewohnt sind. Pomeranzen, Citronen, Granaten, Dattelpalmen gedeihen hier in der Heimath eines ewigen Frühlings.

Hiero I. war der Bruder und Nachfolger Gelos, der, nachdem er ihm bei seinem Antritt der Regierung von Syrakus die Statthalterschaft von Gela, seiner Geburtsstadt, abgetreten hatte, ihm bei seinem Tode (478 vor Chr. Geb.) einen Scepter hinterließ, den er

durch seine Tugenden gleichsam zu einem rechtmäßigen Eigenthume gemacht hatte. Hieros Regierung, wenn auch vielleicht weniger glorreich als die vorhergehende, war dennoch von eigenthümlichem Glanze durch die freigebige Aufmunterung, welche während ihrer Dauer den Wissenschaften zu Theil ward. Wenn einige Geschichtschreiber die Tugenden dieses Fürsten zu sehr erhoben haben, so haben auch wieder andere seine Fehler übertrieben. Die Erinnerung an seinen Vorgänger, der ein verehrtes Andenken hinterlassen hatte, ließ ohne Zweifel die Fehler Hieros mehr in die Augen fallen, der in den ersten Tagen seiner Regierung, einigen Geschichtschreibern zufolge, mehr für einen Tyrannen galt, als für einen rechtmäßigen König. Die Achtung, sagen sie, in der sein Bruder stand, hielt allein das Mißvergnügen seiner Unterthanen zurück. Man muß gestehen, daß Hiero in jener Zeit einen Theil der Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, wol verdienen konnte; verblendet durch die Größe, verderbt durch die Schmeichelei, und vornehmlich bis zum Uebermaß argwöhnisch, umgab er sich anfangs nur mit Ausländern und Söldlingen, indem er fürchtete, in einem Tugendhaftern nud Gewandtern als er selbst einen Nebenbuhler zu finden. Sein Bruder Polyzelus erweckte ihm besonders Argwohn; dieser war ein von dem Volke geliebter Fürst, das ihn gern mit Gelo verglich. Hiero, beunruhigt darüber und für die Sicherheit seiner Krone besorgt, erblickte in seinem Bruder nur einen Feind seiner Macht, dessen er sich zu entledigen wünschte. Der Krieg, welcher sich zwischen den Krotomaten und Sybariten erhob, gab ihm einen Vorwand, seinen Plan in Ausführung zu bringen. Indem er diesem Bruder den Befehl über die Sybaris zu Hilfe gesandten Truppen übertrug, hoffte er, daß das Schicksal der Waffen ihn bald von demselben befreien sollte. Aber Polyzelus, der seine Absichten durchschaute, nahm die Sendung nicht an, und suchte eine Zuflucht an dem Hofe seines Schwiegervaters Theron, König von Agrigent. Ueber den Schutz, den er hier fand, war Hiero mißvergnügt; ein Krieg brach zwischen beiden Fürsten aus. Hiero indeß endigte ihn, indem er seinem Feinde einen Di.nst erwies, wofür dieser ihm dankbar war. Die Einwohner von Himera wurden durch Thrasydäus, des Thero Sohn, regiert; müde der Bedrückungen, die sie unter diesem Fürsten erlitten, machten sie dem Hiero den Antrag, ihm ihre Stadt zu übergeben. Der König von Syracus, weit entfernt, diesen Vortheil zu benutzen, benachrichtigte davon Thero, der sich nicht minder großmüthig zeigen wollte, und ihm den Vorschlag machte, durch einen dauerhaften Frieden die zwischen ihnen bestehenden Streitigkeiten zu beendigen. Hiero empfing aus den Händen des Königs von Agrigent dessen Schwester zur Gemalin, und Polyzelus trat in die Gunst seines Bruders zurück. Hiero hatte wenig Gelegenheit, seine kriegerischen Talente zu zeigen; jedoch endigte er mit Glück alle Kriege, die er zu unternehmen genöthigt war. Er vertrieb die Einwohner von Naxos und Katana, bevölkerte beide Städte mit einer neuen Colonie, gab der letztern den Namen Aetna und nahm selbst als Stifter den Namen Aetneus an, indem er damit Anspruch auf die Heroenehre machte, die man denen zugestand, welche eine Stadt, deren Bevölkerung sich auf zehntausend Einwohner belief, gründeten. Bald nach Hieros Tode aber bemächtigten sich die Katanäer ihres alten Vaterlandes wieder und verjagten die dahin versetzten Einwohner; diese erbauten nicht weit davon eine andere Stadt, Namens Aetna, und Katana nahm den seinigen wieder an. Thrasydäus, Theros Sohn,

setzte nach seines Vaters Tode die freundschaftlichen Verhältnisse mit Syrakus nicht fort. Er legte den Agrigentern dasselbe Joch auf, unter welchem Himera geseufzt hatte. Statt den guten Rath, den Hiero ihm gab, zu benutzen, erzürnte er darüber und hob ein Kriegsheer aus, um gegen Syrakus auszurücken; aber Hiero that es ihm an Schnelligkeit zuvor. Thrasydäus wurde gänzlich geschlagen, und Agrigent erlangte so seine Freiheit wieder. Wenn einige Flecken die ersten Regierungsjahre Hieros verdunkelt haben, so muß man dies der peinlichen Ungewißheit zuschreiben, die von dem Standpunct, auf den er gestellt war, unzertrennlich war; aber er hat seine ersten Fehler durch schöne Handlungen, die sein Leben verherrlicht haben, wieder gut gemacht. Es war ihm eine angenehme Pflicht, seinen Bundesgenossen in ihren Kriegen beizustehn und vornehmlich die schwächern zu beschirmen; aber was ihn in die Reihe der großen Fürsten setzte, ist der besondere Schutz, den er den Wissenschaften gewährte, und die günstige Aufnahme, welche Gelehrte aller Art bei ihm fanden. Eine lange Krankheit, die ihn befiel, war die hauptsächliche Ursache dieser Veränderung. Da er sich nicht mehr mit den Sorgen der Königswürde beschäftigen konnte, und Erholung zu suchen ihm Bedürfniß ward, versammelte er eine Gesellschaft von unterrichteten Männern um sich, in deren Unterhaltung er sich gefiel. Damals lernte er den Reiz der Wissenschaften kennen; und auch nach seiner Genesung hörte er nie auf, sie zu schätzen. Sein Hof ward der Sammelplatz der berühmtesten Männer seiner Zeit; ihrem Umgange verdankte er edlere Sitten und ein verständigeres Betragen. Wir brauchen nur Simonides und Pindar unter seinen beharrlichsten Hofleuten zu nennen, um zu zeigen, mit welchem richtigen Blick er bei der Wahl seiner Freunde verfuhr. Als Aeschylus, eifersüchtig auf die ersten Erfolge des Sophokles, Griechenland verließ, begab er sich zu Hiero, um dort seine Tage zu beschließen. Bacchylides und Epicharmus gehörten zu seinen Vertrauten. Der Dichter Simonides hatte besonders eine große Gewalt über den Geist dieses Fürsten, und gebrauchte sie stets nur, um ihm eines Herrschers würdige Gesinnungen einzuflößen. Xenophon würde in seinem Gespräch über die Eigenschaften der Könige dem Hiero und Simonides gewiß nicht Worte in den Mund gelegt haben, die ihren Handlungen widersprochen hätten; und der Titel Hiero, den er seinem Buche gibt, ist die schönste Lobrede dieses Monarchen. Nach Aelian und Pindar möchten wenige Fürsten mit ihm verglichen werden können. Ersterer berichtet, daß er mit seinen Brüdern in vollkommner Eintracht lebte. Dies scheint mit seinem Betragen gegen Polyzelus in Widerspruch zu stehen; alles indeß erklärt sich, wenn man diese Angabe von der Zeit nach ihrer Aussöhnung versteht. Stets bereit zu geben, noch ehe er gebeten ward, setzte er seiner Freigebigkeit keine Grenzen. Er war mehrmals Sieger in den Spielen Griechenlands. Pindar hat seine Siege verherrlicht; mehrere Oden dieses Dichters sind mit seinem Lobe angefüllt. Hiero starb zu Catana im J. 467 vor Chr. Geb., und hinterließ die Krone, die er 11 Jahre getragen, seinem Bruder Thrasybul, der sie aber schon nach einem Jahre verlor.

Hiero II. war, wie der Obige, König von Syrakus, und regierte ungefähr zwei Jahrhunderte nach ihm. Sein Vater Hierokles behauptete, von der Familie Gelos abzustammen. Da er diesen Sohn von einer Frau empfing, die nicht freien Standes war, so ließ er ihn gleich nach der Geburt aussetzen, aus Furcht, sein Adel möchte durch ihn entehrt werden. Aber nach Justin nahmen Bienen sich seiner an und

nährten ihn mehrere Tage. Die darüber um Rath befragten Wahrsager erklärten, daß dies ein Vorzeichen seiner künftigen Größe sei. Hierokles nahm ihn darauf wieder zu sich, sorgte für seine Erziehung, und behandelte ihn seitdem als seinen Sohn. Hiero benutzte die Sorgfalt, die auf ihn gewendet wurde, und zeigte für kriegerische Uebungen eben so viel Neigung als Geschick. Er ward deshalb ausgezeichnet von Pyrrhus, König von Epirus, der damals Herr von Sicilien war und, indem er die Insel sich selbst überließ, zu Unordnung und Anarchie Anlaß gab. Die Syrakusaner, die des Hiero hervorstechende Eigenschaften erkannt hatten, übertrugen ihm den Oberbefehl, und so ward es ihm nicht schwer, später zur Königswürde zu gelangen. Um sich Anhänger zu verschaffen, hatte er sich, indem er die Tochter des Leptines heirathete, mit einer der angesehensten Familie von Syrakus verbunden. Unter Hieros Regierung begann der erste punische Krieg; anfangs ein Bundesgenosse der Carthaginenser und geschlagen von dem Consul Appius Claudius, der den Mamertinern zu Hilfe gekommen war, sah er wohl ein, daß es für ihn vortheilhafter sei, auf die Seite der Römer zu treten, da die Siege der Carthaginenser auf Sicilien ihm von keinem Nutzen sein konnten, und er in diesem Volke nur einen gefährlichen Nachbar erblickte. Um den Krieg von seinen Staaten zu entfernen, ließ er die Römer im Kampf mit Carthago, und schickte Gesandte an die Consuln Otacilius und Valerius, um ihnen einen Friedens- und Bundesvertrag anzubieten. Seit dieser Zeit war er nur der Zeuge bei den Streitigkeiten beider Völker. Obgleich er sich den Römern günstiger zeigte, indem er sie während des ersten punischen Krieges mit Bedürfnissen aller Art versorgte, so versagte er doch auch den Carthaginensern die Hilfe nicht, die sie in dem Sclavenkriege foderten, und wußte so mit Geschicklichkeit sich beider Freundschaft zu erhalten. In dem ziemlich langen Zeitraume, der den zweiten punischen Krieg vom ersten trennte, wandte er seine Sorgfalt auf die Regierung. Er gab weise Gesetze und war einzig mit dem Glück seines Volks beschäftigt. Die Ermunterung, die er dem Ackerbau angedeihen ließ, bereicherte ihn und verdoppelte die Einkünfte des Staats. Er hielt das seinen Bundesgenossen gegebene Wort; und als die Römer, von Hannibal geschlagen, am Trasimen eine gänzliche Niederlage erlitten, zeigte Hiero, daß er nicht blos an ihnen hing, wenn sie siegreich waren. Er ließ ihnen Lebensmittel, Menschen und Waffen anbieten, und schenkte ihnen eine goldene Victoria, dreihundert und zwanzig Pfund an Gewicht, die sie als ein glückliches Vorzeichen annahmen. Die zarte Aufmerksamkeit befestigte den Bund zwischen Rom und Syrakus, und selbst der Verlust der Schlacht bei Cannä, dem der Abfall aller Bundesgenossen Roms folgte, erschütterte nicht seine Treue. Hiero beschäftigte sich nicht allein mit Errichtung von Tempeln und Palästen; er ließ auch nach der Angabe des großen Achimedes Kriegsmaschinen aller Art erbauen. In der Absicht, die Herrlichkeit der andern Könige zu übertreffen, ließ er ein Schiff bauen, das an Größe und Pracht nie seines Gleichen gehabt hatte und dessen Beschreibung uns Athenäus aufbehalten hat, nach welchem es einer schwimmenden Stadt nicht unähnlich gewesen sein müßte. Da sich aber fand, daß Sicilien keinen Hafen zur Aufnahme dieses ungeheuren Gebäudes hatte, beschloß Hiero, dem Könige Ptolomäus ein Geschenk damit zu machen; und da Aegypten zu derselben Zeit Mangel an Getreide litt, benutzte er diese Gelegenheit, einen großen Getreidetransport damit nach Alexandrien zu schicken. Hiero starb im J. 214 vor Chr. Geb. Da sein Sohn Gelo

noch vor ihm gestorben war, so hinterließ er die Krone, die er 54 Jahre getragen, seinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen, heilige Tempeldiener. Es gab bei dem Tempeldienst der Griechen Jünglinge und Mädchen, die für den Schmuck der Tempel, die Bekränzung der Altäre, das Malen, Sticken und Reinigen der Schleier und Gewänder der Götterbilder zu sorgen hatten. Diese Mädchen hießen Plyntriden und Ergastinen, und die Jünglinge und ältern Tempeldiener nannte man Neokoren, Pastophoren, Hierophanten und Daduchen. Ganz verschieden hiervon ist aber das eigentliche Hierodulenwesen. Dies stammt aus dem asiatischen Dienst der Naturgottheit her. Man verehrte bekanntlich in der Urzeit in Asien, neben dem männlichen selbstständigen Licht- und Wärmestoff, der Sonne, auch das leidende, allempfangende weibliche Princip, den Wasserstoff, und als dessen Repräsentanten den Mond am Firmamente, oder oft auch die Erde selbst. Diese Naturgöttin wurde Venus Urania genannt, doch nicht in dem Sinn des spätern griechischen Zeitalters, welches die überirdische himmlische Schönheit darunter verstand; hier bezog sich Urania nur auf den im Aether schwebenden Mond, und der Dienst dieser Mondgöttin ist gleich dem der assyrischen, phönizischen, persischen, cappadocischen Anaitis, Semiramis, Atargatis, Taurópolos und dem der Cybele. In der rohesten Vorzeit wurden die Jungfrauen getödtet, als Menschenopfer im Dienst dieser die schönsten Erstlinge fodernden Naturgöttin. Später wurden daraus leibeigene Sclavinnen, welche der großen Himmels- und Naturgöttin für ihre Tempelhallen und Lusthaine theils geschenkt, theils von ihr erkauft wurden, und welche sich bei alljährigen Festen den Pilgrimen und Anbetern der Göttin, ihr zu Ehren, preisgeben mußten. Die männlichen Hierodulen waren Tempeljünglinge, die mit gauklerischer Schwärmerei sich selbst zerfleischten, und wüthend in Kreisen herumwirbelten, gleich den türkischen und indischen Fakirn. Strabo erzählt von 6000 theils männlichen, theils weiblichen Hierodulen, die er im heiligen Tempelbezirk der Comanischen Naturgöttin im cappadocischen Gebirgslande traf. Bei jedem Tempel der phönizisch-carthaginensischen Urania, ja selbst bei denen der ephesischen und pyrgaischen Diana, waren solche leibeigene Mädchen, die man in phönizischer Sprache Venoth (d. i. junge Mädchen) nannte; woraus der Name Venus entstanden sein soll. Der Dienst jener Göttin kam aus Asien nach Griechenland, und hier sowol als in dem berühmten Venustempel auf dem Berge Eryx in Sicilien finden wir Schaaren von Hierodulen, welche gleichsam verpflichtete Hetären waren, und alles, was sie durch ihre käuflichen Reize erwarben, zum Tempeleigenthum geben mußten. Mehr als ein Venustempel (namentlich der in Samos) wurde von solchem Erwerb erbaut. Wir haben noch auf den Bruchstücken einer Tempelfrise und auf zwei dreiseitigen Candelaber-Vasen Abbildungen dieser Venusdienerinnen, welche früher für spartanische Tänzerinnen gehalten wurden, in denen aber der scharfsinnige Zoega ächte Hierodulen erkannte. Sie sind in zierlicher Stellung gebildet, auf den Fußzehen sich zum Tanz hebend, beide Arme anmuthig und hoch aufgehoben, den schlanken Körper wendend zu den verführerischen Bewegungen ihrer geheiligten Tänze. Ihre Bekleidung besteht nur aus einem einzigen hochgegürteten, ganz kurzen Gewand, aus dem zartesten und durchsichtigsten Byssus, welches kaum bis an die Kniee reicht. Arme und Füße sind ganz unbekleidet, an den Fußsohlen haben sie leichtgeschnürte Sandalen, und auf den in einen Knoten einfach zusammengeschlungenen Haupthaaren einen seltsam geflochtenen Kranz

von aufrechtstehenden, strahlenförmig in die Höhe ragenden Blättern oder Stäbchen, der, völlig abweichend von dem Hauptschmuck der Griechinnen, auf eine ausländische, asiatische Abkunft zu deuten scheint. Ist nun die Benennung Hierodule vielleicht in den allerfrühesten griechischen Zeiten, wo lokrische Jungfrauen als Tribut zum Tempeldienst der Pallas nach Ilium geschickt wurden, noch unentweiht, so bezeichnet sie später doch stets jene berüchtigten Venusdienerinnen, mit denen Ionien und Cypern das eigentliche Griechenland versorgten.

Hieroglyphe (von den griechischen Wörtern Hieron und Glypto), heiliges Bildwerk, bedeutet allegorische Bilderschrift. Es sind die bei den Aegyptern gebräuchlichen Hieroglyphen in Reihen und Zeilen, nach Art der Buchstaben gestellte ganze, obwol verkleinert, bisweilen abgekürzte, und nur mit einigen andern Zeichen vermischte Abbildungen natürlicher und artistischer sinnlicher Gegenstände, die eine allegorische oder sinnbildliche Bedeutung haben, um sichtbare Gegenstände, Begriffe, die an und für sich nicht abgebildet werden können, darzustellen. Ihre Entstehung ist zu erklären aus dem Nilkalender, und der Verzeichnung der hiezu nöthigen astronomischen Beobachtungen und Berechnungen. Ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit halber wurden sie für heilig geachtet, und nach Dornedden entwickelte sich aus ihnen der ägyptische Thierdienst, der eigentlich nichts war, als Schriftdienst. Die eigentliche Bedeutung war Priestergeheimniß, und sie bedurften eines Schlüssels in der Priesterauslegung. Daraus entstanden die eine Verschiedenheit der Volks- und Priesterreligion andeutenden Mysterien. Leider haben wir den Schlüssel zu diesen Geheimnissen so gut wie verloren. Das Werk von Horapollo darüber ist sehr unkritisch, das von Athanas. Kircher zu willkürlich; die größten Verdienste darum hat der gelehrte dänische Archäolog Zoega in seinen beiden Werken über die ägyptischen Münzen und Obelisken. Vielleicht gelingt es einem Grotefend, aus der Inschrift des bei Rosette gefundenen Basaltsteines jenen Schlüssel zu entziffern. Er unterscheidet fünf Classen derselben: 1. Kyriologika, vollständige Bilder von Gegenständen der Natur und Kunst, welche diese Gegenstände selbst andeuten sollen; 2. Kyriologumena, nur in Umrissen und nach der gemeinen Ansicht ausgedrückte Bilder sinnlicher Gegenstände, z. B. ein Kreis als Bild der Sonne; 3. tropische Bilder sichtbarer Gegenstände, von irgend einer deutlichen Verbindung oder Verwandschaft übertragen auf unsichtbare Gegenstände, Begriffe, z. B. Hund zur Andeutung der Wachsamkeit; 4. änigmatische, bei denen das Bild von dem bezeichneten Gegenstand weit entfernt, und folglich die herzuleitende Verbindung zwischen beiden nicht so sichtbar ist, z. B. ein Käfer als Symbol der Sonne; 5. phonatische, oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an sich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenstand bezeichnet ist oder der Aehnlichkeit des Lautes entspricht, z. B. Baieth, Habicht, die im Herzen wohnende Seele (Lebenskraft), nach Bai, Seele, Eth, Herz. Ferner hat Zoega 958 Charaktere aus den noch übrigen Denkmalen der Aegypter zusammengebracht, und theilt diese in 7 Classen: 1. vertikale und horizontale, krumme und wellenförmige Linien, auf verschiedene Weise verbunden, Dreiecke, Vierecke, Kugeln, Halbkugeln, Kreise, Sterne; 2. Bilder künstlicher Erzeugnisse, Werkzeuge, Waffen, Gebäude, Schiffe; 3. Bilder von Pflanzen; 4. von Gliedern der Thierkörper, besonders des menschlichen Körpers; 5. von vierfüßigen, kriechenden und andern Thieren, besonders Vögeln; 6. von menschlichen

Figuren in verschiedenen Stellungen, auch Mumien; 7. Ungeheuer, zusammengesetzt aus Mensch und Thier. Diese, von der Malerei ausgehende, hieroglyphische Schrift erfuhr mancherlei Veränderungen, und Zoega setzt sechs Epochen derselben fest: 1. Vor Erfindung der alphabetischen Schrift, wo die Aegypter sich nur der Hieroglyphen bedienten, und in ihrem Gebrauche von der natürlichen zur sinnbildlichen u. räthselhaften Darstellung fortgingen; 2. nach Erfindung der alphabetischen Schrift, wo Hieroglyphen nur auf öffentlichen und heiligen Denkmalen und Mumienbinden, auch in einigen Priesterschriften gebraucht wurden, im gemeinen Leben aber die Buchstabenschrift, und eine zierlichere und weniger verständliche Art derselben auf manchen Denkmalen und in Büchern von den Priestern, die hieratische Schrift; 3. von Psammetich bis zur Besitznahme Aegyptens von den Griechen, da die Priester, ihrer Herrschaft meist beraubt, anfingen, Geheimnisse zu bilden und die hieroglyphische Schrift mit räthselhaften Bildern vermehrten; 4. unter den Ptolomäern, wo man die Hieroglyphen nur noch auf Denkmalen, die den Göttern und vergötterten Königen geweiht waren, und einigen Mumien brauchte, die hieroglyphischen Charaktere auch zur Bezeichnung neuer, von den Griechen eingeführten Ideen anwandte, und den alten Denkmalen neue Erklärung gab; 5. als griechische und ägyptische Religion vermischt, das alte Priesterthum fast vernichtet war, und die richtige Kenntniß der Hieroglyphen verschwand, fuhr man doch fort, theils die alten Hieroglyphen zu gebrauchen auf Stein, Mumienbinden und Büchern, welche die Mysterien angingen, theils neue zu erfinden; 6. im 3. und 4. Jahrh. wandte man die hieroglyphischen Charaktere zu den theurgischen, magischen, gnostischen, chemischen und astrologischen Träumereien an, wodurch ihre alte und ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit gerieth. dd.

Hieronymiten, Hieronymianer, Einsiedler des heiligen Hieronymus, heißt ein 1373 gestifteter Orden regulirter Chorherren oder Kleriker, der weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier trägt. In den Niederlanden (wo mehrere Brüderschaften zu milden Zwecken, besonders die 1376 zu Deventer von Gerhard Groote gegründete Gesellschaft der Kleriker und Brüder des gemeinschaftlichen Lebens, welche das erste Beispiel einer zweckmäßigen Erziehung der Jugend zur Erkenntniß der Wissenschaften und zur Arbeitsamkeit gab (vergl. d. Art. Institut), und sich um den Anbau der classischen Philologie rühmliche Verdienste erwarb, aus diesem Orden hervorgingen) und in Spanien, wo er sich dem beschaulichen Leben widmete, unter andern das prachtvolle Kloster des heiligen Laurentius im Eskurial, dem Begräbnißorte der Könige, und jetzt noch zu den reichsten und angesehensten Orden gehört, wurde er am zahlreichsten und mächtigsten. Auch in Sicilien, Westindien und dem spanischen Amerika hat dieser, politisch nie bedeutend gewesene, Orden noch Klöster. D.

Hieronymus der Heilige, einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Schriftsteller der alten lateinischen Kirche, wurde 331 in Dalmatien von bemittelten Aeltern geboren, mit Sorgfalt für gelehrte Studien erzogen und zu Rom unter dem Grammatiker Donatus mit den römischen und griechischen Classikern vertraut. Nebenbei ließ ihn auch das üppige Leben der Hauptstadt nicht unberührt, und er bekennt selbst, als Jüngling in der Liebe ausgeschweift zu haben. Gleichwol neigte er sich bald zum Christenthum; die Katakomben und Gräber der Märtyrer gaben seiner Andacht die erste Nahrung. Reisen am Rhein und in Gallien brachten ihn mit mehrern christlichen Lehrern

in Berührung, und noch vor seinem 40. Jahre wurde er zu Rom getauft. Nach einem längern Aufenthalte zu Aquileja begab er sich 373 nach Antiochien in Syrien, wo sich seine Neigung für das ascetische Leben entschied, 374 ging er in die Wüste von Chalcis, und brachte darin unter den härtesten Kasteiungen und fleißigen exegetischen Studien vier Jahre als Einsiedler zu. Die Weihe als Presbyter zu Antiochien zog ihn wieder aus seiner Einsamkeit hervor. Ohne sich jedoch auf die Verwaltung dieses Amtes zu beschränken, ging er bald hierauf nach Constantinopel, um den Unterricht Gregors von Nazianz zu genießen. In Rom, wohin ihn sein Freund, der Bischof Damasus, zog, trat er 383 selbst als Lehrer auf. Seine Auslegungen der heiligen Schrift fanden Beifall bei den Römerinnen, und obgleich Niemand die Sitten der damaligen feinen Welt mehr züchtigte, als er, so folgten doch mehrere vornehme Matronen mit ihren Töchtern seinen Anleitungen zum ascetischen Leben und wurden Nonnen. Marcella und Paula, die Heiligen, sind durch die gelehrten und geistreichen theologischen Briefe, die er ihnen schrieb, wie durch ihre seltene klösterliche Frömmigkeit berühmt. Paula begleitete ihn, da er 386 nach Palästina ging und bei Bethlehem von ihren Reichthümern und in ihrer Gesellschaft ein Kloster gründete, in dem er bis zu seinem Tode (420) blieb. Aus seinen Schriften erkennt man ihn als einen thätigen Theilnehmer an den Meletianischen, Origenistischen und Pelagianischen Streitigkeiten; überall verfocht er das rechtgläubige System der Kirche mit Eifer und Geschicklichkeit, obwol seine eigenen Schriften nicht frei sind von Spuren der Ansicht und Denkart dieser abweichenden Parteien. Seine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, die er in den Ursprachen las, hatte ihn oft auf Ergebnisse geführt, die er später mit der Kirche bestritt, und die Art seiner Schriftauslegung streift nahe an die allegorischen Deutungen des von ihm geachteten, benutzten und angefochtenen Origenes. Uebrigens ist sein Verdienst um die Bibel bedeutend, seine lateinische Uebersetzung des A. Testaments aus der Grundsprache liegt der Vulgata zum Grunde, und seine Commentare gaben dem Studium der heil. Schrift neuen Schwung. Im Streite mit Jovinian und Vigilantius, den freimüthigen Gegnern der ascetischen Frömmelei, verleitete ihn sein ungemessener Eifer für das Mönchsleben, der allerdings viel zur Beförderung dieser damals noch neuen Stiftung beitrug, zu Schmähschriften, die mehr von Stärke und Feuer der Empfindung, als von Reife des Urtheils zeugen. Ueberhaupt besaß er bei einer glühenden Einbildungskraft, die seinen Vortrag lebhaft und anziehend machte, ungeachtet seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse, doch weniger philosophischen Geist, als sein berühmter Zeitgenosse Augustinus. E.

Hieronymus von Prag, aus dem Geschlechte von Faulfisch, gebildet auf den Universitäten zu Prag, Paris, Cöln und Heidelberg, 1399 der freien Künste Magister und Baccalaur der Theologie, auch Ritter am Hofe des böhmischen Königs Wenzel, war im Lehren und Leiden der treue Gefährte des berühmten Johannes Huß, den er an wissenschaftlicher Bildung und Beredsamkeit noch übertraf, und beim Wirken für den kühnen Reformationsversuch des 15. Jahrh. nur an Mäßigung und Besonnenheit nachstand. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so bedeutend, daß Wladislaw II. von Polen ihn 1410 zur Einrichtung der Universität zu Cracau brauchte, und Siegmund von Ungarn ihn in Ofen vor sich predigen ließ. Die Wiclefschen Lehren, die er hier eingemischt hatte, zogen ihm bei der Universität zu Wien eine kurze Gefangenschaft zu, aus der ihn die Prager befreiten. Mit

ganzer Seele nahm er nun zu Prag an dem Kampfe seines Freundes Huß gegen die Mißbräuche der Hierarchie und die sittenlose Geistlichkeit Antheil, und schritt nicht selten zu Gewaltthätigkeiten. Er eiferte heftig gegen den Reliquiendienst, trat sie mit Füßen, und ließ Mönche, die sich ihm widersetzten, verhaften, ja einen in die Mulde werfen. Die Kreuzbulle wider Ladislaw von Neapel und die päpstlichen Ablaßbriefe verbrannte er 1411 öffentlich. Als Huß in Kostnitz verhaftet ward, konnte er daher nicht unthätig bleiben, und eilte zu seiner Vertheidigung. Allein ein offener Brief, in dem er das Concilium von Ueberlingen aus um sicheres Geleit gebeten hatte, wurde ihm nicht befriedigend beantwortet, und da er nach Prag zurückreisen wollte, ließ ihn der Herzog von Sulzbach in Hirsau festhalten und in Ketten nach Kostnitz bringen, noch ehe die Frist der Ladung des Conciliums an ihn abgelaufen war. Hier mußte er im Kerker das schreckliche Schicksal seines Freundes erfahren, und nach mehreren Verhören, wo man ihn nicht zu widerlegen vermochte, hatte eine halbjährige Gefangenschaft ihn so abgemattet, daß er der Gewalt endlich nachgab, und sich den 11. Sept. 1415 zum Widerruf der ihm und Huß angeschuldigten Ketzereien entschloß. Doch befreite dieser Verrath an der guten Sache ihn nicht, und nachdem er ein Jahr, ohne sehen oder lesen zu können, in der Finsterniß des Kerkers geschmachtet hatte, erwachte sein alter Muth in einem Verhöre am 26. Mai 1416. Hier nahm er seinen Widerruf freilich zurück, bekannte, daß ihn keine seiner Sünden mehr betrübe, als jene der Untreue, und erklärte sich für die Grundsätze Hussens und Wiclefs mit einer Freimüthigkeit, Kraft und Beredsamkeit, die seinen Gegnern Bewunderung abnöthigte, aber nichts desto weniger seinen Untergang beschleunigte. Am 30. Mai wurde er auf Befehl der Kirchenversammlung verbrannt. Er ging unter Absingung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und geistlicher Lieder getrost zum Scheiterhaufen, und gab unter lautem Gebet seinen Geist auf. Seine Asche streute man in den Rhein, um sein Andenken auf immer zu verwischen, aber die Nachwelt hat ihn gerechtfertigt und Unzählige verehren in ihm einen Märtyrer der Wahrheit, der unermüdet wirksam im Leben und wahrhaft groß im Tode sich um die Vorbereitung der Kirchenreformation unsterbliche Verdienste erwarb. Seine eigenthümlichen Ansichten und Behauptungen stimmen nahe mit den Hussischen überein. S. deshalb Huß.

Hierophant war der erste Priester oder Vorsteher der Eleusinien, und durfte nur aus dem Geschlechte der Eumolpiden gewählt werden, deren Ahnherr für den Stifter dieser Mysterien und ersten Hierophanten gehalten wurde. Sein Aeußeres in Gestalt und Kleidung mußte ganz dem erhabenen Posten entsprechen, den er bekleidete. Er mußte das erste männliche Alter zurückgelegt haben, und wo nicht schön, doch ohne sichtliche Gebrechen sein, und ein ausgezeichnet angenehmes Organ besitzen. Seine Stirn war mit einem Diadem geschmückt, und die Haare rollten einfach und natürlich über den Nacken und die Schultern herab. Sein Wandel mußte ohne Flecken sein, eine Glorie der Heiligkeit ihn in des Volkes Augen umgeben. Nach seiner Wahl war ihm das Heirathen untersagt, und um alle sinnliche Begierden in der Geburt zu ersticken, mußte er (nebst allen übrigen Priestern der Cybele) sich mit Schierlingssaft waschen, den man für das beste Dämpfungsmittel hielt; ja nach andern Angaben haben diese Priester solchen Saft sogar getrunken. Doch wird auch behauptet, daß nur die zweite Heirath ihnen untersagt gewesen sei, und daß ihre Weiber an

gewissen Beschäftigungen, z. B. Schmücken der Bildsäulen u. s. w., hätten Theil nehmen dürfen. Dem Hierophanten (und den Eumolpiden überhaupt) lag es ob, die ungeschriebenen Gesetze zu bewahren und zu deuten, nach denen die Lästerer der Gottheit und Schänder ihrer Feier bestraft wurden. Bei den kleinen Mysterien hatte er die Einzuweihenden in den Eleusinischen Tempel einzuführen, und die, welche die letzten Prüfungen bestanden hatten, in die letzten und großen Geheimnisse einzuweihen. Bei den Mysterien selbst stellte er den Demiurg, den Weltschöpfer vor; er erklärte den Einzuweihenden die verschiedenen ihnen vorkommenden Erscheinungen mit tönender durchdringender Stimme; bei den großen Mysterien war er auch der einzige Ausleger der im Innersten des Allerheiligsten ruhenden Geheimnisse, nämlich des geheimen Unterrichtes, der eigentlich der Hauptzweck der ganzen Anstalt war. Daher nannte man ihn Mystagog, oder auch Prophet, und keinem war es erlaubt, seinen Namen in Gegenwart eines Ungeweihten auszusprechen. Bei öffentlichen Feierlichkeiten gehörte es auch zu seinem Amte, die Bildsäule der Göttin zu schmücken und selbst sie zu tragen. (S. **Eleusis.**)

Highwaymen werden in England jene Räuber genannt, die auf den Landstraßen und selbst wol in den größern Städten während der Nacht Reisende anfallen und sie zu berauben pflegen. Widerstand fruchtet selten etwas, da ihrer auch meist einige zusammen sind. Werden sie ertappt, so erleiden sie nach den englischen Gesetzen die Strafe des Galgens. Man macht die Bemerkung, daß diese Straßenräuber meistens junge Leute sind, und es kommt auch wol gar vor, daß sie außerdem noch ein bürgerlich erlaubtes Geschäft treiben.

Hildburghausen, eins der sächsischen Herzogthümer, aus einem Theile des frühern Herzogthums Coburg und der Grafschaft Henneberg zusammengesetzt, hat den Namen von seiner Hauptstadt erhalten, deren Erbauer der fränkische König Childebert, Chlodwigs Sohn gewesen sein soll. Diese Stadt und ihr Bezirk kam nebst Heldburg (als dessen Erbauer auch König Childebert genannt wird), Eisfeld und Königsberg durch Heirath an den Burggrafen von Nürnberg, und von diesem in der Folge, auch durch Heirath, an Sachsen. Als Ernst der Fromme gestorben war, erhielt dessen sechster Sohn, Ernst, diese Besitzungen zu seinem Antheile; von nun an wurden sie ein besonderes Fürstenthum, wovon er 1678 Besitz nahm; auch Amt und Stadt Königsberg, vom Würzburgischen umgeben, bisher ein Besitzthum seines Bruders Heinrich von Römhild, erhielt er 1683 durch Vergleich mit seinem Bruder Friedrich von Gotha. Er nahm nun seine Residenz, die vorher in Heldburg war, zu Hildburghausen, und erbaute hier ein Schloß (1685). Noch erhielt er nach Beendigung des Coburgischen Erbfolgestreites das Amt Sonnefeld, von dem Römhildischen Antheile die Kellerei (Amt) Behrungen, die Elsterschen Lehne und den Hof Militz. Nach dem Beispiele seines Bruders in Gotha hatte er das Recht der Erstgeburt auch in seiner Linie eingeführt; sein ältester Sohn, Ernst Friedrich I., legte die Neustadt Hildburghausen an, hinterließ aber die Finanzen nicht in dem besten Stande. Die seit Friedrich I. entstandenen Landesschulden waren bis 1769 so sehr angewachsen, daß eine kaiserliche Debit-Commission beauftragt wurde, unter dem Vorsitz des Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, das Finanzwesen zu ordnen; es kam dahin, daß die Landstände die Erziehung der fürstlichen

Kinder übernehmen mußten. Der jetzt regierende Herzog Friedrich (seit 1780) stand unter der Vormundschaft seines Ur-Großoheims, des Prinzen Joseph Friedrich, bis zu dessen Tode (1787), wo er erst die Regierung übernahm. Er ist seit 1785 mit Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, vermählt. Das Herzogthum hat auf 11 Q. M. 5 Städte, 120 Flecken, Dörfer und Weiler, mit 29,700 Einwohnern, die sich zur lutherischen Kirche bekennen. Das Land liegt am südlichen Fuße des thüringer Waldes und an den Flüssen Werra und Rodach. Der nördliche Theil ist gebirgig, überhaupt ist der Boden nur von mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Das Steinreich liefert Eisen, Kupfer, Salz und in der Werra etwas Goldsand. Bei Schwarzbrunn wurde sonst eine Goldwäsche betrieben. Die Gewerbe bestehen hauptsächlich in einigen Wollspinnereien, Gerbereien und Verfertigung von irdenen Geschirren. Die jährlichen Einkünfte betragen 200,000 Gulden. Der Herzog hat in der engern Bundesversammlung eine Gesammtstimme mit den übrigen fürstlich sächsischen Häusern, und eine besondere in der weitern Bundesversammlung. Er gab dem Lande im November 1817 eine liberale repräsentative Verfassung. Die Haupt- und Residenzstadt Hildburghausen liegt an der Werra, ist wohlgebaut, besonders die Neustadt, und hat 500 Häuser mit 3000 Einwohnern.

Hildebrandismus nennt man die Herrschsucht der Geistlichen und das Streben der Kirche, sich über den Staat zu erheben, darum, weil Papst **Gregor VII.** (s. d. Art.), welcher vor seiner Erhebung zum Pontificate Hildebrand hieß, das hierarchische System mit dem rastlosesten Eifer und dem kühnsten Muthe durchzusetzen strebte, und deshalb der unmäßigsten Herrschsucht beschuldigt wird. N.

Hildesheim, ehemaliges Bisthum, jetzt hannövrisches Fürstenthum in Niedersachsen, auf der Nordseite des Harzes, ein für den Ackerbau vortreffliches Land, welches die Viehzucht etwas vernachläßigt. Die Berge im südlichen Theile des Landes, der Solling, die Siebenberge, der Sundern u. s. w. sind meist mit trefflichen Eichen, Buchen, Eschen und Birken bewachsen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eisengestein. Des Landes Hauptflüsse sind die Leine, Oker, Innerste und Fuse. Es hat auf 40 Q. M. 129,000 Einw. in 11 Städten, 5 Mktfl., 250 D. und Weilern. Obgleich das Land früher als ein catholisches Bisthum zu betrachten war, so bekannten sich doch alle Städte, der größte Theil des Adels und die meisten Dörfer zur protestantischen Religion, deren Freiheiten durch den Receß von 1711 bestätigt waren. Im J. 822 hatte Ludwig der Fromme das Bisthum gestiftet. Als aber Johann IV. 1519 die berühmte hildesheimische Stiftsfehde mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig begann, lief diese, weil Heinrich, Kaiser Carl V. Liebling geworden, so unglücklich ab, daß der in die Acht erklärte Bischof nichts als die Domprobstei, nebst den Aemtern Steuerwald, Marienburg und Peine behielt. Im Laufe des 30jährigen Krieges änderte sich die Lage der Dinge. Bischof Ferdinand bekam durch einen 1643 mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg geschlossenen Vergleich das sogenannte große Stift, bis auf die Aemter Lutter am Barenberge, Dachtmissen, Coldingen und Westerhofen, zurück. So blieb die Sache bis zum Reichsdeputationsschluß des J. 1802. Der König von Preußen ergriff Besitz von diesem Lande, welches Napoleon 1807 mit Westphalen vereinigte und der Frieden von 1814 und der Cessionsvertrag Preußens an Hannover abtrat. Die Stadt Hildesheim, Sitz eines Bischofs, hat ein cathol. Semiar und

Gymnasium, treffliche Armenanstalten, ein luther. Gymnasium, und in 2500 Häus. 12,000 Einw., deren Hauptgewerbe in Getreide-, Garn- und Leinwandhandel besteht; sie liegt an der Innerste auf einem abhängigen Boden, besteht aus der Alt- und Neustadt, deren jede sonst ihren eigenen Magistrat hatte, und ist unregelmäßig erbaut. In der Domkirche, die Ludwig der Fromme 818 stiftete, zeigte man sonst einen schönen geistlichen Schmuck, und vor dem hohen Chor die uralte Irmensul, ein bekanntes Götzenbild der Sachsen. zz.

Hiller (Joh. Adam), geb. zu Wendischossig bei Görlitz, 1728. Er verlor seinen Vater, den Schulmeister des Orts, schon im sechsten Jahre, genoß jedoch einige Zeit den Unterricht des Nachfolgers seines Vaters auf dem Clavier und der Geige, fand schon damals seinen größten Zeitvertreib am Singen, und sang aus Mangel an andern Stücken am liebsten die Passions- und Sterbelieder aus dem Gesangbuche. Im zwölften Jahre kam er auf das Gymnasium nach Görlitz und wegen seiner guten Stimme unter das dasige Singechor. Nachdem er fünf Jahre auf dem Gymnasium zugebracht, und hierauf, wegen seiner drückenden Umstände einige Zeit Schreiber gewesen war, begab er sich 1747 auf die Kreuzschule nach Dresden, erhielt hier von Homilius Unterricht, und bildete sich vorzüglich durch das Anhören der damals in großer Vollkommenheit aufgeführten Hassischen Opern und durch das Studiren der Partituren davon, die er sich größtentheils zur Nachtzeit abschrieb. 1751 kam er nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, nahm als Baßsänger und Flötenist an dem dasigen öffentlichen Concert Antheil, componirte hier schon mehreres, und widmete sich auch besonders dem theoretischen Studium der Musik, bis er 1754 als Hofmeister bei dem jüngern Grafen von Brühl Dresden wieder sah, und zugleich gute Gelegenheit bekam, seinen Hang zur Musik noch mehr zu befriedigen. Als er Leipzig mit seinem Zöglinge 1758 zum zweitenmal bezog, hinderte ihn seine Hypochondrie, außer Gellerts geistlichen Liedern, die er aus Gefälligkeit für den Dichter setzte, an andere Compositionen zu denken; ja er legte sogar 1760 seine Hofmeisterstelle nieder, nachdem er schon einen Ruf als Professor nach Petersburg abgelehnt hatte, und erwarb sich seinen Unterhalt durch Uebersetzungen wichtiger Werke, gab den musikalischen Zeitvertreib, das erste practisch-periodische Werk der Art in Deutschland, heraus, und wurde endlich 1763 als Director des leipziger sogenannten großen Concerts angestellt, das seine ganze Einrichtung und Ordnung vorzüglich ihm zu verdanken hat, und an welchem Demoiselle Schmehling (nachherige Mad. Mara) und Dem. Schröter als Sängerinnen Theil nahmen. Der wichtigste Dienst, den er damals nicht blos Leipzig, sondern ganz Deutschland leistete, war, daß er auf Veranlassung des bekannten Theaterunternehmers Koch deutsche Operetten einführte. Wer kennt nicht von dieser Seite das große Verdienst des würdigen Hiller, dem man mit allem Recht die Verbesserung des deutschen Geschmacks an richtigem und edlem Gesang zuschreibt? Noch vermehrte er seine Verdienste um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singschule für junge Frauenzimmer, in welcher viele treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei seiner Reise nach Mitau, wohin er zwei seiner vorzüglichen Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Curland viele Ehrenbezeugungen und Geschenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeister. 1786 führte er zu Berlin und 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händelsche Meisterstück, den Messias, auf. 1789 übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Posten des Cantors und Musikdirectors an der Thomas-

schule, in welcher Stelle er sich die stete Verbesserung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen sein ließ, so wie er auch durch Einführung besserer Melodien für die Kirchengesänge noch in seinem Alter sich Verdienste erworben hat. Daß übrigens unter seinen Opern die Jagd, die Jubelhochzeit, die Liebe auf dem Lande, der Erntekranz u. s. w. so viele Volksgesänge hergegeben haben, ist eben so bekannt, als es zugleich Beweis für die Trefflichkeit derselben ist. Auch für die Kirche hat er vieles componirt, und mehrere theoretische Werke, so wie auch Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler herausgegeben. Er starb 1804 an gänzlicher Entkräftung.

Himmel, im physischen Sinne, ist gleichbedeutend mit Himmelskugel, Himmelsgewölbe, und gewissermaßen mit Firmament, und bedeutet das azurne Gewölbe, welches sich scheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Grenzen des Horizonts ruht. Die Astronomie unserer Zeit hat uns gelehrt, daß das blaue Gewölbe über unserm Horizont der unermeßliche Weltraum sei, in welchem unsere Erde, die Sonne mit allen ihren Planeten und Nebenplaneten, so wie das unzählige Heer von Fixsternen schweben. Was die Farbe des scheinbaren Himmelsgewölbes betrifft, welche man gewöhnlich Himmelblau nennt, so ist sie, nach Nollet, eine Wirkung des Lichts der Sonne und der Gestirne. Nach dieser Vorstellung müßte der unermeßliche Raum völlig schwarz erscheinen, wie alles, was nicht erleuchtet wird; allein das Licht der Himmelskörper, welches von der Erde in die Luft und von dieser wieder auf die Erde zurückgeworfen wird, verursacht den blauen Schimmer. Saussure leitet die blaue Farbe des Himmelsgewölbes zwar ebenfalls von dem zurückgeworfenen Lichte her, meint aber mit Recht, daß nicht die Luft, weil sie durchsichtig ist, sondern die Dünste in derselben die Strahlen zurückwerfen. Er stützt seine Meinung darauf, daß, wenn die Luft die Lichtstrahlen zurückwürfe, und dadurch die Gegenstände blau färbte, die Gletscher und Schneegebirge in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen blau erscheinen müßten, welches jedoch nicht der Fall sei. Daß vielmehr die Lichtstrahlen von den Dünsten in der Atmosphäre zurückgeworfen werden, erhellt auch daraus, daß der Himmel auf hohen Bergen viel dunkler blau erscheint, als in den Ebenen; ja selbst hier ist das Blau sehr verschieden und um so dunkler, je reiner, um so blasser, je mehr mit Dünsten angefüllt die Atmosphäre ist. Saussure hat auf diese Beobachtungen einen eigenen Apparat (Cyanometer) erfunden, um nach dem Grade der blauen Farbe des Himmels die Menge der Dünste in der Luft zu bestimmen. Im Alterthume hielten nicht nur Ungebildete, sondern auch Philosophen, den Himmel für das, was er scheint, ein festes Gewölbe. Um die verschiedenen Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären, nahmen die alten Astronomen, deren Grillen unsre aufgeklärten Zeitgenossen belächeln, sogar mehrere Himmelsgewölbe über einander an.

Himmel und Himmelfahrt. Wenn der Mensch das Göttliche und Ueberirdische unter sinnlichen Bildern und als im Raume vorhanden sich vorstellt, so denkt er sich dasselbe als erhaben über sich und die Erde und setzt es in die Räume über die Wolken und die Sterne. Daher die dem Menschen natürliche Vorstellung von dem Himmel als dem Orte der nähern Gegenwart Gottes und der Wohnung der seligen Geister. Auch der aufgeklärteste Verehrer Gottes, welcher wohl weiß, daß Gott überall ist, und daß seine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieser dem menschlichen Geiste

natürlichen Vorstellungsart geleitet, seine Arme gegen den Himmel aus, wenn er betet; und schaut himmelwärts, wenn er sehnend einer vollkommnern Ordnung der Dinge entgegensieht, oder der hingeschiedenen Geliebten gedenkt. In dieser Vorstellungsart ist der Ursprung der Erzählungen von weisen und guten Menschen, welche gen Himmel gefahren seien, zu suchen. Den Gedanken: sie sind in eine vollkommnere Ordnung der Dinge versetzt worden, und haben den Lohn ihres verdienstvollen Wirkens empfangen!, drückte man bildlich so aus: sie sind gen Himmel gestiegen, sie sind zu dem Orte emporgehoben worden, wo Gott und die seligen Geister wohnen. Die Nachwelt aber verwechselt oft das Bild mit dem hinter ihm liegenden Gedanken, und dachte sich das als Thatsache und Begebenheit, was ursprünglich bildliche Einkleidung eines Gedankens gewesen war. N.

Himmel (Friedr. Heinr.), königl. preuß. Capellmeister, wurde zu Treuenbrietzen in der Mittelmark Brandenburg von unbegüterten Aeltern geboren, und dem Predigerstande bestimmt. Kaum hatte er seine Studien vollendet, als er sich nach Potsdam begeben mußte, um zum Antritt einer Feldpredigerstelle das Examen zu bestehen. Hier, wo Friedrich Wilhelm II. sich einen großen Theil des Jahres aufhielt, und die ersten Künstler der königlichen Capelle versammelt waren, machte Himmels Fertigkeit auf dem Fortepiano so großes Aufsehen, daß der König davon erfuhr, und ihn zu hören verlangte. Himmel spielte zu wiederholten Malen vor dem Monarchen, der sich, als Kenner, von seinem seltenen Talent überzeugte, ihn zu seinem Capellmeister ernannte und auf Reisen sandte. Seitdem begründete Himmel, theils als einer der vorzüglichsten Claviermeister, theils als Componist, seinen Ruf, wiewol nicht zu läugnen ist, daß er selbst sich, in letzterer Eigenschaft, einen ungleich höheren Platz anwies, als die Kritik ihm einzuräumen geneigt sein möchte. Der schnelle Glückswechsel, den er allerdings seinem Vaterlande verdankte, und die Huldigungen, die ihm allenthalben zu Theil wurden, scheinen sein Selbstgefühl in einem höhern Grade erregt zu haben, als man bei dem Künstler, der sich selbst, aber auch die Schwierigkeiten seiner Kunst mit Besonnenheit erkannt hat, erwarten möchte. Dieses Selbstgefühl, so wie eine große Empfänglichkeit und Neigung für die Freuden des Lebens, die, verbunden mit vieler Liebenswürdigkeit und Offenheit, zu seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten gehörten, haben ihn gehindert, sein Talent mit Ernst und Beharrlichkeit auszubilden, wie dies an seinen Compositionen leicht wahrzunehmen ist. Die berühmteste derselben ist die Oper Fanchon. Der Kenner wird nicht läugnen, daß sie viel Anmuth und Einschmeichelndes hat; aber den wahrhaft großen und genialen Musikwerken ist weder sie, noch irgend eine von Himmels übrigen Compositionen beizuzählen. Wir nennen von diesen noch seine Urania, seine Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelm II., einige Opern, z. B. Vasco de Gama, ein Liederspiel, mehrere Arien u. s. w. Zu rühmen ist es übrigens, daß Himmel seine Dankbarkeit gegen die Königin, die ihn mit ihrem Wohlwollen ehrte, so wie gegen den König, dessen Gunst er besaß, stets durch neue Anhänglichkeit bewiesen hat, und daß er durch kein Anerbieten bewogen werden konnte, die Dienste seines Fürsten zu verlassen. Eine Zeit lang hielt er sich in Gotha auf, ging aber nach Berlin zurück, wo er 1814 an der Wassersucht, im Alter von 50 J. starb.

Himmelskugel (künstliche), s. Globus.

Hinckelmann (Abraham), ein gelehrter Theolog und Orientalist, geb. 1652 zu Döbeln im Meißnischen, wo sein Vater ein reicher

Apotheker war. Er begann seine Studien in seiner Vaterstadt, und setzte sie in Freiberg und Wittenberg fort. Nach Beendigung derselben ward er zum Rector an der Schule von Gardelegen ernannt, und drei Jahre später ging er in derselben Eigenschaft an das Gymnasium nach Lübeck, wo er 11 Jahre blieb. Darauf nahm er das Pastorat an der St. Nicolaikirche zu Hamburg an, welches er aber nur kurze Zeit verwaltete, da der Landgraf von Darmstadt ihn an seinen Hof berief und zu seinem Oberhofprediger, Kircheninspector und Professor honorarius der Universität zu Gießen ernannte. 1688 kehrte Hinckelmann nach Hamburg zurück, um die erste Stelle an der St. Catharinenkirche einzunehmen. Die Erscheinung eines mystischen Werks von Poiret erregte großen Zwiespalt zwischen seinen Amtsbrüdern. Hinckelmann, der von sanftem und friedliebenden Charakter war, wollte keinen Theil an diesem Streit nehmen; aber statt ihm für diese Mäßigung Dank zu wissen, vereinigten sich alle, um ihn mit Schmähungen zu überhäufen. Er verbarg den Kummer, der darüber an seinem Innern nagte: aber ein Pamphlet, das einen Anhänger jenes Werks zum Verfasser hatte, griff ihn dergestalt an, daß er beim Lesen Krämpfe bekam, und wenige Tage darauf, 1695, starb. Hinckelmann ist vornehmlich durch seine Ausgabe des Koran bekannt, die erste, welche arabisch erschien (Hamburg, 1694, 4to).

Hindenburg (Carl Friedr.). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntnisse dieses Mannes, der als Erfinder der combinatorischen Analysis sich einen unsterblichen Namen gemacht hat. Er wurde zu Dresden, wo sein Vater Kaufmann war, 1739 geboren. Seine erste gelehrte Bildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Freiberg, von welchem er 1757 auf die Universität Leipzig kam, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Doch trieb er auch Philosophie, Physik und Mathematik, alte Literatur und schöne Wissenschaften. Durch Gellerts Empfehlung kam er nach geendigter akademischer Laufbahn 1768 als Erzieher zu dem, schon in seinem Knabenalter als ein mathematisches Genie sich auszeichnenden Herrn v. Schönberg, welches ihm Veranlassung wurde, als er seinen Zögling auf die Leipziger Universität begleitete, sich vorzüglich mit Mathematik und Physik zu beschäftigen, und als er nachher die Universität Göttingen besucht, ward ihm Kästners Unterricht und Umgang höchst lehrreich. 1771 promovirte er in Leipzig als Magister, und seine Vorlesungen und Schriften fanden so vielen Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentliches Lehramt der Philosophie, und 1786 das ordentliche der Physik ertheilt wurde. Ansehnliche Rufe auf in- und ausländische Universitäten schlug er aus Liebe für sein Vaterland aus. Die angesehnsten Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes schätzten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Als Gatte, Vater und Freund war er höchst liebenswürdig. Er starb 1808. Seine Schriften sind in Meusels gel. Deutschland bemerkt.

Hindostan oder Indien diesseits des Ganges, das eigentliche Indien, begreift Vorderindien mit Einschluß der Halbinsel diesseits des Ganges, zwischen den Flüssen Indus und Ganges, oder eigentlich dem Burramputer. Die Grenzen sind gegen Osten die hinterindischen Staaten Achem und Birma und der bengalische Meerbusen; gegen Süden das indische Meer, gegen Westen dasselbe Meer, Beluchistan und Cabulistan, und gegen Norden trennen hohe Schneegebirge, die in mehreren ungeheuern Ketten hinter einander aufgethürmt sind (das Himalahjagebirge, auch Imaus), Ostindien von Tibet u. der Bucharei. Nach

dieser Begrenzung sind Nepaul und die Ghorkoländer nebst Sirinagur mit einbegriffen. Der Flächeninhalt beträgt nach Einigen 80, nach Andern 60 bis 70,000 □Meilen, worauf über 100 Millionen Menschen wohnen. Es besteht aus dem eigentlichen Hindostan, und der eigentlichen diesseitigen indischen Halbinsel. Sehr gebirgig sind die nördlichen und nordwestlichen Provinzen, indem das gedachte hohe Schneegebirge an der nördlichen Grenze hinläuft, und seine Aeste nach mancherlei Richtungen durch mehrere Landschaften vertheilt. Zu diesen gebirgigen Landstrichen gehören besonders Sirinagur, Nepaul, Ghorka, die Dschatenfürstenthümer Dscheipur und Dschudpur. In diesen Gebirgsgegenden, an der Nordseite von Nepaul, erhebt sich im Himalahjagebirge der Dholagir oder Dhawalagiri, welcher nach den neuesten Untersuchungen der Britten 26,800 Fuß hoch ist, und also den bisher für den höchsten Berg gehaltenen Chimborasso um 6000 Fuß an Höhe übertrifft. So wie sich von den nördlichen Schneegebirgen südliche Abstufungen durch mehrere ostindische Landschaften verbreiten, so erhebt sich auf gleiche Art auf dem Cap Comorin, der südlichen Spitze Ostindiens, ein mächtiges Gebirge, welches in zwei abgesonderten Abtheilungen die Halbinsel durchzieht, und sich zuletzt in den Bergen von Malva, Bundelkund und Bahar verliert. Dies sind die berühmten Ghauts (Gattes), deren Benennung einen Paß andeutet. Sie verursachen einen merkwürdigen Unterschied der Witterung auf den durch diese Gebirge abgesonderten Küsten Malabar und Coromandel. Auf der letztern wird es im Junius Sommer und auf Malabar Winter; hingegen wird es im October auf der Küste Malabar Sommer und auf der Küste Coromandel Winter. Die Ghauts theilen sich in die westlichen und östlichen. Die erstern nähern sich oft der Küste und erheben sich ohngefähr 3 bis 4000 Fuß, durchziehen die Marattenländer, setzen ihren Lauf gegen Norden fort und theilen sich in mehrere Zweige. Die östlichen Ghauts setzen ihren Lauf gleich den westlichen nach Norden fort, ziehen sich längs den nördlichen Circars, und werden besonders da, wo sie diese Provinz von Bahar trennen, immer höher und unersteiglicher. Die beiden Hauptzweige der Ghauts stoßen mit andern Gebirgen zusammen, und haben mit dem Himalahja Verbindung. Im Ganzen ist jedoch nur der nördliche Theil Ostindiens ein Gebirgsland zu nennen, und das übrige Ostindien ist mehr eben, als bergig. Mehrere Landschaften, besonders die Gegenden am Ausflusse des Indus und Ganges und an den Ausflüssen anderer großen Ströme und Gewässer, sind sumpfig und morastig; auch fehlt es nicht an Sandländern, und selbst, besonders in den nördlichen Ländern, an größern und kleinern Wüsten und Steppen. Dessen ungeachtet ist der Boden in den meisten Gegenden sehr fett und fruchtbar, und an den herrlichsten und mannichfaltigsten Producten ergiebig, und hat einen Ueberfluß an schönen Ebenen, vortrefflichen Wiesen und an den reizendsten Thälern, von der Natur verschwenderisch mit ihren schönsten Geschenken ausgestattet. Zu dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens trägt auch die Wärme der Luft bei, die sogar in einigen Gegenden einen solchen Grad erreicht, daß sie, wenn der heiße Landwind bläst, unausstehlich wird. In den meisten Ländern Indiens kennt man nur zwei Jahreszeiten, die regnerische und die trockene. In der ersteren ist der Himmel fast immer mit Wolken bedeckt, häufiger Regen stürzt herab, und die große Hitze vermindert sich alsdann. Bleibt der Regen so lange aus, oder fällt er nicht in hinlänglicher Menge, so erfolgt eine schlechte Ernte und wol gar eine Hun-

gersnoth. In der trocknen Jahreszeit wird die Hitze oft so drückend, daß Europäer kaum die kleinste Beschäftigung vornehmen können. Unter den in Ostindien wehenden Winden sind besonders die Monsoons, Moussons, merkwürdig, welche regelmäßig auf dem Lande und auf dem Meere abwechseln. Die Seewinde sind eine außerordentliche Wohlthat für diese Länder, indem sie erfrischende Kühlung bringen; hingegen die mit dem heißen Landwinde verbundene Hitze ist so heftig, daß sie der Hitze vor einem glühenden Ofen gleichet. Im allgemeinen ist jedoch die Luft in Ostindien mehrentheils gesund, besonders bei Anwendung gehöriger Vorsichtsmittel. Der nördliche gebirgige Theil Ostindiens hat ein meist sehr gemäßigtes und mildes Clima, ja in einigen Gegenden wird es im Winter ziemlich kalt. Mit Ausnahme weniger Gegenden, ist Ostindien überall von großen und kleinen Flüssen gut bewässert. Von den großen Flüssen sind viele nicht kleiner als der Rhein, und viele von ihnen übertreffen die Donau am Flußgebiet. Die größten Flüsse sind: 1. der Indus, dessen Quelle noch nicht bekannt ist; man hat seinen Lauf bis zur Stadt Dras in Kleintibet unter 35° 55′ nördlicher Breite verfolgt, wo sich zwei große Arme, acht Tagemärsche nordöstlich von Caschemir, vereinigen. Er fließt anfangs, zwischen hohen Bergen eingeschlossen, durch die Schneegebirge, welche Cachemir und Kleintibet trennen. Bei dem Fort Attoc nimmt er den schnellen Cabul auf, erhält den Namen Attoc, und ist unter diesem Namen bekannt, bis ihn die fünf Ströme erreichen, welche das Pentschab bewässern. Sie heißen: der Behat (sonst Hidaspes), der Chunaub (Acesines), der Rävi (Hidraotes), der Bejah und der Setledge (welche beide letztern sich vereinigen und den Hyphasis der Alten, größer als die Elbe, bilden). Von dieser Verbindung mit den fünf Strömen tritt er in die Provinz Sind, und fließt südwestlich. In der Nähe von Hyderabad theilt er sich wieder in die zwei Arme, wovon der östliche der Fulelee heißt. Nachdem sich der Fulelee wieder mit dem Indus vereinigt hat, fließt der Indus bei Tatta vorbei und tritt in den indischen Ocean; 2. der Ganges, der zweite indische Hauptstrom, entspringt in Großtibet, an der Westseite des Gebirges Kenntaisse, des höchsten tibetanischen Bergrückens, welcher eine nördliche Fortsetzung drr indischen Schneegebirge ist, wahrscheinlich aus dem See Mansoroar. Er durchfließt hierauf das Land Sirinagur, wo er durch eine Menge kleiner und großer Flüsse verstärkt wird, zuletzt fließt er als ein sanfter, überall schiffbarer Strom durch die herrlichen Ebenen von Delhi, Auhd, Bahar und Bengalen, dem Ocean zu, bewässert die angrenzenden Gegenden, und verschafft ihren Producten einen sichern und ungestörten Absatz. Der ansehnlichste Strom, den er aufnimmt, ist der Jumma. Etwa 220 englische Meilen vom Meere nimmt die nördliche Spitze des sogenannten Delta des Ganges ihren Anfang. Die beiden westlichen Arme des Ganges (Cossimbazar und Jellingly) vereinigen sich, und bilden gemeinschaftlich den Hugly, den westlichen Arm des Ganges, der bei Calcutta vorbeifließt, und der am meisten von Schiffen besucht wird. Der südliche, längs des Meeres gelegene Theil des Delta besteht aus einem Labyrinthe von Flüssen und Strömen. Das Wasser des Ganges wird von dem Hindus für heilig gehalten; 3. der Burramputer, welcher aus demselben tibetanischen See Monsoroar entspringt, aus welchem der Ganges kommt, aber in der entgegengesetzten Richtung fließt und anfangs Sanpu heißt, aber bald seinen andern Namen Burramputer erhält, entfernt sich anfangs sehr weit

vom Ganges, allein er wendet sich auf einmal westlich durch Achem, tritt in Bengalen ein, durchfließt die östlichen Gegenden dieser Provinz, erhält eine beträchtliche Breite, und vereinigt sich bei Luckipore mit dem Ganges. Zu den übrigen beträchtlichen Flüssen gehören noch der Nerbudda, der Godavory, der Kistna und der Cavery oder der Coleram. In allen drei Reichen der Natur ist Indien ein sehr fruchtbares Land. Weizen, Gerste, Reis, Mais, Zucker, Wein, Ananas, Limonen und Granatäpfel, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Opium, Weihrauch, Kassia, Kampher, Indigo, Mohn, Betel u. s. f. liefert der Boden in Ueberfluß. Im Schooße der Erde werden treffliche Diamanten, Gold, Kupfer, Blei, Eisen, Salz, Borax, und an den Küsten kostbare Perlen gefunden. Das Thierreich zeichnet sich aus durch Elephanten, Dromedare, Rhinocerosse, Löwen, Tiger, Leoparden, Bisamthiere, Antilopen und Crocodille. Es gibt viel schöne Vögel, besonders Papageien, Colibri, Pfauen ꝛc., aber man hört selten den Gesang der Vögel. Es fehlt aber auch nicht an giftigen Schlangen, Scorpionen und Würmern, die sich in die Haut einfressen, und die gefährliche Krankheit Narcembu verursachen. Unter den Insecten sind die Muskitos für den Europäer die unerträglichsten. Das Alterthum der indischen Geschichte ist völlig dunkel. Alexanders Eroberungen reichten zwischen dem Indus und Hyphasis, doch drang einer seiner Nachfolger, Seleucus Nicator, bis an den Ganges vor, und Indien behielt Communication mit Europa durch den Handel über das rothe Meer nach der Marattenküste; Römer, Araber, Venetianer führten ihn auf diesem Wege. Ein türkischer Völkerzweig, die Ghaznawiden, Ghazaniden, brach unter Mahmud im 10. Jahrh. nach Chr. in Indien ein, eroberte fast das ganze eigentliche Hindostan, und gründete eine mohammedanische Herrschaft daselbst, die bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts dauerte. Dann kamen die Afghanen, ein georgisches Volk, vertrieben die Ghaznawiden, und stifteten eine Herrschaft, die oft durch die Mongolen, besonders durch Tamerlans (Timur Lenks) schreckliche Einfälle gestört wurde, bis endlich der mongolische Fürst Babur (Omars Sohn, der von Timur abstammte) ihr den letzten Stoß im Jahr 1525 gab, und die Reihe der sogenannten großen Moguls anfing. Dieses Reich umfaßte in seiner großen Blüthe unter Acbar, Baburs Enkel, 70,000 QM., zählte 40 Millionen Einwohner, hatte 225 Millionen Rthlr. Einkünfte, und unterhielt ein Heer von 900,000 Mann. Die Residenz des großen Moguls, oder indischen Kaisers, war abwechselnd zu Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Vicekönigen (Nabobs) beherrschte, und mittelbare, eigenen Rajas (Fürsten) erblich unterworfene Provinzen, die nach den Urgesetzen des Landes regiert, dem großen Mogul nur Tribut zahlten. Als Vasco da Gama den neuen Weg ums Cap nach Indien entdeckt hatte (1498), behaupteten die Portugiesen fast 100 Jahre lang den ostindischen Alleinhandel, und theilten des Landes Herrschaft mit den Mongolen. Ihnen folgten 1595 die Holländer unter Cornelius Houtmann, dann die Engländer, Franzosen und Dänen. Die holländisch-ostindische Compagnie ward 1602, die englische 1698 errichtet. Bald nachher bestieg der grausame Usurpator Aureng-Zeb, nachdem er seinen Vater, Shah Jehan, ins Gefängniß geworfen und seine Brüder größtentheils ermordet hatte, den indischen Kaiserthron, behauptete solchen unter mannichfaltigen Empörungen der unterjochten Völker, und starb 1707 in einem Alter von 90 Jahren. Aber des Tyrannen Verbrechen wurden an seinen Nachfolgern gerächt; 12 Kaiser herrschten binnen 50 Jahren nach einander, und

nur drei von ihnen starben eines natürlichen Todes. Bei solchem steten Thronwechsel kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Unter ihrem Anführer, Gobid-Sing, machten sich zuerst die Seiks, ein indischer Völkerstamm, unabhängig, eroberten Lahor und stifteten eine aristokratische Republik. Tschuraman, Befehlshaber der Dschatten, eines andern indischen Volks, folgte dem lockenden Beispiel und eroberte sogar die Kaiserstadt Agra; seine Nachfolger dehnten die Eroberungen aus, und beherrschten eine Zeit lang das ganze Land vom Gebirge Mewat bis an den Jumnafluß. Die Maratten, ein kriegerischer, ursprünglich am westlichen Abhange der Ghautsgebirge wohnhafter Volksstamm, hatten sich nie den Mongolen unterworfen. Als nun Aureng-Zeb sie mit Gewalt unterjochen und die braminische Religion ausrotten wollte, verbanden sie sich mit mehreren des Tyrannenjochs ebenfalls überdrüssigen Fürsten, stellten den tapfern Sewaji (oder Swadschi, starb 1680), als Maha Raja oder Großfürsten, an ihre Spitze, und kämpften so siegreich gegen Aureng-Zebs schwache Nachfolger, daß ihr Staat der wichtigste in Indien wurde, bis 1777 eine Regierungsveränderung nach dem Tode des letzten Abkömmlings von Sewaji eintrat und statt des Maha Raja ein Peischwa (Reichsverweser, Vezier) die Zügel des Regiments führte. Jetzt herrschen in dem weitläuftigen Marattenstaate, außer dem Peischwa, fünf unabhängige Fürsten (Rajahs). Die allgemeine Verwirrung unter Aureng-Zebs Nachfolgern benutzte gleichfalls der Herrscher Persiens, Thamas Kuli-Chan, brach, gelockt vom Subah oder Statthalter von Decan, der nach Unabhängigkeit strebte, über den Indus, verwüstete die Hauptstadt Delhi, plünderte das ganze Land, ermordete über 120,000 Einwohner und ließ sich nur (um 1739) durch den damaligen Großmogul Mohamed Shah, mittelst Abtretung von fünf am Indus gelegenen Provinzen, die jährlich 25 Millionen Thaler eintrugen, und Bezahlung einer Kriegssteuer von 150 Millionen Thalern zum Abzuge bewegen. Dabei hatte er den kaiserl. Schatz von 500 Millionen Thalern geraubt, und die Einwohner berechneten den vom Perserheere angerichteten Schaden auf 750 Millionen Thaler. Inzwischen hatten die unzufriednen Großen, welche den fremden Wüthrich ins Land gelockt, ihren Zweck wirklich erreicht: denn der Subah von Decan (Golconda) und der Nabob von Auhd (Oude) machten sich unabhängig vom kaiserlichen Scepter; der Subah von Bengalen hingegen wurde im Laufe des Kriegs den Maratten zinsbar, seine Nachfolger besitzen das Land jetzt unter der Oberherrschaft der englisch-ostindischen Compagnie. Bald nach Thamas Kuli-Chans Abzuge (1744) unternahm es auch Ali Mohammed, Anführer der Rohillas, die in des Großmoguls Kriegsdiensten standen, das Joch abzuwerfen. Ihm schlossen sich die Angesehensten des Volksstammes der Rohillas an; die nördlichen und östlichen Gegenden von Delhi und die nordwestlichen von Auhd fielen in ihre Gewalt, und ein Theil des Landes erhielt nun den Namen Rohilcund. Dieser Strich ward von mehreren Fürsten beherrscht, die in Defensivallianz mit einander standen, bis 1774 die Engländer ihrer Herrschaft ein Ende machten, und dem Nabob von Auhd Rohilcund für 50 Lak Rupien verkauften. So ging in dem herrlichen Lande alles drunter und drüber. Ahmed Abdalla (Thamas Kuli-Chans Nachfolger), Herr von Candahar, drang mehreremale vom J. 1747 an in Hindostan ein und plünderte es aus, und fast jeder Unterbefehlshaber machte sich auf seinem befestigten Bergschloß und in seinem Bezirk damals unabhängig. In Carkanic

waren die dort angesiedelten Franzosen Meister und gewannen eine Zeit lang, bis die Engländer ins Mittel traten, großen Einfluß auf Besetzung der Subahs- oder Nabobswürde. Unter allen einheimischen Usurpatoren spielte indeß keiner in neuern Zeiten eine so wichtige Rolle, als der Raja von Mysore, Hyder-Aly, der den damaligen Großmogul, oder indischen Kaiser, Ali Gohar (gewöhnlich Shah Allum genannt) nöthigte, sich den Engländern in die Arme zu werfen. Noch jetzt residirt zu Delhi ein Abkömmling jener mächtigen Beherrscher Indiens, Akbar II., der auch von seinen nächsten Umgebungen, fast könnte man sagen spottweise, als Großmogul geehrt wird, denn er steht unter der strengen Vormundschaft der englisch-ostindischen Compagnie, und von allen Reichthümern und dem Glanze seiner Vorfahren ist ihm nichts geblieben als der Ertrag einiger Ländereien, und der Genuß eines Jahrgehalts von Seiten der Compagnie, so daß seine jährlichen Einkünfte sich etwa 200,000 Pf. St. belaufen mögen. Die Kriege des Hyder Aly gegen die Engländer (von 1767 — 1782), die allmälige Vergrößerung ihrer jetzt ungeheuern Macht in Indien, ihr letzter Kampf mit Trippo Saheh (1799), der im J. 1815 geendigte Krieg gegen den Rajah von Nepaul, wodurch neue Länder und Handelsaussichten gewonnen worden, und ihre nach dem Kriege mit dem Peischwa der Maratten (s. d. Art.), 1818 errungene vollkommene Souveränität in allen indischen Provinzen diesseits des Ganges, gehören in die Geschichte der englisch-ostindischen Compagnie. (Vergl. d. Art. Englisches Reich in Ostindien; auch des Gen. Gouv. Hastings Leben in den Zeitgenossen, Heft XIX.) Nach den verschiedenen Beherrschern Ostindiens läßt sich dasselbe eintheilen: in das Cabulische Ostindien, welches den von Ostindien durch die Afghanen abgerissenen und mit Cabulistan vereinigten Theil begreift; in den Staat Nepaul nebst Ghorca und Sirinagur; in die Rasputen- und Dschaten-Fürstenthümer (im nordwestlichen Theile Ostindiens); in die Lande oder Seiks der Sikhs; in die unter mehrern unabhängigen Beherrschern stehende Provinz 'Sind; in die Marattenländer, seit 1818 ganz unter brittischem Einflusse; in die Gebiete der brittischen Bundesgenossen oder vielmehr Vasallen, als Nabobs von Auhdes Rajahs von Mysore, des Rajahs von Cochin und Travancore und des Nizams von Golcondao der Subah von Decan; und endlich in die Besitzungen der Europäer, wovon die der Britten bei weitem am größten sind. Die der übrigen Europäer, der Franzosen, der Niederländer, der Portugiesen und der Dänen begreifen zusammen nur 140 □M. mit 320,000 Einwohnern und den Städten Pullacate und Kodschin oder Cochin (niederländisch), Pondichery und Chandernagor (französisch), Goa und Diu (portugiesisch) und Trankebar (dänisch).

Hindus, die Ureinwohuer Ostindiens, eine asiatische, uralte Nation, menschenfreundlich, gutmüthig, fleißig und durch Wissenschaften und Künste schon in jenen Zeiten verfeinert, als die meisten ihrer asiatischen Nachbaren noch auf der ersten Stufe der Bildung standen, die Griechen noch im Dunkel verborgen lagen und die Völker von Europa sämmtlich noch die gemeinsten Kunstbedürfnisse des menschlichen Lebens entbehrten. Sie bilden ein zahlreiches Volk, welches seit Jahrtausenden, auch unter fremder Herrschaft seine Nationalität behauptet hat, indem es noch jetzt seine eigenthümliche Sprache, Schrift, Verfassung, Religion, Sitten, Gebräuche und Lebensart besitzt. Was ihre Leibesfarbe und Gestalt betrifft, so sind die Hindus ein Volk, von gelbbrau=

ner Farbe; jedoch sind die höhern und reichern Stände beinahe so weiß wie die Europäer. Ihr Körper von etwas mehr als mittlerer Größe, ist regelmäßig gewachsen, gut gebaut und besonders sehr geschmeidig und gelenk. Sie zeichnen sich hauptsächlich durch ihre kleinen Hände aus. Der Mangel heftiger Leidenschaften, Nüchternheit, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Gastfreundschaftlichkeit, Dienstfertigkeit zeichnen sie vortheilhaft aus. Zwar gibt es unter ihnen sehr kriegerische Völkerschaften, doch wirft man ihnen Liebe zur Ruhe, Langsamkeit und Geiz vor. Sie besitzen viele Geistesfähigkeiten, nur fehlt es ihnen heutiges Tages an der nöthigen Entwickelung derselben. Früher, ehe sie durch das Joch des fremden Despotismus erschlafft wurden, standen sie auf einer höhern Stufe der Bildung, man hat in ihrem Lande die Wiege aller Künste und Wissenschaften gesucht. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd, Berg- und Hüttenbau, Forstwissenschaften, Handwerke und Fabriken, Handel und Schifffahrt, verfertigen verschiedene, zum Theil äußerst kostbare Zeuge, vorzüglich von Baumwolle und Seide, worunter sehr feine Kattune und die schönsten und feinsten Musseline gehören, gemalte Leinwand, feine Shawls, schöne Matten, Corduan ꝛc. und haben unnachahmliche Färbereien. Ihre Musik und Malerei sind noch sehr zurück; in der Tanzkunst, Bildhauer- und Land- und Wasser-Baukunst haben sie es weiter gebracht. Sie kennen die Rechenkunst, Astronomie und Chronologie, und sind sehr große Liebhaber der Dichtkunst und des Gesanges. Einer der seltsamsten, auffallendsten, empörendsten und grausamsten Gebräuche der sonst so sanften Hindus, ist das Verbrennen der Wittwen mit ihren verstorbenen Männern, eine seit undenklichen Jahren unter den Hindus eingeführte Sitte; doch findet dieses Wittwenverbrennen vorzüglich in den Ländern Statt, welche von hinduischen Fürsten beherrscht werden. Merkwürdig ist die seit den ältesten Zeiten eigenthümliche Volksabtheilung in viele von einander abgesonderte Rangordnungen, Stämme oder Classen (von den Europäern Kasten genannt). Es gibt vier edle und eine fünfte unedle Hauptkaste. Die vier edlen Kasten sind, zum großen Nachtheile der Landescultur, wesentlich und auf immer von einander abgesonderte Nationalclassen, so daß keine in die andere übergehen kann, keine sich in der Regel mit der andern weder durch Verheirathung, noch auf irgend eine andere Art vermischen, auch nicht ein Stand die Lebensart und Verrichtungen des andern ergreifen darf. Aller Unterschied ist hier aufs strengste genommen, erblich und persönlich, alle Vorrechte und Einschränkungen sind angeboren, und niemand kann werden, wozu ihn die Natur geschickt macht, sondern muß werden, wozu ihn die Geburt berechtigt, oder bleiben, wozu ihn die Geburt verdammt hat. Die geringste Verletzung dieser Grenze wird theils mit Ausschließung, theils auch, in besondern Fällen, mit Todesstrafe geahndet. Selbst der Unterschied mit Nahrungsmitteln ist genau angeordnet. Den drei obern Kasten sind alle Arten von Fleischspeisen verboten, der vierten wieder der uneingeschränkte Genuß derselben (mit Ausnahme des Rindfleisches) verstattet, und nur die niedrigsten Classen der fünften Kaste dürfen alles, was ihnen beliebt, an Fleisch sowol, als andern Nahrungsmitteln genießen. Je niedriger die Stammordnung eines Hindu ist, desto weniger ist er seiner Lebensweise in Rücksicht auf Speise und Getränke eingeschränkt, dagegen aber in dem Grade der mindern oder größeren Erniedrigung die übrigen lästigen Einschränkungen zunehmen. Die erste und edelste Kaste heißt Brahmana, und ist die Kaste der Bra-

minen, Bramanen oder Brahmanen, welche Priester, Gelehrte, Lehrer der Schulen und Akademien, Gesetzverständige und Staatsbeamte sind. (S. Braminen). Die zweite edle Stammordnung heißt Kschetria oder Kschetrija, welche die Kschetrier oder Radschaputra, die Könige und Krieger, begreift. Den Namen Rasputen, Radschaputren erhalten die Kschetrier vorzugsweise in ihren alten hindostandischen Erbländern. Die dritte edle Kaste heißt Waischja, deren allgemeine Bestimmung der Ackerbau, die Feld- und Gartenarbeit, die Viehzucht und der Handel ist. Als Kauf- und Handelsleute heißen sie Wannija, gewöhnlich Bunianen genannt. Die vierte edle Kaste heißt Schudra, und begreift unter dem Namen der Schudren oder Schudrier die Künstler und Handwerker. An die vier edlen Kasten mit ihren Unterabtheilungen schließt sich eine Menge vermischter oder unreiner Abtheilungen derselben an, Afterclassen der vier edlen Kasten, Burum Ssunker genannt, welche aus mannichfaltigen Mißheirathen der verschiedenen Glieder oder Stände der vier edlen Kasten entstanden sind, auf denen zwar nicht die strenge Verachtung der fünften unedlen oder verworfenen Menschenclasse haftet, die aber doch außer den Schranken der reinen vier edlen Kasten versetzt sind. Diese vermischten Kastenzweige machen zuletzt den Uebergang zu der fünften unedlen Kaste, welche Nischa, Parria und Peleja heißt, d. i. verächtliche, schlechte, unreine, unedle Menschenclasse. Diese Kaste besteht aus den unglücklichen Menschen, welche alle das thun müssen, was sonst niemand, ohne sich zu verunreinigen, thun darf. Sie werden nicht nur selbst als unrein geachtet, sondern verunreinigen auch alle Personen und Dinge, denen sie zu nahe kommen. Sie sind deshalb auf alle Art im bürgerlichen Leben nachtheilig ausgezeichnet, und durch vorgeschriebene Regeln in Rücksicht ihrer Lebensart, Wohnung und Habseligkeiten gebrandmarkt, dürfen die Pagoden oder Tempel der übrigen Kasten nicht besuchen, sondern haben ihre abgesonderten, eigenen Pagoden und Religionsübungen, dürfen die Häuser der andern Kasten nicht betreten (wenn es ja aus Unvorsichtigkeit geschieht, oder im Falle der Nothwendigkeit nicht verhütet werden kann, wird ein solcher Ort auf religiöse Art gereinigt), müssen die öffentlichen Märkte vermeiden, dürfen sogar nur ihre eigenen Brunnen haben, die sie zur Warnung mit Thierknochen einfassen müssen, wohnen in elenden Hütten von Städten und Dörfern entfernt, sind von aller gesetzlichen Nahrungsweise der übrigen Kasten ausgeschlossen, und essen daher auch Rind und alles andere Fleisch ohne Unterschied. Zu den Hindus gehören die Seiks, Dschaten, Rasputen, Maratten, Singalesen, Tamuler, Wadtuger, Gikhers, oder Kakaren, Grassias, Gounds oder Goands, Kallers oder Kallier ꝛc., wovon einige zu der mohammedanischen Religion übergetreten sind, andere, wie Seiks, ihre eigene Religion haben. Uebrigens vergl. man die Art. Indien, Indische Literatur, Indische Mythologie und Religion, und Indische Sprachen.

Hinken. Jedermann weiß, was hierunter verstanden wird, wir erwähnen daher hier nur eine Art des Hinkens, welches unter dem Namen der Coxalgie oder des freiwilligen Hinkens der Kinder bekannt, neuerlich aber erst genauer (von Albers und Ficker vorzüglich) beobachtet und untersucht worden ist. Die Krankheit selbst kannte man zwar schon in den frühesten Zeiten, doch wurde sie stets verkannt und falsch beurtheilt. Sie kann in jedem Lebensalter vorkommen, vorzüglich aber ist sie bei den Kindern von drei bis zwölf Jahren beobachtet worden,

und besteht in einer allmälig ausgebildeten kranken Beschaffenheit einzelner oder aller Gebilde des Hüftgelenkes. Die Bänder-, Drüsen-, Knorpel- oder Knochensubstanz dieses Gelenkes schwillt an und wird entzündet. Die Entzündung geht in Eiterung über; allmälig wird die Gelenkpfanne von den angeschwollenen Theilen und dem ergossenen Eiter verengert, der Schenkelkopf hervorgedrängt, und dadurch die kranken Gliedmaßen verlängert. Zuweilen wird der hervorgetriebene Schenkelkopf durch das Gewicht des Körpers u. s. w. an den obern Rand der Pfanne gedrückt, und die anfangs verlängerten Gliedmaßen etwas verkürzt. In der frühesten Periode dieses Uebels klagt der Kranke über eine ungewöhnliche, Morgens beim Aufstehen bemerkbare Steifigkeit des Schenkelgelenkes, Stiche in der Tiefe desselben, die Abends wiederkehren, ein Gefühl von Ermüdung und Lähmung, welches den Kranken oft während des Gehens auszuruhen und den kranken Schenkel etwas nachzuschleppen nöthigt. Diese Periode wird bei jungen Kindern meist verkannt, und man wird oft erst aufmerksam auf das Uebel, wenn schon die zweite Periode eintritt, in welcher die Leistendrüsen schmerzhaft anschwellen, die Schmerzen im Gelenke, besonders auch im Knie heftiger und anhaltender werden, die Abmagerung des Schenkels und das Hinken zunimmt. Der Eiter bahnt sich endlich einen Weg nach außen. Wenn die Heilung nicht gelingt, so erfolgt zuletzt Abzehrung, welche den Tod herbeiführt. Es ist demnach von der größten Wichtigkeit, diesem Uebel wo möglich in seiner ersten Periode zu begegnen, und sobald ein Kind von selbst einen ungleichen und hinkenden Gang bekommt, die Hilfe des Arztes zu suchen. H.

Hintergrund, s. Grund.

Hiob ist der Held eines sehr alten Lehrgedichts, daß der Canon des alten Testaments bis auf unsere Zeiten gebracht hat (s. Hebräische Literatur). Der Gegenstand ist eine Theodice, wie sie ein frommer Sinn, der die Unfähigkeit des menschlichen Verstandes über die göttlichen Motive der Vorsehung und des Menschenschicksals abzuurtheilen und die Nothwendigkeit, sich den Fügungen Gottes gläubig zu unterwerfen, anerkennt, was die Hauptideen betrifft, noch heut nichts anders geben würde. Diesem Thema und der religiösen Richtung des Gedichts gemäß, ist seine Handlung im Himmel, und was die Menschen, die sich gegen den Herrn des Schicksals nicht anders als leidend verhalten können, dabei thun, nur Reflexion und Ausdruck des Gefühls. Aber in diesen Reflexionen und Herzensergießungen zeigt sich ein Leben, eine Kraft und Innigkeit, in diesen Dialogen ein Wettkampf mit den stärksten Waffen des Geistes um die höchsten und heiligsten Wahrheiten der Menschheit, der das Gespräch wieder zur lebendigsten Handlung macht. Stärker als irgendwo werden wir hier belehrt, es sei Vermessenheit, die Rathschlüsse Gottes beim Glück und Unglück der Menschen ergründen zu wollen, sein Rath sei wunderbar und er führe alles herrlich hinaus. Eine bis jetzt in Arabien und Syrien erhaltene Sage beweist eben so wie die unverkennbaren Spuren wahrer Natur in dem Gedichte selbst, daß es historischen Grund hat, und ein angesehener und frommer Emir, Namens Hiob oder Jacob, der in wenigen Stunden aller Reichthümer, die er besessen, sogar seiner Kinder beraubt, und selbst mit der furchtbarsten Krankheit heimgesucht ward, in Idumäa gelebt haben möge, ja an einigen Orten, wie bei Damask, will die Sage noch sein Grabmal nachweisen. Wie viel die Phantasie des Dichters hinzugethan und umgebildet hat, läßt sich nicht ausmitteln; daß er aber den vorzüglichsten Dichtern aller Zeiten an die Seite ge-

gesetzt zu werden verdient, zeigt die Größe und Eigenthümlichkeit seiner Compositionen, die lebendige Natur und Frische seiner Farben, die ergreifende Stärke und Wahrheit seiner Situationen und Darstellungen der Empfindungen, die Fruchtbarkeit und Fülle seiner Sprüche, die Hoheit und Lauterkeit seiner Gesinnungen, und jene himmlische Würde bei aller Einfalt der Natur, die niemand erkünsteln kann, dem Gott nicht mit dem Lichte des Genies zugleich den Funken der frommen Begeisterung verlieh. Der geschmackvollste Uebersetzer und Beurtheiler dieses Gedichts, Stuhlmann (Hiob, ein religiöses Gedicht. Hamburg 1804), bestreitet die frühere Meinung, daß Moses der Verfasser desselben sei, weil es durchaus keine Mosaischen Ideen enthält. Eben darum, und sowol wegen der darin merkbaren philosophischen Richtung, als auch wegen des der Sprache der Salomonischen Schriften am nächsten kommenden Ausdrucks, wird es mit der größten Wahrscheinlichkeit unter die Erzeugnisse des Salomonischen Zeitalters gesetzt, wenn schon eine ältere Sage dabei benutzt worden sein kann.

Hippel (Theod. Gottlieb von), war zu Gerdauen in Ostpreußen 1741 geboren, wo sein Vater Schulrector war. Als Knabe zeigte er einen großen Hang zur Einsamkeit und religiösen Schwärmerei, wohin ihn seine lebendige Einbildungskraft führte. Den Unterricht seines Vaters und des dortigen Predigers und Schulinspectors Keber, vorzüglich in Sprachen, nahm er schnell auf, und ging, erst 15 Jahr alt, auf die Universität Königsberg, um Theologie zu studiren; daneben trieb er noch Philologie, Mathematik und Philosophie. Großen Einfluß auf sein künftiges Leben hatte seine Bekanntschaft mit dem holländischen Justizrath Voigt, einem berühmten Juristen, welcher den anziehenden, geistreichen Jüngling in sein Haus aufnahm und vielfach unterstützte. Durch ihn erhielt er Kenntniß der holländischen Sprache und einige Neigung zur Rechtswissenschaft. Noch bedeutender ward ihm die Bekanntschaft mit dem zu Königsberg sich aufhaltenden russischen Lieutenant von Keyser, der ihn 1760 mit nach Petersburg nahm, und ihn zuerst in die Kreise der Vornehmen einführte. Ungeachtet sich ihm hier herrliche Aussichten eröffneten, trieb ihn doch die Liebe zum Vaterlande zurück nach Königsberg. Hier übernahm er in einer sehr gebildeten adeligen Familie eine Hauslehrerstelle, und benutzte die ihm sich darbietende Gelegenheit, verschienener Menschen Sitten und Charaktere kennen zu lernen und sich in ihrem Umgange auszubilden. Dadurch ward er sich zugleich seiner Bestimmung und seines einzigen Strebens und Wünschens, in einem hohen Geschäftskreise als angesehener und geachteter Mann, in dem vollen Genusse der Güter des Lebens seine hohen Geisteskräfte wirksam anzuwenden, immer mehr bewußt. Noch mehr brachte diesen Plan die Liebe zur Reife, indem der Gegenstand seiner Neigung an Stand und Vermögen über ihn erhaben war, und er nur durch das angestrengteste Bemühen des Verdienstes demselben näher zu kommen hoffen konnte. Zum Mittel wählte er die Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium er sich nun ganz widmete, weil sie ihm eine schnellere Bahn zu hohen Ehrenstellen und Gütern versprach, und eine umfassendere Sphäre des Geschäftslebens eröffnete. Schon 1762 verließ er daher jene Familie wieder, indem er nun mit der unglaublichsten Selbstverläugnung, selbst in Hinsicht der äußern Lebensbedürfnisse, und mit dem muthigsten, angestrengtesten Eifer das unverrückte Ziel seiner Leidenschaft — Würden und Reichthum — verfolgte und schnell erreichte. Als er es errungen, entsagte er dem Besitze der Person, die er geliebt hatte, um im ehelosen Stande seinem Streben nach

immer ausgebreiteter Thätigkeit und Würde ganz zu leben. Zuerst machte er sich als Rechtsconsulent (von 1765 an) durch seine Einsichten, Klugheit und Beredsamkeit geachtet und bekannt. Sein Ansehn stieg, und damit die Vortheile seiner Lage. Er schritt von einem Posten zum andern. Seine Pünktlichkeit und Leichtigkeit als Geschäftsmann besiegte jede Schwierigkeit und ertheilte den Aemtern, die er bekleidete, eine noch höhere Würde. 1780 ward er endlich dirigirender Bürgermeister in Königsberg und Polizeidirector, mit dem Charakter eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern. Bei der Besitznahme von Danzig wurden ihm Geschäfte übertragen, welche er, wie immer, mit der größten Betriebsamkeit und Geschicklichkeit verwaltete. Darauf kehrte er nach Königsberg zurück und endete 1766 sein thätiges und nützliches Leben. Sein hinterlassenes Vermögen betrug 140,000 Thaler. Sein Leben und Charakter waren übrigens voller Sonderbarkeiten und Widersprüche: Schwärmerei, Neigung zum Aberglauben bei einem hellen, aufgeklärten Verstande, eine an Andächtelei grenzende Frömmigkeit und warmer Tugendeifer bei starker Leidenschaft und Sinnlichkeit, eine fast schwärmerische Freundschaft bei Verschlossenheit selbst gegen seine liebsten Freunde, Herrschsucht und Strenge bei Heiterkeit und einem feinen Betragen, waren ihm vor allen eigen. Alles aber war bei ihm jenen Triebfedern seines Lebens untergeordnet. Daher Kant ihn einen Plan- und Centralkopf nennt, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwerfen und eben so schnell und standhaft ausführen konnte. Eben so eigenthümlich ist er in seinen Schriften, in welchen er, so lange er lebte, ein strenges Incognito liebte. (S. Barowski über die Autorschaft des Verfassers des Buchs über die Ehe. Königsberg 1797.) Sie gehören zu den geistreichsten und gelesensten Werken der deutschen Literatur und nehmen den ersten Rang in der seltenen Classe humoristischer Geisteserzeugnisse ein. Eine reiche Ader des Witzes und der Laune strömt in ihnen. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernst und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantasie aber spielt in leichten kühnen Sprüngen und Abschweifungen ihr ungezügeltes Spiel. Auch sind seine Werke noch durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menschenkenntniß und daraus hervorgegangene Schilderungen bekannter Zeitgenossen sehr anziehend, wie überhaupt sein freundschaftlicher Umgang mit mehrern geistreichen Menschen (z. B. mit Hamann und Kant, der aber erst in der letzten Zeit seiner Universitätsstudien auftrat) ihm einen Reichthum mannichfaltiger Ideen für seine Schriften lieferte. Die wichtigsten und berühmtesten derselben sind: 1. über die Ehe; zuerst 1774, 4te Aufl. 1793. Hieran schließt sich 2. eine spätere Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin 1792, und 3. sein Nachlaß über weibliche Bildung. Berlin 1801, 8. Uebrigens ist es sonderbar, daß er in seiner ersten und gelesensten Schrift den größten Lobpreiser der Ehe macht, und doch selbst ehelos blieb. Nicht minder bekannt, obwol weniger verstanden, sind 4. seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" nebst Beilagen A. B. C. in drei Theilen, Berlin 1778—81. Eine eigenthümliche Laune, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitssinn haben gleichen Antheil an diesem Werke. Unter dem glänzenden, oft blendenden Gewande kühner Bilder und witziger Aussprüche werden hier die Grundsätze einer ernsten Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Besonders suchte er in diesem Werke Kants

philosophische Ideen, dessen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er sie früher aus seinen Heften und aus persönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den seinigen gemacht hatte, auf die ihm eigenthümliche, d. h. unsystematische, aber geistvolle Weise mitzutheilen und zu verbreiten. Er hat in diesem Werke sich selbst und seine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verschiedensten Seiten kennen. Einen Commentar dazu liefert in dieser Hinsicht 5. Hippels Selbstbiographie, welche Schlichtegroll in seinen Nekrolog (1796, 1r. Bd. u. 1797 2r. Bd. mit Hippels Bildniß in Umriß) aufgenommen, berichtigt (denn Hippel hatte in derselben sich sehr idealisirt) und ergänzt hat (sie ging nur bis zu dem J. 1761). Das letzte Werk, welches er herausgab, waren 6. die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z (2 Bde. Berlin 1793 und 1794), in welchem er, wie früher 7. in seinem „Zimmermann I. und Friedrich II., von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover, London, gedruckt in der Einsamkeit 1790," viele politische Gegenstände und Zeitereignisse ernst, aber mit scharfer Satyre berührt. Auch einige Lustspiele, geistliche Lieder (Berlin 1792) und andere poetische Versuche sind von ihm bekannt geworden, unter welchen seine idyllischen Handzeichnungen nach der Natur, Berlin 1790, ein wirklich poetisches Interesse gewähren.

Hippias, Beherrscher der Athener, Sohn des großen Pisistratus, nach dessen Tode er mit seinem Bruder Hipparch die Regierung Athens gemeinschaftlich besorgte, bis dieser, am Feste der Panathenäen, auf dem heiligen Zuge nach dem Minerventempel, beim Ausbruch einer von zwei jungen Griechen, Harmodius und Aristogiton, geleiteten Verschwörung, ermordet wurde. Jetzt nahm Hippias die Zügel allein in seine Hand, und rächte den Tod seines Bruders an dem Volke durch Auflagen, Verkauf der Aemter und Hinrichtung Aller, die nur einigermaßen sich ihm verdächtig machten, nachdem er durch die schrecklichsten Foltermartern sie zu Geständnissen gezwungen hatte. Dies Loos traf sogar mehrere seiner besten Freunde, da Aristogiton, voll Wuth, und nur, um dem Tyrannen wehe zu thun, jene als Mitverschworne nannte. Die Athener müde, diese Grausamkeit länger zu ertragen, sannen auf Mittel, sich davon zu befreien. Die List mußte siegen über die Gewalt. Man fand den goldnen Schlüssel zum Allerheiligsten des delphischen Orakels, und dieses befahl den Spartanern, die Athener von der Herrschaft der Pisistratiden zu erlösen. In unbefangenem Glauben an die göttliche Pythia, deren Bestechlichkeit sie freilich wol nicht ahnen mochten, zerriß Sparta das freundschaftliche Band zwischen sich und dem Herrscher Athens, der nun dem vereinten Angriff unterlag. Hippias ward aus der Stadt und ihrem Gebiete vertrieben (510 vor Chr.), und Athen athmete freier. Aber die Mittel, mit denen es die Stimme des Orakels für sich gewonnen hatte, blieben kein Geheimniß, und voll Verdruß über diesen Betrug, verlangten die Spartaner die Wiedereinsetzung des Hippias, welches aber nicht gelang. Hippias suchte jedoch nun Schutz und Hilfe bei Arthaphernes, persischem Statthalter in Sardes; er erlangte, daß Darius, der ohnehin auf die Athener, wegen des Beistandes, den sie den asiatischen Griechen gegen ihn geleistet hatten, noch sehr erbittert war, von ihnen die Aufnahme des Hippias foderte. Die bestimmte Verweigerung dieses Verlangens entflammte den ersten Krieg der Perser gegen die Griechen Europas. Aber die Schlacht bei Marathon vernichtete mit des Darius Heer zugleich des Hippias Wün-

sche und Hoffnungen; er selbst fiel an diesem heißen Tage mit dem Schwert in der Hand.

Hippiatrik, die Pferde- oder Roßarzneikunst.

Hippocentauren, nach den Mythologen Zwittergeschöpfe a s der Begattung eines Centauren mit einer Stute entstanden. Nach der Wortabstammung höchst wahrscheinlich ein Reiter, der vom Pferd herab einen Stier durchbohrt, da diese Benennung aus den Wörtern ιππος, κενταν und ταυρος zusammengesetzt ist.

Hippocrates, der berühmte griechische Arzt, Stifter einer eigenen Schule der Arzneikunde, ja des ersten Versuchs einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der Insel Kos, in der Stadt gleiches Namens, 456 vor Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geschlechts des Asklepiaden, welche ihren Ursprung von Aeskulap herleiten, so daß Hippocrates in der Reihe der siebzehnte gewesen wäre. Sein Vater, Heraklides, war auch Arzt, der seinen Sohn selbst unterrichtete. Seine Erziehung und sein Unterricht sind sehr sorgfältig, und denen der vornehmen Familien der damaligen blühendsten Epoche Griechenlands gleich gewesen. Wahrscheinlich ist es, daß er den Unterricht der damaligen Philosophen in Athen, besonders auch Heraklits, mitgenossen hat. Die meiste Zeit seines Lebens brachte er außerhalb seiner Vaterstadt in verschiedenen Städten Griechenlands zu, um in seiner Kunst sich immer mehr zu vervollkommnen. Am meisten hielt er sich in Thracien und Thessalien, besonders auf der thracischen Insel Thasus auf, reiste aber auch weiter, und hat wahrscheinlich einen großen Theil von Asien durchreist. Er starb im 90. Jahre seines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Namen der Hippocratischen noch vorhanden sind, können diesem einzigen zugeschrieben werden. Es haben mehrere dieses Namens gelebt. Einige der Hippocratischen Schriften sind ihm, besonders zur Zeit der alexandrinischen Schule, untergeschoben. Andere sind zwar echt, aber von seinem Sohn Thessalus, oder von andern seiner Nachkommen gesammelt, verändert, erklärt, mit Zusätzen vermischt worden. Die als echt anzusehenden Schriften des Hippocrates sind: das erste und dritte Buch von den Landseuchen; Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der Luft, den Wassern und der Ortsbeschaffenheit; von der Vorhersagung; einige chirurgische Bücher; die Eidesformel; das Gesetz. Die geschätzteste Ausgabe (griechisch und lateinisch) ist die Genfer von 1757 in 2 Bänden, Fol. Nächstdem nennen wir die Ausgabe von Van der Linden, Leyden 1665, 2 B. 8., und von Chartier, Paris 1639 — 1679, 13 Bde. Fol. (zugleich mit dem Galen). Hippocrates war ein eifriger, unermüdeter Beobachter der Natur, und sah nie Krankheiten mit einem freien Geist ohne Befangenheit irgend eines Systems; daher wir die schönste Beschreibung des weder durch Arzneimittel, noch durch irgend eines ungestümes und voreiliges Einwirken gestörten Verlaufs derselben von ihm haben. Er konnte so die Heilkraft der Natur und die Wege, auf welchen sie die Heilung der Kranken bewirkt, auch die Mittel, welche sie in ihrem Geschäfte unterstützten, am besten kennen lernen. Ein Lebensprincip nahm er zwar als Grundkraft des lebenden Körpers an (Enormon), von welchem Leben, Gesundheit und Krankheit abhängen sollten; allein er erklärte sich hierüber nicht deutlicher, ließ sich auch auf vielerlei Hypothesen und Untersuchungen über das Wesen der Krankheit nicht ein. Desto mehr Rücksicht nahm und empfahl er auf die äußern Einflüsse als entfernte Ursachen der Krankheiten, besonders Luft, Nahrungsmittel, Clima, Wohnort, selbst die

Verhältnisse des Kranken. Er beobachtete, daß die Natur im Verlauf der Krankheiten sich an gewisse Perioden des Wachsthums und der Abnahme hielt, und wurde dadurch auf seine Lehre von den kritischen Tagen geleitet. In seiner Heilmethode nehmen die diätetischen Vorschriften den vornehmsten Platz ein, die er nach Beschaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging sein Bestreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verstärken, oder zu mäßigen. Im Wachsthume der Krankheit übernahm er nicht gern etwas Entscheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilsamen Bearbeitung (Kochung) der Krankheitsstoffe nicht zu stören, er kam aber in und nach der Entscheidung der Absonderung und Ausleerung des Krankheitsstoffes der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hilfe. Sein eigentliches Verdienst um die Arzneikunde bestand also vorzüglich darin, daß er sie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philosophischen Secten befreite, aus dem bisherigen beinahe ausschließenden Besitz der Priester zum gemeinschaftlichen Gute jedes Andern, der sie erlernen wollte, machte; daß er ohne Hypothesensucht den Gang der ungestörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiste beobachtete, und seine Erfahrungen mit gewissenhafter Treue wiedergab; daß er auf die Wichtigkeit der äußern Einflüsse, auf die heilenden Kräfte der Natur, und auf die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Diät aufmerksam machte, und die Lehre von den Zeichen und von der Vorhersagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeten, den großen Scharfsinn und sein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte beurkundenden Beobachtungen bereicherte. H.

Hippocrene (Roßquell), ein Quell, welcher von dem Helikon, diesem den Musen heiligen Berge in Böotien, mit begeisterndem Wasser herabsprudelte, und deshalb selbst den Musen und dem Apollo heilig war. Wer aus ihm trank, fühlte sich zu Gesang begeistert. Er sollte aus dem Hufschlag des Pegasus entstanden sein.

Hippodamia hießen mehrere Frauen des Alterthums, z. B. die Gemalin des Pirithoos, Königs der Lapithen. Die berühmteste ist wol die schöne Tochter des Königs von Pisa in Elis, des Oenomaos. Weil diesem geweissagt worden war, sein künftiger Eidam werde ihn tödten, so machte er die Bedingung, daß jeder, der sich um seine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen bestehen, und, wofern er, ehe sie an das Ziel kämen, ihn erreichte, durch seine Hand fallen sollte. So gelang es ihm, 13, nach Andern, gar 17 Freier zu tödten, bis endlich Pelops durch Bestechung des Wagenlenkers es dahin brachte, daß Oenomaos mitten im Rennen stürzte, wobei er sein Leben verlor. So wurde Hippodamia die Gemalin des Pelops, und Mutter des Atreus und Thyestes. Sie tödtete sich selbst aus Gram über den Vorwurf, diese ihre Söhne zum Brudermord verleitet zu haben.

Hippodromus (von ἱππος Pferd, und δρομος Lauf, Roßlauf) hieß bei den Griechen und Römern der öffentliche Platz, wo die Wettrennen zu Roß und zu Wagen gehalten wurden: Rennbahn. Unter allen Hippodromen Griechenlands war der zu Olympia, von welchem sich eine Beschreibung bei Pausanius findet, der merkwürdigste. Nächst ihm ist wol keiner merkwürdiger, als der zu Constantinopel, welcher noch jetzt den Wanderer mit Erstaunen erfüllt. Severus begann den Bau dieses großen prachtvollen Platzes, und Constantin ließ ihn nach dem Muster des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabsehbar lange Reihen von geschmackvollen Säulen, die sich über einander erho-

ben und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgaben, und eine außerordentliche Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze von Menschen und Thieren, Kaisern und Athleten verzierten ihn. Unter andern merkwürdigen Kunstgebilden standen hier auch die vier bronzenen Pferde des Lisippus, die aus Griechenland nach Rom, Constantinopel, Venedig und Paris gewandert, und jetzt wiederum nach Venedig zurückgekehrt sind. Die Türken nennen diesen Platz Almeidan, d. i. Roßplatz, und erinnern dadurch noch an seine ehemalige Bestimmung. Er ist gegenwärtig 400 geometrische Schritte laug, 100 breit, und, manche kleine Unregelmäßigkeit abgerechnet, fast viereckigt, und noch befinden sich hier, wenn schon vom Zahne der Zeit etwas benagt, einige sehr merkwürdige Alterthümer. Wer über die alte Beschaffenheit mehr Belehrung verlangt, dem gibt sie Heyne (Commentar. S. R. G.) über die Kunstdenkmale in Constantinopel; wer das Gegenwärtige damit vergleichen will, der lese Murhards Gemälde von Constantinopel. dd.

Hippogryph, Roßgreif, ist der Name eines fabelhaften Thieres, daß man sich als einen Greif dachte, dessen Körper in ein Roß endigte. Es war ein Symbol Apollos, man weiß nicht genau, ob des Musen- oder Sonnengottes. Buonarotti meint, die Griechen hätten dieses Symbol mit dem Cultus Apollos vom Orient aufgenommen, ohne dessen Bedeutung eigentlich zu kennen; und dies ist nicht unwahrscheinlich. Wenn das Symbol ursprünglich dem Sonnengotte gehörte, so gab es doch hin und wieder ein Dichter auch dem Musengotte statt des Pegasus, und so ruft unser Wieland im Oberon: Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen u. s. w. dd.

Hippolytus, s. Phädra.

Hippolytus a Lapide, ein angenommener schriftstellerischer Name von Bogislav Philipp v. Chemnitz, welcher 1605 geboren ward, und 1678 als schwedischer Historiograph auf seinem Gute Hallstädt in Schweden starb. Durch seine 1640 erschienene Schrift de ratione status in imperio nosto Romano Germanico wurden die bisher gemißbrauchten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Grenzen zurückgewiesen, und dem Staatsrecht eine freiere Behandlungsweise vorbereitet. Ungeachtet man sich, dieser Richtung halber, die man gern für aufrührerisch erklärt hätte, alle Mühe gab, das Werk zu unterdrücken oder gar zu vernichten, konnte doch die Wirkung davon nicht aufgehoben werden, und es trug zu den Folgen, welche aus dem 30jährigen Kriege für die Gerechtsame der Stände hervorgingen, nicht wenig bei. dd.

Hirschberg, nächst Breslau die vornehmste Handelsstadt Schlesiens, besonders in Ansehung des Leinwandhandels, liegt im Fürstenthum Jauer, und im Regierungsbezirk Reichenbach, wo die Flüsse Bober und Zacke sich vereinigen. Merkwürdig sind die Bleichen der Stadt. In guten Jahren beträgt die Ausfuhr der Leinwand u. s. w. über 2,000,000 Thlr. Außerdem hat Hirschberg bedeutende Tuchmanufacturen, eine Zuckersiederei u. s. w. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 6000; sie sind theils catholisch, theils lutherisch. Eine Meile von der Stadt liegt Warmbrunn mit seinen berühmten Bädern. Der Hirschberger Kreis enthält auf 12 □M. gegen 47,000 Einwohner, die größtentheils von der Leinwandfabrication leben, denn der Boden ist wenig fruchtbar.

Hirschfeld (Christian Cay Lorenz), Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften zu Kiel, mit dem Titel als Justizrath, wurde geboren zu Nüchel, einem Dorfe bei Eutin, wo sein Vater Prediger war, 1742, studirte seit 1756 auf dem hall. Waisenhause

und nach vier Jahren auf der dasigen Universität, nach dem Wunsche seiner Verwandten Theologie, nach seiner eignen Neigung, Philosophie, Aesthetik, Geschichte und Alterthümer. Nach seiner Zurückkunft ins väterliche Haus ward er als Lehrer einer Prinzessin und zweier Prinzen von Holstein-Gottorp angestellt, ging mit den letztern 1765 auf Reisen, gab aber nach zwei Jahren diese Stelle auf, und lebte einige Jahre unabhängig in Leipzig. Die Muße widmete er der Ausarbeitung mehrerer Schriften, und in dem Zeitraume von vier Jahren erschienen von ihm: Das Landleben; Versuch über den großen Mann; der Winter; Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweiz; die ihn alle als einen philosophischen Kopf und geschmackvollen Darsteller zeigten, welcher durch lauter Philosophie des Lebens, feinen moralischen Sinn, reizende Naturschilderungen und treue Sittengemälde des Beifalls sich versicherte. Nachdem ihn diese Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatten, ward er 1770 zum Sekretär des akademischen Curatel-Collegiums und außerordentlichen Professor zu Kiel, 1773 aber zum ordentlichen Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften ernannt. Mehrere kleinere von ihm erschienene Schriften athmen denselben Geist, wie die vorhin genannten; zwei derselben aber gelten ganz eigentlich als Vorläufer des großen Werks, womit er sich selbst ein unvergeßliches Denkmal gestiftet hat. Diese zwei Schriften sind seine Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst, und seine kleine Theorie der Gartenkunst. Ungeachtet Hirschfeld das ganze Gebiet der schönen Kunst zu umfassen, und in keinem Theile derselben ein Fremdling zu bleiben strebte, wollte er doch seine ganze Kraft einem besondern Felde widmen, um hier so eher etwas von Bedeutung leisten zu können. Er wählte sich hiezu das noch wenig angebaute Feld der schönen Gartenkunst. Das Ergebniß seiner Bemühung war die Theorie der Gartenkunst (5 Quartbände mit Kupfern und Rissen), ein Werk, welches auch jetzt noch den Ruhm des vorzüglichsten in seiner Art behauptet. Ist auch die Theorie darin noch nicht erschöpft, und bedarf gleich das Geschichtliche darin noch mancher Ergänzung und neuer Forschungen; so brach es doch zu diesem allen die Bahn, gibt viele treffliche Ansichten, und zeichnet sich durch seine Darstellung unter den theoretischen Werken über schöne Kunst so sehr aus, daß man es in dieser Hinsicht allerdings den klassischen beizählen muß. Diese Darstellung selbst und die reizende Mannichfaltigkeit des Inhalts haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für schöne Gartenkunst mehr zu wecken und zu beleben, und Hirschfeld ist keiner der letzten unter den Schriftstellern, welche zur Verfeinerung unserer Empfindungen und zur Veredlung unserer Genüsse gewirkt haben. Zum Behuf seiner Theorie machte er mehrere Reisen nach Dänemark, Deutschland und der Schweiz, wodurch er sich zugleich in Verbindung mit vielen Freunden und Kennern dieses Fachs setzte, welche ihm möglich machte, seinen von 1782 — 1789 herausgegebenen Gartenkalender, und seine kleine Gartenbibliothek (Kiel 1790) so reichhaltig auszustatten. Auf Befehl und Kosten seines Königs legte er 1784 zu Düsternbrok bei Kiel eine Fruchtbaumschule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkommenheit gedieh. Die Ergebnisse seiner hier und anderwärts gemachten Beobachtungen über Baumzucht theilte er in seinen Handbuche der Fruchtbaumkunst (Braunschw. 1788 und 89) mit. Er starb 1792. dd.

Hirt (A.), königl. preuß. Hofrath, ordentliches Mitglied der königlichen Akademie die Wissenschaften, Professor bei den Akademien

der bildenden Künste und der Baukunst, und seit der Errichtung der Universität zu Berlin auch Professor der Archäologie, einer der berühmtesten jetzt lebenden Archäologen, vorzüglich aber als Kenner der alten Baukunst und Theoretiker im Fache der Architectur bekannt, welches auch seine Schriften über den Laokoon (in Schillers Horen 1797, X. und XII. St.), sein Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst, von welchem seit 1805 nur das erste Heft (Berlin, 4.) erschienen ist, ferner seine als Mitglied der genannten Akademie gehaltenen und einzeln herausgegebenen Vorlesungen über den Tempel der Diana zu Ephesus, über den Tempel Salomons, über das Pantheon zu Rom (in Wolfs und Buttmanns Museum der Alterthumsschaft), seine Anfangsgründe der schönen Baukunst (Berlin 1804) u. a., vorzüglich aber sein großes Hauptwerk: die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten mit 50 Kupfertafeln (Berlin, Realschulbuchh. Fol. 1809) beweisen. Uebrigens hat Hirt in mehreren kleinen Aufsätzen, z. B. über das Kunstschöne im X. und XII. St. der Horen 1797, in einem andern, überschrieben Charakteristik, als Hauptgrundsatz in den bildenden Künsten, im Archive der Zeit 1798 und im Freimüthigen Nr. 187, 1805, das Kunstschöne aus dem Charakteristischen zu erklären und die Charakteristik zum Princip und Zwecke der bildenden Künste zu erheben gesucht, welcher ästhetischen Behauptung von Fernow, in seinen römischen Studien 1. B., und von dessen Beurtheilern gründlich widersprochen worden ist. Von seinen Lebensumständen ist uns nur bekannt, daß er 1759 in Donauschingen geboren, früh Gelegenheit fand, nach Italien zu reisen, und dort in Begleitung mehrerer berühmten Personen, deren Führer er wurde, eine lange Zeit die berühmtesten Werke alter Baukunst zu studiren. Er reiste in Gesellschaft der Gräfin Lichtenau nach Deutschland zurück, wurde Lehrer des Prinzen Heinrich von Preußen, und erlangte dann seinen gegenwärtigen oben angeführten Wirkungskreis.

Hirtenbrief, der Brief eines geistlichen Hirten, das Kreisschreiben eines Bischofs an die ihm untergeordneten Geistlichen, kirchliche Gegenstände betreffend.

Hirtengedicht, s. Idylle.

Hirzel (Hans Casper), Oberstadtarzt und Mitglied des großen Rathes zu Zürich, war geboren daselbst 1725 und starb 1803. Die Zeit seines Aufstrebens fällt in die erste Blüthe unserer schönen Literatur des 18. Jahrh. Unter Bodmers Leitung ward er mit derselben zuerst bekannt, und nachher befreundete ihn das Schicksal mit mehreren von denen, die damals am meisten für den Ruhm der Literatur wirkten. Mit Sulzer machte er eine Reise durch die Schweiz; in Berlin ward er mit Gleim, Ramler, Spalding und Sack bekannt; Kleist lebte einige Wochen bei ihm, und als Klopstock sich zu Zürich aufhielt, leitete Hirzel die angenehmsten seiner Vergnügungen, auch die berühmte Fahrt auf dem Züricher See, die der Dichter in einer seiner schönsten Oden besang, und Hirzel in einer anmuthigen Beschreibung darstellte. In die Reihe der Schriftsteller trat Hirzel erst in späterer Zeit, und zeichnete sich da vornehmlich aus durch: Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers (Kleinjogg), Zürich 1761; Das Bild eines wahren Patrioten (Blaarer von Wartensee), das. 1767; Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen, das. 1779 u. a. m. Ungemein gelang ihm die Sprache für Philosophie des Lebens. Alle seine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Begeisterung für sein Vaterland, republikanischen Geist und menschenfreundliche Gesinnun-

gen. Wahr und stark dachte und schrieb er. Der Fluß seiner Rede strömt rein und ohne wildes Geräusch; seine Worte sind gewählt, ohne weit gesucht zu sein, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend. Sein Bruder, Salomon Hirzel, in Zürich, schrieb mehreres über die schweizerische Geschichte, und starb den 10. Nov. 1818, 92 Jahr alt. Hans Casper Hirzel der Sohn, Archialer, Stifter der Hilfsgesellschaft in Zürich, ein als Arzt und Geschäftsmann sehr verdienter Mann (geb. den 3. Sept. 1751) starb den 10. Jul. 1817. dd.

Hispanien nannten die Römer die ganze pyrenäische Halbinsel, jetzt Spanien und Portugal. Die Griechen bezeichneten es mit dem Namen Iberien; den Namen Hesperien (Abendland) aber gaben ihm die römischen Dichter. Spanien ward in den frühesten Zeiten bevölkert. Die ersten Einwanderer waren die Cyneter oder Cynesier an der Südküste, die Tartesier, hinter den Säulen des Hercules, und die Sicaner und Siculer. Die ersten beiden Völker wurden wahrscheinlich von den Iberiern aus Gallien nach Spanien, und die beiden letztern wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern, die ein freiheitliebendes, kriegerisches, aber auch grausames Volk waren, folgten die Celten, von denen ein Theil unvermischt unter dem Namen der Celtiker blieb, ein anderer Theil aber sich mit den Iberiern vereinigte, und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier bildete. Später kamen auch phönizische und griechische Colonisten und endlich auch Römer hinzu. Jene Colonisten wohnten besonders an der Meerenge, zeichneten sich durch Bildung aus und trieben ausgebreiteten Handel. Die ersten Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem ersten punischen Kriege (um 516 nach Erbauung Roms), zuerst unter Hamilkar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova anlegte. Die Römer setzten den Carthagern der Iberfluß zur Grenze; doch Hannibal überschritt ihn, eroberte Sagunt und gab dadurch die Losung zum zweiten punischen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager; allein die Völker jenseit der Gebirge, die Celtiberier, Carbetaner, Vaccäer u. s. w. blieben frei, und die nördlichern und westlichern kannte man noch nicht. Diese, die bisher von dem Solde der Carthager und von der Beraubung der südlichen Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erst nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato (557 Roms) war zuerst glücklich gegen sie und T. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die Habsucht, Treulosigkeit und Grausamkeit der römischen Feldherrn reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Lusitanier ergriffen unter Viriathes die Waffen, unterwarfen sich aber, als die Römer jenen durch List aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der numantische Krieg aus, den nach einem fruchtbaren Kampfe Scipio Africanus durch Numantius Eroberung endigte (620 Roms). Seitdem waren die Römer in ruhigem Besitze der Ost- und Südküste und wußten die Völker im südlichen Mittelland in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Lusitanier ganz, und nöthigte sie, römische Sitten und Kriegsgebräuche anzunehmen. Die Nordländer unterwarf sich erst August in dem berühmten cantabrischen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vasconen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hispanien in Hispania citerior und ulterior, und nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Taragonensis, und zuletzt in 7 verschiedene Provinzen. Das Land war schon in den ältesten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Ueberfluß an edlen und unedlen Metallen,

welche die Phönizier von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe, und war fruchtbar an Wein, Oel und Getreide. (S. Spanien.)

Historie, s. Geschichte.

Historienmaler, Historienmalerei, s. d. Art. Geschichtforscher und Geschichtschreiber, auch Historisch.

Historiker, s. Geschichtforscher u. Geschichtschreiber.

Historisch heißt 1. im allgemeinen und dem Ursprunge des Worts angemessenen Sinne alles, was man durch äußere oder innere Wahrnehmuug kennen lernt, was zur Erfahrung gehört, oder sich auf dieselbe bezieht. In diesem Sinne wird es dem Empirischen gleich- und dem Philosophischen (was durch bloßes Andenken oder reine mathematische Anschauung gewonnen wird) entgegengesetzt. Man redet daher von historischer Erkenntniß, d. h. derjenigen, welche aus Sinnesanschauung mittelbar oder unmittelgar entspringt, und sich mithin auf Dasein und Beschaffenheit einzelner Gegenstände und Thatsachen bezieht, und von historischen Wissenschaften (in einem allgemeineren Sinne), d. h. systematischen Ganzen der Erfahrungserkenntnisse, welche sich mit Beschreibung der Gegenstände oder Erzählung der Thatsachen beschäftigen (Erfahrungswissenschaften), z. B. Geschichte, Geographie, Naturgeschichte; im Gegensatze der philosophischen oder Vernunfterkenntniß und der philosophischen Wissenschaften im allgemeinen. Aber nicht blos in Hinsicht der Quelle der Erkenntniß, und der dadurch bestimmten Gegenstände derselben, sondern auch 2. in Hinsicht der Auffassung und Wiederholung der Erkenntnisse setzt man das Historische dem Philosophischen entgegen, und versteht dann unter letzterem, was mit Selbstthätigkeit des Verstandes aufgefaßt und wiederholt wird (rationales, philosophisches Wissen), unter ersterem aber, was nach fremder Einsicht, ohne Selbstthätigkeit des Denkens, gedächtnißmäßig aufgenommen wird (historisches Wissen). Wie nun der Ausdruck Historie und Geschichte insbesondere auf die Darstellung wichtiger Veränderungen des Menschenlebens beschränkt wird, so nennt man ferner auch 3. historisch und einen historischen Gegenstand alles das, was in diesen bestimmten Kreis von Veränderungen und mithin zum Stoffe der Geschichte, als Darstellung gedacht, gehört, oder sich auf diese Darstellung bezieht; daher historische Wissenschaften in einem eigenen Sinne diejenigen, welche sich nicht mit der Beschreibung des Vorhandenen (wie die Naturgeschichte, Botanik) und periodisch wiederkehrender Naturerscheinungen, sondern mit Erzählung der Veränderungen des Menschenlebens beschäftigen, die eigentliche Geschichte, Historie, und ihre Hilfswissenschaften. Nun aber können Begebenheiten und Veränderungen des Menschenlebens auch blos als geschehen dargestellt und berichtet werden; mithin ist in dem Kreise dieser Darstellung genau zu unterscheiden 4. das streng Historische, was durch glaubwürdige Zeugnisse als wirklich geschehen erwiesen werden kann, mithin Thatsache im strengen Sinne des Worts ist, von dem, was nicht reine Thatsache ist, sondern entweder nur auf einer Thatsache beruht, und durch die Denk- und Anschauungsweise eines Volks fast unwillkürlich verändert und ausgebildet worden ist (Sage, Mythe), oder willkürlich, um zu täuschen, erdichtet, oder zu einem rein politischen Zwecke erdacht (gedichtet) worden ist (Dichtung im eigentlichen Sinne, Phantasie), letzteres möge nun geschehen sein können oder nicht (wie das phantastische Mährchen). Es wird daher das Historische nicht nur a) dem Mythischen und der Volkssage entgegengesetzt, obwol in der Geschichte des Ursprungs der Menschen und Völker beides fast unzer-

trennbar verschmilzt, und die mythische Zeit überall gleichsam als Morgendämmerung der historischen vorangeht, sondern auch b) dem rein Poetischen. Eine vollkommene Entgegensetzung findet aber auch hier nicht Statt; denn das Wesen der Poesie beruht ja nicht auf Erdichtung, vielmehr bedient sie sich häufig historischer Stoffe, oder stellt die erdichtete Begebenheit als wirklich geschehen dar; so wie umgekehrt vieles Einzelne in der Geschichte poetisch ist, indem der Stoff zur anschaulichen und harmonischen Darstellung gebildet worden zu sein scheint, ja das Leben der Menschheit selbst, nach seinem vollendeten Umfang, einen poetischen Geist in sich tragen muß. Daß aber bei der Bearbeitung der Geschichte, als einer treuen Darstellung menschlicher Vergangenheit in ihren bedeutendsten Zügen, die Einbildungskraft das geschichtliche Bild nur aus dem gegebenen, und nach seiner Glaubwürdigkeit genau geprüften Stoffe unter chronologischen und geographischen Beziehungen zusammensetzen kann, indem der Geist des Historikers in den vorhandenen Materialien die vormals lebendigen Glieder einer vorhandenen Wirklichkeit entdeckt, und aus ihnen durch Betrachtung den zum Grunde gelegenen Geist derselben entwickelt, welcher ihn fähig macht, die Wirklichkeit gleichsam lebendig nachzubilden; daß dagegen in der Poesie die freie Phantasie, welche einzig zum Zwecke des Schönen erfindet, oder den historischen Stoff, ungebunden durch eine Prüfung der Gegenstände nach ihrer Wirklichkeit (d. h. ob, wann und wie sie sich wirklich zugetragen haben), nach einer selbstgeschaffenen, dem Gegenstande verwandten Idee anordnet und anschaulich darstellt, das ist es, was Historie, historische Kritik, historische Kunst, und (worin diese sichtbar ist) eine historische Composition, von Poesie, poetischer Kunst und Darstellung genauer unterscheidet. Von dieser Unterscheidung hängt auch die Unterscheidung des poetischen und historischen Styls ab. Denn die besondere Art und Weise, ein Ganzes von Gedanken durch die Sprache zu bezeichnen, wird durch die Natur der Gegenstände und den Zweck der Darstellung bestimmt. Bildlicher, idealisirender, affectvoller, kühner und ausgewählter ist immer der poetische; ruhiger, beständiger, gemäßigter und belehrender der historische Styl. Dieser wird durch gegebenen Stoff nothwendig bestimmt; jener mit dem Stoffe oder dessen Behandlungsart erfunden. Hierdurch wird auch das Epische (als eine besondere Art des Poetischen), welches in anderer und selbst historischer Hinsicht unter allen poetischen Gattungen am nächsten an das Historische grenzt, vorzüglich da beide erzählende Darstellungen sind, von diesem hinlänglich unterschieden werden können. (S. Wendt de confinio Poeseos epicae atque historicae. Leipzig 1811, 4.) Weil jedoch die Poesie auch historische Stoffe bearbeiten kann, so pflegt man in dem Gebiete der Poetik das Historische (z. B. historisches Schauspiel), auch dem rein Poetischen (obwol nicht immer dem Geiste nach), der Originaldichtung und in so fern die Allegorie größtentheils, und in ihrer wahren Bedeutung, nur auf Erfindung beruht, dem Allegorischen (s. d. Art.) entgegenzustellen. Letztere Unterscheidungen und Bestimmungen gelten auch von den Werken der bildenden Kunst, namentlich Sculptur und Malerei. In letzterer Kunst aber wird der Name des Historischen auch noch 5. in einer weitern Bedeutung gebraucht. Denn hier wird ein historisches Gemälde und Historienmalerei der Thier- und Landschaftmalerei oft entgegengesetzt, und darunter die malerische Darstellung menschlicher Figuren in bestimmten Zuständen oder Handlungen verstanden, so daß auch mythische, allegorische, eigentlich historische oder Phantasiedarstellungen, ja selbst Conservationsstücke und Porträts,

letztere jedoch mit Unrecht (denn in allen diesen, außer dem bloßen Porträt, werden die Handlungen und Zustände als wirklich dargestellt) dazu gerechnet werden, und der Ausdruck historischer Maler, oder besser Historienmaler mit einem Figurenmaler gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht wird. Es ist aber das historische Gemälde in diesem Sinn, besonders wenn es Handlung darstellt, unter allen übrigen Gattungen der Gemälde vom wichtigsten Inhalt und größten Umfange. Denn das Menschliche wird hier bald zu dem Göttlichen erhoben, bald das Göttliche in menschlicher Gestalt dargestellt, und kein anderes Gemälde trägt in sich diese Mannichfaltigkeit, weil die menschliche Figur die sprechendste und bildsamste ist. Wo aber die Malerei a) durch Verbindung mehrerer Figuren eine zusammengesetzte Handlung darstellt, und dadurch die Benennung der historischen vorzüglich verdient, weil wir hier eigentlich etwas geschehen sehen, und Veränderungen im Menschenkreise auf eine täuschende Weise zu erblicken glauben; da ist es eigentlich doch nur der festgehaltene Augenblick einer Handlung, welcher durch dieselbe dargestellt werden kann. Es soll aber ein solcher sein, welcher gleichsam den Mittelpunct der Handlung enthält, und welcher das Vorher und Nachher dem sinnigen Zuschauer geschickt und leicht andeutet, mithin der sprechendste ist, und übrigens eine freie Mannichfaltigkeit malerischer Formen gewährt. Und darin besteht das Wesen des eigentlichen historischen Gemäldes. Endlich wird das Historische b) als reinhistorisch auch von den genannten Arten malerischer Gegenstände und ihrer Darstellungen, besonders dem Allegorischen, dem Idyllischen, dem komischen, oder ernsten Charakter- und Conversationsstücke, ja selbst c) die historische Landschaft, welche die Copie einer wirklichen ist, von der idealen (besser erfundenen) Landschaft unterschieden. T.

Historische Composition, historische Kritik, historische Kunst, historischer Styl, historisches Gemälde, s. Historisch.

Histrionen. Als in Rom (391 nach Erbauung der Stadt) eine heftige Pest wüthete, und schon viele Mittel fruchtlos zur Versöhnung der Götter angewendet worden waren, fiel man darauf, zu diesem Zweck auch Schauspiele, d. i. Bühnenspiele, welche in dem ganzen Alterthume eine religiöse und feierliche Beziehung hatten, anzustellen. In Rom waren diese damals noch nicht üblich; die kriegerischen Römer hatten sich bisher nur an Spielen im Circus, d. i. Wettrennen und Wettkämpfen ergötzt. Man schickte also zu den Etruriern, von welchen die Römer überhaupt viele religiöse Gebräuche annahmen, und ließ von dort her Tänzer holen, welche auf einer dazu eingerichteten Bühne, unter Begleitung der Tibia ihre, wahrscheinlich mimischen, Tänze aufführten. Die römische Jugend fand an diesem neuen Schauspiel Gefallen, ahmte Tänze nach, und deklamirte dazu scherzhafte Verse. Die Sache wurde durch einheimische Künstler ausgebildet, und ihnen der Name Histrionen (von einem etrurischen Worte, welches ein Tänzer oder Spieler bedeutet) beigelegt. Diese trugen nun allerhand komische Gedichte (Saturae, Satyren) deklamirend und gestikulirend mit Musikbegleitung vor. Bald aber wurde die Deklamation wieder von der Mimik getrennt. Durch Livius Andronicus, der aus diesen Satyren (im alten Sinne) die ersten förmlichen Komödien bildete (240 vor Chr.), und wie damals gewöhnlich war, selbst aufführte, kam nämlich auf zufällige Veranlassung der Gebrauch auf, daß eine andere Person nebst dem Histrio den Text des Gedichts de-

klamirte, welchen dieser durch Mimik darzustellen suchte. Nur im Dialog mußte der Histrio mitsprechen. Und seit dieser Zeit wird der Ausdruck Histrio ziemlich gleichbedeutend mit Pantomime, d. h. einem solchen Künstler, der blos durch Gebärdensprache darstellt, gebraucht, nur daß diese Mimik oft blos begleitend, und mehr mit Tanz vermischt war. So berichtet Livius (VII. 2.), die eigentlichen (deklamirenden) Schauspieler blieben von den Histrionen getrennt. Ihre Kunst kam bald so in Aufnahme, daß die größten Männer, vorzüglich Redner, bei ihnen Unterricht nahmen. Daher wurden aber auch in der Folge die Ausschweifungen der Römer theils durch die unsittlichen Darstellungen, theils auch durch Unruhen und bedeutende Parteien, welche ihre öffentliche Aufnahme veranlaßte, so befördert, daß ihnen nicht nur unter den Kaisern mehrmals das Auftreten auf der Bühne untersagt werden mußte, und nur Privatdarstellungen erlaubt wurden, sondern dieselben auch einigemal (z. B. unter Nero) aus der Stadt vertrieben, und durch Gesetze auf mannichfaltige Weise beschränkt wurden. T.

Hobbes (Thomas), einer der scharfsinnigsten, aber auch wegen seiner, dem religiösen und politischen Glauben seiner Zeit durchaus widersprechenden Ansichten sehr verrufener Schriftsteller, war der Sohn eines Predigers, geboren zu Malmesbury in England 1588. Er besuchte die Schule daselbst bis in sein 14. Jahr, wo er, ausgerüstet mit ausgezeichneten philologischen Kenntnissen, die Universität Oxford bezog. Hier studirte er mit vielem Eifer die damals herrschende Aristotelische Philosophie und Physik. Dann wurde er 1610 Hofmeister eines jungen Baron Hardwick, mit welchem er eine Reise durch Frankreich und Italien machte. Nach der Zurückkunft in sein Vaterland kehrte er mit neuem Eifer zu den Alten zurück; denn es gehörte zu seinen Eigenheiten, nur wenig von den Schriften seiner Zeitgenossen zu lesen, und überhaupt mehr zu denken als zu lesen. Auch ward er dadurch der Scholastik immer abgeneigter. Damals übersetzte er, nicht ohne Bezug auf seine Landsleute, welche vielen Hang zur Demokratie zeigten, und um diese durch ein Bild der Unordnungen und Parteien, welches die griechischen Freistaaten gewähren, abzuschrecken, das geschichtliche Werk des Thucydides in seine Landessprache (herausgegeben 1628). 1629 ging er zum zweitenmal als Hofmeister nach Frankreich, und benutzte seinen Aufenthalt daselbst zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Mathematik, durch welche seine Denkweise noch mehr ausgebildet wurde. Auch stand er schon in Verbindung mit einigen berühmten Denkern der damaligen Zeit, namentlich Baco, dessen kräftiger Empirismus nicht ohne Einfluß auf ihn und alle englische Philosophen blieb; ferner mit Descartes, Gassendi, Galilei und andern. Von 1631 an ward er Hofmeister eines jungen Grafen von Devonshire, machte mit demselben 1634 seine dritte Reise nach Frankreich, und ging von da mit ihm nach Italien. Von diesen Reisen brachte er eine Menge physischer Kenntnisse, welche er sich in Paris sowol durch eigenes Studium, als durch Unterhaltungen mit berühmten Naturforschern (z. B. einem P. Mersenne) erworben hatte, so wie überhaupt eine reiche Erfahrung und Menschenkenntniß zurück. Letztere war der Faden, an den er seine eigenen Untersuchungen im Gebiete der Politik und des Staatsrechts knüpfte. Er wurde 1637 nach England zurückgerufen. Hier fand er alles in politischer Gährung, und versuchte, von dem Gräuel der Anarchie überzeugt, seine Landsleute von einer Revolution gegen Carl I., so viel

dem Privatmann möglich war, abzuziehen, fand es aber bald für seine Studien und seine eigene Sicherheit angemessener, sich abermals nach Paris zu begeben (1640). Hier schrieb er sein berühmtes Buch de cive, welches zuerst (noch unvollständig) 1642, dann in verbesserter Gestalt mehreremale herauskam, und die erste abgesonderte Bearbeitung des Staatsrechts enthält, daher auch Einige Hobbes den Vater des Staatsrechts genannt haben. Er begründete hier den Staat ganz empirisch, nämlich auf gegenseitige Furcht der Menschen, und die Nothwendigkeit, dem Elende des Naturstandes, welchen er als Krieg Aller gegen Alle schildert, zu entgehen. Sein Staat ist daher Sicherheitsanstalt, auf Verträge gegründet; die beste und sicherste Form desselben die Monarchie, deren Wesen er in eine unbegrenzte Regentengewalt setzt, wobei überdies eines Theils die demokratischen Gesinnungen der Parlamentsfreunde in England, gegen welche er Partei nahm, und der hieraus entspringende bürgerliche Krieg, andern Theils seine Anhänglichkeit an das königliche Haus und an sein Vaterland, den Ausgewanderten zu äußerster Härte verleiteten. Mit diesen Grundsätzen stand er in engster Verbindung, daß er auch der Geistlichkeit und der Kirche die Gewalt entzog, welche sie in den Zeiten der Finsterniß sich angeeignet hatte, und sie der weltlichen Gewalt zurückgab; um so mehr, da er von seinem politischen und empirischen Standpunct aus selbst die Religion für ein Erzeugniß der Furcht, und ein wirksames Mittel bürgerlicher Ordnung in der Hand des Regenten, in ihrer äußern Gestalt lediglich von der Regierung abhängig, die Gottheit aber nur für die, uns verborgene, erste Ursache aller Bewegung hielt, welche man nur glauben müsse. Dieselben Grundsätze trägt er auch in seinem größern politischen Werke, welches er kurz nachher in Paris schrieb (wo er zugleich den aus England geflüchteten Prinzen von Wallis in der Mathematik unterrichtete), nämlich in seinem in englischer Sprache geschriebenen, aber bald von ihm selbst in lateinischer mit einem Anhang herausgegebenen Leviathan, vor. Er ließ dieses Werk noch in seiner Abwesenheit 1651 in England drucken. Vorzüglich der letzte Abschnitt dieses Buchs, welchen er „das Reich der Finsterniß" überschrieb, und in welchem er von den geheimen Triebfedern und Künsten des Papstthums und von der Verfälschung der Religion durch die Geistlichen handelte, reizte die Geistlichkeit so gegen ihn auf, daß ihm, als Urheber gottloser, ketzerischer Grundsätze, und Vertheidiger Cromwellischer Ansichten und Handlungen, der Hof Carls II., welcher sich damals noch in Begleitung mehrerer englischen Geistlichen in Frankreich aufhielt, verboten wurde. Dieses, und weil er sich überhaupt vor den Päpstlichen in Frankreich nicht sicher glaubte, bewog ihn, mitten im Winter 1652 nach England zurückzugehen, wo er sich ganz eingezogen einige Zeit bei dem Grafen von Devonshire aufhielt, so wie er überhaupt unter den englischen Großen viele Freunde hatte, ja selbst bei Carl II., welcher seit 1660 den Thron in England wieder einnahm, beständig in Gnaden stand. Letzterer ertheilte ihm auch eine Pension. Von dieser Zeit an gab er mehrere Schriften heraus, unter diesen eine Uebersetzung der Iliade und der Odyssee, begleitet von einer Abhandlung über die Natur des heroischen Gedichts. Auch beschrieb er sein eigenes Leben in elegischen (eben nicht vorzüglichen) Versen unter dem Titel: Historia ecclesiastica carmine elegiaco concinnata, welche erst nach seinem Tode erschienen (1688). Späterhin hat (wahrscheinlich) Warburton seine Werke in englischer Sprache vollständig herausgegeben unter dem Titel: The moral and political Wocks of the Hobbes

etc. London 1750, Fol. (übersetzt Halle 1793 u. ff.) Seine Schriften, namentlich de cive, und der Leviathan, fanden schon bei seinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendsten Scharrok und Cumberland sind. Unter den neuern sind vorzüglich Mendelssohn (in seinem Jerusalem) und Feuerbach (in seinem Antihobbes, Erlangen 1793) als seine Gegner aufgetreten; Andere, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen suchte, später Maimon (in Niethammers phil. Journal, I. Bd. 2. Heft) u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch sein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch schildern ihn seine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtschaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und selbst seine Feinde mußten wenigstens seinem selbstdenkenden, eigenthümlichen Geiste und seinem unermüdeten Fleiße Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem er überall, obwol auf eigenem Wege, die Wahrheit suchte. Er starb unverheirathet zu Hardwicke im J. 1679 in seinem 92. Jahre. Sein Leben (von J. Aubery) ist 1681 in Carlopoli und mehrmals erschienen; eine andere Biographie findet sich in der englischen Ausgabe seiner Werke. T.

Hochamt ist die feierliche Messe, welche in catholischen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Festtagen, auch in besondern Fällen, z. B. bei der Feier eines Siegesfestes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch hohe Messe oder Hochmesse genannt, s. Messe.

Hoche (Lazare), einer der vorzüglichsten Heerführer, welche der französische Freiheitskrieg hervorgebracht hat. Er war 1768 zu Montreuil bei Versaille geboren, der Sohn eines Aufsehers der Jagdhunde des Königs, und kam mit 14 Jahren als Stalljunge in den königl. Marstall. Seine Neigung zum Militärstande trieb ihn, mit 16 Jahren im Regiment der französischen Garden Dienste zu nehmen. Des Tages verrichtete er Lohnwachten und alle Arten von Arbeiten, und schaffte sich von dem Ertrage dieser Anstrengungen Bücher an, die er Nachts las. Bei dem Ausbruche der Revolution trat er sogleich zur Volkspartei über, nahm bei der Pariser Stadtgarde Dienste, zeichnete sich durch seinen Eifer und seine Geschicklichkeit aus, und ward Adjutantunterofficier, und 1792 Lieutenant, und studirte nun die Kriegswissenschaften mit großem Eifer. In der Belagerung von Thionville gab er Proben von Unerschrockenheit und großen militärischen Kenntnissen, und ward Adjutant des Generals Leveneur, mit dem er nach der Schlacht bei Neerwinden und Dumouriez Abfall, nach Paris ging. Dort trat er mit seinem Operationsplan vor dem Wohlfahrtsausschusse auf, gewann den Beifall desselben, und ward als Generaladjutant zur Vertheidigung von Dünkirchen abgeschickt. Hoche begeisterte Alles durch seine Reden und sein Beispiel, schlug alle Angriffe der Engländer ab, und schwang sich durch diese Vertheidigung schnell zum Brigade- und Divisionsgeneral empor. Er war noch nicht 24 Jahr alt, als er den Oberbefehl der Moselarmee erhielt. Diesem noch ungeübten Heere flößte er sogleich seinen militärischen Geist und seine rasche und entschlossene Art zu handeln ein. Er wollte die Feinde aus dem Elsaß vertreiben; allein er hatte die erfahrendsten Truppen von ganz Europa unter dem Herzog von Braunschweig gegen sich. Vergebens hatte er drei Tage lang die Linien von Kaiserslautern gestürmt; er mußte sich zurückziehen. Da wandte er sich gegen die am Unterrheine stehenden Oesterreicher, ging bei dem schlechtesten Wetter und durch die schlechte-

sten Wege über die Vogesen, schlug am 26. Dec. Wurmser bei Weißenburg, befreite Landau, eroberte Germersheim, Speier, Worms u. s. w. und vertrieb die Oesterreicher aus dem Elsaß. Durch seine Freimüthigkeit dem Deputirten St. Just mißfallend, ward er von diesem entsetzt, verhaftet und nach Paris geführt. Ohne die Revolution vom 9. Thermidor hätte er sicher das Blutgerüst bestiegen. Der Convent ernannte ihn nach derselben zum Anführer der Küstenarmee von Brest. Hoche glaubte mehr durch Milde als durch Gewalt siegen zu müssen. Nachdem ihm der Oberbefehl über die drei gegen die Royalisten stehenden Heere anvertraut worden war, nährte er die Hoffnung des Sieges, allein die Unterhandlungen der Conventsdeputirten führten einen unsichern Frieden herbei. Als die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, und die Emigrirten in Quiberon landeten (Juni 1795), behielt er allein mitten in der Verwirrung jene Kaltblütigkeit, welche die Gefahren beherrscht. Er beschloß die Erstürmung des Forts Penthievre gegen die Ueberzeugung seines Kriegsrathes. Das Fort wurde mit dem Degen in der Faust genommen; die Royalisten wurden in das Meer getrieben und zum Unterhandeln gezwungen. Er forderte von ihnen die Auslieferung ihrer Häuptlinge, allein der Convent befahl die allgemeine Niedermetzelung. Darüber erzürnt, legte Hoche das Commando von Morbihan in die Hände des Generals Lemoine nieder, und ging mit seinen übrigen Truppen nach St. Malo. Als das Directorium die Zügel der Regierung bekam, wurde Hoche beauftragt, Charette und die Vendée zu unterwerfen. Man vertraute ihm eine Gewalt an, die vor ihm kein General gehabt hatte. Hoche bemächtigte sich aller militärischen Puncte der Vendée, brachte die Landleute durch die strenge Zucht seines Heers zur Ruhe, schmeichelte den Priestern, schwächte und entzweite die Royalisten und schlug sie überall. Charette und Stofflet fielen in seine Hände, in der Vendée wurde die Ruhe hergestellt und Hoche wendete sich nach Anjou und der Bretagne. Gleich glücklich und gewandt, stellte er auch hier in kurzer Zeit die lang vermißte Ruhe her, und am 16. Juli 1796 erklärte das Directorium, daß Hoche und sein Heer sich um das Vaterland hoch verdient gemacht hätten. Hoche faßte jetzt den großen Plan, nach dem Innern Englands den Bürgerkrieg, den dies in Frankreich so lange genährt hatte, hinüber zu spielen, und ihm Irland zu entreißen. Nachdem er alle diesem Unternehmen entgegenstehenden Hindernisse besiegt hatte, ging er am 15. Dec. in Brest nach Irland unter Segel, allein ein fürchterlicher Sturm zerstreute die Flotte, und er befand sich allein an der feindlichen Küste. So scheiterte das kühne Unternehmen. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl der Maas- und Sambrearmee. Er eröffnete 1797 den Feldzug durch einen kühnen Uebergang über den Rhein im Angesichte der Feinde. In vier Tagen hatte er mit seinem Heere 35 Meilen gemacht, in drei Schlachten und fünf Treffen gesiegt und bereits Wetzlar genommen; da hielt die Nachricht von dem in Italien geschlossenen Waffenstillstande seinen Siegeslauf auf. Nachdem er noch im Kampfe der innern Parteien dem Directorium seinen Arm zu leihen sich bereit gezeigt hatte, starb er plötzlich den 15. Sept. 1797 in Wetzlar, wahrscheinlich an Gift. Hoche war ein geborner Soldat, stolz und ehrgeizig wie Cäsar, aber oft groß und hochherzig wie dieser.

Hochheim, ein ansehnlicher Flecken und nassauisches Amt, mit 1800 Einw., 3½ Meile von Frankfurt am Main. Hier wächst der berühmte hochheimer Rheinwein, welcher sich durch Feuer und Zartheit,

vor allen Rheinweinsorten auszeichnet. Die beste Art heißt Hochheimer Blume. Vormals gehörte Hochheim dem Domkapitel zu Mainz.

Hochkirch oder **Hohkirch**, ein Dorf in der Oberlausitz unweit Bautzen, auf der Straße nach Löbau und Zittau, ist berühmt durch zwei Schlachten. Als im siebenjährigen Kriege König Friedrich II. nach der Schlacht von Zorndorf nach Sachsen geeilt war, um das große österreichische Heer unter Daun daraus zu vertreiben, und Schlesien, von welchem er durch die Stellung der Oesterreicher abgeschnitten war, zu befreien, wendete er sich, in der Absicht, den Feind von seinem Hauptmagazine, Zittau, abzuschneiden, in die Lausitz, und nahm eine, freilich gewagte, Stellung bei Hochkirch. Die Oesterreicher standen ihm in einem vortheilhaften Lager gegenüber. „Wenn uns die Oesterreicher hier ruhig lassen," sagte der Feldmarschall Keith zu dem sichern König, „so verdienen sie, gehangen zu werden!" Friedrich lächelte darüber, hatte sich aber diesmal in seinem Gegner geirrt. Am 14. Oct. 1768 früh 5 Uhr wurde die preußische Armee durch die, nach einem gut entworfenen Plane, von allen Seiten in geschlossenen Colonnen einbrechenden Oesterreicher aus dem Schlafe geweckt. Die brennend gebliebenen Wachtfeuer im österreichischen Lager und arbeitende Holzhauer maskirten das Ausrücken der Truppen. Der König war so sicher, daß er auf die erste Meldung von der Annäherung der Feinde keine Rücksicht nahm. Erst nachdem die Vorposten überwältigt, verschiedene Batterien genommen und auf sein eignes Lager gerichtet worden waren, überzeugte er sich von der Wahrheit, daß er überfallen sei. Schnell suchte er nun die Truppen zu ordnen, die noch halb entkleidet zu den Waffen griffen; doch nirgends war ein Zusammenhang, nur einzelne Regimenter fochten gegen die dichten Oesterreicher; Hochkirch stand bald in Flammen; hier war der Kampf am hartnäckigsten; die Preußen fochten wie Verzweifelte, aber da sie wegen eines dichten und anhaltenden Nebels sich nicht ordnen konnten, so war es bei allen Anstrengungen der größten Tapferkeit nicht möglich, Widerstand zu leisten. Da gab Friedrich Befehl zum Rückzug unter Salderns Schutz, und benutzte den ersten Augenblick, wo der Nebel fiel, um sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Noch wäre es Friedrichs Feldherrntalent vielleicht möglich gewesen, der Schlacht eine andere Wendung zu geben, wenn nicht, unter Begünstigung des Nebels, sein linker Flügel vom Herzog von Ahremberg umgangen gewesen wäre; eben war der König mit der neuen Disposition beschäftigt, als Ahremberg jenen Flügel angriff, schlug, und so die Preußen nach einem fünfstündigen tapfern Gefechte zum förmlichen Rückzug nöthigte, der jedoch in möglichster Ordnung geschah. Friedrich hatte an diesem unglücklichen Morgen großen Verlust erlitten; sein ganzes Artillerie Geschütz (über 100 Kanonen) und Gepäck war verloren gegangen; 9000 Preußen waren geblieben, oder untauglich gemacht; einem Prinzen von Braunschweig hatte eine Kanonenkugel den Kopf weggenommen, Keith, der den König gewarnt hatte, fiel, von einer Kugel in die Brust getroffen, an der Spitze eines Regiments, das er zum Angriff in das brennende Hochkirch führte. Beinahe alle Generale waren verwundet, selbst der König, der fast gefangen worden wäre; noch auf dem Rückzuge zerschmetterte ein Schuß einen Fuß seines Pferdes. Dauns Triumph war groß, aber er benutzte die Vortheile nicht, welche ihm dieser Sieg hätte verschaffen können, und ließ es geschehen, daß der König Verstärkungen an sich zog. Von einem gleich wichtigen Ereignisse, nur verschieden von jenem in Gang und Folgen, war Hochkirch Zeuge im Mai 1813.

Nachdem das verbündete russisch-preußische Heer nach der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) über die Elbe zurückgegangen war, wählten seine Feldherren die Stellung von Bautzen und Hochkirch, um dort den Franzosen eine zweite Hauptschlacht zu liefern. Die von Natur schon feste Stellung wurde durch Verschanzungen und Redouten (deren Anzahl der französische Bericht auf 300 angibt) fast unangreifbar gemacht. Doch war es den Franzosen gelungen, in der Schlacht von Wurschen am 21. Mai 1813 ihren rechten Flügel zu umgehen, und so vermochte der linke Flügel, der an Hochkirch sich lehnte, nicht, den vereinten Angriffen der Marschälle Marmont und Macdonald zu widerstehen; er mußte dem Rückzuge, der nun für das ganze Heer angeordnet wurde, folgen. (S. die Art. Bautzen und Wurschen.) I.

Hochland (schottisches) heißt der nördliche Theil Großbritanniens, oder der durch die Grampian-Berge vom Niederlande geschiedene Theil des Königreichs Schottland (s. d. Art.), dessen wilde, felsige Küsten von vielen Baien und Seearmen zerschnitten sind. Jenes Grenzgebirge, das in der Ferne als eine unzerrissene Masse erscheint, ist durch viele Thäler und Schluchten getrennt, von welchen die größten die Betten der Ströme Leven, Earn, Tay und Dee sind. Außer diesen großen Thälern gibt es noch andere, deren Eingänge, vom Niederlande her, ursprünglich so wild und enge waren, daß sie fast unzugänglich erschienen, ehe sie durch die Kunst geöffnet wurden. Unter diesen sogenannten Pässen sind die merkwürdigsten: Bealmacha auf dem See Lomond, Aberfoil und Leny in der Landschaft Monteith, der Paß Glenalmond über den Crieff, der Eingang in die Landschaft Athol bei Dunkeld über den Berg Birnam, und einige Flußthäler. Diese natürliche Grenzscheide war eine der Hauptursachen, daß die Hochländer ein von den Bewohnern der Ebenen ganz verschiedener Stamm geblieben sind. In der Grampian-Kette erheben sich mehrere Gipfel von ansehnlicher Höhe, als der Benlomond, der Benlawers, der Schichallain und andere. Die Hochlande erscheinen von diesen Höhen in ernster Pracht. Mit Wolken bedeckt oder von Nebeln eingehüllt, sind ihre Gipfel oft kaum zu erkennen, während ihr ödes Ansehn und die tiefen felsigen Rinnen, wovon sie durchfurcht sind, Spuren heftiger Naturgewalt verrathen. Nach den Gipfeln hin ist wenig fruchtbarer Boden, tiefer unten aber findet man eine dünne Decke von Heidekraut, wo nur Raubvögel, weiße Hasen und Schneehühner wohnen. Weiter abwärts leben Rothwild und Haselhühner, und auf nährenden Weiden, die mit üppigem Heidekraut abwechseln, sieht man zahlreiche Schafheerden. Am Fuße der Gebirge öffnen sich viele anmuthige Thäler, die von Bergströmen gewässert, oder von schönen Seen bedeckt, zuweilen auch schön bewaldet sind und verschiedene Getreidearten erzeugen. Viele von diesen Thälern enthalten eine ansehnliche Volksmenge, deren Hauptreichthum aus Heerden besteht. Das Gebiet, das der galische Volksstamm bewohnt, begreift die Grafschaften Sutherland, Caithneß, Roy, Inverneß, Cromarty, Nairn, Argyle, Bute, die hebridischen Inseln und einen Theil der Grafschaften Moray, Banff, Stirling, Perth, Dumbarton, Aberdeen und Angus. Die Grenze bildet eine Linie, die vom Eingang des Peatland-Haffs anfängt, sich um St. Kilda zieht und die ganze Gruppe der östlichen und südlichen Inseln bis Arran einschließt, nach Mull hinabgeht, dann bei Ardmore in der Grafschaft Dumbarton auf das schottische Festland hinübergeht, längs der Grampian-Berge nach der Grafschaft Aberdeen läuft, und bei der nordöstlichen Spitze von Caithneß endigt. Die Bewohner sind

Abkömmlinge der Celten, und ihr Gebiet bildete das Reich der alten Scoten (s. Schottland), sie selber aber nennen ihr Land nur Gaeldach (Galenland) oder Albanich. Die Namen England und Schottland sind überhaupt ganz unbekannt im Galischen, und die Engländer werden von ihnen Sachsen (Sassanach), die Niederschotten aber Gual (Fremde), wie ihr Gebiet Gualdach genannt. Während nach der Vereinigung der Reiche der Pikten und Scoten (s. Schottland) im 9. Jahrh. das schottische Niederland durch den Verkehr mit Südbritannien allmälig zu höherer Gesittung gelangte, bildeten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Hochlande auf der Grundlage, welche der Zustand der celtischen Urbewohner darbot, eigenthümlich aus. Die natürliche Beschaffenheit ihres Landes und die Beweggründe, welche die Urbewohner dahin führten, in den Gebirgen ihren Sitz zu wählen, schrieben die Form ihrer Einrichtungen fast unbedingt vor. Unfähig, mit der Uebermacht zu kämpfen, die aus dem ebenen Lande hinaufwärts drängte, und bei dem Wunsche, ihre Unabhängigkeit zu bewahren und sich nicht mit Fremden zu vermischen, vertheidigten sie sich in jenen Bergvesten, die überall das Heiligthum der Freiheit und die Zuflucht derjenigen waren, die sich der Herrschaft mächtigerer Nachbarn widersetzten. Bei der Abwesenheit der Könige, die ihren Sitz im schottischen Niederlande hatten, und durch ihre Gebirggrenze geschützt, unterwarfen sie sich nicht immer der Herrschaft des entfernten Oberherrn, der weder Gehorsam erzwingen, noch auch Schutz gewähren konnte. Die Abtheilung des Galenlandes in einzelne Thäler, Schluchten und Inseln, die durch Berge oder Seearme geschieden sind, führte nothwendig zur Bildung kleiner Volksvereine, und Männer von ansehnlichem Vermögen und ausgezeichneten Geistesgaben, unter deren Fahnen die übrigen gefochten, oder unter deren Schutz sie sich angesiedelt hatten, erhoben sich zu Häuptlingen. Jedes dieser Thäler, deren Bewohner, wegen der natürlichen Lage derselben, wenig allgemeinen Verkehr hatten, war der Wohnsitz und das Eigenthum eines Stammes, der Waffen zu seiner Vertheidigung, eine hinlängliche Anzahl von Handwerkern zur Verfertigung seiner beschränkten Bedürfnisse, Weide für sein Vieh, Holz zu jeglichem Behufe, Moos und Torf zu Brennmitteln, und ein Jagdgebiet hatte. Diese Stämme wurden daher nicht versucht, ihre Wohnungen zu verändern, Fremde zu sich zu locken oder einen allgemeinern Verkehr unter einander zu befördern, und jeder derselben vereinzelte sich. Auf diese Weise theilte sich das Volk in einzelne Massen, die zwar durch Gemeinheit der Sitten und des Charakters verbunden waren, aber unter verschiedener Obergewalt standen. So bildete sich in jedem Stamm oder Clan eine patriarchalische Regierung, eine Art von erblicher Monarchie, die mehr auf Gewohnheit gegründet und durch allgemeine Einwilligung bestätigt als durch Gesetze geregelt war. Der Hochländer ehrte in seinem Stammhaupte den Abkömmling eines entfernten Ahnherrn, von welchem man die Herkunft des ganzen Stammes ableitete. Der Stamm bewies ihm eine kindliche Ergebenheit, und selbst der Name Clan stammt von dem galischen Worte Klaan, d. i. Kinder. Je mehr die Bande des Blutes und der Befreundung dazu beitrugen, innere Eintracht zu befördern, desto leichter ließen sich die Stämme, bei Beleidigungen von außen, zu Gewaltthätigkeiten verleiten, da die Staatsgesetze keinen Schutz gewährten. Eine nothwendige Folge der Abgeschiedenheit war, daß jeder Stamm meist unter sich Ehen schloß, und durch die Bande naher Verwandtschaft vereinigt war. Viele Glieder

eines Clans führten daher mit dem Stammhaupte gleichen Namen. Auf diese Art bildete sich ein herzliches Verhältniß und eine gegenseitige Zuneigung, wie man sie in neuern Zeiten nirgends gekannt hat. Gegen Alle stand das Stammhaupt in den Verhältnissen eines Gutsherrn, Anführers und Richters. Er konnte die jungen Leute auffordern, ihn auf die Jagd zu begleiten, oder unter seinem Banner zu fechten. Das ganze Clanverhältniß beruhte jedoch wesentlich auf der in der Gewohnheit begründeten Gewalt, die das Stammhaupt kraft seines Erstgeburtrechts besaß, und die durch Lehnsgerechtsame oder großherrliche Richtergewalt, die ihr zuweilen ein gesetzliches Ansehen gaben, nicht erweitert werden konnte. Die Pflicht der Glieder eines Clans war unvergänglich, und kein Lehnverhältniß, worein sie später treten, keine Verpflichtung irgend einer Art, wodurch sie gebunden werden konnten, durfte dem Dienste vorgezogen werden, welcher ihrem Stammhaupte gebührte. Das Haupt des Clans war gewöhnlich, jedoch nicht immer, Eigenthümer des gesammten Stammgebietes, oder des größten Theils desselben, wiewol nicht mit unbeschränktem Eigenthumsrechte, sondern er leitete nur die Verwaltung des Gemeindegutes. Ein bestimmter Theil des besten Landeigenthums war ihm als besonderer Antheil zugewiesen, den er zu seinem Vortheile anbauen ließ. Der übrige Theil des Gesammteigenthums wurde durch Verleihungen auf längere oder kürzere Zeit unter diejenige Classe des Clans vertheilt, die aus den Lehnleuten oder Pachtern und Landwirthen bestand. Diese waren die nahen Verwandten des Stammhauptes, oder die Abkömmlinge eines entfernten gemeinschaftlichen Stammvaters. Diesen Brüdern, Neffen, Vettern gab der Häuptling einen Landesantheil auf Widerruf, oder auf kurze Pachtzeit, oder gewöhnlich als Pfandschaft, deren Einlösungssumme festgesetzt war. Diese Landesantheile gaben den Lehnleuten ihren Unterhalt, wurden aber nach zwei Geschlechtsfolgen gewöhnlich zurückgenommen, um nähere Verwandte zu belehnen, worauf die Abkömmlinge der ursprünglichen Besitzer unter die Gemeinen zurücktraten. Dieser Wechsel des Besitzes war so gewöhnlich, daß dadurch das gemeine Volk in dem Glauben an die ursprüngliche Verwandtschaft mit dem Geschlechte des Stammhauptes bestärkt wurde, da in jedem Menschenalter einige Familien unter das Volk herabstiegen, deren Vorfahren zu den Lehnleuten, oder dem Clan-Adel gehört hatten. Zuweilen erhielten jedoch jüngere Verwandte auf ewige Zeiten einen Landesantheil, oder ererbten, erheiratheten oder erwarben sich selbst ein Besitzthum. In solchen Fällen behielten sie ihren angestammten Rang und standen gewöhnlich an der Spitze einer Unterabtheilung des Stammes, welche sie als unmittelbare Anführer betrachtete, wiewol sie immer von dem Stammhaupte abhängig blieben und ihm gewöhnlich zinsbar waren. Die größern Clans hatten oft mehrere solcher Unterabtheilungen. Die Häuptlinge solcher Zweige und ihre Untergebenen hatten zuweilen einen besondern Namen, hur sloine, oder der genealogische Zuname genannt, der aus dem Taufnamen oder einem Beinamen desjenigen, der den Zweig gestiftet hatte, entstanden war. Wo es keine solchen untergeordneten Häuptlinge gab, standen die Lehnleute und Oberpachter dem Stammhaupte zunächst. Sie wurden als Adelige geehrt, und nannten sich Duinhe Wassal. Eine Feder auf der Mütze bezeichnete diesen Vorzug. Die Lehnleute zerstückten ihre Antheile in kleinere Pachtungen, die sie den Gemeinern gegen zweckmäßigen Zins überließen. Gewöhnlich standen die Gemeinen in so strenger Abhänglichkeit von dem Lehnmann, als dieser

vom Stammhaupte. Als die Volksmenge in den engen und unfruchtbaren Thälern zunahm, fehlte es bald an Mitteln zum Unterhalt. Die strenge Abgeschiedenheit der Stämme und die oft gewöhnlich erbliche Feindseligkeit, die mehrere derselben trennte, hinderte Ausbreitung in Nachbarthälern, und noch weniger waren Ansiedelungen im Niederlande möglich. Die Folge der übermäßigen Bevölkerung war Trägheit. Besonders zeigten die jüngern Söhne der Lehnleute, oder des Clan-Adels, die ungern unter das gemeine Volk traten, Verachtung friedlicher Betriebsamkeit, und zogen die tapfersten und muntersten Jünglinge aus dem Volke an sich, mit welchen sie oft Raubzüge (Creachs genannt) gegen das Niederland oder gegen feindliche Stämme machten. Da der Hauptreichthum des Landes in Heerden bestand, so machte man, wenn es zu einem Angriffe kam, oder Wiedervergeltung ausgeübt werden sollte, gewöhnlich den Anfang damit, einen Einfall zu thun, um das Vieh der Feinde wegzutreiben. Es gab überdies eine eigene Classe verwegener Abenteurer, die man Cearnachs nannte, und zu Unternehmungen gebrauchte, wo ungewöhnliche Gefahr zu bestehen oder ungemeine Ehre zu erwerben war. In spätern Zeiten aber ward dieser Beruf für weniger achtbar gehalten, und bestand darin, von den Nachbarn im Niederlande Abgaben oder eine Vergütung für den Schutz gegen Plünderungen, Blackrail genannt, zu erheben. Ein andres Mittel zum Unterhalt für die jüngern Söhne der Stammhäupter war der Kriegsdienst auf dem Festlande, besonders in Frankreich und Spanien, und nach der Verbannung des Hauses Stuart, dem die Hochländer treu ergeben waren, ward es noch gewöhnlicher, fremden Fahnen zu folgen. So blieben die Hochländer stets mit dem Kriege bekannt, und der Ruf von den Abenteuern und Siegen ihrer Landsleute in der Fremde nährte die den hochländischen Stämmen eigene Kriegslust. Kriegrischer Sinn und Verachtung der Arbeit fand man selbst bei dem Geringsten unter dem Volke. Die Feldarbeiten wurden meist den Alten und den Frauen überlassen, während rüstige Männer nichts thaten oder sich in anstrengenden Bewegungen übten. Handwerker waren angesehener als bloße Landwirthe. Weberei war eine Arbeit der Weiber, das Schneiderhandwerk aber trieben nur Männer. Der Schmidt, der Waffen machte oder doch ausbesserte, war besonders geachtet, und gehörte zum Hausstande eines hochländischen Stammhauptes, doch bezog man die gewöhnlichen Waffen meist aus dem schottischen Niederlande. Der Häuptling wohnte in der Regel unter seinen Angehörigen. Sein Schloß war der Ort, wo Belohnungen vertheilt und die beneidetsten Auszeichnungen verliehen wurden. Die Stammhäupter unterschieden sich nicht durch Glanz im Anzuge oder Hauswesen, sondern blos durch zahlreicheres Gefolge und die größere Anzahl ihrer Gäste. Was seine Angehörigen ihm von ihrem Eigenthum darbrachten, wurde zu ihrem freigebigen Unterhalt wieder aufgewendet. Jeder Stammgenosse war im Schlosse willkommen, und wurde nach seinem Range mit einer Höflichkeit und einem Zartgefühle behandelt, wovon man anderwärts kein Beispiel findet. Diese Behandlung hob die Stammgenossen in ihrer eigenen Achtung und knüpfte das Band zwischen ihnen und ihrem Häuptlinge noch fester, dessen Gewalt zwar milde ausgeübt, doch ihrer Natur nach willkürlich war. Die Gesetze, die er verwaltete, waren einfach. Achtung seines Ansehens und Dankbarkeit für seinen Schutz, waren die natürlichen Folgen seiner patriarchalischen Herrschaft, und die Behandlung, welche alle Stammgenossen von ihm empfingen, befestigte jene noch mehr in der unerschütterlichen Treue gegen ihre

Häuptlinge, wovon die schottische Geschichte, besonders in den Bürgerkriegen in den Jahren 1715 und 1745, so glänzende Beispiele lieferte. Dies waren im Allgemeinen die Grundzüge der Clanverfassung; zuweilen aber wurde von den Grundsätzen, die sonst als Regel galten, abgewichen, und selbst das Erbrecht, worauf die ganze Einrichtung gegründet war, blieb in einzelnen Fällen unbeachtet. Es gab auch Beispiele, daß unwürdige Stammhäupter entsetzt, ja während der Unruhen nach der Revolution (1689) ward ein Häuptling von seinem ganzen Stamme verlassen, als er ihn gegen die Fahne des Hauses Stuart führen wollte, und die Unterthanentreue siegte über das sonst so starke Band des Lehnverhältnisses. In den frühesten Zeiten huldigten die hochländischen Stammhäupter der Gewalt einheimischer Fürsten, von welchen die schottischen Könige höchstens dem Namen nach als Oberherren erkannt wurden. Es waren die mächtigen Herren der Inseln (Lords of the Isles), deren Geschlecht von den ältesten Zeiten bis auf Jakob V. blühte. Sie herrschten über alle westlichen Inseln, die Hebriden von Islay nordwärts, und über die westlichen Theile der Grafschaft Inverneß, und als mächtige Bundesgenossen hatten sie Einfluß auf den größten Theil des Hochlandes. In dem übrigen Theil herrschten die Grafen von Athol, von Mar, von Lennox und andere mächtige Herren. Erst im Anfange des 15. Jahrh. wurde das Inselreich von der schottischen Krone abhängig gemacht, jedoch wurde durch die seitdem erfolgte Trennung der Clane die Gewalt der Könige von Schottland wenig befestigt, und wenn auch die Stämme nicht mehr, wie in frühern Zeiten unter einem Haupte, den Landfrieden stören konnten, so brachen sie doch, wenn eine gemeinschaftliche Sache einige von ihnen verband, aus ihren Bergvesten in das ebene Land hervor. Während der Unruhen, die nach Jakob V. Tode Schottland zerrütteten, wurde die Unabhängigkeit der hochländischen Häuptlinge noch mehr befestigt. Als im 17. Jahrh. der kriegerische Geist im schottischen Niederlande verfiel, zeigten die Hochländer zum erstenmal entschiedene Ueberlegenheit in der Kriegskunst, die viel beitrug, ihnen ein höheres Gefühl ihrer Wichtigkeit einzuflößen, und sie in der Anhänglichkeit an heimathliche Sitte noch hartnäckiger zu machen. Nicht lange aber nach den ersten Siegen, die sie im Niederlande erfochten hatten, wurden sie von Cromwell in ihren Gebirgen hart gezüchtigt. Er legte starke Besatzungen in mehrere Oerter, ließ das Gebirge von fliegenden Heerhaufen durchziehen und die geheimsten Schlupfwinkel durchsuchen, die Schlösser der Häuptlinge verheeren, und zwang endlich die Clane, die Waffen niederzulegen und Bürgschaft für friedliches Betragen zu leisten. Nach der Wiederherstellung des Hauses Stuart, wozu die Treue der Hochländer so viel beigetragen hatte, wurde den Stammhäuptern das ihnen von Cromwell aufgelegte Joch wieder abgenommen, man schleifte oder verließ die zu ihrer Bezwingung angelegten Vesten, und die Gesetze gegen die Raubzüge der Hochländer wurden nicht mehr ausgeübt. Unter diesen Umständen befestigte sich die alte Stammverfassung aufs Neue. Unter Wilhelm III. und der Königin Anna hielt die Regierung, mit Kriegen auf dem Festlande beschäftigt, es für das Beste, den Frieden im Hochlande durch Geldvertheilungen zu erkaufen. Die Gefahren, die der 1715 für das vertriebene Haus Stuart ausgebrochene Aufstand drohend gezeigt hatte, führten zu verschiedenen Maßregeln, um die Macht der Stammhäupter zu brechen. Durch die sogenannte Clan-Akte wurde das Eigenthum des Lehnmannes, der in einem Aufstande die Waffen ergriffen hatte, dem treu gebliebenen Lehnherrn, und umge-

lehrt dem pflichtgetreuen Lehnmanne das unbeschränkte Eigenthumsrecht über seine Ländereien zugesprochen, wenn sein Lehnherr sich empört hatte. Eine andere Verordnung entband die Lehnleute von der Pflicht, dem Lehnherrn auf die Jagd zu folgen und in seinen Fehden zu fechten. Die dritte Maßregel war die Entwaffnung der Hochländer, die aber so nachlässig ausgeführt wurde, daß es den Anhängern des Hauses Stuart meist gelang, ihre Waffen zu verbergen, um sie bei günstiger Gelegenheit gegen die Regierung zu gebrauchen. Die wirksamste von allen Maßregeln aber war die Anlegung von Landstraßen aus dem Hochland in das Niederland, und gewiß würde dadurch im Laufe der Zeit eine allmälige Verschmelzung der Bewohner beider Landestheile herbeigeführt worden sein; aber es ereigneten sich Umstände, die eine gewaltsame Auflösung der alten Clanverhältnisse zur Folge hatten. Die Erbitterung, wozu die Maßregeln der Regierung reizten, machte das Volk desto empfänglicher für die Ermahnungen und Ermunterungen, welche das vertriebene Fürstenhaus nicht sparte. Die Häuptlinge boten alles auf, ihre bedrohte Gewalt zu behaupten, und den Neuerungen entgegen zu arbeiten, wodurch die Regierung die Bande des Clanverhältnisses zu schwächen suchte. Ein gefährliches Mittel, wozu sie schritt, erleichterte den Hochländern die Ausführung ihrer Absichten. Es wurden nämlich um das J. 1729 unter den Hochländern Compagnien geworben, welchen man die Söhne der Häuptlinge oder die Lehnleute zu Offizieren, die Stammhäupter selbst aber zu Oberbefehlshabern gab. Dieser sogenannten unabhängigen Compagnien waren sechs, die man gewöhnlich, nach ihrem dunkelfarbigen Tartan, die schwarze Wache (Freicudar Dhu) nannte. Ihre Pflicht war, das Entwaffnungsgesetz zu vollziehen, die Unzufriedenen zu schrecken, Versammlungen des Volks zu hindern, Befehdungen zwischen feindseligen Stämmen und besonders Raubzüge gegen die Nachbarn zu verhüten. Sie durchzogen in der Absicht das Land, wodurch sie Gelegenheit erhielten, mit den Verwegensten bekannt zu werden, und es ist gewiß, daß die Stammhäupter diese Anstalt zu ihren Zwecken zu benutzen wußten, oder doch so viel wenigstens offenbar, daß die schwarze Wache ein Mittel war, den kriegerischen Geist zu nähren, den die frühern Maßregeln der Regierung hatten ersticken sollen. Der Aufstand im J. 1745 (s. Carl Eduard Stuart) war eine Folge des heimlichen Grolls der Hochländer und der Anreizungen von außen. Der unglückliche Ausgang des Kampfes gab der Regierung Anlaß, die patriarchalische Verfassung der Hochländer 1747 aufzuheben, die Entwaffnung derselben strenge zu vollziehen und selbst die Volkstracht zu verbieten. Ehe wir über die seitdem entstandene Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse sprechen, sagen wir ein paar Worte über die Sitten der Hochländer. Im Aeußern schon unterscheiden sie sich von allen andern Völkern durch ihre eigenthümliche Tracht, von altceltischem Ursprung. Dieser schöne, die leichte und freie Bewegung begünstigende Anzug war für Krieger, Jäger und Hirten der passendste. Der Stoff der hochländischen Kleidung ist seit Jahrhunderten derselbe geblieben, ein wollener Zeug, zuweilen mit baumwollenem Einschlag, immer gewürfelt in bunten Farben, in frühern Zeiten gewöhnlich dunkelfarbig, später oft in grell abstechenden Farben. Jeder Stamm hatte gewöhnlich seine besondere Farbenmischung im Tartanmuster, um sich von andern zu unterscheiden. Der Haupttheil der Kleidung war das Kilt, ein faltiger Schurz, der die Schenkel umgab und bis auf die Kniee hinabging. Reiter und Alte trugen jedoch zuweilen eine Beinbekleidung, eine Art enge Strumpfhosen, Truis genannt. Die Weste und der

kurze Rock waren gestickt oder mit Tressen besetzt. Das Kleid war ein zwei Ellen breites und vier Ellen langes Stück Tartan, das den Leib in breiten, zierlich geordneten Falten umgab, durch einen Gürtel festgehalten ward, und während der untere Theil herab hing, wurde der obere um die linke Schulter gezogen, und ließ den rechten Arm frei. Bei Regenwetter diente es als einhüllender Mantel, und wenn beide Arme frei sein sollten, ward es mit einer silbernen Spange auf der Brust befestigt. Vorn hing eine große Tasche von Ziegen- oder Dachsfell, den Ridicules unsrer Frauen ähnlich. Ein Dolch war, nebst Messer und Gabel, in einer an der Seite hangenden Scheide befindlich. Die Mütze gehörte wesentlich zum hochländischen Anzuge. Statt der Federn, womit die Vornehmen sie schmückten, trugen die Geringern einen Strauß von Heidekraut, oder einen Zweig von Stechpalmen oder Eichen. Die Schuhe bestanden aus dicken Lederstücken, die mit Riemen über den Fuß befestigt waren. Das strenge Verbot dieser Kleidung im J. 1747 war den Hochländern besonders empfindlich, und sie waren oft sinnreich genug, demselben auszuweichen. Erst 1782 wurde dieses Verbot förmlich aufgehoben. Seitdem hat sich die alte Volkstracht allmälig verloren, und ist nur noch in einigen Gegenden, jedoch mit der Tracht der Nieder-Schottländer vermischt, und nur unter der geringern Volksclasse noch üblich. Zu den Waffen der Hochländer gehörte das Schwert an der linken und ein kurzer Dolch (Dick) an der rechten Seite. Eine Flinte, ein Paar Pistolen und eine Tartsche waren die übrige Rüstung. In Ermangelung einer Flinte, oder wenn es an Schießbedarf fehlte, bediente man sich einer langen Lanze, Lochaber axe genannt, deren Schaft eine zum Hauen und Stechen dienliche Waffe trug. Jeder Clan bildete, unter dem Oberbefehl des Stammhauptes, ein Regiment, dessen Compagnien die einzelnen Familien unter der Anführung ihrer Häuptlinge ausmachten. Muth und Freiheitsliebe, Anhänglichkeit an Heimath und häusliche Verbindungen, Gastfreiheit und Hang zu froher Geselligkeit, Redlichkeit im Privatverkehr, und unverbrüchliche Treue gegen bewiesenes Vertrauen, waren ausgezeichnete Charakterzüge des Hochländers und sind es, bei allen Umwandlungen, welche die Sitten in neuern Zeiten erlitten haben, noch immer. Büchergelehrsamkeit war freilich wenig verbreitet und nur unter den Vornehmen, die zum Theil in Frankreich gebildet wurden, aber Vaterlandsgeschichte, Dichtkunst und Musik waren Lieblingsunterhaltungen selbst unter dem gemeinen Volke. Jeder Häuptling hatte seinen Barden, der die Thaten des Geschlechts und einzelne Glieder des Clans besingen mußte. Diese Sänger standen in hoher Achtung und waren wie die Senachies, oder die Aeltesten des Stammes, die Bewahrer alter Sagen, wobei eine durch Uebung gestärkte und unter einem Volke ohne geschriebene Literatur leicht erklärliche Kraft des Gedächtnisses sie unterstützte. Das beliebte Instrument war die Sackpfeife, und der Pfeifer mußte im Kampfe durch kriegerische Töne die Begeisterung unterhalten, die der Brand erweckt hatte. Eine warme Einbildungskraft, die von der Erhabenheit und der ernsten Einsamkeit der Landschaften seiner Heimath lebhaft ergriffen wurde, war die Quelle manches eigenthümlichen Aberglaubens. Das Hochland aber ist das einzige Land in Europa, das nie durch Glaubensstreitigkeiten beunruhigt worden ist, oder durch Glaubensverfolgungen gelitten hat. Der Presbyterianismus und der catholische Glaube sind die herrschenden Formen. Die letztere ist auf die Grafschaft Inverneß und auf einige Inseln beschränkt. Unter dem Adel gibt es auch einige Anhänger der bi-

schöflichen Kirche. Protestanten und Catholiken leben brüderlich beisammen. Die 1747 genommenen politischen Maßregeln hatten eine gänzliche Umwandlung der Sitten des Hochlandes zur Folge, die sich freilich erst ungefähr zwanzig Jahre später zeigte, wozu aber jene Maßregeln den ersten Anstoß gaben. Die Veränderung zeigt sich in der Sinnesart und Lage des Hochländers, und verräth sich nicht blos in seinen Sitten und seinem Aeußern, sondern selbst sein Land ist umgewandelt. Ländereien, die lange schon unter dem Pflug gewesen waren, sind verwildert, ganze Thäler, einst die Wohnung eines kräftigen Volksstammes, verödet, und Familien, die wie Alpenpflanzen im heimathlichen Boden gewurzelt waren, sahen sich gezwungen, in Manufacturstädten Unterhalt, oder in den Wildnissen der Fremde Zuflucht zu suchen. Der Charakter der Hochländer hat viel von seinem romantischen und ritterlichen Anstrich verloren. Einer der auffallendsten Züge des umgewandelten Hochlandes ist die größere Gleichgültigkeit des Volkes gegen die alten Stammverhältnisse. Lange nach der Aufhebung der Clanverbindung dauerte die Ergebenheit des Volkes gegen seine Stammhäupter fort, und was das Gesetz verweigerte, gab die Treue unvermindert. Es würde den Häuptlingen und Gutsherren leicht geworden sein, sich die alte Anhänglichkeit zu sichern, aber auch hier hat das ungeduldige Verlangen, die Früchte einer neuen Ordnung der Dinge, die mit der Zeit gewiß reif geworden wären, schnell zu ernten, zu vielen Bedrückungen geführt, die allmälig die alten Bande der Liebe und Treue lösten. Noch findet man zwar manche Gutsherren, welche als rühmliche Ausnahmen an die Tage der Vorzeit erinnernd, sich die Anhänglichkeit ihrer Untergebenen gesichert haben; viele aber wurden durch den Aufenthalt in Edinburg oder London ihrer Heimath entfremdet, und Schwierigkeit, den vermehrten Aufwand zu bestreiten, führte sie zu Unternehmungen, die den Zustand der geringern Volksclasse verschlimmerten. Besonders war es die unverhältnißmäßige Vermehrung der Schafzucht, was dem Volk die Mittel zum Unterhalte nahm. Auswanderungen nach Amerika, die Folge der Verarmung und Verödung, haben seit 30 Jahren Tausende entführt, welchen die geliebte Heimath ihrer Väter nichts mehr darbot, als die Aussicht in ein dürftiges Leben.

Hochmeister, s. **Deutsche Ritter** und **Johanniterritter**.

Hochstädt (Treffen und Schlacht bei), letztere von den Engländern Schlacht bei Blindheim oder Blenheim genannt. Das französische Reich hatte im spanischen Erbfolgekrieg Holland und England, Oesterreich und Savoyen und Portugal zu seinen Feinden. Auch das ganze deutsche Reich kämpfte gegen dasselbe, mit Ausnahme eines einzigen Staates, des baierischen. Der Churfürst von Baiern war Ludwigs XIV. treuester Verbündeter, und da seine Länder nicht nur an Oesterreich grenzten, sondern auch dies auf dieser Seite von keiner Festung gedeckt ist, so war er um so mehr zu fürchten, jemehr er als thätiger, kriegslustiger Fürst selbst im Felde auftrat und den franz. Heeren im glücklichen Falle den Weg nach Wien öffnen konnte. Die letztere Furcht war nicht ungegründet. Er hatte am 20. Sept. 1703 bei Hochstädt, einem Flecken, 3 Stunden von Donauwerth, den kaiserlichen General Styrum geschlagen und die Festung Passau erobert. Nur seine Unzufriedenheit mit dem geraden, derben franz. Marschall Villars hatte ihn gehindert, schon in jenem Jahre alle Früchte zu ernten, die dieses Treffen hätte haben können. Jetzt hatte Villars den Oberbefehl an den Marschall Tallard abtreten müssen, der am Rhein

den Markgrafen Ludwig von Baden bei Speier schlug, und so war die Lage der kaiserlichen Erbländer äußerst gefährdet. Bereits hatte aber Marlborough, damals die Seele des ganzen Krieges im Felde und Cabinette, den Plan entworfen, den Ausgang des Feldzugs an dem Ufer der Donau entscheiden zu lassen. Italien, Flandern und der ganze Unterrhein sollten nur vertheidigt werden, der Hauptschlag in Süddeutschland fallen, wohin auf der einen Seite die besten kaiserlichen Schaaren unter Eugen vom Rhein herüberkamen, während Marlborough bereits am 2. Jul. nach einem heftigen Kampfe auf dem Schellenberge die baierischen Verschanzungen gestürmt und sich den Weg über die Donau gebahnt hatte, um nun nach Maßgabe der Umstände ins Herz von Baiern einrücken zu können. Zu dem letztern aber war der Gewinn einer Hauptschlacht unumgänglich nöthig, da ohne diese der Marsch nach Baiern nur ein abenteuerlicher Zug gewesen wäre, langes Stehen aber, bei der damaligen Art Krieg zu führen, wo gefüllte und sicher bewachte Magazine als unentbehrlich angesehen wurden, nicht möglich blieb. Zu einer solchen Schlacht ließ sich das baierische und französische Heer am 13. Aug. unter den ungünstigsten Umständen bringen. Beide standen unter Tallards und des Churfürsten unmittelbarem Befehle zwischen dem Dorfe Blindheim und dem Dorfe Kizingen hinter dem Nebelbache, der sich in die in ihrer Flanke vorbeigehenden Donau verläuft, und zählten gegen 56,000 Streiter, während Marlborough und Eugen etwa 52,000 verführten. Aber jene hatten ihre Massen hauptsächlich in die zwei Dörfer geworfen, die sie als die Stützpuncte ihrer Flügel betrachteten, ob sie schon von der Linie der Hauptstellung zu weit nach vorn lagen. Die ganze Masse der Reuterei war hauptsächlich in der Mitte zwischen beiden Flügeln eingeklemmt, da jedes Heer, das baierische wie das französische, die seinige auf beiden Flügeln hatte, und die von zwei Flügeln nothwendig auf solche Art zusammenstoßen mußte. Ohne Zweifel hätten beide Feldherren diese Mißgriffe eingesehn und verbessert, da Tallard in Blindheim allein 27 Bataillone Fußvolk liegen ließ; allein sie erwarteten so wenig, angegriffen zu werden, daß sie, als sich die Linie der Verbündeten am 13. Aug. früh um 2 Uhr in Bewegung setzte, sie dies für den Abmarsch derselben annahmen. Der größte Theil der Reuterei war auf Fouragiren ausgesandt. Noch um 7 Uhr, als schon die Spitzen der 8 Colonnen, mit welchen Eugen und Marlborough gegen den Nebelbach vordrang, sichtbar wurden, hielt Tallard das Ganze für eine List, den Abzug zu verdecken; allein bald sollte nun der Irrthum schwinden. Mit größter Eile mußten nun die zerstreuten Reuterhaufen zurückkehren und die Kanonen in die Linie aufgefahren werden. Allerdings boten die Franzosen und Baiern alles auf, den Uebergang über den Nebelbach und die Eroberung der zwei Dörfer zu verhindern, deren Wegnahme von Marlborough und Eugen als entscheidend für die Schlacht angenommen war. Doch bald änderten diese den Plan dahin ab, in die Mitte dieser unordentlich gehäuften Masse über den Bach herüber einzubrechen, was ihnen auch nach großen Anstrengungen Nachmittags um 5 Uhr gelungen war. Die Massen in Blindheim waren nun abgeschnitten, die Reuterei ward vom engl. Geschütz- und Musketenfeuer vertrieben; nur ein Theil des feindlichen Heeres rettete sich, alles übrige blieb auf dem Schlachtfelde, das mit mehr als 11,000 Todten bedeckt war, oder ward theils hier, theils in dem nun ganz vergessenen und umzingelten Blindheim gefangen. Unter den Gefangenen war der Mar-

schall Tallard selbst; sein Sohn fand den Tod. Die Folgen der Schlacht waren für den ganzen Feldzug, wie Marlborough gehofft hatte, entscheidend. Baiern fiel in die Gewalt Oesterreichs. Die Gefahr, die diesem drohte, war dahin. Ludwigs XIV. Kriegsglück zerfloß wie das von Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig, und wenn er doch nach dieser Schlacht noch fast 10 Jahre Trotz bot, so lag es nur an den ewigen Zwistigkeiten unter den Verbündeten selbst, die über die Benutzung eines Sieges so lange stritten, bis er nicht mehr vollkommen zu benutzen war. Marlboroughs Verdienste erkannte das Parlament damit an, daß ihm der Pallast Blenheim geschenkt wurde, der noch im Besitze seiner Nachkommen ist.

Hochverrath sollte man insbesondere nur dasjenige öffentliche oder Staatsverbrechen nennen, vermöge dessen ein Bürger die ihm vom Staate zum Besten desselben anvertrauten Mittel (Gewalt, Geheimnisse oder Güter) zur Zerstörung oder Vernichtung desselben anwendet, oder einem fremden und feindlichen Staat in die Hände liefert. Denn dieses ist der größte und wichtigste Verrath im Staate, und setzt voraus, daß der, welcher ihn begeht, auf irgend eine Art an der Staatsverwaltung Theil nehme. Hiedurch würde sich auch der Hochverräther vom Landesverräther, welcher absichtlich die Unternehmungen einer fremden, feindlichen Macht durch Unterstützung jeder Art (z. B. Spionerie) befördert, unterscheiden. Oft jedoch treffen diese Begriffe in dem Begriffe des Staatsverrathes und Staatsverräthers zusammen, so daß man unter Hochverrath überhaupt ein Verbrechen gegen den Staat im engern Sinne versteht, d. i. jedes Verbrechen eines Unterthanen, welches unmittelbar gegen den Staat, gegen die selbstständige Existenz und Verfassung desselben gerichtet ist, mithin die Fortdauer des Staats, überhaupt und in seiner bestehenden Form, aufzuheben strebt. Immer aber setzt es einen Unterthanen voraus, der der Regierung zur Treue verpflichtet ist. In diesem Sinne gehört auch der Versuch zur Revolution, d. i. der Versuch einzelner Bürger, die gesetzliche Regierung oder Verfassung umzuändern oder umzustürzen, unter den Begriff des Hochverraths. Dieser aber unterscheidet sich dadurch zugleich noch von jedem andern Staatsverbrechen, nämlich von der gewaltsamen Widersetzung gegen die Ausübung der Staatsgewalt schlechthin (Aufruhr u. s. w.), von dem Verbrechen gegen einzelne Zweige der Verwaltung und einzelne Handlungen der Regierung (z. B. Polizeiverbrechen), so wie von dem Verbrechen gegen die Person des Regenten (im eigentlichen Sinne Majestätsverbrechen), welches letztere jedoch mit Hochverrath in so fern wieder zusammenläuft, als die Regierung und Verfassung an die Person des Regenten geknüpft ist. Dieses Verbrechen wird übrigens im ersten und besondern Sinne eben sowol durch Mißbrauch und Ueberlieferung der dem Bürger verliehenen, oder nur bekannten Güter und Erhaltungsmittel des Staats (z. B. Magazine, Vertheidigungsmittel und Anstalten) und alle andere thätige Unterstützung des Feindes oder Unterhandlung mit demselben, als auch durch Nichtgebrauch derselben begangen, und nach Beschaffenheit mit Entehrung, lebenslänglichem Gefängnisse oder dem Tode bestraft. T.

Hodit (Albert Joseph Graf von), ein durch seinen seltsamen, überall nach phantastischem Schimmer jagenden Kunsttrieb berühmter mährischer Gutsbesitzer. Er war 1706 geboren. Mit mannichfaltigen und ausgebreiteten Kenntnissen durch frühen Unterricht ausgestattet, mit einer empfänglichen und lebendigen Phantasie von der Natur be-

gabt, ging er nach Italien, wo die herrliche Kunstwelt, von einer reizenden Natur umgeben, einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn machte. Nachher fand er auch als Kämmerer an dem Hofe Carls VI. mannichfaltige Nahrung für seine glühende Einbildungskraft. Vielleicht war es auch diese, welche den jungen, wohlgebildeten und liebenswürdigen Mann zum Anbeter der zwar 22 J. ältern, aber geistreichen und auch in spätern Jahren noch anmuthigen Sophia, Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth, machte. Sie gab ihm 1734 ihre Hand und lebte mit ihm auf seinem Landgute Roßwalde, welches er zu einem zauberischen Sitze aller Lust, und alles durch Kunst, Phantasie und geselligen Umgang erdenklichen Vergnügens umzuschaffen, den Plan gemacht hatte. Um diesen Plan auszuführen, suchte er mit dem größten Eifer die Kunsttalente seiner zahlreichen Leibeigenen zu entwickeln, so daß es keine Art von Künstlern gab, die man nicht unter seiner Dienerschaft gefunden hätte. Der weitläuftige Park mit seinen Gebäuden und Verzierungen, seine Theater, Werke der bildenden Kunst, welche er nach seinen originellen Angaben ausführen ließ, die Maschinerien, Feuerwerke, Wasserkünste, welche er zu seinen Festen gebrauchte, waren größtentheils das Werk seiner Bedienten. Die geschicktesten unter denselben aber waren seine Musiker, Schauspieler, Tänzer, Sänger und Sängerinnen, welche letztere er zugleich für den Umgang in der großen Welt bilden ließ. Diejenigen aber, welche er zu diesen Hauptrollen nicht gebrauchen konnte, ja selbst Kinder, Alte u. s. w., brauchte er wenigstens als Statisten und Figuranten, in vielen Verkleidungen und Gestalten bei seinen originellen Festen und Lustbarkeiten. Sein Schloß war der Sammelplatz aller Vergnügungen der Natur und bildenden Künste. In der seltsamen Zusammenstellung derselben jedoch, so wie in seinen, im verschiedensten Geschmack ausgeführten Gartenanlagen, in welchen 4000 Wasserkünste, ein großer Canal und viele Seen angebracht waren, äußerte sich eine herrschende Neigung zum Ueberraschenden und Seltsamen; selbst auf Wirthschaftsgebäude, Ställe, Krippen und Butterfässer hatte sich dieser Hang zu idealisiren erstreckt. Ueberall glaubte man sich von Decorationen umgeben. Kein Wunder, daß der durch diese phantastische Mannichfaltigkeit berühmte Landsitz mehrmals, und selbst in einer gelehrten lateinischen Abhandlung des Dr. Tralles (Adumbratio amoenitatum Roswaldensium) beschrieben worden ist. Die feine, angenehme und höchst mannichfaltige Unterhaltung des originellen und wohlwollenden Wirths wußte bis in das spätere Alter, ja selbst auf dem Krankenbette, einen Zirkel ihn umgebender Menschen durch leichte Laune und immer neue Erfindungen zu erheitern, und sorgte durch Mahl, Gesang, Schauspiel und Naturbelustigungen für das Vergnügen unzähliger Menschen. Selbst Friedrich der Einzige, welcher seine Unterhaltung liebte, besuchte seinen Feensitz, und seine Erwartungen wurden übertroffen. Er dankte dem Grafen durch ein ansehnliches Geschenk, noch mehr aber durch eine poetische Epistel (7ter Theil der Oeuvres posthumes S. 27.) Indessen hatte dieses Schauspiel im Großen eine nachtheilige Wirkung auf sein Vermögen hervorgebracht, und verursachte ihm nach dem Tode seiner Gemalin Sorgen. Der König, davon unterrichtet, nahm ihn in Potsdam bei sich auf. Schwer ward es ihm, sich von seinem geliebten Roßwalde und seinen verlassenen Dienern zu trennen. 1778 starb er in Potsdam, Roswalde wurde durch seinen Tod dem ohnedies reichen Erzbisthum Olmütz verherfällt, das es nicht wieder zu Lehn ertheilte. Friedrich

ehrte noch nach seinem Tode sein Andenken dadurch, daß er den Theil der Jägerstraße in Potsdam, in welcher der Graf gewohnt hatte, Hodißstraße nennen ließ.

Hof, Stadt und Sitz eines Landgerichts, im vormaligen Obermainkraise des Königsreichs Baiern, an der Saale, auf einer sanften Anhöhe, in einer fruchtbaren Gegend, hat über 700 Häuser, vier Kirchen, ein Gymnasium mit einer Bibliothek, ein reiches Hospital, ein Waisenhaus und 5600 Einwohner. Die Straßen sind erleuchtet, breit und gepflastert, die meisten Häuser aber altmodisch gebaut, doch sind in neueren Zeiten mehrere große Häuser erbaut, und die Vorstädte durch geschmackvolle Gärten verschönert worden. Hof betreibt einen beträchtlichen Transitohandel und einen für die ganze Gegend Gewinn bringenden Activhandel mit Baumwollengarn, davon viel in die Schweiz und nach Sachsen geht, Flor, Kattun, baumwollenen Tüchern, Leinwand, Wollenzeug und Tuch, welches theils in Fabriken der Stadt, theils auf dem Lande verfertigt wird. Auch der Feldbau, die Gerbereien, die Bierbrauerei und Viehmastung gehören unter die beträchtlichen Nahrungszweige der Einwohner. Die Baumwollenweberei ist auch hier sehr gesunken.

Hof nennt man einen leuchtenden Kreis, oft von Regenbogenfarben, der sich, besonders in nördlichen Gegenden, um Sonne und Mond bisweilen sehen läßt. Man sieht diese Lichtkreise größer oder kleiner, und ihr Durchmesser beträgt gewöhnlich von 44 bis 92°, ist zuweilen aber auch bedeutend kleiner. Nicht selten sind auch zwei Höfe, einer um den andern, deren äußerer die Regenbogenfarben in umgekehrter Ordnung gegen den innern zeigt. Auch kommen Fälle vor, wo sich ein oder zwei dergleichen Kreise durchkreuzen, und an diesen Stellen erscheinen dann die sogenannten Nebensonnen. Doch können diese auch außerdem an einzelnen Stellen jenes Lichtkreises entstehen: meistentheils haben sie dann einen Schweif, den Kometen gleich, und gewöhnlich stehen ihrer zwei in entgegengesetzten Richtungen. Die Erklärung dieser Erscheinung ist von vielen großen Naturforschern versucht worden. Fast alle gehen von dem Grundsatze aus, daß da, wenn Schnee und gefrorne Dünste in der Luft sind, die Höfe am häufigsten gesehen werden, aus der prismatischen Brechung des Sonnenlichtes durch die Schnee- und Eiskrystalle, dies Phänomen zu erklären sei. Einer der neuesten Physiker, Thomas Young, nimmt bei seiner Erklärung der concentrischen Höfe besonders darauf Rücksicht, daß die Luft voll Schneetheilchen ist, die in allen möglichen Richtungen sich befinden. Eine große Anzahl derselben läßt das Sonnenlicht durchfallen, bricht es aber so, daß es sich in seine sieben Farben spaltet. Andere Schneetheilchen, die undurchsichtiger oder dichter auf einander gehäuft sind, werfen das Farbenbild auf entferntere Regionen des Dunstkreises zurück, und es ist ganz begreiflich, daß der blaue Kreis, der der äußere des innern Hofes ist, nun der innere des äußern Hofes werden muß. Wo sich die Kreise kreuzen, entsteht natürlich durch Vermischung der Farben ein weißes Licht. Es ist aber auch durch diese Durchkreuzung denkbar, daß einzelne Stellen der Dunstwolke so dicht gedrängte Theile, vielleicht Hagel oder auch Eis enthalten, daß sich auf ihnen die Sonne wirklich abspiegelt und daß dergestalt Nebensonnen entstehen. Was von der Brechung der Lichtstrahlen durch Schnee- und Eistheilchen gesagt worden, gilt auch, obgleich in geringerem Grade, von bloßen wässerigen Dünsten, wie wir am **Regenbogen** sehen. (Vgl. d. Art.)

Hof bedeutet unter andern den Sitz eines großen Herrn, des

Landesherrn mit Einschluß seiner Familie und seiner Beamten und Bedienten; oft auch versteht man darunter den Landesherrn oder überhaupt einen großen Herrn selbst, seine Familie und seine vornehmsten Beamten. — Hofamt, besonders das Amt des Kämmerers, Marschalls, Truchsessen und Schenken, womit gewisse Personen von Fürsten, Stiftern u. s. w. beliehen werden. Sind diese Aemter erblich, so heißen sie Erbhofämter (Erbämter). — Hofdame, eine adelige Dame, welche entweder zum Dienst oder zur Gesellschaft der Fürstin bestimmt ist. — Hofgericht, ein hohes Landesgericht, dessen Entscheidung und Aussprüchen die Stände und andere befreite Personen ihre Streitigkeiten unterwerfen. Ehemals führte wol der Landesherr selbst, jetzt aber ein Hofrichter den Vorsitz. Das kaiserliche Hofgericht war das Gericht, welches sich an dem jedesmaligen Hoflager des Kaisers aufhielt, von ihm unmittelbar abhing, und in welchem in älteren Zeiten der Pfalzgraf den Vorsitz hatte. Aehnliche Gerichte legten späterhin die Reichsstände in ihren Ländern an. In manchen Landschaften ist das Hofgericht so viel als Landgericht, und die Beisitzer desselben heißen Landräthe. In den schlesischen Hofgerichten hat der Hofrichter vier oder fünf Erbschulzen oder Hofschöppen zu Beisitzern. In Leipzig ist ein Oberhofgericht. — Hofgraf hieß im alten deutschen Staatsrecht der Graf oder Richter im kaiserlichen Gerichtshofe, der Hofrichter, auch Erbpfalzgraf. Später waren die Hof- und Pfalzgrafen von weit geringerem Range und zuletzt sank ihre Würde zum leeren Titel herab. — Hofmarschall, s. Marschall.

Hofer (Andr.), Sandwirth im Passeyr, Oberanführer der Tyroler in ihrem Aufstande 1809, im Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich, wurde 1767 geboren in dem Wirthshause zu St. Leonard im Passeyr, am Sand genannt, weil es auf den Verwüstungen des Waldstroms erbaut ist. Seine Geburt und sein Gewerbe zogen ihn zum Handel mit Wein und mit Pferden, den er nach Italien trieb. Als 1796 der Krieg sich den Landmarken Tyrols näherte, führte er eine Schützencompagnie seiner Heimath gegen die Franzosen an den Gardsee. Als in den Jahren zwischen dem Lüneviller und Presburger Frieden in Tyrol die Landmiliz eingerichtet wurde, und der Erzherzog Johann sowol zu diesem Ende, als wegen der allgemeinen Befestigung, das ganze Land bereiste, zeigte Hofer ganz besondern Eifer für den vaterländischen Wehrstand. Als 1805, in Folge des unglücklichen Ereignisses von Ulm, auch das siegreiche Heer des Erzherzogs Carl den Rückzug antrat, und der Erzherz. Johann Tyrol verlassen mußte, war Hofer mit unter den Abgeordneten, die den bittern Abschied von dem geliebten Prinzen nahmen. Als 1808 durch die Ereignisse in Spanien der Bruch zwischen den Cabinetten von Wien und von St. Cloud unvermeidlich schien, erhob sich in Tyrol gewaltige Bewegung. Zahlreiche geheime Boten gingen nach Wien, unter ihnen zuvörderst der Sandwirth Andreas Hofer. Dem zum Befehlshaber des Heers von Innerösterreich, das nach Italien und Tyrol bestimmt war, ernannten Erzherzog Johann trugen sie des Felsenlandes Gesinnungen und Wünsche vor. Auf seinen Befehl entwarf der Freiherr von Hormayr den Plan zum Aufstande, zur blitzesschnellen Bemächtigung dieser Schlüssel Italiens und Deutschlands, zur Vernichtung der dort aufgestellten Streitkräfte des Feindes. Es ist weltkundig, mit welchem Geheimniß und Glück dieser Plan ausgeführt, wie vom 11. bis zum 13. April 1809 fast das ganze Land erobert, 8000 Mann der besten Truppen von den Bauern gefangen, und dem Feinde die Verbindung zwischen Italien

und Deutschland abgeschnitten worden. Am 12. April zwang Hofer ein bairisches Bataillon in der Ebene von Sterzing die Waffen zu strecken. Seine Leute gingen mit Heuwagen auf die bairischen Kanonen, mit Heugabeln, Dreschflegeln und Morgensternen auf die Cavallerie los. Als das nördliche und mittlere Tyrol glorreich befreit war, zog Hofer mit Hormayr in das südliche, wo bei Trient Baraguay d'Hilliers noch mit starker Uebermacht stand, aber auch bald mit großem Verluste vertrieben wurde. Inzwischen war das große Unglück bei Regensburg geschehen, die Franzosen bereits in Salzburg, und im raschen Vorrücken gegen Wien, Tyrol von mehrern Seiten eingeschlossen. Die Baiern brachen in selbes ein, sengten, brennten und mordeten. F. M. L. Chasteler erlitt am Tage der Uebergabe Wiens, bei Mörgel, durch zehnfache feindliche Uebermacht, eine vollkommene Niederlage, zog nach der Centralstellung des Brenners, und schlug sich in der Folge durch, zur Vertheidigung Tyrols den General Buol mit einem kleinen Corps zurücklassend. Hofer hatte bereits anfangs Mai 1809, als General Ruska den in Tyrol sehr beliebten Grafen Leiningen auf wenige Tage aus Tyrol vertrieb, mit seinem bewaffneten Volke zur Verjagung der Feinde wesentlich mitgewirkt. Jetzt erschien er auf dem Brenner, und wurde bei aller Schwäche und Unentschlossenheit seines Charakters, bei aller Mittelmäßigkeit seiner Talente, dennoch der Mittelpunct und Abgott der Tyroler. Am 25. und 29. Mai 1809 geschahen am Berg Isel, im Angesichte der Hauptstadt Innsbruck zwei Treffen, welche die Baiern nöthigen, Tyrol wieder zu räumen. Anfangs Juni wurde Graf Leiningen in Trient von einer feindlichen Abtheilung belagert, aber in wenigen Tagen von den Truppen und von den bewaffneten Tyrolern unter Hofer wieder entsetzt. Im Augenblicke der Schlacht von Wagram war Hofer, auf Hormayrs Ruf, eben im Begriffe, sich mit einer großen Menge Tyroler an die Truppen anzuschließen, welche Klagenfurt wegnehmen, und dadurch die Befreiung Innerösterreichs vollenden, zugleich aber auch eine unmittelbare Verbindung zwischen den innern Hilfsquellen des Kaiserstaats und dem von allen Seiten eingeschlossenen, an Allem Mangel leidenden Tyrol eröffnen sollten. Der Schlacht von Wagram (6. Juli) folgte am 11. und 12. das Treffen und der Waffenstillstand von Znaim, kraft dessen Tyrol und Vorarlberg von den Oesterreichern geräumt, und der Rache ihrer Feinde Preis gegeben wurden. Wie natürlich, entstanden hierüber unter dem verlassenen Volke die wildesten Bewegungen, die abenteuerlichsten Entwürfe. Eine Wüthende wollten den General Buol und Hormayr festhalten, Kanonen und Kriegsvorräthe gewaltsam hinwegnehmen, was nicht freiwillig zu ihnen überträte, entwaffnen, die Kriegsgefangenen ermorden, damit die Oesterreicher vom Feinde keinen Pardon mehr zu hoffen hätten und sich als Verzweifelte wehren müßten. Dennoch wurde das größte Unheil noch verhütet, die Truppen zogen ruhig ab, wie der Waffenstillstand es gebot, und der tyrolische Nationalcharakter zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seinem schönsten Lichte. Hofer hatte zwischen Entschlüssen hin und her geschwankt, endlich verbarg er sich in eine Höhle des Passeyr Thals. Als aber die bereits ins Herz Tyrols von allen Seiten eingedrungenen Feinde vom 3. bis 9. Aug. 1809 durch das bewaffnete Volk, durch Speckbacher, durch den Capuciner Joachim Haspinger und Peter Mayer, wiederholte Niederlagen erlitten, trat auch Hofer wieder aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberster Anführer des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht muthig aufgestandenen Tyrols. Am 13. Aug. geschah die Schlacht, wiederum am

Berg Isel, im Angesichte der Hauptstadt Innsbruck, welche den französischen Marschall Herzog von Danzig zwang, die Flucht aus Tyrol zu nehmen. Hofer trat nun an die Spitze der Militär- und Civilverwaltung, und führte solche unter den sonderbarsten Anomalien bis zum Frieden von Wien; wenige glänzende Waffenthaten, aber desto mehr innere Zuckungen, in welchen sich jedoch die Gediegenheit des Nationalcharakters und die Hoheit des ganzen Aufstandes beständig bewährten. Am 14. Oct. wurde der Wiener Frieden geschlossen. Das Volk, allzu oft durch die widersprechendsten Nachrichten getäuscht, maß demselben lange Zeit keinen Glauben bei. Mehrere feindliche Heerhaufen standen schon von allen Seiten in den tyrolischen Bergen. Das Volk war noch immer gesammelt unter den Waffen, zu verzweifeltem Widerstande bereit. Hofer gab endlich (1sten, 5ten und 8. Nov.) die Erklärung seiner Unterwerfung dem Vicekönig Eugen und dem baierschen Oberbefehlshaber. Gern hätte man ihn von mehreren Seiten gerettet, aber er schien bestimmt, das Ende seiner Wirksamkeit nicht zu überleben, und die Sehnsucht nach der heimathlichen Erde erlaubte ihm nicht, mehrere ausführbare Vorschläge der Flüchtung nach Oesterreich anzunehmen. Zwei Monate lang hielt er sich unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte in Passeyr verborgen, nachdem er unglücklicher Weise in der Hälfte Novembers, durch die Nachrichten einiger Wüthenden irre geführt, die Feindseligkeiten wieder erneuert, und dadurch die Amnestie verwirkt hatte. Lange Zeit waren die goldenen Worte und die Drohungen der französischen Generale vergebens, in diesen Bergen einen Verräther zu finden, welcher seinen Aufenthalt entdeckte. Endlich flüsterte der Priester Donay, ehehin Hofers Vertrauter, und von ihm mit der Erklärung seiner Unterwerfung an den Vicekönig nach Villach abgeordnet, zeither aber von ihm beleidigt, dem General Baraguay d'Hillier den Namen des Vertrauten zu, welcher Hofer Nachrichten und Speise für sich und seine Familie in jene Schneewelt hinaufbringe. Baraguay ließ diesen unter einem erdichteten Vorwande kommen und entlockte ihm sein Geheimniß theils durch Versprechungen, theils durch die Todesangst. Er diente den ausgesendeten Truppen als Wegweiser. Sie fingen Hofer am 20. Jan. 1810. Er wurde nach Botzen, von dort nach Mantua geführt, und hier ein Kriegsgericht über diesen von Franzosen und Italienern so sehr gefürchteten Mann niedergesetzt, den die Letztern von seinem schönen langen schwarzen Barte: Il Barbone, die Erstern le général Sansvird nannten. Im Kriegsrathe waren die Stimmen getheilt, es gab kein Resultat, aber der Telegraph aus Mailand sprach den Tod binnen 24 Stunden aus, damit Oesterreichs Verwendung gewiß zu spät kommen müsse; denn es war eben der Zeitpunct der Vermählung Buonapartes mit Louise von Oesterreich. Am 20. Febr. 1810 wurde Hofer unter dem allgemeinen Wehklagen seiner zu Mantua mitgefangenen Landsleute erschossen. Er ging dem Tode mit Standhaftigkeit entgegen. Seinen Landsleuten ist das Andenken seiner hohen Begeisterung fürs Vaterland und für Oesterreich, seiner Milde und frommen Treue, endlich seines Opfertodes heilig, und ewig wird dieser Landmann und seine Hütte das Symbol der unerschütterlichen Anhänglichkeit der Tyroler an Oesterreich, und ihrer kühnen Wagnisse für dieses uralte, unaussprechlich theure Band. Die Familie Hofers ward für den Verlust ihres Vermögens im J. 1819 vom Kaiser entschädigt, auch ward des bereits 1809 geadelten Andreas Hofers Adelsdiplom den 26. Jan. 1818 zu Wien ausgefertigt. Die 1817 bei dem Verleger dieses Lexicons erschienene: Geschichte

Andr. Hofers rc. gibt ausführliche Nachricht über ihn und seine Schicksale. Bmr.

Hoffmann (Friedrich), dieser berühmte Arzt, wurde 1660 zu Halle in Sachsen geboren. Sein Vater war Leibarzt des Administrators von Magdeburg, den er schon 1675 mit seiner Mutter verlor. 1678 ging er nach Jena, um die Medicin zu studiren, und von da nach Erfurt. Nach Vollendung seiner Studien beschäftigte er sich ausschließlich mit der Chemie, und gab 1682 eine Abhandlung: de cinnabari antimonii, heraus, welche ihm den Ruhm eines geschickten Chemikers erwarb, den er als Lehrer der Chemie an der Universität Jena noch vergrößerte. Als der Churfürst Friedrich III. von Brandenburg 1693 die Universität Halle gründete, wurde er zum ersten Professor daselbst ernannt, und entwarf dort die Statuten der medicinischen Facultät. Sein Ruf verbreitete sich bald in und außer Deutschland, und mehrere Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Er machte oft Reisen an die vorzüglichsten Höfe und ward mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Nach einem thätigen Leben starb er 1731 in Halle. Hoffmanns Charakter war sanft und bescheiden; sein Streit mit Stahl, sonst sein Freund, dann sein Nebenbuhler, führte ihn nie über die Grenze des Anstandes. In seiner Wissenschaft vertheidigte er mit tiefer Ueberzeugung die Lehre des Mechanismus, hatte gründliche Einsichten in der Medicin und war ein großer Practiker. Er war ein Freund einfacher oder sogenannter Hausmittel, und pflegte zu sagen: wenn man gesund bleiben wolle, müsse man Medicin und Aerzte meiden. Ihm verdanken wir auch die sogenannten Hoffmannischen Tropfen, eines der vorzüglichsten besänftigenden Mittel. Sein wichtigstes Werk ist die Medicina rationalis systematica. Halle 1730. 9 Bde.

Hoffmann (Christoph Ludw.), Geheimerath und Director des Medicinalcollegiums, Leibarzt des Churfürsten von Mainz, geb. 1721 zu Rheda in Westphalen, gest. 1807 zu Eltwiel am Rhein, machte sich durch ein eignes System der Medicin bekannt, welches von den bis dahin beinahe allgemein angenommenen Systemen von Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stahl abwich, denn er suchte (1770) durch Vereinigung der Humoral- und Nervenpathologie ein Ganzes hervorzubringen und nahm die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der festen Theile und die Verdorbenheit der Säfte, als Reize, zu Grundlagen seines Systems an. Die Grade der erregten Reizung setzte er auf zehn fest. Die thierischen Säfte sind nach ihm zwei Hauptverderbnissen unterworfen: der Säurung und Fäulniß. Letztere findet am häufigsten Statt, und verursacht die meisten krankhaften Reizungen, z. B. alle ansteckende Fiebermaterien, alle thierische Gifte, alle Stoffe, welche Fieber und selbst Entzündungen hervorbringen, die Krankheitsstoffe in den Gedärmen bei der Hypochondrie, in den Knochen beim Scorbut, in den Gelenken beim Podagra u. s. w. Als Reinigungsmittel der verdorbenen Säfte dienen die Absonderungen und Ausleerungen durch Ausdünstungen u. s. w., besonders auch durch das Ausathmen, indem die Lungen die vorzüglichsten Reinigungswerkzeuge für das Blut von den sauern und faulen Stoffe desselben sind. Von der Zurückhaltung dieser verdorbenen Stoffe im Blut entstehen viele Krankheiten. Die Blatterkrankheit hat nach seiner Theorie ihren Sitz in unzähligen kleinen Drüsen in der Haut; diese sondern eine gewisse Feuchtigkeit ab, welche durch ihren Uebergang in die faule Verderbniß einen Reiz auf die Ausführungsgänge jener Drüsen, und dadurch alle Erscheinungen der Blatterkrankheit hervorbringen. Durch das Verwachsen dieser Blatterdrüsen geht alsdann die Fähigkeit, ferner

die Feuchtigkeit abzusondern und eine Blatterkrankheit zu erregen, für immer verloren. H.

Hoffmann (Ernst Theodor Amadeus oder eigentlich E. T. Wilhelm), einer unsrer vorzüglichsten Schriftsteller im Felde des Romans und der Erzählung, ist 1778 zu Königsberg in Ostpreußen geboren, studirte auf der dortigen Universität die Rechte, arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin, ward 1800 Assessor bei der Regierung in Posen, 1802 Rath bei der Regierung in Plozk und ging 1803 in gleicher Eigenschaft nach Warschau. Der Einmarsch der Franzosen 1806 endigte hier seine Laufbahn. Ohne Aussichten im Vaterlande und ohne Vermögen, nahm er seine musikalischen Kenntnisse in Anspruch, um, was er früher aus Liebhaberei betrieben hatte, als Erwerbszweig zu nützen. Er folgte im Herbst 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg, als Musikdirector auf dem dort neu errichteten Theater, das aber bald wieder geschlossen ward. Er ertheilte jetzt Musikunterricht und arbeitete für die Leipziger musikalische Zeitung. 1812 bekam er einen Ruf als Musikdirector bei der Joseph Secondaschen Gesellschaft, traf zu dem Ende Ostern 1813 in Dresden ein, und blieb in dieser durch die Kriegsereignisse in Sachsen beunruhigten Lage bis 1815, wo es ihm gelang, in seinem Vaterlande in die alten Dienstverhältnisse zurückzutreten. Er ward 1816 als Rath bei dem königl. Kammergericht in Berlin wieder angestellt. Von Jugend auf hat Hoffmann eine überwiegende Neigung zur Musik gehabt, und dem Studium dieser Kunst seine Nebenstunden gewidmet. In Posen brachte er das Göthesche Singspiel: Scherz, List, und Rache aufs Theater; in Warschau: die lustigen Musikanten, von Clemens Brentano u. s. w. Anlaß zur Schriftstellerei gab ihm zunächst die Verbindung mit Rochlitz, als Herausgeber der musikalischen Zeitung. Die Aufforderung, die dort zerstreut erschienenen Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der Phantasiestücke in Callots Manier (4 Bde. Neu aufgelegt in 2 Bdn. 1819.). Unter den spätern Werken sind besonders zu bemerken: die Elixire des Teufels, 1816, vielleicht das Beste unter den größern Arbeiten des Dichters; diesem folgten 1817 die Nachtstücke in zwei Theilen, im Ganzen von untergeordnetem Werth, gegen welche die Serapionsbrüder (23 Erzählungen in 4 Bänden) erfreulich hervortreten. Klein Zaches, genannt Zinnober; die Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jacob Callot; Meister Floh, ein Mährchen in sieben Abenteuern zweier Freunde; die Lebensansichten des Kater Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Capellmeisters Johannes Kreisler, in zufälligen Maculaturblätter (1820 und 1821); die Doppelgänger, ein verunglückte Erzählung im zweiten Bande der von Biedenfeld und Kuffner herausgegebenen Feierstunden, schließen den Kreis seiner Schriften. Außer diesen sind noch „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß,“ einem interessanten Werke (Berl. bei Ferd. Dümmler, 1823 2 Thle.) in einer Beilage mitgetheilt zwei Erzählungen: des Vetter Eckfenster und die Genesung. Meister Wacht, ein Charaktergemälde des Lebens, welches der Dichter in Bamberg führte, ist in einer Sammlung von Erzählungen und Mährchen von Steffens, v. der Hagen u. Hoffmann erschienen. Ueber der Novelle: der Feind, starb der Verfasser, noch kurz vor den letzten Augenblicken dictirend; sie bezeichnet in ihrer fragmentarischen Gestalt treffend die Unvollendung seiner ganzen dichterischen Wirksamkeit. Diese vier zuletzt genannten Producte erhalten durch ein besonderes Interesse, daß Hoffmann dieselben unter Schmerzen des nahen Todes geschrieben hat. Des Vetters Eckfenster ist eine Schilderung des Berliner Marktgewühls nach dem Leben,

aber ohne poetische Verbindung. Höher steht: die Genesung, welche außer dem Reize einer gelungenen Darstellung manchen feinen, rührenden Wink über die Seelenstimmung des Kranken mittheilt, die uns in dem Maße um so mehr anzieht, als er sie sichtbar mit männlicher Fassung zu verläugnen strebt. Das bereits oben erwähnte biographische Werk gibt in angenehmer, reichhaltiger Kürze die erwünschten nähern Aufschlüsse über Hoffmanns Laufbahn nach ihren verschiedenen Seiten, bis zu seinem höchst merkwürdigen Tode. Hat er nicht immer gelebt, wie er sollte, hingerissen, verzehrt von mehr als einer Flamme, so ist er dafür gestorben wie ein Mann in der vollsten Bedeutung, und seine letzten Augenblicke zeigen fast mehr als alle seine Werke zusamnengenommen, den unverwüstlichen Kern seiner reichen und tiefen Natur. Schwerlich läßt sich der stoische Uebermuth weiter treiben als bis zu der Frage, die er schon todtkrank an seinen Freund Hitzig richtete: „Riechen Sie nicht noch den Bratengeruch?" Man hatte nämlich vier Wochen vor seinem Ende den Versuch gemacht, durch Brennen mit glühendem Eisen an beiden Seiten des Rückgrats herunter die Lebenskraft wieder zu erwecken, denn das fürchterliche Uebel, welches ihn allmälig aufrieb, war die Rückenmarksdarre. Mit demselben heroischen Geiste gab er die Erklärung: „er wolle es sich schon gern gefallen lassen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bliebe — wenn er nur die Fähigkeit behielte, fort und fort dictando zu arbeiten." So trug und erhob ihn jetzt dieselbe Freiheit des Geistes, die er früher in der Steigerung des Genusses mannichfaltig gesucht und gefunden hatte. Es gibt in dem Leben kräftiger Naturen einen Punct, in dem Stoicismus und Epicuräismus auf eine außerordentliche Weise zusammentreffen. Von dieser Seite erinnert Hoffmanns Beispiel an manchen berühmten Namen der alten und neuern Zeit. Seine Orgien sind bekannt genug, doch hat er sie nicht gefeiert ohne die Gegenwart jenes Dionysos, dem die Griechen als dem Gotte seliger Geistestrunkenheit Tempel weihten. Daraus allein läßt sich erklären, wie er den Pflichten seines richterlichen Amts streng nachkommen konnte, und dabei dennoch im Stande war, das ungebundenste Leben in der freisten Metamorphose des Abends, nicht selten auch durch die Nacht bis zum Morgen hinzujagen. Ein starker Charakter subordinirt sich leichter als ein schwacher in allen den Fällen, wo die vorübergehende Subordination unmittelbar auf irgend eine Art zum Vollgenuß der Freiheit führt. Mit dieser un- und außerordentlichen Lebensweise steht das Urtheil über den Werth des Dichters im innigsten Zusammenhange. Auch in seinen Werken herrscht das Ungestüm des Lyrischen vor; das erhellt besonders aus seinem ersten Product, den Phantasiestücken, die er selbst als Fulgurationen des Enthusiasmus bezeichnet hat. Auch später trachtet er überall mehr danach, sich als die Welt außer ihm darzustellen; sein liebstes Dichten ist Selbstgenuß, Schwelgerei des geistigen Egoismus. Die Liebe zur Duplicität der poetischen Gestalten ist ein geheimer, unwiderstehlicher Ausfluß dieser sich unaufhörlich durchwühlenden und reproducirenden Selbstbefruchtung. Daher dringt er äußerst selten zur reinen Objectivität durch, daher mangelt seinen Gebilden fast überall ein bestimmter Grund, eine feste Umgränzung, ein historisches, überhaupt ein gehaltenes Colorit. Das Wunderbarste und das Alltäglichste steht nicht selten unverbunden, unvermittelt, schroff und widerlich einander gegenüber. Klein Zaches ist ein Beispiel für viele. Die Kunst des vollendeten Dichters zeigt sich aber gerade darin, das Wunderbare unvermerkt so nahe an das Natürliche hinzuführen, daß zuletzt eins das andere unterstützt und mit unvertilg-

barem Zauber umfließt, wie Göthe nirgends schöner und größer als in seinem Wilhelm Meister und jetzt neuerlich wieder mit eigenthümlicher Freiheit in den Wanderjahren gezeigt hat. Zu dem lyrischen Element gesellt sich häufig bei Hoffmann die Kälte der Reflexion, zum großen Nachtheil einer ungetrübten Darstellung. Es ist kein Widerspruch in diesen auf den ersten Blick scheinbar entgegengesetzten Dingen; denn die Reflexion, wie sie besonders in unserer heutigen Bildung herrscht, läuft zuletzt mehr oder weniger auf Selbstspiegelung hinaus und grenzt mithin nahe an jene Lyrik, die der unersättlichen Persönlichkeit fortwährend Feste gibt und Feuerwerke abbrennt. In einem gewissen Sinne läßt sich daher von Hoffmann sagen, daß er häufig selbst durch sein Feuer erkältet. Zuweilen hat ihn die Uebermacht der Reflexion vermocht, einen und den andern allgemeinen Gedanken poetisch zu verkörpern. Seine Freunde und unmäßigen Bewundrer haben diese Verfahrungsweise oft auch da sehen wollen, wo er sicherlich nicht daran gedacht hat; sie sind mit Allegorien bei der Hand, wo es ihm höchstens um eine Arabeske zu thun war. Im Allgemeinen fehlt dem Dichter für dieses Präcipitiren des Geistigen die sichere, durchgängige Haltung, wie denn das schon ein Fehler ist, wenn der Entschluß zu einer solchen poetischen Transsubstantion viel zu nackt aus dem Werke hervorschaut. Auch das Absichtlichste muß bei einem Unternehmen der Art wie eine reine Eingebung heraustreten, so daß man kaum weiß, ob der Dichter es gewollt hat oder nicht. Die tiefste und interessanteste Eigenthümlichkeit, die Hoffmann für immer einen ehrenvollen Platz in den Reihen geistreicher Schriftsteller sichert, liegt in der Art und Weise, wie er das Phantastische entwickelt und dargestellt hat. Es ist bekanntlich Sitte, ihn unter die Romantiker zu zählen, wohin er auch gehören mag, so lange die Verworrenheit dieser Benennung fortdauert. Der Strenge nach läßt er sich durchaus nicht in das hergebrachte ästhetische Pfahlwerk einordnen und einengen, und diese Unmöglichkeit ist der beste Bürge für seinen Werth als Dichter. Eine hohe Originalität soll ihm übrigens damit nicht eingeräumt werden, denn er hat sich nie von fremden Einflüssen losmachen können, namentlich ist er Jean Paul oft mehr nachgegangen, als einem selbstständigen Geiste ziemt. Dabei käuet er oft bis zum Unangenehmen, Zurückstoßenden das moderne Unwesen wieder, seine Protestation gegen die prosaische Wirklichkeit versinkt mitunter in diese selbst zurück, besonders weht die falsche norddeutsche Bildung aus vielen Declamationen sehr unerquicklich entgegen. Und doch müßten wir ihm eine echte dichterische Eigenthümlichkeit zugestehen? Allerdings, sobald wir ihn aus dem rechten Gesichtspuncte betrachten. Er wurzelt nämlich mit entschiedener, überwiegender Kraft in jener geheimnißvollen Gegend, wo das dunkle Princip, wie eine wilde Jagd, statt ausgeführter Bilder bunte Caricaturen auf und nieder treibt, die gleich grinsenden Todtenköpfen über sich und uns zu lachen scheinen und jenen furchtbaren Contrast zwischen Scherz und Ernst hervorrufen, bei dem wir nicht wissen, ob unser Herz oder die Welt geborsten ist. So erblickte Hoffmann selbst den Tag nur durch die Nacht oder doch durch die Dämmerung, und dieses gespenstische Wesen erfüllte ihn mit jenem wollüstigen Grausen, daß wir uns einigermaßen vorstellen können, wenn wir uns an die Freude erinnern, mit welcher wir als Kinder schauerlichen Mährchen horchten und in der Einsamkeit mit banger Lust den Eindruck derselben erneuerten. Die oft so ungehörige, unerträgliche Einmischung der wunderlichen Spuckgestalten gehörte zu der unabänderlichen Denk- und Empfindungsweise des Dichters; die Liebe zu diesem Ueberreiz war seine eigentliche poetische

Natur, mochte ihn auch nebenbei zugleich die Eitelkeit darauf hinspornen, als auf etwas Ungemeines, Außerordentliches. Der Wein diente ihm dabei als eine bequeme Leiter, in das Wunderland hinüberzuschauen und zuletzt hinüberzuspringen. Sein Leben dürfte daher im Grunde wol poetischer gewesen sein, als seine Werke uns vorkommen. Daraus erklärt sich auch, warum das Sentimentale nie so rein und stark wie bei Jean Paul vordringt. In einigen Darstellungen hat er diese vorherrschende Eigenthümlichkeit seines Wesens glücklich verläugnet und diese gehören deshalb zu dem Besten, was wir von ihm besitzen. Künstliche, oder gar systematische Eintheilungen seiner sogenannten Romantik scheinen völlig unstatthaft. Die Sprache handhabte er mit Ueberlegenheit, wenn auch nicht ohne Manier, besonders sieht man den Ausdrücken des Enthusiasmus Zwang und zuweilen auch Dürftigkeit an. Im 19. Bande des Hermes befindet sich ein wohlgeschriebener geistreicher Aufsatz über Hoffmanns Schriften. Weniger bedeutet, was Wilibald Alexis über ihn als Dichter gesagt hat in dem Buche: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß.

Hofmannswaldau (Christian Hofmann von), geb. 1618 zu Breslau, wo sein Vater kaiserl.-Kammerrath war, gest. daselbst 1679 als Präsident des Rathscollegiums und kaiserl. Rath. Auf der Schule seiner Vaterstadt schon zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus, und zu Danzig, wohin er nachher aufs Gymnasium kam, zeigte er auch Anlage und Liebe zur Poesie. Er studirte zu Leyden, reiste nachher mit dem Fürsten von Fremonville durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien, kehrte über Wien in seine Vaterstadt zurück, und erhielt hier sogleich, ungeachtet er das erfoderliche Alter noch nicht erreicht hatte, die Stelle eines Rathsherrn. Seine Muße widmete er der Poesie, und es gelang ihm, sich dadurch, freilich auf Kosten des guten Geschmacks, einen bedeutenden Namen zu erwerben. Er und Lohenstein vertauschten die Einfachheit und die reine Nüchternheit der schlesischen Schule gegen die Marinosche Ziererei und eine falsche Erhabenheit, die nur zu oft in lächerlichen Bombast ausartete. Daß sie dem guten Geschmack schadeten, ist gewiß, doch bereicherten sie unsere bildsame Sprache.

Hofnarren. Im Mittelalter und bis an das 18. Jahrh. herab hatte man an geistlichen und weltlichen Höfen für die Lustigmacher ein ordentliches Amt, und diese hießen dann Hofnarren (Fou du roi en titre d'office), wenn sie als Lustigmacher wirkliche Bestallung hatten, denn manche Lustigmacher bekleideten Hof- oder Kriegsstellen, und führten jenen Titel nicht. Bisweilen kommen sie auch unter der Benennung von Hofpoeten vor, oder werden auch lustige Räthe, kurzweilige Räthe, Tischräthe genannt, wenn ihr Hofamt erfoderte, das Ceremoniel des Hofes zu ordnen. Sie entsprangen aus dem Hange zu Erheiterungen nach anstrengenden Geschäften. „Einige," sagt Flögel, „waren von grober Art, als Claus Narr, welche alles herausredeten, was ihnen einfiel, keinen Unterschied unter den Personen und Zeiten machten, sich der gröbsten Poesien, Unfläthereien und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal ein witziger Einfall mit vorkam, so wurde er doch von hundert einfältigen und dummen Einfällen verdrängt. Andere im Gegentheil waren witzige, sinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, schlaue Hofleute von der feinsten Art. Sie nähern sich in ihren Reden und Handlungen niemals der Grobheit, sie befleißigen sich der Höflichkeit und des Wohlstandes in allen Sachen, sind voll lustiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Gespräche, lächerlicher Sprichwörter, und ihr Umgang ist so annehmlich, daß man sie muß lieb ha-

ben. Andere waren blos Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die sich verspotten ließen, blos um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürsten haben auch an einfältigen, blödsinnigen, melancholischen Leuten und wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden, und sie als Hofnarren gebraucht. Ja, die häßlichen Zwerge, rhachitische Ungeheuer, krumm und schief gewachsene Menschen sind als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich waren pedantische Gelehrte der rechte Wetzstein des Witzes der Hofleute. Flögel hat in einer eignen Geschichte der Hofnarren (Liegnitz 1770) die vorzüglichsten derselben bei den verschiedenen Nationen aufgezeichnet, und wir verweisen um so lieber auf dieses anziehende Werk, da wir uns auf das Einzelne hier nicht einlassen können. Ehedem zeichneten diese bestallten Narren sich durch eine eigne Tracht aus, und dazu gehörte 1. der beschorne Kopf, 2. die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogel, Kaggel, Kagel (vom lateinischen Cuculus), eine sonst beiden Geschlechtern gemeine Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Gestalt, und bisweilen einem türkischen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel den Narren vielleicht nicht genug charakterisirte, weil auch Gelehrte, Mönche und gemeine Leute solche trugen, so fügte man 3. Eselsohren hinzu, welche seit dem 15. Jahrh. ein Prädicat und Schmuck der Narren waren; 4. daß aber auch schon im 15. Jahrh. der Hahnenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen; 5. der Narrenkolben (Marotte) gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben (Typha L.) führt, in Sümpfen wächst, und erst braune, dann schwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenscepter. Nachher machte man sie von Leder in Form einer Herculeskeule, mit einem Riemen, daß sie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen lassen, entweder damit zu necken, oder sich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer dem schlichten Narrenkolben hatte man aber auch sehr zierliche und künstlich gearbeite, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befestigt war. 6. Auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7. die Schellen, die, so wie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz gewesen waren. Etwa gegen die Hälfte des 15. Jahrh. wurden sie ein eigenthümlicher Putz der Narren, welche sie theils am Ende der Eselsohren, theils auf der Kappe, wo sonst der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils statt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knien, den Ellbogen, den Schuhspitzen u. s. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, die Schellen wären also gleichsam eine Warnungsglocke, den Narren nicht zu beleidigen. D. Lamprechter, Rath Carl V., pflegte zu sagen: „Ein jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt." Vielleicht konnte man sagen, an den Narren erkenne man den Herrn; geistreiche Fürsten liebten auch geistreiche Narren. Peter der Große hatte eine sehr große Anzahl Hofnarren, die in gewisse Classen eingetheilt waren. In der einen Classe waren die, denen von Natur Verstand mangelte, und die aus Mitleid unterhalten wurden; in einer andern solche, die in ihren ehemaligen Bedienungen wirkliche Narrheiten ohne einen vernünftigen Zweck begangen hatten. Diese waren eben so zur Strafe Narren, als die dritte Classe, die aus solchen bestand, welche, um einer Strafe zu entgehen, sich närrisch gestellt hatten; und eine vierte, in welche blos solche kamen, die in fremde Länder geschickt worden waren, und nichts gelernt hatten.

dd.

Hofwyl, früher der Wylhof genannt, ein Landgut von mäßigem Umfange, wenig über 200 Morgen enthaltend, ist durch agronomische Versuche, mehrere bedeutende Anlagen, und vorzüglich durch ein großes Erziehungsinstitut in den letzten Jahrzehenden berühmt geworden. Es liegt zwischen den Dörfern Seedorf und Buchsen, und wird auf der südlichen Seite nur durch einen Wald, über dessen Gipfel man fernher die Spitzen der Blümlisalp und anderer Schneeberge des Oberlandes hervorragen sieht, von den Hochufern der Aar und den schönen Umgebungen der Stadt Bern getrennt. Die Gegend an sich, worin es einen sanft aufsteigenden Hügel einnimmt, gehört nicht zu den angenehmeren der Schweiz, und hat wegen des scharfen Nordostes, dem sie gänzlich offen ist, so daß auf der Höhe kein Nußbaum gedeiht, ein unmildes, wenn gleich gesundes Clima. Was Cultur vermag, davon liefert es einen deutlichen Beweis, denn schwerlich möchte jemand, der in früheren Zeiten dort gewesen, es in seinem jetzigen Zustande wieder erkennen. Noch vor 22 Jahren lag es einsam da, nur durch ein hübsches Wohnhaus mit Garten und kleiner englischer Baumpartie geziert. Nahe dabei sah man noch eine Gärtnerwohnung und zwei eigentliche Wirthschaftsgebäude. Ein Strich in der benachbarten Holzung ließ sich beinahe als den ergiebigsten Theil des Besitzthums betrachten, denn die Felder waren in üblem Zustande, das Ackerland voller Steine, Unkraut und Quellen, die Wiesen sumpfig und das Vieh an Zahl und Art gering. Ganz anders ist was der Reisende jetzt dort vorfindet und als Resultat von der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeiste des jetzigen Besitzers (s. Fellenberg i. d. n. Folge d. W.) annehmen muß. Mit dem Boden und seinen Bewohnern ist eine große Veränderung vorgegangen; die alten Gebäude des Gärtners und der Wirthschaft sind beträchtlich erhöht und erweitert, und größere und kleinere Bauwerke, ja eins einem Pallast vergleichbar, neu errichtet. Weit über 200 Menschen, sowol Knechte, Mägde und Handwerker, als Gelehrte, Kunstverständige und Erzieher, arme Kinder, die ihr Brot auf den Feldern verdienen, und beglücktere Söhne reicher Aeltern, alle speisen an Fellenbergs verschiedenen Tischen. Es ist eine Welt im Kleinen, worin besonders eine eigenthümliche Verbindung zwischen Landbau und Erziehung sich kund gibt. Hat man dies im Allgemeinen bald wahrgenommen und vorläufige Blicke auf das Areal, in die Stallungen, in die Werkstätten oder auf die Spiele und Wohnungen der Jugend gethan, so fühlt man sich veranlaßt, das Einzelne näher zu betrachten. Thun wir das Gleiche. Zunächst in Begriff der Agrikultur ist zu bemerken, daß dort von Brache und Triesch keine Rede mehr sei. Die Felder Hofwyls, obschon in Hinsicht des Bodens keineswegs gut ausgestattet, werden alljährlich bebaut und genießen keine andre Erholung, als durch Abwechselung der Pflanzen, die sie hervorbringen müssen. Mancherlei Versuche haben zu der Einsicht geführt, daß 4 Jahre nach einander gewechselt werden muß, welche Weise Herr v. F. für die dem größten Theile des Schweizerbodens angemessenste hält und nachzuahmen anräth. Folgende Ordnung hatte günstigen Erfolg: im ersten Jahre Kartoffeln, im zweiten Gerste und Hafer mit Klee, im dritten blieb der Klee stehen, und im vierten ward in den umgebrochenen Klee Wintergetraide gesäet. Der vierte Theil des Ackerlandes wird zum Kartoffelbau verwandt, der besonders nebst andern Wurzelgewächsen eine reichliche Viehfütterung möglich macht. Der Dünger wird freilich nicht geschont, damit die Erde von Jahr zu Jahr an treibendem Stoff gewinne und der Ertrag sich erhöhe. Den Austrag der Cerealien gibt H. v. F. bereits auf 18fache

an. Dazu kommt aber, daß man durch Anwendung der Säemaschine die Hälfte der Aussaat erspart. Ferner werden die Felder rein vom Unkraut gehalten, wozu eins der neu eingeführten Instrumente, der Extirpator, gute Dienste leistet, und überdies Hände angewandt werden, die sonst nicht jedem Landwirthe zu Gebote stehen, nämlich die der Armenknaben, wovon wir nachher berichten wollen. Wie von Unkraut, so hat man die Felder von Steinen gesäubert, die sowol oben abgelesen, als ausgepflügt, und zu Bauten und Wegbesserung benutzt sind. Eben so wenig sind Hungerquellen und übernasse Plätze in den Aeckern anzutreffen. Man hat sie zu zwingen und ihren Wasservorrath noch obenein trefflich zu nutzen gewußt. Tief unterm Boden wurden Stollen oder Abzugskanäle gezogen, worin sich die Feuchtigkeit sammelte und zu trocknen, am Abgang liegenden Wiesen rinnen mußte, um an deren oberem Rande in einem kleinen Graben hinzulaufen und durch zeitiges Stauen gehemmt, sich in der ganzen Wiesenbreite gleichmäßig über das Gras zu ergießen. Gereinigt also, stark im Gehalte verbessert und stets lockerer gemacht, sieht man nun große Fluren mit dem herrlichsten Getraide prangen, das im Ebenmaße in dicht neben einander von der Maschine gezogenen Reihen, nirgend zu dick und zu licht, hoch aufschießt, durch keine unnütze Pflanzen gehindert und verdumpft. Von den gewöhnlichen rothen und blauen Kornblumen ist in Hofwyl nichts zu sehen. Schreiber dieses erinnert sich dabei, wie H. v. Fellenbergs liebenswürdige Frau einmal darüber scherzte und jene Zeit zurückwünschte, wo zwischen den nützlichen Aehren auch die anmuthige Cyane zu sehen und zu pflücken gewesen. Daß ehemals die Wiesen versumpft waren, möchte ebenfalls kaum glaublich scheinen, da in einer sich weit dehnenden Niederung der herrlichste Wiesenteppich jetzt daliegt, der sich nur denken läßt. Die Entsumpfung ist nicht ohne viel Mühe bewerkstelligt. Zuerst suchte man durch hinlänglich tiefe Canäle dem Wasser Abfluß zu verschaffen, und als dies wegen zu niedriger Fläche nicht hinreichte, faßte Fellenberg den Entschluß, den ganzen weiten Wiesenplatz zu erhöhen. Die Felder der nahen Höhe, deren Boden an sich der Besserung sehr bedürftig, also ohne sonderlichen Nachtheil abzustechen war, mußten ein ungeheures Quantum Erde an die Tiefe abgeben. Zur Ersparung von Ochsen und Pferden ward die Arbeit im Winter vorgenommen. Zwei Schlitten verband man durch ein langes Seil, das oben am Hügelrande um eine Rolle lief. Wechselnd mußten nun die Schlitten die Erde hinunterfördern, indem der vollgeladene durch sein gewichtvolles Abfahren stets den leeren wieder auf die Höhe brachte. Unten war man später geschäftig, die Erdhaufen über die Wiese zu verbreiten. Als aber sich ferner noch zu tiefe Stellen fanden, stach man an den steilen Ufern eines rasch fließenden Baches so viel Erde ab, als zu ihrer völligen Erhöhung nöthig war, und ließ sie durch das Wasser ihnen zuführen (siehe Nassauer landw. Blätter v. W. Albrecht, 1819, Nr. 44). Was sonst über die Bewässerung der Wiesen durch umhergezogene Gräben und Quereinschnitte, welche das Wasser in kleineren Massen überall hinleiten, zu sagen wäre, ist gewiß bekannt, da man in vielen Gegenden Deutschlands auf gleiche Weise verfährt. Statt dessen bemerken wir, daß die verbesserten Wiesen und Felder einen zahlreichen Viehstand verlangten, und Fellenberg im Stande war, 40 der herrlichsten Kühe und Munnis (Bullen) von den Alpen kommen und in seinen rein und trocken gehaltenen Ställen reichlich mit Klee- und Wurzelgewächsen nähren zu lassen. Anfangs, bevor der Ertrag der Aecker stieg, mußte freilich

noch Futter zugekauft werden, worüber die benachbarten Bauern ihre Köpfe schüttelten, so wie sich überhaupt die Meinung verbreitete, man verstehe in Hofwyl wol zu bessern, allein mit zu großem Kostenaufwande. Später hat sich gezeigt, daß nicht übel gerechnet war. Fellenberg wenigstens behauptet, daß der reine Ertrag seiner Landwirthschaft seit Ankauf des Gutes sich vervierfacht, der rohe aber versechsfacht habe. Unstreitig wird man dabei auch die andern Anstalten berücksichtigen müssen, deren zahlreiches Personal eine bedeutende Consumtion von Vieh und Vegetabilien veranlaßt, wodurch der Gutsherr im Stande ist, die selbst gewonnenen Producte seinen eignen Anstalten stets um das Maximum des Werthes zu verkaufen. Wir lassen dies dahin gestellt sein, um den Leser aus den Viehställen zu dem kleinen Magazine von Ackergeräthen zu führen, woraus die auf dem Gute selbst abgenutzten ergänzt, die meisten Exemplare aber auf geschehene Bestellungen gegen billige Preise versandt werden. Außer der genannten Säemaschine und dem Ausreißer trifft man daselbst noch eine zusammengesetzte Hacke, welche beim Lockermachen und Häufeln in den Kartoffelfeldern sich erprobt hat. Fellenberg spricht davon, ins künftige noch einen tauglichern Pflug und Hände ersparende Maschinen zum Dreschen einzuführen. Einstweilen sind jene drei allein im Gange. Er läßt sie von eigends auf seinem Hofe wohnenden Wagnern und Schmieden verfertigen, denen der Mechaniker zur Seite steht, welcher die Hauptarbeiten dirigirt, und auf Vervollkommnung derselben sinnen muß. Fellenberg selbst ist kein mechanisches Genie. Als er früher Willens war, nach englischen Zeichnungen und Modellen arbeiten zu lassen, nahm er einen Mann in Dienst, der, wie es heißt, aus dem Canton Basel gebürtig, sonst ungebildet und bäuerisch, aber ein erfinderischer Kopf war. Dieser brachte die Säemaschine zu Stande, die bald viel Aufsehen erregte. Wo er sich jetzt aufhalten mag, ist ungewiß; vielleicht weiß er von dem kleinen Antheile nichts, welchen sein Werk an dem anderweitigen Ruhme Hofwyls hat. Sein Nachfolger in dem Geschäfte verstand übrigens das Erfundene zu verbessern und zu verschönern. Außer den genannten Handwerkern sind noch andere in Fellenbergs Dienste und auf seine Rechnung bethätigt, nämlich Schreiner und Sattler, Schuster und Schneider. Ihre Werkstätten gewähren sowol willkommene Bequemlichkeit, weil sie am Orte selbst sind, als auch einen nicht zu verachtenden Vortheil. Die Comptabilität über sie wie über das Ganze hat ihren Sitz in Fellenbergs Wohnhause selbst, und kündigt sich dem Fremden durch eine Tafel über dem Eingange an, mit der Inschrift: Büreau der Institute. Man findet darin mehrere kleine, hübsch gearbeitete Modelle von Ackergeräthen, die jedem zu betrachten vergönnt sind. Kennern der Agrikultur will man sogar die Einsicht in die das Landwirthliche betreffenden Rechnungsbücher nicht verweigern. Zu den Geschäften des Büreaus gehört unter andern die Lieferung von Kleidungsstoffen, Lehrbüchern, geometrischen Bestecken, Schreibematerial, Landkarten und andern der Jugend in der Erziehungsanstalt nöthigen Dingen, die in größern Quantitäten aufgekauft werden. In den vorhin bezeichneten Zweigen der Hofwyler Thätigkeit, mit Ausschluß des Büreaus, hat kürzlich ein französischer Graf Villevieille 4 verschiedene Etablissements erblickt. Er nennt sie une ferme-modèle, une ferme-expérimentale, atelier de fabrication des instrumens d'agriculture, atelier de perfectionnement des mécaniques agricoles. So zählt er leicht 9 Instrumente auf. Wir gönnen ihm diese Freude, und fahren in unserer Skizze des wirk-

lich Vorhandenen fort, indem wir jetzt zu der ländlichen Armenschule übergehen, welche besondern Beifall erlangt und H. v. Fellenberg den ehrenwerthen Namen eines um die Humanität verdienten Mannes verschafft hat. Die Anlage derselben ist so einfach, wie das Columbische Hinstellen des Eies; es bedurfte jedoch eines richtigen Blicks und Treffers, um andern Gutsbesitzern darin ein Muster zu liefern. Diese Anstalt hat arme, mitunter ganz verlassene Knaben von ungleichem Alter, auch nicht zu gleicher Zeit, sondern wie sichs traf, bereits 50 an der Zahl, aufgenommen. Sie haben ihr eigenes ärmliches, aber rein gehaltenes Lokal zum Schlafen, und ein anderes für den Unterricht. Ihre Kleidung ist uniform gemacht aus groben Stoffen, doch heil und ordentlich gehalten; im Sommer aus Jacken und Hosen von Drillich bestehend, im Winter natürlich wärmerer Art. Unkosten mußten so viel als möglich vermieden und alles aufs schlichteste eingerichtet werden, wie auch in ihrer Beköstigung geschieht; und da die Kost gesund und hinreichend zur Ernährung junger wachsender und arbeitender Körper ist, so haben sie nicht zu klagen. Ihr Lehrer und Führer ist der häufig genannte Wehrli, kein Gelehrter, sondern ein schlichter, gutherziger Landmann, der bis jetzt Fellenbergs Dienste sonstigen Schulstellen auf dem Lande vorgezogen hat. Es ist mit Dank anzuerkennen, wie er unter seinen Zöglingen, die mit wenig Ausnahmen Verstocktheit und Furcht vor dem Gutsherrn äußerten, wohlthuend gewirkt hat, indem seine Milde neben dem Ernst ihrer Lage sehr am Orte war, um ihre Gemüther zu öffnen und dem Keime eines reineren Lebens Luft zu machen. Mit Härte wäre er weniger Erzieher gewesen. Daß nur ein Knabe als unverbesserlich fortgeschickt worden (und die Anstalt besteht schon im 14. Jahre), zeugt sowol für den Führer als für Menschennatur, die in jüngeren Jahren fast immer aus den Händen des Verderbens zu retten ist. Als Lehrer ist Herr Wehrli nicht so bedeutend, da ihm das Geschick fehlt, die Köpfe wahrhaft zu bethätigen. Er ist sehr langsam, doch thut er, was er kann, und das ist löblich; ja verstände er, mehr zu thun, so genügte ihm wahrscheinlich die abhängige und beschwerliche Lage nicht, worin er sich befindet. Auch soll ja der eigentliche Unterricht im Wissen und geistigen Können nur eine Nebensache in seiner Schule sein. Fellenberg nimmt an, daß sehr wenig Wissen für den Armen hinreiche; Zucht sei die Hauptsache, und Gewöhnung zur Arbeit, die ihr künftiger Beruf werden soll. Als solchen betrachtet er die Arbeiten des Landbaues und etwa als Ausnahme die Wahl eines jener Handwerke, welche die Knaben in ihrer Umgebung treiben sehen. Dem zufolge ist ihre Lebensart so eingerichtet, daß früh am Tage oder Abends spät, oder in seltenen Stunden, wo sich keine Handarbeit für sie findet, eigentlichen Unterricht ertheilt wird, sowol im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion, als in etwas Anschauungslehre und Geographie des Vaterlandes. Hoffentlich wird man ihnen als Schweizerkindern auch die Erzählungen von der früheren Heldenherrlichkeit ihrer Nation nicht vorenthalten, wozu der wackere Zschokke neuerdings ein populares Mittel in seiner Schweizergeschichte geliefert hat. Das vorzüglichste Tagewerk der Wehrliknaben (so nennt man sie dort) ist aber auf dem Felde und wo man sonst ihre Kräfte gebrauchen kann. Wehrli ist immerwährend ihr Begleiter oder weiß stets um ihr Gehen und Thun. Er wohnt und schläft unter ihnen, er ißt mit ihnen, er arbeitet mit ihnen auf dem Felde und wird gewiß durch dieses Zusammenleben völlig in Stand gesetzt, ihre Neigungen und Fehler kennen zu lernen und auf Zucht und Sitte zu wirken. Zugleich ist es in seiner Art, mit-

unter auf dem Felde und beim Essen solche Gespräche mit ihnen zu führen, worin er seinen Einsichten gemäß sie über diese und jene Erscheinungen in der Natur aufklärt und unnützem Aberglauben steuert. Erholung durch Spielstunden haben die Kinder nicht. Ihre Erholung besteht im Wechsel der Arbeit, indem Fellenberg behauptet, daß Abmüßigung von aller Arbeit nichts tauge; worin schwerlich andere Erzieher ihm unbedingt beipflichten werden. Warum soll auch das arme Kind weniger Kind sein als das reiche, und die Freuden der Jugend gänzlich entbehren? selbst junge Thiere müssen spielen. Ob gemeinschaftliches Singen dafür Ersatz gibt, ist die Frage, obschon es löblich ist, daß sie kirchliche Gesänge und einige andere Lieder auswendig lernen. Wie leicht nun ähnliche heilbringende Armenschulen überall einzurichten sind, geht daraus hervor, daß sie wol im Beginn eine beträchtliche Vorlage erfodern, im Fortgange aber das Capital sich rentirt und jener Wohlthätigkeit, die im Geben besteht, nur eine geringe Anstrengung zugemuthet wird. Ist es möglich, sagt Fellenberg, die Knaben bis in ihr 20. Jahr zu behalten, so müssen sie besonders durch die stärkeren Arbeiten der letzten 6 Jahre völlig ihre Unkosten abverdient haben. In der That zugleich eine Erweckung ihres Selbstgefühls, daß sie zum eigenen Unterhalt das ihrige beitragen können! Auch sind bereits hie und da, sogar in Hamburg, solche Schulen nach dem Muster der Fellenbergischen angelegt, und Zöglinge Wehrlis sind es, die ihre Leitung erhalten haben. Neben der männlichen Armenschule gedenkt F. noch eine weibliche anzulegen. Einem seiner neuen Gebäude hatte er bereits vor 6 Jahren diese Bestimmung zugeschrieben, es aber einstweilen noch anderweitig benutzt. Vielleicht schien ihm die Ausführung bedenklich in so großer Nähe des Philanthropins für Söhne wohlhabender und vornehmer Aeltern, dessen Schilderung wir jetzt versuchen wollen. Diese nun seit 15 Jahren dauernde und im Ruf gestiegene Anstalt zählt über 80 Zöglinge, worunter Engländer, Franzosen und Italiener, und an 22 Lehrer, mit Inbegriff derer, die für Instrumentalmusik, Fechten und Tanzen angestellt sind. Das Lokal ist das oben erwähnte Pallastgebäude nebst andern Häusern, wo der größte Theil des Lehrerpersonals untergebracht ist. Und wie das Aeußere, so das Innere; fern alles Unreine, alle Unordnung; Sauberkeit und Anstand herrscht in den Schlafsälen, wie in den Eß- und Arbeitszimmern. Seinen Höhepunct hat das Institut, wie es scheint, im J. 1819 erreicht, wo bekannte politische Maßregeln auch auf das ferne friedliche Hofwyl hinwirkten. Söhne österreichischer Unterthanen mußten auf Befehl des Cabinets ausländische Schulen und Pensionate verlassen; fürstliche Familien, noch kurz zuvor Hofwyl verehrend, zogen ihre Angehörigen aus einer auffallend gewordenen Gemeinschaft mit Söhnen niedern Adels und der Kaufmannschaft zurück. Diesen Glanz, wenn es ein reeller war, verlor Hofwyl, und zugleich mit ihm die schon gefaßte Hoffnung, bessere Fürstenbildung in Europa zu bewirken. Wie anders könnte diese auch möglich gemacht werden, als fern von den Höfen in Gesellschaft anderer Knaben und Jünglinge von solcher Reinheit, Arbeitsamkeit und so bescheiden freiem Anstande, wie Fellenbergs Anstalt sie aufzuweisen hat. Ein Familienband umschlingt hier die Kinder und die Jünglinge. Kein Classengeist hat sich eingeschlichen, denn Brüder wissen unter einander nichts von solchen; und eben so wenig sind Auszeichnungen, sei es durch öffentliche Belobung, Preisgeschenke oder gar Decorationen dort bräuchlich. Die Zufriedenheit der Lehrer, natürliche Anerkennung des Fleißes und Wohlverhaltens bei gutgezogenen Mitschülern, die wirk-

nach erregte Liebe zum Studium und die Stimme des Gewissens sollen ihr Sporn sein. Unnütze Zerstreuung und verderbliche Einflüsse auf Herz und Geist legen kein Gegengewicht in die Schale und erschweren nicht das Werk der Erziehung. Zu Strafen reicht fast immer ein ernstes mißbilligendes Wort hin. In dem Puncte humaner Behandlung ähnelt die Schule der Pestalozzischen zu Iferten, wie diese nämlich vor mehrern Jahren in ihrer besseren Periode war; übrigens sind beide in Rücksicht des geselligen Lebens und des Lehrsystems völlig verschieden. Fellenberg wollte nicht eine Elementarschule, sondern eine solche, welche die gesamte Jugendbildung wenigstens bis zum Uebergang auf Universitäten in sich fassen sollte. Darum hat er auch von Anfang den Aeltern das Recht nicht gestattet, ihm ihre Söhne nach Gutdünken wieder zu nehmen. Er verlangt sie für den ganzen Curs der Erziehung und Belehrung. Von beiden haben wir jetzt, wiewol sie in einander greifen, besonders zu berichten, und zwar zuerst von dem Gebiete des Erziehens, nämlich von der Tagesordnung und dem Leben der Zöglinge. Der Sonntag ist natürlich vorzugsweise der religiösen Feier gewidmet, da für evangelischen, römischen, und einiger russischen Zöglinge wegen, durch besondere Gunst Kaisers Alexander, für griechischen Gottesdienst gesorgt ist. In Betreff der Werktage, so stehen die Zöglinge im Durchschnitt um 5 im Sommer, um 6 im Winter auf. Ist Wetter und Jahreszeit nicht danach, um sich des frühen Morgens im Garten und Wäldchen zu erfreuen, so geht es alsbald ans Vorbereiten und Wiederholen der Lectionen. Um 7 Uhr ruft das Frühstück, und zwar nach Schweizer Art eine Suppe. Gleich darauf gibt es für diesen und jenen eine Extrastunde, z. B. in Musik. Um 8 aber beginnt der Unterricht aller Abtheilungen und dauert bis 12. In einer kleinen Pause um 10 Uhr wird ein Stück Brot genommen; um 12 aber läutet es zu Mittag, worauf sich die Zöglinge mit den Lehrern und der Fellenbergischen Familie zu Tische setzen. Beschäftigt nun wieder eine Nebenstunde hie und da den Einzelnen, so fängt doch der eigentliche Stundenlauf erst um 2 wieder an und dauert bis 4, worauf man eine Stunde gemeinschaftlich im Freien mit Spiel sich ergötzt und etwas Obst mit Brot genießt. Um 5 ist entweder Gesangstunde oder ein andrer wenig anstrengender Unterricht, aber nicht für alle Abtheilungen; und um 6 sitzt man wieder bei den Selbstarbeiten. Die Kleinen müssen früher fertig sein, die Aelteren sind fleißig bis zum Nachtessen. Es herrscht hierin keine für sämtliche Zöglinge gleich streng bindende Regel; dem körperlich schwächeren darf weniger zugemuthet werden als dem gesunden, und spät Abends zu arbeiten wird nur dem kräftigen und erwachsenen gestattet. An Abwechselung im Lernen ist gleichfalls kein Mangel. Bald ists die Musik, bald der Schreiner, oder der Turnplatz, oder der Tanz- und Fechtboden, der den Umgang mit Büchern und Feder unterbricht, und das tägliche Spielen und Tummeln im Freien trägt zu der Gesundheit bei, die von den Gesichtern der Hofwyler Zöglinge stralt. Auch finden sonstige häusliche Freuden und Privatneigungen und ländliches Treiben immer noch ihre Zeit. Der pfeift einem Vogel, der jagt sich mit Kaninchen, ein dritter hat Papparbeiten vor oder füttert ein Schaf. Jeder jüngere hat sein kleines Gärtchen zu besorgen, und alle wiederum ein gemeinschaftliches Stück Feld und Grasplatz und einen Misthof mit Hühnern; jene wollen bestellt, dieser in Ordnung gehalten sein. Ihr Eifer mit Ackergeräthen, mit dem Heuwagen, selbst in Mistgeschäften, wozu besondere Zwilchjacken und Hosen angethan werden, ist erfreulich zu sehen. Ferner werden zu gewissen Zeiten des Jahrs mehrere Tage nach

einander, wenn mit Garten- und Feldsachen nichts zu thun ist, die Freistunden zu soldatischen Uebungen benutzt. Nöthiger Zubehör, um uniformirt und bewaffnet zu sein, ist vorhanden. Man exercirt recht tüchtig, selbst im Feuer, und hat irgend einen Lusttag, der ganz und gar mit kriegerischen Dingen im Freien zugebracht wird. Früh mit der Sonne ist dann alles in Bewegung und ordnet sich zum Ausmarsch; der Eßwagen wird bespannt und das kleine Heer zieht etwa eine halbe Stunde Wegs nach einer hügelichten, mit einzelnen Bäumen besetzten Heide. Hier wird ein Zelt aufgeschlagen, Wachen werden ausgestellt, und das Kriegsspiel beginnt. An Zuschauern ist kein Mangel. Mittags wird im Grünen gespeist, und der Nachmittag geht mit Erlustigungen hin, bis der Heimmarsch mit Trommeln und Musik den fröhlichen Tag beschließt. Desgleichen gibts dann und wann kleine Excursionen zu den nächsten Bergen und Thälern, und zur Ferienzeit eine größere Wanderung durch die Schweiz. Es begreift sich leicht, daß unter einer Menge von Zöglingen verschiedenen Alters in einem so regsamen und reichhaltigen Jugendleben ein starker Geist der Ordnung und Lenkung nothwendig ist. In andern Instituten wird dieser von mehreren oder allen Lehrern verlangt, aber die innige Gemeinschaft der Knaben, die Bedingung eines wahren Familienlebens, wird gewöhnlich dadurch gestört, was auch in Hofwyl der Fall gewesen, hätte sich nicht in den ersten Jahren der Anstalt ein Erzieher gefunden, der die Leitung der Knabenwelt ganz allein auf sich nahm. Er heißt Christian Lippe und ist aus Braunschweig gebürtig. Schon als Student zu Helmstädt wurde er von Henke, Bredow und dem Anesidemus-Schulze sehr geschätzt. Immer des Vorsatzes, sein Leben der Erziehung zu widmen, lag es ihm, als er nach Hofwyl kam, keineswegs daran, dort in irgend einem Fache zu unterrichten und die Musestunden zu Fortsetzung seiner Studien zu verwenden; mit Kindern leben und sie leiten war sein Beruf. Er folgte ihm und ward unwillkürlich der Mittelpunct des dortigen jugendlichen Lebens. Tag und Nacht unter den Zöglingen, war sein Herz ihnen offen; ihm konnten sie ohne Rückhalt vertrauen, Lüge und Heuchelei konnten sich vor seinen Augen in den jugendlichen Gemüthern nicht erzeugen. Er eiferte für sie, wenn man ihre kindlichen Freuden pedantisch zu trüben suchte, nahm Theil an ihren Spielen und allem, was außer dem Bereich der Studien lag. Er lebte als Kind mit und war doch wie der Vater von allen. Als 1816 die hochherzige Catharina von Wirtemberg ihn kennen gelernt, für ihre Söhne (die Prinzen von Oldenburg) zum Erzieher wünschte, ihn auf die herablassendste Art in Stuttgard empfing, so daß er, an Versorgung in späteren Jahren denkend, fast bereit war, die gebotenen Dienste anzunehmen, ergriff ihn die Vorstellung von den Fellenbergischen Zöglingen so lebhaft, daß er zurücktrat und wieder nach Hofwyl eilte, wo sein Austritt schon gefürchtet wurde. Er hat sich kürzlich (1822) genöthigt gesehen, die Anstalt, worin er dreizehn Jahre thätig zugebracht, zu großer Betrübniß der Zöglinge zu verlassen. In seinem Amte ist ihm der älteste Sohn des Stifters, Wilhelm v. Fellenberg, gefolgt. Da dieser junge Mann in Lippes Schule aufgewachsen, also an die getroffene Einrichtung und Behandlungsart gewöhnt und gutes Herzens ist, so hat er gesucht, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. Es muß ihn hierin eine treffliche Anordnung unterstützen, die von Herrn Lippe herrührt. Dieser ächte Erzieher wußte nämlich aus den älteren Zöglingen sich Gehülfen in der sittlichen Führung der jüngeren und in der Leitung ihrer Geschäfte zu bilden; er liebte überhaupt, mit den Knaben zu Ra-

ihr zu gehen. Daraus entwickelte sich eine Verfassung, deren Grundzüge man nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Sämmtliche Geschäfte des kleinen Staatswesens ließen sich nämlich in 4 Partien bringen, die ebensoviel Beamte erforderten: 1. den Seckelmeister, als Bewahrer des aus gemeinsamen Beiträgen der Zöglinge gebildeten Schatzes, worüber er Rechnung zu führen und Einkäufe, so wie Spenden an Arme, nach Beschluß der Gesammtheit zu besorgen hatte; 2. den Schaffner, beauftragt mit Aufsicht der ländlichen Arbeiten, der Bibliothek, der Krankenpflege und der Ordnung in Zimmern und Schlafsälen; 3. den Ordner auf Spiel- und Turnplätzen, zugleich Quartiermacher auf Reisen; 4. den Hauptmann als Befehlshaber des Heers, Aufseher bei Schießübungen, und Beschließer der Waffen- und Mohturkammer. Ein fünfter als Vorstand hatte darauf zu sehen, daß jene ihr Amt nicht vernachlässigten. Alle fünf wählte man aus den Tauglichsten, unter Leitung des Erziehers, dem sie allein und in allgemeiner Versammlung Rechenschaft abzulegen hatten. Ferner war zur Beförderung der Sittlichkeit eine andre Einrichtung getroffen, der zufolge die Gesammtheit in 2 Hälften zerfiel, nicht aber nach Fleiß und Kenntnissen, sondern nach dem Alter. Die Mitglieder einer jeden Hälfte vertheilten sich durchs Loos in 3 Kreise, deren jeder einen Vorsteher oder Kreisrath erhielt. Das Amt desselben war, in seinem Kreise auf Eintracht zu sehen, kleine Zwiste zu schlichten, zur Sitte zu ermahnen, und überhaupt wie ein älterer Bruder unter jüngern sich zu benehmen. Die 6 Kreisräthe wurden von der allgemeinen Versammlung der Zöglinge, wieder unter Vorsitz des Erziehers gewählt. Mit dem Wunsche, daß Herr Lippe selbst das Publikum mit einer Schilderung seines pädagogischen Lebens zu Hofwyl beschenken möge, beenden wir diese unvollkommene Skizze, um noch des dortigen Lehrsystems zu erwähnen. Voran gehe die Bemerkung, daß spielende Methoden dort keinen Eingang gefunden haben. Ferner ist man der Ueberzeugung, daß eben so wenig dieselbe Folge der Lehrstoffe als die gleiche Zahl von Arbeitstunden für alle Zöglinge Statt haben müsse. Abweichende Fähigkeiten oder Mangel daran machen Aenderungen im Hauptplane nöthig, weshalb auch keine bestimmte Classenabtheilung vorhanden ist. Zuweilen werden vorgerückte von den zurückbleibenden getrennt, wodurch aus einer zwei Abtheilungen entstehen; und manchen mußte man das Studium einer der alten Sprachen ganz erlassen, ohne daß eine Kränkung damit verbunden war. Das Individuelle der Knaben soll nicht hintangesezt werden, und an der hinreichenden Zahl von Lehrern zur Ausführung dieser Ansicht läßt Fellenberg es nicht fehlen. Was den Plan des Unterrichts betrifft, so konnte er im Beginn der Anstalt nichts darüber bestimmen. Persönlich mit den Forderungen desselben wenig bekannt, kam es auf die Ansichten der Männer an, die ihm ein günstiges Geschick zuerst zuführte. Durch sie wurde der Anstalt die Haupteinrichtung gegeben, welcher man noch folgt, ungeachtet sich manches bei Ausführung der zum Grunde gelegten Ideen geändert hat. Herr Griepenkerl (jezt Professor zu Braunschweig) war 1808 von dem damals in Göttingen lebenden Professor Herbart als ein denkender und tüchtiger junger Mann Hrn. v. Fellenberg empfohlen. Die Ansichten jenes Philosophen über Verknüpfung des historischen und philologischen Unterrichts, wie über den Vortritt der griechischen und lateinischen Sprache, sind seitdem durch Dissen und Thiersch bekannter und rühmlichst benuzt worden; auch Griepenkerl brachte sie nebst dem Herbartischen ABC der Anschauung, als einem Elementarbuche der Mathematik, mit nach Hofwyl, um sie gleich bei Eröffnung des In-

stituts anzuwenden. Nicht die antiken Sprachen an sich, hieß es nun, sollten ein Zweck der Bildung sein, sondern die Kenntniß von der Griechen und Römer öffentlichem und häuslichem Leben, von ihren bedeutendsten Männern und Werken der Literatur und Kunst. Ferner: Geschichte aus Compendien erlernt, sei todt; sie müsse aus den besten Quellen geschöpft werden; aus gleichem Grunde könne man in der Jugend wahres Interesse an der Geschichte nur durch langes Verweilen bei bedeutenden, umständlich erzählten Begebenheiten wecken; unter einem vorragenden Volke in irgend einer wichtigen Zeit sich einheimisch zu wissen, sei besser als ein Handbuch der Universalhistorie durchgelesen zu haben. Darum, und weil die griechische Welt den Vorrang habe, ward nach Beseitigung der ersten grammatischen Schwierigkeiten der griechischen Sprache sogleich zur Lesung des Homer geschritten. Nach etwa 2jähriger Beschäftigung mit der Odyssee sollte der Lehrer die auf Homers Zeit folgenden Geschichten der Griechen und Asiaten, und zwar in Herodotischer Art, erzählen und zugleich grammatische Vorbereitungen treffen, um die Lesung der Perserkriege im Herodot selbst zu beginnen. Bald aber werde es nöthig, den viel Zeit erfodernden Umgang mit dem Altvater der Historie zu beschränken, damit der Zögling für die Erlernung der latein. Sprache Zeit gewinne, indem diese nun zum Hauptgegenstande des Unterrichts sich erheben müsse. In der Fortsetzung dieses chronologisch eingeschlagenen Wegs trat jetzt ein Hinderniß ein, da kein römischer Schriftsteller von Homers und Herodots Einfachheit vorhanden und Livius für Anfänger der Sprache zu schwierig ist. Freilich, ist erst zu diesem das Verständniß eröffnet, so bieten die erste Decas oder der zweite punische Krieg einen reichen, lange festhaltenden Stoff, und ebenfalls, um das Cäsarische Zeitalter zu erkennen, die Sallustischen Werke mit Reden und Briefen Ciceros die erwünschten Materien dar. Kortüm (kürzlich Professor in Basel, jetzt aber (1823) wieder in seiner frühern Stelle zu Hofwyl), welcher jene Schwierigkeiten einer geraden Weiterführung der für die griechische Welt paßlichere Idee einsah, entfernte sich in so weit davon, als er Geschichte und Sprache der Römer jede für sich behandelte, im Historischen übrigens ausführlich und in der Sprache nicht übereilend war. Unterdeß waren aber die Schüler, mit denen man begonnen, zu Jünglingen herangewachsen und die Kenntniß lateinischer Dichter, griechischer Tragiker und Eröffnung antiker Philosophie ihnen nöthig geworden. Woher nun die Zeit, um gleichen auf Lesung reichhaltiger Nationalwerke gegründeten Gang durch die Geschichte des Mittelalters einzuschlagen? Man hatte bereits davon gesprochen, an die Lesung der Nibelungen die älteste deutsche Geschichte zu knüpfen, dann Italienisch zu lehren, um mit Tasso die Geschichte der Kreuzzüge, mit Dante die Kenntniß von den Kenntnissen des 13. Jahrh., und Englisch, um mit Shakespeares Schauspielen die Kunde Britanniens zu verbinden; ja der guerras civiles von Granada und der Lusiade war nach einem Vorschlage A. W. Schlegels gedacht. Man begriff aber, daß solche Ausdehnung des Lehrplans bei weitem alle Schulbildung überschreiten, ja wenn er auch ausgeführt werden könne, nur Uebersättigung hervorbringen müsse. Schacht (jetzt Professor in Mainz), dem die Fortsetzung des historischen Unterrichts aufgetragen wurde, beschränkte sich deshalb auf deutsche Vorzeit und Mittelalter, mit Einflechtung dessen, was aus den Geschichten der Nachbarn und der fernen Muselmänner nöthig sein möchte. Das Compendiarische verschmähte er gleichfalls. Neben der älteren deutschen Geschichte ward

das Nibelungenlied gelesen, darauf den Jünglingen, denen zuvor jede das planmäßige Studium hemmende Lectüre, einem löblichen Grundsatz des Instituts zufolge, nicht erlaubt gewesen, das Heiligthum unsrer großen Dichter und prosaischen Schriftsteller eröffnet. Das classische Alterthum und das Vaterland sind nun als Hauptgegenstände des geschichtlichen und philologischen Unterrichts bestimmt, worin den Lehrern die reichhaltige, wohlgeordnete Berner Bibliothek sehr zu Hülfe kommt; auch der Naturkunde hat gleich anfangs W. Albrecht (jetzt Director der nassauischen landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Idstein) einen ihr gebührenden Platz angewiesen, so wie Hesse (jetzt Regierungsrath im Darmstädtischen) dem mathematischen Fache durch Einführung der Schweinsschen Methode eine größere Wirksamkeit verschaffte. Der Unterricht im Zeichnen und im Gesang wird durch treffliche Lehrer besorgt. Gleich der erste Lehrer der Anstalt, der schon erwähnte Herr Griepenkerl, der für einen tüchtigen Spieler der Werke Sebastian Bachs gelten kann, gab der Musik viel Raum. Er und Laur (jetzt in Basel) haben aus den Zöglingen der Anstalt ein recht gutes Singechor gebildet. Wie oft freuen sich nicht fremde Herren und Damen der Hofwyler Concerte, mit Verwundern, wie man solches auf dem Lande vermöge. Der jetzige Führer der Concerte ist Hr. Huber aus St. Gallen, ein talentreicher Mann; wie denn überhaupt Fellenberg viel Sorge trägt, alle Fächer wohl zu besetzen. Diese Bemerkungen über das größere Philantropin zu Hofwyl können wir damit schließen, daß in Sachen des Unterrichts nicht wie in der Erziehung die Oberleitung einem einzigen, sondern der Lehrerversammlung zukommt, worin zugleich der eigentliche Erzieher seinen Platz, Herr v. Fellenberg aber das Präsidium hat. Die Wichtigkeit der Hofwyler Anstalten mag die Länge dieses Artikels entschuldigen, da wol die Schrift des deutschen Agronomen Schwarz Fellenbergs landwirthschaftliche Verdienste beleuchtet, über die Gesammtheit seiner Institute aber die Schrift des Grafen Villevieille des instituts d'Hofwyl, Genève 1831) nicht immer die richtigste Ansicht gibt.

Hogarth (William), berühmter Maler und Kupferstecher, wurde geboren zu London 1697. Sein erster Auftritt in die Welt schien keinen glänzenden Erfolg zu versprechen, denn der junge Hogarth wurde bei einem mittelmäßigen Silberschmid in die Lehre gethan, wo er mit Eingrabung von Wappen, Namenszügen und unbedeutenden Figuren sich beschäftigte. Kaum aber war er der Lehre entlassen, so besuchte er die Akademie von St. Martins-lane, und beschäftigte sich eifrig mit Zeichnen nach der Natur, ohne jedoch mehr als mittelmäßige Fortschritte hierin zu machen. Er schien nicht zum bloßen Abbilder der menschlichen Gestalt bestimmt, sein Genie machte ihn zum Maler der Charaktere, der Leidenschaften, der Seele der Figuren, die er auf Leinwand trug. Wurde daher Hogarth gleich kein großer Maler in Hinsicht auf Colorit, Helldunkel und was man sonst vom eigentlichen Maler rühmt, ja wurde er sogar nicht einmal ein völlig correcter Zeichner, so gehört er doch durch Neuheit der Erfindungen, Reichthum der Gedanken, Wahrheit im Ausdruck, Geist und Witz der Compositionen zu den ausgezeichnetsten Künstlern. Besonders stark war er in komisch-satyrischen Darstellungen, und hatte einen eigenen feinen Beobachtungsgeist für das Lächerliche, das er mit gleicher Leichtigkeit auffaßte und darstellte. Oft entwarf er in Gesellschaften unvermerkt die Hauptzüge einer Scene mit Bleistift auf dem Nagel seines Daumen, und trug sie so nach Haus in sein Collectaneenbuch. Caricatur wurde deshalb sein

Hauptfach, jedoch in einem edleren Sinne, als man diese gewöhnlich nimmt (S. Caricatur). In seiner frühesten Kunstperiode sah er sich oft vom Mangel gedrückt. Er beschäftigte sich während dieser Zeit (1726—1733) mit Wappengraben, verfertigte Adressen für Kaufleute, und in der Folge zeichnete und stach er Platten für Buchhändler. Keine dieser Arbeiten kündigte ein besonderes Kunsttalent an; nur die 17 Platten zu der Duodezausgabe des Hudibras ließen einen mehr als mittelmäßigen Künstler ahnen. Hierauf legte sich Hogarth auf Porträtmalerei, eine Gattung, die sich für einen Mann, dem jede Schmeichelei fremd war, und der bei Auffindung lächerlicher Züge seine Satyre nicht im Zaume halten konnte, wenig schickte. Dennoch verschafften ihm seine Leichtigkeit zu treffen, und die eigne Art, mit welcher er Familiengruppen und ganze Zirkel darstellte, eine Zeit lang viel Arbeit. 1730 verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des königlichen Malers Jacob Thornhill, und bezog kurz darauf eine Sommerwohnung zu South-Lambeth. Da er damals mit Herrn Tyers eng verbunden war, so trug er zu den Verschönerungen des Frühlingsgartens im Vaux-hall durch seine Malerei vieles bei. Von ihm sind z. B. die vier Tageszeiten. Tyers verehrte ihm zum Dank eine goldne Einlaßkarte für sich und seine Freunde, mit der Aufschrift: In perpetuam beneficii memoriam (zum beständigen Andenken einer Wohlthat). 1733 fing sich jedoch der Ruf Hogarths erst an zu verbreiten, vornehmlich durch das dritte Blatt aus dem Leben eines Freudenmädchen (The jew decoyed, or a Harlot's progress), wodurch er den Großen der Nation bekannt ward. Die Darstellung dieses Lebenslaufes fand solchen Beifall, daß der Künstler über 1200 Subscribenten erhielt. Jetzt hatte er beides, seine eigenthümliche Sphäre gefunden und seinen Ruf begründet. Nach dem Wunsche des Abbé Dubos stellte Hogarth ganze Folgen dar, eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten aus dem Leben einer Person, von der Geburt bis zum Grabe. In jenen Blättern z. B. ein junges Mädchen, wie es in der Hauptstadt ankommt, und durch alle wechselnden Scenen des Lasters bis zu einem frühzeitigen Tode. Was es heiße, für den Geist und das Herz malen, hat Hogarth hierin meisterhaft gezeigt, und vielleicht hat noch nie ein Künstler vor ihm seinen Pinsel so für den Nutzen der Moral verwendet. In gleichem Sinn und Geiste sind das Leben eines Liederlichen, die Heirath nach der Mode u. a. m. dargestellt, während andere seiner Werke, z. B. sein Jahrmarkt von Southwark u. a. humoristisch sind, eine Gattung, in welcher Hogarth nicht weniger glänzend sich hervorthat. Nicht zufrieden aber damit, ehrenvoll auf einer Bahn zu wandeln, welche vor ihm noch keiner betreten hatte, wollte Hogarth sich auch als Geschichtsmaler auszeichnen. 1736 lieferte er für das Bartholomäushospital zwei Gemälde, den Teich von Bethesda und den barmherzigen Samariter; allein das Genie, das in Scenen des Lasters und Unglücks des gemeinen Lebens sich auszeichnend bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Anmuth und Würde erheischten; auch bei den ernstesten Gegenständen konnte er die komischen Züge nicht unterdrücken. So auch in seiner Predigt des heil. Paulus, in seiner Tochter Pharaos; nur sein Gemälde von Richard III. ist frei davon. 1753 gab er seine Analyse der Schönheit heraus (übers. von Mylius unter des Verfassers Augen, Berlin 1754), worin er durch eine Menge von Beispielen zu beweisen sucht, daß die Wellen- oder Schlangenlinie die wahre Schönheitslinie sei. Bei dieser Arbeit half ihm bis zum 9. Capitel der D. Benj. Hoadly; nachher M. Ralph, mit dem sich aber Hogarth nicht lange vertrug; das ganze

Werk wurde endlich von dem D. Mordell durchgesehen, und von Towsley die Vorrede geschrieben. Hogarth that sich auf diese Entdeckung etwas zu gute. Zuerst trug er seine Gedanken ohne weitere Erklärung vor, stach sein eigenes Porträt, unten mit einer Malerplatte, auf welcher diese Linie dargestellt war, mit der Unterschrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, und als er sich hernach weiter darüber erklärte, sagte man, und wol nicht ganz mit Unrecht, das habe man längst gewußt. Dieses veranlaßte ihn, ein Blatt zu entwerfen, welches er als Empfangschein an die Subscribenten auf seine Analyse der Schönheiten ausgab, Columbus darstellend, wie er ein Ei auf die Spitze stellt, zur Widerlegung gegen jene, die die neue Welt auch wollten gekannt haben, bevor er sie entdeckte. Um die Eier in der Schüssel schmiegen sich ein paar kleine Aale her, das Symbol der Hogarthschen Schlangenlinie. Was der Künstler nun damit wollte, liegt am Tage. Freilich ist die Vergleichung ein wenig überspannt, allein Hogarth war ein einfacher offener Mann, der nie heuchelte, und selbst dann nicht, wenn es auf Würdigung eigner Verdienste ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer londoner Versteigerung für 1624 Thaler wegging, sagte er treuherzig: wenn mir Jemand eben so viel Geld gibt, so will ich wol noch etwas Besseres machen! Lord Grosvenor hielt ihm beim Wort; er mußte eine Sigismunda malen und — mußte sie behalten. Hogarth erlag in dem Wettstreit, wie wol leicht zu vermuthen war, aber bei weitem nicht so schimpflich, als manche haben vorgeben wollen. Sein Gemälde soll unstreitiges Verdienst haben, und wurde nach dem Tode seiner Wittwe von Boydell für die Shakspeare-Gallerie gekauft. 1757 legte Thornhill seine Stelle als Maler des Königs zu Hogarths Gunsten nieder. Bald darauf aber wankte Hogarths Gesundheit. Er starb 1764, im 67. Jahre seines Alters. Seine Werke wollen studirt sein, indem der geistreiche Künstler fast in jedes, noch so kleine Beiwerk, in jeden einzelnen Zug, witzige komisch-satyrische Bedeutung und Anspielung legte. Man kann deshalb der Commentare zu seinen Werken nicht entbehren. Die vorzüglichsten darunter sind: Hogarth illustrated by John Ireland. 3 Vol. 8. Lond. 1791, und Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von E. Riepenhausen, 6 Bde., Gött. 1796. Bei der französischen Uebersetzung der Hogarthischen Analyse der Schönheit von Jansen (Paris 1805, 2 Bde.) findet man eine sehr schätzenswerthe Notice chronologique, historique et critique de tous les ouvrages de peinture et de gravure de Mr. Hogarth. dd.

Höhe. In der Geometrie heißt die Höhe eines Punctes seine Erhebung über die Horizontalebene. Man denke sich durch den erhabenen Punct eine auf die Horizontalebene senkrechte Linie (Verticallinie) gezogen, so ist die Länge dieser Linie die Höhe des Punctes. In der Schifffahrtskunde steht Höhe statt Polhöhe. Wenn ein Schiff, in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher geographischer Breite (Polhöhe) mit demselben sich befindet, sagt man, es sei auf der Höhe dieses Orts. Ferner auf der hohen See sein; die See geht hoch. Höhe eines Gestirns ist der zwischen diesem Gestirne und dem Horizonte enthaltene Bogen eines Scheitelkreises.

Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte. Der Staat, als eine nothwendige Verbindung der Menschen unter äußerm Gesetz und einer höchsten Macht, ist nicht denkbar ohne eine Oberherrschaft, von welcher dieses Gesetz ausgeht, und welcher diese höchste Macht zur Auf-

rechthaltung des Gesetzes und zum Bestehen des Ganzen zukommt. Diese Oberherrschaft wird nach Verschiedenheit der Verfassungen durch eine oder mehrere Personen ausgeübt, welche Regenten (Herrscher) genannt werden. Ihre Würde nennt man Hoheit, und ihre Rechte Hoheitsrechte, insbesondere sofern sie nicht erworbene sind und auf einem besondern Rechtsgrunde beruhen (wodurch man sie von Regalien unterscheiden will), sondern in dem Begriff und Wesen der Staatsgewalt begründet sind. Staatsgewalt aber nennt man überhaupt den aus dem Zwecke des Staats hervorgehenden Inbegriff der Rechte und Mittel, welche dem Regenten zur Beförderung des Staatszweckes zukommen müssen. So viele wesentlich verschiedene Zwecke und Mittel es also in Beziehung auf den obersten Zweck des Staats gibt, so viele Ausflüsse der Staatsgewalt oder Classen der Hoheitsrechte gibt es, welche man Staatsgewalten in der Mehrzahl, oder Hoheiten nennt; denn der Regent hat zur Ausübung aller seiner Rechte im Staat auch die nöthige Gewalt. Indessen braucht man die Ausdrücke Hoheiten und Hoheitsrechte oft gleichbedeutend für einen Inbegriff der Rechte, welche dem Regenten zukommen. Auch werden die Hoheitsrechte in Hinsicht auf Ausübung Regierungsrechte genannt, obgleich man unter letztern oft in einem engern Sinn die sogenannten Regalien versteht; denn in der Namengebung findet unter den Staatsrechtslehrern in diesem Punct eine große Verschiedenheit Statt. Man theilt sie aber, nach der doppelten Beziehung des Staats (zu seinen Bürgern und zu andern Staaten), in innere und äußere Hoheitsrechte: die innern wiederum a) nach den verschiedenen zum Grunde liegenden oder von demselben abhängigen Zwecken des Staats, zu welchen die Regierung hinwirken muß, in ursprüngliche (die Polizei- und Justizhoheit oder Gewalt) und abgeleitete Hoheitsrechte (Regierungsrechte im engern Sinn), z. B. das Recht der Aemter und Würden, die Finanzhoheit, Militärgewalt; b) nach der verschiedenen Art und Weise, wie die Regierung zu diesen Zwecken wirken muß, in gesetzgebende (legislative) und ausübende (executive) Gewalt, welche in der Oberaufsicht sich verbinden.

Hohenheim (Groß-), zwei Stunden von Stuttgart, vom Herzog Carl von Würtemberg einst, als er aus England zurückkehrte (um das J. 1776), aus ökonomischer Liebhaberei, zu einer landwirthschaftlichen Niederlassung ausersehen, an die sich nach und nach Gärten und Bauwerke anschlossen, die eine Zeit lang (besonders in den 1780ger Jahren) ein Anziehungs- und Bewunderungsgegenstand vieler Fremden und nicht weniger Reisebeschreiber blieben. Das schönste Schweizerreich prangte hier. Gartenanlagen mancherlei Art. Antiken, Ruinen, Tempel, Monumente, Bäder, Thürme, Wasserleitungen, Cascaden, Moscheen, Pyramiden, Bildsäulen in vielerlei Geschmack und Nachahmung alter und mittlerer Zeit, wechselten mit modernen Bauwerken der alten verschiedensten Art, mit Milchhäusern, Wirthshäusern, Strohhütten, bäuerisch maskirten Modezimmern, Schäfereien, Schweizereien, Mühlen, Einsiedeleien, Gewächshäusern u. s. w. Das neue Schloß, das noch jetzt durch hohe Lage und Façade von weitem imponirt, vollendete das Ganze um das J. 1796. Alle diese Herrlichkeiten, wie sie waren, findet man ziemlich vollständig aufgezählt im 7. Th. der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen. Leipz. 1788. Die Gartenanlagen beschrieb seiner Zeit der kunstsinnige jetzige geheime Hofrath von Rapp in den Jahrgängen 1795 — 99 des Taschenkalenders für Natur- und Gartenfreunde; worin die Hauptpartien mit ihren Gebäuden zugleich in Kupferstich erschienen, früher

aber kurz erwähnte ihrer Hirschfeld (Th. 5.); ausführlicher der Prinz de Ligne in seinem Coup d'oeil sur Beloeil. Colorirte Ansichten in Großfolio gab Heideloff in 3 Heften, dann noch in 6 Lieferungen 1795 — 1800, besonders bei Frauenholz. Dies sind gleichsam noch die in der Idee aufbewahrten Reliquien einer eben so reichen, als größtentheils geschmackvollen und zum Theil prächtigen Schöpfung. Denn ihre Herrlichkeiten sind jetzt größtentheils verschwunden und außer den eigentlichen Haupt-, Schloß-, Wohn- und Stallgebäuden fast nur die Pflanzung exotischer Gehölze und die Obstgärten erhalten. Die dermalige Bestimmung dieser Domainen ist aber eine der gemeinnützigsten dadurch geworden, daß sie von König und Ständen zum Sitz einer Landwirthschaft- und Forst-Lehr-Anstalt ausgewählt ward. Diese steht unter der Ober-Aufsicht der Centralstelle des würtembergschen landwirthschaftlichen Vereins und unter der unmittelbaren Leitung des berühmten Schwarz. Sie ist mit allen physischen und geistigen Erfordernissen zur Erreichung des Zwecks ausgestattet und beschränkt sich nicht blos auf den theoretisch-praktischen Unterricht erwachsener Jünglinge des In- und Auslandes aus den mittlern und höhern Ständen, sondern nach der eignen Idee des jetzt regierenden Königs und durch seine besondere Unterstützung werden hier arme Waisenknaben zu tüchtigen Knechten, Schaffern, Meyern ꝛc. gebildet. Ferner zeichnet sich diese Anstalt aus durch eine auf die Bedürfnisse des Landes berechnete Versuchswirthschaft im Großen, eine Muster-Stamm-Merino-Schäferei, eine Werkstätte für neue, nützliche Maschinen und Ackergeräthe und eine landwirthschaftliche Privat-Verbindung, in welcher die Güterbesitzer, Oekonomie-Beamten und Bauern einen Vereinigungspunct mehr zur Austauschung und Prüfung von Kenntnissen und Erfahrungen finden. Ausführlicheres über dieses Institut berichtet das seit 1822 erscheinende Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins fast in jedem seiner Monatshefte. — Hohenheim (Klein-), eine halbe Stunde vom vorigen, eine königl., sehr anmuthig gelegene Schweizerei und Fohlenhof für die höchst sehenswerthen, seltnen und kostbaren königl. Stutereien, vorzüglich aus Original-Arabern und Persern bestehend, welche in den nahen, reizenden und sehenswürdigen königl. Landsitzen Scharnhausen und Weil vertheilt sind.

Hohenlohe, ein mediatisirter Fürstenstaat von 64,000 Einw., wovon 61,000 unter Würtemberg und 3000 unter baierscher Hoheit auf 22 Q. M. leben. Hohenlohe ist eins der fruchtbarsten Länder Deutschlands und war der Sitz der Viehmastung für den Markt von Straßburg und Paris, ist übrigens reich an Wild und betriebsam sowol im Wein- und Landbau, als in Bergwerken. Das zahlreiche Fürstenhaus Hohenlohe stammt von Eberhard, Herzog der Franken, Bruder des deutschen Königs Conrad I. Einer von Eberhards Nachkommen, Crato, erhielt bei der Theilung von Franken den District an der Tauber, Jaxt und Kocher (Hohenlohe). Die Ruinen der Burg Hohenlohe sieht man noch nahe bei Hollach und Uffenheim. Erst 1764 wurden alle Linien dieses zahlreichen Hauses Reichsfürsten. Das fürstliche Haus übt manche Gerechtsame durch seinen Senior aus, der wahre patriarchalische Rechte in dieser Dynastie besitzt. Noch blühen zwei Hauptlinien. Die erste Hauptlinie, Hohenlohe-Neuenstein (protestantisch) theilt sich ab in die Zweige a) Langenburg, Residenz Langenburg; b) Langenburg-Oehringen, Residenz Oehringen; c) Langenburg-Kirchberg, Residenz Kirchberg. Die zweite Hauptlinie, Hohenlohe-Waldenburg (catholisch), theilt sich ab in die Zweige: a) Waldenburg-

Bartenstein, Residenz Bartenstein; c) Hohenlohe-Bartenstein-Jaxtberg, gestiftet 1803 vom jetzigen Fürsten Carl Joseph Ernst Justin, Generallieutenant in französischen Diensten; Residenz Hallenbergstetten; e) Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Residenz Schillingsfürst. Es verdient bemerkt zu werden, daß dem Fürsten Ludwig Aloysius, damals regierendem Fürsten von Waldenburg-Bartenstein, der noch lebt, Napoleon die Erhaltung seiner Souveränität anbot, wenn er dem Rheinbunde beitreten wollte; daß dieser Fürst hierauf die Zustimmung verweigerte und die Regierung an seinen Erbprinzen Carl August abtrat, als der Mediatisationsschlag ihn betraf. Jetzt lebt er in Lüneville als franz. Generallieut. u. Obercolonel der Legion Hohenlohe.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst von), welcher als preuß. Feldherr in der Geschichte des preußischen Heers eine denkwürdige Rolle gespielt hat, war 1746 geboren und folgte seinem Vater im J. 1796, so wie seinem Vetter, Fürsten Ludwig Friedrich Carl zu Oehringen in einem Theile seiner Lande. Im Kriege gegen die Franzosen befehligte er 1792 eine Division; ruhmvoll waren für ihn 1793 die Treffen bei Oppenheim, Pirmasens, Hornbach und sein Antheil an der Wegnahme der Weißenburger Linien; 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiserslautern und erhielt den Oberbefehl des Neutralitätscordons an der Ems. 1804 ward er Statthalter der fränkischen Fürstenthümer und Commandant von Breslau. Als 1805 Preußen für gut fand, sein Heer gegen Franken vorrücken zu lassen, befehligte der Fürst ein Corps zwischen der Saale und dem thüringer Walde, und als 1806 der Krieg mit Frankreich wirklich losbrach, stand er an der Spitze des Corps, dessen Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld geschlagen wurde (14. Oct.). Auf dem Rückzuge nach jener Schlacht erhielt er den Oberbefehl, und führte die Trümmer des großen preußischen Heers, die unter ihm bei Magdeburg sich gesammelt hatten, der Oder zu und dem Könige nach, der die preußischen Regimenter sammeln und dann sein ganzes Heer mit dem allmälig anrückenden russischen vereinigen wollte. Doch der Fürst konnte dem Schicksale nicht entgehen, das er selbst ahnete; die Lage des von ihm entfernten Generals Blücher gestattete diesem nicht, den erhaltenen Befehl des Fürsten, „sich mit ihm zu vereinigen," zu vollziehen, und so, ohne Cavallerie, außer Stand, mit einer durch Märsche und Mangel abgematteteten Infanterie in einem Kampf mit dem in aller Hinsicht überlegenen Feind sich einzulassen, sah er sich genöthigt, zum Theil durch Massenbachs (s. d. Art.) Uebereilung, zu Prenzlau, 7 Meilen von Stettin (28. Oct. 1806), mit 17,000 Mann zu capituliren. Er starb 1818.

Höhenmessungen. Es ist kaum mehr nöthig zu erwähnen, wie nützlich es ist, von den Höhenverhältnissen der Unebenheiten auf der Erdoberfläche unterrichtet zu werden. Dadurch werden nicht nur unsere Kenntnisse von der physischen Beschaffenheit der Erde vermehrt, sondern uns auch mannichfaltige Data zur vortheilhaften Benutzung der Erdoberfläche in Hinsicht auf Cultur und künstliche Anlagen verschafft. Wir können durch die Kenntniß von den Höhen zugleich auf das Clima eines Ortes oder einer Gegend schließen; wir können durch selbige uns die gegenseitige Lage der Höhenpuncte, Straßen und Wasserleitungen zweckmäßig anlegen und führen, auch Sicherheitsmaßregeln gegen Ueberschwemmungen ergreifen. Dem Naturforscher, besonders dem Geognosten, ist Kenntniß der Höhen der Berge, welche er untersucht hat oder noch untersuchen will, nothwendig. Wenn letzterer seine

geognostischen Beschreibungen belehrend und nützlich machen will, so muß er zu den Charten von der untersuchten Gegend Durchschnitte durch die bedeutendsten Puncte derselben legen; aber dieser Arbeit müssen Höhenmessungen vorausgehen, ohne welche nie ein richtiges Verhältniß mit der Natur erreicht werden kann. Eben so ist der Militär, ohne von den Höhen der Puncte auf der vor ihm liegenden Charte unterrichtet zu sein, nicht im Stande, das Terrain richtig zu beurtheilen, auf welchen er Pläne zu Operationen entwerfen und selbige leiten soll. Nicht minder bedarf der Topograph, welcher die aufgenommene Gegend plastisch in Gyps, Thon ꝛc. darstellen will, der Kenntniß aller Erhabenheiten und Vertiefungen dieser Gegend, weil ohne selbige kein treues Nachbilden derselben möglich ist. Hieraus geht hervor, wie sehr die Höhenmessungen vervielfältigt zu werden verdienen und wie überaus wichtig es war, Mittel ausfindig zu machen, um schnell und richtig zum Ziele zu gelangen. Diese Mittel sind Instrumente, vorzugsweise das Barometer mit Thermometern, und die Atmosphäre. Sobald man nur wußte, daß der unsere Erdkugel umgebenden Lufthülle Schwerkraft und Elasticität eigen war, und man die Wirkung derselben auch an dem Barometer wahrgenommen hatte, so gelangte man zu dem Schlusse, daß diese Wirkung beim Aufsteigen in der Atmosphäre sich modificiren und einem gewissen Gesetze unterworfen sein müsse. Man suchte dieses Gesetz durch Erfahrung ausfindig zu machen, indem man das Barometer nach und nach auf bekannte Höhen trug, solches nebst den Thermometern daselbst beobachtete und daraus Regeln ableitete, um die verschiedenen Erhöhungen der Orte über der Meeresfläche zu finden. Da die Lehre vom Höhenmessen mit dem Barometer ihren Ursprung und Ausbildung französischen Gelehrten verdankt, so soll hier eine kurze Darstellung ihrer desfalsigen Arbeiten folgen. Wie schon unter dem Artikel „Barometer“ erwähnt worden, war Pascal der erste, welcher in Vereinigung mit einigen ausgezeichneten Liebhabern der Physik, und zwar den 19. Sept. 1648 zu Clermont und auf den nicht weit davon gelegenen Berge, den Puy de Dome, jene Erfahrung machte, welche er gleichsam schon geahnet hatte. Es ergab sich nämlich, daß das Barometer im Klostergarten zu Clermont 26 Zoll 3½ Linie, dagegen auf dem Gipfel des vorgenannten Berges nur 23 Zoll 2 Linien zeigte. Hieraus folgte, daß die Quecksilbersäule sich wie die Luftmenge verminderte, welche jene in dem Barometer trug, und Pascal schloß: daß man durch dieses Mittel erfahren könne, ob zwei Orte in demselben Niveau seien oder welcher von beiden der höchste sei, wenn sie auch noch so weit von einander entfernt und sogar Antipoden wären. Die Physiker, welche nach Pascal kamen, verfolgten jene Idee, ihre Namen und der geringe Erfolg, zu welchen sie anfänglich gelangten, beweisen, wie viel Schwierigkeiten selbige darbot, ob sie schon scheinbar so einfach war. Man hatte die Waage, aber man kannte den Werth der Gewichte nicht; auch haben die barometrischen Messungen nur erst seit Deluc, über hundert Jahre nachher, im J. 1754 einige Genauigkeit erlangt. Genannter Physiker wußte die durch die Wärme auf die Luft und das Quecksilber hervorgebrachten Wirkungen von denjenigen zu unterscheiden, welche von ihren Gewichten abhingen und die von ihm angegebenen Verbesserungen machen in der Geschichte des Barometers Epoche. Diese Geschichte ist unter andern auch von Pictet aufgezeichnet worden, welcher darin selbst eine sehr ehrenvolle Rolle gespielt hat. Biot hat auch eine kurze Auseinandersetzung der zur Ver-

vollkommung der Theorie barometrischer Messungen geschehenen Untersuchungen geliefert und die Tafeln, welche er zur Erleichterung der Rechnungen bekannt gemacht hat, gewähren ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Gelehrten, welche sich mit diesem Theile der Physik beschäftigt haben. Es würde überflüssig sein, alle die Arbeiten einzeln zu erwähnen, welche vor Ramonds Untersuchungen erfolgt sind. Dieser eifrige Naturforscher beschäftigte sich zuletzt im J. 1809 vorzüglich mit diesem Gegenstande. In seinem im J. 1811 zu Clermont erschienenen, vier Memoires enthaltenden, Werke hat er die Bedingungen einer guten Beobachtung bestimmt, die den barometrischen Operationen eigenen Umstände auseinandergesetzt und gelehrt, die Modificationen der Atmosphäre, deren Einfluß der Richtigkeit der Messung nachtheilig ist, zu erkennen, die Fehler zu schätzen, und sie selbst zum Fortschreiten der Meteorologie zu benutzen. Seit Delucs Entdeckung war die von dem berühmten Verfasser der Mécanique céleste, vorgeschlagene Formel, das Ausgezeichnetere, was über diesen Gegenstand erschienen war; er führte alle Correctionen wegen Einwirkung der Temperatur, so wie der Feuchtigkeit und der Schwere, auf das Quecksilber und die Luft, auf einen bestimmten Punct zurück, welches natürlicher und einfacher war; er stützte seine Theorie auf die genauesten Data; allein der Coefficient, welchen er vorläufig angenommen hatte, um das Verhältniß der Gewichte der Luft und des Quecksilbers darzustellen, erschien zu schwach; man mußte die Formel der Prüfung unterwerfen, indem man die Längen der Säulen ihren Gewichten substituirte und viele Ursachen zu Fehlern aufsuchte und beseitigte, und den angenommenen Coefficient verbessern oder vielmehr einen neuen bestimmen. Dies hat Ramond gethan. Er hat durch die genauesten Untersuchungen und Vergleichungen der barometrischen Messungen mit wirklichen Nivellements in derselben Gegend, wo die barometrischen Messungen entstanden sind, den Coefficient so bestimmt, wie er in Laplaces letzter Formel enthalten ist, und seitdem genießt selbige die größte Berühmtheit. Nicht nur Ramond, sondern auch viele andere Beobachter haben sich durch die Erfahrung überzeugt: daß diese Formel sowol für kleine als große Höhen und sogar auch zu Messungen unter der Erde gleich gut brauchbar ist, und dies hat zu dem Schlusse geführt: daß die barometrischen Messungen zu einer sehr großen Genauigkeit gelangen können, so oft sie 1) mit guten Instrumenten, 2) von guten Beobachtern, und 3) unter den Beobachtungen günstigen Umständen geschehen. Das erste Erforderniß ist das Wesentlichste. Zu jeder Untersuchung des Höhen-Unterschiedes zweier Puncte gehören zwei Barometer und vier Thermometer, von welchen letztern zwei an die Barometer befestigt und zwei frei sind. Diese Instrumente müssen so einfach sein, als es Bequemlichkeit und Genauigkeit verlangen; sie müssen alle völlig übereinstimmen. In Dresden werden dergleichen Instrumente in der Werkstätte des Herrn Blochmann, Inspector des mathematischen Salons, durch Herrn Mechanikus Winkler ꝛc. von vorzüglicher Brauchbarkeit gefertigt. Die Beobachter müssen ihre Instrumente gehörig kennen und mit selbigen umzugehn, dann aber auch vorzüglich wissen, worauf es bei dergleichen Beobachtungen ankommt. Wenn zwei oder mehrere Beobachter ein barometrisches Nivellement einer Gegend oder eines Landes unternehmen wollen, so haben sie nächst der guten Beschaffenheit der Instrumente auf allen Beobachtungspuncten vorzüglich darauf zu sehen: daß a) die Instrumente senkrecht aufgehängt, vor der Einwirkung der Sonne geschützt und die freien Thermometer wenigstens 9 Fuß von dem Boden,

auch sonst von allen Wärme leitenden Gegenständen entfernt seien; b) die Barometer richtig eingestellt und die Barometer- und Thermometerstände genau aufgezeichnet werden; und c) die Beobachtungen an den in Correspondenz getretenen Instrumenten gleichzeitig erfolgen. Uebrigens müssen die Beobachter auch den Zustand der Atmosphäre besonders berücksichtigen. Sie müssen vermeiden, bei stürmischer oder solcher Witterung zu beobachten, wo das Quecksilber im Barometer mehrere Bewegungen oft hintereinander macht; jede andere regelmäßige Witterung, wo die Atmosphäre ruhig, hell oder mit Wolken versehen ist, oder auch von einem mäßigen Winde bewegt wird, ist dazu passend. Endlich dürfen die Instrumente auch nicht zu weit von einander entfernt sein. Die weiteste Entfernung darf nicht über 20 Meilen betragen, weil außerdem die Richtigkeit der Messung beeinträchtigt werden könnte. Befolgt man die obigen allgemeinen und die fast in jeder Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer gegebenen Regeln, so kann man sich überzeugt halten, daß besagtes Instrument allemal da jedem andern vorzuziehen ist, wo man in kurzer Zeit von der Höhe eines Berges, von dem Gefälle eines Flusses rc. auf eine gewisse Strecke, von dem Höhenunterschiede der bedeutendsten Puncte einer Gegend, von der Tiefe einer Grube, von der Mächtigkeit eines Gebirgslagers rc. unterrichtet sein will. Hierbei ist zu bemerken, daß man beim barometrischen Nivellement eines Flusses dessen Gefälle nicht bis auf Zolle genau verlangen darf; indessen kann versichert werden, daß man durch sehr sorgfältige Beobachtungen der Wahrheit sehr nahe kommen wird. Uebrigens darf hier die große Erleichterung bei Berechnung der Höhen nach Barometer-Beobachtungen nicht unerwähnt gelassen werden, welche verschiedene Gelehrte durch Ausarbeitung von auf Laplaces Formel gegründeten Tafeln verschafft haben. Unter mehrern zeichnen sich die im J. 1809 in Paris erschienenen Tables hypsométriques ihrer zweckmäßigen Einrichtung und Brauchbarkeit wegen, aus. Sie sind in der im J. 1820 bei Arnold in Dresden als Anhang zur dritten Auflage des Lehmannischen Werkes vom topographischen Zeichnen und Aufnehmen herausgekommenen Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer, von J. G. Wiemann aus dem Französischen übergetragen worden. Auch die von Gauß in Bodens astronomischen Jahrbuche von 1818 bekannt gemachten Tafeln sind ihrer Kürze wegen zu empfehlen, ob man schon hierbei noch gewöhnliche Logarithmen-Tafeln zur Hand haben muß. Nicht minder verdienen Biots im J. 1811 erschienene Tables barométriques einer Empfehlung, welches so wie dessen Verdienste um dergleichen Messungen, bereits oben bemerkt worden ist. Endlich wird noch erwähnt, daß die von dem sehr achtungswerthen Physiker und Mineralogen d'Aubuisson im J. 1809 im Betreff des vorliegenden Gegenstandes unternommenen Arbeiten, deren Gang und Resultate er in einem in der mathematischen und physicalischen Classe des Instituts zu Paris den 26. März und 9. April 1810 vorgelesenen Memoire dargestellt hat, vorzügliche Berücksichtigung verdienen. un.

Höhenrauch, Heerrauch, eine besondere Art Nebel, die auch wol Heiderauch, Sommerrauch, Landrauch genannt wird. Er gleicht durchaus in Farbe der Luft während des Moorbrandes in den Gegenden, wo es landwirthschaftlich ist, den Moor abzubrennen. Obgleich der Höhenrauch durchsichtiger ist, als der eigentliche Nebel, so verdunkelt er doch die Luft in großen Entfernungen. Seine Bestandtheile sind feste oder trockne Materien, welche gleich dem Rauch in die Höhe getrieben werden können. Die Entstehung des Höhenrauchs ist

noch nicht erklärt. In dem sehr heißen und trocknen Sommer d. J. 1783 verbreitete sich dieser Rauch über die Atmosphäre von ganz Europa und hielt lange an. Im Februar eben dieses Jahres hatte damals ein entsetzliches Erdbeben Calabrien und einen Theil Sicilien mit Messina durchaus verheert. Eben so arg wüthete der Vulkan Hecla auf dem öden Island. Nur auf ein paar Tage zeigte sich 1804 ein ähnlicher Heerrauch, aber er war nicht so dick; auch damals hatte man vorher Erderschütterungen bemerkt. Im J. 1819 bemerkte man ihn abermals allgemein genug am 11. und 18. Mai.

Hohenstaufen. In der Schlacht bei Merseburg (1030) zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Gegenkönige Rudolph von Schwaben zeichnete Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen in Schwaben unweit Göppingen, sich unter den Augen des Kaisers, seines Herrn, so mannhaft aus, daß dieser ihm das Herzogthum Schwaben verlieh und seine Tochter Agnes zur Gemalin gab. So ward der erste Grundstein zur nachmaligen Größe eines Hauses gelegt, dessen Erhebung und Verlöschen die wichtigsten Epochen in der Geschichte des deutschen Reichs bezeichnen. Als Herzog Friedrich (1105) starb, hinterließ er zwei Söhne, Friedrich und Conrad; der erstere folgte ihm als Herzog von Schwaben, und Conrad ward (1116) von seinem Oheim, Kaiser Heinrich V., mit dem neuen Herzogthum Franken ausgestattet, welches dieser aus der schon 1037 heimgefallenen nordbaierschen Markgrafschaft errichtet hatte. Nach dem Tode Kaiser Heinrich V. (23. Juli 1125), der den Mannsstamm des fränkischen Kaiserreichs beschloß, schienen seine beiden Neffen, Friedrich II. (der Einäugige), Herzog von Schwaben, und Conrad, Herzog von Franken, Hoffnung zur deutschen Krone zu haben; aber eben ihre Verwandschaft mit dem verstorbenen Kaiser war Ursach, daß die beiden Directoren des Wahlgeschäftes, Erzbischof Adalbert von Mainz und der päpstliche Legat, Cardinal Gerhardt, ihm zuwider waren, und daß Lothar von Sachsen (1125) zum Könige ausgerufen wurde. Sowol dies als zunächst auch des neuen Kaisers Zurückforderung der unter der vorigen Regierung an die Hohenstaufen gekommenen Besitzungen entzündeten einen heftigen Krieg zwischen ihm und den Gebrüdern Hohenstaufen. Fast ganz würde Lothar in diesem Kampfe unterlegen haben, hätte er nicht durch enge Vereinigung mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, dem er seine Tochter und das Herzogthum Sachsen gab, sich gerettet; denn nun konnte Friedrich II. der ihm überlegenen Macht beider nicht mehr widerstehen, da sein Bruder Conrad von Franken nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande einen Zug nach Italien, wo er sich (1123) zum König ausrufen ließ, unternommen, und so seine Macht nicht mit Friedrichs Macht vereinigt hatte. Der Friede von Mühlhausen (1135) zwischen Lothar und Conrad machte endlich dieser zehnjährigen Fehde ein Ende; Conrad verzichtete auf den Titel als italienischer König, erhielt aber unter den Herzogen den ersten Rang, und, so wie sein Bruder, alle Länder zurück. Das achtbare Haus von Hohenstaufen war einmal vom Schicksale zur Krone bestimmt. Nach Lothars Tode (1137) wurde Herzog Conrad von Franken auf Deutschlands Thron erhoben (den 22. Febr. 1138 gewählt und den 6. März d. J. gekrönt). Erzbischof Adalbert von Trier und der päpstliche Legat, Cardinal Theodwin, vollbrachten dieses Werk; denn Conrad, klug und gewandt, hatte die geistlichen Stände während Lothars Regierung für sich zu gewinnen gewußt, und schien Allen weniger gefährlich, als sein Nebenbuhler — Herzog Heinrich der Stolze von Sachsen und Baiern, dessen große

Macht man fürchtete. Der unauslöschliche Haß der Welfen (s. d. A.) gegen die Hohenstaufen (Gibellinen, Waiblinger), dessen erster Keim in jener Verbindung Herzogs Heinrich mit Lothar schon lag, wurde dadurch noch mehr entzündet, daß Kaiser Conrad III. den Herzog Heinrich den Stolzen in die Acht erklärte, seine gesammten Lehen einzog und anderweit verlieh, da dieser seiner Verordnung, das Herzogthum Sachsen, Toscana und einige andere italienische Besitzungen aus dem Grunde abzutreten, „weil es gegen die deutsche Verfassnng sei, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze," sich nicht hatte unterwerfen wollen. Ueber 300 Jahre lang dauerte der mit diesem kaiserlichen Urtheile begonnene Zwist, der über Deutschland und Italien so viele Leiden brachte. Das Vertrauen, welches man allgemein im Reiche zu den Hohenstaufen hatte, leitete nach Conrad III. Tode (15. Febr. 1152) die Wahl auf seinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, Sohn Friedrichs II. (des Einäugigen), der nun in der Reihe der deutschen Könige Friedrich I., mit dem Beinamen Barbarossa, der Rothbart, hieß (s. d. Art.). Friedrich I. hatte durch seine stets wachsende Macht in Italien die Eifersucht und den Haß des Papstes sich zugezogen; hierin lag wol der wichtigste Grund, daß seines Sohnes und Nachfolgers, Heinrichs VI. Bemühungen, die deutsche Krone erblich an seine Familie zu bringen, ungeachtet der schon geschehenen schriftlichen Einwilligung von 50 Reichsständen, scheiterten, daß er kaum die Ernennung seines zweijährigen Sohnes Friedrich zu seinem Nachfolger erlangte (1169). Der päpstliche Widerwille gegen die Hohenstaufen bewirkte nach Heinrichs VI. Tode (1197), daß dem, während der Minderjährigkeit des jungen, als König anerkannten, Friedrich II., zum Reichsverweser ernannten Oheim desselben, Herzog Philipp von Schwaben, erstlich Herzog Berthold von Zähringen, sodann aber Otto, zweiter Sohn Herzogs Heinrich des Löwen, und durch Schenkung von seinem Oheim, König Richard von England, Herr der französischen Grafschaft von Poitou (Otto IV.) gegenübergestellt wurde. Philipps Ermordung durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (21. Juni 1208) verschaffte zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung; allein als er seine kaiserlichen Rechte in Italien geltend machen wollte, lud er den Unwillen des Papstes, Innocenz des III., so sehr auf sich, daß dieser des jungen Königs Friedrich in Sicilien, den Otto bekriegte, sich annahm, den Kaiser in den Bann that und eine große Partei in Deutschland selbst gegen ihn anfeuerte. König Friedrich zog nun nach Deutschland, ließ sich zu Aachen krönen, und ward nach Otto IV. Tode (19. Mai 1228) Alleinherrscher als Kaiser Friedrich II. Noch bei seinem Leben hatte er (1137) seinen zweiten Sohn, Conrad, zum römischen König wählen lassen, nachdem der Erstgeborne, Heinrich (stirbt in der Gefangenschaft 1242), durch Empörung gegen seinen Vater sich dieser Würde verlustig gemacht hatte. Conrad IV. ward auch nach seines Vaters Tode von den mehresten deutschen Ständen als König anerkannt, allein der Haß des Vaticans brach nun mit aller Macht über ihn allein los. Innocenz IV. that ihn in den Bann, erklärte ihn aller Länder verlustig und verfolgte ihn mit unversöhnlichem Haß. Doch schien das Glück den Hohenstaufen nicht ganz verlassen zu wollen; den Gegenkönig Wilhelm von Holland, hielt Conrad, der übrigens viele persönliche Freunde in Deutschland besaß, im Zaume, das päpstliche Heer ward von ihm geschlagen, und schon wollte er in die Lombardei eindringen, als er im Lager bei Lavello (1254) starb, man glaubt an Gift, das sein

unehelicher Bruder Manfred ihm beigebracht hatte. Dieser Manfred hatte nach Conrad IV. Tode sich der Königskrone von Sicilien bemächtigt, allein er mußte sie nach einem harten Kampf, worin er das Leben verlor, an Carl von Anjou; der vom Papste 1266 zum Könige von Neapel und Sicilien gekrönt worden war, überlassen. Carls harte, grausame Regierung erweckte wider ihn eine starke Partei; die Erinnerung an die edlen Hohenstaufen wachte mächtig wieder auf, und so ward Conradin, Conrads IV. hinterlassener einziger Sohn, aus Baiern, wo er bisher erzogen worden war, berufen, um den ihm rechtmäßig zukommenden Thron zu besteigen. Conradin verpfändete, um die nöthigen Kosten zu einem Zuge nach Italien aufzubringen, mehrere Schlösser und Besitzungen für 2200 Mark Silber, zog an der Spitze eines tapfern Heers, begleitet von seinem Freund, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, nach Italien, schlug den Thronräuber Carl bei Aquileja, am 23. Aug. 1268, hatte aber das Unglück, als er den Feind zu hitzig verfolgte, mit Friedrich und mehreren deutschen Fürsten gefangen zu werden, und der schreckliche Carl ließ ihn nebst seinen Begleitern, am 29. Oct. 1268, zu Neapel öffentlich hinrichten. So fiel der letzte Hohenstaufen; das weltberühmte Geschlecht war mit ihm erloschen! Die Hohenstaufischen Besitzungen fielen an Baiern, Baden und Würtemberg; die herzogliche Würde in Schwaben und Franken hörte auf, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. Unvergänglich ist der Ruhm der Hohenstaufen wegen der politischen Größe, welche besonders die Friedriche durch ihre Weisheit, Güte und Kraft errungen haben, und wegen ihres eifrigen Strebens, Deutschland von der Despotie der Päpste zu befreien, Ordnung unter allen Ständen im Reiche herzustellen, und Handel und Gewerbe zu heben; aber eben so auch wegen der unermüdlichen Sorgfalt, die sie den Wissenschaften und Künsten widmeten. Geschichte und Dichtkunst wurden vorzugsweise von ihnen befördert. In welchem Geiste z. B. die Geschichte von ihnen geschätzt wurde, erhellt aus dem Briefe Friedrichs I., worin er seinen Vetter, den Bischof Otto von Freisingen, zu seinem Historiographen ernennt. Beide Friedriche, mit wahrem Sinn für Gerechtigkeit erfüllt, erwarben sich unendliche Verdienste um die Justizpflege; die Gerechtsame des Unterthanen, selbst gegen den Thron ließen diese Kaiser, so wie ihre eigenen Rechte in bürgerlichen und geistlichen Dingen, genau bestimmen. Astrologie, Astronomie, Physik, Philosophie, Erdbeschreibung und vorzüglich auch Poesie waren die Gegenstände, welche mitten unter den erhabensten Planen und selbst im Getöse der Waffen von den Friedrichen mit Eifer und Liebe beachtet wurden, und von dem erfreulichsten Einflusse war die enge Verbindung der deutschen Dichter mit den Sängern aus Neapel und Sicilien, seit diese Staaten den Hohenstaufen gehörten. Friedrich II., der zuerst die Reichstagsbeschlüsse in deutscher Sprache abfassen ließ, errichtete sogar große Singschulen für die damaligen Minnesänger und gab ein Gesetz, welches die jungen Studirenden auf ihren Reisen nach den Universitäten vor jeder Gewaltthat in Schutz nahm. Bei dieser passenden Gelegenheit darf ein Unternehmen erwähnt werden, das dem Publikum nächstens ein Nationalwerk darbieten wird, wie seit geraumer Zeit in dem historischen Gebiete keines erschienen ist: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, von Friedrich von Raumer." In 6 Bänden in groß Octav und eine andere Ausgabe in 4 Bdn. in groß Quart. Beide Ausgaben mit 12 Kupfern und Charten im Brockhausischen Verlage. Friedrich von

aumer, dem gelehrten und gebildeten Publikum Deutschlands durch
rschiedene gehaltvolle Schriften und Abhandlungen bereits nachdrück-
h empfohlen, vorbereitet durch umfassende, zum Theil vor Augen
gende Studien, deren Anfang bis in sein Jünglingsalter zurück-
ht, ausgerüstet mit den nöthigen staatswissenschaftlichen Kenntnissen,
e er in seiner frühern nicht unbekannten Geschäftsbahn practisch zu
proben Gelegenheit hatte, unterstützt durch die Gnade Sr. Majestät
s Königs von Preußen, welche es ihm möglich machte, zur Förderung
iner Absicht zwei literarische Reisen nach dem südlichen Deutschland,
r Schweiz und Italien zu unternehmen, die natürlich der Darstellung
n Reiz einer lebendigen Anschaulichkeit geben müssen, gebildet durch
e Muster der Alten und Neuern zu jenem klaren, heitern, würdi-
:n Vortrage, der großen Gegenständen gebührt, und den die Kenner
rin finden, vereinigt er in seiner Person und Lage das Nothwen-
gste und Beste, was zur Ausführung eines so bedeutenden Unter-
hmens gehört. In dem, was man nicht Philosophie der Geschichte
ı nennen pflegt, geht er zwischen den Modeextremen den ruhigen
Beg einer glücklichen Vermittelung, wie es einem Werke ansteht,
as in Deutschland nicht den Geist der Parteien, sondern des Ganzen
nregen und befördern will. Die Geschichte der Hohenstaufen bietet
abei in ihrer epischen Fülle zugleich eine tragische Steigerung dar
nd rundet sich dadurch zu einem geschlossenen Ganzen ab, wie es die
Belt in dieser Kraft und Herrlichkeit nur einmal sah.

Hohenstaufen, ein sehr hoher Berg im Königreich Würtem-
erg, zwischen den Städten Gmünd und Göppingen gelegen, merk-
ürdig als der Stammsitz des berühmten deutschen Geschlechts, das
on ihm seinen Namen führte. Er erhebt sich über den Bergrücken,
er zwischen der Fils und Rems hinstreicht, in pyramidenförmiger Ge-
alt; an seinem südlichen Abhange liegt ein Marktflecken gleiches
Namens. Die Burg Hohenstaufen wurde im Bauernkriege (1525)
on den Empörern verbrannt. Man sieht jetzt von ihren Trümmern
ichts mehr, als eine wenige Fuß lange niedrige Mauer.

Hohenzollern. Vom alten Bergschlosse Zollern oder Hohen-
ollern in Schwaben stammt das Geschlecht dieses Namens, dessen äl-
ester bekannter Ahnherr, Thassilo, Graf von Zollern, gegen das J.
300 starb. Sein Nachkomme im achten Geschlecht war Robert II.,
Graf von Zollern, der 1165 lebte, und zwei Söhne hatte, Friedrich
V. und Conrad. Letzterer wurde im J. 1200 erster Burggraf von
Nürnberg; sein Urenkel, Friedrich III., erhielt 1273 die fürstliche
Würde, und das Burggrafthum Nürnberg als erbliches Lehn. Von
hm stammt die königl. preuß. Dynastie her. Conrads älterer Bru-
er, Friedrich IV., pflanzte als Beisitzer der väterlichen Erbgüter, das
Stammhaus Hohenzollern fort. Sein Nachkomme im achten Geschlecht,
Graf Eitel Friedrich IV., geheimer Rath und Oberhofmeister, auch
Kammerrichter zu Speier, ward 1507 von Kaiser Maximilian I. mit
dem Reichserbkämmereramte beliehen, und vertauschte an diesen gegen
die Herrschaft Haigerloch die Herrschaft Räzuns. Sein Enkel, Carl I.,
den Kaiser Carl V in Spanien hatte erziehen lassen, erhielt, nach
dem Erlöschen des Geschlechts der Werdenberge (1529) die Grafschaf-
ten Sigmaringen und Böhringen. Dieser Graf von Zollern ward Prä-
sident des Reichshofraths und stiftete (1575) eine Erbvereinigung,
nach welcher seine Söhne gemeinschaftlich den Titel und das Wappen
der Grafschaften Hohenzollern, Sigmaringen und Böhringen und der
Herrschaften Haigerloch und Wöhrstein führen sollten, das Reichserb-

Kämmereramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauses bleiben sollte, wenn dieser nicht selbst sich dessen begeben würde. Seine Söhne, Eitel Friedrich VI. und Carl II., theilten sich in das väterliche Erbe also, daß jener Hohenzollern, und dieser Sigmaringen und Vöhringen erhielt; Friedrich VI. erbaute das Schloß Hechingen, und hievon nahm seine Linie den Namen Hohenzollern-Hechingen an, dagegen die seines Bruders von nun an Hohenzollern-Sigmaringen genannt wurde. Graf Johann Georg von H. Hechingen, Friedrichs VI. Sohn, ward vom K. Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben (28. März 1623), welche Würde in der Folge auch auf den ältesten der sigmaringschen Linie übertragen wurde; Kaiser Leopold I. verlieh endlich (1692) auch, doch mit Ausnahme der sigmaringenschen Seitenlinie Haigerloch, den nachgebornen Söhnen den Fürstentitel. Das Stammland Hohenzollern war also nun eine gefürstete Grafschaft, und mit allen ihren Regalien, Nutzungen, Herrschaften, Zöllen ein ganz freies Eigenthum, weder vom Kaiser noch vom Reiche lehnbar; nur den Blutbann sollten die Fürsten vom Kaiser zu Lehn tragen. Unter Hermann Friedrich Otto, dem Vater des jetzt (seit 1810) regierenden Fürsten Friedrich Hermann Otto (geb. 22. Jul. 1776), von Hechingen, verlor das Haus die lehnsherrlichen Rechte in den lüttichschen Herrschaften (Geule, Mouffrin und Boilonville) und erhielt dafür im Reichsdeputationshauptschlusse (1803) die Herrschaft Hirschlatt und das Nonnenkloster Mariä Gnadenthal im Dorfe Stetten. 1806 ward der Fürst von Hohenzollern-Hechingen (kaiserl. franz. Obrister) Mitglied des rheinischen Bundes; erhielt die Souveränität und im Collegium der Fürsten seine Stelle unmittelbar nach Nassau. Die Bevölkerung sämmtlicher hechingischen Besitzungen beträgt 14,000 Einwohner und das Areal $5\frac{1}{2}$ Q. M. Das ganze Ländchen, von der Starzel durchflossen, ist gebirgig, indem es einen Theil der schwäbischen Alpen begreift, doch bringt es in den Thälern (darunter das Killerthal das breiteste und fruchtbarste ist) und an den Abhängen der Berge das nöthige Getreide hervor, besonders da man auch viele Kartoffeln zieht. Ein Haupterzeugniß ist das Holz. Die Gewerke beschränken sich auf einige Wollenweberei und Baumwollenspinnerei. In diesen Besitzungen liegt das alte Bergschloß Hohenzollern. Die Einkünfte des Fürsten wurden auf 80,000 Gulden geschätzt. Des Grafen Carl II., Stifters der Linie Sigmaringen, Sohn, Johann, erhielt 1638 die fürstliche Würde und von dem Churfürsten Maximilian von Baiern die Herrschaft Schwobeck. Der jetzt regierende Fürst, Anton Aloysius Mainhardt Franz (geb. 20. Juli 1762, folgt seinem Vater den 26. Dec. 1785), verlor in Folge des Lüneviller Friedens die Feudalrechte in den niederländischen Herrschaften Bormeer, Berg, Dirmüde, Gendringen, Etten, Wisch, Pannerden und Millingen und die Domänen in Belgien, wofür er die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzighofen, Klosterbeuern und Holeschein erhielt. Auch er ward in den Rheinbund (1806) aufgenommen, und erhielt außer der Souveränität die Herrschaften Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habsthal, und außerdem noch die Souveränität über alle ritterschaftlichen Besitzungen innerhalb seines jetzigen Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, namentlich die Herrschaften Gammertingen und Hettingen, die fürstl. fürstenbergischen Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, einen Theil des Amtes Möskirch, und über die Turn- und Taxischen Herrschaften Ostrach und Straßberg die Oberhoheit. Das Areal von Hohenzollern-Sigmaringen besteht in 20 Q. M.

mit 39,000 Einwohnern. Die Einkünfte rechnet man auf 240,000 Gulden. Die Donau und die Lauchart durchfließen diese Lande. Der nördliche, am linken Donauufer gelegene Theil, von der Alp durchzogen, hat meistens einen steinigen, undankbaren Boden, welcher das nothdürftige Getreide nicht einmal hervorbringt, aber reich an Waldungen ist; hingegen der südliche, am rechten Donauufer gelegene Theil enthält viel flaches und fruchtbares Ackerland, so daß viel Getreide ausgeführt werden kann. Eigentliche Fabriken sind nirgends. Beide fürstliche Häuser traten 1815 dem deutschen und 1817 dem heiligen Bunde bei und haben in der engern Bundesversammlung eine Gesammtstimme mit Lichtenstein, Reuß, Schauenburg, Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck. In der weitern Bundesversammlung hat jedes eine besondere Stimme. Die Residenzstädte beider fürstlichen Häuser sind Hechingen und Sigmaringen.

Hoherofen, Hohofen (Eisenhütte), gehört unter den Schmelzöfen der Metalle in die Classe der Schachtöfen, die ihren Namen davon haben, weil die innere Höhlung derselben, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Schachten, Schacht genannt wird. Sie sind bei der eigentlichen Schmelzarbeit die gewöhnlichsten, und heut zu Tage wird in ganz Deutschland das Eisenerz darin ausgeschmolzen, nachdem man 1727 in der ehemaligen Grafschaft Mansfeld diese deutsche Erfindung zuerst eingeführt hatte. Wenn der Hoheofen angehen oder angelassen werden soll, schüttet man den ganzen Schacht voll Kohlen und macht unten Feuer, deckt aber die Schachtmündung und alle andere Oeffnungen sorgfältig mit eisernen Platten zu, damit die Kohlen sich nur langsam anzünden und den Ofen erwärmen, wozu bisweilen 10 bis 14 Tage Zeit erforderlich sind. Dann wird die Schachtmündung geöffnet, und wenn die Kohlen ein wenig niedergebrannt sind, fängt man an, Eisenstein, Kalk, Lehm und oft auch flußbefördernde Zuschläge einzuschütten, und so wird mit Unterhaltung des Feuers und Eisensteins- rc. Einstürzen Monate lang fortgefahren. Man schmelzt in diesen Oefen entweder über den Sumpf, wenn das Geschmolzene sich im Ofen auf der vertieften Spur so lange verweilt, bis es durch das geöffnete Loch abgestochen wird; oder über das Auge, wenn das Geschmolzene sogleich aus dem Ofen durch das Auge, d. h. die Oeffnung, in einen äußern Augentiegel abfließt. X.

Hoherpriester heißt in der deutschen Bibel das Oberhaupt der jüdischen Priesterschaft. Moses übertrug diese Würde seinem Bruder Aaron, in dessen Familie sie in ununterbrochener Reihenfolge forterbte; nach der Unterjochung des jüdischen Volks durch die Seleuciden, Ptolemäer und Römer wurde sie jedoch oft von den fremden Statthaltern nach Willkür ertheilt; zu den Zeiten Jesu scheint sie sogar von mehrern wechselweis amtführenden Priestern zugleich verwaltet worden zu sein. Die Wichtigkeit dieser Würde war schon durch die Pracht und Kostbarkeit eines Gewandes angedeutet, das unter die vorzüglichsten Kunstwerke des Alterthums gehört. Berühmt ist besonders das Brustschild des Hohenpriesters, Urim und Thummim, d. i. nach Luther, Licht und Recht, nach andern Auslegungen hellglänzende Edelsteine genannt, welches aus zwölf in Gold gefaßten, mit dem Namen der zwölf Stämme bezeichneten und im Rechteck zusammengefügten Edelsteinen bestand. In diesem Schmuck erschien der Hohepriester als die heiligste und höchste Person im Volke bei seinen Amtshandlungen. Ihm stand die Anordnung und Oberaufsicht des Gottesdienstes, die Verkündigung der Befehle Jehovas an das Volk, den nur er in wich-

tigen öffentlichen Angelegenheiten befragen durfte, und die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obschon die Rechtspflege besondern Richtern übertragen war, entschied er in schwierigen Fällen doch auch weltliche Händel in letzter Instanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne seine Zustimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Er hieß vorzugsweise der Priester, der vor dem Herrn steht, und war im eigentlichsten Verstande der Mittler zwischen Jehovah und der Nation. Einmal im Jahre ging er allein in das Allerheiligste der Stiftshütte (später des Tempels), und durch sein Gebet und Opfer bei dieser Feierlichkeit glaubte das ganze Judenvolk mit Gott versöhnt und der Vergebung seiner Sünden theilhaftig zu werden, eine Vorstellung, deren Einfluß auf den christlichen Lehrbegriff vom Mittleramte Jesu leicht zu erkennen ist. Wie die römische Hierarchie jene jüdischen Begriffe vom Priesterthum zur Begründung ihres Ansehens zu benutzen, und insbesondere die Vorrechte des Hohenpriesters auf den päpstlichen Stuhl überzutragen wußte, geben die Artikel Hierarchie, Klerus und Papstthum näher an. E.

Hohes Lied, oder Lied der Lieder, ist die Ueberschrift einer Reihe von Liedern und Wettgesängen der Liebe, die zwar im biblischen Canon unter den Salomonischen Schriften stehen, und auch, was Sitte, Colorit und Sprache betrifft, alle Spuren der Weichheit, Pracht und Ueppigkeit des Salomonischen Zeitalters an sich tragen; aber doch wegen der merkbaren Hinneigung ihrer hebräischen Sprachformen zur aramäischen Mundart, von Eichhorn und Andern für Erzeugnisse einer spätern Zeit erklärt werden. Welcher Gattung poetischer Kunstwerke die Aesthetik diese Gedichte zurechnen soll, ist schwer zu bestimmen. Sie machen allerdings als verschiedene Scenen und Situationen einer fortschreitenden Handlung ein Ganzes aus, und als solches streifen sie näher an den Charakter der Idylle, als, wie Einige behauptet haben, des Dramas; daß sie aber sicherlich nicht das Werk eines Dichters waren, der, die Kunstregel vor Augen, sich nur mit seiner Phantasie in die Lage der darin handelnden Liebenden versetzte, sondern aus einem Herzen flossen, das selbst liebend und geliebt sein eignes Liebesglück besang, erhellt eben sowol aus der überall hervorstechenden Eigenthümlichkeit der Situationen und Wechselreden, als auch aus der Innigkeit und Entzückung des Gefühls, das aus jeder Zeile mit einer Natur und Wahrheit spricht, die sich weder verkennen noch erkünsteln läßt. Sei es denn, daß entweder Salomo diesen Ausbund seiner Lieder der Liebe und Jugendfreude zur Erquickung für sich und seine Sulamith selbst geschrieben, oder ein späterer glücklich liebender Dichter unter den Hebräern seine Poesie mit Salomonischem Gewande ausgeschmückt habe; ein hohes Lied der Liebe bleibt es für Alle, die es unbefangen lesen — religiöse Beziehungen werden sie darin nicht entdecken; alles spricht nur von der zärtlichen Liebe des Bräutigams und der Braut. Gleichwol haben seit Origenes bis in das 17. Jahrh. die Kirchenexegeten sich angestrengt, diesem Buche eine mystisch-religiöse Deutung zu geben; über 1200 Jahre war in der christlichen Kirche die Meinung herrschend, das Hohelied beschreibe die Vereinigung der gläubigen Seelen mit Gott, Christus sei der Bräutigam und seine Kirche die Braut; die Küsse, nach denen sie lechzt, seien ein Bild ihrer Sehnsucht nach ihm; die sehr ins Einzelne geschilderten Reize ihres Körpers nichts anders, als sinnliche Bilder von den inneren Reizen, durch welche die gläubige Kirche Christo wohlgefalle; die kleinen Füchse, die Sulamith als Zerstörer ihres Weinbergs fürchtet, müßten dann freilich die Ketzer und Irrleh-

er sein. Weiser waren die jüdischen Rabbinen der alten Zeit, die das Lesen des Hohenliedes keinem vor dem dreißigsten Jahre erlaubten, und es nie öffentlich in der Versammlung vorlesen und erklären ließen; ja schon der Umstand hätte die christlichen Theologen von dem Wahne, hier eine religiöse Allegorie zu suchen, zurückführen sollen, daß das neue Testament nie von diesem Buche Gebrauch macht. Auch kehrten sich die deutschen Dichter des Mittelalters wenig an jene Deutungen, und nannten es ohne Bedenken das Buch der Minne. Unter den Theologen wagte Erasmus, den Thorheiten des Allegorisirens mit diesem Gedichte zuerst ein Ziel zu setzen; auch Bossuet nahm einen Wortverstand an und hielt es für Salomons Hochzeitlied; die größten Verdienste aber erwarb sich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in seinen 1778 geschriebenen Liedern der Liebe. (S. seine Werke zur Religion und Theologie, 7r. Thl. 1807.) Niemand hat dieses Gedicht wärmer und wahrer durchempfunden und das orientalische Colorit desselben unserm Verständnisse näher gebracht, als er; auch scheint uns seine Uebersetzung den Geist und die Süßigkeit der Urschrift besser wiederzugeben, als andere Verdeutschungen unserer Zeit. E.

Höhlen sind leere Räume von verschiedener Größe im Innern der Erde oder in Bergen. Sie werden in Kalkgebirgen, selten oder nie auf dem platten Lande angetroffen. Gemeiniglich haben die Höhlen Gänge von verschiedener Höhe und Richtung, welche in größere, mit Pfeilern und Figuren von Tropfstein ausgezierte Klüfte und Gewölbe führen, auf deren Boden sich mehrentheils Wasser befindet. Nicht selten trifft man in diesen Höhlen versteinerte, oder mit einer Steinkruste überzogene, Ueberbleibsel von Thieren, z. B. einzelne Zähne, ganze Kinnladen, ja vollständige Gerippe. Die in Kalkgebirgen befindlichen Höhlen scheinen durch das Wasser gebildet zu sein. Dieses erweicht nämlich bei seinem Durchseihen durch die Zwischenräume des Gesteins die in Schichten oder Nestern liegenden kalkartigen Materien nach und nach, und führt die aufgelösten Theile mit sich fort. Da, wo die Wassertropfen hinfallen, setzt sich die ihnen beigemischte Kalkmasse an, und so bildet sich der Tropfstein oder Stalaktit, welchen man in den Höhlen als Eiszapfen, Säulen und andere Figuren findet. Noch jetzt wirkt die Natur auf diese Art. Das eindringende Regen- und Schneewasser spühlt in Kalkgebirgen ganze Lagen oder Schichten aus, und macht dadurch die Oeffnung, welche die Bergleute Kalkschlotten zu nennen pflegen. Bisweilen stürzt dadurch ein Theil des darüber liegenden Bodens ein. Befinden sich in den Kalkschichten im Wasser unauflösbare Körper, z. B. Muscheln, Knochen u. dgl., so bleiben diese auf dem Boden der Höhle liegen. Außerdem aber erzeugen häufig auch Erdbeben und Vulkane Höhlen. Besonders berühmt sind die Baumannshöhle am Harze, die Geulenreuther und andere Höhlen im Baireuthischen, die Elfenhöhle in Derbyshire, die Hundsgrotte bei Neapel, die Grotte auf Antiparos, die Fingalshöhle u. a.

Hohlmünzen, s. Bracteaten.

Holbach (Paul Thierry, Baron von), Mitglied der Akademien von Petersburg, Manheim und Berlin, war zu Heidelsheim in der Pfalz 1723 geboren und starb zu Paris 1789. Als ein scharfsinniger Kunstkenner und gelehrter Mineralog gehörte er zu den ausgezeichnetsten Männern der französischen Hauptstadt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrh. Sein Charakter war heiter, wohlwollend und gesellig; was auch J. J. Rousseau in seinen Bekenntnissen, nicht aus Uebelwollen, sondern aus Vorurtheil und Irrthum, gegen ihn anführen mag. Die

Rolle, welche er zu seiner Zeit in den höhern Cirkeln von Paris spielte, war von Bedeutung, indem er einem Kreise von geistreichen Männern zum Vereinigungspuncte diente, und auf die Verhältnisse derselben einwirkte. Um die Naturgeschichte und Chemie erwarb er sich nicht unwichtige Verdienste, besonders durch Uebersetzung mehrerer deutschen Werke ins Französische. Er bearbeitete für die Encyclopädie eine Menge naturhistorischer, politischer und philosophischer Artikel; auch wird ihm von einigen das Système de la nature zugeschrieben, ein Werk, in welchem der Atheismus zum Princip gemacht ist. Sehr groß waren die Verdienste, die er sich, rathend, helfend, fördernd, um Andere erwarb. Seine geselligen Talente werden von denen, die ihn kannten, ungemein erhoben. Er verstand die Kunst, sich mit großer Bestimmtheit, Klarheit und Anmuth mitzutheilen. Seinen Reichthum betrachtete er nur als Mittel, das Gute und Schöne schneller und sicherer zu befördern, und die Art, wie er dabei verfuhr, machte ihn nur noch liebenswürdiger und ließ ihn seinen Zweck um so sicherer erreichen.

Holbein (Hans), gleich berühmt als Maler und Formschneider, ward geboren 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg. Er lernte seine Kunst bei seinem Vater, Johann Holbein, einem guten Maler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweise von Kunsttalent, malte in Miniatur, mit Wasserfarben und in Oel, Porträts und historische Gegenstände so gut, daß er schon im Jünglingsalter sich Ruhm erwarb. Um diese Zeit zog sein Vater nach Basel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntschaft an dem berühmten Erasmus machte, der sich eben daselbst aufhielt, um seine Werke drucken zu lassen. Er malte den berühmten Gelehrten und verfertigte die bekannten Holzschnitte zu dessen Lob der Narrheit. Beide befreundeten sich mehr und mehr, und als Holbeins Leben von einer bösen Frau verkürzt zu werden bedroht war, gab Erasmus ihm den Rath, nach England zu gehen, und ein Empfehlungsschreiben an den Kanzler Morus dahin. Willig nahm dieser ihn in sein Haus auf, wo er ihn gegen drei Jahre beschäftigte. Nach dieser Zeit lud Morus den König Heinrich VIII. zu sich, und hing alle Gemälde Holbeins in einer Halle gut geordnet auf. Der König, überrascht und entzückt von dem Anblicke, rief aus: Lebt der Künstler noch, und ist er für Geld zu haben? Morus stellte denselben vor, der König nahm ihn in seine Dienste, und belohnte ihn reichlich. Wie sehr er die Verdienste desselben schätzte, beweist die Antwort, die er einem Lord gab: Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen aber keinen Maler Holbein. Der Künstler strebte aber auch mit allen Kräften, sich solcher Gnade würdig zu beweisen. Seine Porträts athmen Geist und Leben, seine historischen Darstellungen zeichnen sich durch erhabnen Ausdruck aus. Seine Ideen sind gut geordnet, die Ausführung vollendet. Die Fehler der altdeutschen Schule, Trockenheit und Härte, vermied er glücklich, hat schöne Formen, ein lebhaftes Colorit, weiche Gewänder und Figuren bis zur Täuschung herausgearbeitet. Die Leidensgeschichte Christi, den Leichnam desselben, eine heilige Familie und einige Köpfe rechnet man zu seinen vorzüglichsten Arbeiten. Seine meisten Gemälde sind zu Basel, Venedig und London. Nicht aber blos als Maler, sondern auch als Formschneider zeichnete sich Holbein höchst vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künstler im Formschneiden genannt werden. Auch diese Kunst übte er sehr frühzeitig aus; schon in seinem 16. Jahre schnitt er in Holz und gab bis zu seiner Abreise nach England (1526) eine ansehnliche Sammlung kleiner Holzschnitte heraus. Die vortreffliche Aus-

hrung derselben verschaffte ihm viel Arbeit in dieser Art. Nachdem eine große Anzahl historischer Stücke gemalt hatte, zeichnete er dieben ins Kleine und schnitt sie in Holz. Dies that er auch mit seinem Basel gemalten berühmten Todtentanze (s. d. Art.), wovon die riginalzeichnungen auf der Baseler Stadtbibliothek aufbewahrt wern. Die Holzschnitte davon sind ein Meisterstuck seiner Kunst. (Man t davon viele Ausgaben.) Auch seinen zu Basel gemalten Bauerntanz nitt er in Holz, und diese Blätter haben sich sehr selten gemacht. on einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche historische Gegeninde aus dem alten Testament vorstellen, ist die beste Ausgabe zu on 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Casper Trechsel erschienen. ahrscheinlich sind diese noch vor dem Todtentanze verfertigt, denn sie d minder vollkommen als jener; die Figuren sind zu kurz, und haben zwungene und übertriebene Stellungen. Holbein starb zu London 54 an der Pest. Wenzel Hollar (ein Kupferstecher aus Prag, geb. 07, gest. 1677, ein Schüler Merians) hat 61 Blätter nach ihm gechen. Von seinem Todtentanze hatte Papillon eine ausführliche Bereibung geliefert. Ueber sein Leben s. den ersten Band von Füßlys schichte der besten Künstler in der Schweiz. dd.

Holberg (Ludwig, Freiherr von), dieser Schöpfer der neuern nischen Literatur und Volksschriftsteller in dem Sinne, wie es Cernteѕ bei den Spaniern, Moliere bei den Franzosen, Shakspeare bei n Engländern ist, war 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Er rlor seinen Vater, den ein Zug der Tapferkeit vom gemeinen Soldan zum Obersten befördert hatte, in seiner Jugend schon; es konnte her auf seine Erziehung und erste Ausbildung wenig verwendet wern. In Copenhagen studirte er 1702 Theologie und fremde Sprachen, d nahm nachher verschiedene Hofmeisterstellen an. Durch das Lesen n Reisebeschreibungen wurde eine große Reiselust in ihm geweckt. ein erster Ausflug war nach Amsterdam. Trotz seiner bedrängten mstände, und ob er gleich oft in Noth kam, gelang es ihm doch nach d nach, England, Deutschland, Frankreich und Italien zu besuchen. ach der Beendigung seiner Reisen kehrte er nach Copenhagen zurück, wo noch ein paar Jahre lang als Sprachmeister in dürftigen Umständen ben mußte. 1718 erhielt er endlich eine Professur der Metaphysik; 20 wurde er Consistorialassessor und Professor der Beredsamkeit. Bis hin hatte sich Holberg fast nur der Jurisprudenz, der Geschichte und m Sprachstudium gewidmet, und bis zum 30sten Jahre keinen Vers macht. Jetzt erst versuchte sich sein bewegliches Talent zum erstenale in der Satyre, in welcher anfangs Juvenal ihm als Muster vorwebte. Diese Versuche gelangen, und er schrieb nun sein großes roisch-komisches Gedicht in Jampen, den „Peder Paars." Durch ese national-dänische Satyre begründete Holberg seinen Ruhm nicht r unter seinen Landsleuten, sondern auch im Auslande, da dieses erk in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Ein Zufall brachte ihn n darauf, für die Bühne zu arbeiten, und hier war es vorzüglich, o sich sein großes Talent entwickelte, und wo er den eigentlichen Wirngskreis für dasselbe gefunden hatte. Er schrieb mit vieler Leichtigit und schnell hinter einander 24 Lustspiele, die sämmtlich großen Beill erhielten, und wodurch er im eigentlichen Sinne Stifter der konischen Bühne der Dänen wurde. Auch sichern die lebendige kräftige aune, der gediegene Scherz und die originellen Charaktere seiner Lustiele ihm überhaupt auf immer in der kleinen Reihe echter Lustspielchter unter den Neuern einen der ehrenvollsten Plätze. War auch

Vieles nur auf seine Zeit und die damalige Bildungsstufe seines Volks berechnet, so zeigt es doch von dem wahren und echt komischen Charakter seiner Stücke, daß sie noch immer gern gesehen und gelesen werden, da einer der ersten Dichter Dänemarks in jetziger Zeit, Baggesen, eine Bearbeitung derselben, den jetzigen Bildungsfortschritten und der Ausbildung der dänischen Sprache angemessen, unternommen hat. Nicht minder als sein Peder Paars und seine Lustspiele machte ihn sein satyrisch-humoristischer Roman: Nicolaus Klimms unterirdische Reise berühmt. Derselbe ist in lateinischer Sprache geschrieben, wurde aber gleich nach seiner Erscheinung in sieben Sprachen übersetzt; zuletzt deutsch von Mylius 1788, und dänisch von Baggesen 1789. Seine Episteln, Fabeln und Epigramme sind ebenfalls geschätzt, und nicht minder seine historischen Werke, die er unter Christian V. schrieb, welcher der Poesie und den Vergnügungen nicht sehr günstig war; doch Holberg wußte sich in die Zeit zu finden. Durch alle diese Arbeiten erwarb sich Holberg Ansehn und Reichthümer, und 1747 wurde er vom Könige in den Freiherrnstand erhoben. Er starb 1754, und vermachte den bedeutendsten Theil seines Vermögens der Ritterakademie zu Soröe. Holberg war seinem Charakter nach Engländer, seinem Geschmack und seiner Bildung nach Franzose; er war immer mit Auswahl gekleidet, stets munter und fein in seinen Scherzen. In seiner Lebensweise war er äußerst mäßig. Eine seiner Eigenheiten war auch, daß er gern mit Frauen umging; er fand ihre Unterhaltung treffender und natürlicher, als die der Männer. Holbergs Lustspiele, ins Deutsche übersetzt von Oehlenschläger, sind kürzlich bei Brockhaus in Leipzig in 4 Bänden erschienen. Der Uebersetzer hat sich bemüht, den Geist des Originals so treu als möglich wiederzugeben, ohne deshalb ein Sclave desselben zu werden. Ein Dichter, wie Oehlenschläger, steht mit einem Dichter wie Holberg in natürlicher Wahlverwandtschaft, was denn auch die Uebersetzung gnügend beweist. Besonders ist die kräftige, derbe, sarkastische Mimik glücklich getroffen. Allerdings ist der deutsche Ausdruck nicht überall streng correct, doch erhält er für gebildete Leser dadurch auf der andern Seite etwas Pikantes, das zur Erhöhung der komischen Stimmung beiträgt.

Holkar, der Geschlechtsname eines der mächtigsten Marattenfürsten, dessen Länder im westlichen Hindostan nördlich von Punah liegen. Malarow-Holkar, der Große, gründete nach manchem blutigen Abenteuer, durch Kriegsmuth und Staatsklugheit, dieses Herrscherhaus, welches, verbunden mit Scindiah, einem andern Marattenfürsten, nördlich vom Nerbuddastrome, dem Hauptsitze der räuberischen Pindaries, den Engländern lange Zeit trotzigen Widerstand leistete, und die Unzufriedenen aus der Kriegerkaste, welche in dem brittischen Indien nicht mehr wie ehemals vom Raube und der Unterdrückung der Hindus leben durften, unter seinen Fahnen versammelte. Malarows Nachfolger, Jeswaul-Row-Holkar, Subah von Malwa, besoldete 50,000 Mann berittene Krieger und 50,000 Mann zu Fuß; allein innere Zwietracht und ein Krieg mit dem Scindiah schwächten seine Macht. 1803 griff er den Peischwah, das Oberhaupt des Marattenbundes, an. Als dieser hierauf bei dem brittischen Statthalter in Bombay Hülfe suchte, mischten sich sofort die Britten in die innern Händel der Maratten, und schwächten alle Fürsten dieses Bundes, indem sie dem Peischwah Beistand leisteten. Holkar wurde nach einem tapfern Widerstande besiegt, und mußte in den Friedensschlüssen vom 24. Decbr. 1805 und vom 2. Febr. 1806 mehrere Provinzen an die brittische Compagnie abtreten, wodurch er alle Verbindung mit dem Meere und mit

em Auslande verlor. Indeß dauerten die räuberischen Unternehmungen der Pindaries gegen das brittische Gebiet fort; sie wurden insgeheim von Holkar und vom Scindiah unterstützt, und als 1807 der Peischwah selbst, durch seinen Minister, einen allgemeinen Krieg des westlichen Marattenbundes gegen die Britten erregte, traten auch Scindiah und der junge Holkar, dessen Mutter die Regentschaft führte, unter die Waffen. Aber der Marsch eines brittischen Heers, unter dem Generalgouverneur Marquis von Hastings (Lord Moira), brachte den Scindiah so außer Fassung, daß er einen neuen Bundesvertrag unterzeichnete, durch welchen er mehrere feste Plätze als Bürgschaft seiner Treue an die Britten abtrat. Die Mutter des jungen Molhar-Row-Holkar rückte zwar wie eine Amazone an der Spitze ihres Heeres vor, um sich mit dem Peischwah zu vereinigen; doch die Niederlage dieses Fürsten veranlaßte auch sie, um Frieden zu bitten. Der junge Prinz befand sich damals mit seinen Ministern bei einem andern Heere, und die Minister wagten, gegen die Befehle der verwittweten Fürstin, eine Schlacht, deren Verlust das Schicksal Holkars entschied. Denn bald nach dem Siege, welchen der Generallieutenant Hislop (21. Dec. 1817) über sein Heer erkämpft hatte, mußte er (31. Dec.) zu Machindpuhr den Unterwerfungsvertrag unterzeichnen, den ihm die Sieger vorschrieben. Als nun auch der Rajah von Berar gefangen und bald nachher der Peischwah selbst gänzlich besiegt war, ließ der Marquis von Hastings die Waffenplätze der Pindaries am Nerbudda angreifen. Ihre Haufen wurden zerstreut. Sie verloren Gepäck, Elephanten und Kanonen; ihre Anführer baten um Gnade; der Peischwah wurde abgesetzt und der 12jährige Holkar der ostindischen Compagnie zur Erziehung überliefert. Von den 78 Laks Rupien Einkünfte (gegen 8 Mill. Gulden), die der Holkar hatte, sind ihm 12 zu seinem Unterhalt und seinem Hofstaate bestimmt. Uebrigens muß er ein englisches Truppencorps in seinen Staaten (dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen Marattenfürsten) unterhalten, eine Festung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in seine Dienste nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Row-Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geschlechte der Fürsten Holkar). Nach diesem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peischwah kann man den marattischen Fürstenbund als aufgelöst ansehen, und ganz Indien ist seit 1818, mit Ausnahme der Provinzen, die dem König von Cabul gehören, der Gewalt der brittisch-ostindischen Compagnie unterworfen. K.

Holland, s. Niederlande (Königreich der).

Holländer, ein nach holländischer Art eingerichtetes Stampfwerk in den Papiermühlen, welches die Lumpen vermittelst einer mit eisernen Schienen beschlagenen Walze vollkommener zermalmt und reinigt, als es durch Stampfen geschehen kann. — **Holländerei**, eine auf holländische Art eingerichtete Milch- und Kuhwirthschaft. Oft versteht man aber auch nur diejenigen Gebäude und Anstalten auf einem Gute darunter, wo die Milch zu Butter und Käse verarbeitet wird. Der Name kommt daher, weil ausgewanderte Holländer zuerst den Gutsbesitzern ihr Vieh abpachteten.

Holländische Literatur und Sprache, s. **Niederländische Literatur und Sprache**.

Holländische Schule, s. **Niederländische Schule**.

Hölle, von **hohl** und **Höhle**, bedeutet ursprünglich einen hohlen, verborgenen und versteckten Ort. Besonders führt diesen Na-

men der gemeiniglich enge und dunkle Raum zwischen dem Ofen und der Wand in den Familien, die sich mit wenigem Raum behelfen müssen. Auch wird dieses Wort von den untersten, tiefsten Räumen der Erde im Gegensatze des Himmels gebraucht. So wie sich der Mensch das Göttliche, das Reine und Vollkommene als über sich und die Erde erhaben, als im Himmel und im Lichte wohnend, denkt, so versetzt er das Ungöttliche, das Unreine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgrund, in die Nacht und Finsterniß; daher ist es gekommen, daß man sich den Wohnort der bösen Geister als ein unterirdisches, entweder in den innern nächtlichen Schlünden der Erde, oder in den Tiefen, über welche die Erde schwebt, befindliches Behältniß vorgestellt und die Hölle genannt hat.

Höllenstein oder **Silberätzstein**, lapis infernalis, causticum lunare (Chirurgie), besteht aus den salpetersauren Silbercrystallen, welchen man durch die Schmelzung ihr Crystallwasser genommen hat. Die Silbercrystallen schießen aus der Silberauflösung in Salpetersäure abgeraucht von selbst an. Der fertige Höllenstein ist schwarzbraun von Farbe, höchst ätzend und scharf, besteht inwendig aus kleinen Nadeln oder Strahlen, die aus dem Mittelpuncte nach der Oberfläche zulaufen, wird an der Luft etwas feucht und löst sich ganz im Wasser auf. Soll der Höllenstein gut sein, so muß er aus reinem Capellensilber bereitet werden; denn der kupferhaltige sieht grünlich aus, und zerfließt sehr leicht an der Luft. Man braucht ihn in der Chirurgie zum Wegnehmen des sogenannten wilden Fleisches. X.

Holm bedeutet im Niederdeutschen einmal einen Hügel, dann eine kleine Insel, besonders in einem Flusse, See &c. Diese Bedeutung hat es auch in dem Namen Bornholm, Stockholm. Dann ein Platz auf einer solchen kleinen Insel, und in weiterer Bedeutung überhaupt ein Platz an der Küste, wo man Schiffe baut; daher ein Schiffsholm so viel als ein Schiffswerft.

Holstein, ein deutsches Herzogthum, grenzt im Norden an Schleswig, im Osten an die Ostsee und das Herzogthum Lauenburg, gegen Süden und Westen wird es zuerst durch die Elbe vom Königreich Hannover getrennt, und darauf von der Nordsee bespült. Der Flächeninhalt ist 153 QM., mit 340,000 Einw., meistens Lutheranern, in 14 Städten, 22 Flecken und 286 Dörfern. Ein Höhenzug, ein Theil der großen Verbindung zwischen dem Riesengebirge und dem Kyöln, durchzieht das Land von Süden nach Norden, wodurch es 2 Hauptsenkungen erhält, an einer Seite zur Elbe und Nordsee, und an der andern Seite zur Ostsee. Diese Abdachungen unterscheiden sich wesentlich von einander. Die erste ist sanfter absteigend und größer, als die andere; auch werden hier mehrere Flußgebiete gebildet, von denen die größten zum Elbgebiete gehören, und folgende sind: das der Alster, der Pinnau, der Krükau und der Stör. Die Senkung der Ostsee ist dagegen hügelichter, und nur zwei ihrer Flüsse verdienen Erwähnung, die Schwentine und die Trave. Aber desto mehr Seegebiete bilden sich hier, von denen die größten vom Plöner und Selenter See sind. Hier in der östlichen Senkung gibt es manche reizende Gegenden: besonders lieblich sind die Umgebungen von Plön, Eutin und Kiel. Der Boden ist fast durchaus fruchtbar, besonders in den Marschländern an der Elbe und Nordsee, welche 4 Meilen unterhalb Hamburg anfangen, und sich bis zur Breite von 2 Meilen ausdehnen. Aber auch ein großer Theil des Bodens der östlichen Abdachung ist jetzt diesen Marschgegenden gleichzusetzen, welches

vorzüglich durch das Mergeln bewirkt ist. An Mineralien hat das Land zu Oldeslohe Salz und Kalk, aber keine Metalle. Desto wichtiger sind die Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreichs, die Folge des fruchtbaren Bodens. Getreide ist fast immer im Ueberfluß. Fabriken und Manufacturen sind nicht in erforderlicher Menge vorhanden. Die Erzeugnisse des Gewerbfleißes gehören daher nebst den Colonialwaaren und Weinen zu den Einfuhrartikeln. Ausgeführt werden dagegen Getreide, Pferde, Rindvieh, Butter und Torf. Die Aus- und Einfuhr der Waaren ist wegen der Lage an zwei Meeren leicht, und könnte durch Vermehrung der Canäle im Lande mehr erleichtert werden. Vorzüglich wichtig für den Verbrauch der holsteinischen Erzeugnisse ist das angrenzende Hamburg, und Altona mit Lübeck. Die Theilnahme an dem grönländischen Robben- und Wallfischfange verschafft vielen Holsteinern Unterhalt und manchen reichlichen Gewinn. Ueberhaupt ist Holstein ein glückliches Land zu nennen, dem es nicht leicht an den nothwendigen Lebensbedürfnissen fehlen kann, und das gemeiniglich Ueberfluß hat. Für die geistige Bildung der Jugend sind in Glückstadt, Altona und Kiel sogenannte gelehrte Schulen, und in Kiel ist eine 1665 gestiftete Universität. Sehr großen Nutzen für die allgemeine Volksbildung stiftet auch das 1780 errichtete Schullehrerseminar in Kiel; und wenn auch hier noch manches zu wünschen übrig bleibt, so ist doch nicht zu läugnen, daß viel schon geschehen ist. Am 19. Dec. 1804 ward die Leibeigenschaft aufgehoben. Die wichtigsten holsteinischen Städte sind: Altona (s. d. Art.), Glückstadt, der Sitz der Landesregierung, liegt an der Elbe und am Flüßchen Stör, der hier einen ziemlich guten Hafen bildet. Die Stadt hat 900 Häuser mit 5200 Einw., und nimmt Theil an dem grönländischen Robben- und Wallfischfange. Rendsburg an der Eyder, wo der holsteinische Canal, der den Kieler Hafen mit der Eyder verbindet, aufhört, ist eine wichtige Festung mit 4000 Einw.; Kiel, mit einem Hafen an der Ostsee, hat 8000 Einw. Besonders wichtig ist ein hier im Jan. Statt findender Markt, der Kieler Umschlag genannt (s. d. Art. Kiel). Die übrigen Städte sind unbedeutend, als: Segeberg, wo ein Kalkberg ist, Oldeslohe, wo Salzquellen sind, Plön, Itzehoe, Wilster ꝛc. Landesherr ist der König von Dänemark; zum Behuf der besondern Justizverwaltung ist das ganze Land, mit Ausnahme der Städte und der adeligen Besitzungen, in 21 Aemter und Landschaften getheilt. Rechtssachen, welche in den untern Gerichtshöfen nicht entschieden werden, gehen aus diesen an das obere Justizcollegium oder Obergericht zu Glückstadt, und von den adeligen Gerichten an das Landgericht, das zum Theil die Ritterschaft besetzt; doch ist noch das remedium supplicationis ad regem in gewissen Fällen erlaubt. Das Obergericht, welches die Reichsgerichte vertreten sollte nach der Bundesacte, fehlt hier noch. Die herrschende Religion ist die evangelisch-lutherische, jedoch mit großer Duldung anderer Religionsparteien, und in Hinsicht kirchlicher Ordnung ist das Land in 8 Propsteien getheilt. In jeder Propstei ist ein Consistorium oder geistliches Gericht, welches von mehrern Predigern der Propstei unter dem Vorsitze des Propstes gebildet wird, und die zum Forum desselben gehörigen Sachen entscheidet. Von hier aus appellirt man an das Oberconsistorium in Glückstadt, welchen Titel das Obergericht unter dem Beisitze der Prediger zu Glückstadt und des Generalsuperintendenten erhält. So wie in jeder Propstei der Propst, führt der Generalsuperintendent die allgemeine Aufsicht über die Kirchen und Schulen des Lan-

des und besucht solche theilweise jährlich. Holsteins älteste Geschichte ist dunkel. Carl der Große bezwang die Sachsen, Einwohner dieses Landes, damals Nordalbingen genannt, und versetzte über 10,000 Familien derselben jenseits des Rheins nach Flandern, Brabant und Holland. Kaiser Lothar machte Holstein und Stormarn zu einer Grafschaft, und belehnte damit 1106 den Grafen Adolph I. zu Schauenburg, dessen Sohn, Adolph II., Wagrien dazu eroberte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachsen. Nach des Grafen Adolph VIII. Tode erlosch der regierende Stamm der Schauenburger, und die Stände wählten 1460 Christian I., König von Dänemark, zum Grafen, behielten sich aber unter den Nachkommen des Erwählten die Wahl ihrer Fürsten vor; ein Recht, das sie bis zum König Christian IV. und bis zum Herzog Philipp (1597) wirklich behaupteten. Damals ward ihnen die fernere Wahl vom Kaiser untersagt. Der Erwählte, bis dahin Lehnsmann des Bischofs von Lübek, des Vorstandes der Stände von Holstein, ließ sich vom Kaiser Friedrich III. (1474) zum Herzog von Holstein und Ditmarsen, das später erobert ward, ernennen. Bis dahin ward Ditmarsen eine sächsische Republik von 48 Regenten regiert. Die Enkel Christians I., König Christian III. und Herzog Adolph, wurden die Stifter der beiden holsteinischen Hauptlinien, der königlichen mit ihren Nebenlinien Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Beck, und der herzoglichen, Holstein-Gottorp, von welcher letzteren die jetzigen Regenten in Rußland, die Linie Holstein-Eutin und das herzogliche Haus Oldenburg abstammen. Die frühern Streitigkeiten zwischen Dänemark und dem herzogl. gottorpischen Hause wurden 1773 dadurch geendigt, daß der Großfürst, nachmalige Kaiser Paul I. von Rußland, seinen Antheil an Holstein dem König von Dänemark gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst überließ. Diese wurden 1777 zum Herzogthum Holstein-Oldenburg (s. d. A.) erhoben, und von Paul I. der jüngern gottorpischen Linie überlassen. Als durch den Rheinbund die deutsche Reichsverfassung aufgelöst worden war, vereinigte der König von Dänemark das ganze Herzogthum Holstein (9. Sept. 1806) mit dem Königreiche Dänemark, und hob die ständische Verfassung auf. In der großen europäischen Crisis von 1813 zog der Krieg sich auch nach Holstein. Das ganze Land wurde im Dec. von den verbündeten schwedischen und russischen Truppen besetzt, und nach einem kurzen Waffenstillstande der Frieden zwischen Dänemark und Schweden nebst dessen Verbündeten am 14. Jan. 1814 zu Kiel geschlossen, Holstein selbst aber erst später von den russischen Truppen geräumt, 1815 trat der König von Dänemark dem deutschen Bunde wegen des Herzogthums Holstein bei, und erhielt für dasselbe bei dem Bundestage die zehnte Stimme, mit welcher später die Stimme wegen Lauenburg vereinigt wurde, und im Plenum 3 Stimmen. Holstein wurde dadurch wieder in Verbindung mit Deutschland gesetzt; eine ständische Verfassung soll der Bundesacte gemäß eingeführt werden.

Hölty (Ludw. Heinr. Christoph). Dieser echt lyrische Dichter, vorzüglich in der Elegie und Idylle ausgezeichnet, war zu Mariensee bei Hannover 1748 geboren, wo sein Vater Prediger war. Als Knabe war er munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Der Verlust seiner Muter aber und die Blattern, die ihn in seinem neunten Jahre entstellten, raubten ihm diese natürliche Munterkeit. Dazu wirkte auch wol sein angestrengtes Studiren, welches er oft bis tief in die Nacht fortsetzte. Früh entwickelte sich sein Hang zum Schauerli-

hen, eben so früh das Talent der poetischen Darstellung. 1765 schickte ihn sein Vater auf die Schule in Zelle, wo er 3 Jahre blieb, und 1769 nach Göttingen. Er studirte gewissenhaft Theologie, ohne jedoch das Lesen der Alten und Neuern und seine Poesie darüber zu vergessen. Schon seit 1769 hatte er den Ruf eines geistreichen Jünglings erlangt; daher nahm ihn auch Kästner in seine deutsche Gesellschaft auf. In der Folge machte er Bürgers und Millers Bekanntschaft; später lernte er Voß, Boje, Overbeck, Hahn, Leisewitz, Cramer und die Grafen Stolberg kennen. In diesem traulichen Kreise fühlte Hölty sich glücklich. Seine liebsten Unthaltungen waren bouts rimés oder gemeinschaftliche Parodien. Die besten Gedichte Höltys, selbst in der Gattung, die ihm eigen war, sind aus der Zeit, wo jene Freunde ihn durch geistige Unterhaltung vielfach aufregten. Noch mehr scheint dieser Einfluß sich zu zeigen in Hinsicht seiner Balladen, wovon die Nonne und Adelstan und Röschen in dem von Bürger wiedererweckten Geiste der Ballade geschrieben sind. Noch mehr Neigung empfand er zur schauervollen Romanze. Ungern mochte er sich von seinen Freunden und von Göttingen trennen. Um länger bleiben zu können, suchte er sich einen Freitisch und eine Stelle im philologischen Seminar, auch durch Unterricht und Uebersetzungen einen Erwerb zu verschaffen. Er hat Verschiedenes übersetzt, z. B. der Kenner aus dem Englischen des Town, Hurds Dialogen, Shaftesburys Charakteristiken. Nicht wenig scheint ihm auch die Liebe seinen Aufenthalt in Göttingen theuer und werth gemacht haben. Denn er lernte, wie Petrarca, eine Laura kennen (1773). Doch verschwieg er ihr seine glühende Neigung. Sie wurde nachher bald verheirathet, und er mußte sein Gefühl unterdrükken. Im Herbste begleitete er Millern nach Leipzig. Schon damals war seine Gesundheit untergraben, denn sein angestrengtes Studiren hatte seinen reizbaren Körper sehr geschwächt. Dazu kam 1775 seines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte. Im Herbste 1775 ging er nach Hannover, um eine kleine Nachkur zu gebrauchen; aber vergebens. Im Vorgefühl des nahen Todes dichtete er hier mehrere schwermüthige Elegien, und war mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt. Er starb auch daselbst, für die deutsche Poesie viel zu früh, den 1. Sept. 1776. Er war, sagt Voß, ein Jüngling, dessen Geist unter der Last eines siechen Körpers so aufstrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poesie unter den ersten Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Versuche höher zur Vollkommenheit stieg, und selbst sein Vollkommenstes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er stellte nicht mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zusammen, worüber man mit sich einig geworden ist, sie schön zu finden. Voll warmer, allumfassender Liebe blickte er in die Natur umher, und sang, was sein Herz empfand. Ueberhaupt charakterisirte sich Hölty in seinen Gedichten durch Weichheit des Gefühls, das gleichsam aus der Brust in den Vers überfließt, und selbst in der metrischen Form mit sanfter, kunstloser Grazie uns anspricht, durch liebliche Schwärmerei und Wehmuth, Innigkeit und liebenswürdige Naivetät, durch eine ruhige und mehr schmückende, als erfindungsreiche Phantasie, die in dem Kreise schmerzlichsüßer Gefühle und innere Entzückungen weilt. Tiefe, stille Liebe und heißer Sinn für Freundschaft, süße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens bilden die Hauptbestandtheile seiner Idyllen und Elegien. Seine Munterkeit besteht nur in Einfällen, und wo er sich daher zur Lustigkeit zu stimmen pflegte, ist seine Bemühung natürlich vergebens. Auch gestand er

selbst ein, daß die komische Poesie sein Fach nicht sei, lieber überlasse er sich der ländlichen Poesie und der fröhlichen, empfindungsvollen Ode; diese Gattung macht auch den größten Theil seiner Sammlung aus. In der höhern Ode scheint er die Engländer vor Augen gehabt zu haben; das sanfte, elegische oder idyllische Lied ist ihm aber eigenthümlich, und nach ihm mit diesem Glücke kaum wieder gesungen worden. Die echte Ausgabe seiner Gedichte wurde durch Voß und Stolberg (1783) besorgt. (Zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß 1804). T.

Holz, Holzarten. Das Holz ist ein Theil des Pflanzenstengels und der Pflanzenwurzel, vorzüglich der Bäume und Sträucher. In organischer Hinsicht ist das Holz aus verhärteten Pflanzenfasern zusammengesetzt oder besteht aus einem Gewebe langgestreckter, erstarrter Zellen (Zellgewebe). Seiner Entstehung und Masse nach ist es verhärteter, durch den Beitritt des Sauerstoffs aus dem Wasser und vorzüglich aus der Luft erstarrter (gleichsam verkalkter) Pflanzenschleim, woraus es begreiflich wird, daß das Holz des Stengels oder Stammes härter und fester sein muß, als das der Wurzel. Man kann das Holz und dessen Arten vorzüglich in dreierlei Hinsichten betrachten und erforschen: 1. in naturgeschichtlicher Hinsicht oder nach seiner Bedeutung in der Pflanzenentwickelung (Pflanzenmetamorphose), 2. in chemischer Hinsicht, d. h. nach seinen Bestandtheilen oder Stoffen (chemischen Elementen); 3. in technologischer Hinsicht, nach seiner Benutzung, oder in Beziehung auf den Gebrauch, welchen der Mensch durch seine Kunst für das menschliche Leben davon macht. So erscheint der Stoff dieses Artikels als ein Gegenstand dreier Wissenschaften, wovon die beiden letztern zugleich Künste sind, und nach dieser Anordnung mag sich die folgende Darstellung richten, damit sie ihren Gegenstand nicht einseitig erfasse. — 1. Seiner naturgeschichtlichen Bedeutung nach ist das Holz ein wesentlicher, zum Leben und Sein des Ganzen nothwendiger Theil, d. h. ein Organ des Stengels (auch der Wurzel). Solcher Organe hat nämlich der Stengel drei: a) die Rinde, b) den Bast und c) das Holz. (Denn das sogenannte Mark im Innersten des Stengels ist kein wesentlicher Theil, kein eigenthümliches Organ, sondern nur lockeres, vertrocknetes Zellgewebe). Die Rinde, da sie unmittelbar mit der Luft in Berührung und daher in Wechselwirkung steht, scheint das Organ des Athmens für den Stengel (gleichsam seine Lunge oder Keime) zu sein. Der Bast, welcher aus verlängerten, weichen Zellen besteht, ist das lebendigste Organ des Stengels; in ihm geht vorzugsweise der Saftlauf, der Gährungs- und Ernährungsprozeß vor sich. Aus dem Holze dagegen, als dem innersten Organ, ist das Leben durch Erstarrung meist entwichen, wie in den Knochen bei dem höhern thierischen Organismus. Dann mit letztern läßt sich die Pflanze allerdings vergleichen, in welchen das Thier schon vorgedeutet ist, da das Pflanzenreich die Vorstufe zum Thierreich bildet, und wenn sonach der Stengel und die Wurzel dem Rumpfe, das Holz dem Knochen entspricht, so stellt der Bast das mit dem Gefäßsystem noch verschmolzene Fleisch, die Rinde aber die athmende Haut (bei niederen Thieren) oder die Lunge (bei höheren) vor. 2. Die chemische Beschaffenheit des Holzes, nämlich die Natur seiner nächsten Bestandtheile bei der lebenden Pflanze, ist schwer zu erforschen, wegen seiner Unlöslichkeit; denn es ist weder in Wasser lösbar, noch in Weingeist, noch in Oelen, und eben so wenig in Laugen und Pflanzensäuren, aber zerstörbar durch Schwefelsäure, Salpeter- und oxydirte Salzsäure. Bei der Destillation des Holzes,

wobei es in verschlossenen Räumen durch Erhitzung verkohlt wird, gewinnt man sehr verschiedene Stoffe, nämlich a. Kohlenwasserstoffgas ein brennbares Gas), b. kohlensaures Gas (vormals fixe Luft genannt), c. eine essigartige Säure (Holzessig), d. ein brandiges (empyreumatisches) Oel (Theer), e. als Rückstand und Hauptmasse die Kohle. 3. In technologischer Hinsicht spielt das Holz unter allen Materialien, die die Natur dem Menschen zu nützlicher Verarbeitung darbietet, in der cultivirten Menschenwelt eine hervorstehende Hauptrolle. Die Folgen, welche den Menschen aus der technischen Benutzung des Holzes erwachsen, sind wahrhaft unermeßlich zu nennen. Man denke vorerst an die Baukunst und deren verschiedene Arten: die bürgerliche, die Wasserbaukunst, Schiffbaukunst und an die ausgebreiteten Folgen der Ausübung dieser Künste. Um die Aufmerksamkeit in die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse aus Holz einzuleiten, darf man nur an die Menge von Gewerben erinnern, deren Gegenstand die Verarbeitung des Holzes ist, z. B. an die Tischler- (Schreiner-), Wagner-, Bötticher- (Faßbinder-), Mühlenbau-, Drechsler, Instrumentenmacherkunst u. s. w., derjenigen Gewerbe nicht zu gedenken, die zu ihrem Bestehen hölzerner Maschinen und Geräthschaften bedürfen (z. B. die verschiedenen Arten der Weber), und deren Zahl nicht gering ist. Ueber die Benutzung des Holzes, als vorzüglichstes Brennmaterial, vergleiche man übrigens den Art. Heizung, wie über die Angabe der Benutzung ausländischer Hölzer zum Färben den Artikel Farbestoffe. Auch spielen in der Arzneikunde ausländische Hölzer (Quassia, China u. s.) eine wichtige Rolle. Für die Benutzung des Holzes zu mancherlei Haus- oder Stubengeräthen und andern Kunsterzeugnissen zu täglichem und seltnern Gebrauch, also vorzüglich für die Erzeugnisse des Tischlers und Drechslers kommen die sehr verschiedenen Holzarten in Betrachtung, deren Kenntniß, wenigstens der gebräuchlichsten, nicht nur den genannten Künstlern nothwendig, sondern auch jedem Menschen, aus den gebildeten Ständen wenigstens, kaum entbehrlich ist; denn wer die Eigenschaften der Holzarten kennt, kann sich für seine Bedürfnisse selbst die zweckmäßigsten wählen, und ist daher von dem nicht immer sichern Urtheil des Künstlers, bei welchem er Bestellungen macht, nicht abhängig. Wiewol Deutschland unter den übrigen europäischen Ländern gegenwärtig allein schon reich genug an mannigfaltigen, zum Theil trefflichen Holzarten ist, die noch überdieß durch Beizen und andere Mittel sehr verschönert werden können, so begnügt sich doch der Luxus damit keinesweges, sondern zieht auch aus andern Welttheilen die schönsten Hölzer in seinen Kreis, von deren Beschaffenheit man daher ebenfalls einige Kenntniß nehmen muß. Die Holzarten unterscheiden sich 1) durch ihre Farbe, 2) durch die verschiedenen Grade der Härte (daher die bekannte Unterscheidung in weiche und harte oder feste Holzarten), 3) durch feine und grobe Adern oder Jahre (in der Sprache der Technik, nämlich die Spuren der Holzringe, wovon sich im lebenden Stamme alljährlich einer ansetzt), 4) durch grobe (sichtbare) und feine (kaum bemerkbare) Poren (Zwischenräume), 5) durch Elasticität und Zähigkeit, wovon es ebenfalls sehr verschiedene Grade gibt, deren schwächste den Namen Sprödigkeit erhalten, 6) durch ihr verschiedenes specifisches Gewicht. Daher die Wahl des Holzes, hinsichtlich dieser Eigenschaften, für die Haltbarkeit und Schönheit der Arbeiten keinesweges gleichgültig sein kann. Von der Härte, Zähigkeit, Feingarigkeit und Elasticität hängt vorzüglich die Dauer und Polirbarkeit, und von dieser, in Verbindung mit der Annehmlichkeit der Farbe, die mögliche Schönheit der Oberfläche der Arbeiten ab. Unter den in

Deutschland jetzt einheimischen Bäumen liefern die Tanne (Pinus abies), die Fichte (P. picea) und Kiefer (P. sylvestris) ein weiches, grobaderiges, meist weißes oder röthliches und elastisches Holz, welches zu schönen Arbeiten nicht brauchbar, aber zu gemeinen Geräthen sehr dienlich ist, und daher von gemeinen Drechslern, Dorfschreinern und andern Handwerkern häufig verarbeitet wird. Zu den weichern, in verschiedenen Graden minder festen, deutschen Holzarten gehört das weiße, feinaderige und feinporige Lindenholz, das schon festere, meist röthliche Erlenholz und das weiße geschmeidige (wegen seiner Zähigkeit zu Korb- und Siebmacherarbeiten dienliche) Weidenholz, welchem das Holz der Pappel am ähnlichsten, das nur härtere Haselnußholz aber (Corylus avellana) an Weiße, Feinheit und Elasticität gleich ist. Diese und andere weiche Holzarten sind, in trocknem Zustande, mehr oder weniger leicht, worin sich, als eins der leichtesten, das Lindenholz auszeichnet. Unter den härtern, dichtern und daher schwerern inländischen Holzarten hat man folgende wohl zu unterscheiden, welche am meisten im Gebrauch sind: 1) Das Eichenholz, von braungrauer Farbe, sehr fest, aber spröde, von auffallender Porosität; hält sich in der Feuchtigkeit und Nässe gut, und dient daher zum Wasserbau, zu Fensterrahmen und andern für die Dauer bestimmten Arbeiten. 2) Buchenholz (Fagus) wird häufig gebraucht, hat ein kenntliches Gewebe (röthliche, schuppenartige Fleckchen), ist ziemlich fest und weniger spröde, als Eichenholz. 3) Weißbuchenholz (Carpinus betulus), von einigen Hornbaum genannt, da das Holz keiner Buche angehört und ein fast hornartiges Gewebe hat; denn es ist sehr hart, meist weiß, elastisch und feinporig; dient daher zu haltbaren Drechsler- und Tischlerarbeiten. 4) Elzbeerholz (Crataegus torminalis), hart, sehr feine Poren, ziemlich zäh und elastisch; Farbe des jüngern Holzes weiß, des ältern röthlich oder braun, mit schwarzen Adern; daher brauchbar zu kleinen und feinen, wie zu großen Arbeiten. 5) Pflaumenbaumholz (Prunus domestica), röthlich (mitunter rosenfarben) und braungestreift, fest und politurfähig; daher zu feinen Arbeiten dienlich. 6) Kirschbaumholz (Prunus cerasus), gelbröthlich, feingeadert, ziemlich hart und dicht (schwer); zu Tischler- und Drechslerarbeiten sehr tauglich. 7) Ahornholz verschiedener Art, nämlich: a. Maßholder (Acer campestris), b. Ahorn (A. pseudoplatanoides) und Spitzahorn (A. platanoides). Unter diesen drei Arten ist das Maßholderholz das vorzüglichste. Die Farbe ist sehr weiß, selten gelblich, das Gewebe dicht und fein (letzteres wird durch die jetzt bei den Drechslern und Tischlern gebräuchliche Lackpolitur noch sehr gehoben). 8) Birn- und Apfelbaumholz (Pyrus communis et malus), sind einander sehr ähnlich, meist röthlich, mit braunrothen Flecken, bisweilen auch weißgelblich; die Fibern (Adern) fein, aber spröde, die Poren geschlossen; sehr brauchbar und gebräuchlich; vorzüglicher ist das Holz vom wilden Apfel- und Birnbaum. 9) Ibenholz (Taxus baccata, Iben- oder Eibenbaum, Taxus). Ein treffliches, aber in Deutschland ziemlich seltenes Holz, weil bei uns die Stämme nur eine geringe Stärke erreichen. Ein dichtes, hartes, röthliches oder bräunliches Gewebe, keine sichtbaren Poren, sehr politurfähig, fest und elastisch; durch schwarze Beizung wird es dem Ebenholz ganz ähnlich. Noch viele andere, in Deutschland einheimische Bäume (als die Ulme, Esche, Birke, wilder und zahmer Kastanienbaum, Nußbaum, die Akazie, Stechpalme, der Maulbeer-, Cornelkirschen-, Aprikosenbaum u. s. w.) liefern ein brauchbares, aber weniger gebräuchliches, auch meist weniger vorzügliches Holz. Verschiedene Sträucher aber, wenn sie besser gepflegt und zu Bäumen ge-

ogen würden, z. B. der Wachholderstrauch (Juniperus communis), er Weißdorn (Crataegus oxyacantha) und Kreuzdorn (Rhamnus catharticus) würden, besonders der letztere, vortreffliche Holzarten darbieten. Das Wurzelholz (von den größern Wurzeln verschiedener Bäume) st schön figurirt oder geflammt, und wird daher unter dem Namen Masern zu feinen Sachen verarbeitet und von den Tischlern zum Furniren (Belegung mit dünnen Holzplatten) benutzt. Von ausländischen Holzarten sind folgende die gebräuchlichsten und vorzüglichsten: 1) Ebenholz, schwarzes Ebenholz (Aspalathus ebenus). Unter allen bekannten Holzarten die schwerste und zugleich sprödeste; je fester und schwärzer es ist, desto besser läßt es sich poliren und desto höher ist überhaupt sein Werth. Der Baum oder dessen Arten, von welchen es kommt, sind noch zu wenig bekannt; es wird gleichwol starker Handel damit getrieben und ist daher überall zu haben. (S. übrigens d. Art. Ebenbaum). Von ihm haben die Kunsttischler (Kunstschreiner) den Namen Ebenisten. 2) Grün-Ebenholz, unächtes Packholz, falsch Grenadillen-, Franzosenholz, Quajakholz (Quaiacum aspalathum), kommt von Madagascar, aus Westindien. Olivenfarbig, oft gelb geädert, mit grauem Splinte, außerordentlich hart und zugleich harzig; färbt beim Verarbeiten die Hände, wie das schwarze Ebenholz; zu feinen Drechslerarbeiten vorzüglich geeignet. 3) Roth-Ebenholz, Grenadillenholz (Ebenum, nach Andern Anthillis oretica); soll in Westindien, auf Madagascar und Candia wachsen. Sehr hart, aber gut zu bearbeiten, hat auf olivenfarbigem Grunde schöne braune Adern und ist sehr polirfähig. 4) Buchsbaumholz (Buxus). Der eigentliche Buchsbaum (bei uns wächst er nur als Strauch) ist im südlichen Europa zu Hause. Das Holz ist gelblich, zum Theil mit grauen Adern durchzogen, sehr fest, ohne sichtbare Poren wie Elfenbein, und kommt an specifischer Schwere dem Ebenholz nahe, so daß es im Wasser zu Boden sinkt; unter den ausländischen Holzarten das bekannteste; wird häufig auf der Drehbank verarbeitet, mitunter auch zu feinen Tischlerarbeiten benutzt. 5) Mahagoniholz (Swietenia mahagony). Der Mahagonibaum ist im südlichen Amerika und Jamaika einheimisch, und die Engländer versorgen ganz Europa reichlich mit diesem schönen Holze, welches daher ebenfalls sehr bekannt ist und häufig zu mancherlei Stubengeräth vorzüglich verarbeitet wird. Frisch verarbeitet ist es gelbröthlich, wird aber durch den Einfluß der Luft allmälig dunkler. Es ist sehr hart, etwas porös und läßt sich schön poliren. Das Gewebe ist verschieden, und es gibt in dieser Hinsicht gewässertes, marmorirtes, gemasertes und geflecktes Mahagoniholz, wovon das letztere das seltenste und theuerste ist. Es gibt auch ein falsches Mahagoni (vom Laurus indica), welches die Engländer unter dem Namen Madera-Mahagoni stark in Handel bringen. 6) Cedernholz (Juniperus bermudiana), ein röthliches, weiches und leichtes, zum Drechslen brauchbares Holz, von angenehmen Geruch und bekannt durch seinen Gebrauch zur Einfassung der feinern, besonders englischen, Bleistifte. Von diesem sogenannten Cedernholze ist aber die echte Ceder (Pinus cedrus), der berühmte Baum des Libanon, wohl zu unterscheiden, wovon das Holz, nämlich der alten Bäume, ebenfalls röthlich von Farbe und wohlriechend von einem Harze ist, wovon es durchdrungen wird, und wodurch es zugleich dem Wurmfraße widersteht. Es wird daher sehr geschätzt und unterscheidet sich von jenem auch durch seine vorzügliche Festigkeit. Von seltner gebrauchten, auch größtentheils weniger vorzüglichen ausländischen Holzarten gibt es noch eine Menge, worunter auch Farbehölzer (z. B. Bra-

silien= und Fernambukholz, Kampeschen= oder Blauholz, rothes und gelbes Sandelholz) vorkommen, die zu Erzeugnissen der Drehkunst verarbeitet werden können. Zur Kenntniß der Holzarten reicht aber die bloße Beschreibung nicht hin, sondern man muß sich auch die Anschauung davon verschaffen, z. B. durch Benutzung einer Holzsammlung, durch Besuchen der Werkstätte der Tischler, Instrumentenmacher, Drechsler, besonders in großen Städten, wo häufig auch ausländische Holzarten verarbeitet werden.

Holzanbau ist die Anwendung der durch geprüfte Erfahrungen aus den Wirkungen der Natur gefolgerten richtigen Grundsätze, nach welchen jede Holzart in möglichst kurzer Zeit in Zuwachs und mit dem zu befriedigenden Holzbedürfniß in ein ausdauerndes gerechtes Verhältniß gebracht werden soll. Will man den Zweck des Holzanbaues erreichen, so muß man theils auf das Clima, die Lage und den Boden, nebst ihrem Einfluß auf die Forstwirthschaft, theils auf die Auswahl des Bodens und Standorts für jede Holzart, und auf die Urbarmachung des Bodens Rücksicht nehmen. In Ansehung des Climas, worin die Wälder liegen, ist zu untersuchen, ob es warm, gemäßigt, oder kalt sei. Nicht weniger wichtig ist die Lage eines Waldes. Denn es ist nicht für jede Holzart gleichgültig, ob sie in der Ebene, auf Gebirgen, oder in welcher andern Lage nach der Himmelsgegend angebaut wird. Diese wirkt immer stärker oder schwächer auf die verschiedenen Holzarten und hat besonders einen großen Einfluß auf die Beschaffenheit des Bodens. Ganz anders zeigt sich das Wachsthum und Gedeihen der Holzarten in ebener hohen und ebener niedern Lage, als in einer schrägen östlichen, südlichen, westlichen und mitternächtlichen Lage. Nach allen diesen zu beachtenten Erfordernissen hat der Boden selbst einen eben so großen Einfluß auf das Wachsthum der Holzarten, weil er den Nahrungsstoff zum Wachsen der Hölzer theils selbst erzeugen, theils aufnehmen, vorbereiten, aufbewahren und endlich mittheilen muß. Die allgemeine und besondere Kenntniß der Erdarten ist daher bei jedem Holzanbaue vorauszusetzen, weil ohne dieselbe der rechte Standort für jede Holzart nie gewählt werden kann, da doch auf dieser Wahl der Holzanbau vorzüglich mit beruht, indem das Laubholz nach seinen verschiedenen Arten einen ganz andern Boden verlangt, als das Nadelholz. Ist die Auswahl des Bodens und des Standorts für jede Holzart geschehen, so muß nun noch vor dem wirklichen Holzanbau, besonders vor dem künstlichen, die Räumung und Urbarmachung des Bodens geschehen. Denn kein Holzanbau kann gedeihen, wenn der Samen nicht im Stande ist, auf frischen Erdboden zu fallen, darin schnell zu keimen, Wurzeln zu treiben und die erfoderlichen Nahrungssäfte zu seinem Wachsthum aus demselben zu ziehen. Bei der natürlichen Besamung ist der Platz, worauf das Holz abgetrieben worden ist, sofort von dem gefällten Holz zu befreien, die Stöcke sind auszurotten, die Löcher auszuebnen, und alles andere abzuräumen, was den ausfliegenden Samen hindern könnte, in frischen Erdboden zukommen. Sollte der Boden gar berast sein, so muß derselbe wund gehauen, oder auch wol gestürzt und aufgelockert werden, die Besamung mag von der Natur oder durch den Forstmann geschehen. Fände man den mit Holz zu besamenden Boden endlich gar moorig und sumpfig, so ist solcher Boden zuvor auszutrocknen, wenn man keine Bäume und Sträucher anbauen will, die ausdrücklich viel Feuchtigkeit erfodern. Der Holzanbau selbst zerfällt in den natürlichen und in den künstlichen. So gewiß und sicher auch der natürliche Holz=

anbau zum Zwecke führt, wenn wir ihn nicht in seinen Wirkungen hindern, sondern vielmehr befördern, so ist es dennoch oft nicht möglich, ohne den künstlichen Anbau einen Waldgang mit Holz in Bestand zu setzen. Natur und Kunst müssen hier meistentheils mit einander vereinigt werden, wenn man das vorgesetzte Ziel ganz erreichen will. Der künstliche Holzanbau kann geschehen a) durch Ausstreuung oder Aussäung des eingesammelten Holzsamens; b) durch Verpflanzung junger, entweder in Baumschulen erzogener, oder aus Dickungen der Wälder genommener Holzstämme: c) durch Steckreiser, Setzstangen, Wurzeln und Ableger; indeß gehört das Vermehren der Waldstämme, mit Ausnahme der ausländischen Holzarten, durch Ablegen, so wie auch durch Pfropfen, Okuliren und Copuliren mehr für den mit diesen Bäumen und Sträuchern handelnden Forstmann und Gärtner, als für den practischen Forstmann, der sich nur mit der Erziehung der Bäume und Sträucher zu Bau-, Nutz- und Brennholz zu beschäftigen hat. Weitläuftiger findet man diesen Gegenstand beschrieben in der Anweisung zur Holzzucht für Förster von G. L. Hartig u. s. w. 4te Aufl. 1804. 8. Vergl. Forstwesen. X.

Holzbrand oder Feuerschaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt, ist das größte Hinderniß und Verderbniß einer guten Forstwissenschaft, indem den Waldungen kein größerer Schade zugefügt werden kann, als durch Feuer. Sollte der Feuerschaden auch nur ein sogenannter Erdholzbrand sein, der nur auf der Erde fortginge, so wird doch dieses Feuer und der Rauch Ursache, daß die Bäume aufhören zu wachsen, wenn sie nicht gar absterben. Ueberdies sind die Brandplätze sehr schwer wieder mit Holz in Bestand zu bringen, und der Schaden wird dadurch noch um so größer. Es wird daher in jedem Staate höchst nöthig sein, die Ursachen aufzusuchen, woraus dieser Schaden entstehen kann, und Anstalten dagegen zu treffen, um wenigstens den Schaden so viel als möglich abzuwenden und weniger fühlbar zu machen. Die Ursachen, welche einen Waldbrand herbeiführen können, sind theils vorsätzliche, theils aus Nachlässigkeit entsprungene. Nach jenen wird das Feuer mit Vorsatz, z. B. von Holz- und Wilddieben, angelegt. Solche Waldbrände kann die beste Forsthut nicht ganz verhindern, und nur die allerstrengste, öffentlich bekannt gemachte Bestrafung eines solchen entdeckten Frevels kann davon abschrecken. Nächstdem werden Waldbrände veranlaßt durch die Kohlenbrenner, Aschenbrenner, Haidekrautabbrenner, Hirten, Holzhauer, Tabaksraucher, Vagabonden, Räuber, Diebe, Bettler und Fuhrleute; denn die von Einigen behauptete Selbstentzündung der Wälder durch die Sonnenstrahlen ist noch nicht erwiesen. Durch den Blitz kann jedoch allerdings ein Waldbrand entstehen, dessen Folgen man möglichst zu vermindern suchen muß. Damit nun ein Waldbrand so selten als möglich entstehe, muß jede Forstordnung darüber bestimmte Vorschriften enthalten, über deren Befolgung jeder Forstbediente die gewissenhafteste und sorgfältigste Aufsicht zu führen hat. X.

Holzconsumtion oder Holzverbrauch ist der wichtigste Gegenstand für den Forstwirth, indem der nachhaltige Bestand der Waldungen sich darauf gründet. Die Kenntniß des Holzverbrauchs bezieht sich nicht blos auf das Brennholz, sondern auch auf das Nutz- und Bauholz. In Ansehung des letztern muß der Forstwirth die Eigenschaften des Holzes und die Gegenstände selbst genau kennen, damit er zu jedem die brauchbarste und dauerhafteste Holzart anweise. In Beziehung auf das Brennholz muß der Forstwirth die Eigenschaften

des Holzes in Rücksicht seines Brennstoffs eben so genau kennen, um das Verhältniß der Brennbarkeit der Holzarten nach ihren höchsten Graden und ihrer längsten Dauer der Hitze zu bestimmen, damit zu jedem Feuerbedürfniß, z. B. für Zimmer, Küchen, Brauerei, Brennerei, Schmelzerei, Ziegelbrennerei u. s. w., die zweckmäßige und beste Holzart verbraucht, und dadurch zugleich der Holzverbrauch vermindert wird. Bei diesen Bestimmungen kommt es auch vorzüglich mit auf den Umstand an, ob das Holz in oder außer der Saftzeit gehauen, und ob dasselbe grün oder trocken verbrennt und angewendet wird. X.

Hölzerne Uhren werden insbesondere auf dem Schwarzwalde verfertigt und bilden einen bedeutenden und anziehenden Handelszweig für diese unwirthbare Gegend. Es gibt ihrer sehr vielerlei Arten, als Schlaguhren, Repetiruhren, Kukukuhren, und andere, die sehr künstlich zusammengesetzt sind, als wobei sich menschliche Figuren bewegen u. s. w. Man gibt die Zahl der jährlich auf dem Schwarzwalde verfertigten Uhren, vielleicht etwas übertrieben, auf mehr als 70,000 Stück an. Viele hundert Schwarzwalder tragen diese Uhren zum Verkauf nach allen Ländern in Europa, ja bis nach Amerika, und bringen den Erwerb wieder in die Heimath. Die Hauptniederlage dieses Uhrenhandels ist zu Neustadt im Fürstenbergischen (Großherzogth. Baden).

Holzflöße, s. Flöße.

Holzhandel wird in waldreichen Gegenden im Großen nur mit Vortheil auf dem Wasser mittelst der Flöße und der Schiffe getrieben; denn der Landtransport ist dazu zu theuer, und vermindert den Absatz. Ein solcher Handel ist der einzige Weg in holzreichen Ländern, die Nutzungen der Wälder einträglich zu machen, besonders wenn der Landesherr, vermöge des Forstregals, diesen Handel nicht ausschließlich treibt, sondern als Waldbesitzer daran Theil nehmen läßt. Allein auf jeden Fall muß auf dem Forstdirectorium zuvor mit reifer Ueberlegung ein Forstwirthschaftsetat auf wenigstens 150 Jahre, in Ansehung des jährlichen eignen Holzbedürfnisses, entworfen und festgesetzt werden, damit es nicht zuletzt für das eigene Bedürfniß an Holz fehle, und die Waldungen forstwidrig angegriffen werden müssen. Zu diesem Handel zieht man nicht blos die rohen, höchstens bewaldrechteten Baumstämme, weil diese Handlungsweise einen geringen Vortheil abwirft, sondern man bearbeitet alles Bau- und Nutzholz aus dem Groben dazu, schneidet Bretter, Latten, Schiffsplanken, Faßdauben u. s. w., um dadurch sowol den Holzpreis, als auch das Arbeitslohn und den Abgang für die Feuerung dem Staate zu gewinnen. Der stärkste Holzhandel wird auf dem Rhein, dem Main, der Weser und der Elbe getrieben. Auf beiden erstern Strömen ging das Holz vorzüglich nach Holland, und dieser Handel hieß daher der Holländerhandel (s. Flöße); auf den letztern beiden aber zogen vorzüglich die Engländer ihr Holz zum Schiffbau. Zum Glück für die deutschen Waldungen hat sich der Holländerhandel vermindert, und die Engländer ziehen kein Holz mehr aus Deutschland, weil sie es aus dem Norden von Europa und aus Ost- und Westindien, so wie auch aus Nordamerika wohlfeiler erhalten können. X.

Holzsäure (acide pyroligneux), eines der kräftigsten fäulnißwidrigen Mittel. Sie wird durch Destillation aus Holz, am besten aus Eichenholz, gewonnen, und ist in England, wo man sie im Großen benutzt, schon ein gangbarer, sehr wohlfeiler Handelsartikel. In ihrem ursprünglichen Zustande hat sie die Farbe des weißen Weines, einen scharfsauren, etwas zusammenziehenden Geschmack und einen brenzlichen Geruch. Wenn man sie acht bis zehn Tage ruhig stehen läßt, setzt sich

ein schwärzlicher Theer ab und die Säure wird beinahe farblos. Bei abermaliger Destillation wird sie noch mehr von dem mit ihr verbundenen Theer befreit, aber wie oft man auch die Destillation wiederholt, wird sie doch nie ganz von dem flüchtigen Oel frei, das die Ursache des ihm eigenen brenzlichen Geruchs ist. Sie bewahrt das Fleisch nicht nur vor der Fäulniß, sondern gibt ihm auch jenen rauchigen Geschmack, der geräuchertem Fleisch eigen ist, und hat wirklich eben dieselben Eigenschaften, thierische Stoffe gegen Fäulniß zu bewahren, als das Räuchern in Holzdämpfen, das selbst bei den rohesten Völkern gebräuchlich, und aus dem entferntesten Alterthum auf uns gekommen ist. In beiden Fällen wirkt die Säure auf die thierische Substanz, in dem einen Fall bei der Räucherung, während der Destillation der Säure, im andern aber durch Eintauchen derselben in die bereits fertige Säure. Nach den Versuchen, die unter uns besonders Meinecke und Stolze (der auch ein Mittel gefunden hat, die Holzsäure zu reinigen) angestellt haben, ist minutenlanges Eintauchen des Fleisches hinreichend, die verlangte Wirkung hervorzubringen. Legt man das Fleisch zu lange in die Säure, so werden dessen Fasern aufgelöset. Man hat durch mehrere in England gemachte Versuche ausgemittelt, daß sich das mit Holzsäure behandelte Fleisch sehr lange vollkommen gut erhält, wenn es nur schnell durch die Säure gezogen wird. Um die Wirkung des Climas zu erforschen, wurden 1819 zwei Stücke Fleisch mit der Säure behandelt, und das eine ward zu Hause aufgehängt, das andere aber nach Westindien geschickt und nach 15 Monaten von daher zurückgebracht. Beide wurden alsdann gekostet und vollkommen süß, frisch und zu jedem Gebrauche tauglich befunden. In neuern Zeiten hat man in England bei der Versorgung der Schiffe mit Lebensmitteln von der neuen Erfindung den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, wodurch die, zeither von dem häufigen Genusse des gesalzenen Fleisches für die Schiffsmannschaft entstandenen Nachtheile vermieden werden. Stolze hat gefunden, daß durch oft wiederholte Behandlung mit Holzsäure Leichname sich in Mumien verwandeln lassen. Diese Säure dient, außer ihrer Anwendung, als fäulnißwidriges Mittel, auch den Kattundruckern statt des essigsauren Bleies, um ihr Eisenwasser zu bereiten. Sie ist, wiewol man sie nicht ganz rein herstellen kann, doch vollkommen tauglich für schwarze, braune und andere dunkle Farben, hingegen, wegen des damit verbundenen Oels und Weinsteins, nicht für rothe und gelbe Farben.

Holzschneidekunst, Holzschnitt. Um einen Holzschnitt zu verfertigen, nimmt man eine glatte Holzplatte, trägt auf diese die Zeichnung, schneidet mit scharfen Werkzeugen von verschiedener Form alle Umrisse, Schraffirungen und Züge so, daß die, welche sich auf dem Papiere abdrucken sollen, erhaben stehen bleiben, bestreicht sie dann mit Oelfarbe und druckt sie auf Papier ab. Diese Art von Platten hat viel Aehnliches mit den beweglichen Schriftplatten zum Bücherdruck, auf denen sich die Flächen der Buchstaben eben so, wie bei jenen die Flächen der Züge, abdrucken. Die Abdrücke selbst nennt man Holzschnitte. Eine besondere Art von Holzschnitten nennen die Italiener chiaroscuro, die Franzosen camayeu, clair obscur, wir Helldunkel. Diese druckt man mit drei und vier Holzplatten ab. Auf die erste werden die Umrisse gegraben, die zweite ist für die starken Schatten, die dritte und vierte für die Mitteltinten. Diese verschiedenen Platten machen ein Ganzes aus, und der Künstler muß Sorge tragen, daß, wenn sie nach einander auf dasselbe Blatt abgedruckt werden, alles gehörig zusammenpasse. Die Italiener nennen Hugo da Carpi als Erfin-

der dieser Kunst; ein alter deutscher Meister aber, Johann Ulrich Pilgrim, hat sich früher darin ausgezeichnet, und bekanntlich gab Albrecht Dürer mehrere Blätter in dieser Art, und Lukas Cranach eins mit der Jahrzahl 1500. Die Deutschen nennen übrigens die Holzschneidekunst überhaupt auch Formschneidekunst, wiewol diese Benennung allgemeiner ist, als jene. Der Grund liegt in der Entstehung dieser Kunst, welche ihren Ursprung von der Verfertigung der Spielkarten (die man in Deutschland schon gegen 1300 hatte) ableitet, deren Formschneiden die nämliche Behandlung erfordert. Statt der grotesken Kartenfiguren fing man an, Bilder der Heiligen zu verfertigen, dergleichen auch die Geistlichkeit unter ihre Verehrer austheilte. Nach diesen in Holz geschnittenen Heiligenbildern verfertigte man auch historische Gegenstände, denen man eine ebenfalls in Holz geschnittene Erklärung beifügte, und hiedurch entstanden die ersten durch Holzplatten gedruckten Bücher, welche Guttenbergen nachher auf die Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern führten. Gleich nach Erfindung dieser Buchdruckerei bediente man sich der Holzschnitte zur Verzierung der Bücher. Der größte Theil der hiezu gebrauchten Formschneider ist uns unbekannt geblieben oder mit den Druckern verwechselt worden; durch ihre Werke kennen wir nur Johann Schnitzer, Sebald Gallendorfer, Hans von Culmbach und Michel Wolgemut, den Lehrmeister Dürers. Im 16. Jahrh. nahte sich die Holzschneidekunst dem höchsten Grade ihrer Vollkommenheit. Viele Künstler beschäftigten sich mit ihr, unter denen Hieronymus Resch, Albrecht Dürer, Holbein, Altorfer u. A. sich besonders auszeichnen; viele Große unterstützten und ermunterten sie. In eben diesem Zeitraume gewann aber auch die Kupferstecher- und Aetzkunst an Ansehn und Vollkommenheit. Da nun diese viel schneller und mit ungleich weniger mühsamer Anstrengung zu erlernen war, so fand sie bald mehr Schüler als jene, und in diesem Umstande ist wol die erste Ursache von dem Verfall der Holzschneidekunst zu suchen. Ungeachtet die Formschneider es sich sehr angelegen sein ließen, die Kupferstecherkunst herabzusetzen und zu unterdrücken, so gelang es ihnen doch nicht, die Nebenbuhlerin, die sich im Ausdrucke des Sanften und Weichen dem Auge so gefällig machte, zu verdrängen, ja man vergaß, daß die Holzschneidekunst in der Kraft, womit sie ihre Gegenstände darstellt, von der Kupferstecherkunst nicht erreicht wird. So wie diese ausgebreiteten Beifall erhielt, verminderte sich die Anzahl der Holzschneider. Viele von diesen gaben ihre Kunst auf, und beschäftigten sich entweder mit jener gangbaren, oder vereinigten ihre Kunst mit der Buchdruckerei, bei welcher sie ihre Geschicklichkeit noch immer zeigen konnten. Als jene Künstler nach und nach ausstarben, wurde ihre Kunst beinahe mit ihnen begraben; denn es war leichter, durch einen mittelmäßigen Kupferstich, als selbst durch einen gut gearbeiteten Holzschnitt das Auge zu bestechen. Der Umstand jedoch, daß sich von einem Holzschnitte weit mehr Abdrücke machen lassen, als von einer Kupferplatte, verhinderte den gänzlichen Untergang, bis man endlich zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. die Holzschneidekunst auch in ihre ästhetischen Rechte wieder einzusetzen versuchte. Die Sueurs, Jackson, Moretti, Canossa, Roger, Caron, Papillon, Beugnet, Dugoure haben sich mit Glück in ihr versucht, Zanetti suchte die Manier des Hugo da Carpi wieder einzuführen, die Gebrüder Unger und Gubitz in Berlin haben sie bis zu einem hohen Grade vervollkommnet, und in England wetteifern mit ihnen Nesbit, Branston, Clennel und Hole auf das Rühmlichste, wie die von ihnen gemein-

chaftlich gelieferten „Sinnbilder der Christen" (Leipzig bei Brockhaus, 1818; Preis 9 Thlr.) beweisen. dd.

Holzsparkunst besteht im eigentlichen Sinne darin, die Wärme oder den Wärmestoff aus den Körpern, die dergleichen enthalten, auf die zweckmäßigste und vortheilhafteste Weise zu entbinden, zu entwickeln oder herauszuziehen, und ihre Entweichung auf die bestmöglichste Art zu verhüten. Dieses wird erfolgen, wenn man a) bei der Anwendung des Holzes als Feuerungsmittel nur völlig trockenes, und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig kleingesägtes und gespaltetes Holz braucht; b) sowol dieses als jedes andre Feuerungsmittel durch den Zutritt der atmosphärischen Luft, oder richtiger: durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmosphärischen Luft, welche die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus sich hergibt, auf die schnellste und vollkommenste Weise verbrennt. Allein das schnelle und vollkommene Verbrennen kann nur dadurch bei allen unsern Feuerungen erhalten werden, wenn man die Schornsteine, Stubenöfen, Küchenheerde, Kesselfeuerungen in Haushaltungen, Bier= und Branntweinbrennereien, Salzsiedereien u. s. w., die Kamine, Backöfen, Bratöfen, Bratspießfeuer u. s. w. zweckmäßig erbaut. X.

Holzwaaren. Ein bedeutender deutscher Handelszweig, womit insbesondere von Nürnberg, Fürth, Sonnenberg (bei Coburg) und dann auch von Berchtesgaden, Ulm, Tyrol, dem sächsischen Erzgebirge, auf den Leipziger und Frankfurter Messen, so wie nach Italien, Spanien, Amerika und Indien über Holland und Hamburg, sehr große Geschäfte gemacht werden, so unbedeutend die Artikel auch an sich scheinen, und so gering einzeln ihr Geldwerth ist. Es bestehen solche insbesondere aus Kinderspielsachen von tausenderlei Art und Erfindung, in Schachteln, Kästen, Rahmen u. dergl.

Homann (Joh. Bapt.), berühmt als Begründer des nach seinem Namen benannten Landkartenverlags, war 1664 in dem mindelheimischen Dorfe Kamlach geboren, und für das Kloster bestimmt; dem zu entgehen, trennte er sich von seinen Aeltern, trat in Nürnberg zur lutherischen Religion über, wurde 1687 Notar, beschäftigte sich aber ganz besonders mit dem Kupfer= und Landkartenstechen. Sein Eifer für diese Arbeiten, die damals einem allgemeinen Bedürfnisse abhalfen, stieg mit dem Beifall, der ihnen zu Theil ward. 1702 eröffnete er zu Nürnberg einen förmlichen Landkartenhandel, und lieferte nach und nach gegen 200 Karten, die sich im Allgemeinen durch Brauchbarkeit, besonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten. Dabei verfertigte er kleine Sphaeras armillares und Taschengloben, und andere mechanische Kunstwerke. Bei dieser rastlosen Thätigkeit brachte er seine Anstalt in großen Flor, und erwarb sich die allgemeine Achtung, in deren Genuß er 1724 starb. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte ihn zu ihrem Mitgliede erwählt, der deutsche Kaiser ihn mit einer goldnen Ehrenkette belohnt und ihn zu seinem Geographen ernannt, und der russische Czaar Peter ihn zu seinem Agenten gewählt und mit Ehrenbezeichnungen ausgezeichnet. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutschland hat die Homannische Anstalt, welche von den Erben fortgesetzt wurde, und noch jetzt besteht, im Allgemeinen große und wichtige Verdienste. In neuern Zeiten hat es durch den Wetteifer ähnlicher Anstalten natürlich bedeutend verlieren müssen. Zu erwarten ist, daß es unter dem neuen Besitzer (Gr. Thr. Franz Fembo) mit erneuter Lebenskraft aufblühen werde.

Homburg (Hessen=), eine noch blühende Nebenlinie von Hessen=

Darmstadt (s. Darmstadt). Der Landgraf residirt zu Homburg vor der Höhe (2 Meilen von Frankfurt, mit 3000 Einw.), und hat außer der unmittelbaren Herrschaft Homburg vom Wiener Congreß ein Gebiet von 10,000 Unterthanen im ehemaligen Saardepartement angewiesen erhalten.

Home (Henry), als philosophischer Denker und classischer Schriftsteller der Engländer, besonders im Gebiete der Aesthetik, Moral und Religionsphilosophie ausgezeichnet. Er stammte von demselben schottischen Geschlechte, von welchem der berühmte Skeptiker David Hume herstammte, und stand zwar hinter dessen philosophischem Scharfsinne zurück, übertraf ihn aber dagegen durch Feinheit des Geschmacks und warmes Gefühl für Schönheit. Als ein angesehener Rechtsgelehrter verwaltete er mehrere Aemter zu Edinburg mit solchem Ruhme, daß er zuletzt zum königlichen Richter über Schottland erhoben wurde, und (1752) den Namen Lord Kaimes erhielt. In dieser Zeit schrieb er sein erstes Werk: Versuch über verschiedene Gegenstände der brittischen Alterthümer (1746), in welchem er durch Erinnerung an die Vorzeit seine Mitbürger zur bürgerlichen Eintracht aufmuntern wollte. Aber ihn beschäftigte zugleich ein fortgesetztes Studium der Wissenschaften, namentlich der Philosophie und der alten und neuern poetischen Literatur; daher auch seine eben so bestimmte als geschmackvolle Darstellung. 1751 erschienen zu Edinburg seine Versuche über die Principien der Sittlichkeit und der natürlichen Religion (deutsch von Rautenberg: Braunschw. 1768, 2 Thle. 8.), in welchen er den von den englischen Philosophen vorzüglich angenommenen Grundsatz des moralischen Sinnes weiter verfolgte. In den darauf folgenden Schriften: Historical law (1759, 8.) und the principles of equity (1760, Fol.) suchte er die Grundsätze der Philosophie und Politik auf die Rechtswissenschaft anzuwenden. Was ihn aber am meisten berühmt gemacht hat, sind seine Elements of criticism (3 Vol. 8.); 1762 und öfter. Deutsch: Grundsätze der Kritik, von Meinhard, Leipzig 1765 und in mehreren Auflagen). Das Werk enthält freilich nur eine Summe von psychologischen Beobachtungen über das Schöne in Beziehung auf die Gemüthskräfte, durch welche wir dasselbe auffassen und darstellen, durch die eingewebten Beispiele aus englischen Dichtern und Schriftstellern sehr anziehend vorgetragen; dagegen finden sich nur wenige allgemeine Bemerkungen über den guten Geschmack und die Grundsätze, von welchen die Kritik ausgehen soll, am Schlusse des Werks; ja der Geschmack selbst wird weniger seiner Natur nach und in Beziehung auf das Schöne untersucht, als vielmehr mit dem gesunden Menschenverstande verglichen, und dadurch vorausgesetzt; aber auch in diese Grenzen eingeschränkt, hat das Werk noch so viel Werth, daß es als eine vollständigere, wenn gleich mehr psychologische Theorie des Geschmacks im Geiste seines Zeitalters und der philosophischen Schule in England anzusehen ist. Auch bei den Deutschen hat es lange Zeit als Richtschnur gegolten. Neben Homes übrigen Werken, welche wir hier übergehen, verdienen auch seine Sketches on the history of man (London 1774, 2 Vol. 4. Deutsch: Entwürfe zu einer Geschichte des Menschen, Leipzig 1775 und 1783, 2 Bde. 8.), womit er seine literarische Laufbahn schloß, einer günstigen Erwähnung. Er starb 1782.

Homer, Homeriden. Sehr wenig ist es, was wir von dem Leben des berühmtesten aller Dichter wissen, und auch das Wenige ist höchst unsicher. Nach der gewöhnlichen Sage war sein Vater Mäon,

eine Mutter Kritheïs, und er ward, als ein Kind der Liebe, am Flusse Meles unfern Smyrna geboren. Daher wurde er nach seinem Vater der Mäonide, nach der Stelle seiner Geburt Melesigenes (der am Meles Geborne) genannt. Andere geben ihm den Mentor, der Ithylier König, zum Vater, und Klimene oder Themisto aus Cypern zur Mutter. Bekanntlich stritten sich im Alterthum sieben Städte um die Ehre, Homers Geburtsort zu sein: Smyrna, Kolophon, Chios, Argos, Athen, Rhodos und Salamis, statt deren zwei letzten andere Kumä und Pylos nennen. Sucht man in seinen Gedichten Auskunft über seinen Geburtsort, so liefern diese manchen Beweis, daß er in Kleinasien, wahrscheinlich Jonien, oder auf einer der nahegelegenen Inseln gelebt habe (s. Wood über das Originalgenie Homers, S. 32—60), nach dem Hymnus auf Apollon, den auch Thucydides anführt, auf Chios. Smyrna dürfte indeß das Meiste für sich haben. Fragt man nun weiter: wann Homer gelebt? so begegnet uns dieselbe Unsicherheit, denn es ist nicht entschieden, ob er im zehnten, neunten oder achten Jahrhundert vor Chr. Geb. gelebt. Die mittlere Angabe ist die wahrscheinlichere. (S. Mannert Geographie der Griechen und Römer 6, 456.) Bei solcher Ungewißheit über die Entstehung und das Zeitalter des Dichters ist es aber wol nicht zu verwundern, wenn nun auch von seinen Schicksalen nur wenig bekannt ist. Man nennt als seine Lehrer den Phemios und Pronapides, nach einer späten, unverbürgten Biographie. Die vielen Reisen, die er, nicht blos durch Griechenland, sondern auch durch Phönizien und Aegypten gemacht haben soll, dürften wol blos aus der Erd- und Schifffahrtskunde in seinen Gedichten gefolgert sein. Wäre er wirklich blind gewesen, wie man erzählt (Pausan. 5, 33.), so wäre er doch gewiß nicht blind geboren, denn ein Blindgeborner hätte solche Schilderungen von sichtbaren Gegenständen, wie wir in den Homerischen Gedichten finden, nie entwerfen können (Cic. Tusc. Qu. 5, 39). Nicht aber blos zu einem Blinden, sondern bald zu einem blinden Schulmeister, bald gar zu einem blinden Bettler hat man ihn machen wollen, der aus Armuth sein Brot mit Absingen seiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte (Pausan. 2, 33.). Diese Nachricht ist gegen alles, was wir von den alten Aöden der Griechen und ihrem Zustande wissen. Wenn nicht reich und mächtig, waren sie doch sehr angesehen und geehrt, bei Opfern und Festen, in den Versammlungen der Bürger und den Palästen der Fürsten gleich willkommen. War daher Homer, wie es wahrscheinlich ist, solch ein umherwandernder Sänger, so war er doch gewiß kein Bettler, und Schulmeister in einem ganz andern Sinne, als wir damit zu verbinden pflegen. Von seinem Tode ist eben so wenig etwas Zuverlässiges bekannt. Sein Grabmal will der Graf Pasch von Krienen auf der alten Insel Jos, einer der Sporaden, gefunden haben. Breve descrizione dell' Arcipelago e specialmente del sepolcro d'Omero. Livorno 1773, 8. Björnstähl Briefe auf seinen ausländischen Reisen, 2, 469. So wenig also wissen wir von Homer! Wie aber, wenn es gar niemals einen Homer gegeben hätte? Wir wollen bei dem, was bereits Hedelin d'Aubignac und Perault hierüber gesagt haben, nicht verweilen, können aber nicht umhin, der Genealogie des Historikers Charax bei Suidas (ed. Küster 1, 682) zu gedenken. Nach dieser stammt unser Dichter im vierzehnten Gliede von einem thrazischen Sänger; der Name von Mutter, Vater und Großvater haben Beziehung auf Poesie; wie also, wenn in dieser Genealogie eine Geschichte der Poesie läge, die von Thracien

über Thessalien nach Griechenland, und von da nach Kleinasien kam? Homer wäre dann, wie auch Ilgens Scharfsinn aus dem Namen entwickelte (in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Hymnen Homers), eine Gesammtstimme der Gesangsvorwelt, ein Vereiniger der Gesänge. Den Name Homer würde auf diese Weise zu einem Sammelnamen, und deutete eine ionische Sängerschule an, in der man die Poesie zugleich fortpflanzte und erlernte. (S. Fr. Schlegels Geschichte der Poesie der Griechen, S. 153; über das Wie? S. 69 — 79.) Auf solche Weise dürften sich die widersprechenden Nachrichten von Homer entwirren lassen. Bestimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte selbst, die wir unter dem Namen Homers besitzen. Vierundzwanzig werden uns genannt, die wir nicht mehr besitzen. Ohne diese verlornen aber weiter zu berücksichtigen, halten wir uns blos an die noch vorhandenen: Ilias, Odyssee, Batrachomyomachie, Hymnen und Epigramme. Hier hat die Kritik entschieden, daß nicht alles dem Homer könne zugeschrieben werden. Der Frösche- und Mäusekrieg, dieses komische Epos, ist offenbar nichts anders, als ein, und zwar nicht eben mißlungener, Versuch, die Ilias und Odyssee zu travestiren, und verräth durch Darstellung, Sprache und neuere Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homerische. Die Hymnen, meist zur Gattuug der epischen gehörig, und von den Orphischen wesentlich verschieden, zum Theil nur Bruchstücke alter cyklischer Gesänge und Proömien der Rhapsoden, sind von genauerer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgesetzt und dem ionischen Sänger abgesprochen worden. Es blieben also, da die Epigramme von keinem Gewichte sind, nur die zwei großen epischen Gedichte, Ilias und Odyssee, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen können. Um zwei Mittelpuncte vereinigte sich hier die Masse der Sage und des Gesanges. Die eine ist ein großes gemeinsames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des Tapfersten; der andere die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr endlich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Schon die Alten fühlten, daß die Odyssee in einem andern Geiste gedichtet sei als die Ilias, welche viel mehr Erhabenheit hat. Auch die Darstellung ist in beiden verschieden. In der Ilias sind oft in Einem Gesange vierzig Gleichnisse, während die ganze Odyssee nur zwanzig enthält. Longin (C. 33.) handelt ausführlich von dem Unterschiede der Ilias und Odyssee, und ihm zufolge hat man den Sänger der Ilias mit der aufgehenden, den Sänger der Odyssee mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der Odyssee häufig vorkommenden Klagen sollen Beleg zur Behauptung des Alters sein. Alexandrinische Grammatiker erhielten daher den besondern Namen Chorizonten, d. i. die Trennenden, wovon in den alten Scholien und Commentaren des Eustathius mehrere unverkennbare Spuren vorkommen. Gewiß ist es, daß in der Odyssee andere Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der Ilias Iris, verrichtet Hermes in der Odyssee. Kein Gott und keine Göttin sind in beiden Gedichten ganz dieselben; die Gestalten haben sich verändert. Auch der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Costume der Götter in ihrem Umgange mit den Menschen sind anders; Lebensart, Sitten, sittliche Begriffe, Kunst und Kenntnisse der Menschen fortgerückt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder Einem Verfasser, noch Einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug, und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wolf, in seinen Prolegomenen zu Homer ging

aber noch weiter, und behauptete, daß weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyssee Einen Verfasser haben, sondern daß jede ursprünglich eine Reihe von mehrern Sängern fortgesetzter Gesänge sei. Die Beweise für diese Behauptung sind folgende: Zur Zeit Homers war die Schreibkunst, wenn auch erfunden, doch nicht im allgemeinen Gebrauch. Wenn aber Homer nicht schreiben konnte, so konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von solchem Umfange zu dichten. Die Griechen waren auch zur Zeit Homers noch nicht so gebildet, als zur Abfassung eines so kunstvollen Ganzen erforderlich gewesen wäre: denn ist dieses gleich, zumal in der Ilias, nicht so vollkommen gebaut, als man öfter gemeint hat, so ist sie doch auf jeden Fall eine sehr künstliche Composition, und die Odyssee in dieser Hinsicht noch weit vollendeter. Indem findet man aber auch in diesen Gedichten selbst manche Ungleichheit, besonders zwischen den erstern und letztern Gesängen. In der Ilias enthalten Ges. 19 — 22 Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Gesänge fremden Tons und Charakters in Denkweise und Sprache. Vom achten Buche der Ilias an bemerkt man Reste von Kitt, wodurch die Rhapsodien verbunden wurden. Zur Zeit Homers endlich war die Sprache noch nicht so vollkommen und grammatisch gebildet, als sie in beiden Gedichten erscheint, und nach Hermann (edit. Orph. p. 687) ist sich auch die Metrik nicht gleich, indem zwischen dem 13. und 23. Gesange z. B. sich in dieser Hinsicht ein sehr bedeutender Unterschied zeigt. Das Ergebniß aller dieser Forschungen nun ist, daß keins dieser beiden Gedichte weder von Einem Verfasser, noch aus Einer Zeit sei. Man kann mehrere kleine Ganze darin unterscheiden; wie denn z. B. Gesang 7, 8, 9 eine Rhapsodie ausmachen: die Siege Hectors. Andere Stücke machen eben solche Ganze, manche derselben sind offenbar, und zum Theil auch schon von dem Alterthume anerkannte spätere Einschiebsel, z. B. das Schiffsverzeichniß, die Wettspiele u. a. m. Es fragt sich nun, wie aus diesen an sich verschiedenen kleinern Ganzen endlich zwei große wurden? Jahrhunderte lang erhielten sich diese Stücke durch den Gesang der Rhapsoden (daher sie Rhapsodien hießen), und waren die Lieblingsgesänge der ionischen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menschenalter nach Homer, von seinen Reisen nach Creta und Asien die erste Sage von den Homerischen Gedichten in das griechische Mutterland. Drei Jahrhunderte später fingen die Pisistratiden an, die Werke Homers zu sammeln, und veranstalteten, daß sie alljährlich an dem Feste der Panathenäen von den Rhapsoden öffentlich vorgelesen wurden. Nach ihrer schriftlichen Bezeichnung und Zusammenordnung wurden sie nun zu mehrerenmalen überarbeitet, ergänzt, fortgeführt, und erhielten zuletzt durch die Bemühungen der alexandrinischen Kritiker die Gestalt, aus welcher sich der gegenwärtige Text gebildet hat. (Man s. die hiebei zu unterscheidenden Perioden bei Wolf, S. 22 fg. u. vgl. Schlegel a. a. O., S. 175—178.) Die hiebei thätigen Gelehrten hießen Diaskeuasten, d. i. Zubereiter, welche auch das Ganze in 24 Gesänge nach den Buchstaben des Alphabets abtheilten, was ebenfalls auf eine spätere Zeit deutet, indem es früher nur 16 Buchstaben gab (S. Griechische Sprache und Schrift). Vor diesen Diaskeuasten darf man demnach keine Ilias und Odyssee annehmen. Schwerlich also haben diese ihre ursprüngliche Gestalt, indem auch bei der treuesten Ueberlieferung in einem so langen Zeitraume allmälige Abweichungen unvermeidlich scheinen. Diese wurden noch größer durch die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Verwerfen einzelner Stellen war so häufig, daß wol auch Bücher dagegen geschrieben wurden.

(Schol. Ven. ad. I. 424.) Nicht aber blos einzelne Stellen, sondern ganze Rhapsodien erklärte die Kritik für unecht. Aus diesem allen urtheile man nun selbst, wieviel wir von dem ursprünglichen Homer wissen können und haben mögen. Die sogenannten Homerischen Werke erscheinen zum großen Theile als zusammengefügte Bruchstücke mehrerer Verfasser, und der eine Homer verwandelte sich in mehrere Homeriden, d. h. in Sänger aus derselben ionischen Schule (s. griechische Literatur), aus welcher Homer selbst hervorging, oder der er wol gar selbst vorstand. Homeriden aber, gleichsam Abkömmlinge Homers, werden diese Sänger mit Recht genannt, weil ihre Geister das Gepräge der schönen moralischen und ästhetischen Form Homers, des Meisters der ionischen epischen Sängerschule, an sich tragen. Wenn wir nun dennoch von Homerischen Gedichten reden, so geschieht es theils nur aus Gewohnheit, theils, weil man annehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, dessen Dasein wir doch nicht geradezu abläugnen mögen, der Grund zu diesen Gedichten gelegt, und vielleicht auch der größere Theil gegeben sei. Wie dem aber sei, die ganze kritische Ansicht (die an Harles, Voß, Wiedeburg, Wassenbergh, St. Croix, Mannert, Hug, Bouterwek, Schlosser — s. dessen Homer und die Homeriden, Hamburg, 1798. — u. A. auch ihre Gegner gefunden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu sein), spricht den Homerischen Gedichten nur den Charakter kunstgerechter Epopöien ab, in denen eine ursprüngliche künstlerische Einheit, mit strenger Unterordnung aller einzelnen Theile unter einen alles in dem Gedichte umfassenden Plane, das Ganze bestimmt, und es sieht demnach eigentlich mit nichts mißlich aus, als mit den Regeln, welche gewisse Aesthetiker aus jenem vermeinten Ganzen ableiteten. Eine dem Epos fremdartige, mechanische und dramatische Einheit hat man ihm aufgedrungen, welche füglich in der Homerischen Poesie wegfallen kann, ohne daß sie ihren poetischen Werth und selbst die echt epische Form verlöre. Ungeachtet hier keine einfache untheilbare Handlung ist, sondern eine Mehrheit des Dargestellten, welche Vermehrbarkeit und Verminderung zuläßt; so ist doch Handlung überhaupt das Leben der Homerischen Poesie. Nirgends ist Darstellung des Ruhenden oder sogenanntes poetisches Gemälde, alles ist in beständigem Fluß, in bewegendem Fortschritt; es wird vor unsern Augen. Aber nicht jeder Ausdruck des Handelns verträgt sich mit epischer Form: ein leidenschaftliches Handeln griffe in das lyrische und dramatische Gebiet. Homers Helden mögen daher von den gewaltigsten Leidenschaften bewegt werden: die Darstellung davon erscheint stets leidenschaftlos. Was der Dichter erzählt, muß jedem fühlenden Herzen Theilnahme einflößen, er selbst aber tritt nie mit der seinigen hervor, zeigt weder Neigung noch Abneigung. Ganz in seinen Gegenstand versunken, verliert er sich in ihm, und in dem Grade, wie seine Subjectivität untergeht, trit die Objectivität reiner hervor. Deshalb thut er keiner seiner Personen Unrecht. Selbst Grieche, ist er doch auch ein Freund der Troer, und stellt ihr Gutes mit höchster Unparteilichkeit ins Licht. So bleibt er immer in Ruhe, fesselt uns überall an eine lebendige Gegenwart und hält uns fest. Hier ist nichts die Aufmerksamkeit auf einen letzten Punct Spannendes. Gleichmäßige Entfaltung im stetigen Fortschritt ist der Charakter des Homerischen Epos. Mit Recht rühmt Herder von Homer: „Die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jeder seiner Züge in jeder Person seiner unsterb=

lichen Gemälde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, die Charaktere sieht, und ihre Tugenden und Laster, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, sie sind es, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen." Das Große liegt bei Homer in den Ideen, nicht im Ausdruck, der sich nie ungewöhnlich erhebt. Seine Darstellung charakterisirt sich durch die treueste Anschauung und sinnlichste Wahrheit, ist schlicht und einfach, wie die Natur, hat aber bei aller dieser Einfachheit zugleich die sinnlichste Mannichfaltigkeit. (S. Garves Abhandlung 1., 103.) Jeder Gegenstand hat seinen eigenthümlichen Ton und Farbe. Und wie abwechselnd sind die Scenen, wie mannichfaltig die Charaktere, wie reich die Gemälde, wie ausgeführt das Einzelne ohne Künstelei und Aengstlichkeit! Hätte man die Gedichte Homers stets nur mit natürlichem Sinn, mit reinem Natur- und Kunstgefühl gelesen, wie anders würde das Urtheil über sie ausgefallen sein, wie viel unnöthigen Theorienkram würde man sich erspart haben! Fast überall aber suchten die Aesthetiker die Schönheit dieser Poesie und das Wesen des Epos in der Einheit, Künstlichkeit, Oekonomie, dem Gebrauch des Wunderbaren und der Maschinen, woran Homer gewiß nicht dachte, in der Einmischung des Himmels in die Erde, in einer Encyclopädie alles Wissenswürdigen, und wer weiß, worin noch, nur eben da nicht, wo es wirklich lag. Das Beste hat hierüber A. W. Schlegel gesagt in seiner Recension von Göthes Hermann und Dorothea, und nicht ohne vielfache Belehrung wird man lesen, was Herder, zuerst in den Briefen zur Beförderung der Humanität, über die Humanität Homers schrieb. Deutschland hat das Glück, Ilias und Odyssee in einer vortrefflichen Uebersetzung von J. H. Voß zu besitzen, welche alle vorhergehenden, zum Theil sehr schätzbaren, Versuche von Damm, Küttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter sich gelassen hat, und welche ganz vollkommen sein würde, wenn sie auch die Homerische Einfalt völlig erreicht hätte. Den Frosch- und Mäusekrieg haben mit ungleichem Erfolg übersetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eschen; die Hymnen Stolberg, und zum Theil Seckendorf und Eschen. Von den Ausgaben nennen wir blos die von Clarke und Ernesti, von Wolf, Porson und Heyne; von der Batrachomyomachie haben wir einzelne Ausgaben von Schier und Borheck; von den Hymnen von Ilgen, Matthiä und Hermann. Zur Erklärung des Homer ist so viel geschrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Bosch, Köppen, Goeß, Seidenstücker, Grodbeck, Drück, Seybold, Schlegel, Jenisch, Schelle u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in diesen Gedichten geschrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeist Homers besitzen wir Feiths Homerische Alterthümer, de Marées Versuch über die Cultur der Griechen zur Zeit Homers, Halbkarts Homerische Psychologie; mehrere Schriften über Moral und Theologie Homers von Heyne, Harles, Delbrück, Hermann, Voß, Wagner, so wie über die Geographie Homers Werke von Schönemann, Schlichthorst, A. W. Schlegel und Voß. Selbst über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyklopädie Homers fehlt es nicht an eigenen Schriften. Statt aller dieser nennen wir nur Ein Werk noch, welches den Freunden der Homerischen Dichtungen gleich viel Vergnügen als Belehrung gibt: Homer, nach Antiken gezeichnet von W. Tischbein mit Erklärungen von Heyne. dd.

Homilie (griechisch), die älteste und den allgemeinen Bedürfnissen angemessenste Predigtgattung, ist ein erläuternder Religionsvortrag über den biblischen Text, dessen Inhalt er Schritt vor Schritt verfolgt. Die Homilie macht entweder 1. den Text selbst zum Thema, und bringt, ohne sich an eine streng logische Ordnung der Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, Lagen und Bilder derselben, wie er sie gibt, nach einander zur Sprache, um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden; oder sie faßt 2. die einzelnen religiösen Puncte des Textes unter einen allgemeinen practischen Hauptgedanken, dem sie sich füglich unterordnen lassen, zusammen, und behandelt sie als Theile des in dem ganzen Text durchscheinenden Themas mit unmittelbarer Anwendung auf die religiösen Bedürfnisse der Zuhörer. Die Predigten der älteren Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgelesener oder hergesagter Bibelabschnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, und weil man diese Vorträge seit dem 4. Jahrh. **Homilien**, d. i. Unterhaltungen, Gespräche, nannte, erhielt auch die wissenschaftliche Anweisung, christliche Religionsvorträge oder Predigten abzufassen und zu halten, den Namen **Homiletik**. T.

Homilius (Gottfried August), war Musikdirector an den drei Hauptkirchen und Cantor an der Kreuzschule zu Dresden, einer der größten Organisten und Kirchencomponisten neuerer Zeit. Er ward geboren am 2. Febr. 1714 zu Rosenthal an der böhmischen Grenze. 1742 ward er Organist an der Frauenkirche zu Dresden, 1755 erhielt er obengenannte Aemter und starb am 1. Jun. 1785. Er zeigte im Orgelspiel Reichthum und Gedanke, tiefe Kenntniß der Harmonie, ungemeine Fertigkeit und treffliche Wahl im Registriren. Von seinen trefflichen Kirchencompositionen ist gedruckt: seine Passionscantate nach Buschmanns Poesie: die Freude der Hirten über die Geburt Jesu (1777); und einige Motetten, in den von Hiller herausgegebenen 6 Theilen Motetten; sechs deutsche Arien im Clavierauszuge für Freunde ernsthafter Gesänge (1786 gestochen). Im Manuscripte sind noch von ihm eine Passion mit prosaischem Texte aus dem Evangelisten Markus mit poetischen Arien und Chören; eine andere Passion: Wir gingen alle in der Irre rc.; ein Cantate; ein ganzer Kirchenjahrgang auf Sonn- und Festtage; 32 ein- und zweijährige Motetten für Singstimme; ein einstimmiges Choralbuch in 167 Chorälen; 22 variirte und fugirte Choräle und ein Choralbuch, die zu Dresden gewöhnlichen Melodien, bekannt.

Hommel. Der Name einer alten und angesehenen sächsischen Familie, welche durch mehrere große Rechtsgelehrte berühmt geworden ist. Am meisten ausgezeichnet unter ihnen sind: 1. Ferdinand August, geb. zu Leipzig 1697, studirte seit 1713 Philosophie und Rechtslehre, letztere auch zu Halle, wo er 1719 Doctor der Rechte wurde. Darauf eröffnete er in Leipzig seine juristischen Vorträge mit großem Beifall, welche er mit einer thätigen Praxis verband, wurde Beisitzer des Schöppenstuhls, bald darauf öffentlicher Professor des Rechts und Appellationsrath, und starb 1766. Er war ein eben so vortrefflicher Lehrer, als practischer Rechtsgelehrter. Seine Schriften zeigen von mannichfaltiger Gelehrsamkeit; besonders aber verband er Philosophie mit Jurisprudenz. Vorzüglich hat er sich um die Referirkunst verdient gemacht durch seine Anleitung, gerichtliche Acten geschickt zu extrahiren und eine Sentenz darüber abzufassen (6te Aufl. Halle 1795, 8.). Sein Andenken hat J. A. Ernesti gefeiert: Memoria D. Ferd. Aug. Hommelii (Opusc. orator. nov. Vol. Lips. 1791). Er sah

mit Vergnügen, wie sein noch berühmterer Sohn, 2. Carl Ferdinand, beständiger Decan und Ordinarius derselben Facultät wurde (1763), in welcher er selbst wegen körperlicher Schwäche seinen dritten Platz behielt. Carl Ferdinand war zu Leipzig 1722 geboren, studirte früher Medicin, vertauschte aber diese Wissenschaft bald mit den Rechtswissenschaften, welche er in Leipzig und in Halle studirte, wurde 1744 Doctor, 1750 öffentlicher Lehrer der Rechte zu Leipzig, 1756 ordentlicher Professor der Decretalen, erster Lehrer dieser Wissenschaften, chursächsischer wirklicher Hof- und Justizrath u. s. w., und starb 1781, eben so angesehen als begütert. Er verfolgte die ruhmvolle Bahn seines Vaters; ja er übertraf ihn noch, denn er war eben so einheimisch in der theoretischen, als in der practischen Rechtsgelehrsamkeit, bearbeitete alle Theile derselben mit Scharfsinn und Gründlichkeit, und gehörte zu den ersten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wissenschaft Geist und Leben brachten, und alle Art von Barbarei und Schulzwang aus dem Kreise derselben zu verdrängen suchten. Hierher gehört nicht nur, daß er mehrere Gegenstände der philosophischen Rechtslehre in seinen Schriften bearbeitete, sondern auch das Positive mit seltenem philosophischen Scharfsinn behandelte, und daher besonders zur Verbreitung einer menschlichern und dem Geiste der Zeit angemeßnern Ansicht des Criminalrechts, sowol in seinen Schriften, als in seinem umfassenden Lehr- und Geschäftskreise, thätig wirkte; ferner nicht nur in seinen Werken, selbst in denen, welche die Literatur der Rechte betreffen, einen bei solcher Gelehrsamkeit seltenen Witz überall beurkundet, sondern auch eine reinere, zweckmäßigere und geschmackvollere Schreibart in den deutschen Gerichten einzuführen suchte, wozu er selbst durch mehrere in deutscher Sprache verfaßte juristische Werke das Muster aufstellte. Uebrigens setzte er die Rechtswissenschaft auch mit Kritik, Geschichte, Alterthumskunde und aller Art der Gelehrsamkeit in vielseitige Verbindung, wovon z. B. seine Bibliotheca iuris Rabbinica et Saracenorum Arabica, seine Jurisprudentia numismatibus illustrata, und seine mannichfaltigen akademischen Schriften zeigen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind vorzüglich ausgezeichnet: sein deutscher Flavius, d. i. Anleitung sowol bei bürgerlichen, als peinlichen Fällen, Urtheile abzufassen (4te Ausgabe, vermehrt und verbessert von D. C. F. Kleim, Baireuth 1800, 2 Bde. 8.), Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc. Vol. VII. Edit. IV. Lips. 1783 — 1787, 4., wovon der siebente Band, von Rössing herausgegeben, das Leben Hommels enthält; ferner seine Uebersetzung des Beccaria von Verbrechen und Strafen nebst Anmerkungen, Breslau 1778, 8., sein Buch (unter dem angenommenen Namen Alexander von Joch) über Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen, 2te Ausg. 1772, seine Oblectamenta iurisfeudalis, Lips. 1755, 4. T.

Homocentrisch, was einerlei Mittelpunct hat. Zwei Kreise sind homocentrisch, wenn sie aus einerlei Mittelpunct gezogen sind.

Homogen, s. Heterogen.

Homöopathie, s. in der neuen Folge d. Werks.

Hompesch (Ferd. Freiherr v.), letzter Großmeister des Johanniterordens, war 1744 zu Düsseldorf geboren, kam in seinem zwölften Jahre nach Malta, wo er Page des Großmeisters ward, sich nach und nach bis zum Großkreuz emporschwang, und 25 Jahre lang Minister des wiener Hofs bei seinem Orden war, und wurde 1797, durch den überwiegenden Einfluß der bairischen Zunge, zum Großmeister ge-

wählt. Er war der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete. Als Buonaparte im Juni 1788 auf seiner Fahrt nach Aegypten auf Malta landete, wurden ihm von dem Commandanten Bosredon alle Festungswerke mittelst einer verrätherischen Capitulation, um die Hompeich nicht einmal gefragt worden war, übergeben. Der Großmeister sah sich mit der rücksichtslosesten Härte von dem übermüthigen Sieger behandelt, mußte Zeuge sein, wie man allenthalben und selbst in seinem Palaste die Wappen und Zeichen des Ordens vernichtete, und ward am dritten Tage nach der Uebergabe nach Triest eingeschifft. Man zahlte ihm 100,000 Thaler für sein Silbergeräth, und versprach ihm eine gleiche Summe als Jahrgehalt, die er aber nie bekommen. Nach seiner Ankunft in Triest widersprach Hompesch feierlich der von ihm nicht geschlossenen, noch je gebilligten Capitulation, und legte einige Monate nachher seine Würde zu Gunsten Kaiser Paul I. nieder. Er lebte seitdem in der Dunkelheit und großer Bedrängniß. Die Noth zwang ihn endlich, sich nach Montpellier zu begeben und die Rückstände der ihm versprochenen Pension zu fodern. Man war ihm zwei Millionen schuldig. Er hatte mit Mühe von dieser Summe 15,000 Franken erhalten, als er 1803 starb.

Hondekoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Maler berühmten Egidius Hondekoeter, war geboren zu Utrecht 1636 und starb daselbst 1695. Mit bewunderswürdiger Kunst malte er Thiere, besonders Vögel, deren Gefieder er auf das Täuschendste nachahmte. Seine Hintergründe sind wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit. Die Holländer bezahlen seine Gemälde zu hohen Preisen.

Honig. Die bekannte süße Substanz, welche der Bienenstaat aus dem Reiche Florens und Pomonens sammelt und in seinen Zellen aufbewahrt. Die beste Sorte, der weiße, wird auch Jungfernhonig genannt. Dieser läuft in der Sonne aus dem Bienenkuchen von selbst aus. In allen Ländern wird Honig gewonnen, jedoch ein größerer Handelszweig ist er nur vorzüglich in Rußland, Polen, Malta, Spanien und Frankreich. Der Verbrauch des Honigs ist sehr mannichfaltig. Daß aus ihm die berühmten nürnberger, thorner, danziger und ulmer Pfeffer- oder Lebkuchen verfertigt werden, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Noch jetzt ist in der Levante der Honig vom Berg Hybla in Sicilien, und vom Hymettus in Attika, wegen ihres Wohlgeschmacks berühmt. — Honigpräparate. In der Pharmacie wird der Honig theils durch Kochen mit Wasser oder auch vermittelst des Einweichens gereinigt (mel despumatum), theils werden demselben andere Arzneistoffe hinzugesetzt und so entstehen verschiedene Präparate, in welchen der Honig den Hauptbestandtheil ausmacht. Die Verbindung von Honig und Essig gibt den Sauerhonig (Oxymel simplex), wird Zeitlosen- oder Meerzwiebelessig genommen, so heißt das Präparat Oxymel colchicum oder squilliticum. Ueberdies setzt man zu dem Honig ein Dekokt des Süßholz (mel liquiritiae), den Aufguß von Rosenblättern (mel rosatum), Veilchen, Rosmarin ꝛc. hinzu, oder verdünnt ihn blos mit Wasser (hydromel). — Honigthau, eine zuckerartige Substanz auf den Blättern gewisser Gesträuche und Bäume, die man sonst für einen Thau aus den Wolken hielt. Es gibt zwei Arten desselben: die eine ist örtlich, und ein von Blattläusen ausgespritzter Saft; die andre allgemein, wenn nämlich bei einer plötzlichen Veränderung der Lufttemperatur, wo nach einer heftigen Wärme eine plötzliche kalte Luft oder ein Sonnenregen eintritt, das Verfliegen der Ausdünstungen gehindert wird und diese als verdichtete Säfte liegen bleiben.

Honneurs nennt man beim Militär diejenigen äußern Ehrenbezeigungen, welche von ihm nach bestimmten Regeln allen erwiesen werden, denen eine besondere Achtung zu beweisen ist. Es bestehen solche in Abfeuern des Geschützes oder des Kleingewehrs, in Präsentirung desselben, in Paradirungen, in Begrüßungen mit klingendem Spiel, in gesenkter Fahne, in Ehrenwachen 2c. Im gesellschaftlichen Leben macht entweder der Hauswirth oder die Hausfrau, oder in Ermangelung dieser eine andere damit beauftragte Person bei Besuchen die **Honneurs**, d. h. es werden den Gästen von ihnen die erforderlichen Aufmerksamkeiten erzeigt.

Hontheim (Joh. Nic. von), aus einem alten patricischen Geschlecht in Trier, geb. 1701, und auf den Jesuitenschulen daselbst unterrichtet, wo er auch das römische und kanonische Recht eifrig studirte. Nachdem er mit seinem Bruder auch die Universitäten Löwen und Leyden besucht hatte, kam er zurück, und wurde 1724 zu Trier Doctor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er über die natürliche Rechtswissenschaft und die höchste Gewalt schrieb. Aus Vorliebe für eine Studien und aus Hang zur Einsamkeit wählte er den geistlichen Stand, dessen er sich mit frommem Eifer annahm. Bald darauf nachte er eine Reise nach Rom. Dort lernte er die römische Curialpraxis, die Politik des päpstlichen Hofes und die Mißbräuche der Priesterregierung durch den Augenschein kennen. Er wurde, als er zurückkam, von dem gelehrten Churfürsten Franz Georg zum geistlichen Rath des Consistoriums zu Trier, und bald darauf zum Professor der Pandecten und des Codex ernannt, auch zur Versorgung mehrerer wichtigen Landes- und Kirchengeschäfte gebraucht, durch deren eifrige Verwaltung seine Gesundheit sehr zerrüttet wurde. Daher übertrug ihm der Churfürst eine ruhigere Stelle am Consistorium und erhob ihn 1748 zum Weihbischof des Erzbisthums, welche Stelle er bis in ein spätes Alter bekleidete. Als solcher schrieb er seine diplomatische Geschichte von Trier (in lat. Sprache, 1750, 3 B. Fol., denen noch Bände, unter dem Titel eines Prodromus, 1760 folgten), ein Werk efer und fleißiger historischer Forschung. Mehr als durch dieses aber at er sich durch den Febronius, oder vielmehr durch sein Werk über en Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes, ein Buch zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christlichen Kire, welches er 1763, 4., unter dem erdichteten Namen des Justinus Febronius in lateinischer Sprache herausgab, als einen kühnen Gegner er päpstlichen Anmaßungen und muthigen Vertheidiger der Freiheit er Kirche berühmt gemacht, und, obwol er von den Jesuiten erzogen nd ein aufrichtiger Verehrer des catholischen Glaubens war, den heigen Stuhl durch seinen Angriff so erschüttert, daß ihm der Papst, m er selbst aus reinem Eifer das Werk gewidmet hatte, zornig berall nachspüren und sein Buch, durch verschiedene Breven an die istlichen Churfürsten und andere Geistliche, streng verbieten ließ. llein es wurde desto allgemeiner bekannt, in mehreren Auflagen verreitet, übersetzt und in allen christlichen Staaten Europas mit Beill gelesen. Gegen die Einwürfe und Wiederlegungen, welche dieses uch fand, vertheidigte er sich in mehreren folgenden Theilen bis 1774 nter angenommenem Namen und verfertigte (1777) auch einen Ausg daraus. Bald hatte der römische Hof den Verfasser ausgespürt, ne ihm jedoch, wegen des mächtigen Schutzes, dessen er genoß, etwas eiter anhaben zu können. Indessen ermüdete man doch durch ununrbrochene Neckereien den schon 80jährigen Greis dergestalt, daß die-

fer sich endlich 1778 zu einem schriftlichen Widerruf seines Systems überreden ließ, über welche verbrauchte Formalität man sich in Rom höchlichst freute, obgleich die Wirkungen seiner Schriften nicht mehr zu ändern standen. Auch erklärte er sich über diesen Widerruf (1781) in einer besondern lateinischen Schrift, aber natürlich sehr unbestimmt. Hontheim verrichtete seine Geschäfte unausgesetzt bis an das Ende seines edeln, frommen und wohlthätigen Lebens zu Montquintin (1790), stand mit den wichtigsten Gelehrten der verschiedenen Religionsparteien in Verbindung, und genoß überall den Ruf einer unbescholtenen Tugend und Frömmigkeit. T.

Honthorst (Gerhard), ein vorzüglicher Maler der niederländischen Schule, geboren 1592, der sich in Italien bildete, und von den Italienern seinen Zunamen delle notte daher erhielt, daß fast alle seine Bilder vom Kerzenlicht beleuchtet waren. Er gehörte zu jenen Künstlern seiner Zeit, die damals vom höchster Grade des Manierirten und den willkürlichsten Ausschweifung der Phantasie des Arpinos und Merigi in eine sclavisch-treue Nachahmung der Natur nach Caravaggio verfiel. Jedoch entlehnte Honthorst vom Caravaggio nur seine Carnation, sein Leben, seine großen Schatten und Lichtmassen; in den Umrissen war er genauer, in den Formen gewählter, in den Bewegungen graziöser. Er war zuletzt Maler des Prinzen von Oranien, wohnte im Haag und arbeitete viel auf dem Lustschloß „im Busch" genannt, wo noch gegenwärtig viele seiner schönsten Bilder zu sehen sind.

Hood (Samuel), englischer Admiral, wurde geboren 1755 zu Butleigh, wo sein Vater Pfarrer war, und starb 1816. Schon in seiner frühesten Jugend kam er, für den Seedienst bestimmt, auf ein Kriegsschiff. Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges wurde er Capitän, erhielt bald darauf die Vestalin, eine Fregatte von 35 Kanonen, und bemächtigte sich, sogleich nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth, einer französischen Fregatte. Gleichsam zur Belohnung erhielt er das Commando des Afrika von 64 Kanonen. Kurz nach dem Anfange des americkanischen Krieges ward er zum Baronet und Admiral erhoben, und zeichnete sich in der Folge in der merkwürdigen Seeschlacht, die Sir George Brydges dem Grafen de Grasse lieferte, sehr aus, indem er den Grafen zwang, sich ihm zu ergeben. Nach dem Kriege wurde er zum Pär von Irland und zum Lord der Admiralität ernannt. Als der Krieg mit Frankreich sich wieder erneuerte, richteten sich die Augen der ganzen Nation auf den Admiral Hood. Er wurde nach dem mittelländischen Meere abgesendet, um in Verbindung mit den Royalisten im südlichen Frankreich zur Wiederherstellung des Throns zu wirken, bemächtigte sich der Stadt Toulon, verlor sie aber wieder an die Republikaner. Als er Toulon verließ, zerstörte er die ganze französische Marine, alle Zeughäuser und Vorräthe, und fügte so der französischen Regierung einen empfindlichen Schaden zu. Darauf blokirte er Genua, eroberte Corsica und kehrte dann nach England zurück. 1796 wurde er zum Viscount und Gouverneur des Hospitals von Greenwich ernannt, und bekleidete diese Stelle bis an seinen Tod.

Hooft (Pieter Corneliszoon), geb. zu Amsterdam 1581, Sohn des großen Patrioten, des Bürgermeisters Cornelis Hooft, eines der Edlen, die sich 1587 mit Gefahr ihres Lebens Leicester Tyrannei widersetzten. Er bildete sich durch das Studium der alten römischen und griechischen Classiker und durch seine Reisen in Italien, und bekleidete nach seiner Zurückkunft von 1609 bis 1647 das Amt eines

Drosten von Muiden und Richters von Goolland, ohne nach höheren Würden, wozu ihn Geburt, Kenntnisse und Reichthum befähigten, zu verlangen. In Muiden lebte er im Umgange mit geistreichen Männern und Frauen und im Genusse der Ergötzungen der Musik und Poesie. Hooft ist als der Schöpfer der holländischen Literatur in Prosa, wie in der Poesie, zu betrachten. Tacitus war ihm als Geschichtschreiber ein Muster und das Ziel seines Strebens; auch wird seine Uebersetzung desselben noch jetzt für classisch gehalten. In der Geschichte Heinrichs IV. und des Hauses Medicis zeigte er sich selbst als Meister; doch den größten Werth hat seine Geschichte der Niederlande von 1550 bis 1587, wo die Statthalterschaft des Engländers Leicester ihr Ende erreichte. Seine Briefe werden als Muster betrachtet, und als Dichter schuf er in Holland sowol die Tragödie, als die erotische Gattung. Er starb 1647.

Hopfen, eine allgemein bekannte, zur Würzung der Biere häufig gebrauchte Pflanze, die zwar wild wächst, aber veredelt in vielen Ländern sorgfältig gebaut wird. Die vorzüglichsten Sorten, welche in Handel kommen, werden im Braunschweigischen, in Böhmen, in Baiern und in England gewonnen. Die Frucht wird im September geerntet, dann sorgfältig getrocknet und aufgehoben. Der häufige Wechsel der Preise dieses Artikels macht ihn zu einem Gegenstande der Speculation im Handel.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, war 1503 zu Aigueperse in Auvergne geboren. Sein Vater war Arzt, und, wie seine Feinde behaupteten, ein Jude, entsagte aber der Medicin und trat in die Dienste Carls von Bourbon, Connetables von Frankreich, dessen Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorstand und der ihn reichlich dafür belohnte. Michel de l'Hopital entwickelte die ausgezeichnetsten Talente, sowol für die Wissenschaften, als für die Geschäfte. Nachdem er seine juristischen Studien beendigt hatte, ward er Auditor der Rota zu Rom, dann Parlamentsrath zu Paris und 1554 Oberintendant der Finanzen. Mit unbestechlicher Treue verwaltete er den königlichen Schatz, der durch Verschwendung, Veruntreuungen und Kriege völlig erschöpft war. Als nach Heinrichs II. Tode (1559) der Cardinal von Lothringen unter Franz II. an der Spitze der Geschäfte stand, trat Hopital in den Staatsrath, folgte bald darauf Margarethen von Valois als Kanzler nach Savoyen, kehrte aber schon nach sechs Monaten nach Frankreich zurück, wo man ihn in der Hoffnung zum Kanzler ernannt hatte, daß er den Uebeln, die das Reich zerrütteten, abhelfen würde. L'Hopital zeigte sich in diesem neuen Amte mitten unter den Parteien des Hofes und der allgemeinen Gährung des Reichs, als einen unverzagten Weisen. Er sah ein, daß nur durch Mäßigung die vernichtete Ordnung der Dinge wieder herzustellen sei. Daher rieth er, als 1560 die unglückliche Verschwörung von Amboise ausbrach, denen zu verzeihen, die falscher Religionseifer irre geleitet hatte. In demselben Jahre gab er das Edict von Romorantin, um die Einführung der Inquisition in Frankreich zu verhindern. Mit Schmerz sah er das Feuer des Bürgerkrieges sich in seinem Vaterlande entzünden, und bot Alles auf, dasselbe zu unterdrücken, bevor es allgemein um sich gegriffen. Kein Preis schien ihm zu hoch für diesen Zweck. Als aber seine Bemühungen hiefür fruchtlos waren, suchte er wenigstens die Uebel zu mildern und zu heilen, die er nicht hatte verhindern können. Diesen Grundsätzen der Weisheit gemäß, durch welche er sich bei den Catholiken in den Verdacht des Calvinismus brachte, sprach er in der Versammlung der Stände zu Orleans, zu St. Germain en Laye 1561,

bei dem Colloquium zu Poissy und in der Versammlung der Stände zu Moulins 1566; das nach der letzten Stadt benannte Edict war sein Werk. Aber eben diese Mäßigung stimmte zu wenig zu dem Charakter der berüchtigten Catharina von Medicis: die Königin ließ ihn von dem Kriegsrath ausschließen. L'Hopital zog sich 1568 auf sein Landhaus zu Vignai bei Estampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Musen eines unerwarteten Glücks, und starb 1573. Rastlos thätig und ohne Furcht als Staatsbeamter, ein treuer Unterthan und aufgeklärter Philosoph, folgte er nur den Grundsätzen der Vernunft und Tugend, und opferte für diese selbst den Ruhm auf. Mitten unter dem heftigsten Fanatismus ließ er die Stimme der Menschlichkeit hören, und im Schoße des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Ansehn des Königs und die Rechte der Nation. Das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich strebte, war die Erhaltung des innern Friedens und gegenseitige Duldung. Er konnte es nicht erreichen, aber seine edeln Bemühungen verdienen, von der Nachwelt anerkannt zu werden.

Horatier, drei Brüder unter den Römern, welche unter Tullus Regierung und auf Tullus Vorschlag mit eben so viel Brüdern (den Curiatiern) von albanischer Seite gekämpft haben sollen, um den Streit beider Völker im Zweikampfe zu entscheiden. Sie sollen, setzt Dionysius von Halicarnaß hinzu, um das Wunder voll zu machen, beiderseits die Söhne zweier Schwestern und zu gleicher Zeit geboren gewesen sein. Auch war überdies einer der Curiatier an eine Schwester der Horatier verlobt. Allein beide Theile vergaßen ihre Familienverhältnisse über die Sache des Vaterlandes. Als Tullus der Horatier Willen vernommen, welchem der Vater derselben beistimmte, ließ er die Brüder, umringt von dem römischen Heere, feierlich einsegnen und der Götter Schutz empfehlen. Dasselbe geschah auch von Seiten der Albaner. Hierauf wurde von beiden Theilen auf einer großen Ebene der Kampfplatz abgesteckt: zuvor aber an dem gemeinschaftlichen Opferaltar die Uebereinkunft beschworen, daß die Partei der Besiegten der siegenden ohne Ausflucht unterwürfig sein sollte. Darauf traten die Kämpfer in den Kampfplatz, und Aller Erwartung war auf den entscheidungsvollen Kampf geheftet. Heiß war der Streit; denn es wurde von beiden Seiten tapfer gefochten. Aber bald fielen zwei der Römer zu den Füßen ihrer Sieger. Die Albaner jauchzten; die Römer sprachen dem übriggebliebenen Horatier Muth ein. Ungleich war der Kampf, aber List ersetzt die Kraft. Der Horatier sieht, daß seine Gegner alle schon durch Wunden ermüdet sind. Er selbst ist noch unverwundet. Um sie daher noch mehr zu entkräften und von einander zu trennen, ergreift zum Schein die Flucht, und da sie nun, wie er gewünscht, so weit es jedem seine Wunden verstatten, ihn verfolgt haben, kehrt er plötzlich um, streckt die getrennten Gegner, einen nach dem andern, todt zu Boden und entscheidet dadurch den Sieg und die Oberherrschaft seines Vaterlandes über die Albaner. Unter lautem Jubel der Römer zieht er dann, mit den Waffen der Erschlagenen beladen, in die Stadt zurück. Aber er befleckte die siegreiche That durch übereilten Schwestermord. Denn als er sich der Stadt näherte, sah er unter dem Volke seine Schwester in Thränen über den Tod ihres Bräutigams stehen. Sie brach in Verzweiflung aus, und nannte lautklagend den Namen des Geliebten, da sie den Waffenrock, welchen sie dem Geliebten selbst verfertigt, als blutiges Siegeszeichen über den Schultern des Bruders hängen sah, den sie als Mörder betrachten mußte. Dieser, aufgebracht, daß Klagen über den Geliebten in den Jubel des Vaterlandes und seinen Sieg sich mischen, stößt in dem Rausche des Sieges zür-

end der Schwester den Dolch in die Brust. Nach strenger Gerechtigkeit, welche die Römer stets übten, sollte er zum Tode verurtheilt werden. Dies geschah auch, ohne Rücksicht auf jene That, durch welche er ch um sein Vaterland so verdient gemacht hatte. Schon sollte das renge Urtheil vollzogen werden, als der Horatier, auf Tullus Rath, n das Volk appellirte. Das Volk ertrug des alten Vaters Thränen icht, der, vor Kurzem noch von blühenden Kindern umgeben, durch chimpflichen Tod des letzten seiner Söhne beraubt werden sollte. Der Befreier des Vaterlandes wurde von der Todesstrafe losgesprochen; och mußte er zuvor, um den Gesetzen Genüge zu leisten und den Mord u sühnen, nach angestelltem Opfer mit verhülltem Haupte unter einem uer über die Straßen gezogenen Balken (gleichsam unter dem Joche) inweggehen, welches bei den Römern für eine schimpfliche Strafe alt. T.

Horatius Cocles. Als der etrurische König Porsenna, zu welchem die aus Rom vertriebenen Tarquinier geflüchtet waren, im J. 507 vor Chr. Geb. gegen Rom furchtbar vordrang, soll nach der histoischen Sage, ein muthiger Mann jenes Namens, dem Feinde fast allein ch entgegengestellt, und ihn durch lange, tapfere Gegenwehr so lange ufgehalten haben, bis hinter ihm und auf sein Zurufen die Tiberbrücke bgebrochen war. Dann stürzte er sich, ermattet von Wunden, mit einer ganzen Rüstung in den Strom, und erreichte, trotz der ihm folenden Pfeile des Feindes, glücklich das gegenseitige Ufer der Tiber. Das Vaterland belohnte ihn durch eine Ehrensäule, und seine Mitbürer nannten ihn dankbar den Retter des Vaterlandes. Er soll ein Abömmling der **Horatier** (s. d. Art.) gewesen sein und den Beinamen Cocles daher empfangen haben, daß er im Kampfe ein Auge verlor. T.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus wurde geboren zu Venusium oder Venusia in Apulien, den 7. Dec. des Jahres 689 der Stadt Rom, 65 vor Christi Geburt. Sein Vater, ein Freigelassener, aber, wie der Sohn sagt, reines Lebens und Herzens, besaß ein kleines Grundstück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich n diesem Talente, deren Ausbildung er nicht verabsäumen wollte, und o zog er nach Rom, wo er entweder Mäkler oder Auctionseinnehmer ward, und nach seinem geringen Vermögen das Aeußerstb für die Eriehung des Sohnes that. Nicht die Künste des Wuchers, sondern die dlen, des wahren Freien würdigen, Künste ließ er ihn lehren, hielt ihn wie einen Jüngling aus den besten Häusern und war ihm selbst ein wackerer Sittenaufseher und der Tugend Muster. So rühmt es der ankbare Sohn selbst (Satyren, B. I. S. 6, 66—92). Orbilius Pupillus, ein Grammatiker, der die Gedichte des Homers und des Livius Andronicus erklärte, war der erste Lehrer des jungen Horaz, der, höchst ifrig auf das Studium der griechischen Literatur, schon in frühen Jahen bedeutende Fortschritte darin machte. Wahrscheinlich im J. 705 erielt er die männliche Toga, und vier Jahre darauf, im zwanzigsten eines Lebens, ging er nach Athen, um dort seine Studien fortzusetzen. Während dieser Zeit ereigneten sich in Rom die wichtigsten Veränderunen. Julius Cäsar ward ermordet, Brutus und Cassius, die letzten Stützen der sinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, üsteten sich dort zum Kriege und nahmen die römischen Jünglinge, die ich des Studirens halber hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen uch Ciceros Sohn und Horaz, der im J. R. 711 mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während zu Rom M. Lepidus, M. Antonius und C. Cäsar Octavianus sich auf fünf Jahre zu Triumvirn der Republik er-

klärten und die Provinzen unter sich theilten. Horaz ward in dem Heere des Brutus Tribun, d. i. Oberster einer Legion (S. Wieland Einleitung zum ersten Briefe des Horaz im zweiten Buche). Gegen Ende des folgenden Jahres wurde bei Philippi in Macedonien die letzte Schlacht für die römische Freiheit gekämpft; Brutus und Cassius fielen, und Horaz rettete sein Leben durch die Flucht. Leute, die sich auf Scherz, Urbanität und Feinheit nicht verstanden, haben aus einer Ode des Horaz selbst (B. 2. Od. 7.) schließen wollen, der Dichter sei auf schimpfliche Weise geflohen; siegreich aber hat ihn Lessing gegen diesen, wie gegen andere Vorwürfe gerettet (Rettung des Horaz, s. Lessings sämmtliche Schrifen, Bd. 3. S. 191 u. fgg.). Den Besiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente sich derselben. Sein Vater aber war indeß gestorben, sein väterliches Erbgut eingezogen worden: Armuth, sagt er selbst (Briefe B.2. Br. 11,49 fgg.), trieb mich an, Verse zu machen. Ob es mit dieser Aeußerung so ernstlich gemeint sei, als Manche glauben, bleibe dahin gestellt; genug, Horaz machte schwerlich jetzt zum erstenmale Verse (s. Satyren 1.10,31.) und machte sie auch jetzt nicht etwa, um Brot damit zu verdienen, welches ihm, wenn auch nur mäßig, die erlangte Stelle eines Quästurschreibers gewährte (S. Wieland: zu Horaz Satyren 2,6,36). Wie hätte er seine Muße edler verwenden können, als indem er das Talent gebrauchte, welches die Natur ihm in so reichem Maße verliehen hatte, und das mit einem unwiderstehlichen Drange nach Aeußerung verbunden zu sein pflegt? Und wie konnte er das, was beim Anblick der Zeitbegebenheiten sein innerstes Wesen gewiß noch oft genug gewaltsam aufregte (s. die dreizehnte seiner Epoden, und was Wieland darüber sagt in Horazens B. Bd. 1. S. 20.), besser besänftigen, als durch die Poesie? Nicht aber durch Poesie allein, auch durch Philosophie that er das, welche beide sich in ihm aufs Innigste durchdrangen. Er wählte deshalb auch zunächst eine Gattung der Poesie, die sich vornämlich dem philosophisch-dichterischen Geiste eignet, die didaktische; denn wer zweifelt, daß die Satyre zu dieser gehöre? Die siebente Satyre des ersten Buchs ist das erste Horazische Gedicht von denen, die er aufbewahrt hat. Daß Horaz für diese Gattung von Poesie ein vorzügliches Talent besaß, wird Niemand läugnen, wenn er auch nur Einiges von ihm gelesen hat, und es konnte ihm daher nicht fehlen, Aufmerksamkeit auf sein Talent und die Erzeugnisse desselben zu erregen. Zwei Dichter des ersten Ranges, Virgil und Varius, schenkten ihm ihre Freundschaft, und dieser verdankte er die erste Bekanntschaft mit Mäcenas, jenem feinen Weltmanne, der, ohne jemals aus seinem Privatstande herauszutreten, der Freund und Vertraute des Cäsar Augustus war, und, als Liebhaber des Schönen, seinen Reichthum gern zu Verschönerung des geselligen Lebens durch die Künste anwendete. Nach neun Monaten nahm Mäcenas den Horaz in seinen vertrauteren Kreis auf, und beschenkte ihn nach einigen Jahren, in denen er sein Herz gewonnen hatte, mit dem sabinischen Landgute, dessen Horaz in seinen Gedichten so oft gedenkt. Wenn der Dichter nicht ein weit glänzenderes Glück machte, so lag die Schuld blos an ihm, in dessen Herzen die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik und die Partei, der er gedient, allzutreu fortlebte, als daß er es leicht über sich gewonnen hätte, die Gnade des mächtigen Thronräubers zu suchen. Ja er wich dieser vielmehr aus, wie die drei Billets des Augustus an ihn, welche Sueton uns in der Biographie des Dichters aufbewahrt hat, und deren eins nicht ohne Empfindlichkeit ist, unwidersprechlich beweisen. Selbst der Antrag, welchen Augustus ihn durch Mäcenas thun ließ, in

eine Dienste zu treten und die Besorgung einer Privat-Correspondenz zu übernehmen, lehnte er unter dem Vorwande seiner schlechten Gesundheitsumstände von sich ab, und ein an August gerichtetes Gedicht mußte August ihm im eigentlichen Sinne abdringen. Uebrigens war Horaz, der so große Beispiele von dem Unbestand der menschlichen Dinge erlebt hatte, weise oder klug genug, sich vom geschäftigen Leben zu Rom zu entfernen und die Einsamkeit in seinem Sabinum einem scheinbar größerem Glücke vorzuziehen, was vielleicht auch seinen Neigungen am meisten zusagte. Fast alle seine Gedichte an Mäcenas drücken Liebe und Freiheit, Gleichgültigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Anderer abhängt, und seine Zufriedenheit mit einer Armuth aus, worin er sich noch immer über seine Wünsche reich befand. Indeß trug er eben so wenig eine Rusticität zur Schau, als ihm strenges, mürrisches Wesen zur Tugend nothwendig schien; vielmehr zeigte er überall eine echte Urbanität, welche in jedem Verhältniß den eigenthümlichen Ton findet. Er hat uns hinterlassen vier Bücher Oden und Lieder, ein Buch sogenannter Epoden, die von den Oden sich nicht blos im Metrum unterscheiden, indem der zweite Vers immer kürzer ist, als der erste, sondern auch durch den Inhalt, vermöge dessen man sie zu den Satyren rechnen kann, in denen er den Archilochus zum Muster nahm; zwei Bücher Satyren und zwei Bücher Briefe, deren einen man öfters als ein eignes Werk unter dem Titel der Poetik anführt. (Man sehe darüber die Ausgabe der ars poetica von Schelle (Leipz. 1805), und was Eichstädt darüber theils in der A. L. Z. 1802, theils in Haberfeldts Ausgabe gesagt hat. In beiden findet man die richtigste Ansicht, zu welcher Wieland den Standpunct angewisen hatte. Uebrigens verdienen die Ausgaben von Hurd und Regelsperger noch einer Beachtung. Will man den Horaz als Lyriker würdigen, so vergesse man nicht, daß er unter den Römern der erste war, welcher die römische Sprache für die lyrische Poesie ausbildete, und sie, mit nicht geringer Mühe, für die schwereren griechischen Sylbenmaße ausarbeitete. Dem anhaltenden Studium und der Beharrlichkeit des Dichters gelang es, einen meisterhaften Versbau zu Stande zu bringen; der Wohlklang und die Harmonie seiner Verse sind bezaubernd für jedes empfängliche Ohr. Doch ist dies keineswegs das einzige Verdienst des Dichters, denn an Empfindung und Darstellung ist er nicht zurück. Hier sagt man nun freilich, und es läßt sich nicht läugnen, daß der größte Theil der lyrischen Gedichte des Horaz nichts sei, als Nachahmungen griechischer Muster, des Archilochus, Alkäos, Stesichorus, der Sappho u. A., und darum auch so voll von griechischen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, ja stellenweise blos Uebertragungen aus dem Griechischen. Dieses Vorwurfs hat sich mancher bedient, um den dichterischen Ruhm des Horaz zu verunglimpfen, welchen Klopstock ungleich gerechter einen Nachahmer nennt, wie Nachahmer nicht sind. Zugegeben aber, daß man Horaz, dem Lyriker, Originalität nicht zugestehen könne, so wird sie doch Niemand Horaz, dem Satyriker, absprechen. Wie die Satyre überhaupt als didactisches Gedicht eine römische Erfindung war, so war Horaz der, der ihr nach Ennius, Pacuvius und Lucilius, durch welche Form und Zweck bestimmt waren, einen eigenthümlichen Ton gab, wie nur er ihr denselben geben konnte. Die Satyren des Horaz, zu denen man seine Briefe gleich mit zählen darf, weil sie sich von jenen nur durch Aufschrift und durch die Richtung an eine Person unterscheiden (siehe jedoch Morgenstern de satirae et epistolae Horationae discrimine. Leipzig 1801), haben mehr oder weniger ein Colorit des Komischen, und dürfen nur aus diesem Ge-

sichtspuncte beurtheilt werden. Horaz will weniger die Laster züchtigen, als die Narrheiten in ihrer lächerlichen Blöße zeigen; denn er sieht mehr Narren als Schurken in der Welt, und spricht auch sich selbst von einem Theil der Narrheit nicht frei. Indeß suchte er nach Möglichkeit davon zu heilen, wenn er sie für verderblich hielt. Den Vorurtheilen und Irrthümern setzt er darum seine Philosophie entgegen, die, weit entfernt, den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter stellt, und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß theils unmöglich ist, theils ganz verbittert wird. Die leichte, gefällige Art, womit, er ohne es zu scheinen, philosophirt, das Salz, womit er seine Gedanken würzt, die Feinheit und Leichtigkeit, mit denen er sich mittheilt, verhindern alle Einförmigkeit und gewähren die anziehendste Unterhaltung. Nun stellt er aber die eignen und fremden Thorheiten mit dieser Weisheit in Gegensatz. Man weiß nicht, was man hiebei am meisten bewundern soll, ob seine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und der verschiedenen Menschenclassen, oder seine Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Offenheit, oder den guten Ton, die Urbanität, die er in Ernst und Spott nie verläugnet, oder die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand so zu stellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewiesen zu werden, auffällt, oder die Kunst, jeden Charakter so zu schildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur selbst. Oft scheint er auf die Narren gar nicht Jagd zu machen, oder, wo er es thut, ist sein Spott weder bitter noch giftig, und mit so viel Gutmüthigkeit begleitet, daß der Belachte, wenn er gescheit war, selbst dazu lächelte; daß sein Spott also wol empfindlich, aber nicht beleidigend war. Der Vortrag war der leichteste und ungezwungenste, und Horaz wußte den Hexameter so dafür zu bearbeiten, daß er durchaus den natürlichen Schritt der gesellschaftlichen Unterhaltung zu gehen scheint. Wer wird ihm nicht gern folgen, und wer, der ihm gefolgt ist, kann sagen, daß er ihn, ohne Wirkung zu spüren, verlassen habe? Nach Jahrtausenden noch sind diese seine Darstellungen nicht ohne Anwendbarkeit und Interesse, und der Dichter ist darum auch stets der erwählte Liebling aller Männer von Geist geblieben, deren Sittlichkeit die feine Lebensart nicht ausschließt. In seinem Leben ereignete sich sonst nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß er auf Augusts ausdrücklichen Befehl den säcularischen Gesang zur Feier der hundertjährigen Spiele verfertigte. Er starb plötzlich im J. R. 746, dem 9ten vor Chr. Geb. und 57 seines Alters, nicht lange nach dem Tode seines Gönners und Freundes Mäcenas, neben dessen Grabmahl auf dem Esquilin er beerdigt wurde. Den Augustus setzte er zu seinem Erben ein. Von seinen ältern Erklärern nennen wir blos den Acron, Porphyrion und den Scholiasten des Cruquius; von seinen neueren Herausgebern und Erklärern wollen wir blos Sanadon, Bentley, Baxter, Jani, Böttiger, Mitscherlich, Döring, Haberfeld, Eichstädt, Preis, Heindorf, und von den Uebersetzungen nur die von Schmidt, Ramler, Eschen und Voß (Neue verb. Aufl. Braunschweig bei Vieweg 1821) anführen. Wer das Ausführliche wissen möchte, der sehe Mitscherlich vor dem ersten Bande seiner Ausgabe und Degens Literatur der Uebersetzungen römischer Schriftsteller nach. Nur der Uebersetzung der Briefe und Satyren des Horaz von unserm Wieland müssen wir besonders gedenken, weil wir erst durch die beigefügten Einleitungen und Erläuterungen über den Geist des Horaz und seines Zeitalters und die Eigenthümlichkeiten dieser Werke eine Belehrung erhalten haben, welche den Genuß an diesen Werken um vieles erhöht.

Eine sehr anziehende Erscheinung ist der Versuch einer Uebersetzung der Briefe des Horaz von Wolf, mit Scholien, die Keinem unbekannt bleiben darf. dd.

Horeb (arab.: Dsjabel Musa), eine Spitze desselben Gebirges in Nordarabien, zu welchem der nicht weit entfernte Sinai gehört, ist durch die Geschichte Mosis merkwürdig. Die Mönche auf dem Sinai zeigen noch jetzt am Horeb den Fels, wo auf Mosis Schlag Wasser hervorsprang. Nach ihm nannte eine kleine Partei der Hussiten einen Berg zwischen Ledez und Lipnicze in Böhmen, wo sie sich versammelten, Horeb, und sich selbst Horebiten.

Horen sind bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pförtnerinnen des Himmels. Der alte ionische Sänger gibt keine Anzahl und keine Namen von ihnen an. Eine alte Sage aber berichtet, die Athener hätten deren zwei gekannt: Thallo, die Hora der Blüthe und des Frühlings, und Karpo, die Hora des fruchtbringenden Herbstes. Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Grazien genannt, die indeß eine Zeit lang mit den Horen, wenn nicht als dieselben, doch als eng verschwisterte Göttinnen gegolten haben. Beide waren da aber nicht bloße Pförtnerinnen des Himmels, sondern Göttinnen der Jahreszeiten; der Begriff von den Horen hatte sich also verändert, aber doch noch nicht so, daß sich die spätere Bedeutung nicht mit Leichtigkeit aus den früheren ableiten ließe. Selbst der Begriff von Schönheitsgöttinnen, welcher mit den Chariten und Horen in der Folge der Zeit verbunden wurde, entwickelt sich ungezwungen daraus. Hora bedeutet nämlich 1. ursprünglich Luft; mit diesem Begriffe verband sich aber 2. der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (hora bei den Römern die Stunde); hienächst 3. das Jahr. Immer ist hier noch von keiner Jahreszeit die Rede, und wenn Homer diese bezeichnen will, setzt er hinzu: die Hora des Frühlings, Winters ꝛc. Sodann aber findet sich in engerer Bedeutung 4. Hora als Jahreszeit des Frühlings oder Sommers, und weil diese die schönste ist, 5. als die Zeit der Blüthe des Menschen, der Jugend, Schönheit. Wie die Horen und Chariten gemeinschaftlich als Göttinnen der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt sich leicht einsehen, wenn man weiß, daß die Chariten der Abstammung nach die Erfreuenden, Freude Spendenden, bedeuten. Nur muß man auch hier nicht an die spätern Chariten denken, sondern an die frühern attischen: Hegemone, die Führerin, nämlich des Jahres, und Anxo, die Vermehrende, Wachsthum Befördernde. Mit diesen beiden wurden die attischen Horen oft vermengt, und man unterschied beide nachher so, daß man die Horen als die Jahreszeiten überhaupt herbeiführend, die Chariten als die Annehmlichkeiten derselben ertheilend, dachte. Bis hieher ist die Schwierigkeit, diesen Mythus zu entwickeln, nicht zu groß; sie vermehrt sich aber, wenn man die spätere Aussage von den Horen bei Hesiodus hinzunimmt. Bei diesem Dichter sind der Horen drei, Töchter der Themis, und heißen Dycke, Gerechtigkeit, Eunomia, gesetzliche Ordnung, und Eirene (Irene), Friede. Daß diese mit den Pförtnerinnen des Himmels, mit den Göttinnen der Jahreszeiten nichts gemein haben, daß bei jenen eine physische, bei diesen eine moralische Idee zum Grunde liege, springt in die Augen. Es ging den Horen wie den Chariten. Wie bei diesen die Idee von dem physisch Wohlgefälligen auf das geistig Schöne übertragen wurde, so bei jenen die Idee von dem physisch Gesetzlichen auf das geistig Gesetzliche, wobei sie immer noch als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen gedacht wurden. Nur fragt

sich, wie es möge gekommen seyn, daß drei politisch-sittliche Abstracta als Horen so an die Stelle der Zeit- und Jahresgöttinnen traten, daß diese darüber fast in Vergessenheit geriethen. Ohne Zweifel trat Themis hier als vermittelnde Idee ein. Die Horen, als Zeitgöttinnen, wurden deren Töchter, in so fern man früher unter ihr physische Ordnung und Gesetzlichkeit dachte, besonders im Laufe der Zeit. Diese Töchter mochten anfangs ganz andere Namen haben. Da man nachher Themis als moralische Ordnung dachte, legte man ihr jene moralischen Abstracta als Töchter bei, und diese verdrängten entweder die früheren attischen, oder traten an die Stelle der noch namenlosen Homerischen. Auch auf diese Weise erhält man aber Schönheit wieder als das letzte bei den Horen, so daß die Schönheitsgöttinnen als Göttinnen der Gesetzlichkeit, d. i. der Wohlordnung und des Maßes, sind. Daß man oft genug alle diese Ideen mit einander vermischt habe, und daß der Mythus von den Horen dadurch sehr verwickelt worden sei, erhellt aus der doppelten Namenreihe derselben bei Hygin, welcher zweimal elf Horen namhaft macht. Alle Namen aber sind bedeutend, und untersucht man sie, so findet man in dem ersten Namensverzeichnisse lauter Töchter der Themis als Jahreszeiten und Urheberinnen des bürgerlichen Wohlstandes, in dem zweiten aber die Horen in der engeren Bedeutung, als Zeichen des Tags und des Lebens zusammengetragen. Nach der gewöhnlichen Angabe blieben indeß drei Horen,

Welche dem Menschengeschlecht vollzeitigen alles Beginnen,

wie Hesiodus sagt. Die bildende Kunst stellte in den ältesten Zeiten auch nur zwei dar, z. B. am amykläischen Throne. Drei hingegen waren am Throne des olympischen Jupiters. An einem Leuchter in der albanischen Villa sieht man sie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelst einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erste Figur trägt eine Fruchtschale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbstes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten steigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen sie Kronen von Blättern. Als vier Figuren erscheinen sie an einem Leuchter im Farnesischen Pallaste; vorzüglich schön und charakteristisch aber auf einem Sarkophag in der albanischen Villa. d.d.

Hören, s. Gehör.

Horizont (von ὁρίζειν, begrenzen) oder Gesichtskreis, auch Horizontalkreis genannt, ist im Allgemeinen der Kreis, in welchem scheinbar der Himmel von der Erde begrenzt wird. Er ist unter den größten Kreisen der Himmelskugel einer der wichtigsten. Aufgang, Untergang und Höhen der Gestirne werden blos auf ihn bezogen; überdies gibt er mit andern größten Kreisen der Himmelskugel merkwürdige Durchschnittspuncte. Er theilt die ganze Himmelskugel in die obere und untere Halbkugel, die, wie aus dem Folgenden erhellen wird, als gleich zu betrachten sind. Seine beiden Durchschnittspuncte mit dem Meridian bestimmen die Mittags- und Mitternachtspuncte, deren Entfernung von einander die Mittagslinie ausmacht. Mit dem Aequator geben seine Durchschnittspuncte den Morgen- und Abendpunct. Diese vier Puncte zusammengenommen theilen den Horizont in vier Quadranten, Viertel. Man unterscheidet in der Astronomie den scheinbaren Horizont von dem wahren. Jener ist die ebene Fläche des sichtbaren Kreises, welche die gekrümmte Oberfläche der Erdkugel an der

Stelle berührt, wo der Beobachter sich befindet; dieser aber die ebene Fläche, die durch den Mittelpunct der Erde und mit dem scheinbaren Horizont parallel geht. Erweitert man beide bis zur scheinbaren Himmelskugel, so ist ihr Abstand von einander das Maß von einem Winkel am Mittelpuncte der Erde, welcher die Horizontalparallaxe genannt und desto kleiner wird, je mehr man die Himmelskugel erweitert. Bei den Firsternen findet keine Horizontalparallaxe Statt. Die Erde ist in Beziehung auf sie nur ein Punct, und es ist einerlei, ob man den scheinbaren oder wahren Horizont als den Ort annimmt, von dem aus man sie betrachtet. Bei Beobachtung der Sonne, des Mondes und der Planeten kommt aber dieser Umstand allerdings in Erwägung, und man muß die scheinbaren (d. h. auf den scheinbaren Horizont bezogenen) Oerter derselben auf den wahren Horizont reduciren. (S. Parallaxe). Da die Horizontalebene allemal senkrecht auf der lothrechten Linie steht, so wird horizontal für gleichbedeutend mit wagerecht gebraucht. Horizontalwinkel ist ein Winkel, der in der Horizontalebene gemessen wird.

Hormayr (Joseph Freiher v.), Stephansordens-Ritter, geheimer Rath und tyrolischer Kanzler, aus einem altadeligen, ursprünglich baierischen Geschlechte, wurde 1705 zu Innsbruck geboren. Schon als Jüngling zeichnete er sich im juridischen und publicistischen Fache als Schriftsteller aus, diente in Schwäbisch-Oesterreich und in Tyrol, dessen ganze Einrichtung, nach dem neuen System Theresiens, die ihm vorzügliches Zutrauen schenkte, größtentheils von ihm herrührt. Auch die herrlichen Straßenanlagen in Tyrol sind fast ganz sein Werk. Er erklärte sich, in Oesterreich der Erste, und lange vor Sonnenfels, mit der größten Freimüthigkeit gegen den barbarischen Gebrauch der Folter. Unendlich viel nützte er seinem tyrolischen Vaterlande, als Freund der Gelehrten und Künstler, z. B. des Hirten und Gelehrten Peter Anich, der Naturforscher Scopeli, Niklas und Gregor Fontana, des großen historischen Kritikers Tartarotti, durch seine wichtigen Verbindungen mit Murattori, Maffei mit den Akademikern von München. Er starb 1778 zu Innsbruck.

Hormayr (Joseph Freiherr v.), Enkel des Obigen, geb. zu Innsbruck 1781, widmete sich in frühester Kindheit dem Studium der Geschichte, zumal der vaterländischen, dahingezogen durch sein außerordentliches Gedächtniß, vermöge dessen er ganze Classiker, 10 bis 12,000 Verse vor- und rückwärts, und eine ungeheure Menge historischer Thatsachen, Namen und Jahrzahlen auswendig wußte. Im achten Jahre schrieb er eine kleine lateinische Geschichte von Baiern, im dreizehnten gab er sein erstes Werkchen, eine Geschichte der Herzoge von Meran, in Druck. Wie jener Versuch als ein kindischer Zeitvertreib zu betrachten ist, so muß auch dieser für ein knabenhaftes Spiel gelten. Hormayr hat übrigens darin die größte und vielleicht einzige Aehnlichkeit mit Johannes Müller, daß alle Liebe zur vaterländischen Geschichte in ihm sehr früh geweckt und gepflegt wurde. 1794 bezog er die Innsbrucker Universität, vollendete 1797 seine juridischen Studien, und trat im gleichen Jahre in Dienste. 1798 begann er die Ausarbeitung seiner „Beiträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter", wofür er die meisten Quellen selbst entdeckte, und zur Lösung aller Vorfragen und Hindernisse benutzte, die der Geschichte Tyrols selbst im Wege stehen konnten, die er im Winter 1805 herausgab, bis jetzt aber noch nicht vollendete. 1799 und 1800 diente er in der tyrolischen Landwehr in verschiedenen Graden; Herbst und Winter 1809 erwarben ihm meh-

tere Auszeichnungen, die späterhin für ihn so folgenreiche Freundschaft Chastelers, und, obgleich der jüngste Hauptmann der Landwehr, die Beförderung zum Major. Im Spätjahr 1801 kam er nach Wien, wurde im März 1802 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in der Section von Deutschland angestellt, und zeichnete sich dergestalt aus, besonders durch unermüdete Thätigkeit, patriotische Federkraft und historische Magazin- und Requisitionskunst, daß er schon im April 1803 wirklicher Hofsecretär wurde, seine bisherige Dienststellung zu den deutschen Angelegenheiten behielt, und die Direction des geheimen Staats-, Hof- und Hausarchivs noch dazu bekam, unter den Ministern Grafen Cobenzl und Stadion. Zur Emporhaltung des Nationalgeistes in den heimathlichen Bergen lieferte er eine Reihe tyroler Almanache, die Beiträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter, die Geschichte Tyrols, das Archiv für Süddeutschland, wichtige Beiträge für den tyrolischen Sammler und für andere Zeitschriften. Im Dec. 1805 war er dem Fürsten Lichtenstein auf dem Friedenscongresse zu Presburg für die deutschen Angelegenheiten als historische Auskunftsperson untergeordnet, in welcher Eigenschaft ihm sein außerordentliches Gedächtniß sehr zu statten kommen mochte. Bald darauf begann er auch seine Arbeiten aus dem österreichischen Staatsrechte mit der Abhandlung über Minderjährigkeit, Großjährigkeit und Vormundschaft im österreichischen Kaiserstaate und Kaiserhause, und mit der zweimaligen Ordnung des österreichischen Titels und Wappens, nach der Annahme der Erb-Kaiserwürde und nach der Niederlegung der deutschen Krone; doch wollen die Kenner auf diese Rechts- und Hofschriftstellerei keinen besondern Sachwerth legen. 1807 begann er seinen österreichischen Plutarch, als ein wahres Noth- und Hülfsbuch für jene Zeit; er erwarb sich dadurch einen großen Verdienst, und der Plutarch dürfte auch, trotz großer Mängel, sein bestes Werk bleiben. Beständig einer der lautesten literarischen Gegner Buonapartes und seines Systems, half er Uebersetzung und Verbreitung der Schriften von Cevallos über die Vorgänge in Bayonne über die Beraubung und Gefangenschaft des Papstes, über den Vendeekrieg veranstalten. Er war die Schwung- und Fluchtkraft im Triebrade aller geheimen Einverständnisse und Vorbereitungen zum Aufstande in Tyrol. Im Dec. 1809 ertheilte ihm der Kaiser den Leopoldsorden, zur Belohnung seiner Verdienste um das von ihm neu geordnete, und um mehr als das Fünffache vermehrte geheime Staatsarchiv. 1809 wurde er zur Armee von Inner-Oesterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann bestimmt, mit der gefahrvollen Aufgabe, den früher von ihm vorbereiteten Aufstand in Tyrol und Vorarlberg zur Ausführung zu bringen. Hier konnte und sollte er zeigen, ob er auch ein Mann der That, wie ein Held der Feder wäre, und nicht blos verstände, das Feuer anzublasen, sondern auch auf den rechten Punct zu leiten. Er trat an die Spitze der außerordentlichen Landesbewaffnung und Landesverwaltung, und führte dieselbe unter großen Hindernissen, fast ohne Mittel, meist in verzweiflungsvoller Lage, vom Feinde in die Acht erklärt, durch Hülfe seiner treuen und tapfern Landsleute mit großem Erfolge fort, bis der Znaimer Waffenstillstand die Räumung Tyrols und Vorarlbergs gebot. Ueber der wahrhaften pragmatischen Geschichte dieser blutigen Episode, so wie über den nähern verdienstlichen Antheil Hormayrs ruht noch immer ein Schleier, den die bisher erschienenen Parteischriften noch dichter zusammengezogen haben. Im Septbr. 1809 wurde er wirklicher Hofrath, von nun an ausschließlich dem geheimen Centralarchive geschenkt und zahlreichen historischen Arbeiten ganz

hingeben. Es ist bekannt, daß 1813 seltsame politische Verwickelungen ihn, den Appellationsrath Schneider und viele andere Tyroler und Vorarlsberger in Staatsgefangenschaft und Verbannung brachten. Im Aug. 1815 ernannte ihn der Kaiser zum Historiographen des Reichs und des kaiserl. Hauses. Von 1817 — 1819 erschien zu Wien seine allgem. Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zum zweiten pariser Frieden. 3 Bde. (Vgl. Hermes V.) Auch redigirt er das Wiener Archiv für Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur. Seit Kurzem gibt er auch in Heften eine Geschichte der Stadt Wien heraus. Die ersten Proben sind ziemlich unkritisch ausgefallen, besonders da, wo sie auf den Grund der ältesten Nachrichten bauen. Hormayr hat als Geschichtschreiber in gewissen Aus- und Abschnitten Feuer, er glänzt auch zuweilen durch sarkastischen Witz, besitzt selbst für manche Einzelheiten eine glückliche Darstellungsgabe; aber ihm fehlt reiner Geschmack, strenge Wahrheitsliebe, gehaltene Ausführung, philosophischer Geist, klassische Bildung, umfassender Ueberblick der verschiedenen historischen Grenzgegenden und das tiefere Anschauungvermögens, worin die großen Alten so unübertrefflich sind. Als Geschichtforscher hat er ungleich mehr geleistet, obwol er nicht versteht, die Schlacken vom Erze zu sondern.

Horn, Hörner, der feste, etwas durchscheinende Körper, welcher als knochenartiger Auswuchs an den Köpfen mancher Thiere, besonders der wiederkäuenden, hervorwächst, und nach dem Abwurf oder der Tödtung der Thiere zu mannichfaltigen technischen Zwecken verwendet wird, als zu Verfertigung von Knöpfen, Pfeifenröhren, Pulverhörnern &c. Vom Abfalle oder den Spänen beim Drehen macht man in neuerer Zeit noch den Gebrauch, daß man sie vermittelst Dämpfe erweicht, sie dann in Formen preßt und wieder erharten läßt. Man verfertigt auf diese Weise sehr zierliche Sachen.

Horn, Waldhorn (Cor de chasse, Corno di Caccia), ein blechernes Blasinstrument ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre bestehend, die sich in einen weiten Schalltrichter endigt, wird mittelst eines metallenen Mundstücks mit einem konischen Kessel und schmalen Rande geblasen. Wegen der Länge seines Rohres steht es um eine Octave tiefer, als die Trompete, hat zwar sonst mit dieser vieles gemein, aber einen weitern Umfang und keine so grellen Töne. Um die Töne b, fis, a, welche auf dem Horne mit unserm temperirten Tonsysteme nicht völlig übereinstimmen, nach dem Tonsysteme zu verbessern, und überhaupt Töne herauszubringen, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin besteht, daß der Hornist bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinschieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Zum Ausdruck des Großen ist es nicht geeignet, aber sanfte, süße, zärtlich klagende und die Lücken der Saiteninstrumente ganz ausfüllende Töne liegen in Umfange des Horns. Das Studium desselben ist mithin dem Componisten sehr wichtig. Agricola, Jomelli und besonders Gluck gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung. Die Deutschen haben es zur höchsten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen gegeben, die Mitteltöne durch das Stopfen erfunden, ja sogar Maschinenhörner gemacht, womit man blos durch Einsätze in allen Tönen die Musik auf der Stelle begleiten kann.

Horn oder Hornes (Philipp II. von Montmorenci-Nivelle, Graf von), eines der ausgezeichnetsten Opfer, die Philipp II., König von Spanien, seinem Zwecke, die catholische Kirche in den Niederlanden aufrecht zu erhalten, bringen zu müssen glaubte, war der Enkel

von Johann de Nivelle, der, von seinem Vater enterbt, seine Baronie und seine väterlichen Lehen verloren hatte. Philipp von Horn, geb. 1522, souveräner Herr von Horn, Altena, Mörs rc., einer der reichsten Herren in den Niederlanden, war Capitän der flamandischen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrathes der Niederlande und Admiral im flandrischen Meere. In der Schlacht bei St. Quentin hatte er sich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und den größten Antheil an dem Siege von Gravelines. Die Bande des Bluts, die ihn mit dem großen Egmont vereinigten, ließen ihn auch dessen politische Meinungen über die Duldsamkeit theilen. Ihre Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien (s. d. Art.) vernichtete Beide. Weit entfernt, die Widersetzlichkeit desselben gegen das königliche Ansehen zu theilen, blieben sie allen seinen Vorstellungen unzugänglich. Vergebens stellte Oranien ihnen vor, daß es für sie kein Drittes gebe, daß sie entweder unter die Willkür eines unerbittlichen Ministers sich beugen, oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit suchen müßten. Und er hatte Recht; Herzog Alba ließ Beide verhaften, ihnen den Prozeß machen und sie am 4. Juni 1568 enthaupten. Sein Bruder, Floris von Montmorenci, wurde ebenfalls enthauptet, und so erlosch der Stamm von Montmorenci-Nivelle.

Horn-Cap, die südlichste Landspitze Amerikas, bei der maghellanischen Straße, kalt und unfruchtbar, mit hohen Eisfelsen am Gestade und in den Häfen. Treibholz und frisches Wasser, auch wilden Sellerie, zur Erquickung der Seekranken, findet der Seefahrer, und nichts weiter.

Horneck (Ottokar von), einer der ältesten Geschichtschreiber in deutscher Sprache, lebte in der zweiten Hälfte des 13. und im Beginn des 14. Jahrh. Sein Vaterland war Steyermark, worin damals tüchtige Männer sich hervorthaten. In der Kunst des Minnegesangs ward er unterrichtet durch Meister Kunrad von Rotenberg, der sich nebst andern deutschen Sängern zuvor am Hofe Manfreds in Neapel aufgehalten hatte. Da mit den Hohenstaufen zugleich die Zeit endigte, wo Fürstenhöfe der Aufenthalt der Dichter und Sänger waren, so finden wir unsern Horneck nicht bei Königen und Fürsten. Nachdem er in der Schlacht am Weidenbache gewesen und in Rudolphs v. Habsburg Gefolge mit nach Böhmen gezogen, kehrte er in die vom böhmischen Joche befreite Heimath zurück, und genoß der Gunst des steyrischen Landhauptmanns Otto von Lichtenstein, der auf der Burg zu Grätz residirte. Mehr Beruf aber fühlend zur Geschichtschreibung als zur Dichtkunst, wandte er seine Geschicklichkeit im Schreiben und Reimen auf Schilderung wirklicher Dinge, wofür damals die deutsche Prosa noch nicht gebildet, wenigstens noch nicht angewandt war. Um das J. 1280 verfaßte er ein Werk über die Weltreiche, welches mit dem Tode des geistvollen Friedrich II. schloß, und jetzt, wenn es unter den Handschriften zu Wien sich nicht vorfindet, wol verloren gegangen ist. Aufgefordert, auch das Wichtige seiner eignen Zeit aufzuzeichnen, schrieb er jene große, aus mehr als 83,000 Versen bestehende Chronik, die der Benedictiner Pez 1745 als dritten Folioband seiner Scriptor. rerum Austriac. herausgegeben hat. Diesem beträchtlichen Umfange, der rythmischen Form, der anfangs abschreckenden Sprache und der oft ermüdenden Weitläuftigkeit nebst andern Gründen ist es zuzuschreiben, daß dies vortreffliche Buch erst seit wenig Jahren von unsern Gelehrten wirklich benutzt und in seinem hohen Werthe anerkannt worden. Es umfaßt die Zeit von Manfreds Tode bis zu Kaiser

Heinrich VII., und ist also für die Geschichte Rudolphs und Ottokars, Adolphs von Nassau und Albrechts von Oesterreich vorzüglich wichtig. Reicher als irgend ein anderes Werk jener Zeit ist es an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereignisse, die der Verfasser erlebte, an Schilderung bedeutender Männer, die er gekannt hat, und an Beschreibung von Festlichkeiten, Buhurden, Turnieren und Schlachten, denen er zum Theil selbst beiwohnte. Daß er Gerücht und Fabel von wirklicher Geschichte zu unterscheiden wußte und überhaupt ein wahrheitsliebender Mann gewesen, davon zeugen viele Stellen seines Werkes. Darum hielt er es auch in kirchlichen und politischen Zwisten mit freidenkenden Zeitgenossen, und verhehlt dies nicht im mindesten, so daß man oft über seine Aussprüche staunen muß. Man sehe: Aus und über Ottokars v. Horneck Reimchronik, von Th. Schacht, Mainz 1821, worin der Geist und die Reichhaltigkeit der großen Chronik erörtert und alles Beachtenswerthe in geordneten Auszügen mitgetheilt ist.

Hornemann (Fried. Conr.), ein berühmter Reisender, war 1772 zu Hildesheim geboren, studirte zu Göttingen Theologie und ward in Hannover angestellt. Der glühende Wunsch, das innere Afrika zu besuchen, bewog ihn, sich 1795 an Blumenbach mit der Bitte zu wenden, ihn der afrikanischen Gesellschaft in London als Reisenden zu empfehlen. Nachdem dieser den Jüngling geprüft und sich von seinen Fähigkeiten zu einem so schwierigen Unternehmen überzeugt hatte, schrieb er an Sir Josephs Banks, und Hornemann wurde angenommen. Er entwarf sogleich einen Reiseplan, den er der Gesellschaft vorlegte. Zugleich studirte er jetzt mit größtem Eifer Naturgeschichte, Arabisch und andere orientalische Sprachen. Im Febr. 1797 war er in London; die Gesellschaft gab ihm ihre Instructionen, worauf er über Paris nach Marseille ging und sich dort einschiffte. Nachdem er Cypern besucht, stieg er zu Alexandrien ans Land und verweilte einige Monate in Kairo, um die Sprache der Maugrabiner oder südlichen Araber zu lernen. Auf die Nachricht von der Landung der Franzosen in Aegypten wurde er, wie alle Europäer, in das Schloß gebracht, um sie vor der ersten Wuth des Volks zu sichern. Die Ankunft der Franzosen gab ihm die Freiheit wieder. Buonaparte, von Hornemanns Planen unterrichtet, gab ihm Pässe, und zeigte sich geneigt, seine Reise auf alle Weise zu befördern. Am 5. Sept. 1799 verließ Hornemann Kairo mit der Karavane von Fezzan; den 8ten betrat er die libysche Wüste, erreichte den 16. Siouah, eine schon von Brown besuchte Oase, und kam nach einer beschwerlichen Reise von 74 Tagen in Mourzouk, der Hauptstadt von Fezzan, an. Er verweilte hier einige Zeit, und machte einen Ausflug nach Tripolis, von wo er den 29. Januar 1800 wieder abreiste. Am 12. April schrieb er, daß er im Begriff sei, mit der großen Karavane von Bournou abzugehen. Seitdem fehlten bestimmte Nachrichten von ihm. Erst im J. 1818 theilte Herr von Zach in seiner Correspondance astronomique einen Brief des englischen Capitäns Smith mit, nach welchem Hornemann auf dem Rückwege von Tripolis nach Fez, an einem Fieber, das er sich nach großer Ermüdung durch Wassertrinken zugezogen, gestorben, und zu Aucalus begraben ist. Sein Begleiter, der Bey von Fezzan, versicherte dem Capitän, daß er Hornemanns Papiere nach Tripolis an den brittischen Consul geschickt habe. Sein Tagebuch hat Hornemann früher von Tripolis aus nach England geschickt. Von diesem in deutscher Sprache geschriebenen Tagebuche gab die afrikanische Gesellschaft 1801 eine englische Uebersetzung, Carl König aber in demselben Jahre das Original heraus. Es enthält eine Menge schätzbarer Nachrichten,

und hat durch die Zusätze Rennels, Youngs und Marsdens einen noch größern Werth erhalten. Das dritte Heft der Zeitgenossen enthält eine umständliche Biographie Hornemanns von seinem Jugendfreunde Crome.

Hornhaut, die durchsichtige, aus feinen Platten bestehende hornartige Haut, welche vorn den kleinen Kugelabschnitt des Augapfels bildet. (S. d. A. **Auge**.) — **Hornhautfistel**. Die vollkommene Hornhautfistel hat an der äußern und innern Oberfläche der Hornhaut eine Oeffnung, die unvollkommene hat nur auf einer Fläche eine Oeffnung; die einfache hat keinen Rand an der Oeffnung, welchen dagegen die zusammengesetzte hat. — **Hornstein**, ein Name verschiedener Steinarten, welche in Ansehung ihrer Farbe, der Durchsichtigkeit, oder ihres Gewebes Aehnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchscheinende Steinarten, welche im Bruche muschelförmig sind, Hornsteine genannt. Dahin gehören der Achat mit seinen Unterarten, der Korallenstein, auch der gemeine Feuerstein, welcher vorzugsweise Hornstein genannt wird. — **Hornwerk**. (S. **Außenwerke**.) — **Hornsilber**, eine neutrale, im Wasser auslösliche, weiße, im Sonnenlichte schwarz werdende salzige Verbindung aus Silber und Salzsäure; so genannt, weil sie im Feuer zu einer hornförmigen, durchscheinenden Masse zusammenfließt.

Hornpfeife, ein musikalisches, im Fürstenthum Wallis übliches Instrument. Es besteht aus einer hölzernen Pfeife mit gehörigen Schalllöchern, und einem Horn an jedem Ende; in dem einen sammelt sich die hineingeblasene Luft, aus dem andern gehen die gebildeten Töne hervor. In den Gegenden an Englands nordwestlichen Küsten, wo diese Pfeife heimisch ist, begleitet man mit ihr einen Nationaltanz, welchen wir auch unter dem Namen Hornpipa oder Matelotte kennen. Er besteht aus künstlichen Schritten, welche den Takt stark bezeichnen, und eigentlich mit hölzernen Schuhen getanzt werden müssen. Zwei einander gegenüberstehende Personen tanzen abwechselnd. Dieser Tanz ist besonders geeignet, Füße und Körper sehr auszuarbeiten.

Horoscop, ein mit den Tags- und Nachtlängen bezeichnetes mathematisches Instrument. Die Astrologen bedienen sich desselben, um die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Menschen zu bestimmen. Sie nannten dies Nativitätstellen, und hielten es für einflußreich auf die Handlungen und Schicksale der Menschen.

Hörrohr, s. **Gehörwerkzeuge (künstliche)**.

Horst ist in der Jägersprache das zwischen die Aeste aus Holzreisern, Erde, Grashalmen und Moos gebaute und freistehende Nest der Raubvögel; und beim Landwirthe theils ein im Moorlande liegender erhabener Platz oder Hügel, der auch in nassen Jahren trocken bleibt, theils bei Verbesserung des Sandbodens die ausgegrabenen Klumpen darunter liegenden Thons, wenn derselbe vitriolische Theile enthält. Um diese vitriolischen Thonklumpen zur Verbesserung des Sandbodens brauchbar zu machen, wird Kalk darunter gemischt, ehe sie dem Sandboden beigemengt werden.

Horus, ein Sohn des Osiris und der Isis, der gewöhnlich als Kind, ihr im Schooße ruhend und an ihrer Brust saugend, abgebildet wird. Er war der letzte unter den Götterkönigen, die in Aegypten regierten. Als Typhon den Osiris getödtet hatte, ließ er auch ihn allenthalben aufsuchen. Seine Mutter hat ihn aber der Latona übergeben, welche ihn verborgen hielt. Dennoch ward er von Titanen getödtet, seine Mutter aber gab ihm das Leben wieder und machte ihn unsterblich. Zugleich lehrte sie ihn die Kunst, zu heilen und zu weissagen, wel-

e er zum Besten der Menschen anwandte. Sein Vater aber stieg aus er Unterwelt herauf und lehrte ihn die Kriegskunst. Als er erwachsen war, warb er Truppen und bekriegte den Typhon, dessen endliche Besiegung ihm glücklich gelang. (S. Typhon.) Außerdem ist Horus, Horus Apollo oder Horapollo der Name eines angeblichen alten Schriftstellers der Aegypter, der ein Werk über die Hieroglyphen geschrieben haben soll, das wir in einer von einem gewissen Philippus verfaßten griechischen Uebersetzung besitzen.

Hose, ein ursprünglich asiatisches Kleidungsstück, das schon bei den Babyloniern eingeführt war, und bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertrat. In Europa finden wir die Hosen zuerst bei den Galliern, an denen sie den Römern so auffallend waren, daß sie einen Theil von Gallien deshalb das behosete Gallien (Gallia braccata) nannten. Bei den Römern selbst wurden sie erst in den spätern Zeiten allgemein; die Strümpfe trennte man aber nur vor einigen Jahrhunderten davon. Man trug sie bald eng, bald weit, wie die Mode wechselte. Man ging aber darin zu weit, daß man wol 200 Ellen Zeug zu einem Paar sogenannten Pluderhosen verwandte. Unbegüterte stopften sie aus. Churfürst Joachim II. von Brandenburg, der sie verboten hatte, ließ einst einem, den er in dergleichen Hosen erblickte, dieselben aufschneiden, da denn einige Scheffel Kleien herausfielen. Gegen diesen Unfug eiferten Osiander (in seinem Hoffahrtsteufel) und Musculus (in seinem Hosenteufel). Erst unter Ludwig XIV. wurde die heutige Art Hosen eingeführt.

Hoseas, der erste unter den kleinen Propheten des alten Testaments, in dessen Canon sein Buch erst nach dem babylonischen Exil eingetragen wurde, trat im Reiche Israel um 700 v. Chr. auf, um die Sittenlosigkeit seiner Zeitgenossen zu rügen und ihnen mit göttlichen Strafen zu drohen. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott kleidet er in den ersten drei Capiteln seines Buchs in die den hebräischen Dichtern wegen des Bundes, den Jehovah mit den Israliten geschlossen hatte, sehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm sein Weib gebrochen. Die übrigen Capitel behandeln denselben Gegenstand in abwechselnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorherverkündigt, und die tröstliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebesserten Volks milderte das Ende dieses prophetischen Buchs. Sein poetischer Charakter ist Eile von Bild zu Bild, von Spruch zu Spruch; nirgends verweilt der Dichter lange, der Strom eines gewaltig aufgeregten Gefühls reißt ihn fort. Daher findet man bei ihm die Rundung, Anmuth und Harmonie, die andere Propheten auszeichnet, in geringerem Grade; das öftere schnelle Abbrechen, die Fülle seines Styls, und die schroffe Eigenheit seiner Bilder machen sein Buch an mehreren Stellen dunkel, und die nackte Derbheit seines Ausdrucks verletzt nicht selten das Zartgefühl. Dessen ungeachtet wird er durch seine unverkennbare Originalität, durch die Tiefe und Wahrheit seiner Empfindungen und durch die Kraft und Fülle seiner Sprache, wenn schon als eine wilde Blume, immer einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern des hebräischen Alterthums behaupten. E.

Hosianna (hebr.), d. i. Heil ihm! Hilf ihm (o Gott)! war ein bei den Juden gebräuchlicher feierlicher Glückwunsch für Könige und Helden der Nation, wie unser Vivatrufen. E.

Hospitäler, s. Krankenhäuser.

Hospitalfieber, ein eigenes, bösartiges Fieber, welchem man

jenen Namen deswegen beilegte, weil es gemeiniglich in Hospitälern, besonders in Militärspitälern und andern großen Krankenhäusern, wo viele Menschen in engem Raume und eingeschlossener Luft leben müssen, entsteht. Beinahe jedes andere Fieber kann in solchen Spitälern einen bösartigen Charakter annehmen und einen ansteckenden Stoff erzeugen, wodurch alsdann dieselbe oder eine ähnliche Krankheit auch bei andern Personen entsteht. Die Ursachen der Entstehung und Eigenheit dieses Hospitalfiebers sind theils vorhergegangene Strapazen der Soldaten, Mangel an gesunder und guter Nahrung, Sorge und Angst, besonders aber die eigenartige Verderbniß der Luft vom Beisammenleben vieler Menschen in einem engen Raume, oder selbst nur weniger in einem verschlossenen engen Behältnisse; daher ein ähnliches Fieber bei den in Kerkern eingeschlossenen, auf Schiffen, oder in engen, dumpfen Hütten lebenden Menschen entstehen kann, welches Kerkerfieber, Schiffsfieber genannt wird. Man hat das Hospitalfieber häufig mit Nervenfieber, Typhus u. a. m. verwechselt, welche jedoch niemals ganz seinen Charakter ausdrücken, obgleich es von jedem etwas annehmen kann. Das Hospitalfieber aber ist seinem Ursprunge nach im hohen Grade das, was man sonst unter dem Faulfieber und faulichten Nervenfieber begriff, nämlich ein Fieber mit gesunkener Lebenskraft und Verletzung der Verrichtungen des Nervensystems. Die Ursachen nämlich, welche es hervorbringen, vermindern nicht nur die Kräfte des arteriellen und nervösen Systems, sondern verändern selbst die Mischung des Blutes und der übrigen Flüssigkeiten, woher die Zufälle, schneller, aber schwacher und kleiner Puls, Schwäche in allen willkürlichen und unwillkürlichen Verrichtungen, schlechte Eiterung der Geschwüre, Geneigtheit zu Brand und Blutungen, übermäßigen Schweißen und andern Ausleerungen, das eigene Gefühl von Mattigkeit, Irrereden und Verlust des Bewußtseins, entstehen. Der vom Hospitalfieber erzeugte ansteckende Stoff erregt auch in andern Menschen ein Fieber, welches jedoch von dem ursprünglichen sich verschieden darstellen kann. Hier kommt es nämlich auf Einflüsse der Witterung und Jahreszeit, und auf die Körperbeschaffenheit des Kranken an, welchen Charakter und welche Form die Krankheit annehmen wird. Bei kraftvollen, jugendlichen, gut genährten und vollblütigen Personen, bei denen das arterielle System vorherrschend, oder durch erhitzende Getränke gesteigert ist, bei trockner, kalter Luft, in einer die Entzündung begünstigenden Witterung und Jahreszeit, entsteht ein entzündlicher Zustand des Nervensystems, welcher bis zur Höhe einer Gehirnentzündung steigen kann, mit schnellem, aber vollen und selbst etwas härtlichen Puls und mit heftigen Phantasien begleitet ist, und die sogenannte antiphlogistische Heilmethode, Mittelsalze, vegetabilische Säuren, selbst zuweilen Blutausleerungen erfordert. Bei andern Personen hingegen, deren Unterleibsorgane schon vorher gelitten haben, oder geschwächt sind, bei fehlerhafter Diät, feuchter, gelinder oder warmer Witterung und Jahreszeit wird der entzündliche Zustand mehr das Nervensystem des Unterleibes, besonders die großen Nervengeflechte desselben befallen; es entsteht dann das sogenannte gastrische Nervenfieber, welches mit Zufällen einer gestörten Verdauung, belegter, trockner, schwarzer Zunge, Uebelkeit, Würgen u. s. w. erscheint, die scheinbar den Gebrauch der Brechmittel anzeigen, und oft zur wirklichen Anwendung derselben anführen. Ergreift aber das ansteckende Gift solche Personen, bei welchen die oben genannten und andere die Arteriellität herabsetzende, das Nervensystem verletzende, die Säfte selbst verändernde Einflüsse Statt gefunden haben, so entsteht ein dem ursprünglichen Ho-

pitalfieber ähnliches Fieber, welches man das typhöse, faulichte, oder auch adynamische nennen könnte. Es zeigt sich indeß selten eine Form dieses Fiebers ganz rein, indem dasselbe sich bei jedem Kranken in unterschiedlichen Graden, in mannichfaltigen Verbindungen darstellt, bald der, bald jener Theil vorzüglich angegriffen ist, eine Form in die andere übergeht. Daher ist leicht begreiflich, daß weder einerlei Methode, noch ein allgemeines Mittel dagegen anzuwenden ist, sondern daß der Arzt auf den Ursprung und die Entstehungsart, auf die Natur der äußern Einflüsse, auf den Charakter und die Form, auf die vorzüglich leidenden Organe, auf den Verlauf der Krankheit und die in demselben sich ereignenden Veränderungen genau Acht haben, und die Behandlung danach einrichten muß. Die Behauptung, daß von dem Hospitalfieber nur einmal der Mensch angesteckt werden könne, gilt nur von der als Petechialfieber erscheinenden Form desselben, indem dieses wahrscheinlich, wie mehrere andere Ausschlagsfieber, sich in der Regel nur einmal im Körper erzeugt. (S. Petechien.) Zur Verhütung der Entstehung des Hospitalfiebers trägt am meisten die Vermeidung der dasselbe begünstigenden Ursachen bei, Erneuerung der Luft, Verbesserung der Nahrungsmittel ꝛc., vor allem aber, daß man die Kranken nicht zusammenschichtet, sondern so viel als möglich absondert und vereinzelt. Die Ansteckung hat man durch mineralsaure Dämpfe zu vermeiden oder doch zu vermindern gehofft, indem das ansteckende Gift, welches man von ammoniakalischer Natur vermuthet, durch die sauren Dämpfe zerstört werden soll. Allein die Wirksamkeit jener Dämpfe ist noch immer zweifelhaft. Vermeidung der Atmosphäre solcher Kranken und der Berührung solcher Dinge, welche den ansteckenden Stoff von ihnen aufgenommen haben, bleibt wahrscheinlich das einzige sichere Mittel, die Ansteckung zu verhüten. H.

Hospodar, ein slavisches Wort, soviel als Herr, ist der Titel der Fürsten der Moldau und Wallachei. (S. d. Art.)

Hostien heißen die kleinen, runden, dünnen, weißen, von ungesäuertem Weizenmehle gebackenen Scheiben, die man in der lutherischen und römischen Kirche bei der Communion statt des Brotes zu brauchen pflegt. Die größte Fabrik für solche hat Halle. Früher wurden bei dem heil. Abendmahle gewöhnliche Brote gebraucht, dann aber besondere und eigends zu diesem Gebrauche bereitete Brote, bis im 4. Jahrh. runde, große Oblaten aufkamen, welche man nach geschehener Weihung in so viele Stücke zu zerbrechen pflegte, als nach der Anzahl der Communicanten nöthig waren. Seit dem 12. Jahrh. wurden die hier beschriebenen Hostien, auch Oblaten genannt, eingeführt. Von der römisch-catholischen Kirche wird das Brot im Abendmahl darum Hostie genannt, weil sie die Verwandlung desselben in den Leib Christi annimmt, und sich des Ausdrucks bedient, der Leib Christi werde von dem Meßpriester als ein unblutiges Opfer (hostia) dargebracht. Das bei der Communion nach dem neuen Ritus der vereinigten evangelischen Kirche am Reformationsfeste 1817 zu Berlin gebrauchte Brot bestand aus runden, dünnen, ungefähr 3 Zoll im Durchmesser haltenden und ¼ Zoll dicken Scheiben Weißbrot, welche in drei Theile gebrochen wurden. Aehnlicher Brote bediente man sich an andern gemischten Orten bei dieser Feier, und im Nassauischen sind zum Abendmahle der evangelisch-christlichen Kirche größere Hostien verordnet. (Vgl. d. A. Union.) E.

Hottentotten, ein afrikanisches Volk, welches die Südspitze von Afrika bewohnt, und theils unter brittischer (vormals holländischer) Herrschaft steht, theils unabhängig lebt. Sie haben Aehnlichkeit mit

54 *

den Negern, gehören aber nicht zu denselben. Für ihre schnalzenartige Sprache sind die Sprachwerkzeuge ganz eigenthümlich gebaut. Ihre Hautfarbe ist gelbbraun, die Haare wollenartig, kraus und schwarz, die Backenknochen stehen sehr weit hervor, die Nase ist flach und der Mund groß, doch nicht mit solchen Lippen, wie die Neger. Sie sind von gewöhnlicher Größe, wohlgewachsen und gut gebildet, und haben einen sehr gelenkigen Körper. Die Hottentotten sind ein gutmüthiges, dienstfertiges Volk, welches mit den Fehlern der rohen Naturmenschen auch ihre guten Eigenschaften verbindet; aber weder Bosheit noch Rachgier ist ihnen eigen; hingegen sind sie unreinlich, abergläubisch und sinnlich. Sie sind in viele Horden, Geschlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienstboten in den Häusern der Colonisten oder in der Nähe von den Höfen der Colonisten, in einiger Abhängigkeit von ihnen, andere in weit entlegenen Dörfern (Kraals). Erstere nennt man Cap= oder Coloniehottentotten; sie haben nach und nach einige Bildung erhalten, und treiben Viehzucht mit etwas Landbau; letztere heißen freie, wilde oder Schakalshottentotten; diese ziehen mit ihren Kraals und Viehheerden nomadisch umher. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen besondern Namen. Heut zu Tage haben sich die Hottentotten sehr vermindert; der freien Hottentotten sind in den meisten Bezirken des Caplandes nur noch wenige; die einzelnen Horden, die man noch hie und da antrifft, sind nicht zahlreich. 1810 zählte man in der jetzt brittischen Colonie des Caplandes 19,764 Hottentotten. Die zu London errichtete Missionsgesellschaft und die Brüdergemeine unterhalten in diesem Theile Afrikas Missionäre, durch welche ein Theil der Hottentotten zum Christenthum bekehrt worden ist. Schon jetzt bemerkt man bei der wachsenden Bevölkerung des Caps, daß in eben der geometrischen Proportion, in welcher die christlichen Bewohner in der Colonie auffallend zunehmen, die hottentottische merklich abnimmt und sogar auswandert. Zu den bekannten Arten der Hottentotten gehören: die Chonaquacks oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Caffernlandes wohnen, und stärker, größer und schwärzer als die übrigen Hottentotten sind; diese sind es vorzüglich, welche Vaillant schildert; ferner die Buschmänner (Boschmannen, wilde Hottentotten), welche in den buschigen und gebirgigen Gegenden der südlichen Spitze von Afrika vom Raube leben, und den Colonisten, welche dieselben verdrängt haben, sehr gefährlich sind. Meisterhaft hat ihre ekelhafte Thierheit Lichtenstein in seiner Reise in das südliche Afrika geschildert. Die Buschmänner bilden ein zusammengelaufenes, liederliches Gesindel von Landstreichern und Räubern aus verschiedenen Hottentottenstämmen, die sich in öde und unzugängliche Gebirgsgegenden geflüchtet haben. Nach Campell wohnen die meisten Buschmänner an den vier Flüssen Malalareen, dem Gelben, Alexander= und Cradokflusse. Ihre Zahl beträgt nicht mehr, als einige Tausende. Sie sind die erklärten Feinde aller ihrer Nachbarn, der übrigen Hottentotten, der Caffern und der Colonisten, indem sie aus ihrem Hinterhalte auf Vorübergehende lauern und mit ihren vergifteten Pfeilen nach ihnen schießen. Sie rauben vorzüglich Vieh zu ihrer Nahrung, denn sie behalten keines lebendig, um es aufzufüttern oder sich fortpflanzen zu lassen, sondern alles, was sie erbeuten, wird sogleich geschlachtet und aufgezehrt, sobald sie es in Sicherheit gebracht haben. Oft ist daher die Colonie genöthigt, Militär gegen sie abzuschicken, um ihren Streifereien und Räubereien Einhalt zu thun. Die durch Ver=

mischung der Weißen mit den Hottentottinnen entstandene Race nennt man Mestizhottentotten. Sie sind frei, wie die Weißen.

Hottinger, der Name einer schweizerischen Familie, welche durch mehrere Gelehrte, vorzüglich Theologen, berühmt geworden ist. Unter ihnen ragt am meisten hervor: 1. Joh. Heinr., der Aeltere, geb. zu Zürich 1620. Schon in der Schule zu Zürich zeigte er glückliche Anlagen für die Wissenschaft, und machte solche Fortschritte in den alten Sprachen, daß man ihn auf öffentliche Kosten einige auswärtige Universitäten besuchen ließ. Er reiste daher zuerst 1638 nach Genf, von da nach Frankreich und Holland. Hier studirte er in Gröningen mit dem unermüdetsten Eifer orientalische Sprachen. Mit einem reichen Schatze von Kenntnissen kehrte er über England 1641 in sein Vaterland zurück. 1642 wurde ihm die Professur der Kirchengeschichte in seiner Vaterstadt übertragen, 1643 die Professur der Catechetik und orientalischen Sprachen. Seine lehrreichen Vorträge und practischen Uebungen fanden großen Beifall, und belebten das Studium der orientalischen Literatur sehr. Noch mehr verbreitete sich sein Ruhm durch seine zahlreichen Schriften über dieselbe. Sein vorzüglichstes Verdienst in diesem Fache besteht darin, daß er mit ungemeinem Fleiße die innere Verwandtschaft der morgenländischen Sprachen erforschte, und auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könne, aufmerksam machte, z. B. in seiner Grammatica quatuor linguarum hebr., chald., syr. et arab. harmonica (Zürich 1649, 4.); in seinem Etymologicum orientale (Frankfurt 1661), Thesaurus phil. s. clavis scripturae (Tig. ed. III. 1696, 4.), durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der orientalischen Literatur am meisten beigetragen hat, u. a. m., ferner, daß er mit diesem Studium das Studium der orientalischen Geschichte und Archäologie in enge Verbindung setzte, und über die Geschichte der Juden und Mohammedaner, wie überhaupt über die Geschichte der Religionen und Secten des Orients, die erste genauere Kunde gab, z. B. in seiner Historia orientalis (Tig. 1651 u. 1660. 4.) Promtuarium s. bibliotheca oriental. (Heidelb. 1658, 4.) u. a., so wie in seiner bis auf die Geschichte der Reformation gehenden Historica ecclesiastica N. T. (Tig. 1651 — 1667. Vol. IX. 8.), einem sehr geschätzten Werke, welches nach authentischen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiösen Vorurtheilen, in der Ordnung etwas locker, und rauh im Vortrag ist. Vorzüglich bemühte er sich, auch den Zustand der orientalischen Kirche genau kennen zu lernen, und theilte in seinen Schriften manches Ergebniß dieser Forschungen mit. Sein Ansehn in der gelehrten Welt war so gestiegen, daß der Churfürst von der Pfalz sich durch einen eigenhändigen Brief an den Rath zu Zürich die Erlaubniß auswirkte, ihn auf einige Jahre nach Heidelberg kommen zu lassen, um durch seine Wirksamkeit dem gesunkenen Flore dieser Universität wieder aufzuhelfen, welches auch Hottinger (1653 — 1661) mit dem glücklichsten Erfolge bewirkte. Seinem Bestreben aber zur Vereinigung der protestantischen Religionsparteien, welche der Churfürst zu bewirken wünschte, stellten sich die gewöhnlichen Hindernisse in den Weg. 1658 begleitete er den Churfürsten auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er die bedeutendsten Männer Deutschlands kennen lernte, und mit dem großen Orientalisten Ludolph Freundschaft schloß. Beide faßten damals den Plan, einige in der orientalischen Literatur erfahrene junge Leute auf fürstliche Kosten zur Erforschung des Zustandes der afrikanischen, besonders der äthiopischen, Kirchen von Afrika reisen zu lassen. Als er nach Heidelberg zurückgekehrt war, bat

der Churfürst den Rath zu Zürich um Verlängerung seines Urlaubs, und erhielt ihn auch. Mit Ehrenbezeigungen überhäuft, kehrte er endlich 1661 nach Zürich zurück. Hier wurden ihm bald die Würde eines beständigen Rectors der Universität, mehrere ehrenvolle Aemter, ja einigemal selbst Staatsgeschäfte, z. B. eine Gesandtschaft nach Holland, übertragen. 1667 wollte er endlich einem wiederholten Rufe der Universität Leyden folgen, aber das Schicksal hinderte ihn, sein Vaterland zu verlassen, indem er mit dreien seiner Kinder auf einer Fahrt auf der Limmat sein frühes, allgemein bedauertes Ende fand. 2. Sein Sohn, Joh. Jac., geb. zu Zürich 1652, begann unter des Vaters Anleitung seine Studien, bekleidete nachher mehrere geistliche Aemter, wurde 1698 Professor der Theologie zu Zürich und starb 1733. Sein Leben hat J. J. Lavater beschrieben (Tempe Helvetia, T. II. S. 7 ff., wo auch ein Verzeichniß seiner meisten theologischen Schriften, an der Zahl 114, gegeben wird). Unter seinen Schriften wird des Inhalts wegen am meisten geschätzt: seine helvetische Kirchengeschichte (Zürich 1708 — 1720, 2 Bde. 4.), durch welche er die Würde seiner Kirche zu behaupten bemüht war, und einige eben so viel Verstand als Mäßigung verrathende Unionsschriften. Ueber Vater und Sohn siehe: Meisters berühmte Züricher, 2r Th. S. 10 ff. und S. 293 ff. Mit Letzterm ist nicht zu verwechseln: 3. der 1750 geborne Joh. Jac., Prof. und Chorherr zu Zürich, und daselbst gest. den 4. Febr. 1819, rühmlich bekannt durch die Herausgabe mehrerer Classiker, z. B. des Cicero de divinatione (Leipz. 1793, 8.), des Sallust, der Uebersetzungen von Ciceros Werk über die Pflichten, der Charaktere Theophrasts in Wielands attischem Museum u. a. m. Nicht blos als Philolog, auch als Aesthetiker und Literator hat dieser eben so scharfsinnige als geschmackvolle Gelehrte sich bedeutende Verdienste erworben. Seine treffliche Preisschrift: Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern (Mannheim 1789), gehört zu dem Vorzüglichsten, was wir in dieser Art besitzen. Außerdem verdient bemerkt zu werden: seine Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur (Zürich 1784 — 86, 3 Bde.); über Bodmer (acroama de J. J. Bodmer, Zürich 1783, 8.), Salomo Geßner (Zürich 1796, 8.), und J. J. Steinbrüchel, seinen Lehrer (acroama de J. J. Steinbrüchelio etc.) Mit Wieland und Jacobs vereinigte er sich zur Herausgabe des Neuen attischen Museums. T.

Houel (J. P.), ein rühmlich bekannter Maler und Kupferstecher, geb. 1735 in Rouen, studirte erst die Architectur und erlernte später die Malerei bei Descamps, und die Kupferstecherkunst unter le Mire in Paris; allein da er die Malerei vorzog, verließ er le Mire, und setzte das Studium der letztern unter Casanova fort. Voll Begierde, Italien zu sehen, durchwanderte er Neapel und Sicilien, die Inseln Malta und Lipari als Beobachter und Künstler. Nach seiner Zurückkunft nach Paris ging er sogleich an die Ausführung des Planes, seine Nachforschungen und Untersuchungen bekannt zu machen, und die malerischen Ansichten und Denkmäler zu stechen. Er nahm noch Leprince zu Hilfe, und so brachte er in 6 Jahren seine Voyage pittoresque de Sicile, de Malte et de Lipari, ein Werk von 264 Kupferplatten und 4 Foliobänden Text, zu Stande. Es enthält einen reichen Schatz von anziehenden Beobachtungen, sowol über die Sitten und Gebräuche, als die Naturgeschichte. Die vorzüglichsten Denkmäler, die Theater, Amphitheater, Wasserleitungen, Vasen, Statuen, Basreliefs, Münzen u. s. w. sind hier mit größter Genauigkeit gegeben. Houel hat außerdem noch

viele Ansichten u. dgl. gestochen, auch eine große Menge mittelmäßiger Verse gemacht, die aber nie gedruckt wurden. Er starb zu Paris 1813.

Houris heißen die Jungfrauen, welche in Mohammeds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Korans, von blendender Schönheit, denn Rubinen und Perlen werden beschämt durch sie; keiner Unreinigkeit unterworfen, von keinem Menschen oder Geiste je der Jungfrauschaft beraubt, haben sie die süßen, schmachtenden Blicke ihrer großen schwarzen Augen nur für den einzigen Geliebten. In unaufhörlich grünenden Gärten findet man sie in Lauben, auf grüne Kissen und die schönsten Teppiche hingegossen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Seligen in ihren Armen. Wie oft aber auch sie den süßesten Genuß gewährten, werden sie doch nie aufhören, jungfräulich zu sein. Man sieht, Mohammed hat nichts gespart, dem üppigen Orientalen auch von dieser Seite sein Paradies reizend zu malen. Er hatte aber ein Vorbild hiezu in dem Parsismus, in dessen Paradies, Behisht und Mimu genannt, die schwarzäugigen Nymphen, Hurani behisht, deren Obhut dem Engel Zannyad anvertraut ist, ebenfalls nicht in Schatten gestellt sind. Es versteht sich nun aber wol von selbst, daß hier blos ein Männerparadies gemalt ist, in welchem die Weiber sich eben nicht zum Besten befinden dürften. Sie sollen aber an einen besondern Ort der Glückseligkeit gelangen, wo es ihnen an allen Arten von Vergnügungen nicht mangeln soll. Die von ihren Männern recht innig geliebten Weiber haben eine Hoffnung mehr, denn dem Manne steht es frei, statt der Houris seine Gattin zurückzufodern. dd.

Houtmann (Cornelius). Dieser berühmte holländische Seefahrer und Gründer des holländischen Handels mit Ostindien war zu Gouda in der Mitte des 16. Jahrh. geboren. Als er sich, seiner Geschäfte wegen, einige Zeit in Lissabon aufhalten mußte, zog er aus Neugierde Erkundigungen ein über den Handel mit Indien, der damals Portugal ausschließend bereicherte, und über die Wege dahin. Er merkte bald, welche großen Vortheile seinen Landsleuten aus dieser Schifffahrt zufließen könnten; allein da den Fremden alle Nachforschungen aufs Strengste untersagt waren, erregte Houtmann Verdacht, wurde eingesperrt, und zur Entrichtung einer großen Geldstrafe verurtheilt. Da er diese nicht bezahlen konnte, wendete er sich an die amsterdamer Kaufleute mit dem Antrage, ihnen alles zu verrathen, was den Handel nach Indien betreffe, wenn sie ihn befreien wollten. Sie kauften ihn los, und er hielt, als er 1594 nach seinem Vaterlande zurückkam, sein Versprechen. Die Kaufleute bildeten eine Gesellschaft, die sich die Compagnie der entfernten Lande nannte, rüsteten 4 Schiffe aus, und ernannten Houtmann zum Supercargo. Den 2. Apr. 1595 lief die Flotille aus, und landete den 23. Juni 1596 vor Bantam auf der Insel Java. Sie wurden freudig aufgenommen, allein die Portugiesen wußten sie bald mit den Eingebornen zu entzweien. Sie machten noch mehrere Versuche auf den ostindischen Inseln, sahen sich aber endlich genöthigt, nach Europa zurückzukehren, nachdem die Mannschaft auf weniger als ein Drittel zusammengeschmolzen war. Den 14. Aug. 1597 liefen sie wieder in den Hafen von Amsterdam ein. Ungeachtet diese erste Fahrt wenig Vortheil gebracht hatte, beschloß man doch sogleich die Absendung einer zweiten Expedition. Es bildeten sich nach dem Beispiele von Amsterdam ähnliche Compagnien in den Seestädten der vereinigten Provinzen; endlich vereinigten sich alle in eine ostindische Compagnie, welche den Portugiesen den ostindischen Handel

entriß, sie aus Ostindien vertrieb, und bis ans Ende des 18. Jahrh. sich ausschließend in dem Handel dahin erhielt. Houtmann ging als Befehlshaber der zweiten Unternehmung 1598 wieder nach Ostindien ab, und war diesmal glücklicher. Nachdem er Madagaskar, die Maldiven und Cochinchina besucht hatte, landete er auf Sumatra, wo er anfangs von dem Könige freundlich aufgenommen, allein bald darauf bei einem Feste verhaftet wurde. Die Schiffe, welche schon geladen hatten, kehrten zurück, und man glaubte Houtmann getödtet. Allein am 31. Dec. 1600 kam er mit 3 Matrosen an Bord eines vor Achem liegenden holländischen Schiffes, erklärte aber, er wolle sich der Gefangenschaft nicht entziehen, weil er hoffe, die Freiheit noch zu bekommen und mit dem Könige einen seinen Landsleuten vortheilhaften Vertrag abzuschließen. Der König zeigte wirklich günstige Gesinnungen, gab aber den Einflüsterungen der Portugiesen nach, und sandte Houtmann in das Innere des Landes, wo er in der Folge starb. Von diesen ersten Reisen der Holländer erschienen anziehende Beschreibungen, später ließen sie über ihre Seefahrten amtlich nichts mehr bekannt werden.

Howard (John), ein in ganz Europa berühmter Name, mit welchem sich das segnende Andenken eines edelmüthigen Menschenfreundes verknüpft, der mit uneigennütziger Sorgfalt sein ganzes Leben der Verringerung des menschlichen Elends widmete, war der Sohn eines reichen Kaufmanns, geboren zu Clapton in England 1727, wurde in seiner Erziehung streng gehalten, und scheint sich frühzeitig mit jenen Kenntnissen bereichert zu haben, die er späterhin so trefflich anwendete. Er sollte erst in London die Handlung erlernen, verließ sie aber, als er sich nach seines Vaters Tode im Besitz eines großen Vermögens sah, auch wegen seiner Schwächlichkeit zu diesem Geschäfte wenig geeignet war, und machte eine Reise nach Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London, und beschäftigte sich daselbst vorzüglich mit Physik und Medicin. Schon damals zeigte sich sein hoher Edelmuth in Unterstützung der Armen thätig. Die Pflege und Behandlung, welche er von einer Witwe, bei welcher er wohnte (Sara Loidorn), erfuhr, rührte ihn so, daß er ihr, ob sie gleich schon 60 Jahr alt war, seine Hand gab (1753) und sie zärtlich liebte. Aber er verlor sie schon drei Jahre nachher. 1756 wurde er zum Mitgliede der Societät der Wissenschaften in London aufgenommen. Als das Unglück, welches Lissabon durch das furchtbare Erdbeben betroffen, bekannt worden war, war er entschlossen, nach Portugal zu reisen, schiffte sich auch 1755 ein; allein das Schiff wurde von einem französischen Caper genommen, und nach Brest gebracht, wo er einige Monate in Kriegsgefangenschaft lebte, und Gelegenheit hatte, das Loos der Gefangenen mit eigenen Augen kennen zu lernen. Die lebhafte Theilnahme, welche ihm hier seine eigene Erfahrung für dasselbe einflößte, scheint vorzüglich den großen und edelmüthigen Plan, das Schicksal der Gefangenen zu lindern, in ihm erweckt zu haben. Als er auf sein Ehrenwort nach England zurückgekehrt war, machte er den ersten glücklichen Versuch durch Vorstellungen bei seiner Regierung, den Zustand der Gefangenen in Frankreich zu verbessern. Er kaufte sich nachher ein kleines Landgut zu Lymington, verheirathete sich (1758) zum zweitenmale, veränderte aber nach dem Tode dieser zweiten Gattin, welche ihm einen Sohn hinterließ, seinen Aufenthalt wieder, und ließ sich in der Nähe von Bedford, auf einem väterlichen Gütchen, Cardington, nieder, wo er, wie überall, als liebevoller Wohlthäter der Armen und Unglücklichen verehrt

wurde. Auch wurde er hier in die Versammlungen der Dissidenten gezogen. 1773 wurde er zum Sheriff der Grafschaft Bedford gewählt. Die Verwaltung dieser Stelle setzte ihn in den Stand, das Elend der Gefangenen ganz kennen zu lernen, und alle Gefängnisse im ganzen Königreiche besuchen zu können. Sein redlicher Eifer zog die Aufmerksamkeit des Hauses der Gemeinen so sehr auf sich, daß man von ihm einen Bericht über diesen Gegenstand verlangte, welcher nicht nur zwei Bills bewirkte, eine die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen, die andere die Loslassung und Unterstützung derer betreffend, welche zwar freigesprochen, aber dennoch ungebührlicher Weise im Gefängnisse festgehalten wurden, sondern ihm auch eine öffentliche Danksagung des Unterhauses veranlaßte. Dieses munterte ihn auf, die Untersuchung der Gefängnisse in England zu vollenden. Bald aber erstreckten sich seine menschenfreundlichen Absichten auf ganz Europa. Zwölf Jahre verwendete er zur Ausführung dieses Plans, und reiste von 1775 bis 1787 viermal nach Deutschland, fünfmal nach Holland, zweimal nach Italien, durchflog auch Spanien und Portugal, die nordischen Staaten und die Türkei. Ueberall war sein Hauptzweck, die Hospitäler und Gefängnisse zu besichtigen, und er scheute weder Kosten noch Gefahr, um diese Gemächer des Jammers zu untersuchen; ja er soll sich sogar, um seine menschenfreundliche Wißbegierde zu befriedigen, in Valadolid erboten haben, einen Monat selbst im Kerker zu bleiben. Ueberall aber fand der einfache, liebreiche und edelmüthige Mann Achtung, und selbst an vielen Höfen (z. B. beim Kaiser Joseph II.) eine ausgezeichnete Aufnahme. Das erste Ergebniß seiner Reisen war sein bekanntes Werk über die englischen und ausländischen Gefängnisse und Zuchthäuser, welches zuerst zu Warrington 1777 erschien, und durch seine folgenden Reisen in den spätern Ausgaben, z. B. 1784, größere Verbesserungen und größere Vollständigkeit erhielt. (Es ist auch, im Auszuge, deutsch von Köster übersetzt worden; Leipzig 1780, 8.) Selten hat ein Buch so segensreiche Folgen, wie dieses, gehabt; denn es hat zur Errettung vieler Tausende, welche trostlos im tiefen Kerker schmachten, mit Krankheiten kämpften, und so körperlich und geistig sich verzehren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerksamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Europas auf diesen wichtigen Gegenstand, auf eine zweckmäßige Verbesserung der Gefängnisse und Zuchthäuser, zuerst hingeleitet, und dadurch zur Besserung und einer menschlichern Behandlung der Gefangenen, besonders in England, Frankreich und Deutschland, beigetragen. Damit war jedoch sein Eifer nicht zufrieden. Er wollte nun, nachdem er das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, auch den Fortschritten der verheerenden Pest sich entgegenstellen. Er nahm in dieser Absicht den Charakter eines englischen Arztes an, welchen zu behaupten ihm nicht schwer wurde, da er früher eifrig die Arzneikunde studirt hatte, überall den Kranken unentgeldlich Hilfe leistete und mit wichtigen Empfehlungen versehen war. So reiste er 1785 zuerst nach Marseille. Nachher durchwanderte er die Pesthäuser und Lazarethe in Italien und in der Türkei, wobei er sich oft der äußersten Gefahr aussetzte. Ueberall half und wirkte er, wo er nur konnte. Nachdem er sich von der Natur der Pest und den wirksamsten Mitteln gegen diese Seuche unterrichtet hatte, gab er 1789 seine wichtige Schrift über die vorzüglichsten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Pest, heraus (aus dem Englischen; Leipzig 1791), kündigte aber am Schlusse dieses Werks eine noch größere Reise in den Osten an, um auch in Asien die Pest

kennen zu lernen, und die ihm bekannten Mittel gegen dieselbe zu versuchen. Er verließ sein Vaterland noch 1789, wurde bei einem Krankenbesuche in Cherson in der Crimm von einer epidemischen Krankheit angesteckt, und starb den 20. Jan. 1790; ein Opfer seiner warmen Menschenliebe. Er liegt so, wie Potemkin, in der Nähe von Cherson begraben; ein kleiner Obelisk bezeichnet sein Grab. Seine Schriften, wozu auch noch eine Uebersetzung der „historischen Bemerkungen und Anekdoten, die Bastille betreffend,“ aus dem Französischen, 1780 (deutsch, Berlin 1789), eine englische Uebersetzung des peinlichen Gesetzbuchs des Großherzogthums Toscana (1789), und mehrere physikalische Abhandlungen in den Schriften der Londoner Societät der Wissenschaften kommen, zeigen ihn auch als einen Mann von vielem Beobachtungsgeiste. Er hat einen Sohn hinterlassen, der wahnsinnig ist. Auch in seinem Testamente soll Howard den Hauptgegenstand seines Wirkens nicht vergessen, und eine große Summe zur Verbesserung der Gefängnisse und Tollhäuser vermacht haben. Sein Vaterland hat dem Manne, der sich um die Menschheit so hoch verdient gemacht hat, ein würdiges Denkmal in der St. Paulskirche zu London errichten lassen.

Howe (Richard Graf), ein berühmter englischer Admiral, geboren 1722, trat schon in seinem 14. Jahre in Dienste, und ward zum Lohn für mehrere glänzende Thaten 1746 Capitän. Als die Feindseligkeiten wieder begannen, trug er unter Lord Hawke 1757 viel zur Eroberung der Insel Air bei, und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Nach dem Tode seines Bruders, 1758, erhielt er den Titel eines irländischen Barons. 1770 wurde er zum Contre-Admiral und Oberbefehlshaber im mittelländischen Meere ernannt. Im amerikanischen Kriege zeichnete er sich durch Anordnung weiser Maßregeln vielfach aus. Er lebte dann bis 1782 in Ruhe, als er den Auftrag erhielt, das belagerte Gibraltar neu zu verproviantiren, was er auch mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit ausführte. Während des Friedens wurde er zum ersten Lord der Admiralität ernannt, legte aber 1788 diese Stelle nieder, und wurde zum Range eines Grafen von Großbritannien erhoben. Der Krieg 1793 rief ihn nochmals auf eine Bahn, von der ihn sein hohes Alter schon entfernt zu haben schien. Er erhielt als Admiral der weißen Flagge den Befehl über die Flotte im Canal, blokirte eine Zeit lang den Hafen von Brest, und lieferte am 1. Juni 1794 die berühmte Seeschlacht, in der er einen glänzenden Sieg erfocht. 1795 wurde er zum General der Seetruppen und zum Ritter vom Hosenbandorden ernannt, worauf er 1797 das Commando seiner Flotte niederlegte. In dem Aufstande der Matrosen auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth leistete er seinem Vaterlande den letzten Dienst. Sein Ansehen und die Achtung, in der er bei den Matrosen stand, stellten die Ruhe wieder her. 1799 starb er. Sein besonnener Muth und sein fester Sinn hatten ihm hohe Achtung erworben; die Matrosen nannten ihn, wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe, nur den schwarzen Dick. (Dick ist nämlich das englische Verkleinerungswort des Vornamens Richard.) Streng und gerecht zugleich, wurde er von seinen Untergebenen gefürchtet und geliebt.

Howick (Lord Charles), Graf von Surby, ehemals Lord Grey (aus der normannischen Familie de Croy, welche Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt war), des großen Pitt berühmter Gegner, ist 1764 geboren, und ward in Eton erzogen. Nach geendigten Universitätsstudien reiste er auf das feste Land; hierauf wählte ihn Northumberland für das Unterhaus, in welchem er bis 1806 zu den Häuptern

der Opposition gehörte. Er erklärte sich schon 1793 gegen den Krieg mit Frankreich, und schlug dreimal (zuerst den 3. Mai 1793) eine Parlamentsreform vor; auch widersetzte er sich der Suspension der Habeascorpusakte, der Vereinigung Irlands mit England, und dem Kriege 1801 mit Dänemark und Schweden. Deshalb überschickte ihm der Handelsstand von Stockholm eine Denkmünze mit seinem Bildnisse und der Inschrift: „Dem tugendhaften Weltbürger und dem kraftvollen Vertheidiger des Seerechts der Völker im brittischen Volksrathe." Nach Pitts Tode traten seine Freunde in das Ministerium, und Lord Grey ward erster Lord der Admiralität. Als Fox starb, erhielt er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, und nach dem Tode seines Vaters den Titel Lord Howick. Im März 1807 brachte er die Bill für die Emancipation der Catholiken in das Parlament, und trat, als der König derselben seine Zustimmung verweigerte, aus dem Ministerium. Hierauf bekämpfte er wieder in der Opposition das politische System der Minister, und verlangte, im April 1815, daß England in dem Kriege mit Buonaparte neutral bleiben solle. Seitdem hat er sich standhaft der Fremdenbill und jeder Beschränkung der brittischen Volksfreiheit widersetzt, auch wiederholt die Emancipation der Catholiken und die Einziehung aller müssigen reichbesoldeten Staatsämter mit Nachdruck empfohlen. Seit 1794 ist er mit der Tochter des verstorbenen Lords Ponsonby vermählt, die ihm mehrere Kinder geboren hat.

Hoym (C. G. H., Graf von), königl. preuß. dirigirender Minister in Schlesien, geb. 1739 zu Poploz in Hinterpommern; zu seiner Zeit einer der tüchtigsten Geschäftsmänner des preußischen Staats. Er begann seine Studien auf dem Königsberger Gymnasium, und setzte sie fort auf der Universität zu Frankfurt an der Oder. 1761 ging er auf eine kurze Zeit zum Militär, trat aber bald in die Verwaltung, und zwar zum Finanzfach über. Er stieg schnell empor; schon 1762 wurde er zum Kriegs- und Domänenrath befördert, und 1767 war er bereits geheimer Rath und zweiter Kammerdirector, 1768 wurde er Friedrich dem Großen persönlich bekannt, und dadurch für seine höhere Laufbahn der Grundstein gelegt. 1769 ernannte ihn Friedrich zum Regierungspräsidenten in Cleve, und 1770 zum dirigirenden Minister in Schlesien. Seine Verwaltung dieser wichtigen Provinz der preußischen Monarchie wird in den Jahrbüchern Schlesiens unvergeßlich bleiben. Die beiden Nachfolger Friedrichs des Großen beehrten Hoym nicht minder mit ihrer Gnade und ihrem Vertrauen. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn noch in den Grafenstand, ließ sich von ihm 1796 bei der Huldigung in Südpreußen repräsentiren, und übertrug ihm auch die Verwaltung dieser neuen und wichtigen Erwerbung. Nach dem Tilsiter Frieden wurde Hoym bei seinem hohen Alter in Ruhestand versetzt, und starb in demselben Jahre zu Dyrnfurth bei Breslau.

Huarte (Juan), der einzige spanische Schriftsteller, welcher über das Gebiet seines Vaterlandes hinaus als Philosoph berühmt geworden ist. Er war in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. zu St. Juan del pie del Puerto (St. Juan) in Niedernavarra, wahrscheinlich um 1520 geboren, und lebte noch 1520 als practicirender Arzt in Madrid, welcher Beruf ihn bei Einsammlung seiner psychologischen Beobachtungen sehr begünstigte. Das Werk, welches ihn in Europa berühmt gemacht hat, und in viele Sprachen übersetzt worden ist, führt den Titel: Examen de ingenios para las sciencias. Huarte verbesserte es bei jeder neuen Auflage, die es in seinem Vaterlande erlebte. Der

scharfsinnige Lessing hielt dieses an mannichfaltigen Erfahrungen und geistreichen Beobachtungen über die geistige Verschiedenheit der Menschen reichhaltige Werk einer Verdeutschung vorzüglich würdig, welche auch unter dem Titel: Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften (Zerbst 1752), dann aber in einer verbesserten Auflage von Ebert (Wittenberg 1785, 8.), erschien. In der Vorrede zu dieser Uebersetzung hat Lessing den Verfasser, der noch jetzt bei seiner Nation in ehrenvollem Andenken ist, trefflich gewürdigt. Man machte ihm übrigens den Vorwurf, einen untergeschobenen Brief des Proconsuls Lentulus an den römischen Senat, in welchem der Heiland nach seinem Aeußern beschrieben wird, als ächt bekannt gemacht zu haben.

Huber. Dieser Name erinnert uns in der literarischen Welt an vielfache Verdienste; z. B. in der Medicin an den berühmten Anatomen und Professor der Anatomie zu Cassel, Joh. Jac. Huber (1707), in der Schweiz geboren, starb 1778; in der Jurisprudenz an den berühmten Staatsrechtslehrer Ulrich Huber, Professor der Rechte zu Franecker, geb. zu Dukum in Friesland 1636, gest. 1694, dessen Werk de jure civitatis (Lugd. 1667, 4.) für diese Wissenschaft bedeutend ist, und an dessen Sohn Zacharias (1669 — 1731); in der Philosophie an eine geniale Schriftstellerin, Maria Huber (1694 zu Genf geb., gest. zu Lyon 1759), welche durch einige geistige Schriften, besonders durch ihre Lettres sur la religion à l'homme (1739 und 1754), welche ins Englische und Deutsche übersetzt worden sind, viel Aufsehen erregte. Auch endlich einen berühmten Maler (Joh. Jac., 1668 — 1748) kennen wir, welchen Füßli in seiner Geschichte der schweizer Maler den Tintoret der Schweizer nennt. Wir zeichnen aber folgende insbesondere aus:

Huber (Michael), als Literator und Uebersetzer berühmt, machte die Franzosen mit den bessern Werken seiner Nation, in ihrer Sprache, die er gleich der seinigen vollkommen inne hatte, zuerst bekannt. Zwar waren seine Uebersetzungen nur prosaisch, und es mußte daher den Originalen gar viel von ihrer poetischen Kraft entgehen, allein auch so, und begleitet von seinen kritischen Bemerkungen über dieselben, zeigen sie, wie richtig er seine Originale verstanden, und knüpften das Band zwischen französischer und deutscher Literatur fester an. Millin im magazin encyclopédique 1804, No. 20, sagt von ihm, il a eu beaucoup de successeurs dans cette carrière, mais on pout dire qu'aucun d'eux n'exita comme lui l'enthousiasme des français pour les muses allemandes. Eben so nützte er durch seinen Unterricht. Außer den Uebersetzungen mehrerer Gedichte Geßners und dessen Werke (Zuric 1768 — 1772) gab er auch Choix de poésies allemandes in 4 Bänden (Paris 1766, 12.) heraus, die erste französische Anthologie deutscher Gedichte, in welcher Sammlung er selbst Poesien von Klopstock, Wieland, Lessing, Kleist u. A. übersetzte, und eine nützliche Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtkunst gab. Ferner übersetzte er in derselben Sprache Thümmels Wilhelmine, ausgewählte Briefe von Gellert und Rabener, Meiners philosophische Briefe über die Schweiz, Campes neuen Robinson, die Basedowschen Erziehungsbücher, vorzüglich aber Winckelmanns Kunstgeschichte (3 Bde., Leipzig 1781, 4.). Außerdem gab er auch Notices générales de graveurs, divisés par nations, et de peintres, rangés par écoles, précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'orgine de ces arts jusqu'à nos jours, et suivies d'un Catalogue raisonné et d'une collection choisie d'estampes, à Dresde et Leipsic 1787, und einen Catalogue raisonné

du Cabinet d'estampes de feu Mr. Brandes (T. I. et II., Leips. 1793
t 1796), endlich die Mannsteinischen Mémoires sur la Russie heraus,
ind war Mitarbeiter mehrerer gelehrten Journale. Was seine Le-
ensumstände betrifft, so haben wir noch hinzuzusetzen, daß er 1797 zu
Frontenhausen in Niederbaiern geboren war, und 1766 die Stelle ei-
es Lectors der französischen Sprache auf der Universität Leipzig er-
ielt, wo er 1804 gestorben ist.

Huber (Ludw. Ferd.), geb. in Paris 1764, gest. in Ulm 1804, ils königl. baierscher Landesdirectionsrath, der Sohn des Vorigen. Er am schon in seinem zweiten Jahre mit seinen Aeltern nach Leipzig. Eine treffliche Erziehung, der Umgang mit ausgezeichneten Männern ind Gelehrten des In- und Auslandes, so wie die vertraute Freund-chaft mit Jünger, Gallisch, Breitkopf u. A. wirkten günstig auf die Entwickelung seiner Talente. Eine unermüdliche Lesebegierde berei-herte ihn mit Kenntnissen, und machte ihn vornämlich in der neuern chönen Literatur der Franzosen, Engländer und Deutschen einheimisch. Schon in seinem 15. Jahre fing er an, Uebersetzungen für den Druck u liefern. Nachdem er sich zu Dresden unter dem Minister von Stutterheim zum Geschäftsmanne gebildet hatte, ward er 1787 Le-gationssecretär bei der sächsischen Gesandtschaft zu Mainz, welcher Ort ür diplomatische Geschäfte damals besonders wichtig war. Am fol-genreichsten war für Huber der Umgang mit Georg Forster und des-en geistreicher Gattin. Mit Aufopferung aller seiner bürgerlichen Verhältnisse, die ihm eine glänzende Laufbahn versprachen, mit größ-er Anstrengung und Selbstaufopferung ward er der Retter, Vater ind Pfleger der Forsterschen Familie. Er heirathete die geschiedene Gattin desselben, lebte seit 1793 mit ihr und ihren Kindern in dem Dorfe Bosle bei Neufchatel, und beschäftigte sich mit Schriftstellerei, besonders im politischen Fache. Im J. 1798 ging er nach Stuttgart, ibernahm an Posselts Stelle die Herausgabe der allgemeinen Zeitung, ind ward 1803 Landesdirectionsrath zu Ulm. Huberts Schriften charak-terisirt jene geistreiche Leichtigkeit, die das Talent allein durch lebendi-gen Umgang, nicht durch Bücher erwirbt. Dennoch hat er sich weni-ger durch Werke von poetischer Eigenthümlichkeit, als vielmehr durch glückliche Bearbeitungen und geistreiche Kunstkritiken rühmlich ausge-zeichnet. Schon früher zogen ihn vorzüglich die classischen Werke der englischen Literatur an, und aus dieser Quelle floß seinem Talente reichhaltiger Stoff. So gab er schon 1785 Ethelwolf, oder: der Kö-nig kein König, ein Schauspiel in 5 Aufzügen, nebst vorläufigen An-merkungen über Beaumont und Fletscher und das ältere englische Thea-ter überhaupt, heraus. Dann bereicherte er auch die deutsche Bühne mit mehreren guten Bearbeitungen der besten französischen Lustspiele, wozu vorzüglich die beliebten Lustspiele: offene Fehde (Mannheim 1788), der tolle Tag oder Figaros Hochzeit (Leipz. 1785), die Abenteuer ei-ner Nacht (Mannh. 1789), und andere in seinem Neueren französischen Theater (3 Bde., Leipz. 1795 — 1797) gehören. Auch machte er die Deutschen mit mehreren andern Erzeugnissen der neuern französischen ind englischen Literatur bekannt, z. B. mit Duclos geheimen Memoi-ren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs XIV. und XV., mit Ein-leitungen und Anmerkungen; drei Theile. (Berlin 1791 — 1793.) Unter seinen Originalschauspielen hat nur das heimliche Gericht (neue Aufl., Berlin 1795) Aufsehen gemacht, so lange der Stoff desselben in der Mode war. Glücklicher war er in seinen Erzählungen (drei Samm-lungen, Braunschweig 1801 und 1802, und in mehreren Almanachen

und Zeitschriften, die er herausgab), welche zu den besten Erzeugnissen der Deutschen in diesem Fache gehören. In der Kunstkritik nahmen seine Recensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung, welche auch in seinen vermischten Schriften (2 Theile, Berlin 1793), begleitet von einer trefflichen Abhandlung über Kritik, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand und nationellen Charakter der schönen Literatur in Deutschland wieder abgedruckt worden sind, einen ehrenvollen Rang ein. Nicht minder geschätzt sind seine übrigen Schriften, z. B. Friedenspräliminarien, 10 Bde. (Berlin 1793 — 1796), und die politischen Zeitschriften, Clio, die europäischen Annalen, die allgemeine Zeitung unter seiner Herausgabe u. a. m. Ueber seine Gattin, Therese Huber, siehe die neue Folge dieses Werks.

Hubertsburg, ein königl. sächsisches Jagdschloß im Leipziger Kreise, ehemals prächtig, im siebenjährigen Kriege zerstört, jetzt ein Getreidemagazin. In den Seitengebäuden befindet sich eine catholische Capelle, nebst Wohnungen für Pensionärs; auch wurde hier seit 1774 eine Fabrik von Steingut und Steinpergament angelegt. Das Schloß ist durch den daselbst am 15. Febr. 1763 zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen geschlossenen Frieden, welcher den siebenjährigen Krieg beendigte, berühmt geworden. (S. Friedensschlüsse.)

Hübner (Joh.), ein sehr verdienter Schulmann des vorigen Jahrhunderts, durch seine in allen Schulen gebrauchten historischen und geographischen Werke, und durch seine zweckmäßige Erfindung, die Landkarten methodisch zu illuminiren, von welcher der berühmte Homann in Nürnberg seit 1702 den ersten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um seine Verdienste gerecht zu beurtheilen, muß man sich in seine Zeit versetzen, denn in manchem Irrthume seines Zeitalters war auch unser Hübner befangen. Doch läßt sich aus der auffallenden Menge der Auflagen, welche seine Schriften erlebten, auf das Bedürfniß derselben zu ihrer Zeit mit Recht schließen. So erhielten z. B. seine kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie noch bei seinem Leben (seit 1693) 36 Auflagen, und wurden in die meisten der neuern Sprachen übersetzt. Auch wurden seine kurzen Fragen aus der politischen Historie bis zum Ausgange des 17. Säculums (10 Bde. 12., 1697 — 1702); seine ganze Historie der Reformation, in funfzig Reden (1730, 12.); seine sehr brauchbaren genealogischen Tabellen und kurzen Fragen aus der Genealogie (1708), und 46 Bände Supplemente zu den übrigen Werken (1708—1752), ferner sein kleiner Atlas scholasticus (Nürnberg bei Homann 1719, Folio), seine ausführliche Nachricht von dem Hamburgischen Museo geographico (1722), und endlich Hamburgische Bibliotheca historica (10 Thle. 1715 u. f.), welche er mit Fabricius und Richey bearbeitet hat, mit vielem Beifall gebraucht, wozu gewiß auch der treuherzige, einfache Ton derselben beitrug, mit welchem er selbst Mährchen, wie Geschichte, faßlich und angenehm erzählte: denn er hatte die meisten seiner Schriften für den Schulunterricht bestimmt, und wollte in denselben eine leichte, zugleich belehrende und unterhaltende Uebersicht dessen geben, was ihm für seine Zeit wissenswürdig schien. Er ward geboren zu Tyrgau, unweit Zittau (nicht, wie Andere berichten, in Torgau), im J. 1668, studirte 1689, und lehrte darauf öffentlich Geographie und Geschichte auf der Universität zu Leipzig, ward 1694 Rector in Merseburg, dann 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg, und starb als solcher 1731. Auch in Poetik und Rhetorik ist er durch sein Reimwörterbuch (erschienen 1696, 8.); wiederholt und mit einer kurzgefaß-

en Anleitung zur deutschen Poesie unter dem Titel: J. Hübners neu vermehrtes poetisches Handbuch, Leipzig 1712) und durch seine oratorischen Fragen (5te Aufl., Leipzig 1709), noch mehr aber in den äl- tern deutschen Schulen durch seine beliebten biblischen Historien (seit 714 in mehreren Auflagen, Uebersetzungen und Bearbeitungen) be- annt. Das reale Staats-, Zeitungs- und Conversationslexicon aber, ie auch einige andere Werke, welchen man zur Empfehlung seinen Namen vorgesetzt hat, sind nicht von ihm, sondern nur die Vorreden 1 denselben. Sein Sohn, Joh. Hübner, Advocat in Hamburg, gest. 753, hat mehrere seiner Schriften nachgesehen, fortgesetzt und von Neuem herausgegeben; z. B. das Museum geographicum, welches in brauchbares Verzeichniß der besten Landkarten ist (Hamburg 1746). etzterer gab auch selbst einige nützliche historische und geographische Werke, z. B. Bibliotheca genealogica (deutsch, Hamburg 1709, 8.), nd eine vollständige Geographie (3 Thle., Hamburg 1745) heraus, elche mehrmals aufgelegt worden ist. T.

Hudson (Henry), ein berühmter englischer Seefahrer, welcher ier große Reisen in die Nordsee unternahm, um einen Weg nach Japan nd China zu entdecken; die erste 1607, die andere im folgenden Jahre. Ohne sich von dem ungünstigen Erfolge seiner Forschungen abschrecken 1 lassen, unternahm er dieselbe Reise auf Kosten der holländischen ompagnie zum drittenmale 1609. Er reiste von Amsterdam aus, und ahm seine Richtung nach Nova-Zembla, aber das Eis hinderte ihn, inen Plan weiter zu verfolgen; 1610 lief er auf gemeinschaftliche osten einiger Privatpersonen von neuem aus, um zu untersuchen, ob s nicht im Westen der Davisstraße einen Weg ins Südmeer gebe. Er am auf dieser Fahrt bis an den Eingang des an der nördlichen Küste on Canada gelegenen Meerbusens, welchen die Engländer nach ihm e Hudsonsbai benannten, und gab der ganzen umliegenden Gegend en Namen Neubritannien. Hudson faßte den Entschluß, im südlichen uncte dieser Gegend zu überwintern, um im folgenden Frühlinge ine Entdeckungen weiter zu verfolgen, hatte aber nicht genug für orrath an Lebensmitteln gesorgt, um in dieser öden Gegend so lange rweilen zu können. Er würde auch wahrscheinlich mit seiner ganzen Mannschaft umgekommen sein, wenn ihm nicht die Vorsehung unerwar- t durch einen Zug von Seevögeln zu Hilfe gekommen wäre. Mit Wiederkehr des Frühlings setzte er seine Forschungen einige Zeit fort, h sich aber endlich genöthigt, seine Untersuchung aufzugeben, und nach uropa schnell zurückzukehren. Mit Thränen im Auge vertheilte der nglückliche Hudson den geringen Vorrath, der noch übrig war, ließ er in der Verzweiflung über seine Lage die unvorsichtige Drohung ren, er werde einige seiner Leute im Lande zurücklassen. Die Ver- ckteſten unter diesen bemächtigten sich daher seiner bei der Nacht, nden ihm die Hände auf den Rücken, und gaben ihn so, nebst seinem ohne und den sieben kränksten seiner Leute, die ihm anhingen, in sei- r Schaluppe der Willkür der Wellen oder den Anfällen der Wilden eis. Vergebens waren die Nachsuchungen, welche die Engländer äter um seinetwillen anstellten.

Hudsonsbai, ein 14,000 Q. M. großer Meerbusen, 51—68° . B., zwischen Eastmain (dem Ostlande von Labrador), Canada, euwales und den nordamerikanischen Polarländern. Er ist 250 See- eilen lang, 200 breit und in der Mitte 140 Klaftern tief; kann aber r vier Monate im Jahre beschifft werden. Die übrige Zeit ist diese ai beständig mit Treibeis angefüllt. Ihr südlichster Theil heißt Ja-

mesbai, der nördliche Boltonsbai, und der nordwestliche, zwischen der Westküste und Insel Barren, Thomas Roes Welcome, oder blos Welcome. Im Nordwesten dringt aus dem Meere Chesterfields Inlet tief ins Land; oberhalb desselben liegen die Wager- und Repulsebai. In dieses Binnenmeer ergießen sich mehrere große Ströme, und zwar in die Jamesbai: der Albany, Abitibbe und der Moosefluß; westlich der Severn, der Nelson, der Churchill und der Seal. Die Hudsonsbai ist voll Sandbänke, Klippen und Inseln. Unter den letztern ist die Southamptoninsel (64° N. B.) die größte, da sie 100 Seemeilen lang, aber sehr schmal ist. Der Entdecker dieses Meeres war ein Däne, Anschiöld; doch erhielt sie den Namen von Henry Hudson (s. d. Art.) Später machten der Capitän Thom. Button, Robert Bylot, Thom. James u. A. hier Entdeckungen. Unter der Regierung Carls II. ward die Hudsonsbai-Compagnie errichtet, an welcher der Prinz Rupert und viele Große Theil nahmen. Diese hat, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag den Alleinhandel in diesen Gewässern und an diesen Küsten besessen, und vier Niederlassungen begründet: die südlichste, Moosefort oder Saint Louis, südlich von der Jamesbai (51° 28′), Albanyfort oder Sainte Anne (52° 18′), Yorkfort am Nelsonfluß (57° 30′), und Churchillfort oder Prinz Wales (59°). Die Hudsonsbailänder (Labrador u. s. w., etwa 20,000 Q. M. mit 7000 Eingeborenen) gehören seit dem Utrechter Frieden den Engländern, und stehen unter dem Gouvernement Newfoundland. Das Clima ist außerordentlich rauh. Im Januar steht sogar in Yorksfort das Thermometer auf 50° unter dem Fahrenheitschen Eispuncte. Weingeist, der freien Luft ausgesetzt, friert in wenig Stunden zu festem Eis. Sogar in beständig geheizten Zimmern, in Kellern, die 10 Fuß tief sind, friert der Londner Porter in ganzen Oxhoften bis auf einige Maaß ein. Die Luft ist alsdann so voller Eistheilchen, daß man durchaus nicht darin ausdauern kann. Außerordentlich sind die Anstalten, welche man treffen muß, um sich vor dem Froste, selbst in geheizten Zimmern, zu schützen. Sogar mitten im Sommer, wo das Fahrenheitsche Thermometer oft auf 90° steigt, thaut doch die Erde kaum drei bis vier Fuß tief auf. Der Boden der östlichen Küsten ist durchaus unfruchtbar und felsig. Auch auf der Westküste, in den nördlichen Gegenden, finden sich außer Wachholdern, Fichten und Pappeln kaum andere Bäume, die noch dazu ganz verkrüppelt sind. Etwas südlicher, nach der Jamesbai zu, wird das Clima so milde, daß man wenigstens Kartoffeln, rothe Rüben, ja sogar Mais und Bergreiß bauen kann. Außer einigen Beeren, besonders von der Gattung der Himbeeren, der Preiselbeeren und der Beerentraube, gibt es wenig Früchte, die wild wachsen. Dagegen sind die Thiere um die Hudsonsbai sehr gesuchte Gegenstände des Handels. Das nordamerikanische Elen (moose-deer), das Rennthier, das Bisamthier, der nordamerikanische Bisan, der Biber, verschiedene Bären und Ottern, Hermeline, Waschbären, Stinkthiere, mehrere Eichhörner, auch Narhwal, Wallrosse und Nordkaper sind die vorzüglichsten Säugthiere. Unter den Vögeln sind der Fischadler, die Schneeeule, die Rabenkrähe, der Maisdieb, die virginische Nachtigall, die Schneeammer, der Flachsfink, das Goldhähnchen, die Zugtaube, das Schneehuhn und der sonderbare Rheinchops, so wie die Taucher, die Möven, die Seeraben, der Papageientaucher und die Hudsonsbaigans die merkwürdigsten; die letztere vertritt nicht allein die Stelle der Eidergans, wegen ihres ausnehmend weichen Gefieders, sondern sie liefert auch die schönsten Schreibfedern. Amphibien und Fische gibt es sehr wenige; Frösche nur bis zum 61°. Lachse

kommen bisweilen vor. Die Europäer ziehen zur Nahrung vorzüglich die Hasen und die Schneehühner vor. Unter den Küstenvölkern unterscheidet man die südlichen, die nördlichen Indianer, und die Eskimos. Die ersteren machen mit den Nadowessiern, Tshippawas und Knistenohs einen Hauptstamm aus. Sie treiben die Jagd und den Pelzhandel vorzugsweise, machen durch die ungemessenen Länder von Nordamerika Reisen von mehreren hundert Meilen, sind aber durch den Mißbrauch des Branntweins gänzlich verdorben. Die nördlichen Indianer wohnen von 59° nordwärts, und haben die Kupfer-Indianer und die sogenannten Hunderibben zu Grenznachbaren. Sie sind zwar auch kupferfarben, haben aber doch etwas Bart, und sind ein ganz eigener Schlag Menschen. Sie treiben die Jagd mit weit weniger Gewandtheit und Vortheil, als ihre südlichen Nachbarn. Im Winter fahren sie auf Schlitten, von ihren Weibern gezogen, die in vollkommener Sclaverei gehalten werden. Dies Volk ist auch darin das Gegentheil der südlichen Indianer, daß es gar keine geistigen Getränke liebt, und weder kriegerisch noch grausam ist. Die Eskimos endlich, welche die nördlichen Küsten der Bai bewohnen, kommen selten nach den europäischen Niederlassungen, sondern man schickt im Sommer eine Schaluppe an ihre Küsten, um ihnen Pelzwerk und Häute abzunehmen. Nach dem ursprünglichen Befehle, den die Hudsonsbai-Compagnie ihren Faktoren gegeben, sollen diese alles anwenden, um die Wilden zum Christenthum und zu guten Sitten zu bekehren; sie sollen ehrlich und nicht betrüglich mit ihnen umgehen, auch, so viel als möglich, die Natur des Landes und seiner Erzeugnisse erforschen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß diese Anleitung sehr wenig befolgt wird. 1790 bestand die Zahl der zu den Niederlassungen gehörigen Personen in 240, und der Betrag des Handels belief sich auf 17,600 Pf. St.

Hue (J. Fr.), ein neuerer französischer Landschaftsmaler, der sich vorzüglich nach Vernet in der Darstellung von Seestücken gebildet hat, und nach seinem großen Meister für den ersten Künstler in dieser Gattung gehalten wird. Seine Arbeiten bestehen noch, außer den Seestücken, insbesondere in Mondscheinen. Er hat zu Vernets berühmten funfzehn Seehäfen noch sieben neue gemalt, welche mit jenen in der Gallerie zu Luxemburg aufgehängt sind. 1806 war Hue einer der elf Künstler, welche von Napoleon den Auftrag erhielten, die Folge von Bildern zu malen, welche die merkwürdigsten Ereignisse des Feldzugs von 1805 darstellen, und die Gallerie des Louvre zieren sollten.

Hufeland (Christian Wilh.), königl. preuß. Staatsrath, in Langensalza 1762 geboren. Sein Vater war Hofrath und Leibarzt des Herzogs von Weimar. Der Sohn war gleichfalls erst practischer Arzt in Weimar, wurde dann (1793) Rath und Professor in Jena, bekam in der Folge den Titel als herzogl. weimar. Hofrath und Leibarzt, und (1801) den Ruf als Leibarzt des Königs von Preußen, Director des Colleg. med. chirurg. und erster Arzt der Charité, mit dem Titel eines königl. preuß. Geheimenraths. Er zeichnete sich gleich vom Anfange seiner Laufbahn durch Gründlichkeit und großen Umfang seiner Kenntnisse, durch Selbstdenken und scharfsinnige, genievolle Anwendung der Wissenschaft auf die Praxis aus. Er kannte genau den Geist der alten und neuen Systeme, und nahm als sinnvoller Eklektiker das Gute und Practischbrauchbare, wo er es fand. Er lieferte eine Monographie als gekrönte Preisschrift über die Skrofelkrankheit, und verbesserte die Behandlung dieses Uebels, und brachte auch ein neues wirksames Mittel, die salzsaure Schwererde, dagegen in Aufnahme. Die

Blatterimpfung, so wie die Behandlung der geimpften und natürlichen Blattern, gewann sehr durch seine Bemerkungen über die natürlichen und künstlichen Blattern (1789). Auch hat er das Verdienst sich erworben, auf die Ungewißheit der Zeichen des Todes, und auf die Gefahr, Scheintodte lebendig zu begraben, aufmerksam gemacht zu haben. Als Lehrer der Medicin bildete er viele junge Aerzte, welche sein angenehmer und lehrreicher Vortrag, noch mehr aber seine echt menschenfreundliche Behandlung an ihn fesselten. Durch die Anlegung und Herausgabe des Journals der praktischen Medicin erwarb er sich ein wahres Verdienst um die Heilkunst, indem es nicht nur nähere Kenntniß vieler Krankheiten verschaffte, sondern auch Aufschluß über die Wirkung und Anwendbarkeit vieler Heilmittel gab. Die Verbreitung der Brownschen Theorie verwickelte ihn in literarische Fehden, da er zu sehr selbstständiger Denker war, um mit dem großen Haufen eine einseitige und lückenhafte Theorie anzustaunen und anzunehmen, und zu aufrichtiger Wahrheitsfreund, um seine Meinung zurückzuhalten, und nicht die Mängel jenes Systems und dessen Unbrauchbarkeit für die Praxis zu zeigen. Er that jedoch dieses mit seiner gewohnten Humanität, mit Mäßigung und Gleichmuth. Auch verkannte er das wahrhaft Gute, was die Brownsche Lehre hat, nicht, und nahm selbst in seinem Ideengang mehreres davon auf. Er trug zur Begründung der wissenschaftlichen Heilkunst sehr viel bei durch seine pathologischen Untersuchungen, und durch das in der Folge herausgegebene System der praktischen Heilkunde (angefangen 1800). Auch um die Erhaltung der Gesundheit erwarb er sich ein großes Verdienst, indem er noch als akademischer Lehrer über die Diätetik öffentliche Vorlesungen hielt, aus welchen in der Folge die berühmte „Kunst das menschliche Leben zu verlängern" (Makrobiotik) entstand. 1822 erschien von ihm mit Zusätzen und Anmerkungen versehen: Darwin, Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. (Leipz., F. A. Brockhaus. 8.)

Hugdietrich, s. Heldenbuch.

Hugo Capet, der Sohn Hugo des Großen, eines mächtigen Herzogs in Frankreich, dessen Hauptstadt Paris war. Die letzten Carolinger hatten fast alle Besitzungen, und damit ihre Macht, an ihre unruhigen Vasallen verloren. Ein einziger war noch übrig, Herzog Carl von Niederlothringen. Dieser wurde bei der Königswahl übergangen; und Hugo, durch Klugheit und Tapferkeit berühmt, bemächtigte sich 987 des Thrones, zu welchem er kein Recht hatte, mit List und Gewalt. Herzog Carl von Lothringen wollte zwar seinen Anspruch auf die Krone durch die Waffen geltend machen, wurde aber bald von Hugo gefangen, und starb schon im J. 992. So herrschte nun Hugo, und stiftete die dritte Dynastie der französischen Regenten, welche in drei Hauptlinien der Capetinger, 987 — 1328, Valois bis 1589, und Bourbon bis auf Ludwig XVI. (1793), 800 Jahre lang den Thron besessen hat, und 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, wieder erhielt. Die Familiengüter Hugos wurden zu königlichen Domänen, nur das Herzogthum Burgund wurde durch seine Brüder, Otto und Heinrich, auf deren Nachkommen vererbt. Hugo suchte durch Macht und Klugheit seinen Thron zu gründen, ohne sich an seinen früheren Feinden zu rächen. Den Namen Capet soll er nach Einigen wegen seines starken Kopfes, nach Andern wegen seiner Klugheit erhalten haben, noch Andere halten ihn für einen Familiennamen. Hugo starb 996. Durch ihn wurde Paris die Hauptstadt des Königreichs.

Hugonotten, Hugenotten. Dieser Name, den die Catholiken spottweise den Calvinisten in Frankreich gaben, wird verschieden abgeleitet. Die wahrscheinlichste Herleitung ist von dem Orte bei Tours, wo die Protestanten anfangs sich gewöhnlich versammelten. Schon unter Franz I. (1515 — 1547) hatten die Lehren Luthers und Zwinglis Eingang in Frankreich gefunden. Noch mehr aber verbreitete sich daselbst die von Calvin aufgestellte Glaubenslehre, obgleich Franz I. durch Bücherverbote, Strafverordnungen und einzelne Hinrichtungen sie zu unterdrücken suchte. Unter Franzens Nachfolger, Heinrich II., machte sie noch schnellere Fortschritte, wie heftig auch gegen sie gewüthet ward. Die Gesinnungen und der Einfluß der Königin Margaretha hatten nicht wenig Antheil an dieser Ausbreitung, und die damaligen Parteien am Hofe gewannen großen Einfluß auf die blutigen Verfolgungen der Anhänger des Protestantismus. Die Einen wollten sich mit den Gütern der hingerichteten und vertriebenen Ketzer bereichern, die Andern durch die Bestrafung derselben in der Gunst des Volks sich festsetzen. Die Parteien der Bourbons und der fünf Prinzen von Guise benutzten unter der Regierung des schwachen Franz II., zum Unglücke für das Land, den Meinungszwist der verschiedenen Religionsparteien, um ihre politischen Absichten durchzusetzen. Die Bourbons gehörten zur Partei der Protestanten, und um ihre Gegner zu schwächen, und wo möglich zu vernichten, setzten die Guisen die Verfolgung der Ketzer mit wilder Grausamkeit fort. In jedem Parlamente wurde eine besondere Kammer angeordnet, welche die Protestanten verhören und bestrafen sollte, die brennende Kammer (chambre ardente) genannt, weil alle, des Protestantismus Ueberwiesene ohne Barmherzigkeit verbrannt wurden. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, und die zurückgebliebenen Kinder waren dem Elende preisgegeben. Ungeachtet dieses Druckes aber würden die Protestanten dennoch nicht daran gedacht haben, sich zu empören, wenn nicht ein Prinz vom königlichen Hause durch das Versprechen seines Schutzes sie aufgemuntert hätte. 1560 spann sich die Verschwörung an. Die Mißvergnügten fragten verschiedene Rechtsgelehrte und Theologen, ob man mit gutem Gewissen gegen die Guisen die Waffen ergreifen könnte. Die Gutachten der protestantischen Gottesgelehrten in Deutschland erklärten es für erlaubt, sich gegen die unrechtmäßige Herrschaft der Guisen aufzulehnen, wenn es unter der Leitung eines Prinzen vom königlichen Hause und mit Beistimmung des größern Theiles der Stände geschähe. Die Unzufriedenen besprachen sich darauf über die Wahl eines Anführers, und alle Stimmen entschieden für den kühnen Prinzen Ludwig von Condé, der die ganze Angelegenheit geleitet hatte, und mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich durch den Beistand der Hugonotten furchtbar zu machen. Der Name des Anführers blieb indeß noch ein Geheimniß, und es ward zum Stellvertreter desselben ein protestantischer Edelmann aus Perigord, Johann du Barry, Herr de la Renaudie, ernannt. Eine Anzahl von Calvinisten sollte sich, so ward verabredet, an einem bestimmten Tage nach Blois zu dem Könige begeben, um eine Bittschrift zu überreichen, worin um freie Religionsübung gebeten ward, und wofern dieses Gesuch, wie sich voraussehen ließ, verweigert würde, sollte eine erlesene Schaar bewaffneter Protestanten sich der Stadt Blois bemächtigen, die Guisen aufheben, und den König zwingen, den Prinzen von Condé zum Oberstatthalter des Reichs zu ernennen. Der Anschlag wurde verrathen. Der Hof verließ Blois und es wurden Kriegsvölker aufgeboten. Der größte Theil der Protestanten, die sich zur Ausführung

des Unternehmens bewaffnet hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Hofes fielen, fanden Gnade, und gegen 1200 mußten mit dem Leben büßen. Die Guisen drangen jetzt auf die Einführung der Inquisition; der weise Kanzler Michael de l'Hopital aber gab, um dieses größere Uebel zu verhüten, den Rath, die Untersuchung des Verbrechens der Ketzerei den Bischöfen zu überlassen, und den Parlamenten das gerichtliche Verfahren in Glaubenssachen zu untersagen. So verfügte es auch der König (1560) durch das Edict von Romorantin. Unter der Regierung seines Nachfolgers, Carl IX., während dessen Minderjährigkeit die Königin Mutter, Catharina von Medicis, die Regentschaft führte, ward der Kampf der Parteien noch heftiger und verwickelter, und das streitende Interesse der Glaubensgegner immer mehr ohne Scheu zum Vorwande gebraucht, sehr unheilige Zwecke durchzusetzen, und es war keineswegs die Folge weiser Beurtheilung der Religionsverhältnisse im Staate, sondern der Erfolg einer klugen Berechnung, was den Protestanten eine gesicherte Religionsfreiheit verschaffte, welche die Königin, um das Gleichgewicht der Parteien herzustellen, ihnen durch das sogenannte Edict vom Januar (1562) ertheilte. Die Protestanten erhielten dadurch neuen Muth, aber ihre Glaubensgegner, unzufrieden mit jener Verordnung, störten ohne Scheu die freie Religionsübung der Hugenotten. Es kam bald zu blutigen Auftritten, die den ersten bürgerlichen Krieg entzündeten, wozu besonders das sogenannte Blutbad zu Vassy (1562) die nächste Veranlassung gab. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Religionskriege zu erzählen, welche Frankreich während einer langen Reihe von Jahren, fast bis zum Ende des 16. Jahrh. verheerten, und nur zuweilen durch Friedensschlüsse, womit es von Seiten des Hofes am wenigsten aufrichtig gemeint war, unterbrochen wurden. Die Schuld des vielfachen Unglücks, das diese Kriege über das Volk brachten, trug die Unbeständigkeit und die falsche Politik der Königin Catharina von Medicis, welche sowol auf den elenden Carl IX., als den nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entschiedensten Einfluß behauptete. Sie war den Hugonotten im Herzen nicht gewogen, sondern wünschte die Ausrottung derselben, und es war blos die Eingebung einer ränkesüchtigen Politik, die sie bewog, die Protestanten, zum Aerger der Gegenpartei, von Zeit zu Zeit zu begünstigen, und ihnen die Gewissensfreiheit zu gestatten. Immer schwankend zwischen beiden Parteien, schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, beide während des Friedens im Gleichgewichte zu halten, oder während des Krieges eine durch die andere aufzureiben. Beide Parteien waren daher gewöhnlich unzufrieden mit dem Hofe, und folgten nur ihren Anführern. Ein wilder Glaubenseifer ergriff das Volk. Die erhitzten Gemüther trachteten nur dahin, sich einander aus Religionshaß zu verderben, und wenn man einige Parteihäupter ausnimmt, welche diese fanatische Gährung zur Befriedigung ihrer Ehrsucht benutzen wollten, so waren die Uebrigen nur darauf bedacht, ihrem Glauben mit Feuer und Schwert die Oberhand zu verschaffen. Die schrecklichste Wirkung von Catharinas Hinterlist war die Pariser Bluthochzeit (1572), wozu sie und ihr Sohn, in tückischer Verstellung ihr folgsamer Schüler, mit ihren Vertrauten den tief angelegten Entwurf gemacht hatten. Kurz vorher, ehe mit Heinrich III. der Stamm der Könige aus dem Hause Valois ausstarb, und dem Hause Bourbon, dessen Haupt der protestantische Heinrich, König von Navarra, war, der Weg zu dem Throne eröffnet wurde, verwickelten sich noch mehr die Verhältnisse der beiden Parteien. Der schwache

König sah sich gezwungen, sich mit dem tapfern König von Navarra gegen die gemeinsamen Feinde zu vereinigen, als die Ränke der ehrgeizigen Guisen, welche unverholen nach der Krone strebten, das Volk so sehr gegen ihn empört hatten, daß man im Begriff war, ihn vom Throne zu stoßen. Nach Heinrich III. Ermordung mußte der König von Navarra einen harten Kampf um die eröffnete Thronfolge bestehen, und erst als er sich, selbst auf den Rath von Sully, 1593, entschlossen hatte, zum catholischen Glauben überzutreten, konnte er eines ruhigen Besitzes der Krone sich erfreuen. Fünf Jahre nachher sicherte er die staatsbürgerlichen Rechte der Hugonotten durch das berühmte Edict von Nantes, welches ihnen völlig freie Religionsübung gestattete, und ihnen gleiche Ansprüche mit den Catholiken auf alle Aemter und Würden gab. Auch behielten sie die Festungen, welche ihnen als sogenannte Sicherheitsplätze waren eingeräumt worden. Dies ließ ihnen also fortdauernd das Mittel, eine Art von Freistaat im Staate zu bilden, und eine solche mächtige Partei, die man seit langer Zeit in die Nothwendigkeit gesetzt hatte, gegen die Regierung argwöhnisch und mißtrauisch zu sein, mußte den unruhigen Großen stets einen willkommenen Stützpunct und eine Aussicht auf gewissen Beistand darbieten. Ludwig XIII., der entartete Sohn, eben so schwachsinnig und bigott, als sein Vater, Heinrich IV., geistvoll und großherzig war, ließ sich durch einen herrschsüchtigen Günstling de Luines und durch Geistliche gegen die Hugonotten aufreizen, welche desto kräftigern Widerstand hätten leisten können, da sie in mehreren Landschaften sehr mächtig waren. Aber schon in dem ersten Religionskriege, welcher 1621 ausbrach, verloren die Protestanten die meisten Sicherheitsplätze durch die Treulosigkeit oder Feigheit der Befehlshaber. Doch außer einigen andern blieb ihnen nach dem Frieden, welchen sie, unter sich uneinig und des Krieges müde, bald abschlossen, auch das feste Rochelle, das ihnen eine Verbindung mit England erleichterte. Richelieu, welcher sich vorgesetzt hatte, die königliche Gewalt, die er unter Ludwigs Namen ausübte, unumschränkt zu machen, bot alles auf, den Protestanten jenes Bollwerk ihrer Freiheit zu entreißen, und so jeden Ueberrest eines Verhältnisses zu vernichten, das an Zeiten erinnerte, wo innere Parteien die Kraft der Königsgewalt so oft gelähmt hatten. Rochelle fiel 1629, nach einer langen, hartnäckigen Vertheidigung in Ludwigs Gewalt; die bezwungenen Hugonotten mußten alle festen Sicherheitsplätze übergeben, und hingen von nun an, wehrlos und unvermögend, sich dem Hofe furchtbar zu machen, ganz von des Königs Willkür ab. Zwar ward ihnen vollkommene Gewissensfreiheit versprochen, und Richelieu sowol, als sein Nachfolger Mazarin, störten sie nicht in dem Genusse derselben; als aber Ludwig XIV. von dem wollüstigen Leben zur Frömmelei überging, ließ er sich von seinen Hofgeistlichen und der Maintenon zu empörender Bedrückung seiner protestantischen Unterthanen verleiten, um sie in den Schoß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Schon 1681 nahm er ihnen die meisten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewaltthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, gestorben war, folgte der König ganz der Leitung seiner verfolgungssüchtigen Rathgeber, des Kriegsministers Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jesuiten la Chaise, seines Beichtvaters. Es wurden in die mittägigen Landschaften, wo die meisten Protestanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern gesandt, welche die Unglücklichen mit Gewalt zur Abschwörung ihres Glaubens bringen sollten. Um das Auswandern der Protestanten zu verhindern, wurden

die Grenzen sorgfältig bewacht; aber dennoch gelang es schon damals mehr als 500,000 fleißigen Hugonotten, nach der Schweiz, nach Deutschland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieses Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlassen. Man sandte darauf Verzeichnisse von den angeblich bekehrten Protestanten an den König, und es ward seinen schmeichelnden Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er sich den Ruhm erworben, die Zahl der Protestanten in Frankreich bis aufs Unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher (1685, 22. Oct.), in dieser irrigen Voraussetzung, eine Verordnung, durch welche das Edict von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million protestantischer Unterthanen, und der eben so ungerechte als unweise Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunstfleiße, ihrem Vermögen und ihren wissenschaftlichen Talenten im Auslande eine willkommene Aufnahme fanden. In Frankreich war indeß die Ruhe keineswegs vollkommen hergestellt. In den Landschaften zwischen der Rhone und Garonne waren die Protestanten noch sehr zahlreich, die nahen unwirthbaren Cevennengebirge boten ihnen eine Freistätte an; da führten sie als Camisards (s. d. Art.), größtentheils nur mit Knütteln bewaffnet, noch lange einen Krieg, dem Vendéekrieg in unsern Tagen nicht ganz unähnlich. Nach zwanzig Jahren (1706) mußte man sich endlich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen; doch wurde es nie ganz ruhig. Im flachen Lande, besonders zu Nimes, blieb noch immer protestantischer Geist im Verborgenen; selbst bei Catholiken war das Mitleid erregt, und manche Verfolger der Protestanten waren ihre Beschützer geworden; auch fehlte es unter den Reformirten nicht an verborgen gehaltenen Geistlichen. Unter Ludwig XV. wurden zwar neue, aber nicht so strenge Maßregeln gegen die Reformirten ergriffen, und diese wagten es (1746), sich in Languedoc und dem Dauphiné wieder öffentlich zu zeigen. Nach und nach erhoben sich mehrere Stimmen für die Duldung anderer Religionsmeinungen; Montesquieu brach die Bahn; aber mächtiger wirkte Voltaire, über Jean Calas unglückliches Schicksal empört, durch seine Schrift über die Toleranz (1762). Von dieser Zeit an wurden die Protestanten nicht mehr beunruhigt, aber noch durften sie auf öffentliche Aemter keinen Anspruch machen. Erst die Revolution gab ihnen alle bürgerlichen Rechte wieder, und sie verwendeten häufig ihren bis dahin verborgen gehaltenen Wohlstand zum Ankauf von Staatsgütern. Es war daher kein Wunder, wenn einige von ihnen, bei der neuesten Veränderung der Dinge, mehr Anhänglichkeit an die vorige Regierung vermuthen ließen, da sie ihnen Vergünstigungen bewilligt hatte, die sie unter der neuen wieder zu verlieren fürchten mußten. Ob ihnen gleich der Vorwurf einer Widersetzlichkeit gegen die neue Regierung nicht gemacht werden konnte, so entstanden doch Bewegungen, die neue Bedrückungen der Protestanten und blutige Auftritte zu Nimes und in dasiger Gegend zur Folge hatten, durch die zweckmäßigen Maßregeln der Regierung aber gedämpft wurden. R.

Hühnen, Hühnengräber. Das Schrecken, welches die wilden Hunnen vor sich her verbreiteten, ging in der Folge in die Volksmeinung über, sie seien nicht blos mißgestaltete, häßliche, sondern auch meistentheils ungewöhnlich große Menschen gewesen, so, daß der verstümmelte Name Hunne (in Hühne verwandelt) mit Riese gleichbedeutend war. (Nach anderer Meinung scheint indessen auch die Ansicht obgewaltet zu haben, daß Deutschland ursprünglich mit Riesen bevöl-

fert gewesen sei, welche Hühnen hießen. Fouqué läßt jedoch seinen Hunnen im Alkoin als Hühnen auftreten.) Da die mit den Hunnen vorgefallenen Schlachten nicht allein sehr zahlreich, sondern auch meistentheils sehr blutig waren, so war die Folge davon, daß man Leichenhügel, auf solchen Stätten, wo man die Erschlagenen begraben hatte, mit dem Namen Hunnen- oder Hühnengräber bezeichnete, theils weil sie aus Schlachten herrührten, die den Hunnen geliefert waren, theils weil die darunter liegenden zum größten Theile Hunnen waren. Da indessen diese Gräber wiederum natürlich einen großen Hügel bildeten und man späterhin ihren Ursprung nicht mehr wußte, so trugen auch sie dazu bei, die Vorstellung von Hühnen mit Riesen zu verwechseln, und diese Hühnengräber wurden also für Riesengräber gehalten. Daraus entstand nun auch noch ein zweiter Irrthum, der, daß man jeden ähnlichen Hügel ebenfalls als Hühnengrab bezeichnete, ob er schon nichts weniger, als die Asche von Hunnen und noch weniger von Riesen, als vermeintlichen Urbewohnern Deutschlands, sondern im Gegentheil die unserer Ahnen, der alten Deutschen, aus den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. enthält. Die Zeit, die gestiegene Cultur des Bodens, welche die Wälder vertilgte, die Stromufer ebnete und anbaute u. s. f., hat dergleichen Gräber ziemlich selten gemacht, und die, worüber man genauere Kunde hat, dürften wol nur im Holsteinischen zu suchen sein. Indessen ist nicht zu läugnen, daß in Schottland, besonders im nördlichen Theile desselben, Ossians Gesängen zufolge, gewiß noch manche solche Heldengräber zu finden sein dürften, wie sie nach einer gelieferten Schlacht den blaubeschildeten Führern, einem Königssohn, der umgekommenen Jungfrau mit dem schneeigen Busen, errichtet wurden. Sitte und Cultur und Abstammung der Hochschotten und der Bewohner der holsteinischen Gegend war gleich. Schottlands nördlicher Theil hat sich am wenigsten geändert. Warum soll denn nicht am rauschenden Krona sich das Grab hoch erheben, das Ossian einem von seinem Vater erschlagenen Feinde aus Erde und Steinen hoch aufwölbte? Gewiß gibt auch mancher Ort in Deutschland noch zu ähnlichen Nachforschungen Gelegenheit. Was indessen die Hühnengräber in Holstein anbelangt, die wir genau kennen, aber richtiger als Heldengräber bezeichnen sollten, so liegen sie meistentheils auf einem weiten Raume, aber in großer Anzahl, meistens auf einer heitern Fläche bald zerstreut, bald nahe an einander. Die Gestalt ist kugelförmig. Vielleicht war sie im Anfang kegelförmig und sank nur mit der Spitze ein. In der Höhe haben sie 10 — 16 Fuß und im Umfange 100 — 300 Fuß. Mit ihrem düstern Moosgewand erheben sie sich aus den Saatfeldern oder der Pflug geht über sie hinweg, und so kränzt sie die wogende Saat. Manche schmückt eine Eiche, eine Buche, die spätere Enkel pflanzten. Einige haben noch ganz ihre Urgestalt und sind mit weichem, glatten Moose, oder von leicht beweglichen Halmen bedeckt, wie sie Ossian so oft anführt. Die steigende Cultur droht auch dort die Gräber unserer Voråltern zu vernichten. Doch gerade sie beweist durch Umarbeitung des Bodens, daß diese Hügel Gräber seien und wie ihre innere Beschaffenheit ist. Mit der Fläche des Bodens gleich oder auch etwas eingesenkt, findet man, wenn die Erde hinweggeschafft ist, einen von Granitsteinen eingeschlossenen Raum, der gegen 4 Fuß Länge und 3 in der Breite enthält und in welchem Aschenkrüge mit verbrannten Knochenstücken stehen. Rings umher liegen Waffen und Geräthe mancherlei Art. Die Waffen sind Schwerdter, Dolche, Speerspitzen, Streitäxte, Keile, theils von Metall, theils von hartem Stein, Granit, Basalt,

Feuerstein gefertigt und in Strahlenform gelegt. Von Geräthen findet man Spangen, Haken zu Wehrgehängen, Gürtel, Nadeln von Bronze u. s. f. Die letztern sind oft so zierlich gearbeitet und die Urnen selbst den etrurischen, griechischen Formen so ähnlich, daß man entweder eine viel größere Kunstbildung bei unseren Vorfahren annehmen muß, als man gewöhnlich zugibt, oder aber auf eine innigere Handelsverbindung zwischen dem Süden und Norden Europas schließen kann. Zum Theil mag manches solches Stück auch wol die Beute von Römern gewesen und das Verbrennen der Todten ihnen nachgeahmt worden sein, denn aus Ossian sehen wir wenigstens, daß dies in Schottland ganz unbekannt war und doch sind dessen Bewohner höchst wahrscheinlich aus Holstein und Jütland hinüber gekommen, und hatten um jene Zeit die Sitte, hohe Leichenhügel aufzuthürmen und dem Todten seinen schönsten Schmuck mitzugeben u. s. f., mit Ausnahme des Verbrennens, mit den Deutschen dieser Halbinsel gemein. Wahrscheinlich haben alle drei Verhältnisse dazu beigetragen, solchen Schmuck in die Hände unserer Vorfahren zu bringen. Sie erbeuteten ihn durch Kriege mit den Römern; sie bildeten den erbeuteten Dingen ähnliche nach und bekamen sie durch den Handel. Läßt doch auch Ossian eine seiner Jungfrauen mit „dem Gewand der Fremdlinge" bekleidet sein! In Holstein finden sich solcher Hühnengräber überall, besonders wohl erhalten sind sie indessen in der Ebene zwischen den Dörfern Volksstädt am Ufer des nahen Sees und in dem Haine daselbst. Beim Pachthofe Höhebeck sind mehr als vierzig dergleichen, theils noch in ihrer Urgestalt, theils bis auf die granitnen Urnenhöhlen aufgedeckt. (Man vergl. damit Meyers Darstellungen aus Norddeutschl. 1816 und Ossians Gesänge.) Daß nur Helden, Anführern und dergleichen solche Hügel errichtet wurden, wissen wir theils aus Ossians Gesängen, theils ergibt es sich daraus, daß oft unfern solcher Gräber im flachen Boden die Spuren von Urnen und Granitsteine gefunden wurden, die ohne Zweifel die Reste gewöhnlicher Menschen bargen.

Huldigung, die ausdrückliche Anerkennung fremder Vorzüge mit wohlwollender Unterordnung verbunden. In juristischen Verhältnissen versteht man darunter gewöhnlich die feierliche und eidliche Gelobung, Einem treu, hold und gewärtig zu sein, besonders aber die Landeshuldigung, d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorsams von Seiten der Unterthanen gegen ihren Fürsten und Landesregenten. Die Landeshuldigung gilt also dem Staatsvereine überhaupt, und unterscheidet sich dadurch von der Huldigung im Lehnsverhältnisse (Lehnseid), in dem städtischen oder Gemeindeverhältnisse (Bürgereid), im gutsherrlichen (Erbeid, Erb- oder Gerichtspflicht) und im Dienstverhältnisse (Amts- oder Diensteid). Sonst huldigten einander auch gegenseitig beigeordnete Körperschaften. Die (Landes-) Huldigung aber ist zwar das äußere Zeichen der Landeshoheit auf der einen und der Landesunterthänigkeit auf der andern Seite, nicht aber die Bedingung derselben; mithin werden beide schon vorausgesetzt, und man ist nicht darum Unterthan (sagt Bunz, Grundsätze der Huldigung in Deutschland; Tübing. 1794), weil man huldigt, sondern man huldigt darum, weil man Unterthan ist. Der Begriff der Unterthänigkeit kann ohne Huldigung, aber der Begriff der (Landes-) Huldigung nicht ohne Unterthanenschaft bestehen; so wie der Landesherr ein solcher nicht darum oder dadurch ist, weil man ihm den Huldigungseid leistet, sondern darum die Huldigung fordert, weil er Landesherr ist. Vor dem Erwerbe der Landeshoheit kann sie daher auch nicht gefordert, vor dem

Eintritte in den Staatsverein darf sie nicht geleistet werden; und sie ist also auch kein Erwerbmittel, sondern nur das zuverlässige Beweismittel der Landeshoheit. Nur letzteres mangelt, wo sie nicht vorhanden ist; doch kann sie immer noch gefordert werden. Ihr Zweck ist nur, die schon vorhandene Pflicht durch feierliche Anerkennung zu verstärken, und ins deutliche Bewußtsein zu rufen. Sie wird darum mit einer gottesdienstlichen Handlung verbunden, und sollte wegen ihrer Wichtigkeit von dem Regenten stets in eigner Person angenommen werden. Doch wird sie auch in fremdem Namen gefordert. Uebrigens wird sie mit Recht nur von Unterthanen und ansässigen Ausländern, und zwar in Masse, oder nach Classen und Ständen geleistet. Mit dem feierlichen Huldigungsacte der Landesunterthanen pflegt gewöhnlich eine Bestätigung der Freiheiten und Rechte des Landes von Seiten des Landesherrn verbunden zu sein.

Hull, oder Kingston upon Hull, am Flusse gleiches Namens, eine blühende Fabrik-, Handels- und Seestadt in Yorkshire in England. Sie hat 26,800 Einwohner, und schickt zwei Mitglieder zum Parlamente. Unter den Manufakturen müssen besonders die Oelmühlen, worin Leinöl gepreßt und gereinigt wird, zwei große Zuckerraffinerien, und alle die Gewerbe genannt werden, welche die zum Schiffbau nöthigen Stoffe verarbeiten. Der Binnenhandel beläuft sich jährlich auf den Werth von 5 Millionen Pf. St. Der Seehandel wird vorzüglich durch die Lage der Stadt an der Mündung des Flusses, und in der Nähe eines zweiten Stromes, des Humber, begünstigt. Es sind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte, das eine auf dem Hull, das andere auf dem Humber, angelegt worden. Von hier werden besonders die Grönlandsfahrer ausgerüstet. 1811 brachten 42 Schiffe 552 Wallfische, 993 Robben, 2 Narvals, 2 Eisbären und 4872 Tonnen Thran zurück; 1815 segelten 58 Schiffe aus. Hull hat sehr schöne Gebäude: das wichtigste ist die Dreifaltigkeitskirche, in erhabenem gothischen Styl, nach großen Verhältnissen 1312 erbaut; eins der schönsten Denkmäler der Baukunst aus dem Mittelalter. Auch sind fünf Hospitäler in der Stadt, von denen das eine ein großes, vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus ist. Kürzlich ist auch durch die Bemühung des William Spencer ein öffentlicher botanischer Garten bei Hull angelegt worden.

Hullin (Graf Pierre Augustin), geb. zu Genf 1758, Uhrmachergeselle, erster Erstürmer der Bastille am 14. Juli 1789, hierauf, zur Zeit des Schreckensystems, verhaftet, und erst nach dem 9. Thermidor wieder in Freiheit gesetzt; dann Adjutant in den ersten italienischen Feldzügen Buonapartes, Commandant von Mailand 1797, und nach der Schlacht bei Marengo 1800; hierauf Divisionsgeneral und Chef der Militärcommission, die den Herzog von Enghien zum Tode verurtheilte; Großofficier der Ehrenlegion, und zum Grafen erhoben im J. 1804; im Feldzuge von 1805 Commandant von Wien, in dem von 1806 Commandant von Berlin, und nach dem Tilsiter Frieden Commandant von Paris, als solcher in der Verschwörung Mallets 1812 schwer verwundet; in der Folge Begleiter der Kaiserin Marie Luise nach Blois im März 1814, hierauf, seit dem 8. April, ein erklärter Anhänger der neuen Regierung; 1815 aber Buonaparten aufs Neue ergeben, und von ihm wieder zum Commandanten von Paris ernannt; nach der zweiten Rückkehr der Bourbons flüchtig, in der Ordonnanz vom 24. Juli 1515 mit begriffen, hierauf durch die Ordonnanz vom 17. Jan. 1817 aus Frankreich verbannt; dann in Brüssel, endlich in Hamburg mit Handelsunternehmungen beschäftigt; dies sind die wich-

tigsten Umstände aus dem Leben des General Hullin, der im J. 1819 die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren.

Human, Humanität, humanistische Studien. Human heißt: menschlich, was dem Menschen angemessen und schicklich für ihn ist; daher Humanität: Menschlichkeit, das, was uns den Charakter der Menschheit gibt, im Gegensatze der Bestialität und Brutalität. Schon Cicero verbindet mit dem Grundbegriffe die Nebenvorstellungen von Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Feinheit, und Artigkeit im Betragen, und weil diese Eigenschaften nur durch eine der Bestimmung des menschlichen Geistes angemessene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Besitz aller der Kenntnisse und Fertigkeiten, welche Anspruch auf Bildung geben, und vorzugsweise nur dem Menschen vorbehalten sind. Als die griechische und lateinische Sprache sich in die neueren verloren und die Ideenschätze des classischen Alterthums aus dem wirklichen Leben in die Bibliotheken der Gelehrten übergingen, blieben sie in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung noch allein Anhalt und Muster der Bildung für diejenigen, die sich über die Rohheit ihres Zeitalters erheben wollten. Wenn die Alten durch Verkehr mit der Welt und philosophische Studien unmittelbar zu feinerer Bildung gelangten, so konnte es nun nicht ohne Vermittelung des Sprachstudiums geschehen. Der Schlüssel zu den Quellen der classischen Bildung, die man bis ins vorige Jahrhundert, ja hin und wieder noch bis heute für die einzig echte hielt, die Philologie, machte sich nun zur Bedingung aller wissenschaftlichen Bildung, und da diese für den höchsten Grad der menschlichen galt, so glaubte man mit Recht den Begriff der Humanität auf die Kenntniß der alten Sprachen ausdehnen zu müssen, und nannte die philologischen Studien in dieser Beziehung Humaniora; das Erziehungssystem aber, das alle Bildung auf die Erlernung der alten Sprachen baut, den Humanismus. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occidente war dieses System das herrschende, das im 15. und 16. Jahrh. neu angeregte Studium der classischen Literatur und Sprache wurde der Grund der neuern gelehrten Bildung, und die Humanisten, d. h. die Kenner und Lehrer dieses Studiums, blieben seitdem, bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrh., in ungestörtem Besitze der Alleinregierung über die gelehrte Welt. Daß nun, wie öfters, auch auf diesem Wege zur Bildung, der Zweck über der Beschäftigung mit den Mitteln oft aus den Augen gesetzt; daß die Beschränkung des vielumfassenden Begriffs der Humanität auf den zu verschiedenen Zeiten engern und weitern Gesichtskreis der Philologie allmälig zur Gewohnheit, und durch manche unvermeidliche Folge verderblich wurde; daß der philosophische Steifsinn der Scholastiker mit allen seinen Kleinigkeiten in den grammatischen und kritischen der Humanisten überging; daß sie nicht selten über den todten Buchstaben den milden, vielseitigen Geist der Alten verloren, und sich durch ihre bisweilen absichtliche Inhumanität, Anmaßung und Rauhigkeit nicht weniger als durch ihre erstaunliche Gelehrsamkeit berühmt, aber, versteinert in den Formen des Alterthums, zur lebendigen Wirksamkeit auf das gegenwärtige Geschlecht, das sie verachteten, immer untüchtiger machten: das alles waren Verirrungen des Humanismus, bei denen seine Humanität verdächtig und ein Ziel der Satyre werden mußte. In offne Fehde wider die Humanisten trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. der Philanthropinismus, dessen Wortführer, Basedow, und Campe im Vereine mit

[d]en Mitarbeitern seines Revisionswerks, der Menschheit durch die Verdrängung des Lateinischen und Griechischen aus den Schulen der Nichtgelehrten einen Dienst zu leisten glaubten. Die Mehrzahl der Gelehrten blieb jedoch, da die Philanthropen sich nicht ohne Grund den Vorwurf der Uebertreibung und Seichtigkeit in ihren Rügen der Fehler des Humanismus zugezogen, auf der Seite des letzteren, obgleich der Stoß, den seine Herrschaft in diesem Streite erlitt, an den Reformen der deutschen Schulen und in der Geschichte des neuern deutschen Buchhandels merkbar wurde. Neuerdings hat der Begriff der Humanität die ihm gebührende Sphäre wieder gewonnen; nichts, was zur harmonischen Ausbildung des Menschen dienen und ihn der ewigen Bestimmung seines Geistes näher führen kann (vergl. d. A. Bildung), ist von der Humanität, die Herder in seinen berühmten Briefen befördern will, und von dem pädagogischen Systeme des Humanismus, wie es Niethammer in seinem Streite des Humanismus und Philanthropinismus (Jena 1818) aufstellt, ausgeschlossen, und der Vorzug, daß die Humanitätsbildung ihren Endzweck eben in diese Erziehung des Menschen für seine ewige Bestimmung setzt, mußte ihren immer merklicher werdenden Sieg über den Philanthropinismus, der mehr die Brauchbarkeit für irdische Zwecke beabsichtigt, herbeiführen. Bei alle dem verdankt es der Humanismus den Angriffen der Philanthropen, daß er seine Verirrungen erkannt, sich aus seiner frühern Einseitigkeit herausgearbeitet und den Grundsatz der allgemeinen Menschenbildung angenommen hat, der unter allen Erziehungsgrundsätzen dem Begriffe der Humanität am meisten entspricht; und wenn auch noch nicht alle Schulmänner unserer Zeit in diese Ansicht eingehen mögen, so wollen doch die besten nichts anders sein, als humane Lehrer der Humanität. In diesem Sinne vermuthlich stiftete Gleim eine Humanitätsschule, die noch errichtet werden soll. L.

Humboldt (Carl Wilh., Freiherr von), preuß. Staatsminister, geb. zu Berlin 1767, empfing früh in seiner Vaterstadt eine sorgfältige Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften; daher sein Streben nach Gründlichkeit, mit welchem er mehr als ein Gebiet des menschlichen Wissens auf das Genaueste erforscht hat. Sein Werk über das kleine Epos, Herrmann und Dorothea, enthält umfassende Betrachtuugen über die Poesie überhaupt. Seine Untersuchungen über die baskische Sprache, die er an Ort und Stelle studirte, verbreiten ein helles Licht über diese unbekannte Ursprache. (Ein baskisches Wörterbuch von ihm befindet sich in Adelungs Mithridates; Thl. 4.) Seine Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus ist das Ergebniß der schwierigsten Untersuchungen über Sprache und Versmaß der Griechen. Nachdem Humboldt mehrere Jahre in Jena, wo er Schillers Freundschaft und täglichen Umgang genoß, gelebt hatte, trat er seine diplomatische Laufbahn an, als königl. preuß. Resident zu Rom. Dieser Ort, wo er späterhin von seinem als außerordentlicher Gesandter bevollmächtigt wurde, gab nicht nur seinem Studium des Alterthums neuen Eifer und Schwung, sondern bildete ihn auch zu einem vorzüglichen Staatsmanne aus. In der Folge ernannte ihn der König zum Chef der Section für den Cultus und die öffentliche Erziehung. Allein es scheint, daß die Abhängigkeit dieser Section von dem Minister des Innern die freie Thätigkeit des Chefs derselben zu sehr beschränkt, und den Herrn von Humboldt daher bewogen habe, diesen Posten aufzugeben. Er ging hierauf 1810, mit dem Range eines Staatsministers, als Gesandter seines Hofes nach Wien, in je-

ner wichtigen Periode, wo der Norden und Osten Europas einer Schneelawine glich, die nur noch einiger Erschütterung bedurfte, um über die Weltherrschaft von Westen her vernichtend hinabzustürzen. Wie gut er die edle Politik Oesterreichs und ihre mit der rücksichtsvollsten Weisheit geleitete Entwickelung einsah, ergibt sich schon daraus, daß er von seinem Könige zum Bevollmächtigten bei dem Friedenscongresse zu Prag ernannt wurde. Die glorreiche Epoche, welche seitdem für Preußen angegangen ist, und die bedeutende Stimme, die es nun wieder in den europäischen Angelegenheiten führt, gibt uns keine Hoffnung, daß Humboldt für seine Studien, und besonders für Vollendung seiner reichen Sprachforschungen, bald hinreichende Muße finden werde. Er war bei dem Congresse zu Chatillon und dem Frieden zu Paris, welchen er zugleich mit dem Staatskanzler Hardenberg 1814 unterzeichnete, beschäftigt; er war nachher bei dem Congresse zu Wien sehr thätig, und unterzeichnete daselbst (1815) den Frieden zwischen Preußen und Sachsen. Im Juli 1816 begab er sich nach Frankfurt, als bevollmächtigter preuß. Minister, zur Berichtigung der Territorialangelegenheiten in Deutschland. Bald nachher ernannte ihn der König zum Mitgliede des Staatsraths, und beschenkte ihn mit liegenden Gütern. Hierauf ging er als außerordentlicher Gesandter seines Hofes nach London, und von hier im Oct. 1818 nach Aachen. Im J. 1819 wurde er mit Sitz und Stimme in das königl. preuß. Ministerium berufen, wo er mehrere Zweige, unter andern die ständische Angelegenheit, die bisher zum Ministerium des Innern gehört hatten, und das vom Staatskanzler abgetretene Depart. des Fürstenthums Neufchatel erhielt. Indeß blieb er in Frankfurt am Main, als Mitglied der Territorial-Commission, bis zu deren Auflösung den 10. Juli 1819, da er dann nach Berlin zurückkehrte, und seinen Posten antrat, dessen er jedoch bald darauf wieder enthoben wurde. Er gehört mit zu der Commission, welcher die Prüfung des Constitutionsentwurfs übertragen ist. Vielleicht findet er Stunden, in denen er über einzelne philosophische und politische Gegenstände über Erfahrungen des Lebens sich aussprechen kann!

Humboldt (Friedr. Heinr. Alexand. Freiherr von), Bruder des Vorigen, — der berühmte Reisende, — ist zu Berlin 1769 geboren. Nachdem er in Göttingen und Frankf. a. d. O. studirt hatte, besuchte er in Hamburg die Handelsakademie bei Büsch, und machte im Frühjahr 1790 mit G. Forster und van Geuns eine Reise an den Rhein, nach Holland und England, wovon seine 1793 zu Braunschweig erschienenen Beobachtungen über die Basalte am Rhein eine Folge sind. 1791 kam er auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er nicht nur die Bergwerkswissenschaften sondern auch für die Botanik studirte. (S. sein Specimen Florae Fribergensis subterraneae; Berlin 1793.) Durch Kenntnisse, anziehenden und lehrreichen Umgang, Witz und Laune, Herzensgüte und Wohlthätigkeit erwarb er sich in Freiberg allgemeine Achtung und Liebe. 1792 ward er als Assessor bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement angestellt, und bald darauf als Oberbergmeister der fränkischen Fürstenthümer nach Baireuth versetzt. Hier traf er viele gute Einrichtungen, unter andern stiftete er die Bergschule zu Steben; auch machte er mit dem Galvanismus lehrreiche Versuche (Berl. 1796, 2 Thle.). Allein schon 1795 gab er jene Stelle, in welcher er sich die unbegrenzte Ehrfurcht und Liebe seiner Untergebenen erworben hatte, aus Liebe für seine Reisepläne freiwillig auf, und reiste mit dem Hrn. v. Hafter nach Italien; dann im

herbste mit seinem Freunde, dem sächs. Bergrath Freiesleben, durch einen Theil der Schweiz. Seit Ostern 1797 ging er in Gesellschaft seines Bruders und des jetzigen russischen Hofraths Fischer über Wien und Salzburg nach Paris, wo er mit Aimé Bonpland, einem Zöglinge der Arzneischule und des botanischen Gartens zu Paris, bekannt wurde. Hier beschloß Humboldt, der seit 1792 den Vorsatz gefaßt hatte, auf eigene Kosten eine Reise nach den Wendezirkeln zu unternehmen, den nach Aegypten bestimmten Gelehrten sich anzuschließen, und sich von Aegypten über den persischen Meerbusen nach Hindostan zu begeben. Aber diesem Plane legte die Schlacht bei Abukir, so wie der bald darauf zwischen Frankreich und den Barbaresken ausgebrochene Krieg, unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Er begab sich hierauf mit einer beträchtlichen Instrumentensammlung nach Madrid, wo ihm der Hof im März 1799 die Erlaubniß ertheilte, die spanischen Colonien in Amerika zu bereisen. Sogleich berief er seinen Freund Bonpland zu sich, und schiffte sich mit ihm zu Corunna ein. Ihr Plan war, in Zeit von 5 Jahren eine Reise von 9000 Meilen zu machen, die umfassendste, welche je ein Privatmann unternahm. Sie landeten auf Teneriffa, wo sie den Krater des Pico erstiegen, um die Analyse der atmosphärischen Luft zu machen, und geologische Beobachtungen über die Basalte und Porphyrschiefer Afrikas anzustellen. Im Juli erreichten sie den Hafen von Cumana in Südamerika. Sie besuchten im Laufe der J. 1799 u. 1800 die Küste von Parla, die Missionen der Indier und die Provinz Neu-Andalusien; sie durchstreiften Neu-Barcellona, Venezuela und das spanische Guyana. Nachdem sie die Länge von Cumana, Caraccas u. a. O. durch die Beobachtung der Jupiterstrabanten bestimmt und auf den Gipfeln des Ccripa und der mit dem Bejarion gekrönten Silla von Avila botanisirt hatten, reisten sie im Febr. 1800 aus Caraccas nach den reizenden Thälern von Aragua ab, wo der große See von Valencia durch die Pracht der tropischen Pflanzenwelt entzückt. Von Portocabello drangen sie von den Küsten des antillischen Meeres bis gegen den Aequator vor, durchwanderten dann die weiten Ebenen von Calabozo Apura und die Llanos, wo das Reaumürsche Thermometer selbst im Schatten auf 33 — 37° stieg, und der glühende Erdboden auf mehr als 2000 Q.M. eine Abweichung der Bleiwage von nur 5 Zoll zeigte. Auch am Meeressande bemerkten sie hier überall die Erscheinungen der Strahlenbrechung und des sonderbarsten Aufschwellens. Zu S. Fernando von Apura begannen sie eine mühselige Schifffahrt von mehr als 500 Seemeilen in Canots, und nahmen das Land mit Hülfe der Längenuhren, der Jupiterstrabanten und Mondsweiten auf. Sie fuhren den Rio Apura hinab, der sich unter dem 70. Breitengrade in Oronoco ergießt, fuhren diesen Fluß wieder bis an die Mündung des Rio Guaviare hinauf, kamen an den berühmten Wasserfällen von Atures und Maipure vorbei, wo die Höhle von Ataruipo die Mumien einer durch den Krieg der Caraiben und Maraviten aufgetriebenen Nation in sich verschließt. Von der Mündung des Rio Guaviare fuhren sie die kleinen Flüsse Atahapo, Tuamini und Temi wieder hinauf. Von der Mission von Javita aus drangen sie zu Lande bis an die Quellen des Guginia (Rio Negro). Ein Dutzend Indianer trugen die Canots durch dichte Gehölze von Hevea, Lecythis und Laurus Cinnamomoides nach dem Cano Pimichin, durch welchen sie nach dem Rio Negro kamen, den sie bis an die Festung St. Carlos und die Grenzen von Grand Para, der Hauptcapitanerie von Brasilien, hin-

abfuhren. Das damalige Mißverständniß zwischen Spanien und Portugal verhinderte die Reisenden, über St. Gabriel de las Cochuellas hinauszugehen. Allein da Condamine und Maldonado die Mündung des Rio Negro bereits astronomisch bestimmt hatten, war dieses Hinderniß weniger fühlbar. Dagegen war der Arm des Oronoco, welcher Cassiquiare heißt, und zwischen jenem und dem Amazonenflusse die Verbindung macht, zu bestimmen. Zu dem Ende gingen Humboldt und Bonpland von der spanischen Festung St. Carlos durch den schwarzen Fluß und dem Cassiquiare wieder nach dem Oronoco, und auf diesem bis an die Mission von Esmeraldo bei dem Vulkan Duida oder bis an den Ursprung des Flusses. Allein die Guaicas-Indianer, eine weiße, fast zwerghafte, aber kriegerische Menschenrace, und die kupferfarbnen Guajariben, wilde Menschenfresser, welche das Land nach Westen hin bewohnen, machten es unmöglich, bis an die Quellen des Oronoco vorzudringen. Von Esmeralda aus ging die Reise 345 franz. Meilen den ganzen Oronoco hinab, bis an seine Mündung nach St. Thomas in Neu-Guayana oder Angostura. Die Reisenden passirten zum zweitenmale die Wasserfälle, auf deren südlicher Seite weder Peter Gumilla noch Caulin vorgedrungen waren. Nach großen Beschwerden kehrten sie auf dem Oronoco nach Barcellona und Cumana durch die Missionen der caraibischen Indianer, einer riesenhaften Menschenrace, zurück. Einige Monate verweilten sie auf der Küste, und begaben sich dann durch den südlichen Theil von St. Domingo und Jamaika nach Cuba. Hier beschäftigten sie sich drei Monate theils mit der Längenbestimmung der Havannah, theils mit der Erbauung eines neuen Ofens für die Zuckersiedereien. Sie wollten eben nach Vera Cruz abreisen, um über Mexico und Acapulco nach den philippinischen Inseln, und von da, wo möglich, durch Bombai, Bassora und Aleppo nach Constantinopel zu gehen, als falsche Nachrichten über Baudins Reise sie bewogen, ihren Plan zu verändern. Amerikanische Zeitungen meldeten, daß dieser Seemann von Frankreich nach Buenos Ayres reisen, und nachdem er das Cap Horn umschifft, an den Küsten von Chili und Peru hinsegeln würde. Humboldt hatte seit seiner Abreise von Paris im Jahre 1798 dem Museum und dem Kapitän Baudin versprochen, wenn im Laufe seiner Reise die franz. Unternehmung zur Ausführung käme, sich derselben anzuschließen. Dem gemäß sandte er seine Handschriften und Sammlungen von 1799 und 1800 geradewegs nach Europa, wohin sie auch, mit Ausnahme eines Drittels der Sammlungen, daß in einem Schiffbruche verloren ging, glücklich gelangten; und miethete ein Fahrzeug im Hafen von Betabam, um nach Carthagena in Indien, und von da durch Erdenge von Panama nach dem Südmeere zu gehen. Er hoffte Baudin entweder zu Guayaquil oder zu Lima zu treffen, und mit ihm Neuholland und die Inseln des stillen Meers zu besuchen. Im März 1801 verlies er Betabano, segelte den südlichen Theil der Insel Cuba entlang, und bestimmte astronomisch verschiedene Puncte in der Inselgruppe, die Königsgärten genannt, nebst den Anfuhrten des Hafens von Trinidad. Man verweilte am Rio Sinu, wo noch nie ein Botaniker Kräuter gesammelt. Die Heftigkeit der Brandungen bei St, Martha machte das Anlanden zu Carthagena sehr schwierig; man mußte sich, um vor Anker zu kommen, an die Küste retten und dieser Aufenthalt verschaffte Humboldt den Vortheil, die Mondsfinsterniß am 25. März 1801 zu beobachten. Da die Jahreszeit nicht mehr erlaubte, von Panama aus nach Guayaquil zu segeln, ward der Plan, die

landenge zu durchschneiden, aufgegeben. Der Wunsch, den berühmten Mutis zu besuchen, bewog die Reisenden, einige Wochen in den Wäldern von Turbaco zuzubringen, die mit so vielen herrlichen Blumen prangen, und dann den Magdalenenfluß hinabzufahren, von dem Humboldt eine Karte entwarf, während Bonpland die an Heliconia, Psychotria, Melastoma, Myrodia und Dychotria emetica reiche Vegetation studirte. Von Honda, wo sie landeten, reisten sie auf fürchterlichen Wegen durch Eichenwälder und Gehölze von Melastoma und Cinchona nach St. Fe von Bogota, der Hauptstadt von Neugranada. Mutis prächtige Sammlungen, der Wasserfall von Taquendama, die Bergwerke von Mariquita St. Anna und von Zipagnira, die natürliche Brücke von Icononzo, zwei durch ein Erdbeben aus einander gerissene Felsen, die einen dritten schwebend in der Luft tragen, alle diese Merkwürdigkeiten beschäftigten die Reisenden bis in den Sept. 1801. Trotz der ungünstigen Regenzeit reisten sie nach Quito; sie stiegen wieder ins Thal des Magdalenenflusses hinab, kamen bei den Anden von Quindiu vorbei, wo sich der beschneite Gipfel des Tolina mitten aus Wäldern von Storax, baumartigen Passionsblumen, Bambusrohr und Wachspalmen erhebt. Als sie barfuß und durchweicht im Thale des Flusses Cauca angekommen waren, verweilten sie zu Carthago und Buga, und durchwanderten die Provinz Choco, das Vaterland der Platina. Sie stiegen nun durch Caleto und die Goldwäschen von Quilichao nach Popayan am Füße der beschneiten Vulkane von Purace und Sotara. Der Thermometer stand in diesem herrlichen Klima immer auf 17 bis 19° Reaumur. Mühsam stiegen sie zum Krater des Vulkans Purace empor, dessen Mündung voll kochenden Wassers ist, und der mitten im Schnee Dünste von geschwefeltem Wasserstoff auswirft. Dann gingen sie, das giftschwangere Thal von Patia vermeidend, durch die steilen Cordilleren von Almaguer nach Pasto, und durchschnitten von da aus durch Guachucal die hohe Gebirgsebene der Provinz de los Pastos. Nach einer viermonatlichen höchst mühseligen Reise kamen sie endlich in die südliche Hemisphäre, nach den Städten Ibarra und Quito. Die letztere durch Liebenswürdigkeit und Bildung ihrer Einwohner ausgezeichnete Stadt erreichten sie den 6. Jan. 1802. Acht bis neun Monate lang setzten sie ihre geologischen und botanischen Nachforschungen in dem durch seine colossalen Gebirge, seine Vulkane, seine Vegetation, seine alten Denkmäler, besonders aber durch die Sitten seiner ehemaligen Bewohner merkwürdigen Reiche von Quito fort. Sie stiegen zweimal in den Crater des Vulkans von Pichincha, wo sie Versuche über die Analyse der Luft, ihre electrische, magnetische und hygroscopische Ladung, ihre Elasticität und den Grad der Temperatur des kochenden Wassers anstellten. Inzwischen machten sie einzelne Ausflüge nach den Schneegebirgen von Antisana, Cotopaxi, Tunguragua und dem Chimborasso. Sie studirten besonders die geognostische Beschaffenheit der Anden. Die trigonometrischen und barometrischen Messungen Humboldts haben bewiesen, daß einige dieser Vulkane sich seit 1753 beträchtlich gesenkt haben; womit auch die Beobachtungen der Einwohner übereinstimmen. Zugleich überzeugte sich Humboldt, daß alle diese großen Massen durch Crystallisation entstanden sind. Ein für die Wissenschaften leidenschaftlich eingenommener Mann, Carl Montufar, Sohn des Marquis von Selvalegre von Quito, hatte sich seit dem Januar 1802 zu ihnen gesellt, und begleitete sie fortan auf ihrer ganzen übrigen Unternehmung nach Peru und Mexico. Von

den Umständen begünstigt, bestiegen sie die vornehmsten Berggipfel bis zu einer früher nie erreichten Höhe. Auf dem Chimborasso gelangten sie, am 23. Juni 1802, 3096 Toisen od. 19,500 Fuß (3485 Fuß höher, als Condamine im J. 1745 gekommen war) über die Fläche des stillen Meeres. Sie sahen das Blut aus Augen, Lippen, Zahnfleisch treten, und erstarrten vor Kälte. Eine Schlucht verhinderte sie, bis zu dem noch etwa 224 Toisen (oder 2140 Fuß) von ihnen entfernten Gipfel des Chimborasso zu gelangen. Da Briefe aus Europa jetzt ihre Hoffnung vernichteten, sich mit Capitän Baudin zu vereinigen, so begaben sie sich von Quito aus nach dem Amazonenflusse und Trina, in der Erwartung, dort die wichtige Beobachtung des Durchgangs des Merkur durch die Sonnenscheibe zu machen. Sie besuchten die Ruinen von Lactacunga, Hambato und Riobamba, ein Land, das in dem schrecklichen Erdbeben vom 7. Febr. 1797 umgewühlt wurde, gingen durch die Schneefelder von Assonay nach Cuenca, und von da durch den Paramo von Saraguro nach Loxa, wo sie in den Wäldern von Gonzanama und Malacatos wichtige Untersuchungen über die Chinarinde anstellten. Von Lora traten sie durch Ayavaca und Gouncabamba in Peru ein, indem sie die hohen Anden überstiegen, um nach dem Amazonenflusse zu kommen. Sie sahen die prächtigen Trümmer der Kunststraße von Yega, die über den porphyrnen Rücken der Anden weg zwischen 12= und 1800 Toisen Höhe von Cusco an bis Assonay geht, und mit Herbergen und öffentlichen Springbrunnen versehen ist. In dem Dorfe Chamaya bestiegen sie eine Flöße und fuhren auf dem Flusse dieses Namens in den Amazonenfluß. Sie bestimmten die astronomische Lage dieses Zusammenflusses. Da Condamine sich erst unterhalb Quebrada de Chuchunga auf dem Amazonenflusse eingeschifft, auch keine Längenbestimmung, als an der Mündung des Rio Napo angestellt hatte, so suchte Humboldt diese Lücke auszufüllen, indem er auf dem Amazonenflusse bis an die Wasserfälle von Rentewa fuhr, und zu Tomependa einen genauen Plan von diesem unbekannten Theile des Maranon entwarf. Bonpland hatte sich unterdeß mit botanischen Untersuchungen beschäftigt. Zum fünftenmale passirten unsere Reisenden jetzt die Anden, um durch Montan und Peru zurückzukehren. Sie bestimmten den Punct, wo die Magnetnadel von Borda den Mittelpunct der Abweichung zeigte, obgleich unter dem 7.° südl. Breite, und studirten die reichen Minen von Hualguayok, wo das Silber sich 2000 Toisen über der Meeresfläche findet. Von Caramarco aus, das durch seine Bäder und Ruinen berühmt ist, stiegen sie nach Truxillo hinab, dessen Nachbarschaft die Reste der ungeheuern peruanischen Stadt Mansiche enthält, mit Pyramiden geziert, in deren einer man im 18. Jahrh. für mehr als 4 Mill. Livres geschlagenes Gold entdeckte. Bei diesem westlichen Hinabsteigen der Anden hatten sie zum erstenmale den überraschenden Anblick des stillen Meeres und jenes langen und engen Thales, wo Regen und Donner unbekannt sind. Längs den unfruchtbaren Küsten des Südmeers begaben sie sich über Santa und Guarmey nach Lima, wo Humboldt so glücklich war, im Hafen von Callao de Lima das Ende des Merkurdurchgangs ziemlich genau beobachten zu können. Im Jan. 1803 schifften sich unsere Reisenden nach Guayaquil ein, einem Hafen am Ufer eines ungeheuren Flusses, wo die Vegetation an Palmen, Plumaria, Tabernämontana und an Bananengewächsen in einer unbeschreiblichen Pracht erscheint. Nach 30 Tagen erreichten sie Acapulco. So sehr auch Humboldt seine Rückreise nach Europa jetzt zu

beschleunigen wünschte, so bewog ihn doch die Schönheit Neuspaniens, die Gastfreiheit seiner Bewohner und die Furcht vor dem zu Vera Cruz herrschenden schwarzen Erbrechen, seine Abreise bis tief in den Winter zu verschieben. Nachdem sie sich mit den Pflanzen, der Luft, den stündlichen Veränderungen des Barometers, magnetischen Erscheinungen und besonders mit der Länge von Acapulco beschäftigt hatten, reisten sie nach Mexiko ab. Sie erhoben sich nach und nach durch die schwülen Thäler von Mescala und Papagayo, wo der Thermometer sich im Schatten auf 32° Reaumur erhält. Sie setzten zu den hohen Ebnen von Chilpanzlugo, Theuilotepec und Tasco über, wo unter einem milden Clima Eichen, Cypressen, Tannen und europäisches Getreide gedeihen. Hier besuchten sie die Bergwerke von Tasco, deren Silbergänge von dem harten Kalkfelsen zu dem Glimmerschiefer übergehen und blättrigen Gyps in sich enthalten, und stiegen dann im April 1803 durch Cuernaraca und die Nebel von Cychilagua nach der Hauptstadt Mexiko, welche höchst anmuthig liegt, und sich durch ihre wissenschaftlichen Anstalten vor allen Städten der neuen Welt auszeichnet. Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten, während dessen Humboldt die Länge von Mexiko berichtigte, besuchten unsere Reisenden die berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, wo der Minengang von Biscaya dem Grafen von Regla schon mehrere Millionen Piaster lieferte; sie untersuchten die Obsidiane von Oyamel, welche in dem Perlstein und Porphyr Lager bilden, und den ehemaligen Einwohnern zu Messern dienten. Dies ganze Land, voll Basaltblöcke, Mandelsteine und kalkartiger, secundärer Bildungen bietet für die Geologie die anziehendsten Erscheinungen dar, welche bereits del Rio, ein Schüler Werners, analysirt hatte. Im J. 1803 besuchten sie den mittäglichen Theil des Königreichs. Sie richteten ihre Nachforschungen zuerst auf Hunhuetoca, und gingen dann durch Queretano, Salamanca und die fruchtbaren Ebenen von Yrapuato nach Guanaxuato, dessen Bergwerke unendlich beträchtlicher sind, als die von Potosi je waren. Zwei Monate beschäftigten sie sich hier mit Messungen und geologischen Untersuchungen, prüften die Bäder von Comagillos, deren Temperatur 11° Reaumur höher ist, als die philippinischen Inseln, und reisten dann durch das Thal von St. Yago nach Valadolid, der Hauptstadt des ehemaligen Reiches Michoacan. Von da stiegen sie, troß der steten Herbstregen, nach den Küsten des stillen Meeres in die Ebenen von Jorullo hinab, wo 1759 in einer einzigen Nacht bei einer der größten Ereignisse, die je der Erdball erlitten, sich aus der Erde ein Vulkan von 1494 Fuß Höhe erhob, der mit mehr als 2000 noch jetzt rauchenden kleinen Oeffnungen umgeben war. Sie stiegen bis auf den Grund des Craters hinab, dessen mit Kohlensäure außerordentlich überladene Luft sie analysirten. Aus dem anmuthigen und fruchtbaren Reiche Mechoacan kehrten sie durch die hohe Ebene von Tolucca nach Mexico zurück. Zu Tolucca besuchten sie den merkwürdigen Händebaum, den Cheiranthostämon des H. Cervantes, von dem seit den ältesten Zeiten nur ein einziges Exemplar vorhanden ist. Zu Mexiko beschäftigten sie sich mit dem Ordnen ihrer Herbarien und geologischen Sammlungen, der Berechnung der gemachten Messungen, und dem geologischen Atlas, für den Humboldt Zeichnungen entworfen hatte. Sie verließen diese Stadt im Jan. 1804, um den östlichen Abhang der Cordilleren zu untersuchen; sie maßen die beiden Vulkane von Puebla, den Popocatepet und Iztaccihuatl geometrisch. Darauf stiegen sie durch Perote nach Xalapa. Troß des gefallenen hohen Schnees erreichte Humboldt den Gipfel des um

162 Toisen den Pic von Teneriffa übertreffenden Cofre, und bestimmte die Lage desselben durch Beobachtungen an Ort und Stelle. Er maß gleichfalls den Pic von Orizana trigonometrisch. Nach einem angenehmen Aufenthalte in diesen Gegenden stiegen unsere Reisenden nach dem Hafen von Vera Cruz hinab, entgingen glücklich dem bereits stark herrschenden schwarzen Erbrechen, und reisten auf einer spanischen Fregatte nach der Havannah ab, wo sie ihre im J. 1800 dort niedergelegten Sammlungen zurücknahmen. Sie blieben zwei Monate daselbst, worauf sie nach Philadelphia sich einschifften, das sie nach 32 Tagen erreichten. Hier und zu Washington brachten sie abermals zwei Monate zu, und kamen im Aug. 1804 nach Europa zurück. Die reichen Sammlungen, welche sie mitgebracht haben, sind einzig in ihrer Art und von unschätzbarem Werthe; sie enthalten allein 6300 Arten Pflanzen. Die Beschreibung dieser Reise und ihrer wichtigen Ergebnisse lieferte Humboldt in dem zu Paris, Hamburg und London seit 1810 erscheinenden Prachtwerke: Voyage de Humboldt et Bonpland (gr. Fol.), dessen erste Abtheilung der allgemeinen Physik gewidmet ist, und den eigentlichen Reisebericht enthält. Der erste Theil dieses Reiseberichts ist in den bis jetzt erschienenen Lieferungen, welche auch den besondern Titel führen: Vues des Cordillères et monuments des peuples de l'Amerique, und mit 50 bis 60 Kupfertafeln begleitet sind, enthalten. Die zweite Abtheilung betrifft die Zoologie und vergleichende Anatomie; die dritte enthält einen politischen Versuch über Neuspanien; die vierte ist der Astronomie, die fünfte der Mineralogie und dem Magnetismus, die sechste endlich der Botanik gewidmet. Die ganze Reihe, welche aus 12 Bänden in Quart, 3 Bänden in Folio, 2 Sammlungen geographischer und 1 Sammlung pitoresker Zeichnungen bestehen wird, nennt ein Kenner mit Recht: „ein Riesenwerk an innerem und äußerem Umfange und Gehalte, dem die neueste Literatur Europas nur wenig ähnliche an die Seite stellen kann." Humboldt hat seitdem in Paris mit H. Gay-Lussac die Theorie von der Lage des magnetischen Aequators berichtigt, und der Akademie der Wissenschaften im J. 1817 seine Karte von dem merkwürdigen Laufe des Oronoco vorgelegt. Im Oct. 1818 befand er sich in London, wo es hieß, daß die verbündeten Mächte ihn ersucht hätten, ein Gutachten über die politischen Verhältnisse der südamerikanischen Völkerschaften zu entwerfen. Zur Ausführung seines Planes einer wissenschaftlichen Reise nach Ostindien und Tibet hat ihm der König von Preußen zu Aachen im November 1818 eine jährliche Unterstützung von 12,000 Thalern und den Gebrauch der nöthigsten physikalischen und astronomischen Instrumente bewilligt. Diese Reise nach Tibet scheint jetzt (1823) aufgegeben zu sein. Humboldt lebt seit mehreren Jahren in Paris den Wissenschaften, und im Winter 1822 ward er nach Verona berufen, um den König von Preußen auf seiner Reise durch Italien zu begleiten. Sein Aufenthalt in Neapel ward die Veranlassung zu Untersuchungen über die Bildung der Vulkane, und die Resultate seiner Forschungen legte er dem Publikum in einer kleinen Schrift vor.

Hume (David), als scharfsinniger Skeptiker und erster classischer Geschichtschreiber der Engländer berühmt. Er stammte aus der vornehmen, aber nicht reichen Familie der Grafen Home oder Hume ab, war geboren zu Edinburgh in Schottland 1711, und verlor seinen Vater schon als Kind. Seine Mutter, eine sehr gebildete und zärtliche Frau, widmete sich seiner Erziehung mit größter Sorgfalt. Er sollte sich nach dem Rathe seiner Verwandten den Rechten widmen; allein

ein stärkerer Trieb zog ihn zur Philosophie hin. Seine Vermögensumstände und seine durch anhaltenden Fleiß geschwächte Gesundheit nöthigten ihn jedoch, 1734 nach Bristol zu gehen, und die Handlung zu ergreifen. Als er sich aber zu derselben gar nicht geeignet fand, ging er nach Edinburgh zurück, und bald darauf nach Frankreich, um daselbst in ländlicher Einsamkeit unabhängig und mit der möglichsten Beschränkung seiner Bedürfnisse der wissenschaftlichen Ausbildung seines Geistes leben zu können. Dort schrieb er seine treffliche psychologisch-kritische Abhandlung über die menschliche Natur, welche er nach seiner Rückkehr (1737) in London (1738 — 1740, 3 Bde.) herausgab (deutsch von L. H. Jacob, mit kritischen Versuchen, 1790). Wider sein Erwarten erregte dieselbe damals auch nicht die geringste Aufmerksamkeit, und sein dadurch gekränkter Ehrgeiz bewog ihn, in die Einsamkeit zu seinen Studien zurückzukehren. Er studirte nun desto eifriger die griechische Sprache, und schrieb seine Versuche und Abhandlungen, wovon er zu Edinburgh 1742 den ersten Theil herausgab. In diesen führte er mehrere politische und moralische Gegenstände sehr geistreich aus; weniger glücklich war er in Sachen des Geschmacks, wozu ihm ein warmer Sinn für Poesie und Kunst fehlte. Dieses Buch wurde besser aufgenommen. Von 1745 — 1747 wurden seine Studien dadurch unterbrochen, daß er zuerst Aufseher des jungen Marquis von Annandola wurde, dann dem General Saint Clair auf seinem Zuge an die französische Küste, und endlich auf seiner Gesandtschaftsreise nach Wien und Turin begleitete. Zu Turin arbeitete er den ersten Theil der oben genannten Abhandlung um, um besonders durch einen vollendeteren Styl die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie zu ziehen. Diese Umarbeitung (1748, Lond., 8.; deutsch übersetzt von Tennemann, nebst einer Abhandlung über den philosophischen Skepticismus von Reinhold; Jena 1793, 8., und in mehreren Sprachen erschienen) unter dem Titel: Untersuchung über den menschlichen Verstand, erreichte aber jenen Zweck eben so wenig, als seine zweite Ausgabe der Versuche. Nach dem Tode seiner Mutter (1759) ging er nach Schottland, und arbeitete dort auf dem Landhause seines Bruders unverdrossen fort; schrieb auch daselbst den zweiten Theil der Versuche unter dem Titel: politische Reden, worin er vorzüglich über Handel und Geld tiefere Untersuchungen anstellte. Jetzt fingen erst seine Schriften an, Aufmerksamkeit zu erregen, vorzüglich da er mehrere Gegner fand, denen er aber nie antwortete. 1752 gab er zu Edinburgh jene Reden und eine Untersuchung über die Grundsätze der Moral heraus, welche er selbst für die beste unter allen seinen Schriften hielt. Er entwickelte darin den Grundsatz des moralischen Sinnes genauer als seine Vorgänger. Die Stelle eines Aufsehers der Bibliothek der Advokaten in Edinburgh, welche, ohne großen äußern Vortheil, ihm Gelegenheit gab, die historische Literatur seiner Nation kennen zu lernen, wurde die zufällige Veranlassung, daß Hume Geschichtschreiber wurde. Er faßte den Plan, die englische Geschichte seit der Thronbesteigung des Hauses Stuart zu schreiben, und dadurch zugleich diesen nach seiner Ansicht sehr entstellten Theil der Geschichte aufzuklären. 1754 gab er den ersten, 1756 den zweiten Theil dieses Werks heraus, welches ihn als philosophischen Geschichtschreiber der neuern Zeit so berühmt gemacht hat. Es machte großes Aufsehen, aber die Unparteilichkeit, wonach er strebte, brachte alle politische Parteien in England gegen ihn auf. Ueberall hörte er Tadel. Mißmüthig, doch rastlos arbeitete er fort, gab zu London 1757 seine natürliche Geschichte der Religion heraus (von Resewitz übers., Quedlinb. 1789), eine Schrift, in welcher sein religiöser

Skepticismus durch die Geschichte sehr fein entwickelt ist, und durch Curts Gegenschrift noch bekannter wurde; 1759 die Geschichte des Hauses Tudor, und 1761 sein Werk über die frühern Perioden der englischen Geschichte, welches er, schon kälter gegen das öffentliche Urtheil in seiner literarischen Muße zu Edinburgh in sorgenfreieren Umständen ausarbeitete. (Seine historischen Werke sind mehrmals, z. B. von Dusch, zuletzt von Timäus, ins Deutsche übersetzt worden.) Unerwartet bekam er noch in seinem funfzigsten Jahre vom Grafen von Hertfort den Antrag und die wiederholte Einladung, ihn als Gesandtschaftssekretär nach Paris zu begleiten, nahm ihn endlich an, und wurde in Paris mit so ausgezeichneten Höflichkeitsbeweisen und Ehrenbezeugungen überhäuft, daß er sich denselben nicht genug entziehen konnte. Doch gefiel ihm der Aufenthalt dort sehr wohl. 1763 kehrte er nach England zurück, nachdem er seit dem Abgange des Grafen die Geschäfte der Gesandtschaft als Chargé d'affaires besorgt hatte. Es ist bekannt, daß er in Frankreich mit Rousseau in Verbindung trat, ihn bewog, mit nach England zu gehen, und dort eine Pension für ihn auswirkte; aber es war vorauszusehen, daß eine Verbindung zwischen dem Charakter des reizbaren und schwärmerischen Rousseau und dem ruhigen Skeptiker Hume, dessen Zweifel wol oft die Farbe des kalten Spottes trug, und der durch seinen gründlichen Scharfsinn überhaupt mehr abstieß, als an sich zog, nicht lange dauern konnte, und sich auf unangenehme Weise endigen mußte. 1767 erhielt Hume die Stelle eines Untersekretärs, 1769 verließ er die politischen Beschäftigungen, kehrte nach Edinburgh mit einem noch größern Einkommen zurück, und lebte in ruhigem Genusse des Erworbenen und seines wachsenden Ruhmes noch im späten Alter ganz den Wissenschaften. Von 1775 an sah er seinem Tode ruhig und heiter entgegen, verbesserte noch Mehreres an seinen Schriften zum Behuf neuer Ausgaben, und starb mit der größten Heiterkeit 1776 unverheirathet, und mit Hinterlassung eines ansehnlichen selbsterworbenen Vermögens. Er hat seine eigene Biographie kurz aufgesetzt, welche 1777 zu London erschien. Er selbst schilderte sich darin als einen Mann von sanfter, ruhiger Gemüthsart, vieler Selbstbeherrschung und Mäßigung, Offenheit und Geselligkeit, mit herrschender Begierde nach literarischem Ruhm. Dieser Charakter hatte eben sowol auf seine Philosophie, als auf seine Art, die Geschichte zu behandeln, großen Einfluß. In seinen scharfsinnigen und gründlichen philosophischen Werken, namentlich in seinen Untersuchungen über den menschlichen Verstand, welche seinen Skepticismus am vollkommensten entwickeln, der auf die Lockische Erfahrungsansicht gegründet war, machte er den ersten bedeutenden Angriff auf die neuere dogmatische Metaphysik; sie waren es daher, welche Kants Geist zu seiner Kritik aufregten, und so einen neuen Charakter der Philosophie verbreitete. Sie sind auch, mit Ausnahme der erst nach seinem Tode (1777) erschienenen Gespräche über die natürliche Religion (deutsch von Schreiter, nebst einem Gespräche über den Atheismus von Platner; 1781, Lpz.) in einer Sammlung: Essays and treatises on several subjects (London 1753, 4 Bde., 8. und mehrmals; deutsch von Pistorius, Hamb. 1755 — 1756) erschienen. Sein philosophischer Skepticismus hatte aber wieder den größten Einfluß auf seine historischen Werke. Ruhe, Streben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, fester Zusammenhang der Thatsachen und politischer Scharfsinn sind ihre Hauptvorzüge; dagegen Mangel an Phantasie und Wärme in der Schilderung der Begebenheiten und Charaktere, Fehler in der Anordnung seines Stoffes, Anhäufung von Betrachtungen und

einseitige Vorliebe für die Schilderung der Könige, die vorzüglichsten Mängel derselben. Seine Geschichte der Regenten des Hauses Stuart wird für den ausgezeichnetsten Theil derselben gehalten, denn an diesem Hause nimmt er den innigsten Antheil, und die Kritik dieser Geschichte hat ihm sehr vieles zu verdanken. Weniger einheimisch war er in der frühern Geschichte. Doch hat gegen seine Unparteilichkeit der berühmte Fox in seiner 1808 erschienenen (deutsch von Soltau, 1810) übersetzten Geschichte der früheren Regierungszeit Jacobs II. große Zweifel erhoben. Uebrigens ist Humes Styl in beiden Gattungen gleich ernst, bestimmt, deutlich und von geschmackvoller Correctheit. T.

Hummel (Joh. Nepomuk), einer der größten jetzt lebenden Clavierspieler und berühmter Componist, wurde 1778 zu Preßburg geboren. Schon im vierten Jahre erhielt er von seinem Vater, Joh. Hummel, der damals auf der Militärstiftung zu Wartberg als Musikmeister angestellt war, Unterricht auf der Violine, ohne besondere Fortschritte zu machen. Unverkennbar sprach sich aber sein Talent aus, als er im folgenden Jahre im Singen und Clavierspielen unterrichtet wurde. Neigung und Fleiß hatten ihn bald so weit gebracht, daß er bei Kirchenmusiken auf dem Chore mitsingen konnte, und auf dem Claviere hatte er nach Verlauf eines Jahres solche Fortschritte gemacht, daß er unter den übrigen Zöglingen Vorspieler ward. Als Kaiser Joseph zwei Jahre später die Wartberger Stiftung aufhob, wählte Hummels Vater Wien zu seinem Aufenthaltsorte, wo er bei dem neu errichteten Schikanederschen Theater als Orchesterdirector angestellt wurde. Der siebenjährige Hummel zog durch seine, für dieses Alter außerordentliche, Kunstfertigkeit die Aufmerksamkeit der Musikkenner auf sich, und man kam dem Wunsche seines Vaters, den hoffnungsreichen Sohn dem großen Mozart vorzustellen, entgegen. Des unsterblichen Meisters Abneigung vor dem Unterrichtgeben war bekannt; dennoch erbot er sich, sein Lehrer zu werden, unter der Bedingung, daß der Schüler ihm gänzlich übergeben werden und in seinem Hause wohnen müsse. Zwei Jahre genoß er diesen unschätzbaren Unterricht; dann ging der jetzt neunjährige Hummel mit seinem Vater auf Reisen; besuchte ganz Deutschland, Dänemark, Schottland (wo er seine ersten Compositionen, Variationen fürs Pianoforte, ohne die Setzkunst studirt zu haben, in Druck gab), England und Holland. Ueberall ward er mit dem ausgezeichnetsten Beifall gehört; denn außer Mozart selbst hatte es noch Niemand in diesem Alter zu solcher Meisterschaft gebracht. Nach sechs Jahren kehrte er nach Wien zurück. Hier studirte er erst die Compositionen unter Albrechtsberger, dem Lehrer der meisten neuern Wiener Componisten. Hierauf genoß er einige Jahre hirdurch den in ästhetischer und dramatischer Hnsicht äußerst lehrreichen Umgang und Unterricht Salieris. Der Ordnung nach war damals Weigl der erste, Süßmayr der zweite und Hummel der dritte Schüler Salieris. Als der Fürst Nicolaus Esterhazy von London und Paris zurückkam, boten dieser Fürst und der damalige Director der k. k. Hoftheater, Baron von Braun, Hummel zu gleicher Zeit Dienste an. Hummel zog die fürstlichen Dienste vor. Da der kunstsinnige Fürst Kirchenmusik besonders liebte, so fand Hummel eine gute Gelegenheit, sich auch in diesem Fache mit vielem Glücke zu versuchen. Gleich seine erste Messe erhielt den ganzen Beifall Haydns. Als späterhin eine Gesellschaft Cavaliere das k. k. Hoftheater übernahm, und Fürst Esterhazy sich an die Spitze derselben stellte, fand Hummel Gelegenheit, Mehreres mit Glück fürs Theater zu schreiben. 1811 verließ er die fürstlichen Dienste, und pri-

vatisirte in Wien, wo er sich durch seinen Unterricht ein großes Verdienst um die kunstliebende Hauptstadt erwarb, indem er eine bedeutende Anzahl der vorzüglichsten Clavierspieler beiderlei Geschlechts bildete. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reisen; noch im J. 1816 besuchte er Berlin, Leipzig u. s. w., und wurde allenthalben als einer der ersten Clavierspieler, der mit einer außerordentlichen Fertigkeit einen seelenvollen Vortrag verbindet, anerkannt und bewundert. Seit dem Oct. 1816 ging er als Capellmeister in königl. würtembergische Dienste, und 1820 in großherzoglich weimarische. Im J. 1822 unternahm er eine Fußreise nach Rußland, auf der er einen ungemeinen Beifall einerntete. Jetzt (1823) ist er auf einer Reise durch Holland und Belgien begriffen. Außer vielen Variationen, Sinfonien, Fugen, Sonaten, Trios, Rondos, Phantasien, Romanzen, Liedern und Potpouris, einer großen Anzahl Kirchenmusiken und allen Gattungen von Tanzmusik, hat er folgende größere Werke componirt: Helene et Paris, Ballet; das belebte Gemälde, Ballet; Sappho von Mitylene, Ballet; Lob der Freundschaft, Cantate mit Chören; Diana e Endimione, italienische Cantate; Le Vicende d'Amore, Opera buffa, in 2 Acten; Mathilde, Oper in 3 Acten; das Haus ist zu verkaufen, Oper in einem Act; die Eselshaut, Feenspiel mit Gesang und Tänzen die Rückfahrt des Kaisers, Oper in einem Act; der Zauberring und der Zauberkampf, beides Pantomimen.

Humor. Humoristisch. Nicht leicht sind über einen Gegenstand Erklärungen und Urtheile verschiedener ausgefallen, als über den Humor und das Humoristische. Der Grund davon dürfte weniger in der allzugroßen Schwierigkeit, als in der Nichtbeachtung dessen liegen, daß es hiebei eines dreimal veränderten Standpunctes bedürfe. Man gebraucht den Ausdruck Humor nämlich in einer dreifachen Bedeutung, in der physiologischen, psychologischen und ästhetischen, und es wird nie gelingen, hier zum reinen Verständniß zu gelangen, wenn man diese Bedeutungen nicht gehörig unterscheidet. Bekanntlich heißt das lateinische Wort Humor Feuchtigkeit; die gangbare Bedeutung aber ist Laune, Aufgelegt-, Aufgeräumtsein u. s. w. Man sieht leicht, daß die letztere Bedeutung die psychologische, die erstere die physiologische ist, und daß beide auf irgend eine Weise zusammenhängen müssen. Um diesen Zusammenhang zu erklären, müssen wir bis auf Hippocrates und Galen zurückgehen. Als diese berühmten Aerzte ihre Systeme entwarfen, waren Physik und Chemie, im Zurückgehen von dem Zusammengesetzten auf das Einfache, bis auf vier Elemente gekommen, Feuer, Wasser, Luft und Erde. Aus diesen vier Elementen hatten schon sehr alte Physiker eben so viele Ureigenschaften der Dinge abgeleitet: aus dem Feuer die Wärme, aus dem Wasser die Kälte, aus der Luft die Feuchtigkeit, aus der Erde die Trockenheit; und aus diesen vier Ureigenschaften aller Dinge erklärte man alle physischen Verschiedenheiten derselben, wofern diese eben vierfach waren, z. B. die Tags- und Jahreszeiten, die vier Himmelsgegenden, die vier Hauptwinde, die vier Stufen des menschlichen Alters. In dem menschlichen Körper nahm man aber vier Hauptsäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an, Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle; und diese vier Hauptsäfte wurden auf die vier Ureigenschaften aller Dinge zurückgeführt, und durch beide der Grund auch von geistigen Verschiedenheiten der Menschen erklärt. Uebergewicht von Blut bewirkte im Körper warme Feuchtigkeit, von Schleim kalte Trockenheit, von gelber Galle trockne Wärme, von schwarzer Galle kalte Feuchtigkeit. Hieraus leitete man nun die vier

Temperamente ab, deren Theorie Galen vornämlich ausbildete. Da die Schule der arabischen Aerzte des Mittelalters sich auf ihn gründete, so pflanzte sich seine Lehre durch Avicenna, Averroes u. A. fort, und dauerte bis ins 17. Jahrh. Die Benennungen der Temperamente weisen noch darauf zurück, denn wir finden in ihnen jene vier Humores wieder; im sanguinischen das Blut, vom lateinischen Sanguis; im phlegmatischen den Schleim, vom griechischen Worte Phlegma, d. i. Schleim. Cholerisch kommt her von dem griechischen Worte Cholera, d. i. gelbe Galle; melancholisch von den griechischen Wörtern Melána Chole, d. i. schwarze Galle. Man sieht, welche wichtige Rolle nach dieser Theorie die Feuchtigkeiten in der menschlichen Organisation spielen. Indem Galen auch bei der Heilkunst eine vorzügliche Rücksicht auf diese vier Humores nahm, ward er Vater der Humoralpathologie, d. i. jener Krankheitslehre, welche, um die Genesung zu bewirken, auf Verbesserung der Säfte ausgeht. Durch Boerhave und Gaubius kam sie in neuerer Zeit, jedoch mit andern Modificationen, indem diese für jede Krankheit eine besondere Schärfe annahmen, wieder in Flor. Genug aber, um zu zeigen, wie der physiologische Humor sich nach jener, Jahrhunderte lang geltenden, Theorie als wirkliche Feuchtigkeit zu erkennen gibt, und angenommen, daß die Sache, wenn auch nicht ganz, doch nur auf ähnliche Art sich so verhalte, wie dieser Humor auch auf die Aeußerungen der Seele einen mächtigen Einfluß haben müsse. Wenigstens kann es jetzt nicht befremdend sein, von einem psychologischen Humor zu hören, und es bedarf wol keiner Erinnerung, daß der Ausdruck hier metaphorisch genommen sei. Die Franzosen haben in diesem Sinne das Wort humeur; die Engländer humour. Den Engländern sagt man nach, daß sie besonders im humour sich auszeichnen, und wirklich ist vornämlich durch Schriftsteller dieser Nation der Ausdruck Humor und humoristisch in Gebrauch und Umlauf gekommen. Einer ihrer berühmten Schauspieldichter, der selbst in zwei Lustspielen den Humor zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt hat, Ben Johnson, gibt uns in einem derselben (Every Man out of his humour) die beste Erklärung dieses metaphorischen Ausdrucks. Er sagt: „Humor, im physischen Verstande genommen, besteht aus Luft und Wasser, und hat die Eigenschaften der Nässe und Flüssigkeit. Gieße Wasser auf den Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Eben so fließt auch die Luft, wenn man sie durch ein Horn oder eine Trompete zwingt, augenblicklich hinweg, und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus ziehe ich den Schluß: dasjenige, was feucht und flüssig ist, und folglich keine Consistenz hat, ist Humor. Das Cholerische, das Melancholische, das Phlegma im menschlichen Körper werden also genannt, und so kann man durch eine Metapher auch der menschlichen Seele Humor beilegen. Wenn z. B. eine besondere Eigenschaft einen Menschen so beherrscht, daß sie alle seine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeister in ihrem Flusse einen und denselben Weg zu nehmen zwingt." Lessing war der erste, der das Wort Humor in diesem Sinne durch Laune übersetzte, erklärte aber nachher (Hamb. Dramaturgie, Nr. 2., 308, Anm.), sehr Unrecht daran gethan zu haben; „denn" sagte er, „ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene, ja in gewissem Verstande ganz entgegengesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor ist, außer diesem einzigen Falle, nie Laune. Daß Lessing hierin Recht gehabt, wird der Artikel Laune zeigen, aus welchem sich ergeben wird, daß Humor und Laune zwar in psychologischer, nicht aber in ästhetischer

Bedeutung sich entsprechen. Dort werden wir finden, daß Laune zu Humor nur durch den Launigen wird. Bei diesem finden wir jene Stimmung der Seele, jene eigene Wendung der Einbildungskraft, durch welche die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen, und unter einem hervorstechenderen, seltsameren originellen Charakter erscheinen. Der Geist erhebt sich über das Uebliche, setzt die eingeführten Regeln hintenan, treibt seinen Scherz mit ihnen, freut sich einer Unabhängigkeit. Mit Wohlgefallen und Leichtigkeit entwischt ihm der eben so aufrichtige als offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee in der individuellesten Tonart, womit sie ihn ergriffen, und in der Ueberraschung, welche diese Freimüthigkeit, diese Sorglosigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt, liegt kein geringer Reiz. Hier wird also die Laune zu Humor, und wir würden einen solchen Charakter, wo wir ihn dargestellt fänden, für einen humoristischen erklären müssen. Wie aber, auch die Darstellung? Hier liegt es! Als man die Unterordnung der Laune unter das Lächerliche machte, dachte man blos an humoristische Charaktere, nicht an humoristische Darstellung und humoristische Dichter. Wie aber diese letztern vorzugsweise Humoristen genannt werden, so sollte, dies ist Lessings Meinung, der ästhetische Humor auch vorzugsweise den Namen des Humors behalten, und nicht, wie im Psychologischen, mit der bloßen Laune verwechselt werden. Daß dies keine willkürliche Forderung sei, sieht man schon daraus, weil der psychologische Humor nur in Einem Falle sich zugleich als ästhetischen zeigt; noch mehr aber daraus, weil, wie aus jenem folgt, der ästhetische ungleich mannichfaltiger ist. Man nehme das erste beste wahrhaft humoristische Werk zur Hand, und man wird sich leicht überzeugen, daß nicht blos das Belustigende, das Lächerliche, das Sonderbare, sondern auch das Ernste, das Wehmüthige, das Erhabene, ja das Feierliche selbst in demselben uns begegnen. Es muß also etwas anders sein, als die bloße Ausführung der Laune, der durch sie bestimmten Charaktere, und selbst launiger Einfälle und launiger Ausfälle, was solche Werke zu humoristischen macht. Daß es eine eigene Art der Darstellung sei, leuchtet Jedem eben so bald ein, als daß in dieser Art der Darstellung der Grund liege, warum man bei ihr so sehr an die Ursachen und Erscheinungen des psychologischen Humors erinnert wird, daß man kein Bedenken getragen hat, sie mit demselben Namen zu bezeichnen. Wie in aller Welt aber, so muß man fragen, kommt ein Dichter dazu, der mit der kühnsten Imagination den lebhaftesten Witz, Tiefe des Geistes, Zartheit des Gefühls, so viel Vernunft und Wahrheitssinn vereinigt, — denn dieses alles, und mehr noch findet man in echten Humoristen, — auf eine in Stoff und Ausdruck so sonderbare und ungewöhnliche Weise darzustellen, daß seine Darstellung und er selbst fast thöricht scheinen? Man hat oft genug gesagt, und Garve sagt es auch, daß dies nichts als Folge des, solchen Dichtern inwohnenden, psychologischen Humors sei, daß sie in dieser Stimmung seltsame und außerordentliche Gedanken und Einfälle hervorbringen, Träume eines Wachenden, der aber ein vorzüglicher Kopf ist, Ideen, welche durch ihre Abweichung von den Ideen anderer Menschen in Verwunderung setzen, und daß diese Ideen und Bilder, wie sie sich wider Willen dem Dichter aufdrangen, ohne sein Zuthun von selbst ihren Fortgang, auf eine nicht minder sonderbare und seltsame Weise, nehmen. Der poetische Humor soll also eben so unbewußt und unwillkürlich sein, als der psychologische. Aber, bemerkt Jean Paul Richter mit Recht,

würde jener nicht aus freier Absicht erzeugt, so konnte er nicht den Vater unter dem Schaffen so gut ästhetisch erfreuen, als den Leser; und eine solche geborne Anomalie müßte gerade alle vernünftigen Menschen für Humoristen nehmen, und wäre der wahnsinnigste Schiffspatron des Narrenschiffs selber, das er commandirte. Ist nun aber die humoristische Darstellung eine mit freier Absicht erzeugte, so muß man um so mehr fragen, ob blos Grille, oder, wie bei den andern Arten ästhetischer Darstellung, ein nothwendiger Grund den Dichter bestimmte. Läßt man sich nur von den vielen hier herrschenden falschen Ansichten nicht irre leiten, und hält nicht das Zufällige für das Wesentliche, so wird man hierüber nicht in Zweifel bleiben. Wie überall, so wird auch hier die Darstellnng durch des Dichters Weltanschauung bedingt; und wenn wir nun auf diese eine achtsame Rücksicht nehmen, so finden wir den Humoristen in der Mitte zwischen dem Komiker und Satyriker. Beide stellen dar die (aus nicht befolgter objectiver Norm der Vernunft) verscherzte Selbsteinigkeit des Menschen. Zweierlei Gattungen von Menschen verscherzen sie: die Narren und die Schurken. Beide haben die Verkehrtheit mit einander gemein, nur daß sie bei diesem absichtlich bewußt ist, während jene sich fest einbilden, durchaus nicht verkehrt zu sein. Dort liegt der Fehler in der Gesinnung und dem Willen, hier in dem Verstande; und das macht die Einen verabscheuungswerth, die andern nur lächerlich. Jene sind darum ein Gegenstand für den Satyriker, diese für den Komiker, deren Darstellung, wie an seinem Orte gezeigt werden soll, hiedurch bestimmt wird. Der Humorist, wie gesagt, steht zwischen beiden, nähert sich aber mehr dem reinen Komiker durch seine Disposition, auch da noch lächeln zu können, wo Andere das Gesicht in düstere Falten ziehen. Der wahre Humorist, der nichts ohne Menschenliebe ist, sieht die menschliche Natur als eine eigene Mischung guter und schlimmer Eigenschaften an, und im Ganzen mehr Schwachheit als Verbrechen, mehr Thorheit als Laster. Er führt jede, auch die moralische, Verkehrtheit auf ein falsches Urtheil zurück, mit dem Unterschiede aber vom Komiker, daß er selbst sich mit allem anscheinenden Ernste unter die falsch Urtheilenden stellt, und zu der Classe zu gehören scheint (daher die humoristische Subjectivität, die Rolle eines parodischen Ichs, wie Jean Paul sagt), während der reine Komiker, auch wo er, ohne ins Didactische überzugehen, nur das Factum darlegt, doch leicht als außerhalb der Classe befindlich erkannt wird. Wie sehr auch von der Hoheit überzeugt, zu welcher die menschliche Natur sich steigern läßt, hat der Humorist doch das befangene Menschengeschlecht, wenigstens seinem jetzigen Zustande nach, losgesprochen von der alle Freuden des irdischen Daseins raubenden Mühe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wissen, weil Wissenschaften, Politik, Erziehung, Druck der Verhältnisse u. a. m. schon am Fuße des Berges einen so dichten Verhau gemacht haben, daß oft auch der muthigste Wille und die kühnste Kraft ihn nicht durchbrechen können. Es gibt für den Humor, wie Jean Paul sagt, keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menschen weder lächerlich noch abscheulich, sondern bedauernswerth, woraus sich jene milde Empfindsamkeit erklärt, welche dem Humoristen vor Andern eigen ist, und durch welche seine Stimmung bald bis zum weichen Elegischen herab, bald bis zum erhabenen Pathos hinaufsteigt; jenes, wenn er die Lage des Menschengeschlechts, dieses, wenn er die

Gegenstände bedenkt, welche die Rolle des Schicksals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt sich der Gedanke an beide zugleich seiner Seele, so entsteht jene Lustigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme scherzt, und, gleichsam als wollte sie den Schmerz betäuben, eine Ausgelassenheit affectirt, in welcher der lebhafteste Witz sarkastisch lauter barocke Behauptungen ausströmt. Er erniedrigt, wie Jean Paul bemerkt, das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große zur Seite zu setzen, und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich ist und Nichts. Diese Stimmung, welche den Humoristen von seiner ernsten und erhabenen Seite zeigt, — denn er hat, wie Janus, ein Doppelgesicht, — darf aber nicht die vorherrschende sein, weil er sonst nur verwunden würde, da er doch, menschenliebend, wie er ist, vielmehr heilen, und aus der Entzweiung die Harmonie wieder herstellen will. Darum kehrt er weniger sein Gesicht mit dem Ausdruck des erhabenen Ernstes nach dem Menschen hin, als das andere, voll milden Lächelns. Sein Streben ist dahin gerichtet, die Menschen in eine mildere Region zu führen, wo sie, zwar nicht frei von den Stürmen und Dünsten, doch einen milden Himmel sehen und des Sonnenscheins sich freuen, Himmel und Erde zugleich genießen können. Welche Mittel ihm dabei zu Gebote stehen? „On voit sortir des traits d'une morale douce et sublime, et des aperçus profonds sur le coeur, dont il démèle les plus délicats mouvemens. Et puis il paroit si disposé au bonheur! il le trouve si facilement. Quel plaisir on goûte dans cet aboudan de son ame, dans cet innocent libertinage de son imagination, surtout dans ce sentiment de bonté, d'indulgence, de bienveillance universelle, qui l'attache à tous les hommes." Da sind sie beisammen, diese Mittel, wie sie Suard in einer seiner Charakteristiken Sternes verzeichnet hat. Wer sagt sich nun aber nicht selbst, daß alles dies von wesentlichen Folgen für die Darstellung sein werde? Der Styl, das Colorit des Humoristen können nicht weniger eigenthümlich sein, als seine Weltanschauung; diese wird sich in jenen spiegeln. Die humoristische Schönheit wird daher kaum eine andere sein können, als eine unregelmäßige, wobei der Willkür der Laune oder des kleinen eigensinnigen Geistes Capriccio, wie Wieland ihn nennt, ungleich mehr Einfluß verstattet sein wird, als in Werken von regelmäßiger Schönheit der Fall sein kann und darf. Gebräche es hier nicht an Raum, so ließe sich an den Darstellungen eines Sterne, Hippel, Jean Paul u. a. (wir nennen hier Viele nicht, weil sie blos komische, satyrische, witzige, launige Schriftsteller sind, aber keine humoristischen) ausführlicher zeigen, worin diese Schönheit bestehe, und wie sie entstehe, vielleicht auch, wie man sie verfehle. Hieraus würde man sehen, daß humoristische Werke etwas Lyrisches an sich haben, und daß die durchscheinende, mehr oder weniger liebenswürdige, Subjectivität des Dichters keinen geringen Antheil an dem Vergnügen habe, welches sie gewähren. Brauchts nun der Erinnerung, daß der Humor nicht zum Spleen werden dürfe? Daß der Humorist auch im Tone, in den Wendungen, Ausdrücken, dem ganzen Colorit alles vermeiden müsse, was an diesen bösen Dämon erinnert? Die feinsten Bemerkungen über humoristische Darstellungsweise findet man bei Jean Paul (Vorschule der Aesthetik), dem Ersten, welcher auch den epischen, dramatischen und lyrischen Humor unterschied. Dieser selbst vorzügliche Humorist erklärt Humour für das romantisch Komische, das umgekehrte Erha-

bene, worin das Endliche auf das Unendliche, der Verstand auf die Idee angewandt wird, und gibt vier Bestandtheile desselben an: humoristische Totalität (wo nicht das Einzelne, sondern das Endliche, durch den Contrast mit der Idee, vernichtet wird), die vernichtende oder unendliche Idee, die humoristische Subjectivität und humoristische Sinnlichkeit. Der weiteren Ausführung bedarf es nicht; man suche sie bei ihm selbst. Sollte man auch Bedenken tragen, seine Theorie unbedingt zu unterschreiben, so wird man doch des Wahren und Tiefen hier mehr als irgendwo finden. dd.

Humoral, was auf die Flüssigkeiten Bezug hat; daher Humoralpathologie, in der Medicin, die Lehre von den Krankheiten, in so fern die Ursachen derselben in Veränderungen der Flüssigkeiten oder in Abweichungen der Säfte des Körpers von ihrer naturgemäßen Menge und Beschaffenheit gesetzt werden. (S. Humor.) Ihr wird die Solidarpathologie entgegengesetzt, welche die Ursachen der Krankheiten blos in Abweichungen der festen Theile des Körpers und deren Verrichtungen suchte. Die Ansichten der sogenannten Humoralpathologen waren jedoch selbst verschieden, nach dem jedesmaligen Stande ihrer Kenntnisse von der Natur und dem menschlichen Körper insbesondere. (S. Arzneikunde, Medicin, Hoffmann, Stahl u. a.) So einseitig, irrig, und zum Theil grob mechanisch die Vorstellungen waren, die sich die Stifter und Anhänger der Humoralpathologie meist von der Beschaffenheit der Säfte, ihrer Verderbniß und dem Antheile, den sie an der Entstehung der Krankheiten hatten, machten, so hatten sie doch eine dunkle Ahnung der Wahrheit, welche sie nur auf einem falschen Wege zu erreichen suchten. Sie irrten; aber die Solidarpathologen irrten eben so sehr, wenn sie die Säfte des Körpers von allem Antheile an der Entstehung der Krankheiten ausschlossen. Die jetzige geläuterte Pathologie verwirft die gemäßigte Humoralpathologie nicht, indem die flüssigen, so wie die festen Theile, zum Ganzen unsers Organismus gehören, und beide von einander unzertrennlich sind, so daß die Abweichung der festen Theile in ihrer Function augenblicklich auch Abänderung der Säfte zur Folge haben muß. (S. Pathologie.) H.

Hundsrück, waldiges Kalkschiefergebirge von mittelmäßiger Höhe in der preußischen Provinz Niederrhein, in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier, zieht sich von Morgen gegen Abend, zwischen den Flüssen Nahe, Rhein und Mosel. Es ist größtentheils mit dichten Waldungen bedeckt, wovon der Sohnwald (bekannt durch die Räuberbande des Schinderhannes) und der Hochwald die ausgedehntesten sind. Im Kreise Simmern, in der Gegend von Gemünden, ist die höchste Höhe des Gebirges, dessen Abzweigungen sich längs des Rheins und der Mosel hinziehen, und das enge Bette dieser Flüsse und die vielen Krümmungen derselben verursachen. Die Abdachung des Gebirges nach dem Rheine und nach der Mosel bildet kleine Ebenen, die mit Schluchten und Thälern, von vielen Bächen ausgehöhlt, und Höhen unterbrochen sind. Die Dörfer sind durchgängig an oder auf die Höhen gebaut, und von Obstbäumen umgeben, die schlechtes Obst tragen. Der Boden des Hundsrückens ist nicht überall gleich. Da, wo sich die Ebenen den Flüssen zuneigen, wird treffliche Winterfrucht gezogen. In dem höheren, steinigern Boden gedeiht Gerste und Hafer, vorzüglich aber trefflicher Flachs und Hanf. Der Flachs wird an Güte selbst dem rigaischen und schlesischen gleich geschätzt, und daher in Brabant sehr gesucht. Seit einigen Jahren wird viel Klee, um des Samens willen, gezogen, der stark nach England durch Kreuznacher

Handelshäuser versandt wird. Die großen Wälder enthalten viel Wild, und die Bäche sind reich an Krebsen und Forellen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch aber vorzüglich wohlschmeckend. Der Hundsrücker ist, wie alle Gebirgsbewohner, stolz auf sein rauhes Land, und kehrt gern aus der Fremde wieder zurück nach seiner Heimath. Einige schreiben Hunsrück, und leiten diese Benennung von einer Colonie Hunnen ab, welche Kaiser Gratian in diese Gegend versetzt haben soll, oder von einem Rest Hunnen, welche nach der Niederlage Attilas bei Chalons sich hieher geflüchtet haben.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Juli bis zum 28. August, weil während derselben der Hundsstern (Sirius) zugleich mit der Sonne aufgeht. Man schrieb sonst diesem Gestirne und seiner Vereinigung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in diesem Zeitraume am drückendsten ist.

Hundswuth, eine meist bei den Hunden, auch bei Katzen, Wölfen u. a. m. (doch wahrscheinlich bei diesen seltener) vorkommende specifische Krankheit, welche auf folgende Art sich äußert: In der ersten Periode verliert der Hund seine sonstige Freundlichkeit und Geselligkeit, trauert, sucht die Einsamkeit, versäumt das Essen oder läßt es gar stehen, will nicht trinken, gehorcht seinem Herrn nicht, kennt ihn wol gar nicht mehr, oder wedelt nur mit dem Schwanze, wenn er ihn sieht, läßt sich zwar noch von ihm streicheln, auch wol auf den Arm, mit zur Jagd oder zu andern Geschäften nehmen, ist aber dabei doch immer träg und mürrisch, beißt um sich, wenn er nur ein wenig gereizt wird, ist stille, verkriecht sich an dunkle Orte, ohne zu schlafen, und läßt sich ohne Murren nicht leicht anlocken. Seine Augen werden trübe oder fließend, er läßt die Ohren und den Schwanz hängen, und wirft sich oft hastig auf alles hin, was ihm aufstößt oder dargeboten wird. Sobald man solche Zeichen an dem Hunde gewahr wird, ist die Krankheit schon im Entstehen, und sie geht in einigen Tagen, zuweilen aber schon nach 12 bis 24 Stunden in die wirkliche Wuth oder die zweite Periode über. In dieser wachsen alle vorherigen Zufälle schnell an; das Thier schäumt vor dem beständig offen stehenden Maule, es läßt die bleifarbige Zunge heraushängen, die Augen sind roth, fast feurig, die Haare sträuben sich und stehen empor, das Thier knirscht mit den Zähnen, hat eine heisere Stimme, ohne zu bellen, sucht immer zu flüchten, und läuft wild, ohne bestimmtes Ziel, oft in krummen Linien, ohne sich aufhalten zu lassen, umher. Gesunde Hunde fliehen vor einem solchen, bellen ihn nicht einmal an, verfolgen ihn nicht, sondern schmeicheln ihm eher ganz furchtsam. Alles, was ihm begegnet, fällt er an, wenn er es erblickt und erlangen kann, schnappt und beißt nach allem, ohne zu bellen. Er wirft sich zu Boden, steht schwach wieder auf, schäumt immer mehr, bekommt Zuckungen und fällt plötzlich todt nieder. Diese Periode kann 3 bis 4 Tage dauern. Die Krankheit ist eine von den specifischen, deren eigene Natur noch nicht entdeckt ist; sie ist tödtlich, und erzeugt im Körper des kranken Hundes ein Gift, wodurch sie sich sowol auf andere Thiere, als auf Menschen fortpflanzt. Der Name Wuth ist für die Krankheit nicht ganz passend, da die Wuth oder Tollheit nur ein einzelnes Symptom derselben ist, das nicht einmal immer vorhanden ist, indem manche Hunde nur die sogenannte stille Wuth bekommen, und plötzlich absterben. Unter die veranlassenden Ursachen rechnet man besonders große und anhaltende Kälte, große Hitze, schnelle Abwechselung von Hitze und Kälte, wenn z. B. die Hunde unter dem heißen Ofen liegen und dann

wieder plötzlich in die Kälte kommen, wenn sie vieles, besonders verdorbenes Fleisch fressen, den Geschlechtstrieb nicht befriedigen können. Die am gewissesten wirkende Ursache ist die Ansteckung durch den Biß eines andern an dieser Krankheit leidenden Thieres. Ob blos der Speichel des wüthenden Thieres die Krankheit errege, oder ob selbst das Belecken von demselben, der Genuß des Fleisches und der Milch (z. B. von Kühen, welche gebissen worden sind) dies vermöge, darüber sind zwar die Meinungen getheilt, allein der Vorsicht gemäß ist es, auch jene Ansteckungsart anzunehmen, und Maßregeln dagegen zu ergreifen. Schon wenn sich die Zeichen der ersten Periode bei dem Hunde einstellen, muß man die äußerste Vorsicht gebrauchen. Ein solcher Hund muß entweder sogleich getödtet, oder doch sehr sorgfältig verwahrt werden; denn schon von diesem ist der Biß giftig, und vermag, die schreckliche Krankheit zu erregen. (S. den Art. Wasserscheu.) H.

Hunger, das Gefühl des Bedürfnisses der Nahrung. Wenn der Magen die Speisen und Getränke, die er enthielt, verdaut und fortgeschafft hat, so ist die eigenthümliche Nervenkraft desselben erschöpft, und es bedarf einiger Zeit, ehe sich dieselbe wieder sammelt. Diese Zeit ist um so kürzer, je gesünder, jünger, kräftiger und thätiger der Mensch ist. Sobald sich die Nervenkraft des Magens wieder gesammelt hat, wächst die Lebensthätigkeit desselben wieder, und verlangt ihr Object. Dieses Verlangen fühlen wir, und nennen es im anfangenden Grade: Eßlust, Appetit. Wird dieser nicht befriedigt, so entsteht der Hunger, der schon ungestümer in seinen Forderungen wird, und endlich, wenn auch diese nicht befriedigt werden, in Heißhunger übergeht. Der Appetit ist ein nicht unangenehmes Gefühl, der Hunger hingegen ist lästig, und wird wegen der immer höher steigenden Empfindlichkeit der Magennerven immer peinlicher. Bei manchen Menschen, welche ohnedies krankhaft empfindliche Magennerven haben, wird schon die erste Regung des Appetits zu einem unangenehmen Gefühle, und wenn sie nicht sogleich befriedigt wird, zum angreifenden Schmerze in der Magengegend, den man Jähhunger nennt, und welcher, wenn er nicht gestillt wird, plötzliche Schwäche bis zur Ohnmacht verursacht. Wird der Hunger gar nicht befriedigt, so entsteht hieraus ein fürchterlicher krankhafter Zustand im Körper, und ein elender Tod. Das Blut nimmt bei längerer Dauer des Hungers, wegen Mangels an Ersatz der verlorenen nahrhaften Stoffe, eine ganz abweichende, scharfe und aufgelöste Beschaffenheit an; daher entsteht gänzliche Abmagerung des Körpers und Schwäche, Blutfluß aus allen Theilen desselben, heftige Reizung des Nervensystems, wozu die aufs Höchste gestiegene Empfindilchkeit der Magennerven, die sich endlich über das ganze Unterleibsnervensystem verbreitet, noch mehr beiträgt, und woraus Schmerzhaftigkeit des ganzen Körpers, Schlaflosigkeit, Zuckungen, Wahnsinn bis zur Raserei erfolgen, bis endlich den wohlthätige Tod der schrecklichen Szene ein Ende macht. H.

Hunnen, ein nordasiatisches, vielleicht zu den Finnen gehöriges Stammvolk, das nomadisch an Chinas Grenzen wohnte. Erst mit der Regierung des Me-te, eines Sohnes des Teu-Man, gegen dessen Einbrüche die Chinesen 209 v. Chr. Geb. die große Mauer erbauten, tritt die Geschichte der Hunnen aus dem Dunkel hervor. (S. De Guigne histoire des Huns.) Dies mächtige Volk, nicht ganz ohne Bildung, herrschte über die Mongolei und den größten Theil Nordasiens, bis an das kaspische Meer und die Grenzen Tibets, und waren lange ein gefährlicher Nachbar der Chinesen. Nachdem aber innere

Unruhen der Hunnen Macht geschwächt hatten, gewannen die Chinesen eine, wiewol zweifelhafte und oft unterbrochene, Oberherrschaft über sie, und machten ihrem nördlichen Reiche schon im J. 93, ihrem südlichen aber im 5. Jahrh. ein Ende. Nach dem Untergange des alten Hunnenreiches im Norden zog ein Theil dieses Volks nach Youen-pay, zu den Quellen des Jaiks, unfern der Wohnungen der Baschkiren. Das Land ward in der Folge Tangu oder Großhungarien genannt. Allein schon zu den Zeiten Augusts wohnten nach dem Zeugnisse der römischen Geographen, Hunnen am kaspischen Meere. Die neuen Ankömmlinge hatten gegen Südwest die Alanen, und näherten sich den Grenzen der Römer. Während sie sich nach Norden und Süden ausbreiteten, blieben sie in Osten durch Kriege mit den Chinesen in Verbindung. Als aber die To-pa oder So-ten, die am Amurflusse wohnten und im Westen von China verbreiteten, zu Anfange des 4. Jahrh. die Sienpi aus ihren Besitzungen trieben, drängten diese wieder die Hunnen nach Westen dem kaspischen Meere und Pontus Euxinus zu. Nach einem blutigen Kampfe mit den Alanen vereinigten sie sich mit denselben, um über den Pontus Euxinus zu gehen und die Gothen anzugreifen (376), wodurch der Anfang zu der großen Völkerwanderung gemacht wurde. Mit ihnen kamen viele von ihnen überwundene Nationen; sie unterwarfen sich alle an der Nordseite der Donau wohnenden Völkerschaften. Mit den Römern kriegten sie bald, bald dienten sie hordenweise unter ihren Fahnen. Ruas zwang den Römern einen Tribut ab. Ihm folgten 443 seine Neffen, Bleda und Attila, des Mandras (Münzuks) Söhne. Diese richteten ihre Waffen gegen die Deutschen und Sarmaten. Bleda starb, aber Attila setzte seine Eroberungen fort, und stiftete eins der ausgedehntesten Reiche, das die Geschichte kennt. (S. Attila). Mit seinem Tode zerfiel das Reich; aber noch lange wohnten hunnische Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mäotis, bis endlich Volk und Name verschwinden.

Hunter. Dieser Name gehört zwei in der Geschichte der Arzneikunst berühmten Brüdern an. 1. **William Hunter**, geb. in Kilbridge in der Grafschaft Lanark, oder Clydesdale in Schottland, 1718, bildete sich schon früh zu einem der größten Anatomen, Wundärzte und Geburtshelfer, und starb, nach mehreren ehrenvollen Anstellungen als Leibarzt der Königin von England 1788. Er machte mehrere für die Naturkunde des Menschen sehr wichtige Entdeckungen rc. Eben so eifrig beschäftigte er sich mit andern Zweigen der Naturgeschichte, und sammelte von seiner Jugend an ein sehr reichhaltiges Naturalienkabinet; so wie er auch ein schätzbares Münzkabinet besaß, welches C. Combe beschrieben hat. Mit jenen Eigenschaften verband er eine große Kenntniß der alten Literatur. An seinen Schriften wird Bestimmtheit, vielseitige, scharfsinnige Beobachtung und ausgebreitete Gelehrsamkeit vorzüglich gerühmt. Er schrieb die Anatomy of the human gravid uterus (Lond. 1775, Fol. [sein Hauptwerk]; auch lateinisch), und eine Reihe von Abhandlungen in den Philosophical Transactions der medicinischen Gesellschaft in London. 2. **John Hunter**, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1728, studirte unter seines Bruders Anleitung in London Anatomie und Chirurgie, und zeichnete sich nachher ebenfalls als großer practischer Wundarzt aus, so daß er endlich 1789 Generalwundarzt und Oberaufseher der englischen Armee wurde, und als solcher 1793 starb. Auch durch seine geistreichen und glücklichen Naturforschungen ist dieser Gründer der vergleichenden Anatomie selbst im Auslande berühmt, welche er in mehreren Werken, z.

3. in der Natural history of the human teeth (1771, 4.; Suppl. 778, 4. Deutsch Leipz. 1780, 8. 2 Thle., mit Kupf.); On the ve-erale disease (1786, 4.; deutsch Leipz. 1787, 8., mit Kupf.); A trea-ise on the blood, inflammation and gun-shot wounds (Lond. 1794, .; deutsch von E. B. G. Hebenstreit, Leipz. 1797, 2 Bde., 8., mit Kupf., nebst seinem Leben), und in mehreren, auch deutschen Zeitschrif-n übersetzten Abhandlungen mittheilte. Auch besaß er ein sehr seltenes natomisches Museum, und wendete seine beträchtlichen Einkünfte mit ielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Ver-iche in der Naturkunde.

Hupazoli, einer der wenigen Menschen, welche durch drei Jahr-underte lebten. Geboren 1587 zu Casale im sardinischen Gebiet, arb er 1702. Er war anfangs ein Geistlicher, lebte hernach auf 5cio als Venedigs Consul in Smyrna, seit seinem 82. Jahre. In 5 :hen zeugte er 24 Kinder und außer diesen 25 Bastarte. Er trank ur Wasser, rauchte nie Tabak, und aß wenig (fast nur Wildpret und rüchte). Er trank viel Saft der Scorzonerwurzel, aß Abends fast ichts, ging frühe schlafen und stand frühe auf, hörte dann die Messe, azierte und arbeitete den ganzen Tag bis ins höchste Alter. In 22 Bänden schrieb er alles nieder, was ihm merkwürdiges begegnete, der er erlebt hatte. Kein Fieber traf ihn jemals. Er ließ sich keine der öffnen, und brauchte nie Arznei. Im 100. Jahre wurde sein graues Haar abermals schwarz. Er ging noch nach dieser Lebenspe-ode oft 4 Meilen des Tags. 109 Jahre alt verlor er seine Zähne nd nährte sich später von Brühen. 4 Jahre später erhielt er zwei roße neue Zähne und fing wieder an Fleisch zu essen. Gegen Ende ines Lebens hörte eine ihm fast seit 30 Jahren gewöhnliche monat-che Blutausleerung auf. Da erst befiel ihn der Stein und häufig schnupfen, bis er starb. Uebrigens war der Charakter des Mannes nft. Sein Hauptbedürfniß war Umgang mit Frauenzimmern, und upazoli im übrigen ein reicher Mann mit wenig Bedürfnissen.

* Huronen, eine nordamerikanische Völkerschaft, welche vormals hlreich war, und auf der Ostseite des Huronensees wohnte, aber 1650 on den Irokesen vertrieben wurde, und jetzt im Südwesten des Erie-es wohnt. Die sogenannten fünf Nationen (die fünf mohakischen Na-onen, auch Irokesen genannt) nennen die Huronen Väter; ohne Zwei-l daher, weil sie von den Huronen abstammen, die jetzt bis auf 700 rieger herabgekommen sind. Sie gehören zu den gebildetsten der eien Nordindianer, wohnen in ordentlich gezimmerten Häusern, hal-n Pferde, Rindvieh und Schweine, und bauen Getreide zum Ver-uf. Ein Dorf derselben (Loretto, bei Quebek) hat jetzt die christ-he Religion angenommen. Zuweilen begreift man unter dem Na-en Huronen auch die Irokesen, welche aber ein besonderes Volk den.

Husaren, ursprünglich der Name der ungarischen Reiterei, wel-:n sie 1458 erhielt, als Matthias I. den Prälaten und Edelleuten s Reichs befahl, sich mit ihren Reitern in seinem Lager einzufinden. amals mußte von 20 Häusern ein Mann gestellt werden; und so ent-nd aus dem ungarischen Worte Husz, zwanzig, und ar, die Löh-ng, der Name Huszar, Husar. Später ward diese leichte Reiterei n den übrigen europäischen Mächten in Bewaffnung und Kleidung chgeahmt. (S. d. Art. Cavallerie.)

Huß, Hussiten. Johannes Huß, geb. 1573 zu Hussinecz bei rachaticz in Böhmen, daher er sich Huß oder Johann von Hussinecz

nannte, ging, von seinem Grundherrn und andern Gönnern unterstützt, 1389 auf die Universität nach Prag, wo er bald durch Fleiß und gute Sitten ausgezeichnet war, als Famulus eines Professors Zugang zu dessen Bibliothek, und dadurch Gelegenheit bekam, sich eine in jenem Zeitalter vorzügliche theologische Bildung zu erwerben. 1396 wurde er Magister, und fing 1398 an, öffentlich theologische und philosophische Vorlesungen zu halten. Der Umstand, daß ihm 1402 das zufolge einer Privatstiftung bestehende Amt als böhmischer Prediger an der Bethlehemscapelle zu Prag übertragen ward, begründete seinen Einfluß auf das Volk, das seine Predigeen mit nicht geringerem Beifall hörte, als die Studenten, und da ihn die Königin Sophia bald darauf zu ihrem Beichtvater machte, gewann er auch Eingang bei Hofe. Um diese Zeit wurden ihm die Schrifteu Wiklefs bekannt. Bei seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Bibel fühlte er bald die Wahrheit, mit welcher dieser kühne Reformator die Mißbräuche der Priesterherrschaft rügte, und wurde nun der eifrigste Herold einer Reform, welche der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des schriftmäßigen Christenthums wiedergeben sollte. Seine Freimüthigkeit blieb nicht unbemerkt, und da er in den häufigen Fehden der deutschen Akademiker mit den böhmischen sich der letztern thätig annahm, hatte er es bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun. Die Sachsen, Baiern und Polen behaupteten damals unter dem gemeinschaftlichen Namen der Deutschen in Prag das Vorrecht, bei akademischen Wahlen drei Stimmen abgeben zu dürfen, dagegen die Böhmen nur eine hatten. Der Stiftungsbrief der Universität, worin Carl IV. das Muster der Pariser angenommen hatte, deutete aber das umgekehrte Verhältniß der Stimmen an, und Huß setzte es zufolge dessen beim König Wenzel durch, daß durch eine Reform den 13. Oct. 1409 den Ausländern nur eine, und den Böhmen drei Stimmen zugesprochen wurden. Dies machte den Zwist, der bisher nur ein Streit der philosophischen Schulen des Realismus, wozu sich Huß, und des Nominalismus, wozu die meisten Deutschen sich bekannten, gewesen war, zur Sache der Nationen. Bei 5000 ausländische Professoren und Studenten verließen Prag, und gaben den Universitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Cracau theils ihr Entstehen, theils neuen Flor; ein Verlust, den Prag und Huß selbst, obwol nun Rector, empfinden mußte. Doch konnte er in Böhmen jetzt noch nicht angegriffen werden; das große Schisma hatte die Blößen der Priesterherrschaft aufgedeckt; Böhmen erkannte Benedict XIII. gar nicht, und seit 1409 auch Gregor der XII. nicht mehr an; Adel und Volk waren durch einige helle Köpfe, die als Vorläufer der Hussischen Lehre galten, gegen die willkürlichen Satzungen des Papstthums eingenommen, und an freiere Urtheile gewöhnt; Wenzels lockere Regierung begünstigte den antipapistischen Geist Vieler im Volke, aus politischen Gründen, und aus Neigung den allgemein geachteten Huß. Dieser durfte daher die verwilderten Sitten der Priester und Laien öffentlich rügen, und wider den Ablaß predigen, mit dem der Papst damals in Böhmen Handel treiben ließ; er sagte nichts Neues, wenn er Seelenmessen, Bilderdienst, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Fasten u. dgl. für Erfindungen des geistlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmahle für schriftwidrig erklärte. Der neue Papst, Alexander V., foderte ihn endlich nach Rom, und da er sich nicht stellte, übernahm der Erzbischof von Prag, Sbynko, die unmittelbare Verfolgung des Lehrers der Wahrheit. An 200 Bände Wiklefischer Schriften, wurden 1410 im

erzbischöflichen Palaste verbrannt, und das böhmische Predigen in der Bethlehemskapelle verboten. Huß gehorchte aber weder diesem Verbote, noch der neuen Ladung des Papstes, Johann XXIII., sondern appellirte, da seine Abgesandten zu Rom verhaftet wurden, an ein allgemeines Concilium. Als der Papst den Kreuzzug wider Ladislaw von Neapel auch in Böhmen predigen ließ, erklärte er sich aufs Heftigste dagegen, und sein Freund Hieronymus erlaubte sich Gewaltschritte, die der Papst auf Hussens Rechnung schrieb, und ihn mit dem Kirchenbanne, und Prag mit dem Interdict belegte, so lange Huß darin wäre. Dieser ging daher, mißtrauisch gegen den Schutz des schwachen Königs, zu dem Grundherrn seines Geburtsortes, Nicolaus, nach Hussinecz. Hier und in mehreren Gegenden des Bechiner Kreises predigte er mit vielem Beifall im Freien, und schrieb die merkwürdigen Bücher von den 6 Irrthümern und von der Kirche, worin er die Verwandlung der Hostie, den Glauben an den Papst und Heilige, die Kraft der Absolution eines lasterhaften Priesters, die unbedingte Obedienz gegen irdische Obere, und die herrschende Simonie aufs Stärkste bestreitet, und die heil. Schrift zur alleinigen Richterin in Glaubenssachen macht. Der Beifall, den diese Lehren bei Adel und Volk fanden, vermehrte Hussens Anhang beträchtlich, und weil ihm nichts mehr am Herzen lag, als die Verbreitung der Wahrheit, folgte er der Einladung des Costnitzer Conciliums mit Freuden, um seinen Glauben vor den Theologen aller Nationen zu vertheidigen. Wenzel gab ihm den Grafen Chlum und zwei andere Böhmen von Adel zur Bedeckung mit, Siegmunds kaiserlicher Geleitsbrief verbürgte seine persönliche Sicherheit, und Johann XXIII. versprach ihm, nach seiner Ankunft zu Costnitz, den 4. Novbr. 1414, dasselbe. Gleichwol wurde er schon den 28. Novbr. bei einem Privatverhöre vor einigen Kardinälen verhaftet, und blieb, trotz der mehrmaligen starken Einsprüche der böhmischen und mährischen Großen, im Verhaft, und, obwol krank, ohne Anwalt. Beim öffentlichen Verhöre, am 5. Juni 1415, überschrien die Väter des Conciliums seine Vertheidigungsrede mit lärmenden Schmähungen; in den Verhören am 7. und 8. Juni durfte er sich zwar im Beisein des Kaisers ausführlich verantworten, allein da auf seine Gründe gar nicht geachtet, und ein unbedingter Widerruf von Ketzereien, die er gelehrt und nicht gelehrt habe, von ihm gefordert wurde, Huß aber fest auf seinem Glauben blieb; so konnte das letzte Verhör, den 6. Juli 1415, keinen andern Erfolg haben, als sein einmal beschlossenes Todesurtheil. Hier hatte Huß noch den Muth, den Kaiser an sein sicheres Geleit zu erinnern, und Siegmund konnte sich dabei einer flüchtigen Schamröthe nicht erwehren; doch die Erbitterung an einen Mann, er es gewagt hatte, die Wahrheit zu sagen, war zu groß, als daß es noch eine Rettung für ihn gegeben hätte. Er wurde, ohne eines Irrthums überführt oder aus der heil. Schrift widerlegt zu sein, noch an demselben Tage lebendig verbrannt, und seine Asche in den Rhein gestreut. Als man ihn auf dem Wege zum Scheiterhaufen an einem Platze, wo seine Schriften verbrannt wurden, vorüberführte, lächelte er, und verschied unter den freudigsten Gebeten. Selbst seine Feinde sprechen mit Bewunderung von seiner unbescholtenen Tugend im Leben und seiner Standhaftigkeit im Tode. Sein gemäßigter, frommer Sinn würde die schreckliche Rache nicht gebilliget haben, die seine böhmischen Anhänger nun in einem der blutigsten Kriege für seinen Tod an Kaiser, Reich und Geistlichkeit nahmen. Diese Anordnungen und Bannflüche des Conciliums wurden in

Böhmen verlacht, und statt die neue Lehre vernichten zu können, wurde das Autodafé, dessen man sich zu Costnitz als einer Heldenthat rühmte, die Loosung zum Vereine einer Menge aus allen Ständen in Böhmen, die sich nach ihrem Lehrer Hussiten nannten. Wenzel mußte ihnen 1417 zur Feier des Abendmahls in beiderlei Gestalt mehrere Kirchen einräumen, und da ihre Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald Viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten. Das zweideutige, feige Benehmen dieses Königs († 13. Aug. 1419) und die inquisitorischen Gewaltthätigkeiten des Cardinal-Legaten, Joh. Dominico, entzündeten die Flamme des Aufruhrs. Die Ansprüche des verhaßten Kaisers Siegmund auf die erledigte Krone konnten sie nicht löschen. Immer auf Ausrottung der Ketzer hinarbeitend, treulos in Verträgen, und weder mit seinen Heeren der Tapferkeit der Hussiten, noch dem Genie ihrer Feldherrn gewachsen, mußte er einer 15jährigen Anarchie des ererbten Königreichs zusehen. Den ersten Schritt zum Aufstande thaten die Hussiten durch eine blutige Rache an den Catholischen; die Klöster, deren es in Böhmen mehrere und prächtigere als irgendwo gab, wurden geplündert und eingeäschert, die Kirchen der Catholiken abgebrannt, die Priester und Mönche ermordet. Johann Ziska von Trocznow, ein böhmischer Ritter, führte sie an, bildete aus dem ihm zuströmenden Haufen ein wohlberittenes, geübtes und in seiner Wagenburg unüberwindliches Kriegsheer, und erbauete zum Waffenplatze und Stützpunkte desselben, auf einem durch Hussens Feldpredigten geheiligten und von der Natur festen Berg im Bechiner Kreise, die verschanzte Stadt Tabor. Unter ihm befehligte Hussens ältester Freund, Nicolaus von Hussinecz, bekannt durch seinen Muth, mit dem er sich schon 1417 an der Spitze der Hussiten gestellt, und den abtrünnig gewordenen Ulrich von Rosenberg sammt seinem kaiserlichen Heere 1420 von Tabor zurückgeschlagen. Er widersprach zuerst aus warmem Patriotismus dem Plane der Prager, einen fremden Fürsten zum König zu wählen; starb aber zu früh für Böhmens Wohl, den 25. Dec. 1420, mit dem Ruhme, mehr ein Vertheidiger des hussitischen Glaubens, als ein Verfolger der Catholischen gewesen zu sein. In dieser Verfolgung war Ziska der Eifrigste und Grausamste, und nicht ohne Bedeutung führte er den Titel: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie sich die Hussiten unter seinen Fahnen nach ihrer Festung nannten. Denn die Stärke seines Heeres und seine Siege über die Kaiserlichen gaben ihm ein Uebergewicht in den böhmischen Angelegenheiten, das dem Protectorat nahe kam. Als daher, weil das Morden, Sengen und Brennen seines Heeres und der kleinen Haufen, die unter der Aegide des Religionskrieges auf Beute gingen, immer weiter um sich griff, die gemäßigter denkenden Hussiten vom Adel und der Prager Bürgerschaft, denen es zunächst um den Kelch im Abendmahle (daher Calixtiner oder Präger) und um die Ruhe des Reichs zu thun war, erst dem König Wladislaw von Polen, dann dem Großfürsten Vitold von Litthauen, und endlich dessen Neffen, Koribut, die böhmische Krone antrugen, verweigerte Ziska mit den Taboriten seine Zustimmung, und der Unterschied dieser Parteien, der sich schon in der Verschiedenheit ihrer Forderungen an eine kirchliche Reform gezeigt hatte, wurde nun zur wirklichen Trennung. Nichts war der Sache der Hussiten gefährlicher, als die Vervielfältigung der Sekten und Parteien in Böhmen; jede handelte seit 1421 allein, und nur gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten sie sich, um, sobald er vertrieben war, einander wieder zu befeh-

den. Ziska, vor Raby zwar gänzlich erblindet, und gegen einen dreifachen Feind, gegen die Kaiserlichen, die er in der Hauptschlacht bei Deutschbrod 1422 und fortwährend in kleinen Gefechten schlug, gegen den Adel, der bei seinen Räubereien unermeßlich verlor, ohne ihnen ein Ziel setzen zu können, aber gegen die Prager, die ihre Stadt nur durch den harten und bald gebrochenen Frieden, 14. Sept. 1424, vom Untergange retteten, immer gleich siegreich, starb den 12. Oct. dieses Jahres an der Pest. Mit seinem Tode zerfiel die furchtbare Masse, die nur sein Feldherrntalent und Glück zusammengehalten hatte, in mehrere Parteien. Die Mehrzahl der Taboriten nahm den von Ziska empfohlenen Andreas Procopius, der, früher zum geistlichen Stande bestimmt, der Geschorne (Holy, rasus) hieß, zum Feldherrn. Koribut, seit 1422 ein Schattenkönig der Prager, war, ob er gleich den Busso von Vitzthum mit dem stärksten Heere, das Sachsen jemals aufgebracht, den 16. Juni 1426 bei Außig geschlagen, doch diesen durch Verwilderung und Raubsucht fürchterlichen Parteien der Hussiten nicht gewachsen, und mußte 1427 der Krone entsagen. Dafür zeigte sich nun Procop seines Vorgängers würdig. Die entscheidenden Siege, die er im Juli 1427 und den 14. Aug. 1431 bei Mies und Tachau über die den Hussiten an Masse weit überlegenen Kreuzheere der deutschen Reichsvölker gewann, machten die Hussitischen Waffen nicht weniger furchtbar, als die verwüstenden Streifzüge, welche die einzelnen Parteien seit Anfang des Krieges fast in jedem Jahre bis 1432 nach den benachbarten Ländern unternommen hatten. Oesterreich, Franken, besonders aber Sachsen und die dem Papste noch ergebenen böhmischen Länder, Lausitz und Schlesien, wurden ein Schauplatz der empörendsten Gräuelthaten und Räubereien. Alles sehnte sich daher nach Ruhe, und da die deutschen Waffen nichts gegen die Hussiten ausrichteten, sah die Baseler Kirchenversammlung sich genöthigt, durch Siegmund, der unter dem böhmischen Adel und den Pragern immer einen Anhang behalten hatte, Unterhandlungen mit diesen Ketzern anzuknüpfen, und so kam es den 20. Nov. 1433 zu einem Vergleiche (Prager Compactaten), der aber nicht von allen Parteien angenommen wurde. Den Feindseligkeiten, welche darüber aufs Neue entstanden, machte ein vollständiger Sieg der Calixtiner und Catholischen unter Meinhard von Neuhaus bei Bömischbrod, den 30. Mai 1434, ein Ende. Die nun herrschenden Calixtiner nahmen, in Verbindung mit den catholischen Ständen, den Kaiser Siegmund zum König an, welcher die nach den Wünschen der Calixtiner vom Concilium etwas gemilderten Compactaten den 5. Juli 1436 zu Iglau beschwor, aber, seinem Versprechen wieder untreu, den 9. Dec. 1437 starb, ohne Böhmen vollkommen beruhigt zu haben. Die sehr geschwächten Taboriten konnten ihre Sache nur noch in Landtagsunterhandlungen und theologischen Streitschriften fortführen, wobei zwar ihr Glaubensbekenntniß eine Reinheit und Ausbildung gewann, die es den Confessionen der Protestanten des 16. Jahrh. in vielen Stücken ähnlich machte, aber ihre Religionsfreiheit immer mehr litt, bis sie sich in die 1457 aus ihrer Mitte entstandene und unter den härtesten Verfolgungen durch ihre Standhaftigkeit und Sittenreinheit ehrwürdige böhmisch-mährische Brüdergemeine verloren. (S. Böhmische Brüder.) E.

Husten, besteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche sogleich eine schnelle und starke Ausstoßung der Luft erfolgt, wobei wegen der zugleich verengerten Stimmritze des Kehlkopfes ein beträchtliches Geräusch entsteht. Jeder fremdartige Stoff, welcher die mit ei-

genthümlicher Empfindlichkeit begabte Haut der Luftröhre berührt, erregt die stärkere Gegenwirkung derselben, um jenen lästigen Reiz wegzuschaffen. Die zum Athmen gehörigen Organe haben ihr eigenthümliches Leben, welches theils von ihrem Baue, theils von der specifischen Stimmung ihres Nervensystems abhängt. Nur die atmosphärische Luft ist ihrem Leben befreundet, jeder andere Stoff ist ihnen fremd, feindlich und beleidigend. Daher erregt schon ein Tropfen Wasser, der in die Luftröhre schlüpft, einen heftigen Husten, wodurch sich die Natur des ihr lästigen fremden Körpers entledigen will. Das plötzliche Ausstoßen der Luft aus den Lungen wird durch die schnelle und heftige Zusammenziehung des Zwerchfells und der Brust- und Rippenmuskeln, selbst auch durch die krampfhafte, schnelle Verengerung der Luftröhrenzweige, bewirkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächst die Nerven des Luftröhrenkopfes und der Luftröhre verletzt, wirkt durch die Verbindung der Nervengeflechte zugleich auf jene benachbarten Theile, und zwingt sie zur Mitleidenheit. In die Haut des Kehlkopfes verbreitet sich nämlich der obere und untere Kehlkopfnerv, beides Zweige der Stimmnerven. Andere Zweige derselben umgeben die Luftröhre und deren Aeste so zahlreich in der Nähe der Lungen, daß sie ein forderes und hinteres Nervennetz um dieselben bilden, deren Verästelungen die Luftröhrenzweige tief in die Substanz der Lungen hineinbegleiten, ihrer innern Fläche einen hohen Grad von Empfindlichkeit, und das Vermögen, sich mittelst ihrer zarten Muskelfäserchen zusammenzuziehen, mittheilen. Die nämlichen Stimmnerven gehen weiter herunter bis zum Zwerchfelle, und versehen dieses mit mehreren Aesten, welche sich in ihm ausbreiten. Die letzten Zweige des Stimmnerven gehen durch das Zwerchfell zu dem Magen, und bilden um denselben bedeutende Nervennetze. Wird der Husten von äußern, in den Kehlkopf oder in die Luftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speise oder Getränk (beim sogenannten Verschlucken, durch das Einathmen von Rauch, Staub, scharfen Dünsten u. dgl.), so hört er wieder auf, sobald der fremde Körper entfernt ist: er wird aber eine anhaltende Krankheit, wenn das eigenthümliche Leben der Organe des Athems in dem Grade gestört, die Empfindlichkeit derselben, besonders der innern, den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, so erhöht wird, daß selbst die ihr befreundete atmosphärische Luft bei dem Einathmen der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Aesten verbreitet sind, abgesonderte Schleim einen zu heftig wirkenden Reiz verursachen und den Husten erregen. Am öftersten kommen die in diese Classe fallenden Krankheiten in der Form von Catarrh, Lungenentzündung und Seitenstechen, Bluthusten und Lungensuchten vor. Der Catarrh, welcher auch im gemeinen Leben oft ausschließlich unter den Namen Husten begriffen wird, weil dieser das vorzügliche und oft einzige Zeichen ist, wodurch er sich äußert, besteht in einer gelinden Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre mit erhöheter Empfindlichkeit dieser Theile und vermehrter Schleimabsonderung. Gemeiniglich hält man diese Krankheit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzustand damit verbunden ist, und oft sogar beobachtet man weder eine passende Diät, noch braucht man die angemessenen Heilmittel dagegen. Allein jeder über 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Husten ist verdächtig; jeder Catarrh, wenn er vernachlässigt wird, kann in Lungenentzündung übergehen, wenn z. B. durch erhitzende Getränke der entzündliche Zustand höher gesteigert wird, oder kann

Veranlassung zu Knoten und Geschwüren in den Lungen, und zu nach-
folgender Lungensucht werden. Auch solche Reizungen, welche zwar
nicht unmittelbar auf die Respirationswege wirken, aber sie doch
mittelbar durch den oben erwähnten Zusammenhang der Nerven an-
greifen, können Husten erregen. So ist ein in den Lungen versteckter
und verschlossener Eitersack, Wasseranhäufung in der Brust u. s. w.
oft mit Husten begleitet; selbst scharfe und reizende Stoffe im Magen,
z. B. scharfe Galle, Säure, alkalische scharfe Unreinigkeiten können,
zumal wenn die Empfindlichkeit der Luftwege schon erhöht ist, durch
die Mitleidenschaft der Theile Husten erregen; daher der sogenannte
Magenhusten unter den erforderlichen Bedingungen nicht unter die lee-
ren Einbildungen gehört. H.

Hut. Die Kopfbedeckung, der wir diesen Namen geben, unter-
scheidet sich von der Mütze oder Kappe hauptsächlich durch ihre Form.
Ein steifes Kopfstück und ein dasselbe rings umgebender Schirm von
willkürlicher Form, sind die wesentlichen Theile eines Hutes. Die
Mütze dagegen hat ein schlaffes Kopfstück, und entweder gar keinen
Schirm, oder diesen nur vorn. Der neuere Chako zeichnet sich durch
die besondere Form des Kopfstücks und den sehr kurzen Schirm aus.
Der Stoff, aus dem die Kopfbedeckung besteht, gibt ihr keineswegs den
Namen. Wie die Hüte gewöhnlich von Filz sind, so sind es auch die
Chakos und oft auch die Mützen. Dagegen tragen Frauenzimmer
Hüte von Stroh, von Spänen, von Fischbein, von Seiden- und anderm
Zeuge. Gewöhnlich glaubt man, daß die Alten unsere Hüte, wenig-
stens die von Filz, nicht gekannt hätten. Allein es kommen Spuren
wahrer Hüte schon bei den ältesten Griechen, unter andern im Hesiodus
vor. Die Römer trugen Hüte von gewebter, dichter Wolle, oder von
grobem Tuche. Jedoch scheint die Kunst, die Wolle zu einem eigent-
lichen Filz zu verarbeiten, erst im Mittelalter aufgekommen und erst
gegen das 16. Jahrh. vervollkommnet zu sein. Gegenwärtig nimmt
man theils Schaf- und Lämmerwolle, theils Hasen- und Kaninchen-
haare, theils die Haare von Bibern, angorischen Ziegen und Lamas.
Die letztern geben die feinsten Hüte. Es ist aber nothwendig, daß die
Haare und die Wolle vorher sortirt, auf einer Horde mit Stöcken
geschlagen und aufgelockert, und darauf kartetscht werden. Dann ver-
mischt man die verschiedenen Arten der Haare und Wolle so mit ein-
ander, als es die Güte und Feinheit des Hutes fordert. Die feinsten
werden aus zarter Lämmerwolle mit Biberhaaren bereitet; sie müssen
nun von Neuem aufgelockert, und auf dem Fachtische, der einer Horde
gleicht, mit einer schwingenden Saite, oder dem sogenannten Fachbogen,
geschlagen und in Massen zusammengebracht werden, die man die Fa-
che nennt. Diese werden hierauf mit Stücken Pappe oder Leder zu-
sammengedrückt und auf der kupfernen Filzplatte, die durch einen klei-
nen Ofen erhitzt wird, unter öfterem Benetzen mit Wasser gefilzt, oder
zu ein Ganzes vereinigt. Darauf kommt der Filz in die Walke. Es
wird nämlich in einem Kessel Wasser, entweder mit Essig oder mit
verdünnter Schwefelsäure vermischt, aufs Feuer gesetzt, und darin der
Filz gekocht. Dann kommt er noch naß auf die Form, wo er nun
seine Hutgestalt annimmt, mit Bimsstein und einer Fischhaut abgerie-
ben, und dann gefärbt wird. Gewöhnlich macht man die schwarze
Farbe aus Blauholz, Galläpfeln und Kupferwasser. Ist der Hut ge-
färbt und getrocknet, so wird er mit Hausenblase, arabischem Gummi
oder Hornspänen gesteift. Endlich legt man die letzte Hand daran,
indem man ihm mit verschiedenen Bürsten und dem warmen Bügelei-

fen seinen nöthigen Glanz gibt. — Strohhüte werden am feinsten und schönsten in Toscana gearbeitet; doch hat man es auch in England, besonders in Bedfortshire, darin sehr weit gebracht. Man läßt das Stroh vorher von Schwefeldämpfen durchziehen, wodurch es die nöthige Weiße erhält. Dann spaltet man die Halme, mittelst eines hineingesteckten Drahtes, erweicht darauf die gespaltenen Halme im Wasser, und läßt sie von Kindern in Bänder zusammenflechten, die zuletzt zusammengenäht werden. Um von Spänen rechte feine Hüte zu machen, hat vor zehn Jahren ein gewisser Thomas in London eine eigene Maschine erfunden, die nicht allein die Späne zu Bändern webt, sondern auch diese Bänder mit Seide durch Nähen vereinigt. — In der Heraldik dient der Hut zuweilen statt der Krone und des Helms, oder wird auch zugleich mit demselben gebraucht. Es gibt in dieser Hinsicht geistliche und weltliche Hüte. Unter den geistlichen, welche die Form gemeiner runder Hüte mit breitem Rande haben, nennen wir 1. den rothen Cardinalshut, der auf jeder Seite 15 herabhängende Quasten hat; 2. den erzbischöflichen Hut, grün, mit 10 Quasten auf jeder Seite; 3. den Bischofshut, ebenfalls grün, aber nur mit 6 Quasten, und 4. den schwarzen Hut der päpstlichen Protonotarien, mit 3 Quasten. — Zu den weltlichen Wappenhüten gehören besonders die Fürstenhüte. Diese sind eigentlich rothe Mützen mit breiter Hermelin-Einfassung, und mit dem Reichsapfel, einem Kreuze, oder auch wol einem bloßen Hermelinschwänzchen oben darauf; doch findet man sie auch, nach Art königl. Kronen, mit Reifen oder Bögen gemacht. Der Unterschied, den einige zwischen Chur- und Fürstenhüten machen, ist ohne Grund. Der erzherzogl. österreichische Hut unterscheidet sich von den gewöhnlichen Fürstenhüten durch eine eckige Verbrämung und durch einen mit Perlen besetzten Bogen, auf welchem oben der Reichsapfel ruhet. Noch erwähnen wir hier des großen runden Hutes der schweizereischen Eidgenossenschaft, der, zum Zeichen der Freiheit, über den vereinigten Wappenschildern der sämmtlichen Cantone schwebend vorgestellt wird.

Hutten (Ulrich von), stammte aus einem alten Geschlechte, das in den Diensten des deutschen Kaiserhauses manchen wackern Ritter und Staatsmann aufzuweisen hatte. Auf dem Stammschlosse Stackelberg, 2 Meilen von Fulda, ward Hutten 1488 geboren und im zehnten Jahre that ihn der rauhe Vater nach Fulda ins Stift, um ihn da zum Mönch erziehen zu lassen. Die dortige Klosterschule war eine der berühmtesten in ganz Deutschland. Der Jüngling konnte hier die beste Bildung erlangen und er ließ es auch nicht daran fehlen, davon allen Vortheil zu ziehen, allein Mönch zu werden, sagte ihm so wenig zu, daß er schon 1504 heimlich entfloh und nach Erfurt wanderte, wo er mit mehreren Gelehrten und Dichtern in genaue Bekanntschaft trat. Eine ansteckende Seuche trieb ihn im nächsten Jahre nach Cöln, dessen Universität damals ungemein blühend war. Als aber einer der aufgeklärtesten Lehrer auf dieser Hochschule, Rhagius, verwiesen wurde und nach Frankfurt a. d. Oder ging, begleitete ihn Hutten dahin, wo 1506 die neue Universität eingeweihet wurde. Sein Gönner, der Ritter Eitelwolf von Stein, unterstützte ihn bei seinem dreijährigen Aufenthalte hier auf mancherlei Weise. Indessen die Ruhe und Stille sagte dem feurigen Ritter nirgends lange zu. Er ging, obschon von einer bösen Krankheit gepeinigt, die er sich gleich tausenden in jener Zeit zugezogen hatte, nach dem nördlichen Deutschland, und besuchte namentlich Greifswalde, Rostock u. s. f., wo er überall als Dichter und guter Kopf willkommen war und die ihm so nöthige Unterstützung durch seine Arbeiten

land. 1511 besuchte er Wittenberg, wo er wieder ein größeres Werk herausgab. Von da ging er nach Pavia, um die Rechte zu studiren, und so, was dann vielleicht möglich war, die Gunst seines immer noch zürnenden Vaters zu gewinnen. Gerade in die Zeit seines Aufenthaltes fiel Pavias Eroberung durch die Schweizer in Maximilians I. Diensten, und diese Unruhen bewogen ihn, nach Bologna zu wandern, nachdem er auch hier von den wilden Kriegern seiner Habe beraubt worden war. Der gänzliche Mangel nöthigte ihn endlich, 1513 unter dem kaiserlichen Heere Kriegsdienste zu nehmen, bis er im folgenden Jahre, wo er sie wieder verließ, zuerst in ganz Deutschland bekannt wurde. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete nämlich einen von des Ritters Brüdern theils aus Eifersucht, theils aus Haß gegen denselben. Hutten ließ seinen Unwillen über den fürstlichen Mörder in Gedichten, Briefen, Reden, freien Lauf, und zog so die Theilnahme und Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich. Durch „die Reuchlinschen Händel" mit dem Dominicaner Hogstraaten in Cöln, ward er nicht weniger berühmt. Hutten nahm sich des gelehrten, redlichen und darum so verfolgten Reuchlin in Schriften, besonders in satyrischen, aufs kräftigste an, und namentlich trugen die Epistolae virorum obscurorum, an denen er den meisten Antheil hatte, vornämlich dazu bei, die Mönche in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Seinem Vater zu Gefallen zog er 1515 noch einmal nach Italien, in Bologna Doctor der Rechte zu werden. Er besuchte erst Rom, und ging dann nach Bologna, allein nirgends konnte er lange rasten und bald kam er über Venedig ins Vaterland zurück, wo er in Augsburg vom schönsten Mädchen, Konstanzia, Peutingers Tochter, mit dem poetischen Lorbeerkranz geschmückt und von Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. In Italien hatte Hutten das Leben der Mönche in seiner ganzen Scheußlichkeit kennen gelernt und war so sehr Feind der Klerisei geworden, daß er durch die Herausgabe des Laurentius Valla: de falso eredita et ementita donatione Constantini derselben gleichsam, als Vorläufer Luthers, den Krieg erklärte. Zwar widmete er die Schrift dem Papste Leo X. selbst, allein es möchte schwer zu entscheiden sein, ob dies mehr Spott oder wirkliche Ueberzeugung war, daß dieser Papst redlicher sei, und es besser meine, als die frühern. 1518 trat der Ritter in die Dienste des gebildeten Albrechts, Erzbischofs von Mainz, und machte in dessen Geschäften manche Reise nach Paris u. s. f. Namentlich begleitete er den Erzbischof nach Augsburg auf den Reichstag, wo bereits Luther mit Cajetan seine bekannte Unterredung hatte; allein das Hofleben ward ihm ebenfalls bald zuwider und so zog er, mit dem schwäbischen Bund vereint, gegen seinen Erbfeind, Ulrich von Würtemberg zu Felde, wo er mit dem tapfern Franz von Sickingen bekannt und vertraut wurde. Nach beendigtem Kriege ging er für einige Zeit wieder nach Mainz, wo er von allen Seiten Beifall für die mancherlei gegen die Hierarchie gerichteten Schriften erntete. Um aufs neue in der Art aufzutreten, begab er sich in die Einsamkeit seiner väterlichen Burg. Eine Schrift folgte hier der andern, Roms Uebermuth und Schlechtigkeit in vollem Lichte darzustellen, und da man dort dabei nicht ruhig blieb, sondern bei Huttens Gönner, Albrecht von Mainz, klagte, so verlor er am Ende zwar diesen Gönner, trat aber nun nicht nur mit Luther in unmittelbare Verbindung, sondern begann auch späterhin, alles deutsch zu schreiben, statt daß er vorher nur in lateinischer Sprache arbeitete. Dadurch kam es so weit, daß man in Rom seine Auslieferung verlangte, daß man gegen ihn Meuchelmörder anstellte und er in Carls V. Hauptquartiere selbst nicht sicher war. Der treue Freund, Franz von Sickin=

gen, räumte ihm aber eine Stätte in seiner Burg ein, und sie war nun der Ort, von wo an Fürsten und Volk neue Sendschreiben ergingen. Inzwischen begann sein Gönner, von Sickingen, eine blutige Fehde mit dem Erzbischof Richard von Trier. Sie endete unglücklich für den Ritter und Hutten mußte einen andern Zufluchtsort aufsuchen. Er hoffte ihn in der Schweiz (1521) zu finden, aber der feige, zweizüngelnde Erasmus machte so mancherlei Anschläge gegen ihn, daß er bis 1523 von einem Orte zum andern mußte, bis er endlich, 36 Jahr alt, von seiner neu ausgebrochenen Krankheit überwältigt, auf der Insel Ufnau im Zürcher See 1523 im August die Ruhe fand, die ihm auf Erden, theils in Folge seines Charakters, theils seiner Familienverhältnisse, theils seiner Arbeiten, nie zu Theil geworden war. Hutten war einer der freimüthigsten, kühnsten Männer seiner Zeit, ein Vorläufer und Beförderer der Reformation, ein Beispiel, ein Gehilfe für Luther, den er nie persönlich kennen lernte, denn in Augsburg (1518) achtete er ihn, den Bettelmönch, zu wenig. Allein späterhin war er von der größten Achtung für den gleichgesinnten, kühnen Mann durchdrungen, wie er es früher schon für Reuchlin gewesen war. Könnte man ihm etwas Böses nachsagen, so wäre es eine Art Leichtsinn, der ihn so manche Verhältnisse übersehen ließ, die schonender behandelt werden mußten, wenn man mit Erasmus sprechen will. Aber sein Wahlspruch: es sei gewagt! (Jacta alea esto!) ließ ihn daran so wenig, wie den, vom Glück mehr begünstigten Luther, denken. Unrecht, Betrug, Heuchelei, Tyrannei empörte ihn, und so entlarvte er sie mit aller Kraft der Feder, die ihm, wie wenigen, besonders in der lateinischen Sprache, unter allen Gestalten zu Gebote stand. Sein gerader, muthiger Sinn ließ ihn, zitterten alle Freunde, nichts fürchten. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß. Man zählt 45 derselben, mehrere ungerechnet, bei welchen es nicht mit Gewißheit ausgemittelt ist, ob sie von ihm herrühren. Viele von seinen Arbeiten sind zum Theil äußerst selten geworden und eine vollständige Sammlung ist längst erwünscht gewesen. Allein das Schicksal verfolgte Hutten auch im Grabe. Es kam nie eine zu Stande. Ob die, von dem freimüthigen Mönch begonnene von besserm Glücke begünstigt werden wird, wird die Zeit lehren. Die vollständigste und neueste Lebensbeschreibung des Ritters ist 1823 von C. J. Wagenseil in Augsburg erschienen (Nürnberg; 8.), der sich fast ein halbes Jahrhundert lang mit dem Studium von Huttens Schriften beschäftigt hat.

Hüttenkunde ist diejenige Bergwerkswissenschaft, welche die letzten Verfahrungs- und Behandlungsarten lehrt, wodurch die gewonnenen Fossilien und Erze von den Stoffen, welche sie unbrauchbar machen, gereinigt und zum menschlichen Gebrauche geschickt gemacht werden. Sie ist ein Zweig der Chemie, welcher Pyrkturgie genannt wird, und eigentlich die Metallurgie im Großen. In Rücksicht ihres Umfanges theilt man die Hüttenkunde in die allgemeine und in die besondere, je nachdem sie sich ohne Ausnahme über alle oder nur ausschließlich über ein einzelnes hüttenmännisches Erzeugniß ausdehnt. Im letztern Falle entlehnt sie ihren Beinamen theils von dem Gegenstande, z. B. dem Metalle, der Steinart rc., dessen hüttenmännische Kenntniß darin abgehandelt wird; theils von dem darin gelehrten und ausgeübten Haupthüttenverfahren oder Processe, in welchem Falle man sie sehr zweckmäßig in die Schmelz-, Amalgamir-, Distillir- und Sublimir-, Siede- und Cämentirhüttenkunde abgetheilt hat. X.

Hüttenrauch, s. Arsenik.

Hutzwang, in der Landwirthschaft das Recht gewisser Perso-

ten, ihr Vieh auf den Brachfeldern anderer Landbesitzer hüten oder
veiden zu lassen; ein Recht, welches in manchen Gegenden der so äußerst
vünschenswerthen Abschaffung der sogenannten Dreifelderwirthschaft,
ind mithin der Vervollkommnung des Ackerbaues große Schwierigkeiten
n den Weg legt. (S. d. A. Ackerbau.)

Huygens (Christian), nach Andern Huyghens, ein holländi-
cher Gelehrter, durch mehrere wichtige Forschungen und Entdeckungen
n dem Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie unsterblich.
Er war Sohn des Dichters Constantin Huygens und 1629 in Haag
eboren. Er begleitete den Grafen Heinrich von Nassau auf seinen
Reisen 1649 nach Holstein und Dänemark. Nachher bereiste er Frank-
eich und England und weilte von 1666 bis 1681 in Paris mit Gehalt
es Königs von Frankreich. Ihm verdankt man z. B. die Erforschung
er Pendeluhr (1656), durch welche er auf die Entdeckung der Evolu-
en, oder derjenigen krummen Linien, welche sich aus andern entwickeln,
eleitet wurde; wie auch die Erschöpfung der Eigenschaften der Cicloide.
Diese und andere geometrische Entdeckungen wandte er sehr glücklich
uf die Mechanik an. Er untersuchte die Bewegung schwerer Körper
uf vorgeschriebenen Wegen; gleichzeitig (1661) mit Wallis und Wren
ntdeckte er die Gesetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß,
ellte die Theorie der Schwungbewegung, in welcher er die Aufgabe von
en Mittelpuncten des Schwunges löste, und die Gesetze der Central-
räfte auf, so wie ihm auch die Entdeckung des von Jacob Bernouilli
ervollkommneten Grundsatzes der Erhaltung der lebendigen Kräfte zu-
eschrieben wird. Nicht minder zeichnete er sich in der Optik aus, und
ellte eine physisch-mathematische Theorie von der Bewegung des Lichts
uf (de lumine, Leyden 1790), durch welche er die Stärke und Lebhaf-
igkeit des Lichts zu erklären versuchte. Endlich erwarb er sich auch um
ie Astronomie, durch Feststellnng vieler Grundwahrheiten dieser
Wissenschaft große Verdienste, untersuchte mit von ihm selbst verbesser-
en Teleskopen (1655), genauer die Gestalt und den Ring des Saturn,
nd entdeckte den sechsten Trabanten dieses Planeten, u. s. w. Seine
Schriften sind in drei Sammlungen enthalten: Huygenii opusc. post-
uma; Leyden 1700. Opera varia ed. J. A. s' Gravesand, mit dem
eben Huygens; ebendas., Voll. IV., 1724; und endlich Opera reliqua
tc.; Amst. 1728; Voll. II. 4. S. über ihn Montucla Hist. des Math.
. II. Die Rechtswissenschaft, welche er zu Leyden studirte, verließ er
us größerem Drange zu den mathematischen und Naturwissenschaften,
ammelte sich auf Reisen viele Kenntnisse, und lebte bald in Paris,
ald in Haag, als Privatmann seiner Wissenschaft. Am letztern Orte
arb er auch 1695.

Huysum (Hans von), der erste Blumen- und Fruchtmaler der
euern Zeit. Er übertraf an Weichheit und Frische, an Zartheit und
ebendigkeit der Farbe, an Feinheit des Pinsels im Ausdrucke des Saf-
gen und in den treffendsten Abstufungen des Lichtes alle seine Vor-
änger. Er war 1682 zu Amsterdam geboren. Sein Vater, ein Ge-
äldehändler und selbst ein sehr mittelmäßiger Maler, beschäftigte ihn
nfangs in allen Gattungen der Malerei. Aber er fühlte, als er in
as reifere Alter trat, einen vorzüglichern Trieb zur Darstellung der
rzeugnisse des Pflanzenreichs, u. beschränkte die ganze Kraft seines Pinsels
arauf, alle Kunst in der lebendigen Nachbildung derselben zu erschö-
fen. Er sonderte sich daher von seinem Vater ab, und verheirathete
ch gegen das J. 1705. In der Landschaft folgte er der Manier des
Nicolaus Piemont, eines in Holland sehr geschätzten Landschaftsmalers.

Aber das Höchste erreichte er in seinen Blumen- und Fruchtstücken. Er wußte die Geheimnisse der Natur immer tiefer zu erspähen, die flüchtige Blüthe in ihrem schönsten Augenblicke zu fesseln, und durch zauberische Wahrheit und Mannichfaltigkeit der Farben, wie durch das fast Transparente der zarten Blumenkörper, das Aeußerste in dieser Gattung zu erstreben. Er war der erste, der den Einfall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzustellen. Auch war er so eifersüchtig in seiner Kunst, daß er Niemand erlaubte, ihn arbeiten zu sehen, und außer der Tochter eines Freundes und seinem, auch als Maler geschätzten Bruder, Michael, keine Schüler annahm. Mehrere unglückliche Umstände, besonders die Gefallsucht und Verschwendung seiner Frau und die schlechte Aufführung seines Sohnes, machten ihn tiefsinnig; doch war an seinen Arbeiten keine Spur des abwesenden Geistes zu erblicken. Er zehrte sich ab, und starb zu Amsterdam 1749, ohne seinen drei Söhnen Vermögen zu hinterlassen, obgleich jedes seiner Bilder mit 1000 bis 1400 Gulden bezahlt wurde. Sein anderer Bruder, Justus, war Schlachtenmaler, starb aber schon in seinem 22. Jahre. Der dritte, Jacob, copirte seines Bruders Blumen- und Fruchtstücke so täuschend, daß seine Copien sehr theuer bezahlt wurden. Letzterer starb in England 1740.

Hyacinth, ein Edelstein, welcher die Zirkonerde enthält, meistens orangegelb oder feuerfarben aussieht, sehr durchsichtig ist, und sich gemeiniglich in rein crystallisirten, vielseitigen Säulen findet, welche mit vier auf den Kanten aufsitzenden Flächen zugespitzt sind. Es gibt außerdem noch honigfarbene und braune Hyacinthe, welche jedoch weniger geschätzt werden; manche sind nur halbdurchsichtig. Im Feuer verliert er die Farbe, und soll sogar bei einem hohen Grade von Hitze in Fluß kommen. Die vorzüglichsten Hyacinthe kommen aus Ostindien; geringer sind die amerikanischen, böhmischen und schlesischen.

Hyacinthen, Zwiebelgewächse mit schönen, wohlriechenden Blumen, die im Februar, März und April hervorkommen, und allen Blumisten und Blumenliebhabern große Freude durch ihren schönen Bau, ihre Farbenpracht und ihren Wohlgeruch gewähren. Man hat einfache und doppelte, und zieht gewöhnlich die Zwiebeln aus Harlem in Holland, von welcher Stadt aus damit nach allen Ländern der Welt hin, ein sehr bedeutender Handel getrieben wird, da sie durch die ursprünglichen Entdecker der Varietäten und deren tiefe Kenntniß der Blumenvegetation in den Familien der dortigen Blumisten und ihrer Gehilfen sich in ihrer Schönheit zur Fortpflanzung erhalten, in andern Ländern aber gewöhnlich schnell ausarten. Die Preise derselben sind sehr verschieden. Die ordinären Sorten werden „im Rummel" verkauft, das heißt ohne Angabe der Farben und Namen. Man vergl. hiermit den Art. **Blumenhandel**.

Hyacinthus, nach Einigen ein Sohn des laconischen Königs Amyklas oder Oebalus, oder des Pierus und der Muse Clio. Der schöne Jüngling gewann die Liebe Apolls. Zephyrus aber war sein Nebenbuhler, und trieb beim Scheibenwerfen die Wurfscheibe so, daß sie zurück auf den Scheitel des Jünglings fiel und ihn erschlug. Der trostlose Apoll verewigte des Lieblings Andenken durch ein Wunder; denn aus seinem Blute erwuchs, wie die Dichter erzählen, die Hyacinthe, wobei man die blaue Schwertlilie und den kleinen Rittersporn denken muß, deren Blätter mit den Zügen AI bezeichnet sind, was sie bald für die Wehklage des Gottes, bald für die Anfangsbuchstaben von Ajax erklären, von welchem man dasselbe erzählt. Zu Amyklä

n Peloponnes wurde dem Hyacinth zu Ehren jährlich ein großes Fest efeiert.

Hyaden, Nymphen, nach Ovid Töchter des Atlas und der lethra, nach Andern aber Töchter des Kadmus oder des Erechtheus; uch ihre Zahl wird verschieden angegeben. Den Tod ihres Bruders)yas, der von einer Löwin war zerrissen worden, beweinten sie so nhaltend, daß die Götter, von Mitleiden bewegt, sie an den Himmel ersetzten, wo sie das bekannte Gestirn im Kopfe des Stiers bilden nd noch immerfort weinen. Am wahrscheinlichsten erhielten diese Sterne ihre Benennung von dem griechischen Worte ὕειν, regnen, veil bei ihrem Auf- und Untergange gemeiniglich Regen folgt, daher nan sie auch die Traurigen, die Regenbringenden (lateinisch auch Suulae), nannte, welches dann späterhin die Erfindung der obigen Faiel veranlaßte. Einige Dichter haben auch die Hyaden und Plejaden nit einander verwechselt.

Hyde de Neuville (Paul, Graf von), spielte während der Revolution und der kaiserlichen Regierung eine ziemlich ansehnliche Rolle inter denen, die sich durch geheime Umtriebe gegen die damalige bestehende Macht in Frankreich auszeichneten, und machte sich seit der Restauraion durch seinen Ultra-Royalismus und sein Halten zu den Gliedern ier äußersten rechten Seite in der Deputirtenkammer, bekannt. Geboren zu Charité sur Loire, woselbst sein Vater, der ihm ein bedeuendes Vermögen hinterließ, eine Knopffabrik hatte, kam er zu Anang der Revolution nach Paris, machte sich jedoch erst im J. 1797 durch sein Auftreten auf die politische Laufbahn bemerklich. Damals chloß er sich mit seinem Schwager Delarüe (einem Mitgliede des Raches der Fünfhundert) der unter dem Namen Clichy bekannten Partei an, deren Streben dahin ging, die erwachte Zeit in ihre vorigen Schranken zurückzudrängen und mit der Vernichtung aller vom Geist der Freiheit hervorgerufenen Institutionen, auch das alte Regime in einer völligen einstigen Gestalt wieder herzustellen. Um dies Vorhaben aber bewerkstelligen zu können, fand man als das beste Mittel, das Volk durch jede mögliche Art in Bewegung zu bringen, ihm die den Ideen nationaler Freiheit anhängenden Männer verhaßt zu machen, indem man sie mit den blutbedeckten und sinnlosen Ungeheuern der Schreckensperiode zu vermengen suchte, und der Menge so oft wie möglich vorzureden, daß sowol der allgemeine Charakter der Nation, als deren einmal ihr eigene Sitten und Civilisation, mit den Institutionen einer freien Verfassung völlig unverträglich wären. So lächerlich an sich nun auch ein solches Beginnen erscheint, so ward es dennoch, in Folge der Schwäche der Directorialregierung, nicht ganz ohne Erfolg betrieben, und man war wirklich mit treulicher Beihilfe einer Menge feiler Federn bereits so weit gediehen, daß man die Hoffnung hegen durfte, den kaum durch Ströme Blutes in den westlichen Departements unterdrückten Brand eines Bürgerkrieges in mehreren Provinzen aufs neue ausbrechen zu sehen, als die Allen unerwartete Rückkehr Buonapartes aus Aegypten plötzlich diesen schönen Plan gänzlich scheitern machte. Daher denn auch der unverwüstliche Haß (der sich später noch in manchen Verschwörungen gegen des Consuls Leben aussprach) dieser Partei gegen Napoleon, die wohl einsah, daß nur er, und er allein fähig war, ihren Umtrieben einen Damm zu setzen. Hyde de Neuville wußte seine Rolle indeß, trotz der eingetretenen Ereignisse, so geschickt zu spielen, daß lange Zeit kein sonderlicher Verdacht auf ihn fiel, obschon er im Interesse der royalistischen

Partei mehrere Reisen nach England unternahm, wo er seinen Schwager Delarue wiederfand (der in Folge der Ereignisse des 19. Fructidor nach Guyana verbannt worden war, sich von da aber dorthin gerettet hatte), und es war gegen das Ende von 1799, daß er ein inniges Verständniß mit den Insurgenten in den Westdepartements, vorzüglich aber mit Georges Cadoudal, mit Dandiqué und Bourmont anknüpfte und zugleich dem brittischen Ministerium einen Plan zu einer Contrerevolution in seinem Vaterlande vorlegte, der denn auch eben ausgeführt werden sollte, als, der 18. Brümaire die Sache vereitelte. Dennoch gab man das so für diesmal gescheiterte Unternehmen nicht ganz auf, und Hyde de Neuville hatte sogar die Dreistigkeit, sich dem ersten Consul selbst vorzustellen und ihm die Wiedereinsetzung der Bourbons ans Herz zu legen. Da dies aber nicht gelang, so kam er auf seine ersten Pläne zurück und begann mit Hilfe seiner Sinnesverwandten in Paris selbst eine geheime Gegen-Polizei zu bilden, deren Zweck es war, alle Schritte der Regierung auszuspioniren, um so, bei erster sich darbietender Gelegenheit, einen Streich gegen dieselbe führen zu können. Chef dieser Anstalt war ein gewisser Dupérou, der unter der Firma eines Kaufmanns seine Talente zum Intriquiren hier bewieß, bald aber demohngeachtet entdeckt wurde. Schon war der Verhaftsbefehl gegen Hyde ausgefertigt, als es ihm, gewarnt durch seine Freunde, noch gelang, sich nach England zu retten. Seine sämmtlichen Papiere, wichtige Aufschlüsse über die Umtriebe jener Zeit gebend, fielen aber der Regierung in die Hände und wurden von dieser im Mai 1800 unter dem Titel: „Correspondence angloise“ bekannt gemacht, wodurch denn das Publikum auch unter anderem erfuhr, daß Hyde unter dem Namen Paul Berri seine vielfachen Reisen nach England und ins Innere von Frankreich gemacht hatte. Später beschuldigte ihn ein Bericht des Polizeiministers Fouché, Theilnehmer an dem Attentat vom 3. Nivose (mit der Höllenmaschine) gewesen zu sein. Eine von ihm 1801 herausgegebene Denkschrift weist jedoch diese Anklage zurück. Bald darauf begab er sich nach Lyon, wo er bis 1805 in großer Verborgenheit lebte, endlich aber durch Verwendung seiner Freunde, durch die Bitten seiner Gattin, vorzüglich aber durch den Einfluß der Kaiserin Josephine von Napoleon die Erlaubniß erhielt, seine Angelegenheiten in Frankreich ordnen und dann sich nach Spanien begeben zu dürfen. Hier blieb er jedoch nur kurze Zeit und ging darauf mit seiner Familie nach Nordamerika, wo er sich in Neu-York ankaufte und ein Nachbar des General Moreau wurde. Wie man behauptet, soll er vorzüglich mit dazu beigetragen haben, diesen General zu bewegen, nach Europa zurückzukehren und die Waffen gegen sein Vaterland zu ergreifen. Er selbst kehrte 1814 nach Napoleons Sturz nach Frankreich zurück, folgte hierauf 1815 Ludwig XVIII. nach Genf, und ward, nach der zweiten Restauration zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt, wo er sogleich seinen Platz unter den heißesten Ultra-Royalisten nahm und sich durch seine Aufforderungen zu den schärfsten Maßregeln gegen alles, was nach der Denkweise der linken Seite sich hinneigte, auszeichnete, hierdurch aber nicht selten selbst die Minister in Verlegenheit brachte. Vorzüglich ergoß sich sein Eifer gegen die Beibehaltung der Beamten (die er gern alle abgesetzt und mit reinen Royalisten ergänzt wissen wollte) gegen das Amnestie-Gesetz, gegen die nicht in seinem Sinn zusammengesetzten Tribunale rc., und brachte es hierdurch denn dahin, daß die

vitzelnde Pariser Welt ihre und seine engsten Anhänger aus wortspielend „les hideux“ nannten. Nach Auflösung der Kammer von 1815 ward er von Ludwig XVIII. in den Grafenstand erhoben und als bevollmächtigter Minister Frankreichs zu dem Congreß der nordamerikanischen Staaten gesendet. Bald darauf erhielt er auch noch das Großkreuz der Ehrenlegion. Im J. 1822 kehrte er zum zweitenmale aus Amerika zurück, ward 1823 vom Departement de la Nievre abermals zum Deputirten in der Kammer erwählt, bald darauf aber neuerdings vom Hofe als bevollmächtigter Minister nach Lissabon gesendet, wo er dermalen noch fungirt.

Hyder Ali, Beherrscher von Mysore (Mayssur, einem vorher wenig bekannten Lande in Ostindien), war einer der größten, thätigsten, gerechtesten, aufgeklärtesten und tapfersten Fürsten Asiens; geb. 1728, starb er 1782. Als der Sohn des Gouverneurs der mysorischen Bergveste Bangalur führte er anfangs einen Reitertrupp an, schwang sich aber, nachdem er die Kriegskunst von den Franzosen kennen gelernt hatte, bis zum Befehlshaber des ganzen mysorischen Heers empor, bei welcher er europäische Kriegs- und Mannszucht einführte, maßte sich die oberste Gewalt an, und verdrängte den vorherigen König und dessen Familie. Darauf eroberte er Calicut, Bednor, Onor, Cananor, und andere benachbarte Staaten, und erweiterte bis 1766 seine Besitzungen bis zu 3360 □M. Zwei Kriege führte er mit abwechselndem Glücke gegen die englisch-ostindische Compagnie; in dem zweiten unterstützten ihn die Franzosen sehr thätig. Hyder Ali zeichnete sich unter den asiatischen Fürsten durch ungewöhnliche Milde aus, die ihm allgemeine Liebe erwarb. In seiner Regierung, wie in allen seinen Geschäften, herrschte die größte Ordnung; er beförderte thätig die Aufnahme der Cultur, der Künste und des Handels, und schützte alle Religionsparteien, wenn sie nur seine Gesetze befolgten. Das von ihm gestiftete mächtige Reich wurde durch die Kriege, welche sein Sohn und Nachfolger, Tippo Saheb (s. d. Art.), mit den Engländern führte, immer mehr geschwächt, und nach der Erobrrung der Hauptstadt, Seringapatnam, (4. Mai 1799) ganz zertrümmert und in verschiedene Stücke vertheilt.

Hydra von Lerna, siehe Hercules und Lernäische Schlange.

Hydraulik oder Hydrodynamik und Hydrostatik. Da die Schwere auf alle Körper, ohne Rücksicht auf den Widerstand der Luft, welcher ihrer Bewegung ein Hinderniß in den Weg legt, gleich stark wirkt, dieser aber die Bewegung der Körper nur nach Maßgabe ihrer geringern oder größern Dichtigkeit mehr oder weniger hemmt, so würde es auch keine besondere Statik (s. d. Art.) der flüssigen Körper, d. i. Hydrostatik und Mechanik (s. d. Art.) derselben, d. i. Hydraulik oder Hydrodynamik, geben, wenn dieselben sich nicht durch die äußerst leichte Verschiebbarkeit auch ihrer kleinsten Theile von den festen Körpern unterschieden, daher denn eine flüssige Masse unter ganz andern Bedingungen im Gleichgewicht oder in Bewegung sich befinden muß, als eine feste. Da die kleinste Kraft hinreicht, den Zusammenhang der Theilchen einer Flüssigkeit aufzuheben, und jeder Tropfen senkrecht gedrückt wird, so müßte die ganze Masse zerfliessen, wenn nicht jedes Theilchen von allen dasselbe umgebenden, und diese wieder von den Wänden des Gefäßes zurückgehalten würden; daher denn auch die Seitenwände, und nicht blos, wie bei festen Körpern, die Unterlage (hier der Boden des Gefäßes) einen Druck erleiden, der mit der Höhe der

darin enthaltenen Wassersäule in einem gewissen Verhältnisse steht. Eine flüssige Masse kann nur in Ruhe sein, wenn sie eine wagerechte Oberfläche gebildet hat, indem im entgegengesetzten Falle die an einem niedrigern Orte der Oberfläche befindlichen Theilchen von den höher liegenden gepreßt, und mithin, da die seitwärts noch tiefer liegenden ihnen kein Hinderniß entgegensetzen können, zerfließen würden. Aus demselben Grunde nun, wie die Theile einer Flüssigkeit gegenseitig einer auf den andern drücken, müssen sie denselben Druck auch auf einen fremden dieser ihrer Wirkung unterworfenen flüssigen (wenn dieser sich nicht mit jenem vermischt), oder festen, völlig oder nur zum Theil darin eingetauchten Körper ausüben. So rührt das Schwimmen eines Körpers daher, daß er bei geringerer Dichtigkeit als das Wasser, in dasselbe eingetaucht, einen geringern Druck ausübt, als eine gleich große Masse von diesem, und deswegen von demselben, indem sich das Gleichgewicht wieder herzustellen strebt, gehoben wird; während ein Körper von einer größern eigenthümlichen Schwere als das Wasser, darein eingetaucht, auch einen größern Druck ausübt, als eine gleich große Wassermasse, und nun mit dem Ueberreste seines Drucks zu Boden sinkt. Wir erhalten dadurch ein Mittel, das specifische (eigenthümliche) Gewicht eines Körpers, d. i. das Verhältniß seines Gewichts zu dem einer gleich großen Menge von Wasser oder von einer andern Flüssigkeit zu bestimmen. Wird das Gleichgewicht einer flüssigen Masse (Hydrostatik) auf irgend eine Art gestört, so müssen die einzelnen Theile der Flüssigkeit anfangen, sich zu bewegen, nach einer Richtung und mit einer Stärke und Geschwindigkeit, welche abhängt sowol von dem Drucke, dem sie einzeln für sich ausgesetzt sind, als auch von der Kraft, mit der die Schwere auf sie wirkt. Diese Untersuchung ist Gegenstand der Hydraulik und Hydrodynamik. Wird z. B. nahe am Boden eines bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser angefüllten Gefäßes in dessen Seitenwand eine kleine Oeffnung gemacht, so springt das Wasser, gedrückt von dem darüberstehenden, in horizontaler Richtung durch die Oeffnung, und bringt man eine aufwärts gebogene Röhre daselbst an, so steigt es gerade in die Höhe, und würde, weil die Kraft, mit der es getrieben wird, gleich ist dem Drucke der im Gefäße über der Oeffnung stehenden Wassersäule, eben so hoch steigen, als diese ist, wenn nicht auf seinem Wege auch die Schwerkraft auf dasselbe wirkte, und es dadurch, ehe es jene Höhe erreicht hat, wieder zum Fallen nöthigte. Die Anwendung der Hydraulik wird im gemeinen Leben dadurch erschwert, daß, gegen die der Einfachheit wegen nöthige Annahme, beim Wasser und anderen Flüssigkeiten immer noch einiger, wenn gleich geringer Zusammenhang der Theile Statt findet, dessen Wirkung durch die Erfahrung bestimmt werden kann, da nur daraus die Stärke jenes Zusammenhanges hervorgeht. Die gründliche Kenntniß dieser Verhältnisse macht die Grundlage der ganzen Hydrotechnik oder Wasserbaukunst, und auch der Maschinenlehre zur Benutzung der Pumpen, Wassermühlen u. s. w. aus. Sie zeigt die Gesetze, nach denen die Flüsse und Ströme ihr Bette sich geben, austiefen, oder versanden, und wie man Dämme, Schleußen, Canäle, Häfen anlegen muß.

Hydryaden sind in der Mythologie eine Art von Nymphen (Wassernymphen), welche zugleich mit den Hamadryaden die Töne von Pans Syrinx mit Tänzen begleiten.

Hydrocephalus, der Wasserkopf, die Kopfwassersucht; s. **Wassersucht**.

Hydrographie, die von den Gewässern handelnde Geographie.

Hydrologie, die Lehre vom Wasser, Beschreibung der verschiedenen Wasser auf der Erde in Ansehung der Stoffe, womit sie gemischt sind.

Hydrometer, ein Wassermesser, zur Wahrnehmung des steigenden oder fallenden Wassers.

Hydrophobie, s. Wasserscheu.

Hydrostatik, s. Hydraulik.

Hydrostatische Wage, s. Aräometer und Wage.

Hyeren, s. Hieres.

Hygieia, Hygiea, die mildlächelnde Göttin der Gesundheit, war eine Tochter des Asklepios oder Aesculapius. Homer, Hesiodus und Pindar, welche diesen noch nicht als Gottheit kennen, wissen natürlich auch noch nichts von einer Göttin Hygiea. Wahrscheinlich entstand dieser Mythus zu der Zeit, wo der Tempeldienst des Asklepios begann. Da man in seinen Tempeln die Heilkunst selbst ausübte, so trat mit dem heilenden Gott auch die Göttin der Gesundheit in immer engere Verbindung, hatte ihre Tempel nahe bei den seinigen, und ihre Bildsäulen auch in diesen. Sie wurde dargestellt als ein Mädchen von schlankem Wuchs, in einen langen Talar gehüllt; milde Jungfräulichkeit ist ihr Charakter, sie mag sich nun traulich zu ihrem Vater halten, oder für sich gebildet sein. Eine Schale von Maza, einer Art Gerstenbrot, hat sie in der Hand, woraus eine Schlange frißt (denn Schlangen gehören zu den Symbolen der Heilkunst). dd.

Hygrometer oder Notiometer, Hygroskop. Es ist für die Meteorologie von größter Wichtigkeit, zu jeder Zeit die Menge des in der Luft enthaltenen Wassers zu bestimmen, und die Werkzeuge, welche dazu dienen sollen, werden Hygrometer (Feuchtigkeitsmesser) genannt. Nun zeigt die alltägliche Erfahrung, daß mehrere Körper eine große Fähigkeit besitzen, die in der Luft schwebende Feuchtigkeit aufzunehmen, und, jeder nach seiner besondern Construction, in der Richtung seiner Längen- oder Breitenfasern sich zu verlängern oder zu verkürzen. So z. B. werden Stricke und Darmsaiten durch Nässe verkürzt und zugleich aus einander gedreht, und auf diese Beobachtung gründet sich das bekannte Lambertsche Hygrometer, welches aber, bei der Unregelmäßigkeit der durch die Feuchtigkeit an der Darmsaite hervorgebrachten Bewegungen, seinem Zwecke nicht völlig entspricht, die Grade der Nässe oder Trockniß anzugeben unfähig ist, und eigentlich den Namen eines Hygroskops (Feuchtigkeitsanzeiger) verdient. Saussure und de Luc suchten daher andere Substanzen, welche mit Zu- oder Abnahme der Feuchtigkeit völlig regelmäßig sich verlängerten oder verkürzten. Jener glaubte diese Eigenschaft bei einem von seiner Fettigkeit, durch Kochen in Lauge, befreiten Menschenhaare, dieser bei einem sehr dünnen, nicht der Länge, sondern der Quere der Fibern nach geschnittenen Fischbeinstreifen zu finden. Saussure spannt das gehörig zubereitete und an einem Ende befestigte Haar über eine feine, leichtbewegliche Welle durch ein kleines Gewicht, während de Luc einen feinen Golddraht zur Anspannung des Fischbeinreifens gebraucht, so daß, wenn das Haar durch Einwirkung der Feuchtigkeit oder Trockniß sich verlängert oder verkürzt, die Welle und ein damit verbundener Zeiger herumgedreht werden muß, und dadurch Zu- oder Abnahme des in der Luft enthaltenen fein zertheilten Wassers anzeigt. Damit man aber auch die Menge desselben angeben kann, muß noch der Punct der größten Feuchtigkeit und Trockniß am Hygrometer bestimmt werden. Saussure bestimmt an seinem Hygrometer den Punct der höchsten Feuchtigkeit durch Setzen desselben

unter eine mit Wasser gesperrte und inwendig damit befeuchtete gläserne Glocke; de Luc hingegen durch unmittelbares Eintauchen seines Hygrometers in Wasser. Den Punct der höchsten Trockniß aber bestimmt jener unter einer gläsernen Glocke, die auf einem bis zum Glühen erhitzten, mit ausgeglüheter Potasche bedeckten Bleche steht; dieser durch Anhängen des Hygrometers in einem genau verschlossenen, mit frisch ausgeglühetem, ungelöschten Kalke zum Theil angefüllten zinnernen Gefäße.

Hylas, ein schöner Knabe, dessen Eltern sehr verschieden angegeben werden. Hercules, der ihn liebte, nahm ihn mit sich auf dem Argonautenzuge; als er aber in der Gegend von Troja ans Land gestiegen war, um Wasser aus dem Flusse Ascanius zu schöpfen, und die Nymphen sein reizendes Bild durch die krystallenen Fluthen sahen, wurden sie so entzückt von seiner Schönheit, daß sie ihn hinabzogen, und der Erde entrückten. Hercules rief vergebens des Lieblings Namen an den Ufern, und versäumte darüber, zur Argo zurückzukehren, die ohne ihn ihre Reise nach Kolchis fortsetzte.

Hymen, Hymenäos, heißt der Vermählungsgott der spätern Griechen, von welchen die Vermählung selbst und der Brautgesang ebenfalls Hymenäos genannt sein sollen; wahrscheinlicher ist aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott seinen Namen von dem Brautgesange habe, weil man diesen früher findet, als jenen. Nach der gewöhnlichen Meinung war Hymenäos ein so schöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechselt hätte; allein er war arm, und liebte deshalb, obschon nicht unerwidert, doch unglücklich. Um der Geliebten nahe zu sein, kleidete er sich einst am Feste der Eleusischen Ceres in weibliche Tracht, und mischte sich in die Feier. Während dieser drang eine Schaar Seeräuber ein, und raubte unter den sämmtlichen Jungfrauen auch ihn. Als die Räuber auf einer wüsten Insel gelandet und vor Müdigkeit entschlummert waren, ermordete er sie, eilte nach Athen zurück, und erbot sich, die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, wofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, sagt man, seine Ehe so glücklich war, so gedachte man seiner zuerst in allen Brautgesängen, bis er nachher vergöttert wurde. Indeß fehlt es nicht an mancherlei andern Sagen, deren Verschiedenheit auch nichts Gewisses über seine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Tonkünstlers Magnes, bald des Bacchus und der Venus, bald Apollos und einer Muse; und zwar weiß man wieder nicht, ob der Urania, Terpsichore, Klio oder Kalliope. Claudian sagt, daß Venus dem Sohne der Muse Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn sich nicht im bräutlichen Lager vereinigen, und nicht die hochzeitlichen Fackeln anzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amors Gefährten. Keine Vermählung fand Statt, wobei er, der Ehestifter, nicht feierlich angerufen wurde. Er erscheint: um die Stirn die Blüthe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitschleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldene Sandalen; Gesang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Bion ihn seine Fackel verlöschen, und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem schönen Hymnus Catulls an diesen Gott, so hatte Hymen seinen Sitz auf dem Helikon bei den Musen. dd.

Hymettus hieß ein Gebirge in Attika, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einsammelten. Jupiter, dem auf diesem Gebirge ein eigner Dienst ge-

weiht war, führte davon den Beinamen Hymettius, der Hymettische.

Hymnus. Mit diesem griechischen Worte bezeichnete man vorzüglich die Lobgesänge, welche zu Ehren der Götter bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik, oft auch unter feierlichen Tänzen, gesungen wurden, und nach den Gottheiten selbst verschiedene Namen und Charaktere erhielten, z. B. Dithyrambus, Päan rc. Daher dann jedes Loblied, oder jede Ode, worin ein übersinnlicher oder vorzüglich erhabener Gegenstand im erhabenen Schwunge der Dichtkunst besungen wird. Viele Psalmen der Hebräer sind in dieser Rücksicht auch Hymnen zu nennen, und dem morgenländischen Charakter und ihrer Religion zufolge noch feuriger und religiöser, als die Hymnen der Griechen. Letztere waren früherhin fast ganz episch (wie die Homerischen); sie erzählten die Mythen der Götter, und gaben von ihnen, wie von den Thaten der Menschen eine anschauliche Schilderung. Die spätern, wie die des Callimachus, wurden schon lyrischer. Unsere christlichen Hymnen sind größtentheils ganz lyrisch, und sprechen das Gefühl des Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren voll innern Dranges zu erheben strebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurirter Musik gesungen: denn die langsame und gleichförmig fortschreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus; daher auch die meisten Lobgesänge in unsern Gesangbüchern, welche ihren Gegenständen nach dem Hymnus angehören, wenn sie für eine bestimmte Melodie gedichtet worden sind, in dem Tone des sanftern, ruhigern und gereimten Liedes, zur Prosa herabsinken. Wenige von Klopstock, Voß und einigen Andern, z. B. diejenigen, welche auf die erhebende Melodie: Wachet auf, ruft uns u. s. w. gedichtet worden sind, machen eine Ausnahme. T.

Hyperbel, s. **Kegel.** In der Rede: eine Figur (s. **Figur**), welche eine Sache übertreibt, sie in einem übertriebenen Lichte oder Schatten darstellt. **Hyperbolisch,** übertrieben.

Hyperboräer, jenseit des Boreas wohnend, nannten die Alten alle unbekannten Bewohner des Westen und Norden, von denen sie glaubten, daß sie stets unter dem Einflusse eines günstigen Himmels ständen. Früher setzte man in die westlichen Länder die Wohnung der Nacht und das Schattenreich, und die in ewigem Dunkel wohnenden Cimmerier. Statt dessen fand man glückliche und ziemlich gesittete Völker, die einen goldreichen Boden bewohnten, und nicht durch den kalten Nordwind Griechenlands beunruhigt wurden, gegen den die Alpen und Pyrenäen sie zu schirmen schienen. Da entstand die Sage von Völkern, die sich einer steten Gesundheit und eines langen Leben erfreuten, und als Lieblinge Apolls, dem sie in fruchtreichen Ebenen mit Musik und Opfern dienten, geschützt vor dem Nordwinde, das glückliche Leben führten. Bei ihnen herrschte ewiger Frühling und ewige Jugend; ganze Jahrtausende verlebten sie in steten Festen und Lustbarkeiten. Nach und nach aber, als man die Westländer immer genauer kennen lernte, ward der Name Hyperboräer aus ihnen verdrängt und in den Norden verpflanzt.

Hypermnestra, die älteste Tochter des Danaus, und Gemalin des Lynceus, den sie, als die einzige von ihren 50 Schwestern, wieder den väterlichen Befehl, nicht umbrachte. (S. **Danayden**).

Hypnos, s. **Somnus.**

Hypochondrie (von dem griechischen hypo, unter, und

chondros, der Rippen- und der Brustknorpel; daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt), eine der schwierigsten Krankheiten. Ihr Sitz ist im Unterleibe, besonders in der Gegend unter den kurzen Rippen; allein, wenn sie zu einem gewissen Grade angewachsen ist, äußert sie sich durch die mannichfaltigsten und veränderlichsten Zufälle in dem ganzen Körper. Man könnte, um das Bild der Hypochondrie darzustellen, den größten Theil der Pathologie abschreiben; denn es werden wenig Krankheiten sein, über deren Zufälle nicht ein Hypochondrist einmal klagt. Er fühlt auch alle Leiden, die er klagt; er fühlt die peinigende Angst, die er nicht beschreiben kann; er fehlt nur in dem Zurückschließen auf die Ursachen dieser Zufälle. Bald fühlt er Drücken in der rechten Seite, und er glaubt, daß er Leberverhärtung habe; bald klagt er über Schmerz in der Brust, und fürchtet sich vor Lungenentzündung; ein andermal wird ihm der Kopf schwer, eingenommen und schwindlich, und nichts ist gewisser, als daß ein Nervenschlag auf dem Wege ist; plötzlich entsteht ein Klingen, Sausen und Brausen vor den Ohren, und er erwartet einen Blutschlagfluß; dann kommen Flecken vor den Augen, und der schwarze Staar soll ehestens nachfolgen. Wenn er Herzklopfen bekommt, befürchtet er einen Herzpolypen; von etwas krampfhafter Beklemmung schließt er auf Brustwassersucht. Eine unbedeutende Pustel wird ihm zum unheilbaren Krebsgeschwüre; eine vorübergehende Verstopfung des Leibes zum Miserere, ein wenig Durchfall zur Ruhr, eine eingeschlossene Blähung zum Centnerstein. Alle diese Zufälle finden ihre Erklärung in dem Wesen und dem Sitze der Krankheit, ihren Ursachen und Veranlassungen. Die Hypochondrie ist eine Verletzung der Function des Nervensystems des Unterleibes, vorzüglich der großen Geflechte hinter dem Magen, als dem eigentlichen Centralnerven. Daher ist die Empfindlichkeit des Nervensystems krankhaft erhöht, sein Wirkungsvermögen aber geschwächt. Zugleich ist die Grenze, welche im Organismus zwischen dem Nervensysteme des Unterleibes und dem des Gehirns und Rückenmarks Statt findet, vermindert, so daß Gefühle des Unterleibes zum Bewußtsein gelangen, welche im gesunden Zustande nicht empfunden werden, und sich zu entfernteren Organen fortpflanzen. Die Störung in der Function des Nervensystems des Unterleibes hat zunächst eine Schwäche und Abweichung der Verdauung zur Folge, welche gemeiniglich die ersten und meisten Zufälle der Hypochondrie hervorbringen, von denen alsdann alle übrigen abstammen, so wie sich die krankhafte Mitleidenheit über den ganzen Organismus ausbreitet. Es entsteht also zuerst Spannen, Drücken und Ziehen unter den kurzen Rippen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald in der Herzgrube, langsame oder stockende Ausleerung, Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Leibes, Mangel an Appetit, vermehrtes Drücken; überhaupt schlechteres Befinden nach dem Essen. In der Folge gesellen sich dazu Beklemmung des Athmens, unbeschreibliche Angst, Eingenommenheit des Kopfes. Auch bei nüchternem Magen entsteht zuweilen Magenschmerz, Uebelkeit oder Erbrechen. Auf Augenblicke, zumal nach geendigter Verdauung, ist dem Hypochondristen leicht, wohl und heiter; aber ehe man sichs vermuthet, wandelt sich die Szene wieder um, und die alten Beschwerden treten plötzlich wieder ein. Die Störung des Nervenzustandes hat auch auf das Gemüth der Kranken bedeutenden Einfluß. Sie sind bald schwermüthig, bald übertrieben lustig; mit ih-

rem körperlichen Zustande unaufhörlich beschäftigt, achten sie auf jede ungewöhnliche Empfindung in ihrem Körper, eben weil sich jedes Gefühl ihnen lebhafter aufdringt. Jeden kleinen Zufall wollen sie erklärt wissen; jedem schieben sie eine wichtigte Krankheit unter; für jeden wünschen sie ein Arzneimittel zu haben. In den Stunden der Angst sind sie furchtsam, verzagt, erwarten den Tod jeden Augenblick, werden fromm und sogar abergläubisch; fühlen sie sich wohl, so blasen sie, wie Unzer sagt, ihre Sünden wie kleine Federchen von sich ab. Manchmal überfällt sie die Angst so plötzlich, daß sie aufspringen müssen, und nirgends Ruhe finden. Andere verläßt ihr Gedächtniß zuweilen so plötzlich, daß sie sich nicht auf ihren Namen besinnen können. Mitten in den ernsthaftesten Gesprächen, selbst im Gebete, kommen ihnen die lächerlichsten Dinge vor; andere bekommen plötzlich einen Trieb zu den seltsamsten Handlungen, deren sie sich nur mit Mühe enthalten können. Veranlassende Ursachen zn dieser Krankheit können alle die Dinge werden, welche die Function des Nervensystems des Unterleibes verletzen, die Empfindlichkeit desselben krankhaft erhöhen, die Verdauung schwächen, und die Absonderungen des reproductiven Nervensystems von dem sensitiven vermindern. Dahin gehören vorzüglich übermäßige Anstrengung des Geistes durch zu vieles Studiren, sitzende Lebensart, schweigerisches Leben, Uebermaß in reizenden Getränken, besonders im Kaffee, und im Genusse der physischen Liebe; aber auch Mangel an Uebung der körperlichen und geistigen Kräfte, Müßiggang und Langeweile. Hypochondrie ist keine gefährliche Krankheit. Der Hypochondrist glaubt zwar sechs Tage der Woche hindurch, alle Tage zu sterben, er hat ein elendes Dasein, ist sich selbst zur Last, den Seinigen und dem Arzt zur Plage. Die Hypochondrie kann nur schwer und langwierig geheilt werden, weil sie selbst der Heilung am meisten entgegenstrebt. Der Hypochondrist soll des überflüssigen Medicinirens sich enthalten, allein wenn der Poltergeist rege wird, möchte er lieber zehnerlei Mittel auf einmal nehmen; er soll seine Sinnlichkeit bezähmen, allein sein empfängliches Nervensystem kann den Lockungen Cupido's nicht widerstehen; er soll sein Gemüth beherrschen, allein sein Gemüth wird vom Körper beherrscht; er soll dem Sitzen, dem Studiren entsagen, und sich körperliche Bewegung machen, allein dies verbieten entweder Verhältnisse, Neigung, Nahrungssorgen, oder Bequemlichkeit und Faulheit; er soll endlich nach einem festen Plane eine einfache Diät Jahre lang beobachten, seinem Arzte, zu dem er einmal Zutrauen hat, unbedingt folgen, und nur dann etwas Medicin nehmen, wenn es dieser der Zufälle wegen für nöthig hält; allein er will in drei Wochen gesund sein, seine festesten Vorsätze sind in acht Tagen vergessen, und er möchte lieber aller Welt seine Leiden klagen, und zehn Aerzte, die jedoch alle zusammen nicht so klug sind, wie er sich selbst dünkt, auf einmal um Rath fragen, um mit jedem zu streiten, und keinem zu folgen. So kommt es denn freilich, daß selten ein Hypochondrist geheilt wird, sondern daß er, nachdem er Jahre lang sich und alle, die das Unglück trifft, um ihn sein zu müssen, geplagt hat, entweder an hinzukommenden Krankheiten oder organischen Fehlern stirbt, oder daß im glücklichsten Falle, sich die Krankheit im Alter, wo sich die übergroße Empfindlichkeit des Nervensystems von selbst legt, allmälig verliert, und können dann Personen, welche in jüngern Jahren viel an Hypochondrie litten, ein sehr hohes und glückliches Alter erreicht haben. H.

Hypokritisch nannten die Griechen einen Theil ihrer practi-

schen Musik, der eigentlich der Kunst untergeordnet war, welche sie unter Orchesis, und die Römer unter Saltatio, konnten, und welche alles in sich begriff, was auf Tanz, Gebärden und Stellungen Bezug hatte. Die hypokritische Musik war eine Art Mimik nach dem heutigen Sinne. Die Benennung Musik aber für eine Kunst, bei der eigentlich nichts Musikalisches vorkam, ist daher zu erklären, daß man damals unter Musik überhaupt einen Inbegriff aller Wissenschaften verstand.

Hypothek, ein verschriebenes Pfand, ein Pfand, das nicht übergeben, sondern nur gerichtlich zur Sicherung des Darlehns verschrieben worden. (S. Hypothekenwesen und Pfand.)

Hypothekarische Creditinstitute sind Anstalten, bestimmt zu Geld-Darleihen, gegen Verpfändung von Grundeigenthum. Grundeigenthum ist der wichtigste Theil des Nationalvermögens; bei der Mannichfaltigkeit der körperlichen und geistigen Fähigkeiten kann aber nicht jeder Staatsbürger selbst Grundeigenthumsbesitzer sein. Ein weises hypothekarisches Creditinstitut verschafft denjenigen, welche ihre Ersparnisse nicht im Landbesitze unmittelbar anlegen können, Gelegenheit, aus diesem Theile des Nationalvermögens mittelbar Vortheile zu ziehen, ohne dabei Verlust zu wagen. Den bisherigen Anstalten dieser Art fehlen mehr oder weniger die wesentlichsten Eigenschaften zu Erreichung ihres Zweckes; hauptsächlich nämlich liegt ihnen nur der Schutz des dargeliehenen Münzcapitals, höchst selten der weit wichtigere Schutz des Landbesitzes zum Grunde. Der beiderseitige Vortheil wird am besten erreicht durch Mobilisirung des Grundeigenthums. Die preußische und österreichische Monarchie ausgenommen, gibt es aber bis jetzt nur wenige europäische Staaten, wo das hypothekarische Creditwesen, als Mobilisirung des Grundeigenthums, auf eine den Gesetzen des Nationalhaushalts nur einigermaßen angemessene Weise eingerichtet wäre; keinen, wo es auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit stände, deren es fähig ist, und welche dem Nationalwohle neue Quellen öffnet. In der österreichischen Monarchie hat man durch das sogenannte Intabulationssystem, in Ansehung der größern Güterbesitzer, einen bedeutenden Schritt dazu gethan; noch zweckmäßiger ist das Creditwesen des schlesischen und märkischen Adels in der preußischen Monarchie; eine das gesammte Grundeigenthum im Lande umfassende Creditanstalt der Art bearbeitet man jetzt in Preußen. Der Graf von Soden hat im zwölften Theile seiner Nationalökonomie einen vortrefflichen Plan zu einer solchen Anstalt in Vorschlag gebracht, und dieselbe Nationalhypothekenbank genannt. (Vgl. die Art. Creditsystem und Nationalhypothekenbank.) KM.

Hypothekenwesen, welches sich auf gemachte Darlehne und die dem Darleiher zu leistende Sicherheit seines Eigenthums gründet, kannte man vor der Einführung des römischen Rechts und anderer fremden Rechte in Deutschland nicht. Nach der Einführung jener fremden Rechte aber kennen wir im Hypothekenwesen eine dreifache Art accessorischer Verträge bei jedem Darlehne: 1. Mutuum, verbunden mit einer wiederkäuflichen Abtretung nutzbarer Güter, nebst dem Genusse eines gesetzlichen Zinsfußes; und der Ueberschuß ist nach denselben Grundsätzen, wie bei der römischen Antichresis, entweder zu erstatten, oder an dem Hauptstamme zu kürzen. 2. Mutuum, verknüpft mit einem römischen Pfand- oder Hypothekenrechte, auch wol einem antichretischen Vertrage, nach Einführung des römischen Rechts. Durch den Hypothekenvertrag wird eine Sache ohne

deren wirkliche Uebergabe an den Gläubiger zur Sicherheit dergestalt eingesetzt, daß derselbe hiedurch ein dingliches Recht an der verschriebenen Sache erlangt, vermöge dessen er im Nichtbezahlungsfalle den Besitz und die Abtretung der verhypothecirten Sache bis zu seiner Befriedigung des Darlehns nebst Zinsen verlangen, und wenn sie auch alsdann noch nicht erfolgen sollte, den Verkauf dieser verschriebenen Sache in rechtlicher Ordnung fodern kann. 3. Mutuum, in der Gestalt eines Gülten- oder Rentenkaufs, welches ganz deutschen Ursprungs ist. Gegenwärtig erhält der Darleiher durch die Hypothek ein Quasieigenthum in des Borgers Grund und Boden zur Sicherheit seines dargeliehenen Capitals, dessen nutzbares Eigenthum auf bestimmte Zeit dem Borger gehört.

Hypothenuse heißt in einem rechtwinklichen Dreiecke die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite, im Gegensatze der beiden andern Seiten, welche Catheten heißen.

Hypothese nennt man einen Satz, den man mit Wahrscheinlichkeit annimmt, um etwas außerdem nicht Erweisliches daraus zu erklären. Man unterscheidet physische und hyperphysische oder transcendentale Hypothesen. Bei ersteren liegt das Angenommene im Felde möglicher Erfahrung, und hängt mit dem Gegebenen nach Naturgesetzen zusammen. Es wird dabei erfordert, daß sie an und für sich nichts Widersprechendes enthalte, mit andern ausgemachten Wahrheiten, so wie mit den Umständen, übereinstimme, die sich bei der Sache, die man daraus erklären will, finden, unter allen andern über denselben Gegenstand möglichen Hypothesen die fruchtbarste und einfachste sei, und keiner neuen subsidiarischen Hypothese, um ihre Wahrscheinlichkeit selbst erst zu beweisen, bedürfe. Hyperphysische oder transcendentale Hypothesen sind, als sich selbst widersprechend, ganz unstatthaft. Man will gegebene Erscheinungen aus einer transcendentalen Idee, d. h. aus einer Idee erklären, welche die Erfahrung dem Objecte oder dem Grade nach übersteigt, und deswegen in keinen angemessenen Gegenstand findet. Da man nun eigentlich von solchen gar nichts versteht, so will man ein Unverständliches durch ein anderes Unverständliches erklären, welches doch der Natur einer Hypothese widerspricht. Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur kann nur aus Naturgründen und Naturgesetzen erklärt werden.

Hypsipyle, des lemnischen Königs Thoas Tochter, die, als die Weiber auf Lemnos ihre Männer im Schlafe ermordeten, weil sich dieselben thracische Sklavinnen zu Beischläferinnen gewählt hatten, ihren Vater verschonte und sorgfältig auf der Insel Chios verbarg. Als bald darauf die Argonauten auf Lemnos landeten, nahm Hypsipyle sie wohl auf, und zeugte mit Jason zwei Söhne, den Thoas und Euneus. Später aber erfuhren die Lemnierinnen, daß Hypsipyle ihren Vater erhalten habe, und wollten sie ermorden. Sie rettete sich durch die Flucht; Seeräuber aber fingen sie auf, und verkauften sie dem König Lycus (oder Lycurgus von Nemäa), der sie zur Wärterinn seines Sohnes Opheltes machte. Als das Heer der sieben Fürsten des Lycurgus Gebiet gen Theben durchzog, fanden sie Hypsipyle allein in einem Gehölze mit dem Knaben an der Brust. Sie setzte den Knaben hin, um die Durstigen zu erquicken. Diesen aber tödtete eine Schlange. Zu seinem Andenken stifteten die Griechen die nemäischen Spiele. Hypsipyle aber ward ins Gefängniß

geworfen, und würde den unglücklichen Zufall mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht ihre Söhne sie befreiet hätten.

Hyrcanien, eine rings von Bergen umgebene, aber im Innern an Wein und Obst fruchtbare Provinz des alten Persiens, welche jetzt die nördliche Hälfte des Landes Comis und ein westliches Stück von Khorasan, längs des Sees aber nach dem östlichen Abschnitte von Masanderan, das Land Korkau und einen Theil von Dahistan in sich faßt. Die Bewohner Hyrcaniens stammten wahrscheinlich von den nördlichen Scythen ab. Schon im ersten Jahrh. gab es unabhängige Könige in Hyrcanien, die dem parthischen Reiche oft gefährlich wurden.

Hysterie ist, dem Wesentlichen nach, das bei dem weiblichen Geschlechte, was Hypochondrie bei dem männlichen ist, mit derjenigen Verschiedenheit, welche die Eigenheit des weiblichen Körpers und Charakters mit sich bringt. Eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems ist auch hier die Quelle, aus welcher alle die mannichfaltigen Zufälle herzuleiten sind, von welchen hysterische Frauenzimmer befallen werden; nur mit dem Unterschiede, daß diese Verstimmung des Nervensystems von den weiblichen Geschlechtsorganen ihren Ursprung nimmt (daher der Name von dem griechischen *ὑστερα*, die Mutter), und daß bei der natürlich größern Empfindlichkeit auch des höhern (animalischen) Nervensystems, die Zufälle leichter allgemein werden, und sich schneller auch in andern Theilen des Körpers, besonders im Muskelsysteme, zeigen; daher Krämpfe mancherlei Art, Zusammenziehungen des Halses, auch Kopfschmerzen, Ohnmachten, Herzklopfen u. a. m. viel öfter vorkommen, und zuweilen so hartnäckig sind, daß solche Personen wirklich Anfälle, dem Scheintode ähnlich, bekommen können. Sonst schrieb man dergleichen Zufälle den aus dem Magen aufsteigenden Dünsten zu; daher man sie Vapeurs nannte, die bei den Damen sehr Mode waren, jetzt aber durch die Krämpfe abgelöst worden sind. H.

Verzeichniß

der

in diesem Bande enthaltenen Artikel.

H

